

721.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

EILFTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1823.

Num. 1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, b. d. Gebr. Hoffmann: *Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach der Behringsſtraſse, zur Erforſchung einer nordöſtlichen Durchfahrt*, unternommen in den Jahren 1815 bis 1818, auf Koſten Sr. Erlaucht des Hn. Reichs-Kanzlers Grafen Romanzoff, auf dem Schiffe Rurik, unter dem Befehle des Kaiſ. Ruſſ. Seelieutenants *Otto von Kotzebue*. Einleitung und Überſicht der Polar-Reiſen zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean in das Südmeer. 91 S., von Hn. *v. Kruſenſtern*. 1ter Band, von *Otto von Kotzebue*. 168 S. 2ter Band, von *Otto v. Kotzebue, Kruſenſtern* und Dr. *Eſchſcholz*, Ärzte des Schiffes. 176 S. 3ter Band, enthaltend die Bemerkungen und Anſichten des Naturforſchers der Expedition, *Adelbert von Chamiſſo*, nebſt naturhiſtoriſchen Beyträgen von Dr. *Eſchſcholz* und anderen Verfaſſern. 240 S. 4. 1821. Mit 20 Kupfern und 6 Landcharten. (24 fl.)

Seit der Entdeckung von Amerika ſind wenige Jahre verſtrichen, in welchen nicht eine Expedition aus den Häfen von Europa nach dem Eismeere ausgelaufen wäre, um im Norden von Amerika einen Weg in die Südſee aufzuſuchen, ohne daſs jedoch die Exiſtenz der vermutheten Straſse hätte erwieſen, noch der Glaube daran vernichtet werden können. Während der franzöſiſchen Revolution und der blutigen Kriege, zu welchen ſie Anlaſs gab, waren die Völker und die Regierungen mit zu wichtigen politiſchen Angelegenheiten beſchäftigt, als daſs man den rein wiſſenſchaftlichen Unternehmungen eine groſse Aufmerkſamkeit hätte widmen können. Indeſſen muſs man den Vorwurf, welchen Hr. *v. Kruſenſtern* Frankreich macht, daſs die Wiſſenſchaften, ſeit dem Umſturze der königl. Regierung, keine Stütze mehr in dieſem Reiche gefunden hätten, für ungegründet erklären, wenn man das ſchätzbare Werk über Ägypten in Erwägung zieht, welches wir den ruhmvollen Bemühungen der Gelehrten Frankreichs und den ſiegreichen Waffen ſeiner Krieger verdanken. Eine Regierung, die im Drange der ſchwierigſten Umſtände ein Werk unternehmen und ausführen läſst, welches Millionen koſtete, und wodurch faſt jedes wiſſenſchaftliche Fach mit neuen Kenntniſſen bereichert wurde, kann man nicht beſchuldigen, daſs ſie keinen thätigen Antheil an den Fortſchritten der Cultur nehme, ohne eine ungerechte Behauptung aufzuſtellen, welche jedoch in dem Munde eines Seefahrers, der, ſeine Blicke auf ferne Meere richtend, die Entdeckungen zu überſehen ſcheint, welche im Gebiete des Alterthums gemacht werden, einigermaſsen zu entſchuldigen iſt.

Wenn eine Regierung, die als Beſchützerin der Wiſſenſchaften auftritt, ſich den Dank aller aufgeklärten Männer erwirbt: ſo verdient ein Privatmann, der einen Theil ſeines Vermögens zur Erweiterung der menſchlichen Kenntniſſe verwendet, die Verehrung ſeiner Zeitgenoſſen und die dankbare Anerkennung der Nachwelt. Graf Romanzoff iſt in dieſem Falle; er lieſs auf ſeine eigenen Koſten eine Expedition zu einem rein wiſſenſchaftlichen Zwecke ausrüſten. Hr. *v. Kotzebue*, deſſen Befehl ſie anvertraut wurde, erhielt den Auftrag, auf dem Rurik, einem Fahrzeuge von 180 Tonnen, eine Entdeckungsreiſe in die Südſee, und nach der Behringsſtraſse, zur Erforſchung einer nordöſtlichen Durchfahrt, zu unternehmen. Den 30 Jul. 1815 ging er von Kronſtadt, in Begleitung des Naturforſchers, Hn. *v. Chamiſſo*, und des Hn. Dr. *Eſchſcholz*, unter Segel. Ein günſtiger Wind trieb ihn ſchnell durch den Sund und die Nordſee in den atlantiſchen Ocean. Auf der Höhe von Teneriffa benutzte er die Paſſatwinde, um die Küſte von Braſilien zu erreichen. Nachdem er zu St. Catharina, unweit des Vorgebirges Frio, einige aſtronomiſche Beobachtungen beendigt hatte, richtete er ſeinen Lauf nach der ſüdlichen Spitze von Amerika, wo ein ſtürmiſches Meer den Seefahrer erwartet. Er entging jedoch den Mühſeligkeiten und Gefahren, denen andere Seeleute ſich hier ausgeſetzt ſahen, indem er ſeinen Lauf ſo nahe, als möglich, längs der Küſte nahm, um das Cap Horn zu umſchiffen. Der Mangel an friſchen Lebensmitteln bewog ihn, nach Chili zu ſegeln, wo er in den Hafen von Talcaguana einlief. In dieſem Lande, welches *Molina* ein Paradies nennt, und wo ein ewiger Frühling herrſcht, ſoll die Fruchtbarkeit ſo groſs ſeyn, daſs man daſelbſt das 100ſte Korn einerntet. Dennoch iſt hier die Induſtrie in dem kläglichſten Zuſtande. Vom Joche des Mutterlandes befreyt, dürfte Chili ſchnelle Fortſchritte in der Cultur machen. Die Indianer, welche das ebene Land bewohnen, ſind den Spaniern unterwürfig. Allein im dem Gebirge trifft man ein kriegeriſches Volk an, die Schuenches genannt, welches ſchon oft den Spaniern gefährlich geworden iſt. Kurz vor Hn. v.

K's. Abreise sollte eine feyerliche Versammlung dieser indischen Stämme, wobey der Gouverneur von Chili erscheint, Statt finden, um die Interessen beider Nationen in Erwägung zu ziehen. „Es war uns schmerzlich, sagt Hr. v. *Chamisso*, diese Gelegenheit zu verfehlen, die grosse Versammlung eines freyen Volkes zu sehen, dessen Geschichte, selbst von seinen Erbfeinden (den Spaniern) aufgezeichnet, an grossen Männern und Thaten so reich erscheint."

Die gastfreundschaftlichen Bewohner von Chili verlassend, richtete Hr. v. K. seinen Lauf nach Kamtschatka. Auf der Oster-Insel, wo er im Vorbeyfahren landete, fand er bey den Einwohner die günstige Aufnahme nicht, deren sich andere Seefahrer zu erfreuen hatten. Seine Gegenwart erweckte im Gegentheil Furcht und Misstrauen bey den Indianern. Als er ans Land stieg, um die merkwürdigen Statuen zu besichtigen, die von *Cook* und *Lapeyrouse* erwähnt werden, sahen sich seine Leute genöthigt, zu den Waffen zu greifen: denn das Betragen der Einwohner liess einen Angriff besorgen. Erst später erfuhr er die Ursache dieser feindlichen Gesinnungen. Ein nordamerikanischer See-Capitän, welcher den Scuner Nancy aus Neulondonamerika befehligte, war vor einigen Jahren auf der Oster-Insel gelandet, in der Absicht, die Bewohner als Sclaven einzufangen. Nach einem blutigen Kampfe gelang es seinen Matrosen, 12 Männer und 10 Weiber in ihre Gewalt zu bekommen, und sie gebunden an Bord zu schleppen. Als sich das Schiff in offener See befand, wurden ihre Banden gelöst. Die Männer benutzten ihre Freyheit, und sprangen alle über Bord, den Tod in den Fluthen einer qualvollen Gefangenschaft vorziehend. Nur mit Gewalt konnten die Weiber abgehalten werden, dem heroischen Beyspiele ihrer Landsleute zu folgen. Nach diesem tragischen Ausgange blieb dem amerikanischen Schiffs-Capitän nichts, als die Schande seiner That und der Gedanke übrig, sie fruchtlos begangen zu haben. Hoffentlich wird der Name dieses herzlosen Menschen bekannt werden, und ihn der Lohn erreichen, den diese Handlung verdient.

Nachdem Hr. v. K. die Lage mehrerer nicht genau bestimmter Inseln durch astronomische Beobachtungen festgesetzt, und einige unbekannte Eilande entdeckt hatte, von denen er Eins, dem grossmüthigen Manne zu Ehren, welcher die Expedition hatte ausrüsten lassen, die Romanzoff-Insel nannte, erreichte er glücklich die Ufer von Kamtschatka. Diese Halbinsel wird durch eine Reihe conformiger Berge gebildet, deren mit Schnee bedeckte Gipfel sich hoch über die Wolken erheben, und von der Sonne beleuchtet einen majestätischen Anblick gewähren. Der Vf., welcher mit Hn. v. *Krusenstern* schon früher in Kamtschatka gewesen war, fand, dass sich unter der einsichtsvollen Verwaltung des jetzigen Gouverneurs der Zustand dieses Landes merklich verbessert hatte. Hr. Dr. *Wormskloid*, welcher in Copenhagen den Rurik bestiegen, verliess hier die Expedition, um auf den Gebirgen von Kamtschatka naturhistorische Untersuchungen anzustellen, deren Resultat um so interessanter seyn wird, da bisher kein Gelehrter dieses Land zum besonderen Gegenstande seiner Nachforschungen gemacht hat. Das Klima von Kamtschatka, welches im Verhältniss der Breite, unter welcher diese Halbinsel liegt, ungewöhnlich kalt und rauh ist, scheint der Cultur unübersteigliche Hindernisse entgegen zu setzen: denn obschon die Awatscha-Bucht, in welcher der Rurik die Anker warf, zwischen der Breite von Lübeck und Hamburg sich befindet, so trifft man doch hier, selbst in den Gegenden, welche vor den kalten Seewinden geschützt sind, keine anderen Bäume, als kleine und verkrüppelte Birken an, während im Norden von Europa, und namentlich in St. Petersburg, dieser Baum sich durch seine Stärke und seinen hohen Wuchs auszeichnet. In dem Hafen von St. Peter und St. Paul, unter dem 53° nördlicher Breite, wurde Hr. v. K. die ersten Spuren des Frühlings mit dem Anfange des Monats July gewahr. Den 20 desselben Monats verliess er diese traurige Gegend, und erreichte bey eintretendem Sommer die Nordküste von Amerika, wo er eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean zu finden hoffte. Auf dieser Fahrt bekam er mehrere noch unbekannte Inseln zu Gesicht. Eine Gruppe derselben nannte er den Kotzebue-Sund. Das Klima dieser Gegend scheint noch rauher zu seyn, als das auf der gegenüberliegenden Küste von Asien. Unter dem 66° der Breite, dem entferntesten Puncte, wohin Hr. v. K. in nördlicher Richtung gelangte, zeigte der Thermometer von Reaumur, im Monat August um die Mittagsstunde, nicht mehr als 8° Wärme. Die Indianer hatten jetzt den höchsten Sommer erreicht, und fanden die Hitze so drückend, dass sie grösstentheils barfuss und unbekleidet gingen. Hr. v. K. landete hier auf einer Erdzunge, die mit schönem Grase und verschiedenen Gesträuchen bewachsen war, und deren Ufer sich an einigen Stellen an 100 Fuss über das Meer erhoben. Durch einen Zufall wurde er zu seinem grössten Erstaunen gewahr, dass er sich auf einem Eisberge befand, auf welchem sich eine ½ Fuss dicke Erdschicht angesetzt hatte. An den Stellen, wo das Eis aufgethaut war, fanden die Matrosen mehrere Mamuthsknochen, deren man bekanntlich auch in Siberien an den Ufern des Lena entdeckt hat. Diese Erscheinung bringt Hn. v. K. auf die seltsame Vermuthung, dass jene gefrorene Masse aus Ureis bestehen müsse, während die angegebene Ursache vielmehr den Gegensatz, und nichts Anderes zu erweisen scheint, als dass einst jene Gegend ein tropisches Klima gehabt haben müsse. — Das Resultat, welches sich aus den hier angestellten Beobachtungen mit der Magnetnadel ergab, die vom 27° östlich, den sie auf dem Schiffe anzeigte, auf diesem Eisberge um 15° in Westen überging, verdient gleichfalls die Aufmerksamkeit der Naturforscher.

Der Seefahrer, der aus den anmuthigen Inselgruppen der Südsee an diese öde Küste gelangt, erstaunt, auch hier noch Menschen anzutreffen. Die Bewohner dieser Gegend ernähren sich vom Fischfange und der Jagd. Holz und eiserne Geräthschaften tauschen sie bey russischen Kaufleuten gegen kostbares Pelzwerk ein. Die Indianer, welche Hr. v. K. hier

antraf, find kaum von den gegenüber auf der asiatischen Küste wohnenden Tschutschken zu unterscheiden. Sie bedienen sich derselben Waffen, wie die an der Ostküste von Amerika wohnenden Eskimos; auch ihre Kähne sind, wie die der letzten, aus Fischbein und Seehundsfellen künstlich verfertigt. Diese leichten Fahrzeuge werden ohne Mühe ans Land gebracht, und dienen, wenn sie umgestürzt sind, den Eingeborenen zum nächtlichen Aufenthalte, gleich einem Zelte.

Aus den verschiedenen Berichten der Reisenden geht hervor, dass in der Sprache und in den Sitten der Samojeden und Lappländer, der Grönländer, Eskimos und der östlichen Bewohner von Nordamerika eine grosse Ähnlichkeit herrscht, die sich auch in den Gesichtszügen dieser Völker auf eine unverkennbare Weise ausspricht; und es läfst sich allerdings die von Hn. *v. Chamisso* aufgestellte Vermuthung, dass alle Bewohner der nördlich vom 60° gelegenen Länder demselben Stamme angehören, durch viele Gründe unterstützen.

Nachdem Hr. *v. K.* die Nordküste von Amerika bis zum 67° nördlicher Breite genau untersucht, und nirgends eine Durchfahrt gefunden hatte, war er bemüht, im Kotzebue-Sund einen sicheren Ankerplatz zu bestimmen, von wo er im folgenden Jahre weiter vorzudringen gedachte. Er benutzte die letzten Tage der günstigen Witterung, um die jenseits liegende Küste von Asien kennen zu lernen, worauf er sich nach Unalaska, einer der aleutischen Inseln, begab. Dieser Archipelagus sieht in der Ferne einer hohen Gebirgskette ähnlich, die in der Form eines Bogens sich von Amerika nach Kamtschatka erstreckt. Viele noch wirksame Vulkane erheben sich, in der Gestalt von Pyramiden, zu einer bedeutenden Höhe. Die Zwischenräume, die sie trennen, sind mit zerrissenen und zackigen Felsenspitzen ausgefüllt, welche diese Kolosse in Verbindung setzen. Die Behauptung, dass dieser Archipelagus ein vulkanisches Product sey, wird durch eine Naturerscheinung, die im J. 1796 in der Nähe von Unalaska Statt fand, außer Zweifel gesetzt. Den 6 May sah man von der Insel Umnack, während eines heftigen Sturmes und unter starken Erderschütterungen, eine grosse Rauchsäule aus dem Meere emporsteigen. Kurz zuvor, als die Nacht einbrach, zeigte sich im Dampfe an der Oberfläche des Wassers ein dunkeler Gegenstand, und während der Nacht erhob sich an derselben Stelle eine solche Masse von Feuer, dass man die Küste in einer Entfernung von 10 englischen Meilen deutlich unterscheiden konnte. Den anderen Tag sah man mit Erstaunen einen kegelförmigen Gipfel, von russiger Farbe, aus dem Meere emporragen, der während eines Monats unaufhörlich Feuer auswarf. Nach Verlauf von 4 Jahren stieg kein Rauch mehr auf, und erst nach 8 Jahren wagten sich einige Jäger auf diese neue Insel. Sie fanden in der Nähe des Ufers das Wasser warm, und an manchen Stellen den Boden des Vulkans so heiss, dass man ihn nicht betreten konnte. — Die aleutischen Inseln sind für die Russen, welche in dieser Gegend einen bedeutenden Handel mit Pelzwerk treiben, eine wichtige Besitzung. Auch die Fischerey, welche hier getrieben wird, scheint von Bedeutung, und das Meer in dieser Gegend reich an grossen und zum Theil noch unbekannten Seethieren zu seyn. Nach dem Zeugnisse der Bewohner wird in diesen Gewässern eine Schlange angetroffen, die eine riesenmäfsige Gröfse hat. Sie soll nicht allein Thiere und Menschen, sondern selbst grose Fischerboote, anfallen und verfolgen. Wahrscheinlich ist dieses Ungeheuer dasselbe, welches vor einigen Jahren an der Ostküste von Nordamerika gesehen wurde.

Hr. *v. Chamisso* hatte auf Unalaska Gelegenheit, einen Irrthum zu berichtigen, den mehrere Naturforscher begehen, indem sie behaupten, dass der Albatross nur in dem Australmeere zu finden sey, und nie auf der nördlichen Halbkugel angetroffen werde. Er überzeugte sich, dass dieser Vogel den Sommer über auf den aleutischen Inseln zubringt, und daselbst seine Eyer ausbrütet. Der Albatross baut sein Nest aus Federn, auf die höchsten Gipfel der Berge, wo er jedoch vor den Nachstellungen der aleutischen Jäger, welche sein Fleisch für einen Leckerbissen halten, nicht gesichert ist. Die schwarze Varietät, deren Mehrere erwähnen, hält Hr. *v. Chamisso* für den jüngeren Vogel; diese Meinung ist auch schon von anderen Naturforschern aufgestellt worden.

Wenn die Beschreibung der aleutischen Inseln keine reizende Vorstellung gewährt: so ist die Schilderung der Bewohner dieser rauhen Gegend nicht geeignet, den Eindruck zu mildern, welche jene zurückläfst. Man kann nicht, ohne Unwillen und Abscheu zu empfinden, die Behandlung vernehmen, welche sie erdulden müssen. Sie werden von den Russen, die sich ihres Landes bemächtigten, als Sclaven, und zwar mit einer Härte und Unmenschlichkeit behandelt, wovon man kaum unter den Barbaresken und Mauren Beyspiele aufzufinden vermag. Diese Behauptung wird leider nur zu sehr durch viele glaubwürdige Zeugnisse bestätigt. *Sauer* theilt in den Anhängen zu seiner Reise einen Auszug aus dem Reise-Journal eines russischen Officiers mit, worin dieser seine eigenen Landsleute, die zuerst hier eingetroffenen Feldjäger, einer Thatsache beschuldigt, die einen gänzlichen Mangel aller menschlichen Gefühle voraussetzt. Er sagt darin, dass es nichts Seltenes sey, sie mehrere Aleuten an einander stellen, und ihre Büchsen auf dieselben abfeuern zu sehen, um sich durch das Eindringen der Kugeln in die Körper dieser Unglücklichen von der Güte ihrer Waffen zu überzeugen. Hr. *v. Chamisso* scheint für die Wahrheit der Berichte *Sauers* hinreichende Gründe zu haben. Wenn man aber auch, der Menschheit zu Ehren, diesen Ausbruch von Rohheit und wildem Übermuthe in Zweifel ziehen will: so sind doch andere unverwerfliche Zeugnisse vorhanden, welche die Beherrscher der aleutischen Inseln der Barbarey anklagen. Nach amtlichen Verzeichnissen belief sich auf den Fuchs-Inseln die Anzahl der Bewohner im J. 1806 auf 1334 Männer und 570 Weiber; im J. 1817 zählte man daselbst 584 Weiber und 462 Männer. Die übrigen waren ein Opfer der Mifshandlungen ihrer

Gebieter geworden. *Langsdorf*, *Krusenstern* u. m. A. haben bereits ihre Stimmen zu Gunsten dieser Unglücklichen erhoben. Ob ihre edlen Bemühungen einen günstigen Erfolg haben werden, wird die Zeit lehren.

Über den Handel der aleutischen Inseln, der das Monopol einer russischen Gesellschaft ist, und ein Capital von 4 Millionen Rubel in Thätigkeit setzt, enthält dieses Werk keine näheren Angaben. Es wäre interessant gewesen, diesen Gegenstand, der mit den neuerdings von Russland gemachten Foderungen in engerer Berührung zu stehen scheint, genauer kennen zu lernen. Diese Macht nimmt die ganze nordwestliche Küste von Amerika vom Eis-Cap bis zum 51° n. Br. in Anspruch, und schliesst alle anderen Nationen vom Handel dieser Meere aus. In der deshalb erlassenen Ukase ist den fremden Schiffen verboten, diese Küste anders, als in der Entfernung von 100 Seemeilen, zu befahren. Ausser Kadiak und mehreren anderen früher gestifteten Kolonieen, besitzt die russische Compagnie, auf der am Eingange des Norfolk-Sunds gelegenen Insel St. Georg, noch eine kleine Stadt, die von einer Citadelle vertheidigt wird. Auch der Hafen von Bodega in Californien, welcher unter dem 38° n. Br. liegt, ist von einem russischen Militärposten besetzt. Nach vieljährigen Bemühungen war es der englischen Compagnie für die Hudsons-Bay und die nordwestlichen Länder von Amerika gelungen, bis in die Nähe der Südsee vorzudringen, und an einem kleinen Flusse, unter dem 54° n. Br., ein Fort anzulegen, und eine Verbindung mit dem Meere zu eröffnen. Auch die Nordamerikaner hatten sich einen Weg durch diese Wildnisse zu bahnen gewusst. Beide Nationen waren im Begriff, die Vortheile, welche der Pelzhandel mit China gewährt, mit den Russen zu theilen; sie konnten selbst hoffen, letztere von diesem Markte zu verdrängen. Allein England wurde eine Küste entrissen, die von *Cook* und *Vancouver* entdeckt wurde, und deren Besitz ihre Schifffahrt und ihren Handel zu erweitern versprach; und den vereinigten Staaten wird der Weg auf einem Gebiete verschlossen, auf welches sie die nächsten Ansprüche zu haben glaubten. Die Republik von Nordamerika hat bereits förmlich gegen Russlands Ansprüche, in welchen jene Regierung eine Verletzung des Völkerrechts wahrzunehmen glaubt, protestirt. Auch das englische Ministerium soll sich mit Nachdruck gegen Russlands Foderungen erklärt haben. Es kann nicht lange unentschieden bleiben, ob diese Gegenschritte ein günstiges Resultat haben werden, oder ob Russland bey einem Plane beharren wird, der äusserst wichtige Folgen haben muss.

Nachdem Hr. *v. K.* sein Fahrzeug, welches von der Reise in die Behrings-Strasse sehr beschädigt in Unalaska angekommen war, hatte ausbessern lassen, ging er nach Neu-Californien unter Segel. Von einem günstigen Winde begleitet, dauerte die Fahrt nur 15 Tage. Hr. *v. K.* fand diese Gegend in dem kläglichsten Zustande. Die Industrie war bekanntlich in den spanischen Kolonieen grossen Beschränkungen unterworfen. Je grösser die Entfernung dieser Länder vom Mutterlande ist, desto drückender mussten für sie die Verbote seyn, die im Betreff des Handels bestanden. Seit der Insurrection von Buenos-Ayres wagte sich, aus Furcht vor den Corsaren, kein spanischer Seefahrer nach Californien. Die Fremden waren ohnehin von den Häfen dieses Landes ausgeschlossen, und somit der ganze Handel vernichtet, und alle Aufmunterung zur Thätigkeit unterdrückt. Da die Spanier in ihren amerikanischen Besitzungen nur die Bergwerke zu benutzen wussten, und Neu-Californien weder Gold-, noch Silber-Minen enthält: so scheint die Regierung wenig Aufmerksamkeit auf diese Kolonie verwendet zu haben, die, in Missionen eingetheilt, unter der Aufsicht der Franciscanermönche steht. Die Indianer, welche darin leben, haben den christlichen Glauben angenommen, von welchem sie nur die äusseren Gebräuche und Ceremonieen kennen. Unter dem nachtheiligen Einflusse des Mönchthums hat sich der Frohsinn verloren, den man sowohl bey einzelnen Menschen, als ganzen Völkern, während ihrer Kindheit antrifft. Ihr Aeusseres ist düster, und verräth Trauer und Missmuth. Da übrigens die Mönche sie mit Härte behandeln, so sieht man sie häufig in die Wälder entfliehen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Lübeck*, b. Niemann, u. *Hamburg*, b. Bohn in Commiss.: *Die christliche Sittenlehre für die obern Classen der Gymnasien*, bearbeitet von M. *Heinrich Kunhardt*, Professor am Gymnasium in Lübeck. 1815. 94 S. 8. (9 gr.)

Alles, was Wahres, Gutes und Schönes über die christliche Sittenlehre gesagt werden kann, ist in diesen wenigen Bogen enthalten. Der Plan ist einfach und lichtvoll, der Vortrag deutlich und bestimmt, die Sprache rein und edel. Das Buch handelt von der Anlage des Menschen zur Sittlichkeit, von dem Inhalte und Zwecke einer Moral, und den Ursachen der Verschiedenheit der sogenannten Moralsysteme, von dem eigenthümlichen Charakter der christlichen Sittenlehre; von den gewöhnlichen Eintheilungen der Pflichtenlehre und den Pflichten selbst, sowohl gegen Gott, als auch gegen uns und andere Menschen. Zuerst aber vermissen wir eine Erklärung der Worte: Sittlichkeit, sittlich gut, recht, Glückseligkeit u. s. w., wovon doch geredet wird, und welches gleichsam die Grundlage des ganzen Unterrichts ist. Dann wird eine Erklärung vom Gesetz gegeben, welche doch nur auf die Gesetze in der Körper- und Geister-Welt, aber nicht auf die Gesetze überhaupt passt. Ferner wird die Stelle Joh. 5, 39 auch auf das Neue Testament bezogen, welches doch noch nicht vorhanden war; denn so erklärt sich der Vf. darüber: sie ist es, die von ihm zeuget, d. i. die uns nicht nur seinen musterhaften Wandel, seine Thaten und Leiden schildert u. s. w. Wir übergehen die Bemerkungen, die wir gegen einige der S. 45 aufgestellten Begriffe von den Kräften des Menschen, von dem Erkenntniss-, Empfindungs-, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen des Menschen machen könnten, weil sie dem Vf., wie er selbst bekennt, nicht angehören, sondern aus der *Reinhardschen* Moral entlehnt sind. Am allerwenigsten aber will uns der Begriff des Vorstellungsvermögens und die Erklärung der Worte: Begierde und Trieb, genügen. Eine unrichtige Construction hat sich S. 7, wahrscheinlich nur durch einen Druckfehler, eingeschlichen; denn die Sprache des Vfs. ist übrigens rein und gut.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, b. d. Gebr. Hoffmann: *Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behringsstrasse, zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt* u. s. w. Von *Otto von Kotzebue* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Man wird auf eine angenehme Art überrascht, wenn man sich von den traurigen Bewohnern Californiens zu den von *Cook* im J. 1778 entdeckten Sandwich-Inseln wendet, die von einem heiteren und fröhlichen Volke bewohnt werden, welches, sich selbst überlassen, und aufgemuntert durch das Beyspiel einiger englischen und spanischen Colonisten, bereits bedeutende Fortschritte in der Cultur gemacht hat, ohne seine Freyheit und Eigenthümlichkeit einzubüssen. Diese Inseln, eilf an der Zahl, wurden, als *Cook* sie entdeckte, von mehreren Oberhäuptern beherrscht. Auf Owhyhée, der bedeutendsten derselben, welche 56 Stunden lang und ebenso breit ist, regierte Tameamea, ein Mann voll Fähigkeiten, dem es gelungen ist, diesen ganzen Archipelagus seiner Macht zu unterwerfen. Der König von England erkannte ihn in einem officiellen Schreiben, in welchem er ihm den Titel Majestät beylegt, als Souverän dieser Inseln an. Um seine Gewalt im Inneren und gegen Aussen zu befestigen, unterhält Tameamea Truppen, die auf europäische Art bewaffnet sind. Auch mit Artillerie ist er versehen, und von den Wällen der Stadt Hanarura, die einen sicheren und bequemen Hafen besitzt, wurde Hr. *v. K.* nach europäischer Sitte mit dem Donner der Kanonen begrüsst. Die Sandwich-Inseln sind von grosser Wichtigkeit für die Schifffahrt zwischen Amerika und Asien. Sie liegen in der Richtung, welche die Fahrzeuge einschlagen, um sich nach Canton zu begeben, und bieten den Seefahrern einen sicheren Zufluchtsort und frische Lebensmittel im Überflusse dar. Als Hr. *v. K.* in Hanarura einlief, fand er daselbst 8 Kauffahrteyschiffe vor Anker: ein englisches, 6 amerikanische, und eins, welches die Flagge des Königes Tameamea führte, der noch eine bewaffnete Brigg und mehrere kleine Fahrzeuge besitzt, die zum Handel bestimmt sind. Diesen Zweig der Industrie sucht er so viel, als möglich, zu erweitern. Der bedeutendste Ausfuhrartikel der Sandwich-Inseln besteht in Sandelholz, das zu Wohlgerüchen verbraucht oder als Färbestoff benutzt wird, und von den Chinesen sehr gesucht ist. Dieses Land steht unter dem Schutze der Engländer. Viele glauben, es dürfte sich dieses Protectorat, nach dem Tode des Königs Tameamea, der einen unwürdigen Nachfolger hinterlässt, in eine förmliche Oberherrschaft verwandeln, so dass die Sandwich-Inseln in die Reihe der englischen Colonieen eintreten, die sich gleich einer Kette durch alle Meere erstrecken, und den Britten die Schifffahrt und den Handel der Welt sichern. — Auf einer Reise, welche Hr. *v. K.* in das Innere der Insel Wahu übernahm, eröffnete sich seinen Blicken eine herrliche Gegend, welche mit Thälern und Anhöhen abwechselnd, die mannichfaltigsten Aussichten darbot. Die künstlich bewässerten Taro-Felder, welche kleinen Seen ähnlich sehen, und deren Gewässer, in tiefer gelegene Gegenden herabstürzend, viele Wasserfälle bilden, geben dem ganzen Lande einen sehr belebten Anblick. Kokos- und Brodfrucht-Bäume beschatten die Ufer dieser Teiche, an welche sich Zuckerplantagen und niedliche Dörfer anreihen, deren Häuser aus Schilf gebaut sind. — Der Verkehr mit den Europäern hat für die Sandwich-Insulaner nur wohlthätige Folgen gehabt, und sie mit den Vortheilen der Industrie und der Cultur bekannt gemacht. Vor den verderblichen Wirkungen, welche der Ehrgeiz und der Fanatismus der Christen in den meisten von ihnen entdeckten Ländern erzeugte, hat sie die weise und feste Regierung ihres Königs geschützt. Während die Flamme des Religions- und Bürger-Krieges auf den Gesellschafts-Inseln wüthet, wo die Missionäre, und in ihrem Gefolge die Intoleranz und Zwietracht, Eingang gefunden haben, herrscht auf den Sandwich-Inseln der tiefste Friede, und die Cultur macht daselbst täglich neue Fortschritte.

Auf seiner weiteren Reise in der Südsee gelangte Hr. *v. K.* in die Gegend, wo die Mulgrave-Inseln liegen. Dieses Meer enthält viele Korallenklippen, und ist bis jetzt nur selten besucht worden. Er machte hier mehrere Entdeckungen. Zwischen dem 5° und 15° nördlicher Breite und 187° und 195° westlicher Länge traf er verschiedene, noch nicht bekannte,

Inselgruppen an. Die zwey bedeutendsten derselben werden von den Eingebornen Radak und Ralik genannt. Unter diesen Namen findet man sie auf den Charten bezeichnet, welche diesem Werke beygefügt sind. Es ist zu wünschen, dass alle Reisenden die bey den Einwohnern üblichen Ländernamen beybehalten möchten: denn durch willkührliche Abänderung derselben wird in die Geographie neuentdeckter und wenig besuchter Länder, deren Lage sehr oft nicht mit Genauigkeit bestimmt werden konnte, eine grosse Verwirrung gebracht, wie die Entdeckungen von *Schouten* und *Roggewein* hinlänglich beweisen. Auch Hn. *v. K.* will man das Verdienst einiger Entdeckungen, die er sich zuschreibt, absprechen, indem man behauptet, dass weder die Verschiedenheit der befundenen Namen, noch ein Unterschied von mehreren Minuten in der Lage desselben Landes, einen hinreichenden Grund darbiete, um ohne weitere Untersuchung auf eine neue Entdeckung schliessen zu lassen. Gesetzt, es sey diese Einwendung in einigen Fällen nicht ungegründet, wie selbst Hr. *v. Krusenstern*, in Betreff der Ruriks-Kette, welche er für die von *Cook* entdeckten Palliser-Inseln hält, eingesteht: so hat doch Hr. *v. K.* sich ein grosses Verdienst erworben, indem er eine genaue Beschreibung dieser Länder lieferte, und deren Lage mit astronomischer Schärfe bestimmte.

Die meisten Inselgruppen dieser Gegend, namentlich die Radak- und Ralik-Inseln, ruhen auf Korallenfelsen, die, aus der unermesslichen Tiefe des Oceans sich erhebend, an die Oberfläche des Wassers ragen. Durch das allmähliche Ansetzen von Sand und Madreporentrümmern, welches an dem äusseren, vom Meere bespülten Theile schneller, als in der Mitte Statt finden musste, ist an dem Umfange dieser Korallen eine Grundlage entstanden, auf welcher sich Erde angesetzt hat. Der Vf. vergleicht diese Inseln mit einem breiten Damme, der einen See umgiebt. Man findet hier nur wenige Gattungen von Pflanzen, einige Vögel, und keine anderen vierfüssigen Thiere, als Ratten und Mäuse. Die Indianer, welche Hr. *v. K.* hier antraf, bilden ein harmloses und friedliches Volk. Nachdem sie sich von dem Schrecken erholt hatten, den der Anblick seines Schiffes ihnen verursachte, kamen sie ihm mit Liebe und Wohlwollen entgegen. Sie sind von schlankem Wuchs, und gut gestaltet, aber schwach von Körper, was hauptsächlich dem Mangel an kräftigen Speisen zuzuschreiben ist. Sie leben von den Früchten der Kokospalme und dem Ertrage der Fischerey, und gleichen im Wesentlichen den übrigen Südsee-Insulanern. Ihre Wohnungen bestehen in leicht gebauten Hütten, deren unterer Theil offen steht, und der Luft einen freyen Durchzug gestattet. Der Begriff des Eigenthums ist ihnen nicht unbekannt. Sie bezeichnen dieses, indem sie eine Schnur darum spannen. Dieses Mittel ist hinreichend, um jeden fremden Eingriff davon abzuhalten. Denselben Gebrauch findet man auch auf den Philippinen und mehreren Inseln der Südsee eingeführt. Ihre Kähne sind sehr künstlich aus den Stämmen gebaut, welche vom festen Lande durch die nordöstlichen Monsoone an ihre Küste getrieben werden. Die Werkzeuge, deren sie sich zu dieser Arbeit bedienen, bestehen in dem Eisen, welches ihnen die vom Winde getriebenen Schiffstrümmer zuführen. Aus der Rinde der Kokosbäume verfertigen sie Segel, und einige feinere Stoffe, deren sie sich zu ihrer Kleidung bedienen, welche in einer Binde besteht, die sie um die Hüften tragen. Ohrgehänge und Blumen sind ihre einzigen Zierrathen. Ebenso einfach sind ihre Sitten. Keiner der Vff. dieses Werkes scheint bey ihnen religiöse Gebräuche bemerkt zu haben. Indessen ist auch hier die Tatuirung üblich, und nach den neuesten Berichten soll dieser Gebrauch nichts Anderes, als eine religiöse Handlung, und die Tatuirung selbst eine Art hieroglyphischer Schrift seyn, welche die Mysterien bezeichnet, zu denen der Tatuirte eingeweiht worden ist.

Auf der Insel Aur, die unter dem 9° n. Br. und 189° westl. Länge von Greenwich liegt, traf Hr. *v. K.* zwey Bewohner von Ulea, einer der Karolinen-Inseln, an, welche ein merkwürdiger Zufall, der selbst in geschichtlicher Hinsicht nicht ohne Interesse ist, hieher geführt hatte. Sie waren nebst einigen anderen Indianern mit der Fischerey beschäftigt, als sie ein Sturm überfiel, der ihr Boot auf die offene See verschlug. Nachdem sie mehrere Tage mit den Wellen gekämpft, und das Land gänzlich aus dem Gesichte verloren hatten, legte sich der Wind. Die nordöstlichen Monsoone, die sich wieder einstellten, würden sie in kurzer Zeit ihrer Heimath zugeführt haben; aber leider hatten sie gänzlich die einzuhaltende Richtung verloren, sie glaubten sich nach Westen verschlagen und gegen den Passatwind segeln zu müssen, um Ulea wieder zu erreichen. Es verstrichen Monate, und kein Land war zu sehen. Während dieser Zeit ernährten sie sich kümmerlich von Fischen. Ihr Getränk holten sie mittelst einer Flasche aus der Tiefe des Meeres, wo das Wasser weniger Salztheile, als an der Oberfläche, enthält. Mehrere von ihnen wurden durch Hunger und Durst dahingerafft. Nur zwey waren so glücklich, die Insel Aur zu erreichen, die 1500 engl. Meilen von Ulea entfernt ist. Einer dieser Indianer, Namens Kadu, verlangte auf den Rurik eingeschifft zu werden, ein Gesuch, welches ihm Hr. *v. K.* mit Freuden bewilligte, in der Hoffnung, dass er durch ihn interessante Mittheilungen über die Beschaffenheit und den Zustand der noch wenig bekannten Karolinen-Inseln erhalten würde. Die wundervolle Fahrt dieses Indianers liefert den sichersten Beweis von der physischen Möglichkeit, dass die Bewohner der Südsee-Inseln aus Westen abstammen können, und widerspricht der Meinung derjenigen, welche die Bevölkerung von Polynesien aus Osten herleiten. Hr. *v. Chamisso* zeigt durch die Verwandtschaft, die zwischen den Mundarten dieser Länder

und der malayischen Sprache des indischen Archipelagus Statt findet, welche letzte nach *Leydens* Behauptung von der Sanscrit-Sprache abstammt, wie irrig die Vermuthung derjenigen sey, welche die Urbewohner von Polynesien aus Amerika herführen. Eine Sage, die zu Cortes Zeiten in Mexiko existirte, läfst die Bewohner dieses Reiches von einem Volke abstammen, welches aus Nordwesten vorgedrungen war, und widerspricht gleichfalls jener Behauptung. Auch die Sitten und die Gesichtsbildung der Bewohner von Polynesien scheinen auf einen indischen Ursprung hinzudeuten. Ein gleiches Resultat ergiebt sich aus den schätzbaren Untersuchungen, welche in den letzten Jahren die englischen Gelehrten über die Sprache und die historischen Denkmäler der Inseln von Ostindien und der Südsee angestellt haben. — Durch die philologischen Nachforschungen allein können die finsteren Zwischenräume erhellt werden, welche die Völker zu trennen scheinen, deren frühere Schicksale uns unbekannt sind. Sie bieten das sicherste Mittel dar, um einen gemeinsamen Ursprung zu erweisen, da wo er wirklich besteht. Die Betrachtungen, welche Hr. v. *Chamisso* über diesen Gegenstand anstellt, sind nicht ohne Interesse. Indessen ist die Kenntnifs, welche man von Polynesien sowohl in geographischer, als historischer Hinsicht besitzt, zu unvollständig, als dafs man sich, in irgend einer Beziehung, an ein diese Länder betreffendes System anschliessen könnte, welches letzte nur dann mit Nutzen aufgestellt werden kann, wenn man bereits eine Masse von Kenntnissen erlangt hat, welche demselben eine sichere und feste Basis darbieten. — Die geographische Eintheilung der Südsee-Inseln, in die Hr. v. *Ch.* eingeht, bleibt ohne Werth, seitdem neue Entdeckungen den Glauben an ein südliches Continent, dem *Cook* anhing, wieder belebt haben. Auch die Betrachtungen, welche dieses Werk über die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt von der Südsee in den atlantischen Ocean enthält, haben einen verschiedenen Standpunct durch die Reise des Capitäns *Parry* erhalten, der bis über den 114° westl. Länge gelangte, und voll Hoffnung war, weiter vorzudringen, als er sich aus Mangel an Lebensmitteln zur Rückreise genöthigt sah.

Die Beobachtungen, welche die Hnn. v. *K.* und v. *Ch.* über die Temperatur der Luft und des Wassers und dessen specifische Schwere während dieser langen Reise angestellt, und unter den schwierigsten Umständen mit rühmlicher Ausdauer fortgesetzt haben, liefsen interessante Resultate, unter welchen einige sind, die auf keine befriedigende Weise mittelst der Kenntnisse, die wir von der Natur und ihren Kräften besitzen, erklärt werden können. Dahin gehören, sagt Hr. *Horner*, der diesen Theil des Werkes mit schätzbaren Anmerkungen begleitet hat, die in der Südsee mehrfach angestellten Versuche, woraus sich ergiebt, dafs unter dem 18° n. Br. das Wasser, auf eine Tiefe von 76 Faden im Monat December um 2½° Reaumur wärmer ist, als unter dem 11° n. Br., während des Monats November in einer Tiefe von 30 Faden. Ebenso auffallend ist die bedeutende Erhöhung der Temperatur des Meeres in der Zone von 15° bis 30° n. Br., und die verhältnifsmäfsig niedere Temperatur am Äquator, von 5° südlicher, bis zum 10° nördlicher Breite. — Zum Schlufs enthält dieses Werk einige naturhistorische Bemerkungen, die verschiedene Vff. haben, nebst einer Beschreibung mehrerer noch nicht bekannter Schmetterlinge, und einer neuen Gattung der Affen, von Hn. D. *Eschscholz*.

Es lag in dem Plane des Hn. v. *K.*, eine zweyte Reise an den Nordpol zu unternehmen, aber seine zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn, den Vorstellungen des Arztes nachzugeben, und von seinem Vorsatz abzustehen.

Nachdem er die Südsee in verschiedenen Richtungen durchkreuzt, und die von ihm entdeckten Inseln neuerdings besucht hatte, um sie mit nützlichen Hausthieren und Sämereyen zu versehen, segelte er nach den Philippinen. Unter dem Drucke der fanatischen Beherrscher dieses Landes ist der Stamm der Urbewohner desselben beynahe gänzlich ausgestorben. Die jetzigen Bewohner stammen von Mexikanern ab, welche die Spanier sich genöthigt sahen, hieher zu bringen, um die abnehmende Bevölkerung zu ersetzen. Aus Manilla, der Hauptstadt der Philippinen, trat Hr. v. *K.* seine Rückreise nach Europa an. Als er sich in der Nähe des Caps der guten Hoffnung befand, hatte er seit seiner Abreise 360° in der Richtung von Osten nach Westen zurückgelegt, und zählte folglich einen Tag weniger, als der Kalender anzeigte, wefshalb er den 21 zum 22 April vorrücken mufste, um in die gewöhnliche Zeitrechnung wieder einzutreten.

Obschon Hr. v. *K.* den Hauptzweck seiner Reise nicht erreichte, so brachte er doch die Frage, ob eine nordöstliche Durchfahrt von der Südsee in den atlantischen Ocean möglich sey, ihrer Entscheidung merklich näher, indem er die nordamerikanische Küste bis zu dem Sunde, der seinen Namen führt, genau untersuchte, und daselbst einen sicheren Hafen auffand. Diese Entdeckungen werden anderen Seefahrern die Mittel erleichtern, um die vermuthete Durchfahrt aufzusuchen.

Aus dem bisher Gesagten läfst sich entnehmen, dafs dieses Werk, seinem Inhalte nach, in zwey Abtheilungen zerfällt, wovon die eine schätzbare Beyträge zu den Naturwissenschaften liefert. Dieser Theil dürfte jedoch nur für diejenigen von besonderem Interesse seyn, die mit jenen Wissenschaften vertraut sind, während die eigentliche Beschreibung der Reise, von welcher Hr. v. *K.* der Vf. ist, und die den anderen Theil des Werkes bildet, allen Freunden der Lectüre eine belehrende Unterhaltung verspricht.

Auch in typographischer Hinsicht verdient dieses Werk alles Lob. Es zeichnet sich ebenso sehr durch die Schönheit des Papiers, als durch die

Reinheit und Deutlichkeit des Druckes aus, und die Charten, die, wie das ganze Werk, auf Velinpapier gedruckt sind, entsprechen allen Foderungen der Kunst. Die Kupferstiche sind gleichfalls gut gelungen. Eine Landschaft, welche die Insel Airik vorstellt, hat einen wahrhaft malerischen Werth. Die reine Luft und der heitere Himmel, die den tropischen Ländern eigen sind, sind durch den Ton der Farben meisterhaft ausgedrückt. Wir wünschen den Verlegern dieses Werkes, dass sie einen starken Absatz, und darin eine Aufmunterung finden mögen, das Publicum öfters mit so gelungenen Prachtausgaben zu versehen.

W. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthumswissenschaft. *Berlin*, b. Reimer: *Jus gentium quale obtinuerit apud Graecos ante bellorum cum Persis gestorum initium* adumbravit *W. Wachsmuth*, Prof. eloq. p. o. 1822. 87 S. 8.

Eine Einladungsschrift zur Feyer des Geburtstages des Königs auf der Universität zu Kiel. Sie zerfällt in zwey Epochen: die heroischen Zeiten, und von da bis zum Anfang der Perserkriege. In jeder Epoche ist dem Völkerrechte selbst eine Darstellung der demselben zum Grunde liegenden Verhältnisse vorausgeschickt.

I. Die heroischen Zeiten. §. 6. Von den ältesten Bewohnern Griechenlands, besonders von den Pelasgern, unter denen der Vf. auch die Einwohner aus Ägypten und Phönizien begriffen glaubt. Alles, was auf Deukalions Namen (der sonst an der Spitze des Hellenischen steht) geschrieben wird, hält der Vf. für pelasgisch, wofür uns die Beweise nicht zureichend scheinen. Der pelasgische Name sey verdrängt worden durch den hellenischen, welcher durch die heraklidischen Eroberungen und das ausgedehnte Ansehen des Amphiktyonenbundes und des delphischen Orakels zur Herrschaft gelangt sey. Hiegegen bleibt uns doch dieser Zweifel, warum in den Homerischen Gesängen schon, wo doch der hellenische Name noch nicht verbreitet ist, der pelasgische auf einen so engen Raum beschränkt erscheine. — §. 7. Über das Klima Griechenlands und seinen Einfluss auf die Bildung des Volkes. — §. 8. Staatsrecht der Griechen. Rec. glaubt nicht, dass das Volk in so grosser Unterwürfigkeit gelebt habe, wie der Vf. meint: *populus parum liber nobilibusque obnoxius, tamen non servilis.* — §. 9. Rechtsgrundsätze: Das Recht sey nicht auf eine Vernunftidee, sondern auf die Gewohnheit gegründet gewesen, und diese habe geschwankt zwischen Gerechtigkeit und Willkühr, welche um so grösser gewesen sey, je höher der Punct war, auf dem Jeder stand. (Was von den Göttern gesagt ist, scheint uns nicht in das Recht zu gehören.) Das Recht beruhte also nicht auf der Gerechtigkeit, sondern auf der Moral, der Furcht vor den Göttern. — §. 11. Trennung Griechenlands in viele unabhängige Staaten. — §. 12. Ungewissheit über den Zusammenhang zwischen denselben. Einheit durch gemeinschaftliche oder gleiche Religion, gleiche Sitten, gleiche Staatsverfassung, gleiche Sprache. Verein zum trojanischen Zuge unter Agamemnons Oberbefehl. — §. 13. Sicherung der Rechte des Einzelnen im Auslande durch den Begriff der Gastfreundschaft; dass aber durch Einfall in fremdes Gebiet Andere zu verletzen nicht eben Unrecht geschienen habe, mit Ausnahme der Fürsten, deren Interesse mit dem des Staates zusammengefallen sey. — §. 14. Von der Gründung der Rechte durch Verträge, und von der Art, die Rechte zu verfolgen.

II. Nach den heroischen Zeiten. §. 16. Von der Verschiedenheit der Sitten in den griechischen Staaten. Mit Recht wird geleugnet, dass griechische Art in zwey Hauptcharaktere, den ionischen und den dorischen, zusammenzufassen und zu trennen sey. Auch darin stimmen wir dem Vf. bey, dass ihm die Tugend der Lacedämonier weniger Werth zu haben scheint, als ihr insgemein zugeschrieben wird; doch einigermaßen dürfte er wohl zu weit gegangen seyn. — §. 17. Gleichmässige Veränderung in den Staatsverfassungen, besonders in dem Verhältnisse der Stände. — §. 18. Das Recht sey nun aus der Staatsgewalt abgeleitet, und über das ganze Leben des Menschen ausgedehnt worden. — §. 19. Von der Unabhängigkeit der Staaten und der Selbstständigkeit der einzelnen Städte. — §. 20. Grössere Selbstständigkeit der Colonieen im Verhältnisse zum Mutterlande, als man gewöhnlich annimmt; der Vf. möchte wohl Recht haben. — §. 21. Von dem Zusammenhange ganzer Landschaften, wobey doch mehr über das Bundesrecht vorkommen könnte. — §. 22. Häufiger Krieg; Bundesvereine in gleichem und ungleichem Verhältnisse; der Amphiktyonenbund zur Sicherung des Orakels und der Bundesglieder. — §. 23. Einheit war bey den Griechen weniger im Verhältnisse der Staaten, als Nationaleinheit. Das delphische Orakel, die grossen Feste, Waffenstillstand während derselben. Zu einem Bande diente das gemeinschaftliche Interesse gegen die Nicht-Griechen. — §. 24. In Hinsicht auf die Verhältnisse der einzelnen Bürger noch kein ganz sicheres Recht, aber doch wurde nun der Einzelne vom Staate vertreten. Einstellung des Raubens, doch nicht allgemein. — §. 25. Von der Art, das Recht näher zu bestimmen, und es geltend zu machen. Repressalien, Gesandte, völkerrechtliche Gewohnheiten im Kriege.

Soweit sich auch der Vf. verbreitet hat, so ist doch durchaus das Einzelne keinesweges flüchtig behandelt, sondern mit Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet, und sichtbar die Frucht fleissigen Sammelns. Über so verschiedene Fragen findet man doch eigenthümliche, und, nach Rec. Meinung oft richtige, Ansichten. Inzwischen dünkt uns doch, indem wir nicht verhehlen können, dass der grössere Theil des Inhaltes nicht wesentlich dem auf dem Titel ausgedrückten Gegenstande angehört, dass man oft mehr geben könne, wenn man weniger geben wolle. Wenigstens ist der eigentliche Gegenstand, das Völkerrecht, vor den vielen Nebenuntersuchungen nicht so recht hervorgetreten; wie denn z. B. der so merkwürdige Inhalt des alten Eides der Amphiktyonen, wodurch das Recht im Kriege bestimmt und beschränkt wird, nur in einer Note ein Plätzchen gefunden hat. Vielleicht liegt es auch grossentheils an dem Bedürfnisse, zusammenzudrängen, dass diese Schrift eben nicht durch leichten und gefälligen Ausdruck sich auszeichnet. Übrigens möchte Rec. wohl wünschen, dass es dem Vf. gefällig wäre, nun auch das Völkerrecht der Griechen in späteren Zeiten, wo wir es erst genauer kennen lernen, seine Forschungen zu widmen, und sich dabey bloss auf die völkerrechtlichen Grundsätze und Gewohnheiten zu beschränken. Von grosser Wichtigkeit ist der Gegenstand, und wie sehr bleibt einige Aufklärung darüber zu wünschen! Vielleicht liesse sich z. B. über die auch bey *Heffter* (Athenäische Gerichtsverfassung) im Dunkeln bleibende Frage doch Etwas ausmitteln, in wiefern in den griechischen Gerichtshöfen, ohne besondere Staatsverträge, Fremde Recht fanden.

T. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Darmstadt, b. Leske: *Allgemeine Kirchenzeitung.* Herausgegeben von Dr. *Ernst Zimmermann. Erster* Jahrgang. 1822. *Erstes* bis *fünftes* Heft. No. 1 — 44. Oder Apr. bis Aug. 1822. (Wöchentlich erscheinen 2 auch 3 halbe Bogen in gr. 4. Der Jahrgang kostet 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.)

So reichlich auch durch theologische Journale, Monatsschriften, Jahrbücher, Magazine, Repertorien u. s. w., dafür gesorgt wird, den gelehrten Theologen von dem in Kenntniſs zu setzen, was sich auf dem Felde der Theologie, der Religion und der Kirche Wissenswürdiges zuträgt: so fehlte es doch bisher noch gänzlich an einer *allgemeinen*, auch für Nichttheologen lesbaren, und überhaupt Allen, den Gelehrten, wie den Ungelehrten, zugänglichen *Zeitung*, durch welche sie sich von Allem, was in das Feld der neuesten Geschichte der Kirche, besonders der christlichen, gehört, unterrichten können. Hat nun diese Geschichte zu allen Zeiten nicht nur für Christen, sondern überhaupt für alle Denkende, eine groſse Wichtigkeit gehabt: wie viel wichtiger, anziehender und lehrreicher muſs sie nicht zu einer Zeit seyn, wie die gegenwärtige ist, da die Theilnahme an den Angelegenheiten der Religion und der Kirche so oft, von so vielen Seiten her, und zu so mannichfaltigen Zwecken, angeregt worden ist, und noch immer angeregt wird, da, was besonders die *protestantische* Kirche betrifft, die alte, oft und in vielfachem Sinne gehörte, Behauptung: *„es kann nicht so bleiben,"* eine ganz eigene Anwendung leidet, und über das Wesen, den Standpunct und alle Angelegenheiten derselben mehr vielleicht, als in den zunächst verflossenen drittehalb Jahrhunderten zusammengenommen, geredet und geschrieben, gethan und gestritten wird. Der würdige Dr. Z. konnte daher, nach Rec. Ansicht, keinen günstigeren Zeitpunct wählen, als den gegenwärtigen, um eine solche Zeitung herauszugeben, und es würde nicht an den Eigenthümlichkeiten der Zeit, es würde und müſste an der Art der Ausführung des Unternehmers liegen, wenn dieselbe, welches aber nicht zu befürchten ist, keinen Fortgang haben, und nicht die gewünschte Aufnahme und Unterstützung finden sollte. Den *Inhalt* bestimmte der Herausgeber schon in der ersten Ankündigung dieser Zeitschrift so: „Sie wird enthalten kirchliche Ereignisse aller Art und aus allen Ländern; Veränderungen im Zustande der Kirche, der katholischen, wie der evangelischen, und aller kleineren Religionsparteyen (wohin namentlich auch kirchlich-statistische Nachrichten gehören); insbesondere neue Bestrebungen der katholischen Kirche, ihrer Missionäre, der Jesuiten u. s. w.; Fortschritte der protestantischen Unionssache; Umtriebe der Religionsschwärmerey, des Fanatismus, des Secten- und Conventikel-Wesens; Wirksamkeit der Bibelgesellschaften und Missionsanstalten in und auſser Europa; landständische Verhandlungen über kirchliche Verhältnisse, Schul- und Universitäts-Angelegenheiten, in sofern sie die Kirche berühren; neue Verfügungen und Anordnungen im kirchlichen Zustande aller Confessionen; kurze biographische Nachrichten von ausgezeichneten Kirchenlehrern, oder anderen Männern, welche sich in kirchlicher und religiöser Hinsicht merkwürdig gemacht haben." (Daſs in dieser Übersicht der *Juden* gar keine Erwähnung geschieht, darf wohl nicht so ausgelegt werden, als ob sie, die doch auch in der *Kirche*, das Wort im reinsten und vollsten Sinne genommen, ihren Platz behaupten, in dieser *allgemeinen* Kirchenzeitung ganz übergangen werden sollen. Dieſs dürfte schon wegen ihrer vielseitigen Berührung mit den Christen nicht seyn; und wirklich sind auch schon in diesen ersten Heften einzelne, obwohl nur kurze und wenig bedeutende, sie betreffende Nachrichten enthalten. Übrigens wird der umsichtige Herausgeb. nicht erst darauf geführt zu werden brauchen, daſs das Judenthum, gleich dem Christenthume, heutiges Tages einem höheren Grade von Cultur entgegenzureifen scheint, als der bisherige war; daſs dasselbe in manchem Betrachte eine wichtigere Rolle spielt, als vielleicht seit der Zerstörung Jerusalems; daſs, wenn auch nicht das Juden*thum*, doch einzelne *Juden*, desto folgereicheren Einfluſs auf Welthändel, und mittelst dieser auf das Schicksal kleinerer oder gröſserer Christenparteyen, sich verschaffen können, je mehr Feld eine gewisse After- oder Pseudo-Aufklärung gewinnt, und je herrschender der Gedanke werden will, daſs aller Segen und alle Seligkeit allein in der Politik, und nicht, wie man vorhin meinte, in der Kirche, zu suchen, und zu finden sey; daſs demnach in einer Kirchenzeitung, wenn sie auf das Prädicat: *allgemein* gerechten An-

spruch machen will, die neuesten und wichtigsten, die Juden betreffenden, Nachrichten nicht fehlen dürfen. Auch von der *griechischen* Kirche, deren Benennung, sowie die der *russischen*, die Übersicht gleichfalls stillschweigend übergeht, geben die ersten 3 Hefte noch keine so ausführlichen Nachrichten, als es ohne Zweifel der Fall seyn würde, wenn der Zustand und die Lage derselben weniger schwankend wären, als sie es nun schon Jahre lang gewesen sind.) Mehr folglich, als eine blosse *Chronik kirchlicher Tagesereignisse* soll die *Allgemeine Kirchenzeitung* liefern; sie macht Anspruch auf einen bleibenderen Werth. Indem sie nämlich alle wichtigen Actenstücke über jene Gegenstände mittheilen will, „gedenkt sie zugleich eine *Urkundensammlung* für die *christliche* (und warum nicht auch für die *jüdische*?) Kirchengeschichte zu werden; und da sie, neben dem Berichte von neuen kirchlichen Anordnungen, auch die darüber von kirchlichen Behörden erlassenen Verfügungen selbst und vollständig mittheilen wird: so dürfte sie sich dazu eignen, ein *Repertorium des Kirchenrechts*, und *eine zuverlässige, vielleicht sogar officielle, Sammlung kirchlicher Gesetze zu werden*.“ Hiezu gehört denn aber freylich, was Hr. *Z.* auch verspricht, ein bis ins kleinste Detail gehendes Register, das jedem Jahrgange beygefügt wird, ohne welches die Brauchbarkeit des Werkes zu seinem Zwecke sehr beschränkt seyn würde. Eine ausgebreitete Correspondenz, ein bereitwilliges Eingehen der Behörden, und die Einsicht der letzten, dass nur so ihre Anordnungen und Verfügungen unverfälscht, unverstümmelt und ohne einseitige oder leidenschaftliche Deutungen ins grosse Publicum kommen können — wird, und möge immer mehr den Herausg. in den Stand setzen, seinen wohlangelegten Plan auszuführen. Die Correspondenz scheint beym Erscheinen der ersten Nummern, und zwar bis zur 13ten hin, noch nicht die Ausdehnung und Festigkeit gehabt zu haben, welche sie, aus erklärbaren Ursachen, erst später, und nachdem ein hinlänglicher Absatz der *A. K. Z.* gesichert war, erlangte. In der Mitte des Maymonats, oder mit der 14ten Nummer, war diesem Mangel grossentheils abgeholfen, und Hr. *Z.* erklärt in dieser Nummer, er sehe sich nun allmählich in den Stand gesetzt, den Zweck, ein Repertorium des Kirchenrechts und eine zuverlässige Sammlung kirchlicher Gesetze zu liefern, zu erreichen. Auch erhält die Zeitung von eben dieser Nummer an eine früher vermisste passende Anordnung ihres Inhaltes, indem dieser unter die drey Rubriken: I. *Kirchliche Gesetze und Verordnungen*, II. *Kirchliche Nachrichten*, und III. *Miscellen*, vertheilt wird. Die erste dieser Rubriken erhält den Charakter des Officiellen, weil ihr Stoff entweder von den kirchlichen Behörden selbst mitgetheilt, oder auf anderem zuverlässigem Wege eingeholt, oder aus officiellen Gesetzsammlungen, Regierungsblättern u. s. w., entlehnt ist. Auch Nachträge von bedeutenden kirchlichen Gesetzen und Verfügungen aus dem Anfange des Jahres 1822 und der letzten Hälfte von 1821 werden versprochen. Dass die *erste* Rubrik zuweilen leer ausgehen, auch bey der Geheimnisskrämerey, die hie und da noch immer ihr Spiel treibt, über manche einzelne Länder wenig oder nichts darbieten werde, ist natürlich; möge dann gerade von solchen Ländern die zweyte, allenfalls auch die dritte, der Rubriken desto mehr Zuverlässiges und der Mittheilung Werthes enthalten. Ist und bleibt doch eine freymüthige Publicität nach Bewandtniss der Zeit und des Ortes fast noch die einzige Zuflucht, welche der so oft absichtlich verschleyerten oder entstellten Wahrheit übrig bleibt. Seltener lieben Fürsten jenes Geheimthun, als manche ihrer Diener in geistlichen oder weltlichen Collegien, denen Finsterniss oder täuschendes Dämmerlicht lieber ist, als volle Klarheit. Möge es dem Herausg., warum er wiederholt selbst bittet, nie an tüchtigen Correspondenten fehlen, „deren Beyträge zwar auf beglaubigte Facta sich gründen, von leidenschaftlichen Ausflüssen und persönlichen Anzüglichkeiten frey bleiben,“ denen aber auch Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzt, und die für das, was in kirchlicher Hinsicht Erwünschtes oder Nichterwünschtes geschieht, gesunde Augen und Ohren haben. Bloss *räsonnirende* Aufsätze werden nicht aufgenommen werden; sie gehören auch nicht in eine *Zeitung*, welche nur erzählen, aber nicht eigentlich räsonniren soll. Doch wird es Hr. *Z.* ohne Zweifel dem Hauptzwecke seiner Zeitschrift entsprechend finden, wenn die wahrhafte Darstellung des Geschehenen zuweilen auch von einem richtigen und anständigen Räsonnement begleitet wird. Ist doch eine jede *pragmatische* Geschichte, und so auch eine vernünftig urtheilende Zeitung, der nackten und trockenen Erzählung von Thatsachen, die so oft nur Mangel an Urtheilskraft und Weltkunde, oder, was noch schlimmer ist, Mangel an Theilnahme und Gefühl, verräth, vorzuziehen. Der Herausg. scheint hierauf selbst hinzudeuten, indem er von dem Geiste, der seiner Kirchenzeitung eigenthümlich seyn soll, sagt, der Erfolg werde es hoffentlich beweisen, „dass der Geist der Wahrheitsliebe, der Freymüthigkeit und der christlichen Liebe es sey, der den Herausg. und seine Mitarbeiter leitet.“ Gleich dem Geschichtschreiber, soll übrigens auch der Zeitungsschreiber, namentlich der Herausg einer *allgem. Kirchenzeitung*, als solcher betrachtet, kein Vaterland und keine Religion haben, wenigstens keiner Confession angehören; wenn daher Hr. *Z.* sagt: „Der Herausg. ist *Protestant, und wird das nie verleugnen*:“ so ist das sicher nur *cum grano salis* zu nehmen, und so zu verstehen, dass er sich vor der Ultratoleranz, dem Anschmiegen an ihm fremde Confessionen, ebensowohl, wie vor dem katholicisirenden Mysticismus hüten werde, welcher jetzt Mode werden will, so trübe auch die Quelle ist, woraus er insgemein entspringt. Sehr beyfallswerth ist dagegen die nähere Bestimmung, welche er seinem Charakter als Protestant giebt: „Aber eben darum, weil er das (Protestant) ist, wird er weit entfernt seyn, bloss auf das Tadelnswerthe anderer Religionsparteyen Jagd zu machen (das thut auch kein ächter Protestant, der es wahrlich nicht Ur-

ftehe hat, durch Herabwürdigung der Nichtproteftanten feiner Confeffion das Anfehen zu verfchaffen, welches fie fich durch ganz andere und edlere Mittel zu erwerben weifs); er wird vielmehr mit Freuden auch alles Rühmliche aufnehmen, was von denfelben berichtet werden kann, und willkommen werden ihm darum auch Beyträge namentlich von Gliedern der katholifchen Kirche feyn." Auch folche, womit ihn etwa aufgeklärte und wohldenkende Ifraeliten verfehen, wird er gewifs für feine *A. K. Z.* nicht verfchmähen.

Ob fich nun gleich über den vollen Werth der Ausführung eines folchen Unternehmens nicht früher mit einiger Zuverläffigkeit urtheilen läfst, als bis fich daffelbe fchon durch eine längere Zeit feines Beftehens hinlänglich charakterifirt und bewährt hat: fo ift es Rec. doch der Wahrheit fchuldig, zu erklären, dafs er bereits in den erften 5 Monatsheften diefer neuen Zeitfchrift von des würdigen Herausg. Umficht, ausgebreiteter Correfpondenz, richtigem Tacte und ftrengfter Unparteylichkeit, fo viele Proben gefunden hat, dafs ihm die Unternehmung felbft eine der zweckmäfsigften der neueften Zeit zu feyn fcheint; dafs er folglich die Zeitfchrift Allen, denen die gute Sache der Religion und der Kirche heilig ift, angelegentlich empfehlen, und von der Erhaltung und weiteften Verbreitung derfelben nur Gutes und recht viel Gutes hoffen zu dürfen glaubt. Nicht aus *Europa* nur, fondern felbft aus *Afrika*, *Afien*, *Amerika* und *Südindien*, erhält man hier mitunter kirchliche, oft auch Schul-Nachrichten, die, find fie gleich meift aus anderen zerftreuten Blättern gemifchten Inhaltes entlehnt, doch hier einen Vereinigungsplatz finden, wo fie Jeder, dem jene Blätter nicht zugänglich find, willkommen heifsen wird. Von Europa ift es freylich zunächft *Deutfchland*, und in diefem verfchiedene gröfsere und kleinere Staaten, welche dem Lefer den meiften Stoff der Unterhaltung über den Zuftand, die Schickfale und Angelegenheiten der Kirche darbieten. Diefs gilt aber auch hauptfächlich nur von folchen Ländern, in denen jetzt mit dem Wefen der Kirche die meiften und folgereichften Veränderungen vorgehen; defshalb fehlt es jedoch gar nicht an vielen, zum Theil recht ausführlichen, Nachrichten über das Neuefte von der Kirchengefchichte z. B. aus *Rufsland*, *Frankreich*, *Italien*, der *Schweiz*, aus *Spanien*, *England*, *Holland*, *Dänemark*, *Schweden* u. f. w. Von der *europäifchen Türkey* und von *Griechenland* lieft man, wie oben bemerkt worden, weniger, als man wohl wünfchen möchte: diefs ift aber aus dem fortwährenden Wirrwarr dafelbft fehr erklärbar. Von England, Dänemark, Rufsland und einigen anderen europäifchen Staaten ift es, neben einer Menge anderer, die neueften Religionsbegebenheiten betreffender, Nachrichten, doch hauptfächlich die Gefchichte der von England ausgegangenen und immer noch weiter fortfchreitenden Bibelverbreitung, wovon die Lefer in Kenntnifs gefetzt werden. Und gewifs gehört das Unternehmen und deffen rafcher und glücklicher Fortgang mit unter die merkwürdigften und erfreulichften Zeichen der Zeit, und dient unter Anderem zum unumftöfslichen Beweife davon, dafs man fehr Unrecht habe, wenn man fo oft alle Religionsliebe als erftorben, allen Sinn und Eifer für das Chriftenthum als erlofchen, dargeftellt hat. Rec. verfteht fich nicht aufs Wahrfagen; aber er kann doch die Vermuthung nicht unterdrücken, dafs man noch einmal nach 100, vielleicht fchon nach 50, Jahren auf unfer jetziges, von Vielen für gottlos verfchrieenes Zeitalter, als auf ein im Allgemeinen genommen fehr religiöfes Zeitalter fich berufen werde. Inzwifchen follte man doch meinen, es fey nun einmal Zeit, fich nach den *Früchten* der Bibelverbreitung, d. h. *nicht* nach der *Zahl* der gedruckten, überfetzten, verfchickten und ausgetheilten Bibelexemplare, fondern nach dem *Gebrauche*, der von diefen gemacht wird, und nach dem dadurch zu Wege gebrachten Gewinne für Religion und Chriftenthum, hinfichtlich der Bibelempfänger, ihres Glaubens, ihres Sinnes und Wandels, zu erkundigen. Denn der blofse Befitz der Bibel macht doch ebenfo wenig, wie die blofse in der Kindheit empfangene Taufe, den Menfchen zum Gottesverehrer, zum Chriften. Wenn es nun die *A. K. Z.* an Nachrichten diefer Art noch faft gänzlich fehlen läfst: fo ift das freylich nicht ihr, die, was nicht gefchehen ift, nicht als gefchehen erzählen darf, fondern dem Umftande zuzufchreiben, dafs es an folchen Früchten der Bibelverbreitung noch faft allenthalben fehlt, oder dafs fie wenigftens noch nirgends recht zur Reife gediehen find. Die grofse brittifche Bibelgefellfchaft und ihre vielen Töchter- oder Schwefter-Gefellfchaften find es fich, der guten Sache und deren fernerem Fortgange fchuldig, dem grofsen Publicum nicht mehr blofse Zahlen von verfchenkten oder verkauften Bibeln, fondern auch zuverläffige Nachrichten von dem, was dadurch Gutes bewirkt worden, vorzulegen. Die Verbefferung einer einzigen Schule — und wie unzählbar ift die Menge der befferungsbedürftigen in Deutfchland, in Europa! — ift doch verdienftlicher, als die Verbreitung von Millionen Bibeln, fo lange man nicht erfährt, ob und welcher Gebrauch von ihnen gemacht werde. — Aus Frankreich, Spanien, Italien, zum Theil auch aus Öfterreich, theilt die *A. K. Z.* vorzüglich viele, aus anderen Blättern mehr oder weniger bekannte, Belege für die alte Wahrheit mit, dafs die Jefuiten und andere römifch-katholifche Finfterlinge, noch immer keinen höheren Gegenftand ihrer Beftrebungen kennen, als den, über die Proteftanten fich zu erheben, die in ihren Augen fälfchlich fo benannte Kirche derfelben in den Schatten zu ftellen, und aus ihrer Mitte der verirrten und verlorenen Schaafe fo viele, als möglich, in den Schoofs der allein felig machenden römifch-katholifchen Kirche zurückzuführen; ein Beweis, dafs die politifchen Umwälzungen und Gährungen, worin fich jene Länder zum Theil befanden, und noch befinden, wenig oder nichts dazu beygetragen haben, die Angelegenheiten der Religion, der Kirche und der Menfchheit in ihr rechtes Licht zu fetzen. Rec. ift es dem Herausg. fchul-

die zugleich zu bemerken, dafs er dabey die besseren Zeichen der Zeit keineswegs übersehen, dafs er sie vielmehr mit Sorgfalt aufgesucht und mitgetheilt, dafs er nicht nur da, wo die zuerst erhaltenen ärgerlichen Nachrichten von solcher Art aus jenen Ländern falsch oder verdreht und übertrieben waren, dieselben späterhin berichtigt und vervollständigt, sondern dafs er auch eine Menge Proben von wahrer Liberalität und Duldung zwischen Katholiken und Protestanten, von wechselseitiger brüderlicher Verträglichkeit und von den Vorzeichen der allmählichen Annäherung an einander mitgetheilt hat. Seine Schuld kann es daher nicht seyn, wenn es sich bestätigen sollte, was in einer der Nummern gesagt wird, dafs nämlich die *A. L. Z.*, gleich dem *Sophronizon*, in dem letztgenannten Lande verboten sey. Es ist in Rec. Augen gerade die schönste Seite dieser *A. K. Z.*, dafs sie mit derselben Sorgfalt und Unparteylichkeit das, was dem Bekenner der *katholischen*, wie das, was dem Bekenner der *protestantischen* Kirche zum Vortheil oder Nachtheil gereicht, sobald es sich nur auf erwiesene Thatsachen gründet, rückhaltslos mittheilt. Einer solchen Zeitschrift den Eingang verwehren, heifst mit der Wahrheit überworfen seyn, ihrer sich schämen, sie deshalb nicht sehen und bekannt wissen wollen. — Von Deutschland sind es, aufser Österreich, besonders Preussen, Sachsen, Baiern, Baden, beide Hessen und einige andere noch kleinere Staaten, deren kirchliche Angelegenheiten in dieser Zeitung am häufigsten zur Sprache gebracht werden. Vorzüglich zieht für den jetzigen Augenblick *Baiern* die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich, für den die bevorstehende Protestantenvereinigung einiges Gewicht hat; und noch in keinem öffentlichen Blatte hat Rec. alle zeither erschienenen officiellen u. a. Aufsätze *wider* und *für* die Einführung der Presbyterialverfassung in die vereinigte evangelische Kirche in Baiern so vollständig mitgetheilt gefunden, als in dieser *A. K. Z.* Nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Sache zu urtheilen, möchte man wohl wünschen, dafs der berühmte Criminalist, der seinen Namen zur Protestation gegen eine so altchristliche, ächtprotestantische und heutiges Tages vielleicht unentbehrlicher, als je, gewordene Verfassung hergab, sich lieber durch etwas Anderes, als dadurch ausgezeichnet hätte, dafs er sich an die Spitze so vieler Gemeinden stellte, auf welche sich, gelinde ausgedrückt, das Gebet anwenden läfst: „*Vater* des Lichtes, der Freyheit und der Sittlichkeit! *Vergieb ihnen, denn sie wissen*, sie verstehen wenigstens, *nicht, was sie thun!*“ Rec. gedenkt bey einer anderen Gelegenheit Mehreres über diesen Punct zu sagen; hier begnügt er sich mit der Bemerkung, dafs es, nach seiner Ansicht, der Baierschen Regierung, dem Münchener protestantischen Ober-Consistorium, und dem erleuchteten Theile der protestantischen Geistlichkeit in Baiern, zu wahrer Ehre gereicht, auf einer Verfassung zu bestehen, die für das Gute, das etwa durch Abschaffung der *Privat*beichte (eigentlich doch nur ein Überbleibsel des Katholicismus, und entweder eine leere Ceremonie, oder ein hierarchischer Gewissenszwang) verloren gehen *könnte*, mehr, als hinlänglichen Ersatz verspricht. — In keinem Lande ist es mit der Protestantenunion leichter und geräuschloser zugegangen, als bisher in *Baden*; die *A. K. Z.* liefert darüber sehr ausführliche Berichte. — Über beide *Hessen* läfst es diese Zeitung noch ziemlich unentschieden, was man in dieser Hinsicht zu hoffen oder zu fürchten habe. Von dem *Grofsherzogthume* erweckt schon der Umstand, dafs in ihm eine so liberale Kirchenzeitung erscheint, und einen so vorurtheilsfreyen Mann, der zugleich Hofprediger ist, zum Redacteur hat, sehr gute Erwartungen. Aus dem *Kurfürstenthume* liest man aber S. 55 einen Aufsatz — der etwas Befremdendes hat. Es ist hier von „durch mancherley *Verordnungen* und *Thatsachen* ausgesprochenen *Begünstigungen* der Reformirten vor den Lutheranern“ die Rede, „welche *bisher* jede Annäherung zwischen ihnen erschweren mufsten, die aber *nun künftig* nicht mehr Statt finden werden.“ Sollte man nicht schliessen, solche Begünstigungen, die in L. Moritzs Zeitalter Statt hatten, und als eine Art von *Reciprocum* für ähnliche Begünstigungen der Lutheraner vor den Reformirten in anderen Ländern gelten konnten, hätten sich bis in den gegenwärtigen Augenblick erhalten, und die Union verhindert? Und doch ist es bekannt, dafs diese in Hanau u. s. f. schon seit einigen Jahren besteht; dafs der Landesuniversität, die sonst nur *reformirte* Theologen hatte, schon früher auch *lutherische* beygegeben sind; dafs die evang. luther. Stadtkirche zu Marburg in öffentlichen Blättern die Kathedralkirche genannt wird; und dafs in einem, selbst in diesem Aufsatze angezogenen, kurfürstl. Ministerialbeschlusse von „der bevorstehenden Vereinigung der evangelischen Religionsparteyen, auch in den althessischen Landen,“ ausdrücklich gesprochen wird, „weshalb den Eltern der Kinder die Wahl zwischen beiden Confessionen lediglich überlassen bleibt“ u. s. w. Die kirchlich-statistischen Nachrichten, deren diese Zeitung aus verschiedenen Ländern mehrere mittheilt, geben ihr einen desto höheren Werth. Von dem für die Bibelverbreitung so äuserst thätigen Dr. *Leand. v. Efs* enthalten diese Hefte einige Aufsätze mit Nennung seines Namens (gegen den sonstigen Gebrauch, da Anonymität der Mitarbeiter sonst strenges Gesetz ist), welche ihn und seine schriftstellerische Betriebsamkeit in ein weit vortheilhafteres Licht stellen, als man schon seit Jahren in manchen Blättern über diesen wahrhaft verdienten Mann zu verbreiten gesucht hat. — Möchte diese so zeitgemäfse und gemeinnützige Zeitung sich recht lange behaupten; möchte sie von allen Kirchencollegien und dem Presbyterium einer jeden einigermafsen bedeutenden Gemeinde auf Kosten der Kirchenkassen angeschafft werden müssen!

[illegible] V.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Cotta: *Commentatio exhibens observationes de ordine succedendi juris feudalis Longobardici.* Auctore D. *Adolpho Michaelis.* 1818. 7 Bogen in 4.

Man kann diese Abhandlung in einer zweyfachen Rücksicht betrachten, einmal als akademische Probeschrift, als welche sie S. 1 sich ankündigt, und sodann als einen, auch für das grössere Publicum bestimmten Beytrag zur Bereicherung und Berichtigung der Wissenschaft, wie der Titel vermuthen läst. In erster Hinsicht bezeugen wir mit Vergnügen, dass sie ungemeinen Fleiss, Gelehrsamkeit und lehnrechtliche Kenntnisse beurkundet, und noch Mehreres von den künftigen Fortschritten des Vfs. erwarten läst. Was aber den anderen Zweck betrifft, so scheint sie denselben gänzlich verfehlt zu haben. Die folgenden Bemerkungen werden unser Urtheil rechtfertigen.

Dass der Gegenstand dieser Abhandlung zu den wichtigsten und schwierigsten im ganzen Lehnrechte gehöre, wie S. 1 bemerkt wird, geben wir dem Vf. vollkommen zu; aber fragen möchten wir, warum wählte er zur Bearbeitung desselben einen Zeitpunct, wo es ihm an der hiezu nöthigen Musse gebrach, wo er selbst, wie im Eingange und am Schlusse der Schrift (S. 1 und 55), *temporis angustias* anzuklagen, und auf ein *tempus magis vacuum* die Vollendung derselben zu verschieben sich genöthigt sieht? Bey einem Gegenstande, der von den Anhängern der verschiedenen Systeme, vielleicht bey weitem noch nicht erschöpft, aber doch mit einem seltenen Aufwande von Gründlichkeit und Scharfsinn bearbeitet worden ist, müsste es doch wohl die erste Foderung an einen neuen Bearbeiter seyn, sich die nöthige Zeit zur Beleuchtung und möglichsten Berichtigung desselben zu nehmen. Hinweisungen auf künftige Arbeiten sind vielleicht nirgends zweckwidriger, als bey akademischen Streitschriften, wo es darauf ankommt, durch möglichst deutliche und vollständige Beantwortung einer selbstgewählten Aufgabe das Talent eines angehenden Schriftstellers, sowohl in Rücksicht auf Materie, als auf angemessene Form, geltend zu machen, nicht zu gedenken, dass seit einer gewissen Zeit Versprechungen dieser Art durch ihre nur zu häufig erfolgte Nichterfüllung ziemlich creditlos geworden sind. Wir möchten ferner fragen, wenn nun einmal dieser durch Achtung für sich selbst und für das Publicum begründeten Foderung zuwider gehandelt werden sollte, warum der Vf. so manches Fremdartige in seine Beantwortung aufnahm, und eben dadurch die engen Grenzen seiner Zeit, worüber er sich beklagt, so dicht zusammenzog, dass er sich zuletzt genöthigt sah, diejenige Bemerkung, deren Geltendmachung er vorzugsweise beabsichtigte, gerade da abzubrechen, wo es darauf ankam, sie durch Widerlegung der gegenseitigen Gründe ins Licht zu setzen. Die Etymologieen der Ausdrücke *feodum* und *allodium* (S. 10), die Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit der Schrift des Tacitus über die Sitten der alten Deutschen (S. 44), über den Ursprung der Lehen (§. 1), über den Ursprung und die lange Dauer der Longobardischen Gesetze (§. 1), über die Zeit der Abfassung der Longobardischen Lehenrechtsbücher insbesondere (S. 19), über die Einführung des Lehenswesens in Italien (S. 9), über die Geschichte der Erblichkeit der Lehen (S. 24), über den Unterschied zwischen Erbfolge-Recht und Erbfolge-Ordnung im Lehne (S. 15), und mehrere ähnliche Bemerkungen, zeigen Bekanntschaft mit dem Besten, das über diese Gegenstände vorhanden ist, hätten aber unter Verweisung auf ein gutes Lehrbuch um so mehr vorausgesetzt werden sollen, als sie augenscheinlich für den eigentlichen Zweck des Vfs. den Raum beengen. Ist es nicht auffallend, wenn dieser Zweck, welcher nach S. 6 in der geschichtlichen Begründung des bey den (meisten) heutigen Gerichtshöfen geltenden Systems der Lehnfolge bestand („*Historia exponatur* — sind die eigenen Ausdrücke des Vfs. — *quodnam illud sit fundamentum, quo una illarum nitatur sententiarum, eaque jam dudum usu fori confirmata*") erst nach der Hälfte der ganzen Abhandlung in nähere Betrachtung gezogen wird, wenn es S. 29 in Folge mehrerer, hier zum Theil sehr entbehrlicher, Bemerkungen heisst: „*his ita expositis ad ipsum et proprium hujus commentationis finem progredimur*"? Der Vf. beschreibt hierauf die drey verschiedenen Systeme, welche in den Schulen der berühmtesten Rechtslehrer über die Lehnsfolge lehnsfähiger Agnaten aufgestellt werden: a) den reinen *Linealismus*, die Lineal-, Stamm- oder Parentelen-Folge, nach welcher alle Agnaten in jeder Linie gleichzeitig ohne Unterschied der Grade, doch mit Vorzug der ersten Linie, in

Lehn ſuccediren (§. 10), in neueren Zeiten vertheidigt von *Pütter*, *Reichhelm*, *Fischer*, *Biener*, *Püttmann*, *Poſſe*, *Gönner* u. A., und aufgenommen in das preuſſiſche Landrecht. 2) Das *Gradual-Syſtem*, oder die Gradual-Folge, nach welcher (wie bey Allodial-Erbſchaften) ohne alle Rückſicht auf Linie der oder die dem letzten Beſitzer am nächſten ſtehenden Agnaten im Lehn ſuccediren (§. 11), vertheidigt von *Schilter*, und neuerlich mit einem groſsen Aufwande von Gelehrſamkeit und Scharfſinne von *Majer*. 3) Das *Lineal-Gradual*-, oder das aus den beiden vorhergehenden *gemiſchte Syſtem*, welches mit dem Vorzuge der Linie die Lehnfolge nach der Grades-Nähe verbindet (§. 12. 13. 14), vertheidigt von *Piſtorius*, *Stryk*, *Pufendorf*, *Cramer*, *Weſtphal*, *Danz*, *Böhmer*, *Schnaubert* u. A., und durch den, wiewohl nicht allgemeinen, Gerichtsgebrauch deutſcher Lehns-Curien beſtätigt. Die Beſchreibung dieſer verſchiedenen Syſteme und ihrer Gründe enthält manches Lehrreiche, würde aber durch eine genaue Begriffsbeſtimmung und durch eine ſorgfältige Darſtellung desjenigen, worin ſie alle mit einander übereinſtimmen, ſowie deſſen, worin ein jedes dieſer Syſteme von den beiden anderen abweicht, bedentend gewonnen haben. Bey der von dem Vf. gewählten Obſervationsmethode, die ſchon an ſich bey einer akademiſchen Probeſchrift nicht die zweckmäſsigſte zu ſeyn ſcheint, dürfte es ihm ſchwer werden, ſich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daſs er mit ſeinen eigenen Begriffen über das Charakteriſtiſche dieſer verſchiedenen Syſteme noch nicht ganz aufs Reine gekommen ſey. So heiſst es S. 33 von den Vertheidigern des reinen Linealismus: *naturam feudi plane ab illis ignorari atque obſcurari*, und wenige Blätter nachher (S. 38) wird von der nach eben dieſem Syſteme geordneten Lehnsfolge geſagt: *ſucceſſionem talem, moleſtam quidem, tamen non recedere a natura feudorum.* Ebenſo wird S. 54 bey der Würdigung des Linealſyſtems die Lehnsfolge überhaupt eine *ſucceſſio ſingularis* genannt, und eine Seite ſpäter heiſst es: *ordo ſuccedendi peculiaris neque feudi ipſius natura neque praeceptis juris feudalis Longobardici continetur.* — Daſs jedes der drey gedachten Syſteme bedeutende Gründe für ſich hat, iſt dem Vf. keinesweges entgangen; doch ſcheint ihm das gemiſchte, theils wegen ſeiner Übereinſtimmung mit den verſchiedenen, die Lehnsfolge betreffenden, Stellen der Longobardiſchen Lehnrechtsbücher, theils wegen ſeiner Analogie mit dem zur Zeit der Abfaſſung dieſer Bücher geltenden gemeinen deutſchen Erbrechte und ſelbſt aus inneren Gründen bey weitem das vorzüglichſte zu ſeyn. Die bekannten Lehnstexte II, F. 50. II, F. 11. II, F. 37 und I, F. 19 §. 1 werden hierauf nach dieſem Syſteme erklärt; oder, wenn man lieber will, dieſes Syſtem wird aus ihnen hergeleitet. Der Vf. geſteht ſelbſt, aus II, F. 50 (wo doch auf jeden Fall der Hauptſitz dieſer Materie iſt) allein genommen, laſſe ſich der reine Linealismus [illegible]. (Ein ähnliches Geſtändniſs findet ſich in *Ge. Mich. Webers* vortrefflichem Handbuche des in Deutſchland üblichen Lehnrechts, Th. III, S. 904, deſſen Auslegungen der Vf. mit unbedingter Anhänglichkeit folgt.) Man müſſe daher, ſetzt er (S. 38) hinzu, nach den Regeln der juriſtiſchen Hermeneutik alle zu dieſer Materie gehörigen Texte mit einander verbinden. Schon S. 16 hatte er in dem nämlichen Sinne den von *Biener* neuerdings aufgeſtellten Kanon in Anſpruch genommen: *locos, qui de eadem re praecipiant, eſſe conquirendos, erga ſe invicem contendendos atque conjungendos, ut obſcuritas et ambiguitas unius per alterum illuſtretur et tollatur.*" Im Allgemeinen gewiſs ein ſehr richtiger Kanon, welcher jedoch in der Anwendung auf den vorliegenden Fall manchen Schwierigkeiten unterworfen iſt, von denen wir nur dieſe erwähnen wollen, daſs es, aufs gelindeſte geſagt, noch ſehr zweifelhaft iſt, ob die von dem Vf. und ſeinen Vorgängern für entſcheidend gehaltene Stelle II, F. 37 hier überhaupt, wenn es auf die Regel der Lehnsfolge ankommt, einen Platz neben II, F. 50 verdiene. Um uns deutlicher zu machen, wollen wir die erſte Stelle hieher ſetzen: „*Si quis* — ſagt der Vf. — *interfecerit fratrem domini ſui, non ideo beneficium amittit, ſed ſi fratrem ſuum interfecerit ad hoc, ut totam hereditatem habeat, vel aliam feloniam commiſerit: — — privabitur beneficio. Quia tamen erga dominum non fuerit facta, ad agnatum proximiorem feudum pertinebit, ſi paternum fuerit, eodem (eadem) prorſus obſervando quantum ad ordinem gradus, qui continetur in legibus.*" Schon die Überſchrift dieſes Titels: *an ille qui interfecit fratrem domini ſui feudum amittat*, zeigt, wie der Inhalt ſelbſt, daſs hier nur von einem auſserordentlichen Falle, von einer Ausnahme die Rede ſey, während II, F. 50 bereits in der Aufſchrift: *de natura ſucceſſionis feudi*, die Regel ankündigt. Offenbar bilden Regeln und Ausnahmen zwey verſchiedene Kategorieen; beide ſind ſich einander gewiſſermaſsen entgegengeſetzt: was Regel iſt, kann nicht Ausnahme ſeyn, und ein auſserordentlicher Fall, welcher eine ihm eigene, geſetzliche Beſtimmung erfodert, kann nie die Regel für gewöhnliche Fälle abgeben.

Da der Vf. mit den übrigen Vertheidigern eines aus Lineal- und Gradual-Erbfolge im Lehn zuſammengeſetzten Syſtems ſich mit beſonderem Nachdruck auf die ſchon angeführte Stelle II, F. 37 beruft: ſo erlauben wir uns, über dieſen Lehnstext noch einige Bemerkungen einzuſchalten, aus denen ſich ergeben dürfte, daſs der Streit über deſſen Anwendbarkeit zur Begründung des fraglichen Syſtems bey weitem noch nicht entſchieden iſt. Schon *J. Ch. Woltär* hat in einer Abhandlung: *De ſucceſſione agnatorum in feudo paterno legitima lineali, non graduali, nec mixta* (Halle, 1772), S. 26 — 33, auf den weſentlichen Unterſchied aufmerkſam gemacht, der zwiſchen der Succeſſion in einem durch Felonie des Vaſallen verwirkten, und einem durch den Tod des Lehensbeſitzers eröffneten Lehen eintritt. Er hatte gezeigt, daſs in II, F. 37 nur von der erſten, als einem höchſt ſpeciellen Falle, die Rede ſey, und behauptet, daſs

unter dem Ausdrucke *legibus* keine anderen, als Lehnsgesetze verstanden wären. *Weber*, welcher (a. a. O. S. 507) diese Meinung zu widerlegen sucht, setzt ihr zwey Gründe entgegen, von denen der erste — nach welchem die fragliche Verschiedenheit in den Gesetzen (II, F. 37. II, F. 50) *nicht* liegen soll — eine blosse Verneinung, mithin kein Gegenbeweis ist, und der zweyte — nach welchem die Worte: *eodem prorsus observando*, dieser Verschiedenheit entgegenstehen — eine Voraussetzung desjenigen enthält, was er beweisen soll. Es giebt in der ganzen Sammlung der Longobardischen Lehnrechtsbücher wohl nur wenige Stellen, welche der angeführten an Dunkelheit gleich kommen. Folgende Andeutungen werden dieses bestätigen. 1) Der Text ist verdorben, und auf jeden Fall die gewöhnliche Lesart *eodem* (so oft sie auch von allen neueren Feudisten wiederholt wird) eine grammaticalische Unrichtigkeit, welche durch die in einem von *Gebauer* angeführten Codex enthaltene *eadem* verbessert werden muss, um der Stelle einen wenigstens nothdürftigen Wortverstand beylegen zu können. 2) Das Wort *gradus* wird gebraucht ohne Bestimmung des dadurch zu bezeichnenden Begriffes. Ebenso unbestimmt ist der Beysatz *qui continetur in legibus;* in sofern er der Dunkelheit des Ausdruckes, worauf er sich bezieht, als einem *obscurum*, abhelfen soll, ein wahres *aeque obscurum*. Die berühmtesten Feudisten sind über die Gesetze, von welchen hier die Rede ist, verschiedener Meinung, indem einige die Lehngesetze Konrads II und Lothars, Andere die Longobardischen Gesetze, noch Andere, zu denen auch unser Vf. gehört, das Römische Recht verstehen, ohne sich an das zu erinnern, was schon *K. Reichhelm* (Versuch einer Auslegung dunkeler Gesetze. Halle, 1799. S. 16) gezeigt hat, dass selbst hier der fragliche Ausdruck in verschiedenen Bedeutungen gebraucht werde. Der Vf. behauptet zwar (S. 39), mit Verweisung auf *Weber* (a. a. O. Th. III S. 393—398), unter dem Worte *leges* werden durchaus in den Longobardischen Lehnrechtsbüchern keine anderen, als die Römischen Gesetze verstanden, indem das Lehnrecht durch die Benennungen *consuetudo regni*, *usus feudi, jus curiae* und *mos curiae*, die Deutschen und Kaiser-Gesetze hingegen durch den ausdrücklichen Beysatz *Longobardicae*, *Lotharii* u. s. w. bezeichnet werden. Allein nicht zu gedenken, dass auch das Römische Recht mit Bezeichnungen dieser letzten Art angeführt wird, z. B. II F. 1 *pr. jure Romano. Legum Romanorum.* II F. 24 *in Digestis*: so stehen dieser Behauptung noch offenbar die Texte II F. 1 und II F. 56 entgegen, wo nach dem ganzen Zusammenhange unter *leges* geschriebene Gesetze überhaupt, im Gegensatze der Lehnsgewohnheiten, angedeutet werden, und I F. 1 §. 3 wird *legibus* im klaren Gegensatze gegen eine Bestimmung des Römischen Rechts sogar ausschliessend von Lehnsgesetzen gebraucht, was auch die von *Weber* (S. 397) für nothwendig gehaltene, und selbst von *Gebauer* befolgte, äusserst gezwungene, Interpunction, nach welcher das Comma hinter, und nicht vor *legibus* stehen soll, dagegen einwenden möge. — Wir fragen nunmehr, wenn [illegible] aus [illegible]len Bemerkungen die (vielleicht ewig undurchdringliche) Dunkelheit des Textes II F. 37 ergiebt, wie kann man denselben anführen, um die ungleich weniger dunkle II F. 50 ins Licht zu setzen?

Was ferner das von dem Vf. mit besonderer Vorliebe aufgestellte *analogische Argument* betrifft: so ist dasselbe nicht nur im Allgemeinen höchst unsicher, sondern auch in der Anwendung auf den vorliegenden Fall eines der unpassendsten, welches gewählt werden konnte. Der Vf. verspricht zwar S. 43: „*argumentatio nostra ... evidenter declarabit, doctrinam nostram successionis feudalis communis ... eandem fere esse, quae successio est juris germanici,*“ und bemerkt kurz vorher: „*cognitio sane historiae ac status civilis et publici medii aevi facile probabit consonantiam magnam atque similitudinem bonorum sub nexu feudali concessorum atque bonorum familiae propriorum seu stemmaticorum, quae allodia vel bona avita vocabantur.*“ Allein wir fürchten, dass die Freunde dieses Systems statt der versprochenen Evidenz ungewisser, als vorher, aus der Schule des Vfs. zurückkehren werden. Es folgt schlechterdings nicht, dass Institute, die, wie die Erbfolge in Stamm- und in Lehn-Gütern, ihrer Natur nach manches Ähnliche haben, sich durchaus einander gleichen müssen, und es ist genug, dass jedes derselben seine ihm eigenthümliche Gestaltung besitzt, um die Aufhellung dunkeler Stellen des Einen durch die lichten oder angeblich lichten Puncte der Anderen bedenklich zu finden, indem es ja sehr leicht der Fall seyn könnte, dass die dunkelen Stellen auf die Eigenthümlichkeiten des Instituts Bezug hätten, mithin der Gefahr ausgesetzt wären, durch Erläuterungen aus der Individualität eines Nachbar-Institutes ein falsches Licht zu bekommen. Welchen Bedenklichkeiten namentlich der analogische Beweis im vorliegenden Falle unterliege, dürfte sich aus folgenden Bemerkungen ergeben: 1) Ein allgemeines Deutsches Erbrecht, namentlich in der Periode des Mittelalters, auf die sich der Vf. vorzugsweise beruft (S. 47), hat nie existirt. Ein aufmerksamer Blick auf die Geschichte und die Quellen des Rechtszustandes im Mittelalter und der zum Theil dadurch begründeten Statuten, sowie auf den weiten Umfang der deshalb in und ausser Gerichten entstandenen Streitigkeiten, wird diese Bemerkung rechtfertigen. Schon *Cramer* (Nebenstunden, S. 29) fand es zweifelhaft, ob die Deutschen jemals einen allgemeinen Grundsatz der Erbfolge angenommen hätten. Unser Vf. selbst gesteht an mehreren Orten seiner Schrift, die deutschen Rechte hätten durch das Fremdländische grosse Veränderungen erlitten; er giebt sogar den Vertheidigern des Gradualsystems zu, dass Römisches Recht nicht nur dem Buchstaben, sondern auch der Sache, nach von den Verfassern der Longobardischen Lehnrechtsbücher berücksichtigt worden sey. *Merito* — sagt er S. 36 — *hujus doctrinae fautores contendunt, juris feudalis Longobardici auctores verbis non solum uti Romanis atque oratione,*

sed etiam ad jura Romana ipsa illos respexisse, et ipsa repetiisse horum praecepta," — eine Behauptung, deren letzter Theil freylich viel zu allgemein und unbestimmt ausgedrückt ist, wodurch aber der Vf. schon hier seiner Argumentation den Todesstoss versetzt. Wozu die Analogie eines Deutschen Erbrechts in einer Sammlung, worin nach der Meinung des Vfs. Römische Rechte vorherrschend sind? Warum das in der Ferne suchen, was man glaubt, in der Nähe gefunden zu haben? 2) Das Lehnrecht enthält über die Erbfolge im Lehn mehrere von der Erbfolge in Stammgütern wesentlich verschiedene Bestimmungen. Wir könnten dieser Bemerkung füglich überhoben seyn, wenn nicht der Vf. das Gegentheil zu behaupten schiene. Eine hieher gehörige Stelle (S. 54) ist bereits oben mitgetheilt worden. Ähnliche finden sich §. 14 und 15, wo es unter Anderem (S. 43) heisst: *„Quomodo fieri debuisset et quibus rationibus commoverentur* (wer? wird zwar unrichtig verschwiegen, ist aber nicht schwer zu errathen), *ut feudis, ex quo ad heredes transire coeperant legitimos, novam et plane peculiarem assignarent succedendi talem ordinem, qui valde recessisset ut a praeceptis juris communis Germanici, ita a jure Romano tum jam resuscitato?"* Wir wollen hier nur beyspielsweise einige unterscheidende Bestimmungen der Lehnsfolge zur Begründung unserer vorstehenden Bemerkung anführen. 1) Das Eigenthum der Lehne gehörte den Lehnsherrn, das der Stammgüter den Personen ihrer Besitzer, oder, wenn man lieber will, den Familien dieser letzten. — 2) Ascendentenfolge fand nach Longobardischem Lehnrechte nicht Statt, wohl aber nach den Rechten der Deutschen Allodialsuccession, namentlich im Mittelalter. Die Bestimmung in II F. 50: *ascendentes non succedant* auf einer, und die Parömie: „das Kind fällt wieder in der Mutter Schooss" auf der anderen Seite (das sogenannte Schoossfalls-Recht) sind bekannt. Unser Vf. bemerkt zwar S. 43: *in utrisque ascendentium successio aliena erat*; allein wenige Blätter nachher (S. 48), wo er mit mehr Genauigkeit *jus Germanicum antiquissimum* von dem deutschen Civilrechte des Mittelalters, auf welche sich sein analogischer Beweis gründen soll, unterscheidet, führt er selbst als eine Bestimmung dieser letzten an: *ipse pater defuncti descendentibus suis exclusis vocabatur.* 3) Die Lehnsfolge des Sohnes wurde nach II F. 45 durch Antretung seiner väterlichen Allodial-Erbschaft bedingt, seine Succession in dieser letzten war an keine ähnliche Bedingung gebunden. 4) Das den Enkeln nach I F. 8 pr. und II F. 11 §. 1 zustehende Eintritts- oder Repräsentations-Recht, vermöge dessen sie concurrirend mit ihren Oheimen an der Stelle ihres vorher verstorbenen Vaters und für seinen Theil im grossväterlichen Lehn succedirten, ein Vorzug, welcher mit der Parömie: Der Nächste zur Sippe, der Nächste zum Erbe, nach welchem der nächste Verwandte immer den entfernteren ausschloss, im Widerspruch steht, und von dem der Vf. selbst (S. 60) gesteht: *„Compilationem juris feudalis Longobardici sic recessisse ab ordine vetusto successionis Germanicae;"* mit der (S. 54) angehängten Bemerkung: *„Ex principiis genuinis successionis juris Germanici fratrem, exclusis nepotibus omnem hereditatem capere consentaneum esset."* — Doch wozu fernere Beyspiele, da er S. 14 im Allgemeinen bemerkt: *„Ex proprio fine jurium concessionumque feudalium ipsoque nomine clarissime patet, necesse esse magnopere discrepent feuda a ceteris quae successione transferuntur bonis,"* und daher über seine bereits oben mitgetheilte, hier zur Prüfung vorliegende, Bemerkung einer angeblich grossen Ähnlichkeit der Deutschen Lehn- und Civil-Rechte rücksichtlich der Erbfolge — selbst den Stab bricht. — 5) Selbst bey Bestimmungen, die der Erbfolge in Lehen- und Stamm-Gütern gemeinschaftlich sind, hat jede derselben ihre eigenthümlichen Modificationen, welche durch ihren unterscheidenden Charakter bewirkt wurden, und eben darum bey der *anderen* keine Anwendung finden. Man denke nur an die Ausschliessung der Töchter und an das Verbot, Erbgrundstücke zu veräussern, von welchem letzten der Vf. selbst bemerkt, dass es bey Alloden nicht überall die nämlichen Beschränkungen enthalten habe, und dessen Handhabung bey Lehnsgütern nach II F. 55 in vorkommenden Fällen einzig und allein von dem Willen des Lehnsherrn abhing. Wenn es sich nun aus den vorstehenden Bemerkungen ergiebt, dass die Behauptung des Vfs. (S. 51): *successionem feudalem plane ad exemplum et imitationem successionis allodialis introductam esse,* schon im Allgemeinen nicht zulässig sey: so muss die Anwendung auf den vorliegenden Fall, welche er (§. 17 und 18) mit grosser Zuversicht unternimmt, um so schwieriger seyn, da der Thatbestand der deutschrechtlichen Bestimmungen, mit welchen er eine dunkle Stelle des von ihm vorgezogenen Systems der Lehnsfolge aufhellen will, bey weitem noch nicht hergestellt ist, indem nicht nur die Vertheidiger der beiden anderen Systeme diese Bestimmungen in *ihrem* Sinne erklären, sondern selbst die von dem Vf. für *seine* Erklärung angeführten Germanisten, ihrem eigenen Geständnisse nach, nur die Wahrscheinlichkeit derselben erwiesen haben, weit entfernt, sie zu der Gewissheit zu erheben, ohne deren Voraussetzung analogische Beweise doppelt bedenklich sind. Wie zweifelhaft übrigens dem Vf. der seinige vorgekommen sey, beweist seine bey dieser Gelegenheit geäusserte Meinung (S. 40), dass jenes System, welches dadurch eine neue Stütze erhalten soll, richtiger *systema juris Germanici communis* genannt werde; eine wahre *petitio principii*, und eine ganz unnöthige Neuerung bey einem hinscheidenden Institute, um welches, wie *Seidensticker* sich ausdrückt, das letzte noch zu erwerbende Verdienst darin besteht, „dass man die Grundsätze noch zum Beschluss entwickele, die bis zu dessen gänzlicher Auflösung zu beobachten sind, wenn die Cur dieses alten Schadens mit einem möglichst sanften Tode endigen soll."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

JURISPRUDENZ.

Stuttgart, b. Cotta: *Commentatio exhibens observationes de ordine succedendi juris feudalis Longobardici.* Auctore D. *Adolpho Michaelis* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was die inneren Gründe betrifft, mittelst welcher §. 19 aus den Longobardischen Lehnrechtsbüchern selbst erhellen soll („*in aprico ponitur*"), dass die Verfasser ihre Beschreibung der Lehnrechtsfolge aus der Analogie des „gemeinen Deutschen Rechts" geschöpft haben („*analogiam juris communis Germanici sequutos esse*"): so werden sie schon im Allgemeinen durch unsere bisherigen Bemerkungen beseitigt, und sind auch an sich so wenig haltbar, dass sie gewissermassen durch ihren eigenen Inhalt zusammenfallen. Es sind folgende: 1) „In den Longobardischen Lehnrechtsbüchern, namentlich I. F. 1 §. 3 (§. 4). I F. 8 §. 1. II F. 26 §. 5. II F. 31, werde die deutsche, zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene, Berechnungsart der Grade befolgt." Nicht zu gedenken, dass sich der Vf. hier sowohl rücksichtlich dieser, als auch mehrerer verwandter Texte (die von den meisten Auslegern stillschweigend umgangen werden) auf ein Feld begiebt, auf welchem bey weitem noch nicht Alles berichtigt ist, setzen wir ihm nur die von ihm selbst (S. 53) als Synonym der *computatio germanica* gebrauchte Benennung: *canonica*, und seine eigene Bemerkung (S. 51): „*excogitata atque sancita est haec institutio in jure ecclesiastico Pontificum Romanorum*" entgegen, und fragen sodann: warum gerade im *Deutschen* Rechte ein Institut gesucht werden soll, welches anerkannt fremdländischen Ursprunges ist? — 2) In den Longobardischen Lehnrechtsbüchern, und besonders deutlich in dem (kaum erwähnten) Texte II F. 31, werde häufig auf den ersten Lehns-Erwerber oder den gemeinschaftlichen Stammvater des Verstorbenen und seines Nachfolgers gesehen; dieses passe bloss auf die deutsche Allodial-Erbfolge, und es könne von dem Römischen Rechte nicht gesagt werden („*ad quos respicere juris Romani ratio neque desiderat neque patitur*" S. 53). Weiter unten bemerkt der Vf., dieses Erbfolgesystem sey offenbar (*aperte*) aus dem Deutschen Rechte geschöpft; da er aber in dem nämlichen Zusammenhange hinzusetzt, durch die Vorliebe der Sammler jener Lehnrechtsbücher zum Justinianeischen Rechte sey es geschehen: „*quod tum enunciationes, tum dispositiones, tum verba, quibus usi sunt fere omnes, juri Romano respondeant, indeque petitae sint*": so sind wir hiedurch aller weiteren Bemerkungen überhoben.

Am Schlusse der Abhandlung bemerkt der Vf., der dritte Abschnitt seiner Abhandlung habe eine Prüfung der von *Preuschen*, *Pütter* und *Oelrichs* zur Behauptung des Systems der reinen Linealfolge aufgestellten Beyspiele enthalten sollen, er habe die Hoffnung nicht aufgegeben, die irrige Erklärung derselben deutlich darthun zu können (*erroneam horum explicationem luculenter demonstrare*); da ihm aber die Kürze der ihm gegebenen Zeit nicht erlaube, diesen hinzuzufügen: so sey derselbe nebst einer Literargeschichte dieser streitigen Lehre einer künftigen Musse vorbehalten.

Wir glauben nunmehr den Inhalt und Zusammenhang des Ganzen hinlänglich charakterisirt zu haben, und fügen nur noch einige Bemerkungen über den Ton und die Formen desselben, sowie über einen einzelnen hervorragenden Missgriff, hinzu. Um mit dem letzten anzufangen, so erlaubt sich der Vf. an mehreren Stellen seiner Abhandlung, unsere alten deutschen Vorfahren mit dem Ausdrucke „Barbaren" zu bezeichnen. Er scheint zwar S. 10 unter dieser letzten Benennung („*Barbarorum Germanorumque ditioni*") andere, nicht deutsche, Völker verstanden zu haben; allein die Stellen S. 8 („*Barbarorum legum collectio*"), S. 20 („*Barbarorum — in Italia — regimen*"), S. 59 u. S. 2 (wo unter Anderem auf Sächsisches und Schwäbisches Landrecht verwiesen, und unmittelbar nachher hinzugesetzt wird: „*et in multis aliis Barbarorum legibus*") gestatten über diese Benennung nicht den mindesten Zweifel. Wenn ein *Canciani* noch in unseren Zeiten seine Sammlung altdeutscher Gesetze: *Leges Barbarorum antiquae* überschrieb: so scheint man ihm als einen Italiäner, in Rücksicht auf das sonstige Verdienst seiner Sammlung und auf die in der Vorrede enthaltene Ehrenerklärung, diese zweydeutige Bezeichnung nachgesehen zu haben (ob sie gleich hätte gerügt werden sollen); aber einem Deutschen ist sie schwer zu verzeihen

E

bey der gelindesten Auslegung enthält sie eine Affectation, da ein Ausdruck, der immer Abscheu oder Mitleid erwecken sollte, in einem minder gehässigen oder gar unanstössigen Sinne gebraucht wird. — Der *Ton* dieser Abhandlung athmet nicht überall jene Bescheidenheit, die für den Schriftsteller überhaupt, und ganz besonders für den angehenden, in so hohem Grade empfehlend ist. Dahin gehört, ausser mehreren bereits oben in anderer Rücksicht angeführten Beyspielen, die Selbstgenügsamkeit, womit er hin und wieder von seinen, und die Wegwerfung, womit er von fremden Meinungen spricht. So stand es ihm (S. 15) ohne Zweifel auf das vollkommenste frey, den in der Schule mehrerer Feudisten aufgestellten Unterschied zwischen *jus succedendi* und *ordo succedendi* festzuhalten, ungeachtet dieser Unterschied, wie er selbst bemerkt, von Anderen, namentlich von *Posse*, lebhaft bestritten wird; wenn er aber von den Gegnern dieses Unterschiedes hinzusetzt: „*Falsis istis nisi interpretationibus, falsas exinde derivarunt conclusiones, atque ita nobilissimam hanc de jure successionum feudalium materiam penitus vitiarunt*“: so verletzt er jene Regel der Billigkeit gegen Andersdenkende, welche bey einer so bestrittenen Materie doppelte Pflicht ist, und erlaubt sich eine Übertreibung, deren *Beweis* wir nicht für ihn übernehmen möchten. — Ebenso scheint er die bescheidene Ankündigung, welche er im Eingange (S. 6) von seiner Arbeit gegeben hatte, in der Folge seiner Abhandlung nicht immer vor Augen gehabt zu haben. Wenn er z. B. S. 41 bey der Übernahme seiner, bisher gewürdigten, Beweise bemerkt, das gemischte Erbfolgesystem sey zwar von den Lehrern des Lehnrechts häufig erörtert und ins Licht gesetzt, „*qua vero origine aut fundamento innitatur et quibus rationibus atque analogiis commoti, feudorum consuetudinum auctores hoc systema in libro suo .... nobis indicaverint, denique quis sit nexus internus hujus systematis — hoc hucusque vel minus apte, immo false exposuerunt*“: so scheint er auf einmal einen ganz anderen Charakter angenommen zu haben. Eben dieses scheint der Fall zu seyn, wenn bey Gelegenheit der Gradeberechnung S. 52 ohne Hinzufügung eines Beweises gesagt wird: *Veram indolem atque doctrinam hujus institutionis plurimi ICtorum nondum recte percepisse videntur. Errores gravissimi v. c. continentur in* Runde *Deutsch. Priv. Recht* §. 680. *Paetz Lehnr.* §. 108. *not. a.* Noch auffallender ist es, wenn bey Gelegenheit der Stelle II F. 11 gesagt wird: *Risum sane tenere non possumus percipientes quomodo sesquipedalia verba miscens atque magno cum vultu* Gönner *l. c.* (Archiv für d. Gesetzg. Th. I, S. 499.) *illum plane transierit, et* Reichhelm *— — et* Bie*ner — — impedimentum illud ut tollerent istius verba in ordinem cogant* — gewiss ein Ton, welchen sich kein angehender Schriftsteller gegen hochverdiente Rechtsgelehrte erlauben sollte. Die schlechte Latinität wollen wir nicht einmal rügen.

Weniger wichtig, aber doch nicht ganz unbedeutend, dürften einige Ausstellungen seyn, die wir in Rücksicht auf die Form noch hinzufügen wollen. Der Vf. hat sich nicht einmal die kleine Mühe gegeben, seiner Abhandlung eine Übersicht des Inhalts vorauszuschicken. Vielleicht wäre eine solche das Mittel geworden, ihn auf das Fremdartige desselben, auf das Missverhältniss der einzelnen Theile und auf die (bereits erwähnte) Weglassung eines ganzen Hauptstückes aufmerksam zu machen. — Die von dem Vf. nachgewiesenen Schriften sind nicht überall (z. B. S. 8 u. S. 36) mit der Genauigkeit angeführt, welche den grössten Theil der übrigen Citate bezeichnet. — Der Druck ist sehr incorrect, wodurch zuweilen sogar das Verständniss erschwert wird. So heisst es z. B. S. 17 *omiseret* statt *omitteret*, S. 19 *invatum* st. *innatum*, S. 31 II F. 27 st. II F. 37, S. 32 u. S. 41 st. *in infinitum* st. *in infinito*, S. 34 *ceu* st. *seu*, ebendaselbst *transgretat* st. *transgredi vetat*, ebendas. *singularium* st. *singularum*, S. 37 *decisionis* st. *divisionis*, S. 48 Z. 5 *Nec non* st. *nec*, S. 52 *paruit* st. *paravit* und S. 45 fehlt nach *augustiora* das Zeitwort (wie es scheint: *complectebatur*). Doch sind unstreitig diese und ähnliche Unrichtigkeiten nicht dem Vf., sondern der Nachlässigkeit des Correctors beyzumessen.

R. S. T.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschlande.* Mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblattes, *Christian Carl André*, fürstl. Waldeckischem und fürstl. Salmschen Wirthschaftsrathe u. s. w. XXII B. 1821. 400 S. 4. (6 Rthlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1820. No. 17 ff.]

Auch dieser 22ste Band, welcher an landwirthschaftlichen Berichten überhaupt und an vielen interessanten Aufsätzen aus allen Zweigen der Landwirthschaft, besonders aber aus der höheren Schaafzucht, sehr reich ist, trägt dazu bey, dass jene vielgelesene Zeitschrift ihren alten Ruhm behauptet.

Im 1 *Hefte* S. heisst es: „Die neueste Art der Weinveredlung giebt uns wieder Frankreich, und, worüber unsere deutschen Zecher lächeln werden, ein Frauenzimmer, Demoiselle Elisabeth *Gervais* aus Montpellier, in Paris wohnhaft, in einem kleinen Tractat *sur la Vinification*. Sie will dem Weine, ungeachtet der Gährung im Fasse, sein Aroma und seinen Alkohol erhalten. Weil man bisher beides nicht zu binden verstand, so wurden die Weine häufig unführbar, dauerten nicht lange, nahmen Säure oder einen fetten Geschmack an. Der berühmte Exminister und noch berühmtere Chemiker Graf *Chaptal* bescheinigt, dass die Erfinderin die Weinveredlung

[illegible] habe.“ Man kann freylich auf dieses Lob nicht viel halten, weil man weiss, wie sehr die Franzosen,“ besonders gegen das schöne Geschlecht, ihr Lob übertreiben. Demungeachtet sagt der Vf., Hr. *Todeschi*, ferner: „*Chaptal* ist allerdings in Betreff des Weinbaues und der Weinveredlung, wie es seine Werke bezeugen, ein competenter Richter; aber auch ohne sein Zeugniss leuchtet der Nutzen der Erfindung ein, *die in Deutschland schon früher vorgeschlagen*, aber, wie so vieles Andere, nicht beachtet ward.“ Von der Theorie über den Ringelschnitt an den Rebstöcken des Hn. *Hauenschild* sagt Hr. Prof. *König* S. 65 ganz richtig: „Wachsen und Fruchttragen sind verschiedene Functionen des Organismus, welche mit einander im umgekehrten Verhältnisse stehen, nicht zu gleicher Zeit und im gleichen Grade verrichtet werden können, indem beide nur durch eine und dieselbe Grundkraft (muss sie sich aber nicht durch den Organismus verschieden bestimmen?) des lebenden Körpers verrichtet werden, auch jede ein eigenthümliches Mischungsverhältniss des Nahrungssaftes erfodert.“ — Für Schaafzüchtler wird die Nachricht höchst anziehend seyn, dass nach S. 41 Hr. *Rudolph André*, einer unserer ersten Schaafzüchtler, einige der vorzüglichsten sächsischen Schäfereyen besucht hat, worüber er nun hier treffliche Bemerkungen mittheilt. Wir führen nur Einiges davon an. Von den drey verschiedenen königl. Heerden legt er der ersten vom J. 1765, welche in Lohmen steht, den Vorzug bey, und sagt: „Die Heerde von 1765 bestand wahrscheinlich aus dem edelsten Viehe, welches je aus Spanien ausgetrieben wurde; diess beweisen nicht nur deren auf dem königl. Kammergute Lohmen befindliche Nachkommen, sondern es ist auch actenmässig bewiesen, dass die Majorals der berühmtesten spanischen Schaafsstämme ihrem Könige, für die nach Sachsen bestimmte Heerde, unter Androhung 15jähriger Gefängnissstrafe, eine gewisse Anzahl ihres besten Viehes einliefern mussten. Die Stämme Negretti, Infantado, Escurial und noch drey bis vier andere, trugen gemeinschaftlich zur Bildung jener sächsischen Heerde bey, deren Nachzucht dermalen in Lohmen steht. Diese Schaafe haben einen eigenen Charakter, und unterscheiden sich auffallend von den beiden anderen Stämmen. Sie tragen die feinste and sanfteste Wolle; ihr Vliess ist bewundernswürdig gleich, die Wolle ist lang, mehr oder weniger gekräuselt, meistens weiss (da sie weisses oder doch blassgelbes Fett hat), von vortrefflicher Stapelbildung, und der Wollansatz keinesweges schütter (locker), wie man gewöhnlich glaubt. Die Statur ist eher gross, als klein. Die Stöhre sind auffallend, nämlich nicht nur bis an die Klauen, sondern die meisten auch bis an die Schnauze, mit Wolle bewachsen. Ebenso findet man unter den Mutterschaafen viele, ja die meisten, die sehr bewachsen sind.“ Von der Schäferey in Klipphausen heisst es: „Was ich von Lohmen gesagt, gilt auch von dieser ungemein edlen Schäferey grösstentheils. Ihr Ruhm ist, und das mit vollestem Rechte, bereits zu alt, und zu sehr verbreitet, als dass ich noch Etwas hinzufügen könnte.“ Ferner: „Diese Schäferey war die erste sächsische, die ich besuchte; recht merkwürdig war es für mich und sonderbar, wie ich, nachdem ich kaum diese herrliche Heerde überblickt, das Bild, das ich mir bisher von einer sächsischen Heerde entworfen hatte, und welches ich eben recht begierig war, verwirklicht zu schauen, in Nichts zerfliessen sah. Überrascht, blieb ich nachdenkend beym Thore stehen, und gestand mir, dass ich bisher von den Electoralschaafen einen falschen Begriff gehabt hatte; ich bewunderte die Bescheidenheit, mit welcher der verehrungswürdige Hr. Graf *von Hohenthal-Glatischnitz* in der Repräsentanten-Sitzung des Schaafzüchtlervereins zu Brünn vor 2 Jahren über die sächsischen Schäfereyen sprach und mehrmals darüber schrieb, fand aber auch nach und nach die Ursachen, woher es kommt, dass die sächsischen Schäfereyen nicht den Ruhm bey uns geniessen, den die eingesackte sächsische Wolle vor anderen hat“ u. s. w. Die übrigen beiden königl. Heerden, sowie die anderen der vorzüglichsten sächsischen Schäfereyen, deren es aber weit mehrere giebt, als hier genannt sind, müssen wir aus Mangel an Raum übergehen. Genug, dass hier einmal den sächsischen Schäfereyen das ihnen gebührende Lob widerfahren ist, wenn sie auch schon, nach S. 63, noch manchen Tadel verdient haben sollten. Mehrere lehrreiche Abhandlungen über Forstwirthschaft, besonders über Forsttaxation und Regulirung der Wälder, wobey Hr. *Ebert* sich durch eine musterhafte Vertheidigung ausgezeichnet hat, können nur angedeutet werden.

Im 2 *Hefte* wird S. 98 vom Herausgeber ein Aufsatz, den Wollhandel betreffend, aus dem Möglinschen Annalen von Hn. *Meister* ausgehoben, wobey er bemerkt, dass er mit demselben eine gleiche Idee vom Wollhandel gehegt, und den Plan zu einer Wollmagazinirungs-Anstalt schon vor einigen Jahren im *Hesperus* bekannt gemacht hätte, wo Alles dem Wesen nach auf ein wohlgeordnetes, garantirtes, sanctionirtes Commissions-Geschäft, ganz nach Hn. *Meisters* Idee, hinauslaufe. Möchte diese Idee von Sachkennern geprüft, und zur Ausführung gebracht werden! S. 166 sind vom Herausgeber die Grundlinien des Plans zum Wollmagazin für Brünn entworfen. In sofern dürfte hieraus für die Wollproducenten, sowie für die dasigen Fabricanten, welche das Vorrecht erhalten sollen, für ihre Fabricate sich die vorzüglichste Wolle auszulesen, wenn diese Anstalt zu Stande kommen sollte, bedeutender Vortheil erwachsen. Ob aber mit der übrigen Wolle alsdann bey den fremden Wollkäufern ein vortheilhafter Handel Statt finden dürfte, wäre wohl erst zu erwarten. Dass an grossem Nutzen nicht zu zweifeln sey, beweist in den Actenstücken des Schaafzüchtlervereins S. 169 der Bericht des Hn. Grafen *Salm* über die Pariser Woll-Wasch-Anstalt, welche eine ähnliche Verkaufsanstalt ist, und schon seit 1813 bestehen soll.

Von schwankenden Grundsätzen der höheren

Schaafzucht aus den neuesten Schriften handelt ein Aufsatz im 5 *Hefte* S. 145, wo aus einer Schrift vom Hn. D. *Ryss* 6 dergleichen Grundsätze ausgehoben, vom Herausgeber in einer Anmerkung vortrefflich erklärt, und deren Irrthümer in ein helles Licht gestellt sind. Sie sind nicht zum Ausheben geeignet, aber zum Nachlesen dringend zu empfehlen, weil man einsehen lernt, warum bisweilen die besten Versuche in der Veredlung misslungen sind. Wie Mancher möchte seine Fehlgriffe dadurch bereuen lernen, wenn seine Zucht nur eine Vermischung verschiedener Raçe-Thiere war! Hr. *R. André* sagt im 4 *Hefte* S. 265: „Es giebt auffallend von einander unterschiedene Raçen unter den Merinos origineller Abkunft, deren jede ihre Originalе hat; habe ich nun eine dieser Raçen mir für eine Schäferey gewählt, so habe ich zu sorgen, die Originalität ihrer Abkunft sowohl, als die ihrer Eigenschaften (Hr. *A.* macht einen Unterschied zwischen Originalität der Abkunft und Originalität der Eigenschaften, auf welche letzte er das meiste Gewicht legt), in deren Gesammtheit eben die Raçe begründet ist, zu erhalten. Diess geschieht unfehlbar durch strengste Innzucht.“ Dieser Aufsatz, welcher Bemerkungen über den Aufsatz des Hn. Staatsrath *Thaer*: Probleme über die höhere Schaafzucht, enthält, begreift in seinem Umfange, wovon ein Theil im 5ten Hefte S. 301 enthalten ist, überdiess noch folgende interessante Fragen, welche Hr. *R. André* vortrefflich beantwortet: 1) Was ist Originalität? 2) Wie entstehen die verschiedenenen Abarten oder Raçen der Merinos, und welche sind die auffallendsten? 3) Welches Ziel soll man sich stecken und verfolgen: 1) bey höherer Cultivirung einer edeln Heerde, 2) bey der Veredlung? 4) Ist es rathsam, möglichst grosses Vieh ohne Unterschied der Raçe zu halten? 5) Wie weit sind wir in den Feinheitsmessungen der Wolle gekommen? 6) Ist die frühere oder die spätere Sprungzeit und Lammung rathsamer? 7) Unter welchen Verhältnissen ist Sommerstallfütterung der Schaafe rathsam? 8) Welches sind eigentlich die Schädlichkeiten oder krankmachenden Eigenschaften der Weide? Hiemit ist aber diese lehrreiche Abhandlung noch nicht beendigt; der übrige Theil fällt in den folgenden Band, und es thut uns Leid, hier abbrechen zu müssen.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Breslau*, b. W. G. Korn: *Prosodiae et Artis metricae compendiosa institutio*, quam in usum suorum discipulorum conscripsit *J. Bapt. Knesowesky*, in Gymnasio Regio Nissae literaturae Romanae Professor. 1820. IV u. 62 S. 8. (6 gr.)

Rec. glaubte sich in den Anfang des vorigen Jahrhunderts versetzt, als er dieses Buch zur Hand nahm. Hiemit wäre eigentlich Alles, was sich darüber sagen lässt, ausgesprochen; jedoch mag eine nähere Beleuchtung, welche gerade bey solchen Rückschritten am nöthigsten scheint, dieses Urtheil begründen. Der Vf. wurde durch die Bemerkung, dass das Lateinische von seinen Schülern so häufig falsch ausgesprochen werde, zur Anfertigung dieser Prosodie bewogen, und fügte dann, um ihrer etwaigen poetischen Ader nachzuhelfen, eine *ars metrica* hinzu, „*ut haberet juventus, quo regulas prosodiae cerneret intuitive*“ (S. III). Lateinisch wurde das Büchlein geschrieben, *ut, ob neglectam latine loquendi consuetudinem, novam, qua se exercerent juvenes hoc sermone, haberent et materiam et occasionem.* Doch nach diesem Buche mögen sie sich ja nicht richten, denn dann würden sie ein wahres Mönchslatein lernen, wovon jede Seite Belege liefert. — Bis S. 27 geht der erste Theil, welcher in fünf Capiteln (*Regulae generales Quantitatum, de Quantitate syllabarum, quae Primae, Mediae, Extremae sunt,* und *Quantitates syllabarum ancipites*) die Prosodie, das heisst, die gewöhnlichen Regeln über die Länge und Kürze der Sylben enthält, wie sie in *Bröders* lateinischer Grammatik, und zum Theil noch weit vollständiger, mitgetheilt werden. Jeder Regel sind mehrere Beyspiele aus Dichtern beygesellt, wobey überflüssigerweise immer der Name des Dichters durch *Virg.*, *Juv.*, *Ovid.* bezeichnet ist. Martialis bekommt den Beynamen *Joeorum artifex.* Dazwischen finden wir auch Beyspiele aus Hn. *Kn's.* eigenen, uns unbekannten lateinischen Gedichten. — S. 28 fängt der zweyte Theil, die *Ars metrica*, an. Cap. I handelt *de Pedibus, vario carminum genere, eorumque proprietatibus grammaticis.* Die gewöhnlichen Namenaufzählungen, aber höchst unvollständig. Die *proprietates grammaticae* sind die Elision, die Cäsur, und die *licentiae poeticae* als Syncope, Crasis, *Diaplasiasmus* (*sic*) u. s. w. Die Cäsur ist *syllaba una, quae pedis numerantibus (barbare scandentibus) superest ex voce superiore, seu proxime praecedente, quae autem vox minimum duarum syllabarum sit.* An Bekanntschaft mit den neueren Fortschritten der Metrik ist nirgends zu denken. Cap. II. *Metri diversitas universim.* Was *Bröder* S. 454 — 466 hat, ist durch willkührliche Auslassungen auf 9 kleine Seiten zusammengedrängt. Nun wird Cap. III noch hinzugefügt, *quae carmini vim aliquam aestheticam conciliant, id quod Numero et mutatione verborum ac sententiarum fieri solet.* Ein wunderliches Gemisch, besonders im letzten Abschnitt: *mutatio temporis, modi etc.*, welcher auffallende grammatische Unwissenheit beurkundet; hier wird für poetische Freyheit ausgegeben, was die grammatische Richtigkeit fodert; *ni faciat* soll poetisch für *ni faceret* stehen. Dann heisst es: *Utuntur Poetae Conjunctivo pro Indicativo: Vicero, si dabitur pugnandi copia. Pro vincam.* Also *vicero* ist Conjunctiv, und steht für *vincam?* — Doch genug! Unzählige Druckfehler kommen hinzu, so dass Setzer und Corrector mit dem Vf. gewetteifert zu haben scheinen. Das Resultat des Ganzen ist der Wunsch, dass dieses Buch ungedruckt geblieben seyn möchte.

W. L. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 3.

MEDICIN.

Leipzig, b. Wienbrack: *Das Hermannsbad bey Laufigk unweit Leipzig in bemerkenswerthen Rückfichten* befchrieben, von *Friedrich Pohl*, Prof. in Leipzig. 1822. VIII u. 148 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. bemerkt zur Entfchuldigung der Herausgabe diefer Schrift, da er nicht felbft Arzt ift, dafs die Leipziger ökonomifche Societät es fich zur vorzüglichen Aufgabe gemacht habe, zur Anlegung und Bekanntwerdung diefes neuen Bades mitzuwirken; und er als Secretär diefer Gefellfchaft vorzüglich in der Sache unterrichtet fey. Der Hauptinhalt diefer Schrift ift folgender.

Was zu einer Badeanftalt erfoderlich ift: 1) Sie mufs eine wirkliche Heilquelle haben, und 2) den Charakter eines Vergnügungsortes an fich tragen. Den letzten Punct finden wir bey einer Badeanftalt beynahe ebenfo wefentlich, als den erften. *Blicke auf Sachfens Bäder.* Die Anzahl der Bäder Sachfens ift in den letzten Jahren faft verdoppelt worden, obfchon die Badeorte Lauchftädt und Bibra, als vormalige fächfifche, aus feiner Lifte auszuftreichen find. Sachfen befitzt das Wiefenbad, das Bufchbad, die Bäder zu Tharant, Wolkenftein, Radeberg, Schandau u. a. *Die Quelle des Hermannsbrunnens.* Sie entfpringt am Fufse eines fich in die Weite ziehenden Berges, welcher theils mit Laubholz bewachfen, theils als offenes Feld zum Ackerbaue benutzt wird. Der Berg ift angefchwemmt, und enthält mehrere an fich verfchiedene Erdlagen. Des Vfs. Vermuthung nach ift der Berg mit Braunkohlen gefüllt; diefe ruhen auf einer Sohle von Thon, und diefer wieder auf Felfen. Die Umgebung zeigt viel Eifen, befonders die nordweftliche und weftliche Angrenzung. Auf dem erwähnten Thonlager befindet fich das mineralifche Waffer. So weit der Vf. die Gegend befichtigte, fand er, dafs alle Quellen, welche fonft noch am Abhange des Berges entfpringen, höher liegen, als die gefafste. Sie fcheinen gleichfalls auf einem Thonlager zu liegen, welches an einigen Stellen einige Fufs über das Kohlenlager hinwegftreicht, und deffen Dach bildet. Ihr Waffer, welches jedoch nirgends die Kohlen berührt, fintert durch eine Lage von fehr feinem, weifsem Sande, und giebt ein gutes Trinkwaffer. — Beym Faffen der Heilquelle nahm man vorzüglich darauf Rückficht, das Waffer auf der dichten Sohle abzufangen; welches um fo leichter gefchehen konnte, da die Stelle des Brunnens felbft die niedrigfte der Umgebung ift. Der Wafferfpiegel im Brunnen fteht etwa fechs Ellen unter der abgeräumten Erdoberfläche: das Waffer wird durch Pumpwerk gehoben, und durch unterirdifche Röhren ins Badehaus geführt. — *Prüfung des Waffers.* Im J. 1821 unternahm der Chemiker Hr. *Fleck* die Unterfuchung des Waffers, und theilte folche dem Vf. mit. Sie ergab Folgendes: Bey der Entdeckung der Quelle verbreitete diefe einen ftarken Schwefelhydrogengeruch; das Waffer ift klar, von zufammenziehendem, ftark tintenhaftem fauerem Gefchmacke, wobey Schwefelhydrogen ganz deutlich vorfticht; mehrere Tage der Luft ausgefetzt, trübt es fich gelb. Die chemifchen Reagentien lieferten folgende Refultate: Lackmuspapier wurde ftark geröthet, ohne nach dem Trocknen die blaue Farbe wieder zu erhalten; blaufaures Kali brachte einen blauen Niederfchlag hervor; bernfteinfaures Natron machte weifse Trübung, welche nach einiger Zeit in einen gelben Niederfchlag überging; falpeterfaures, effigfaures und falzfaures Bariumoxyd gaben weifse Niederfchläge; kleefaures Ammonium erzeugte eine weifse Trübung; Weinfteinfäure färbte das Waffer gelb; neutrales falpeterfaures Mercuroxydul erzeugte kleine weifse federartige Kryftalle; effigfaures Bleyoxyd verurfachte einen weifsen Niederfchlag; Calciumoxyd-Löfung, bafifches carbonfaures Kaliumoxyd und ätzendes Ammoniak erzeugten gelbe, flockige Niederfchläge; Oxalfäure und neutrales falzfaures Mercuroxyd brachten keine Veränderungen hervor. Wurde das Waffer einige Minuten gekocht: fo trübte es fich Anfangs, und fetzte beym Erkalten einen pomeranzenfarbenen Niederfchlag ab. Man prüfte nun das gekochte Waffer, worauf fich folgende Refultate ergaben: Lackmuspapier wurde ftärker, wie zuvor, geröthet; blaufaures Kali machte eine blaue Trübung; geiftiger Gallapfelauszug brachte eine fchwarzgraue Trübung hervor. Die übrigen Reagentien verhielten fich gerade fo, wie beym ungekochten Waffer. Die mehrmals wiederholten Prüfungen des Waffers auf Kohlenfäure gaben das Refultat, dafs das Waffer gar keine Kohlenfäure enthalte; die Prüfungen auf Schwefelhydrogen zeigten, dafs 5 Pf. Mineralwaffer (der Vf.

rechnet bey allen ſeinen Gewichtsbeſtimmungen das Pfund zu 16 Unzen oder 7680 Gran. 0,576 pariſer Cubikzoll Schwefelhydrogen enthalten. — Zehn Pfund Waſſer wurden erhitzt, der ſich bildende pomeranzenfarbige Niederſchlag durch das Filter geſchieden, getrocknet, wog 12,5000, und wurde mit *A* bezeichnet. Das filtrirte Waſſer wurde verdunſtet, und hinterlieſs 147 Gran einer weiſsen Salzmaſſe, welche mit *B* bezeichnet wurde. Es ſind demnach in 10 Pfund Waſſer 159,5000 Gran feſte Beſtandtheile. Die mit *A* und *B* unternommenen Verſuche lieferten folgende Reſultate. *A*. §. 1. 25 Gran des pomeranzenfarbigen Niederſchlages *A* wurden in Salzſäure gelöſt, und mit bernſteinſaurem Sodiumoxyd gefällt. Das bernſteinſaure Eiſenoxyd, im Platinatiegel geglüht, hinterlieſs 15,5000 Gran braunes Eiſenoxyd. §. 2. Der rückſtändigen Flüſſigkeit wurde ſo lange ſalzſaures Baryumoxyd zugeſetzt, als noch ein Niederſchlag erfolgte. Dieſer Niederſchlag, gut ausgeſüſst und ſcharf getrocknet, wog 12,5000 Gran, und ergab ſich als ſchwefelſaures Bargumoxyd (ſchwefelſaurer Baryt), welches 4,1250 Gran Schwefelſäure enthielt. §. 3. Dieſer pomeranzenfarbige Niederſchlag iſt alſo ein baſiſches ſchwefelſaures Eiſenoxyd, welches nach *Berzelius* aus 62,4 Eiſenoxyd, 15,9 Schwefelſäure und 21,7 Waſſer beſteht. *B*. §. 1. Die 147 Gran der Salzmaſſe *B* waren ſehr ſauer; ſie wurden mit Waſſer übergoſſen, mit Ammoniak neutraliſirt, und alsdann filtrirt. Der Rückſtand, ausgeſüſst und getrocknet, 47,5000 Gran, und war ſchwefelſaures Calciumoxyd (Gyps). §. 2. Die klare Löſung wurde verdunſtet, die Salzmaſſe mit abſolutem Alkohol digerirt, filtrirt, und mit heiſsem Alkohol ausgewaſchen. Der Alkohol wurde alsdann verdunſtet, hinterlieſs aber nichts Wägbares. §. 3. Die §. 2 gebliebene Salzmaſſe wurde in heiſsem Waſſer gelöſt, zum Sieden gebracht, mit etwas Salpeterſäure verſetzt, und nun durch bernſteinſaures Ammoniak das Eiſen gefällt. Das bernſteinſaure Eiſenoxyd ausgeſüſst, getrocknet, und in Platinatiegel geglüht, hinterlieſs 8 Gran braunes Eiſenoxyd, welche gleich ſind 7,1724 Gran Eiſenoxydul, welche 8,1860 Gran Schwefelſäure erfodern, um ſchwefelſaures Eiſenoxydul zu bilden. Es waren daher in 10 Pfund Waſſer 15,3584 Gran ſchwefelſaures Eiſenoxydul. §. 4. Die von der Fällung des Eiſens rückſtändige Flüſſigkeit wurde durch Verdünſten und mit phosphorſaurem Ammoniak verſetzt. Hiedurch erzeugte ſich ammoniakaliſches phosphorſaures Magniumoxyd (Bittererde), deſſen Gewicht 26 Gran betrug, die nach *Murray* 4,9400 Gran reines Magniumoxyd (Bittererde) enthalten, und die nach *Berzelius* 9,8680 Gran Schwefelſäure zum ſchwefelſaurem Magniumoxyd (Bitterſalz) erfodern. Es enthielten alſo 10 Pfund Waſſer 14,808 Gran ſchwefelſaures Magniumoxyd (Bitterſalz). §. 5. Die von §. 4 rückſtändige Flüſſigkeit verſetzte man in Übermaſs mit carbonſaurem Ammoniak. Der gut ausgeſüſste Niederſchlag, hinreichend mit Schwefelſäure übergoſſen, filtrirt, und mit carbonſaurem Ammoniak nochmals niedergeſchlagen. Das durch dieſes Verfahren erhaltene Alumiumoxyd (Thonerde) ausgeſüſst, getrocknet, und gelinde geglüht, wog 17 Gran. Wenn nun nach *Berzelius* das ſchwefelſaure Alumiumoxyd aus 29,934 Thonerde und 70,066 Schwefelſäure beſteht: ſo erfodern dieſe 17 Gran Alumiumoxyd 39,6246 Gran Schwefelſäure zur ſchwefelſauren Thonerde; 10 Pfund Waſſer enthalten alſo von dieſer 56,6246 Gran. §. 6. Der auf dem Filtrum §. 5 bey Löſung des Niederſchlages in Schwefelſäure gebliebene Rückſtand wog, ausgeſüſst und getrocknet, 5 Gran. Er wurde ſtark geglüht, erlitt dabey 0,5000 Gran Verluſt, und ſtellte ſich bey genauerer Unterſuchung als Siliciumoxyd (Kieſelerde) dar. §. 7. Die in §. 5 mit Ammoniak überſetzte Flüſſigkeit wurde mit Salpeterſäure neutraliſirt, und ſo lange mit ſalpeterſaurem Bargumoxyd verſetzt, als noch ein Niederſchlag erfolgte. Das niedergefallene ſchwefelſaure Bargumoxyd (ſchwefelſaurer Baryt) ausgewaſchen, getrocknet und geglüht, wog 210 Gran. Die Geſammtmenge der in der Salzmaſſe *B* nach Ausſcheidung des ſchwefelſauren Calciumoxyds (Gyps) noch vorhandenen Schwefelſäure betrug alſo 69,3000 Gran. Rechnet man nun von dieſen 69,3000 Gran Schwefelſäure, die zur Bildung des ſchwefelſauren Eiſenoxyduls, des ſchwefelſauren Magniumoxyds (Bittererde) und des Alumiumoxyds (Thonerde) nöthige Schwefelſäure ab, und zwar auf folgende Art:

§. 3.	8,1860 Gran,	
§. 4.	9,8680 Gran,	und
§. 5.	39,6246 Gran,	
zuſammen	57,6786 Gran:	

ſo bleiben übrig 11,6214 Gran freye Schwefelſäure. Die Summe der feſten Beſtandtheile von 10 Pfund Mineralwaſſer, mit Inbegriff der freyen Schwefelſäure, wäre demnach folgende:

Baſiſches ſchwefelſaures Eiſenoxyd	12,5000	Gran
Schwefelſaures Calciumoxyd (Gyps),	47,5000	—
Schwefelſaures Eiſenoxydul	15,3584	—
Schwefelſaures Magniumoxyd (Bitterſalz)	14,8080	—
Schwefelſaures Alumiumoxyd (Thonerde)	56,6246	—
Schwefelſäure	11,6214	—
Summe	158,4124	Gran

§. 8. Beym Sieden eines ſchwefelſaures Eiſenoxydul haltigen Waſſers ſcheidet ſich ein Theil deſſelben als baſiſches ſchwefelſaures Eiſenoxyd aus. Die oben angeführten 12,5000 Gran des baſiſchen ſchwefelſauren Eiſenoxyds müſſen alſo in ſchwefelſaures Eiſenoxydul umgewandelt werden, um die Beſtandtheile des Mineralwaſſers im Naturzuſtande angeben zu können. Es ergaben ſich nun bey *A* §. 1 in den 25 Granen des pomeranzenfarbigen Niederſchlages 15,5000 Gran braunes Eiſenoxyd und 4,1250 Gran Schwefelſäure: folglich in den 12,5000 Granen des aus 10 Pfund Waſſer geſchiedenen 7,7500 Gran Eiſenoxyd und 2,0625 Gran Schwefelſäure. Es ſind 7,7500 Gran Eiſenoxyd gleich 6,9482 Granen Eiſenoxydul, welche 7,9302 Gran Schwefelſäure zu ſchwefelſaurem Eiſenoxydul erfodern. Da nun in obigen 12,5000 Gran baſiſchen

[illegible] Gran Schwefelsäure befinden: so würden von den 9,77 vorhandenen freyen Schwefelsäure noch 6,8677 Gran zu rechnen seyn, woraus sich 14,8784 Gran schwefelsaures Eisenoxydul bilden würden, und es blieben als freye Schwefelsäure nun nur noch 5,7537 Gran übrig. Nach dieser Berechnung hätten wir nun in 10 Pfund des Mineralwassers folgendes Schema der Bestandtheile:

Schwefelsaures Calciumoxyd (Gyps) B. §. 1.		47,5000	Gran
Schwefelsaures Eisenoxydul §. 3.	15,3584	30,2368	—
— — — §. 8.	14,8784		
Schwefelsaures Magniumoxyd (Bittersalz)		14,8080	—
Schwefelsaures Aluminiumoxyd (Thonerde)		56,6246	—
Schwefelsäure		5,7537	—
Summe		154,9231	Gran.

Rechnet man nun der Summe die §. 6 erhaltenen 4,5000 Gran Siliciumoxyd: so erhält man an Gewicht 159,4231 Gran. Die festen Bestandtheile in 10 Pfund Wasser waren, wie früher angegeben, 159,5000 Gran, davon ergab sich jedoch bey der Arbeit ein Verlust von 0,0769 Gran. An flüchtigen Bestandtheilen sind in 10 Pfund Wasser 0,4148 Gran (oder 1,1582 pariser Cubikzoll) Schwefelhydrogen, und 1,6275 Salzsäure enthalten. — *Die später entdeckte mineralische Quelle.* In der Nähe des Hermannsbrunnen befindet sich eine andere Mineralquelle, welche bey der Untersuchung der Gegend im vorigen Jahre bemerkt wurde. Die vorläufigen Prüfungen des Hn. Chemiker *Fleck* zeigten, dass sie sehr viel mit Kohlensäure gebundenes Eisen enthalte. — *Erste Versuche im Gebrauche des Wassers aus dem Hermannsbrunnen zum Baden und zum Trinken.* Der Vf., als Laie in der Heilkunde, beschränkt sich nur auf das, was er aus glaubwürdigen Berichten entnehmen konnte. Die allerersten Versuche von der Heilkraft des Wassers im Herbste 1820 liefen sehr glücklich ab, und der Vf. theilt hierüber mehrere Berichte mit. Es wäre jedoch zu wünschen, dass derselbe bey Aufzählung dieser Heilungen sich ärztlicher Unterstützungen bedient hätte, die uns näheren Aufschluss über das Wesen der Krankheiten ertheilt haben würden. — *Einrichtung der Badeanstalt.* Der Hr. Amtsrichter *Herrmann* liess gleich bey Entdeckung der Heilkraft des Wassers auf seine Kosten ein kleines Badehaus bauen; nach Verlauf eines Jahres wurde ein grösseres Badehaus errichtet, welches Anfangs 8 Badezimmer enthielt, jetzt aber mit 3 vermehrt worden ist. Die Badewannen sind aus Zink verfertigt. Wir bemerken hiebey, dass es bey Mineralbädern am besten seyn möchte, die Badewannen nicht aus Metall, sondern aus Holz, verfertigen zu lassen, um jede mögliche Einwirkung von Metall auf Metall zu verhüten. Wohnungen sind unmittelbar am Badeplatze nicht vorhanden, und der Vf. findet es für unnöthig, indem die Stadt zum Wohnen nahe genug sey. Wir können ihm hier aber keineswegs beystimmen. Denn 1) bey vielen Kranken gehört es wesentlich mit zur Cur, dass sie sich sogleich nach dem Bade auf einige Zeit zur Ruhe begeben; 2) viele Kranke können und dürfen östers ihr Zimmer nicht verlassen, und endlich 3) wird gewiss, wenn die Wohnungen bey der Badeanstalt sind, jede beym Nachhausegehen so leicht mögliche und höchst schädliche Erkältung oder Erhitzung vermieden werden, welcher man bey einer durch eingetretenen Wechsel der Witterung entstandener Temperaturveränderung nicht leicht entgehen kann. — *Lage und nächste Umgebung der Badeanstalt.* Das Hermannsbad liegt am nördlichen Abhange eines nicht sehr hohen Berges, und wieder an diesem in einer Einkrümmung: daraus entsteht der Vortheil, dass das Locale eine gleichmässige Temperatur erhält, und gegen Winde und Zugluft gesichert ist. Gegen den Nordwind schützt das vorgestellte Badehaus und ein etliche 100 Schritte entferntes Gehölz, sowie überhaupt eine höher gelegene beholzte Gegend. Die nächste Umgebung ist durch gebahnte Wege zum Lustwandeln bequem gemacht. Die Gegend ist trocken und frey von Sümpfen. — *Die Gegend in naturhistorischer Hinsicht.* Die Gebirgsmassen sind nach Süden Porphyr und Sandstein, westlich ist ein schiefriges Kalkflötz. In der Nähe des Bades und nördlich zeigt sich Eisenstein. Die Ackerkrume enthält überall etwas Kalk, und ist besonders in der Nähe des Bades sehr fruchtbar. Auch hat der Vf. dort einige in Sachsen seltene Pflanzen angetroffen. — *Die Stadt Lausigk als Badeort.* Sie besitzt eine wohleingerichtete Apotheke, zwey geräumige Gasthöfe, und über 50 brauberechtigte Bürgerhäuser, welche das Recht haben, sich gastwirthschaftlich einzurichten. Zwar ist dort keine Post vorhanden, jedoch gehen Boten nach Leipzig, Colditz und Borna, wo man Briefe bestellen und empfangen kann. — *Geschichtliche Nachrichten des Hermannsbades.* Die Hermannsquelle wurde im Sommer 1820 zufällig entdeckt. Man grub eine Grube, um des Wassers aus einer höher gelegenen Braunkohlengrube loszuwerden. Der eigene Geruch des ausfliessenden Wassers zog die Aufmerksamkeit auf sich. Ein von der Kolik ergriffener Arbeiter soll von dem Wasser getrunken haben, und von seiner Krankheit befreyt worden seyn. Man machte nun Versuche, theils mit Baden, theils mit Trinken, welche sehr gut ausfielen, und die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Solche Ereignisse veranlassten den Besitzer, dort ein Badehaus zu errichten; und bald zog die Leipziger ökonomische Societät und die Leipziger naturforschende Gesellschaft die Untersuchung des Wassers in ihren Wirkungskreis. So bildete sich nun bald durch regen Eifer des Besitzers die Badeanstalt. — *Die feyerliche Einweihung des Hermannsbades am 3 Juny 1821.* — *Badebericht des Sommers 1821.* Es wurden in diesem Sommer etwa 6000 Bäder genommen, welches ein erfreulicher Beweis für den schnell verbreiteten Ruf dieser Quelle ist. — *Attest des Hn. Dr. Ziegert.* Dieser machte die ersten Versuche über die Heilkräfte des Wassers, und bemerkt, dass 16 Kranke, welche sich in seinem Hause unter seiner Aufsicht warm badeten, theils gänzlich von ihrer Krankheit befreyt wurden, theils sich weit besser

befanden. Von diesen litten 2 an Gesichtsschmerz, 2 Frauenspersonen an unterdrückter Menstruation, rheumatischen Brustbeschwerden und Unterleibskrämpfen, 2 Frauen an anhaltenden bedeutenden Krämpfen und an Hysterie, ein Mädchen an Flechten, ein junger Mensch an einem langwierigen Schaden am Fusse, welcher von einem in seiner Jugend unterdrückten Kopfausschlage herzuleiten war, drey Individuen an Syphilis, und ein junger Mensch an einem langwierigen und bedeutendem Hautausschlage (an welchem?). Diese Kranken wurden durch das Bad vollkommen hergestellt. Zwey an Brustkrämpfen Leidende, ein Knabe von 6 Jahren, mit sehr schmerzhaften Gichtknoten an den Extremitäten, und eine an heftigen Krämpfen leidende Dame wurden sehr gebessert. Unterdessen wurde die Heilquelle gefasst, und das Badehaus errichtet, worauf sogleich viele Kranke daselbst ihre Heilung suchten. Das Wasser bewies sich hier heilsam gegen unterdrückte Menstruation, gegen Gicht, Rheumatismen, Unterleibs- und Hämorrhoidalbeschwerden und chronisches Hüftweh; syphilitische Kranke wurden nebst dem inneren Mercurialgebrauche vollkommen geheilt. Bey den Syphilitischen scheint uns jedoch die Erfahrung über die Wirkung des Bades nicht rein, indem mit ihm zu gleicher Zeit das wirksamste Mittel gegen die Syphilis, der Mercurius, angewandt wurde. Gegen Hautausschläge zeigte sich das Bad vorzüglich wirksam: Hr. Dr. Ziegert heilte sich selbst durch Baden und Trinken des Wassers von einem Flechtenfriesel, ohne andere Arzeneyen dagegen zu gebrauchen. — *Attest des Hn. Dr. Uhlich.* Das Zeugniss desselben spricht gleichfalls für die heilende Kraft des Wassers gegen Krämpfe, Gicht, Unterleibsbeschwerden, Flechten u. dgl. — *Aussichten und Erwartungen.* Der Vf. spricht hier seine Hoffnungen aus, die er mit Recht auf das Gedeihen dieser Anstalt setzen kann, und äussert seine Wünsche in Hinsicht auf thätige Mitwirkung von Seiten der Behörden.

Wir haben uns bey Betrachtung dieser Schrift länger verweilt, als es vielleicht Manchem nöthig scheint: doch glauben wir, dass die Neuheit der Sache uns entschuldigen werde. Obgleich der Vf. für seine Mittheilung Dank verdient, und wir die Anzeige der ferneren Resultate und Fortschritte der Anstalt mit Vergnügen vernehmen werden: so müssen wir dennoch wünschen, dass bey den folgenden Notizen mehr auf genauere ärztliche Mittheilungen in Bezug auf die Art der Wirkung der Heilquelle und genaue Darstellung der einzelnen Krankheitsfälle, bey welchen sich die Quelle nützlich bewies, Rücksicht genommen werden möchte.

F † H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Karlsruhe u. Baden,* in der Marx'schen Buchhandlung: *Das neue französische Douanensystem in seiner fortschreitenden Entwickelung,* oder *die Vernichtung des Handels des südwestlichen Deutschlands mit Frankreich.* 1822. 71 S. 8.

Der Vf. sucht zu zeigen, dass das französische neue Zollsystem, durch welches man zu gleicher Zeit die Production des Ackerbaues und die Industrie schützen will, und die Einfuhr der rohen Producte, welche der französische Boden möglicherweise hervorbringen kann, ebenso, wie die Einfuhr der fremden Industrie-Erzeugnisse abzuhalten, die Ausfuhr aber nicht bloss der eigenen Manufacturwaaren und Fabricate, sondern auch der Producte des Ackerbaues, unter theilweisem Festhalten alter Grundsätze, auf mannichfaltige Weise zu befördern gedenkt, auf sehr unrichtigen und unhaltbaren staatswirthschaftlichen Ideen und Voraussetzungen beruhe, und dass, wenn einmal der erste Stoss überstanden ist, für die mit Frankreich verkehrenden südwestlichen deutschen Länder nicht nur bey weitem nicht so verderblich, wie man sich jetzt vorstellt, sondern in der Folge für den Gang der dortigen Betriebsamkeit und den Volkswohlstand eher nützlich seyn werde, indem das südwestliche Deutschland die Erzeugnisse des französischen Manufacturen- und Fabrik-Fleisses, die französischen Weine, und andere bisher aus Frankreich bezogenen Luxusartikel bey weitem eher, und mit minderem Nachtheil entbehren kann, als Frankreich das Schlachtvieh und die rohen Stoffe, welche es bisher aus Deutschland bezog, und womit Deutschland jene Artikel seines Bedarfs zum Wohlleben bisher zum Theil bezahlte. Damit aber Deutschland den Stoss, den das französische Douanensystem befürchten lässt, möglichst wenig fühle, und die nachtheiligen Folgen desselben um so fühlbarer auf Frankreich zurückweise, empfiehlt der Vf. S. 58 absolutes Verbot aller bisher aus Frankreich bezogenen Waaren, und zugleich damit noch (S. 61) ein Verbot der Ausfuhr alles Schlachtviehes aus der Schweiz und Deutschland nach Frankreich; übrigens aber glaubt er (S. 59), es werde vor der Hand schon genug seyn, wenn nur die französischen Weine und andere französische Producte, deren Transport nicht leicht verheimlicht werden kann, mit sehr hohen Zöllen bey der Ein- und Durch-Fuhr belegt würden. — Den letzten Weg haben bekanntlich die Regierungen der süddeutschen Länder bereits eingeschlagen. Die Zeit wird lehren, ob er von Erfolg seyn wird. Uns selbst scheint das Geschrey über die Zölle in Frankreich und die davon für Deutschland zu besorgenden Nachtheile etwas übertrieben zu seyn. Brauchen die französischen Provinzen, welche an unsere südwestlichen Länder stossen, unser Schlachtvieh u. s. w.: so kann die Zollerhebung uns nichts schaden. Es ist eine Consumtionssteuer, welche nur die Franzosen trifft. Auf keinen Fall lässt sich von dem Zolle für die französische Betriebsamkeit in diesen Artikeln viel hoffen. Weiter nichts, als dass das Fleisch in Frankreich im Preise steigt, was aber den Unserigen trotz des Zolls seinen Absatz sichert.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 [illegible] 3.

PHILOSOPHIE.

PARIS, à la librairie grecque-latine-allemande: *Banquet de Léontis*, par Mdme *Wyttenbach*, née G.... 1817. 196 S. 8.

ULM, b. Ebner: *Gastmahl der Leontis. Ein Gespräch über Schönheit, Liebe und Freundschaft*, von Madame *Wyttenbach* u. s. w. Aus d. Französ. 1821. 100 S. 8. (10 gr.)

Aus der Vorrede zu der Übersetzung No. 2 erfahren wir, dass die Vfn. dieses Gesprächs die Gattin und Freundin des im J. 1820 verstorbenen Philologen zu Leyden ist, die ihm dadurch ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit habe stiften wollen; ferner dass sie auch Vfn. des (1815 zu Paris erschienenen und) in einer deutschen Übersetzung bey Göschen herausgegebenen) Dialogs *Theagenes* ist. Der Übersetzer preist in seiner Vorrede beide Schriften den Lesern mit so allgemeinen Floskeln an, dass Rec. einigen Verdacht gegen die Empfehlung fasste, den er auch durch Lesung dieser Schrift begründet fand. Das Ganze ist ein Potpourris von höchst allgemeinen Raisonnements über Liebe, welche von mehreren mit griechisch klingenden Namen belegten und in alterthümlich griechische Verhältnisse versetzten Personen bey einem Gastmahle, wo der Becher kreist, in Form kleiner Reden ausgesprochen werden. Dabey zeigt sich zwar in Text und Noten, dass die Vfn. mit der Griechenwelt wohl bekannt ist; aber weder diess, noch die edle Gesinnung, die sich überall ausdrückt, kann den unangenehmen Gesammteindruck aufheben, welchen es macht, allgemein cursirende Reflexionen in ein ganz fremdartiges Gewand eingekleidet zu sehen, in welchem sie selbst die Miene des Pretiösen annehmen. Rec. erinnerte sich dabey an den unglücklichen Versuch *Melboms*, eine griechische Arie vor der Königin Christina zu singen. Die Vfn. hätte wohl einsehen können, dass, indem man eine Unterhaltung dieser Art nur in griechische Namen und Verhältnisse einkleidet, noch kein griechischer Dialog entsteht, an den ein solcher Versuch doch gleichwohl immer erinnert. In der französischen Sprache, die jedoch die Vfn. mit grosser Reinheit und Gewandtheit behandelt, scheint sie Etwas noch gezierter.

In der Weihschrift, mit welcher Clerbulina, Tochter der Hermolina, dieses Gespräch an Charmides, Sohn des Glauken, schickt, schreibt sie: Wie schön ist es, o Charmides, einem Gastmahle beyzuwohnen, wo (bey welchem) die Musen den Vorsitz haben. Sie verschönern es durch ihre Gegenwart, und die Frauen, weit entfernt, sich zurück ziehen zu müssen, wenn der Becher herumgeht, finden bey den Reden, welche man da führt, eine Schule der Weisheit, gewürzt mit Anmuth und Heiterkeit. (Da man die Schule nicht würzen kann, so hätte der Übersetzer die Worte: *une école de sagesse assaisonnée de grâce et de gaîté* anders geben sollen.) Denn Dionysus, von den Najaden gemildert (*car Dionysus tempéré par les najades*) macht auf den Geist eben dieselbe Wirkung, welche das Feuer bey dem Weihrauch hervorbringt, dessen feinste und edle Bestandtheile es verdünstet." (Welche gezierte Einkleidung, wobey überdiess Wasser mit Feuer verglichen wird.) Betrachten wir jedoch das gemischte Getränk, welches uns die Vfn. versetzt, noch ein wenig näher. Zuerst spricht Leontis, als der Becher ihr gereicht wird, einen langen Preis der Musen in den gewöhnlichen Phrasen, worauf Jula (nach der Übersetzung S. 16) ausruft: O Tochter Apollodors, lebten wir in der Zeit der Cicaden, und wären diese Zeugen des Vergnügens gewesen, das du uns nun geniessen lässest (eben geniessen liessest), sie würden den Musen, die dich begeistert haben, den Tribut unserer Dankbarkeit bringen." In der That, man bemerkt, dass sich die Dame bey diesem Compliment ein wenig anstrengt; da würde ja der Dank an die Musen für das Lob der Musen durch die dritte Hand gehen! — Jula theilt nun aus dem Munde eines sokratisch genannten Philosophen und Arztes Kritobulus ein Gespräch mit einem Jünglinge über das *Heirathen* mit, dessen Sinn ungefähr darauf hinausläuft, dass man sich vorher bedenken, und auch auf geistige Reize sehen müsse. Man bewundert diese Gedanken, aber fragt doch (Original S. 24), warum die Sprecherin den Kranz nicht aus eigenen Blumen geflochten habe, worauf sie erst in einer Allegorie, dann auch in bildlicher Rede sagt, dass sie die Reden weiser und kluger Männer immer, als einen von den Göttern anvertrauten Schatz betrachte, den man nicht [illegible] untergehen lassen. [illegible] die Sprecherin die Sicilische Muse zu nennen, weil

man in Allem, was sie denke und sage, die Muse wiederfinde. — Schwerlich möchte der Leser in dieses Compliment einstimmen. Klinias erzählt von einem anderen Zuge des Kritobulus, nämlich wie sich dieser Arzt gegen den tyrannischen Demagogen benommen habe. Unmittelbar darauf tritt Theodorus auf, und spricht über Aphrodite, die das Alter fern hält (*Venus ambologera*). Von der Schönheit sagt er platonisirend, sie rühre uns angenehm, da wir in unserer Seele die Formen wiederfinden, nach welchen die Schönheit gebildet worden ist (bey welcher Ansicht also das Schöne nicht schön ist durch sich selbst, sondern weil es auf ein Anderes hindeutet); darauf wird insbesondere von der *weiblichen Schönheit* gesprochen. Sie sey zarter, als die männliche; diess komme daher, weil die Natur dem Weibe die Keime des menschlichen Geschlechts anvertraut habe; die Organe müssen die nöthige Geschmeidigkeit haben, um diese Keime zur Welt zu bringen. Mit dieser Zartheit der Organisation hängt zusammen die Vergänglichkeit der weiblichen Reize (keinen Leser darf es befremden, dass Hr. Theodorus vor so aufgeklärten Damen diesen garstigen Gegenstand berührt); die hingeworfene Bemerkung, dass die Schönheit ohne Gesundheit nicht bestehe, führt auf den Satz, wie viel dem *Gesetzgeber* an Erhaltung der (weiblichen) Schönheit gelegen seyn müsse, und dass dieses durch Gymnastik geschehe — was wir, trotz der Spartanerinnen, die hier zum Nachtheil der Atheniensér. Schönen angeführt werden, bezweifeln, in sofern die Schönheit nicht bloss durch Gesundheit bedingt ist, und gymnastische Übungen die Zartheit, Anmuth, Schaam des Weibes leicht in Keckheit und männliche Sitte umwandeln. Noch gefährlicher scheint uns der Rath an die Weiber: *Sacrifiez surtout à la Déesse de la persuasion etc.* (S. 47), da der Überredung huldigen, das Weib leicht zu Redseligkeit und Geschwätzigkeit verführen kann, welche unmöglich den Mann anziehen kann. Dazu kommt der Satz: *point de beauté sans des Muses*, wobey etwas spät bemerkt wird, dass die Männer die weibliche Bildung zu sehr vernachlässigen. Dann kommt der Sprecher zu dem Gedanken zurück, dass nichts das Alter mehr verzögere, als die Gymnastik. Timoxena, die Mutter der Leontis, an die der Becher nun kommt, preisst den *Bacchus* als Vater der Freude; doch bemerkt sie gleich im Anfange, dass dieses Prädicat auf alle Götter passe, weil, wie sie sich etwas modern ausdrückt: *tous veulent, que nous soyons heureux; j'entends de ce bonheur, qui naît de la conviction intérieure d'une vie juste et tempérante; car la disposition de l'ame à la joie n'est qu'une suite de la vertu.* So möchten wohl wenige Griechinnen denken! Übrigens können wir nicht umhin, hier auch eine schöne Stelle anzuführen, in welcher sich die Vfn. über das gewöhnliche Räsonnement erhebt: *Dans le fêtes de Dionysos on représente des drames qui concourent aux prix. Mais quel plus beau drame que la vie entière ...* de bien? *C'est dieu même qui couronne la pièce etc.* (p. 54). Nach dem gewöhnlichen Complimente tritt Kleobuline auf, und spricht von der *Gastfreundschaft* mit Anrufung des *Jupiter hospitalis*. Tebesitta erzählt von drey Schäferinnen, welche ihre sich allzuhoch versteigenden Wünsche bey der Ankunft ihrer Hirten vergessen (wesshalb auch nicht viel von ihnen zu sagen ist). Eine andere Erzählung, in welcher die Philosophie gegen die Theologie und Arzeneykunde fast allzu günstig zu stehen kommt, trägt Eschomachus vor; ihr liegt die triviale Wahrheit zum Grunde, dass viele Fabeln in der Welt Glauben gefunden haben, ohne dass man nach ihrem Grunde geforscht habe. Der Symposiarch erzählt von einem Streite des Eros mit der Freundschaft. Sonderbar, dass die Götter diesen Streit durch einen Menschen wollen entscheiden lassen; sie nehmen ihre Zuflucht zur Diotima, „denn sie hat, sagten sie sich (Übers. S. 48), in dieser und (in) mehreren anderen Materien gründliche Einsichten." Diotima verweist sie an den anwesenden Phädrus; dieser möge sagen, was wir durch (*par*, hier: unter) Liebe verstehen. Phädrus wartet den Göttern auch gleich mit einer Definition auf: *l'amour est la tendance vers l'union* — doch wer wollte über die unzusammenhängenden, wenn auch gut gemeinten, Redebestrebungen eines gräcisirenden Damencirkels ausführlich berichten? Lese sie, wer Zeit und Lust hat!

Von der Übersetzung müssen wir sagen, dass sie fast durchaus treu und richtig, aber zuweilen durch allzu wörtliche Übertragung etwas unbeholfen ist, und durch leichte Abänderungen sich angenehmer würden lesen lassen. So heisst es z. B. S. 13: Erfinde nun dieses Gottes würdige und zu dem Feste sich schickende Vergnügen (Vergnügungen). Darauf wird geantwortet: Es ist nicht schwer, Personen zu unterhalten, die — in sich selbst eine Grundlage (*un fond's* würde hier besser übersetzt seyn durch Vorrath) von Heiterkeit tragen. S. 24: Geben wir ihm die Gesundheit wieder (allzu wörtlich das *Rendons nous etc.* übersetzt). Ferner p. 11 des Originals: *nous nous rendrons en théorie solennelle dans vos sacrés vallons;* wird drollig gegeben: wir werden uns in feyerlicher Theorie in eure heiligsten Thäler begeben (warum nicht etwa: im festlichen Zuge?).

Θ.

FORST- und JAGD-WISSENSCHAFT.

GOTHA, in der Henningsschen Buchhandl.: *Forstbotanik, oder vollständige Naturgeschichte der teutschen Holzgewächse und einiger fremden.* Zur Selbstbelehrung für Oberförster, Förster und Forstgehülfen, von Dr. *J. M. Bechstein.* Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1821. 1 ... S. gr. 8. mit 9 Kupfertafeln. (10 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk besteht in einer, sorgfältigen und ausgewählten Sammlung älterer und neuerer Beobachtungen

hen über die Natur einheimischer und fremder Holzgewächse.

Der Vf. war durchaus ein fleissiger Beobachter der Natur, er wusste mit Scharfsinn das Fremde zu benutzen und anzuwenden. Bey der Physiologie der Gewächse dürfte zwar nach den neueren Kenntnissen Manches zu verändern und zu verbessern seyn, doch wird dieses Handbuch für Forstmänner stets nutzbar bleiben, da es auf den Grund der älteren schätzbaren Werke von *du Roi*, *Hardig* und *Borkhausen* entstanden ist, und in *Bechsteins* sämmtlichen Werken ein deutlicher und blühender Vortrag herrscht. Die Einleitung des ersten Abschnitts behandelt die allgemeine Naturgeschichte der Holzarten. Es wird hier der Begriff der Forstbotanik auseinandergesetzt, und gezeigt, welche Gewächse dieselbe in sich fasst; dann spricht der Vf. von den Grundstoffen oder chemisch einfachen Bestandtheilen der Holzgewächse, — von den Grundformen oder einfachen festen Theilen der Holzpflanzen; — von den Gefäsen derselben, — von der Ernährung der Holzgewächse und den lebendigen Kräften in denselben, — von der Wurzel, — von dem Stamme und seinen Zweigen, — von den Blatt- und Blüthen-Stielen, — von den Blättern, — von den Knospen, — von den Nebentheilen der Holzgewächse, von der Blüthe, — von der Frucht und dem Saamen, — von der Holzzucht, — von der Saat in Pflanzenschulen, — von den Standörtern und dem Boden der Holzgewächse, — von den Feinden derselben, — von den Krankheiten, — von dem Fällen oder Abtriebe der Holzgewächse, — von der Sammlung und Aufbewahrung der Holzgewächse zum Erkennen derselben, — Über Eintheilung und Classification mit Aufzählung der deutschen und der nützlichsten fremden bey uns im Freyen ausdauernden Holzarten, nach der Linnéischen Classification. Über Literatur, mit Verzeichnung der vornehmsten hieher gehörigen und in diesem Werke benutzten Schriften. — Hierauf folgt die Naturgeschichte der Holzgewächse insbesondere, die alles Nöthige enthält, was dem Forstmanne zu ihrer Erziehung und Wartung zu wissen nöthig ist. Das Werk verdient demnach alle Empfehlung.

Sbß.

GOTHA, in der Hennigeschen Buchhandl.: *Die Jagdwissenschaft* nach allen ihren Theilen für Jäger und Jagdfreunde von Dr. *Johann Matthäus Bechstein*, nach dessen Tode herausgegeben von *G. P. Laurop*, Grossherzogl. Badischem Oberforstrathe. Vierter Band. *Wildjagd und Wildbenutzung.* Mit Kupfertafeln und Porträt des Vfs. 1822. 690 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Bey der allgemeinen Jagdlust der deutschen Fürsten und des Adels älterer Zeiten waren die Falkeniers, die hirschgerechten Jäger und Parforcejäger an jedem Hofe in Menge zu finden. Die tägliche Übung brachte in die Anstellung solcher grosser Jagden eine Ordnung und ein Zusammentreffen, dass der vorgesetzte Zweck nur selten verfehlt wurde. Man hatte keine Bücher, in welchen der Anfänger sich Raths erholen konnte, aber der Sohn lernte vom Vater, und der Lehrbursche von seinem Herrn, bey der täglichen Praxis im Walde.

Damals verheerte der Jäger die Wälder, um das Wildpret zum Schusse zu bringen. Glashütten, Eisenschmelzen und Hammerwerke haben treulich mitgeholfen, die Wälder licht zu machen, und den Wildstand zu vermindern. Der Mangel an Wild und die Nothwendigkeit, mehr Rücksicht auf die Forsten, als auf das Wildpret zu nehmen, verminderten die Anstellung grosser Jagden, welche stets mit bedeutenden Kosten verknüpft waren, und manchen reichen Gutsbesitzer in Armuth versetzten. Nur an wenigen deutschen Höfen hatte man im Anfange dieses Jahrhunderts noch einigemal im Jahre solche grosse Parforcejagden. Was in den Zeugscheunen dieser fürstlichen Jagdliebhaber, als alter Rückstand, aufbewahrt wird, was in *Döbels* Jäger-Practica u. a. ausführlich beschrieben ist, und einige Veteranen aus dem Stande der Piqueurs aus ihrer Praxis dem Vf. mitgetheilt haben, wurde in den 3 ersten Bänden mit Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen. Der vor uns liegende vierte Band ist von dem sel. Vf. noch vor seinem Tode (der am 23 Febr. 1822 erfolgte) vollendet worden. Die Vorrede zu demselben und die Herausgabe hat der verdienstvolle Oberforstrath *Laurop* besorgt. — Die Belehrungen über die Wildjagd werden mit der VIten *Abtheilung* fortgesetzt. Die Rede ist zuerst von der Anordnung und Ausführung der Treiben, von dem Treiben zur Klopf- und Klapper-Jagd, von dem Treiben zum Einfangen im Zeuche, vorzüglich im lichten Zeuche; vom Treiben zum Einstellen im hohen dunkeln Zeuche, zu grossen Zeuchjagen. Die VIIte *Abtheilung* handelt vom Stellen der Zeuche zum Jagen. Die VIIIte vom Stellen und Gebrauche der Vogelgarne, von den Klebgarnen, den Steckgarnen, den Deckgarnen, den Schlaggarnen. Die IXte vom Stellen und Gebrauche der Fänge; von den Sperrfängen, den Schlageisen oder eisernen Jagdfallen, den Schlagbäumen oder Prügelfallen, den Fängschleifsen, von Leimfängen, von Kloben oder Klemmfängen. — Von dem verschiedenen Gebrauche der Feuergewehre zur Jagd ist in der Xten *Abtheilung* die Rede: Vom Gebrauche der Bürschbüchse bey den verschiedenen Wildgattungen, beym Roth-, Dam-, Elen- und Reh-Wild, bey Schwarzwild, auf Bären, auf wildes Geflügel u. s. w. Vom Gebrauche der Flinte, vom Gebrauche der Pistolen zur Jagd. Zum Schlusse wird in der XIten *Abtheilung* vom Gebrauche der Windgewehre bey der Jagd gehandelt.

Die *Wildbenutzung* hat drey Abtheilungen. Die erste giebt Belehrung über das Aufbrechen, Auswerfen und Ausziehen der Thiere. Die zweyte *Abtheilung*, über das Zerwirken und Streifen des Haarwildes; die dritte *Abtheilung*, von der Berechnung des

Wildes und vom Geld-Erlös aus demselben. — Als Anhang findet man noch einige Nachrichten über die *Trüffeljagd* und das Trüffelsuchen.

Alle Jagdliebhaber finden in diesen vier Bänden eine vollständige und genügende Belehrung über alle Zweige und Abtheilungen der Jagden, wie sie in keiner früheren Schrift aufgezeichnet sind. Die alten Praktiker sind grösstentheils ausgestorben, und sollte je die Lust zu grösseren Treib- und Parforce-Jagden wieder erweckt werden, so ist *Bechsteins* Jagdwissenschaft in jeder Hinsicht der vollständigste Rathgeber.

Sbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Münster*, b. Theissing: *Über Vernunft, Vernunftbegriffe und den Begriff der Gottheit insbesondere.* Eine philosophische Vorlesung von *Ferdinand Überwasser*, Prof. der Philos. zu Münster. Zweyte unveränderte Ausgabe. 1815. 42 S. (4 gr.)

Die erste Auflage dieses Schriftchens, wenn sie wirklich existirt hat, ist Rec. nicht vorgekommen; aber von der Nothwendigkeit einer *zweyten* hat er sich nicht überzeugen können. Der Vf. bringt keinen der hier genannten Gegenstände auf philosophischem Wege zur Klarheit, und darum kann auch die Abhandlung keine philosophische Vorlesung heissen, sondern er setzt gewisse Ansichten über die abzuhandelnden Gegenstände voraus, und knüpft daran in lockerem Zusammenhange einige verwandte Betrachtungen erbaulicher Art.

So fängt gleich die ganze Abhandlung mit folgender Definition der Vernunft an: „Die Vernunft ist das Vermögen mittelbarer Urtheile nach deutlichen Erkenntnissen." Hier kann man erstens fragen, woher diese Definition? Ferner ist diese Definition in doppelter Hinsicht zu eng; sie setzt erstlich die Vernunft als *Schlussvermögen* (mithin als bloss formelle Thätigkeit: denn unter den *mittelbaren Urtheilen* versteht der Vf. doch die *Schlüsse*), und zwar als Schlussvermögen, das nach *deutlichen Begriffen* schliesst. Das Erste schliesst Vernunft*begriffe*, von denen der Vf. weiterhin redet, eigentlich aus; man müsste denn annehmen, die Vernunftbegriffe entständen erst durch Schlüsse, auch ihrem *Inhalte* nach; das Zweyte schliesst die *unentwickelte* Vernunft aus, und verträgt sich nicht mit dem bestimmteren Begriffe des Vermögens. Woher aber sollen die deutlichen Erkenntnisse kommen, *nach* welchen die Vernunft schliesst, und müssten denn nicht alle Vernunfterkenntnisse selbst deutlich seyn? Doch heisst es: „Unter allen Kräften der menschlichen Seele *entwickelt* sich die Vernunft am *spätesten*. Sinne, Verstand, Beurtheilungskraft müssten sich geäussert haben, Urtheile müssten gebildet seyn, ehe ein Bestreben nach deutlichen Einsichten und nach Erkenntniss der letzten Gründe entstehen konnte." Also die Vernunft ist nun ein *Bestreben* nach deutlichen *Einsichten*; und oben hiess es doch, sie schliesse *nach* deutlichen Erkenntnissen, und setze sie mithin voraus. Aber wie strebt sie nun nach denselben? Darauf antwortet der Vf.: „Die Vernunft, welche lange im Gebiete des Wahrnehmbaren gesucht, aber das gesuchte Letzte nicht gefunden hatte, sah es am Ende ein, dass es unmöglich da zu finden sey, da sie hier nie zum absolut Letzten gelangen konnte. Durch diese vergeblichen Versuche belehrt, verliess sie nun das Gebiet des Sinnlichen, um in dem Gebiete des über das Sinnliche hinaus Liegenden (des Übersinnlichen) zu suchen, was in jenem nicht zu finden war." Aber woher denn die Frage nach einem absolut Letzten oder richtiger Absoluten? Und wie kommt denn die Vernunft, die bisher in dem Sinnlichen gesucht haben soll, über das Sinnliche hinaus, wie kommt sie zu einem Gebiete des Übersinnlichen? Gewiss nicht dadurch, dass sie aus deutlichen Erkenntnissen der Sinnengegenstände schliesst. Vielmehr setzt die Frage nach dem sogenannten letzten Grunde schon ein Vermögen voraus, das über die sinnliche Erkenntniss hinausgeht.

Da die übrigen Bestimmungen des Vfs. nicht schärfer, und die Ansichten, aus welchen sie zusammengeflossen, sehr gewöhnliche sind: so lassen wir es bey dieser Probe bewenden.

R —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. d. O.*, in der Hoffmann'schen Buchhandlung: *Die neuesten und wichtigsten mechanischen und chemischen Erfindungen für Ganzgelehrte, Halbgelehrte und Ungelehrte; für Physiker, Chemiker, Mechaniker, Technologen, Ökonomen, Cameralisten, Polizeybeamte, Künstler, Fabricanten, Draisinenläufer, Wassertreter, Luftschiffer und Ziegelstreicher.* In einer Reihe von Briefen aus Japan von *Martin Centrophilus*. Herausgegeben von dessen Freunde *Peter Punktophilus*. Erste Hälfte. 1818. XVI u. 80 S. 8. (18 gr.)

In diesem excentrischen Büchlein werden die Speculanten sehr wichtige Entdeckungen aus Jeddo mitgetheilt finden. Da aber diese Erfindungen meistens von Schneidern, Blasebalgmachern, Ziegelstreichern u. s. w. herrühren, ausser ihnen nur noch in den Händen des Herausgebers bisher eigentliches Gedeihen gehabt, und nur von dem grossen Kubo in Japan das Bürgerrecht erlangt haben: so ist zu bezweifeln, dass die L. Zger., die Hnn. *Thaer*, *Dobberreiner* u. A., welchen hier glänzende Aussichten dargeboten werden, viel mehr Rühmliches sagen können, als wir. Am sichersten dürfte es daher wohl seyn, den grossen Kubo mit *Martin Centrophilus* auf der neuen Draisine, mit welcher geübte Schneidergesellen und Polizeybeamte in einem Tage 100 Meilen zurücklegen, oder in dem unvergleichlichen kupfernen Luftballon, welcher die Aussicht gestattet, ganze Generationen in den Lüften fortzupflanzen, in Deutschland selbst zu erwarten; und wenn der Geschäftsträger *Punctophilus* diesen Rath realisirt, so muss nothwendig das günstigste Resultat daraus entspriessen. Die neue Bewegungsmaschine für Leute, welche durch ihre Lebensart sich krumm gesessen haben, die Rettungsmaschine, die Wassertretmaschine, *Klaproths* Methode, Druckpapier umzuarbeiten; die neue Methode, durchlöcherte Ziegeln zu streichen u. s. w. können, da es bereits dem grossen Kubo an einem wohlabgerichteten Esel, um die Maschinerie leicht in Bewegung zu setzen, nicht fehlt, leicht nebenbey geprüft werden, und Hr. *Brockhaus* hat dann ohne Zweifel ebenfalls für sein Wörterbuch nichts mehr zu befürchten. Die hier ausgesetzte Prämie von 60000 Thlr. zur Vernichtung einer Armee von 500000 Mann in etlichen Minuten, wird man leicht erhalten: denn es bedarf durchaus weiter nichts, als eines starken Japanischen Ballons und etlicher Centner Silbers, aus welchen sich eine Knallbombe anfertigen lässt, die bey ihrem Falle eine unglaublich grosse Explosion erwecken dürfte.

J. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

München, b. Thienemann: *Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthschaft.* Oder *Versuch neuer Ansichten der politischen Ökonomieen.* 1821. XII u. 247 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. dieses Versuchs sagt in der Vorrede, er habe sich schon lange mit der politischen Ökonomie beschäftigt, obgleich er dieselbe nicht sowohl als förmliches Studium getrieben, als vielmehr den Erfahrungen des Lebens seine und Anderer Gedanken in Beziehung auf dieselbe angereiht habe. Diess habe ihm Gelegenheit genug verschafft, die Dinge in der Nähe und im Grossen anzuschauen, und er glaube, sich überzeugt zu haben, dass Einseitigkeit in den ersten Grundprincipien und den Folgerungen, zu viel Calcul, und zu wenig Würdigung der moralischen Einwirkungen, die wahren Mängel der bisherigen Ideen über politische Ökonomie sey. — Und dieses Letzte zu entwickeln, ist der Zweck seiner Schrift, welche indess weder ein vollständiges System der politischen Ökonomie, noch ein Compendium seyn, sondern nur in einzelnen Hauptzügen, und zwar nicht für Anfänger, die sich noch nicht bis zu den höheren Ansichten und Schwierigkeiten herausgearbeitet haben, den veränderten Gang andeuten soll, den seiner Meinung nach die Wissenschaft nehmen sollte.

Ob der Vf. für den eben angedeuteten Zweck viel geleistet habe, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. Wir wenigstens können uns davon nicht recht überzeugen. Wir vermissen in seinem Ideengange sehr oft die nöthige Folgerichtigkeit, und in seinen Begriffen die erfoderliche Deutlichkeit. Gerade bey den Grundbegriffen, von denen er ausgeht, scheint uns dieses der Fall zu seyn. *Weltreichthum* nennt er „den Inbegriff der Güter, die zum Leben des Menschen im gesellschaftlichen Zustande auf der ganzen Erde dienen," und unter *Nationalreichthum* versteht er „den Grad des Antheils, den eine Nation am Weltreichthume hat." Auf diesen Unterschied thut er sich sehr viel zu gut. Es ist auch allerdings etwas Wahres daran; doch bedarf die Sache noch mancher näheren Bestimmung. Dass er beym Weltreichthume von einem *gesellschaftlichen* Zustande spricht, wird wohl nur von Wenigen zugestanden werden können. Wenigstens kann unter gesellschaftlichem Zustande doch wohl weiter nichts verstanden werden, als das Band des allgemeinen Verkehrs. Und wenn der Vf. unter den *Gütern*, welche den Weltreichthum bilden, alle Gegenstände (S. 2) versteht, „welche auf der Erdoberfläche selbst, ausser dem Elemente, in dem der Mensch lebt, zur Existenz des Menschen nothwendig sind, sie angenehm machen, und in ihrer höchsten Aufhäufung und Vervollkommnung zum Ideal der höchsten menschlichen Verfeinerung führen": so möchte diese Definition sowohl zu enge, als zu weit seyn. Auf jeden Fall fehlt ihr die nöthige Deutlichkeit. — Wenn hienächst der Vf. von *neuen* Ansichten, welche sein Werk gewähren soll, spricht: so müssen wir offenherzig gestehen, dass wir von *wichtigen* und *richtigen neuen* Ansichten nirgends viel angetroffen haben. Es müsste denn der Unterschied seyn, den der Vf. bey der Classification der Arbeit in *eigentliche Arbeit, Hausarbeit, Luxusarbeit* und *Nichtarbeit* macht, und die hier angebrachte Bemerkung, man werde irrig schliessen, wenn man die *zerstörende* Arbeit an und für sich für schädlich halten wollte: denn sie sey das wahre Remedium der Production. „Würden Alle arbeiten, so würden Alle träge werden: denn die Summe der Güter, die hervorgebracht würde, wenn Alle, ohne Ausnahme, eine Zeit lang mit billig möglichster Anstrengung wirken sollten, würde so gross seyn, dass wenn die Arbeitenden sie selbst verzehren sollten, sie dadurch von der Arbeitslust abgeführt würden," — weshalb denn bloss ihr Einkommen unthätig verzehrende Reiche, Luxus, *Abgaben* u. dgl., als wesentliche Hülfsmittel zur Vermehrung der Production aufgeführt werden. Nicht mehr empfiehlt sich das durch den Reiz der Neuheit, was der Vf. (S. 100 f.) über das Wesen des Nationalreichthums, diesen Ausdruck in seinem vorhin angedeuteten Sinne genommen, sagt. Dass die Zwecke des Staates sich in dieser Beziehung dahin auflösen, 1) im Inneren „Streben nach dem höchstmöglichen reinen Ertrage," 2) von Aussen „höchstmöglichsten Antheil am Weltreichthume," — ist eine lang bekannte Sache. Wenn aber der Vf. bey seinen hiebey gemachten Bemerkungen über die verschiedenen wirthschaftlichen Systeme meint, es sey irrig, wenn man glaube, das Commercialsystem habe den Ackerbau hintangesetzt, es habe vielmehr immer auf diesen zurückgewirkt: so ist diese

Bemerkung nur zum Theil gegründet. Sehr irrt sich jedoch der Vf., wenn er glaubt, dass sich aus seinem Räsonnement über diese Systeme schliessen lasse, es habe eigentlich nie ein Commercial- oder Agricultur-System, weder theoretisch, noch praktisch, gegeben, sondern der ganze Unterschied habe nur in einigen missverstandenen Redensarten und darin bestanden, dass der Eine den Strumpf von oben, der Andere aber von unten, zu stricken anfangen wollte, aber weder von Materie, noch Arbeit klare Begriffe hatte. Neu mag diese Bemerkung zwar seyn, aber dieses ist auch ihr einziges Verdienst. Dasselbe Verdienst hat auch die Eintheilung der Abgaben in *berechenbare, unberechenbare* und *zufällige* (S. 155 f.). Allein die Schlussfolge aus den Betrachtungen des Vfs. (S. 159): „Da alle Arten von Abgaben ihre Gebrechen haben: so könne nur durch eine nach den Umständen weise gewählte Mannichfaltigkeit an sich mässiger Abgaben das beste Abgabensystem für einen Staat entstehen," ist weder neu, noch richtig. Ein solches Princip kann zu weiter nichts führen, als zu dem principienlosen Treiben im Abgaben-Auflegungs- und Erhebungs-Wesen, das ohnediess in den meisten Staaten sein heilloses Spiel treibt. Das ächte Finanzprincip kann nie das des *blossen Nehmens* seyn; suchte man auch diesem *Nehmen* den Anstrich der möglichsten Weisheit zu geben. Die Hauptaufgabe für die Finanzpolitik ist möglichste Einfachheit des Abgabenwesens. — Übrigens zerfallen die Betrachtungen und sogenannten neuen Ansichten des Vfs. in drey Abtheilungen: 1) *Über den Weltreichthum im Allgemeinen* — wo von den Gütern des Bodens überhaupt, der Production, den verschiedenen Arten der Arbeit, den Grenzen der Production, den mitwirkenden Verhältnissen, dem Capitale, von productiven und nicht productiven Beschäftigungen, vom Gelde überhaupt, den Schätzungsmitteln, dem Waarengelde, Metallgelde, Creditgelde und Papiergelde, dem Einflusse des letzten auf hohe Waarenpreise und zuletzt vom Kornwucher und Sperren geredet wird. 2) *Anwendung der Lehre vom Weltreichthume und von der Staatsweisheit beym Nationalreichthume* — wo der Vf. von den Hauptzwecken einer Nation, den bisher aufgestellten wirthschaftlichen Systemen, dem Handel, der politischen und militärischen Production, handelt, zuletzt aber einige Bemerkungen über die dermalige Lage Europas beyfügt, und 3) *Von der Staatswirthschaft*, mancherley, theils mehr, theils minder richtige Bemerkungen, welche in das Gebiet der Staatswirthschaft im engeren Sinne gehören, und theils das Staatseinkommen und dessen Verwaltung, theils die Staatsausgaben und ihre verschiedenen Hauptzweige, betreffen. Das Ganze schliesst ein *Anhang*, welcher eine, nach der Meinung des Vfs. neue, nach unserem Ermessen aber zwar ziemlich richtige, doch keinesweges sich durch besondere Vorzüge auszeichnende, Classification der politischen und ökonomischen Wissenschaften enthält.

Z.

KIRCHENVERFASSUNG.

Zu den von uns Jen. A. L. Z. 1822. No. 68 angezeigten Schriften über die Presbyterien sind nun hinzugekommen:

1) Nürnberg, b. Campe: *Die Presbyterien der Herren Lehmus, Fuchs, Kaiser, Veillodter, Pflaum, Stephani*, nach Schrift und Vernunft, Geschichte und Recht geprüft, vom Prof. *Örtel* in Ansbach. 1822. 184 S. 8.

Nach der *Schrift* will Hr. *Örtel* die von den hier genannten Verfassern aufgestellten Behauptungen prüfen. Leider irrt er sich aber auf die auffallendste Weise bey den von ihm angeführten Stellen der Bibel, welche sich auf die Kirchen-Ältesten beziehen. Er sagt: die Stelle Luc. 7, 3 bezeichne einen Ältesten des Stadtmagistrats. S. dagegen den von ihm selbst angeführten *Vitringa, de synagoga vetere* II, 11 und *Ebendess. Archisynagog. observatt. novis illustr. Franequer.* 1685. *Ebendess. de decemviris otiosis ad sacra necessaria vet. synagogae curanda deputatis. Franequer.* 1687, wo es S. 248 heisst: „*ego tibi monstrabo locum, in quo Syrus interpres vocem:* ἀρχισυνάγωγος *in singulari per* קשישא *seniorem reddit, Act.* 18, 17." Nicht, wie Hr. *Örtel* meint, nach dem grossen Synedrium in Jerusalem, sondern nach der Verfassung der Synogagen, wurde das erste christliche Presbyterium gebildet. S. *Seldenus de synedriis* l. 2 c. 6 §. 4. *Spencer, de legibus Hebraeorum ritualibus*, l. 3, diss. I c. 2 sect. 4. *Grotius ad Act.* XI, 30: „*totum regimen ecclesiarum Christi conformatum fuit ad synagogarum exemplar.*" *Lightfoot hor. hebr. et talmud.* zu Matth. 4, 23. Mit Recht sagt der ehrwürdige *Schleusner* im *Lex. graeco-lat. in N. T.* Tom. 2 p. 678 ed. III: „*speciatim apud Judaeos* πρεσβύτεροι *dicebantur, qui in singulis oppidis praefecti erant et gubernatores coetuum, sacrorum causa coeuntium, qui vulgo in N. T.* ἀρχισυνάγωγοι *appellabantur, quos autem ipsi* זקנים *et verbo chaldaico* קשישין *appellabant. Sic legitur in N. T. Luc.* 7, 3." Mit Recht weist *Vitringa de synagoga vetere* l. 2 c. 5 auf den *Codex Theodosianus leg.* XIII, *tit. de Jud. et coelicol.* — Mit Recht sagt *Böhmer* von dem Ursprunge der christlichen Presbyter: „*Nec fuit primaevis Christianis ratio, ab institutis judaicae synagogae recedendi.*" *Jus eccl.* Tom. I Lib. 1 Tit. 24 §. 2, und er beruft sich auf den *Hilarius in comment. ad* 1 *Tim.* V: „*Synagoga et postea ecclesia seniores habuit, quorum sine consilio nihil agebatur in ecclesia. Quod qua negligentia obsoleverit, nescio, nisi forte doctorum desidia aut magis superbia, dum soli aliquid volunt videri.*" Das ist der Geist des Papstthums, wenn man aus gelehrtem Stolze auch die allermildesten Presbyterien, welche die protestantischen Rechte verwahren sollen, nicht will, und sich wohl gar von den Päpstlern *bestechen* lässt. Warum citirt Hr. *Örtel* nur den *Biel*, und nicht das neue *Schleusner*sche

Lexicon in LXX; Lipſ. 1820 — 1821, wo er Tom. IV p. 445 gefunden haben würde, daſs ſchon ein alter Ausleger unter den πρεσβυτέροις ἰσραὴλ die ἄρχοντας τῆς συναγωγῆς verſtanden hat. Es bleibt wahr, daſs Chriſtus ſelbſt Älteſte ſeiner ἐκκλησίας haben wollte, welche mit Zuziehung der Gemeinde über die Kirchenzucht zu halten hatten. Matth. 18, 15 — 18. Denn die Synagogal-Einrichtung, auf welche er ſich beruft, ſollte für alle chriſtlichen Zeiten gelten, wenn es auch keine 12 Stammfürſten und keine 70 Mitglieder des geiſtlichen und weltlichen Gerichts (Sanhedrins) mehr geben würde. Nur bildlich wählte er 12 Apoſtel und 70 Jünger. — Diejenigen, welche, wie Hr. *Örtel*, die Leute überreden wollen, daſs die Kirchen-Älteſten, die Repräſentanten der Denk- und Gewiſſens-Freyheit, die Denk- und Gewiſſens-Freyheit hindern, ſind dem Peter in *Swifts* Mährchen von der Tonne gleich, welcher von ſeinen Brüdern verlangte, zu glauben, das Brod ſey kein Brod. Der Peter aber beym *Swift* bedeutet den Papſt, dergleichen alle Antipresbyter ſeyn wollen, die aus Weiſs Schwarz machen, durch Lügen täuſchen, und wie der verdienſtvolle *Pflaum* in ſeinem freymüthigen Worte 1822 ſagt, das Gute morden. Es war gerecht, daſs die edle baierische Conſtitution proteſtantiſche Generalſynoden anordnete, aber auch, daſs die Einrichtung der Kirchenvorſtände (Presbyterien) und Abgeordneten zur Generalſynode auf der Generalſynode erſt feſtgeſetzt werden ſollte. Hr. *Örtel* hat alſo nicht nach dem *Rechte* geprüft.

Nach der *Vernunft* will Hr. *Örtel* die Schriften der genannten Vff. prüfen. Aber es iſt nicht vernünftig, ihnen Fehler anzudichten, welche ſie nicht gemacht haben. Er hängt ſich im ächten Schulmeiſterthume an das Grammaticaliſche. Z. B. S. 138 tadelt er den Conjunctiv des Hn. Dr. *Fuchs* in den Worten: daſs die Wahl vorgenommen werden *ſolle*, und ſetzt dafür *ſollte*, was ganz unrichtig iſt. S. 127 will er ſtatt: ſein Pfarrer, geſetzt wiſſen: ihr Pfarrer. Aber es geht auf das vorhergehende: Gemeinde. Der Hr. Profeſſor ſelbſt aber ſetzt bey den Adjectiven: apoſtoliſch, papiſtiſch, chriſtlich, evangeliſch u. ſ. w. einen groſsen Anfangsbuchſtaben, und ſoll doch die Specimina der Gymnaſiaſten corrigiren. Er ſagt: mit Beyhülfe aller Dekanen (e), und kann nicht deutſch decliniren. S. 61. Vernunftgründe aber gegen die Presbyterien hat Rec. nirgends gefunden. Ebenſo wenig *geſchichtliche* Gegengründe. Vielmehr lehrt die Geſchichte, daſs die Denk- und Gewiſſens-Freyheit durch die Presbyterien erhalten und gefördert worden iſt.

Die *Örtel*'ſche Schrift iſt vielmehr eine Ergieſsung der Galle. Es heiſst S. 5: „Meiner Bruſt iſts, wie dem Weine, den man nicht öffnet.“ *Hinc illae lacrymae!* S. 7 und 8: „Ich bin kein Amtsbruder des Hn. Dekan *Lehmus*; ich habe es aber ſchon 4 bis 5 Mal werden wollen, und bin auch deſswegen noch in unſerem erſten Kirchen-Jahrbuche von 1818 als Candidat des Predigtamtes geſtanden, was im zweyten Kirchen-Jahrbuche von 1821 der Fall nicht mehr iſt.“ *Hinc illae lacrymae!* Denn der Vf. nimmt S. 91 in der geiſtlichen Beförderung 5 Grade an: Pfarrer, Hauptprediger, Dekan, Conſiſtorialrath, Doctor der Theologie, und auch er hat ſich 5 Mal gemeldet. *Hinc illae lacrymae!* Ob aber die theologiſchen Grundſätze des Vfs. von den geiſtlichen Obern, an denen er zum Ritter werden will, gebilligt werden können, mögen die Leſer ſelbſt beurtheilen. S. 51 und 171 findet er in den ſymboliſchen Büchern zum Theil alberne und unmoraliſche Lehrſätze und viel Gehäſſiges, und nennt ſie die 7 polniſchen Bücher. Und doch will Hr. *Örtel* in den geiſtlichen Stand treten, und auf dieſe Bücher ſchwören! Die Lehre der Reformatoren, daſs wir Gerechtigkeit vor Gott erlangen nicht durch unſer Verdienſt, ſondern aus Gnaden, nennt er einen grobmoraliſchen Irrthum, und behauptet, daſs man nur durch *eigene* Tugend ſelig werden könne, S. 160. Er billigt S. 58 die Äuſserung, es ſey den Muhamedanern darin beyzuſtimmen, daſs ſie von Gott anders lehren, als die Chriſten. Alſo iſt ihnen wohl auch in ihrer Lehre von der Gnade, von dem Paradieſe, von den Houris beyzuſtimmen? Wenigſtens beſtimmt der Vf. die Gnade Gottes in Chriſto bloſs als die göttliche Wohlthat der chriſtlichen Lehre, und ſtatuirt daneben in dieſem Sinne eine Gnade Gottes in Moſes und in Muhamed. S. 124. Der Vf. empfiehlt dabey ſeine Erklärung des Briefes an die Römer. Nach S. 77 findet er in der Bibel nicht nur Anſtöſsigkeiten, Zweydeutigkeiten, Unbegreiflichkeiten, ſondern auch tauſend und *abertauſend* widerſprechende Stellen, nennt ſie ein Ketzerbuch S. 177, und lehrt, daſs durch die Vertheilung der unerklärten Bibeln mehr Finſterniſs, als Licht verbreitet werde. S. 150. Er will der Bibel keine andere, als eine profane Deutung geben, und definirt dieſe Deutung als eine ſolche, welche den Profan-Autoren gegeben wird. S. 78. Die Lehren von der Dreyeinigkeit, Erbſünde, Verſöhnung u. ſ. w. werden verhöhnt. S. 80. Er verräth ſeinen Haſs gegen das Chriſtenthum als ein anderer *Bahrdt*, indem er S. 16 erklärt, nach dem Muſter der jüdiſchen Älteſten, welche den Stephanus umgebracht haben, hätten die Apoſtel Jeſu Älteſte eingeführt. Der Ton iſt übrigens ſcurril, und eines Lehrers unwürdig. Z. B. die Presbyter werden Preſsbieter, das Presbyterium wird die Preſse wiederum genannt. Die Leute, welche an die Gnade Gottes durch Chriſtum glauben, werden Narren genannt, ſich ſelbſt aber hält der Vf. für weiſe. Man weiſs aber, daſs *Swift*, der auch das Heilige in das Poſſenhafte zog, wahnſinnig im Hoſpitale ſtarb, wie *Friedrich Juſt Riedel*. S. *Baurs* Gallerie hiſtoriſcher Gemälde. 3ter Th. S. 59.

2) Nürnberg, b. Monath u. Kuſsler: *Der Wahrheitsfreund*, oder *eine Antwort auf die Schrift: Als ob* (welche behauptet, daſs) *durch die Bin-*

führung der Presbyterialverfassung den evangelischen Glaubensgenossen in Baiern eine Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissens-Freyheit bevorstehe. 1822. 14 S. gr. 8.

Der ungenannte Vf. hält den Vf. der Schrift: Einige Worte über die den evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Baiern bevorstehende Beschränkung ihrer Glaubens- und Gewissens-Freyheit u. s. w. für einen maskirten Katholiken (S. 4), was der Fall wohl nicht ist. Neues findet sich hier nicht. Dem Vf. ist die Presbyterialverfassung „ein Institut, welches das Ganze vertritt (was für ein Ganzes?), und sich überhaupt brüderlich die Hand reicht, um fest und unerschütterlich im Glauben zu stehen" (S. 14). Dieser Begriff ist aber zu einseitig.

3) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Die Einführung der Kirchenvorstände oder Presbyterien, als der Vertreter der Kirchengemeinden und ihrer Gesellschaftsrechte*, mit besonderer Rücksicht auf die protestantische Kirche im Königreiche Baiern, von D. *Karl Fuchs*, Consistorialrath(e) und Hauptprediger in Ansbach. 1822. 63 S. 8.

Gegen den Ausdruck: Kirchen-*Vorstände* ist zu erinnern, dass er hierarchisch klingt. Man sage lieber Kirchen-Älteste oder Kirchen-Senatoren. Die vorliegende Schrift ist ebenfalls gegen den Anonymus gerichtet, welchem No. 2 sich entgegensetzte. Es wird hier gründlich aus den bey dem königl. baier. Kreis-Consistorium in Ansbach vorgekommenen Fällen erwiesen, wie gut es sey, wenn eine Gemeinde ihre Kirchen-Ältesten hat. Den Begriff der Presbyterien hat der Vf. aus der bereits angezeigten Schrift des Consistorialraths *Kaiser* in Erlangen entlehnt. In dieser ist, so viel Rec. weiss, zuerst die Vertretung der christlichen Gemeinden, ausser einer Mitleitung ihrer Angelegenheiten, den Presbyterien angesonnen worden. Gegen diesen Begriff der Vertretung und überhaupt gegen des Hn. Dr. *Fuchs* Behauptungen tritt nun der Vf. folgender Schrift auf:

4) Nürnberg, b. Campe: *Beyträge zur Berichtigung der Ansichten über Kirchenvorstände und deren Einführung in den evangelisch-lutherischen Kirchen, desgleichen über Kirchenrepräsentation und Synoden, in specieller Beziehung auf das Königreich Baiern, von C. J. M. S.* — 1822. 40 S. gr. 8.

Der Vf., wahrscheinlich ein Jurist, erlaubt sich advocatenartige Verdrehungen. Er geht von dem Grundsatze aus, dass die Sittlichkeit nicht im Verfall, sondern im Steigen, begriffen sey. Das ist aber nur halbwahr, nur in so fern richtig, als das Christenthum die Menschheit veredelt, nicht in sofern, als unser Jahrhundert vor dem vorigen einen sittlichen Vorzug hätte, wie der Vf. behauptet. Er nennt die Beobachtung der Sittlichkeit einer Gemeinde: Sittenrichterey. Aber Keiner, der neuerlich über Presbyterien geschrieben hat, verlangt von den Kirchen-Ältesten eine Beurtheilung der Gewissen und der Triebfedern der Handlungen. *De internis non judicat ecclesia.* Gerade davon ist die Rede, von der Bewahrung der Denk- und Gewissens-Freyheit. „Die Sittlichkeit kann nicht erzwungen werden," sagt der Vf. S. 14. Gut! Aber wenn das gegen die Presbyterien etwas beweisen soll: so müsste man auch die Geistlichkeit und die Polizeybehörden abschaffen. Er warnt vor Nachahmungen der reformirten Einrichtungen. Aber die Presbyterien waren apostolisch, und man muss sie anders bestimmen, als nach dem calvinistisch-empirischen Begriffe. Nur dieser kennt den Kirchenbann u. s. w. „Nicht einmal Repräsentanten der Denk- und Gewissens-Rechte könne es geben," sagt der Vf.: denn diess sey ein Gegenstand, wozu sich Menschen weder verbindlich machen können, noch dürfen." Das nennt Rec. einen Advocaten! Nach ihm kann also keine Gemeinde mehr ihrem Pfarrer die Vollmacht geben, zu erklären, dass sie an Gott und Tugend und Unsterblichkeit, an die Lehre der Bibel, aber nicht an den Papst glaube, es müssen von nun an alle Taufpathen in der christlichen Kirche abgeschafft werden u. s. w. Und doch gesteht er wieder S. 34 den Kirchenbeamten die *Kirchenrepräsentation* zu!!! Der Vf. fährt fort S. 32: „Dieses *Vorsteheramt* (?) soll eine vollziehende Behörde seyn. Da aber eine solche an der Gesetzgebung keinen Antheil nehmen darf: so können die Kirchenvorstände *als solche in ihrer Eigenschaft* keineswegs Stellvertreter der Gemeinden seyn." *Sic!* Da dürfte künftig auch kein Bürgermeister, kein Beamter, mehr bey dem Landtage eine berathende Stimme haben. Doch wir bedürfen dieses Beyspiels gar nicht: denn die kirchlichen Behörden müssen in mancherley Hinsicht ganz anders constituirt werden, als die politischen. Und so wäre denn auch diese Einrede des Anonymus widerlegt.

J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* [,] Oberstzunftmeister. 1796. *Sechster Band.* VI u. 823 S. 1821. *Siebenter Band.* 1797. IV u. 724 S. 1821. *Achter Band.* 1797. 372 S. 8. 1822.

[Vgl. J. A. L. Z. 1821. Erg. Bl. No. 65. 66. 67.]

Dasselbe Urtheil, welches Rec. über die drey früheren Bände dieses Werkes gefällt hat, kann er in Beziehung auf diese drey letzten wiederholen, nur dass in diesen Alles bunter durch einander geworfen, jetzt von Theurung und Wölfen, dann von dem Augsburger Reichstage, von Verwundung eines Officiers und von Widertäufern — von einer Bettagspredigt, dann sogleich von dem Bunde mit Frankreich gehandelt wird, weil das Staatsleben unerheblicher geworden. Basels politisches Daseyn hat mit der Aufnahme in den Schweizerbund den Hochpunct erreicht; die seit Jahrhunderten mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit erstrebte und unter aller Ungunst der Verhältnisse nie aus dem Gesichte verlorene Freyheit war jetzt errungen und gesichert. Es ist aber eine der Geschichte aller Republiken eigenthümliche Erscheinung, dass, so wie sich einmal das freye, selbstthätige Leben aller hemmenden Bande entledigt hat, dasselbe entweder in fieberhaftem Toben (Parteykampf, Bürgerkrieg, Erhebung eines einzelnen Hauses) ende, oder allgemach matter pulsire, und an den Formen, welche es sich während seines regen Schaffens und Wirkens gebildet, sterbe. Indem es endlich in Ruhe der Früchte geniessen will, die in so anhaltendem Ringen und Kämpfen, Versagen und Entbehren, erworben worden, beschleicht es der Schlaf, wo nicht der Tod, der den Einen grossen Organismus in viele Theile zersetzt, wobey dennoch, wie der Dichter sagt:

> Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
> Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn.

Immerhin kann noch viel Leben in Handel und Wandel, in Erwerb und Verkehr, in Unternehmungen und Handthierungen, sich erzeugen, Reichthum und Wohlstand mögen sich mehren, aber die politische Bedeutung zieht sich immer tiefer zurück, der Geist, der sonst den Staatskörper belebte, hat sich zerschlagen in viele Partikeln, und verloren gegangen ist die Zauberformel, welche diese wieder sammeln, und zur vorigen schaffenden Grösse verbinden könnte. Zwar bestehen noch Rathsstuben, Gerichtssäle und die vormaligen Behörden und Titulaturen; aber das Alles schrumpft enger zusammen, der Blick hat sich auf etwas ganz Anderes gewendet, als sonst, das Ziel ist nicht mehr das vorige, man muss glimpflicher verfahren mit dem Nachbar, damit man die Kundschaft nicht verliere, geschmeidiger seyn gegen Grössere, damit sie den Markt nicht verkümmern, herrischer gegen den Kleineren, damit in ihm kein Nebenbuhler erwachse, und in gemeinsamen Verhältnissen wohlbedächtlich, damit man nicht aus der lang eingeübten Form gerathe; und regt sich je noch eine Spur des vormaligen Lebens: so geschieht es nur dazu, um anmassendes Junkerthum zurechtzuweisen, oder Präponderanz der Familien zu verhüten, wodurch aber, wenn es gelingt, die Formen noch enger, die Cautelen mannichfaltiger werden, und die weise Staatsklugheit entweder in ängstliche Umsicht oder verschmitzte Schlauheit sich verwandelt. Diess ist beynahe der allgemeine Gang kleiner Republiken in ihrem zweyten Lebensabschnitte; er könnte nachgewiesen werden in der Geschichte ehemaliger Reichsstädte, in mehr als Einem der Schweizercantons, und ist das Hauptresultat dieser drey Bände.

Was in früheren Jahren der Kampf für die Freyheit gewirkt hatte, das brachte eine Zeitlang noch die Fehde um kirchliche Formen zu Wege: eine Regsamkeit, eine Anstrengung, eine Bewegung, die gleichfalls die höheren Interessen in Anspruch nahm. Es waren zuerst die heimlichen Katholiken im Inneren, deren man noch 1545 einige im Rathe vermuthete, sowie die Bekanntmachung des Interims die Neigung Mancher zum alten Glauben offenbarte: denn sollte Jeder aus der innigsten Überzeugung der gewaltsamen Änderung gehuldigt haben? — 2) die offenen Katholiken von Aussen; 3) die Lutheraner in der Nachbarschaft (damals fast unter allen die Gehassteren), und 4) die Secten, gegen welche alle man die so theuer erkämpfte Basler Confession, von der nachmals Kaiser Maximilian II gesagt haben soll: „sie mache ihm Gedanken," in ihrer ungetrübten Reinheit zu wahren hatte, und darum dieselbe nie gegen die sonst von allen reformirten Schweizercantonen angenommene helvetische Confession öffentlich vertauschen wollte. Zu diesem Endzweck wurde eine jährliche „christli-

che Musterung“ vorgenommen, welche die Anhänglichkeit eines Jeden an den verbesserten Glauben erhärten sollte, und desshalb sprach man in dem Bemühen, Alles nach den Zeiten der ersten Christen regeln zu wollen, Bannflüche aus, die an schauerlicher Härte den päpstlichen um nichts nachstanden, an Umfang (es waren damit bedroht neben einer langen Reihe von Verbrechern „alle Flattierer, Schmeichler, Verrätscher, Kalthansen, Augendiener, Suppenfresser, Zutitler, Ohrenbläser, die zwey Zungen in einem Maule haben“) dieselben übertrafen. An das Haupt der heimlichen Katholiken in Basel, Bonifacius Amorbach, schrieb sein Freund Erasmus, um ihn in seiner Enthaltung vom Abendmahle zu bestärken: „*Si per communionem semel dederis nomen isti factioni, nec in posterum fuerit locus inficiationi, et cogeris simul amplecti omnia, quae docuerunt aut docturi sunt. Mihi praesagit animus, istos sacramentarios miserum exitum habituros.*“ Auch gab es um diese Zeit noch Messläufende, und viele Klage wegen Nichtbesuch des Abendmahls, weshalb *Oecolampadius* in einer Herzensergiessung kurz vor seinem Tode klagte, „der Glaube sey beynah ganz erloschen; die Liebe erkalte; die Tugend werde verachtet; die Furcht Gottes sey verschwunden; die Bosheit herrsche; die Scheinheiligkeit behalte das Übergewicht; die Unbarmherzigkeit regiere, und alle verschwören sich gleichsam zum Siege des Lasters mit einander.“ Unter den offenen Katholiken von Aussen war der gewichtigste und gefährlichste der Bischof, mit dessen amtlichen und landesherrlichen Ansprüchen im J. 15.. (neben Tag und Monat hätte auch dieses Jahr deutlicher angegeben werden sollen) die Personalität des gewandten, kräftigen und beharrlichen *Christoph Blaarers von Wartensee* (als zweyter Stifter des Bisthums gerühmt) sich vereinigte. Er fing damit an, in den reformirten Gemeinden seiner weltlichen Herrschaft die katholische Religion wieder einzuführen, wozu er selbst mit grosser Betriebsamkeit Hand anlegte, und kein Mittel (wie z. B. zu Arlesheim den eines Abraham von St. Clara würdigen Beweis, dass die katholische Religion die ächte sey) verschmähte, und wollte mit Herstellung derselben in seinem ganzen Sprengel, vornehmlich aber mit Erneuerung seiner längst erloschenen Rechte auf Basel, endigen. Die unüberlegte Hinwegschaffung eines steinernen Sitzes auf dem Münsterplatze (1582), worauf in früheren Zeiten bey der Ämterbesetzung die Bischöfe gesessen hatten, und der die letzte Spur ihrer weltlichen Gewalt über Basel war, gab ihm dazu den erwünschtesten Vorwand. Er klagte bey der Tagsatzung: „die Basler hätten sich unterstanden, ihn erst neulich von der Handfeste ganz und gar zu entsetzen“ — und liess sich endlich einen eidgenössischen Schiedsrichterspruch (1585) gefallen, durch welchen er alle und jede geistliche (auch die Stiftskirche) und weltliche Ansprüche gegen Zollfreyheit und eine Summe von 200,000 Gulden (mit Abzug dessen, was er von seinen Vorfahren her an Basel schuldig war) abtrat, daher der VI. dieser XV Periode, von 1530 — 1600, die Aufschrift giebt: „Befreyung vom Bisthume.“ Auch die Jesuiten trugen dazu bey, den Zwist unter den durch Religionsparteyung getrennten Bundesgenossen in der Schweiz zu unterhalten, wie diess dem Rathe (1581) in einem vertraulichen Schreiben des Herzogs von Lothringen angezeigt wurde, worin es heisst: Man suche den Herzog von Savoyen wider die Schweiz anzuregen; am Hofe des Bischofs arbeiteten zwey Jesuiten zu jenem Zwecke, und die in Freyburg und Lucern hätten Befehl, mit scharfen Worten wider die Lutheraner zu reden, und heimlich, wie öffentlich, die Katholischen anzureizen. — Die Gemüther waren in solcher Bewegung, dass man gegenseitig nicht selten in Scheltworte ausbrach, vornehmlich die Prediger, deren Einer in Zürich die Katholiken „des Papsts Kuppler in den sodomitischen Sünden“ genannt hatte (VI, 304); dass man an den Kriegen fremder Fürsten Theil nahm, nur um dadurch die eigene Religionspartey zu verstärken; aber auch das Versprechen, dem Könige von Frankreich Hülfstruppen zu senden, dazu benutzte, um den bedrängten Glaubensgenossen Erleichterung zu verschaffen (VI, 236). Die Verhältnisse mit den Lutheranern zeigten erst in der folgenden Periode einen hohen Grad von Spannung, ungeachtet jene ihren Hass gegen die Reformirten schon jetzt nicht verhehlten (VI, 19), Luther die Zwinglianer neben die Türken setzte, und auf einen Brief der Züricher gar nicht antwortete, wogegen der Rath zu Basel die *formula concordiae* nicht nur verbot, sondern von allen Studenten an Eides Statt sich angeloben liess, sie nicht zu unterschreiben (VI, 274), und gern der Geistlichkeit erlaubte, wider eine höchst lieblose, gegen die Reformirten gerichtete Predigt, welche ein Badenscher Superintendent in einem Dorfe, bloss eine halbe Stunde von der Grenze, gehalten hatte, eine Rechtfertigung herauszugeben. Nichts zeigt so sehr die Widersprüche in dem Wesen des Menschen, als das Verfahren derer, welche durch Abwerfung des päpstlichen Joches den Christen die evangelische Freyheit wieder verschaffen wollten, gegen die Wiedertäufer. Ein Gesetz vom J. 1530 befiehlt, dieselben zu schwemmen, dann Landes zu verweisen, im Wiederbetretungsfalle ohne weiteren Process zu ertränken.

Als Überrest des politischen Lebens der vorigen Zeit erscheint die Verordnung, dass jeder neu angenommene Bürger Harnisch und Waffe haben müsse; ferner die Neigung, die Lust beeinträchtigende Ansprüche mit dem Schwert abzuwehren; des Bürgermeisters von Freyburg Fahndung einiger zu Basel studirender Franzosen, weil er die Bezahlung einer Schuldfoderung von dem König nicht erhalten konnte; aber auch die Rechtlichkeit, nicht auf des Bischofs Kosten das Gebiet erweitern zu wollen, sondern, dass es unvertheilt beysammen bleiben möchte, mit ihm „einen Verstand“ zu treffen; ferner, die grosse Umsicht bey der Durchreise eines österreichischen Prinzen mit seinem zahlreichen Gefolge (einige Jahre früher wollte Kaiser Ferdinand nicht kommen, ohne geschehene Anfrage beym Rath und ertheilte Bewilligung); auch

die Verordnung, daſs Rathsherren oder Diener alle von fremden Herren empfangene Geſchenke auf den Rathstiſch legen ſollten, von welchem ſie dieſelben bisweilen zurückerhielten, bisweilen nicht. Überhaupt muſste man damals bey den vielerley ſich kreuzenden Intereſſen, bey den ſich widerſtrebenden religiöſen und politiſchen Verhältniſſen (die jedoch den Rath nicht hinderten, dem tapferen *Schertlin* Schutz gegen die kaiſerliche Achtserklärung zu gewähren, und einen gegen ihn geſendeten Meuchelmörder enthaupten zu laſſen), bey argliſtigen Anſchlägen und in einer ſo gefährlichen Umgebung, in welcher Baſel ſich befand, wohl wiſſen, was Regieren ſey, um unbeſchädigt durch Wirbel und Felſen das Schifflein zu lenken. Faſt möchten wir das für leichter achten, als daſs eine republicaniſche Regierung ihre Stellung zum Volke recht erkenne; denn der Rappenkrieg (1591), alſo genannt, weil die Erhöhung einer Auflage um einen Rappen einen Aufſtand des Landvolkes veranlaſste, hätte (wie ſo mancher) leicht verhütet werden können, wenn vornehme Selbſtherrlichkeit es nur hätte über ſich gewinnen können, jenes entweder zu belehren, oder ſeine Stimme wenigſtens zu beachten.

Die Zeit des dreyſsigjährigen Krieges, der in die folgende Periode fällt, war für Baſel eine höchſt gefahrvolle, beſchwerliche Zeit. Schon die Genfer-*Eſcalade* (1602) hatte groſse Beſorgniſſe erregt, weil man ſich zum Theil in ähnlichen Verhältniſſen befand, wie Genf. Daher wurden die Thürme mit Geſchütz verſehen, die Wälle, Bollwerke und Thore beſetzt, die Bürger erſchienen in Kriegsrüſtung auf den Zünften, übten ſich in den Waffen; man ſtellte heimlich Wachen aus; der Landmann muſste mit dem Seitengewehre zur Kirche gehen, und alle Mannſchaft wurde gemuſtert. In allem dieſem lag Selbſtbewuſstſeyn, ein Gefühl, welches weiſs, wodurch Freyheit errungen, geſichert werde, und welchen Werth ſie habe. Und als dann vollends der dreyſsigjährige Krieg ausgebrochen war, Öſterreich ſich eines Theils von Graubündten bemächtigte, der Biſchof alte Anſprüche hervorſuchte, die benachbarten Landleute allerley verdächtige Reden führten, ſowie ſie nachher gehäſſige Geſinnungen zeigten, und manche Bewegung auf Reſtitutionen deutete; da wurden ernſtlicher die fremden Kriegsdienſte verboten, Verſchanzungen aufgeführt, Alles ohne Ausnahme des Alters oder Standes zur Arbeit an denſelben angehalten: und dennoch klagte ſpäter der Pfarrer bey St. Peter in ſeinem Taufbuche bey Altringers und Ferius Durchzuge: *„auxit terrorem 1. quod omnia in urbe imparata fuerant et corda et fortalitia et tormenta bellica,"* und von No. 4 wollen wir gar nicht ſprechen! Vieles wäre von Baſel durch den Beſitz von Hüningen abgewendet worden (und erſt für ſpätere Zeiten!). Die Stadt beſaſs es ruhig für ein Darlehen von 20,000 Gulden; 1622 lieſs der Erzherzog den Beſitz abkündigen und die Bezahlung anbieten; vergeblich ſuchte man Verlängerung der Pfandſchaft nach; die Bürger waren ſo erbittert, daſs ſie das Dorf mit den Waffen behaupten wollten. Nun wurden zwey Rathsherren hinausgeſchickt, ſie ſahen die Geldſäcke, und entließen die Einwohner des Eides. Da ſie aber das Geld in Empfang nehmen wollten, fand es ſich, daſs die Sorten mindern Werth hatten, als die geliehenen; ſie wollten ſie nicht annehmen, und kehrten nach Baſel zurück ohne Geld und ohne Unterthanen. Als ſpäter die Franzoſen das Elſaſs eroberten, wurden die Baſler an dieſe gewieſen, und erhielten — nichts. Mit der Annäherung der Schweden in jener Gegend (1632) ging erſt die Noth an. Politiſcher und religiöſer Haſs machte die Kaiſerlichen zu gefährlichen Nachbarn, die aber nicht ausſchweifender waren, als ihre Gegner. Auf den Landſtraſsen war keine Sicherheit; oft muſste man die plündernden Kaiſerlichen mit Gewalt abtreiben; dann foderten wieder die Schweden Brod und Munition, wovon ſie aber nur jenes gegen Bezahlung erhielten. Keine Partey achtete das neutrale Gebiet, ſelbſt auf deſſen Boden wurde gefochten. Übrigens war man von Seiten Baſels hinſichtlich der Fahrt auf dem Rheine gleichgültig, ſchwieg zu Durchzügen durch das Land ſtille, und ſchlug ſolche nur durch die Stadt völlig ab. Zu allem Elend kamen noch anſteckende Krankheiten, Hungersnoth (es ſtarben in Einem Jahre an vertriebenen armen Leuten, die ſich in der Stadt und auf dem Lande aufhielten, 1700 Perſonen), und demungeachtet wurden doch noch Steuern für bedrängte Reformirte geſammelt. — Wenn wir des berühmten Bürgermeiſters *Wettſteins* öffentliche Verhandlungen zu Münſter und deren Erfolg hinreichend kennen; ſo danken wir dagegen dem Vf. die Enthüllung der Urſachen, die vornehmlich Baſel bewogen, auf Beſchickung dieſes Friedenscongreſſes — was aber Anfangs nur den reformirten Cantonen, und dieſen *kaum*, gefiel — zu dringen. Es waren beſonders zwey Proceſſe, in die ſich das Reichskammergericht zu Speyer gemiſcht hatte. Anfangs ſuchte man Verwendung durch die franzöſiſchen Geſandten. *Caumartin*, dem man alle Privilegien, Freyheitsbriefe u. ſ. w. abſchreiben, überſetzen, legaliſiren lieſs, ſchrieb zurück: *„Votre liberté est justement et legitiment acquise par les armes, en sorte, qu'il ne Vous faut plus parler des anciens privileges ... Vous avez à present Votre épée pour Votre seul titre, qui est la loi des Souverains et des Republiques indépendentes d'autrui."* Äuſserſt anziehend ſind die Mittheilungen aus *Wettſteins* Tagebuche, welche klare Blicke in das vielfach verſchlungene Treiben auch dieſes Congreſſes thun laſſen. Zeigten ſich die Geſandten von Frankreich, vornehmlich der Herzog von Longueville (ſeit ſeinem Beſuche 1639 Baſel) auch die niederländiſchen Abgeordneten, der Schweiz gewogen: ſo waren vornehmlich die Boten von Mainz und Trier ihr zuwider; doch lieſs ſich ihnen beykommen. Sehr angenehm iſt der Bericht über das Mittagsmahl, wozu der Bürgermeiſter von dem Herzog von Longueville eingeladen wurde, wobey ſich dieſer ſehr vertraulich mit ihm unterredete.

Den hervorragenden Punct der XVII Periode (1649

[illegible] „Ämtersucht" eine natürliche [illegible] den Bemerkungen dieses Anhangs, die wir eben hingestellt haben. — Die Schwierigkeiten, welche gegen die Vollziehung des westphälischen Friedens in Hinsicht auf Basel gemacht wurden, und die am Ende zu einer gemeinen Beutelschneiderey des Kammergerichts (den letzten Versuch eines Anspruches machte dasselbe noch in dem einheimischen Kriege von 1656) herabsanken, veranlassten noch eine Zeit lang Sendungen und Schriftenwechsel. — Die Nachrichten über den grossen Bauernaufstand von 1653 dienen zur Ergänzung des schon Bekannten, insoweit es Basel betrifft; daher hier nicht Geschichte desselben, aber Beyträge dazu. Die Absicht solcher erst missverstandenen, dann missleiteten Bewegungen war nicht die, Andere ihrer Rechte zu berauben, sondern nur für sich von Lasten frey zu werden. Republicanischen Regierungen aber gereichen Befürchtungen, wie sie hier und um solcher Ursache willen ausgesprochen wurden, zu grösserer Last, als diess bey Monarchen der Fall seyn würde. Wenn an dem darauf folgenden einheimischen Religionskriege (1656) Basel keinen Theil nahm, vielmehr ihn zu verhüten suchte: so dürfen wir nicht unberührt lassen, dass die Züricher dennoch den Namen der Basler in ihr Kriegsmanifest druckten. Dieser Umstand, dünkt uns, wirft Licht auf die Begebenheiten von 1530 und 1531. — Seit Frankreich Elsass im Besitz hatte, waren Basels Verhältnisse noch schwieriger geworden; bey jedem Kriege dieser Macht gegen Österreich ward seine Sicherheit gefährdeter. Und wie dann, als schon 1679 das Gerücht ging, es solle zu Hüningen eine Festung gebaut werden, hierauf noch *Louvois* und des Königs Antworten die Versuche, es abzuwenden, nur säumig betrieben wurden, bis der Kanonendonner der Einweihung und die unvermuthete Nachricht von Strassburgs Überrumpelung aus dem Schlummer weckten. Wenn das „*Sociis tutelam*" über dem Festungsthore, welches gegen Basel führte, keinen rechten Sinn hatte, so war die Aufschrift desto klarer, die auf einer Kanone gestanden haben soll:

„*Si tu te remues,*
Basle, je te tue."

Des Königs wohlwollende Worte (VII, 253) gaben gegen die gefährliche Nachbarschaft (man denke an 1814, 1815) keine Sicherung; doch wurde eine später beabsichtigte Erweiterung der Werke bis an die Bannsteine von Basel durch Vorstellungen der Eidgenossen hintertrieben; hingegen als der grosse Rath dem geheimen Rathe auftrug, er solle auf Mittel denken, wie diese „höchst beschwerliche" Festung könnte weggebracht werden, und man sich diessfalls an den französischen Gesandten wendete: erklärte derselbe, dergleichen Propositionen würden dem König unangenehm seyn. — Der Schluss dieser Periode, der Bürgeraufstand im J. 1691, ist in seinen Ursachen, Entwickelungen, Erscheinungen und Ausgang zum Theil ein Wiederholung dessen, was 38 Jahre früher von dem Landvolke mehrerer Cantone geschehen war, ein Beweis, wie leicht in Republiken die Staatsverwaltung, anstatt mit dem Volke ein organisches Ganzes zu bilden, gegen dasselbe in einen Gegensatz trete, das „von Gottes Gnaden," welches nur der Gesammtheit gegeben ist, *sich* anmasse, und somit die Stellung beider Theile zu einander verrücke. Dadurch wird das Auge blind gegen Mängel, das Ohr taub gegen Klagen, und die Menge in das Majestätsverbrechen gleichsam hineingetrieben. Das, was der Vf. als „Ämtersucht" bezeichnet, das Verleihen der einträglichsten Stellen an wenige Familien, und die üble Verwaltung (sie war in den Händen der Häupter, und seit einigen und funfzig Jahren keine Rechnung mehr gegeben worden) des Staatshaushalts (vornehmlich der vielen geistlichen Güter, worüber schon im J. 1555 ernstlich geklagt wurde, und wovon *Petri* in seinem Basel-Babel eben nicht sehr erbauliche Thatsachen anführt), dann die daraus hervorgehenden Bestechungen, Intriguen und eidswidriges Benehmen, waren die Beweggründe, Änderung zu suchen. Welchen Theil in dieser Angelegenheit die Geistlichkeit hatte, davon nachher. Sobald damit der gesetzliche Weg verlassen war, trat ein verderblicher Gegensatz von rechtmässiger Obrigkeit und von Empörern ein, der nothwendig schauderhaft sich auflösen musste, weil jedesmal in solchen Ereignissen die siegende Partey zugleich Richter ist, und durch Strenge ihr Ansehn befestigen, durch den Ausgang ihr Recht erhärten, zu müssen glaubt. Wir können von dem ausführlich erzählten Gange dieser Begebenheiten hier nichts erwähnen, als dass das Gewirre immer unauflöslicher, die Parteyung immer unausgleichbarer, und unter Tumult, Plünderung und Toben am 23 Jul. unter dem Titel „Verkommniss" ein Fundamentalgesetz über dasjenige, was vor dem grossen Rath verhandelt, und welche Stellen von ihm besetzt werden sollten, erlassen wurde. Bey fernerem Verharren einer grossen Volksmenge in Widersetzlichkeit wusste man — was nach Verlauf einiger Zeit gewöhnlich leicht ist — die Volkspartey zu trennen, und ihre thätigsten Häupter, selbst durch Mitwirken eines ihrer Genossen, gefangen zu nehmen. Hierauf Folter, Urtheil, und (an einem Sonntage, obwohl einige Kriegsmänner dem Rathe vorstellten, dass selbst auf dem Schlachtfelde nie Blutgericht an einem Sonntage gehalten würde, und dass Türken und Heiden an ihren Feyertagen kein Todesurtheil sprächen) Hinrichtung; danach mannichfache Bestrafung vieler Anderer, so dass der freymüthige Vf. urtheilt: „die Räthe glichen muthwilligen Knaben, die wehrlose Geschöpfe gern quälen und plagen" — und „man behielt das Werk, weil man es nicht zerstören konnte; man ermordete aber seine Urheber, weil man das Werk selbst hasste."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. VI — VIII Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die XVIII Periode, von 1692 — 1788, kann mit Recht „die des steigenden Wohlstandes" genannt werden. Im Inneren ging nun Alles so ziemlich seinen gewohnten Gang, ausser dass man die verschiedenen Mängel der Verfassung, die mancherley Umtriebe des Ehrgeizes, durch verschiedene Vorschläge zu beschränken suchte, was besonders durch Vereinigung des Looses mit der Wahl sollte erzielt werden, und worüber im J. 1718 eine umständliche Ordnung erschien. Hätte das Loos sich nur auf die Wahlherren beschränkt (wie in Venedig): so möchten wir die Einrichtung nachahmungswerth nennen; da ihm aber auch die Entscheidung unter den zu Wählenden überlassen wurde: so müssen wir es, ohne Rücksicht auf des Vfs. Apologie desselben, die Abstellung eines Unfugs durch Einführung eines Nachtheils nennen. Dass aber Bestechung und Ämtersucht fast allgemein gewesen seyn mögen, könnten wir (auch ohne die Nachrichten VII. S. 418, 586. 588) daraus abnehmen, dass, jener Ordnung vom J. 1718 ungeachtet, im J. 1740 abermals geklagt wurde: „Es könne kein ehrlicher Bürger beym *Ternarium* (Loos zu Dreyen) zu einem Ämtlein gelangen, wenn er nicht ein Verwandter oder eine Creatur der Häupter wäre," und daher für viele Stellen ein Loos zu sechsen eingeführt werden musste. Manche andere *Domestica*, z. B. erneuerte Gerichtsordnungen, Verfügungen über Zunft- (wohl zu unterscheiden von Innungs-) Verhältnissen, Ordnungen über Ämterbesetzungen, Verbesserungen und Vervollständigung der Civilgesetzgebung, Verfügungen über das Forstwesen, auch wohl Anwürfe zu Beschränkung der Landbewohner in ihren Gewerben, gleich wie die Gesetze zu Verminderung des Aufwandes der Stadtbürger (mit einem langen Verzeichnisse verbotener Kleidungen, Stoffe und Kostbarkeiten, und des Luxus in Gastmählern, Traueranzügen u. s. w.), wozu noch 1769 das Caffeetrinken auf der Landschaft „als eine dem Landmanne so kostbare, als schädliche Sache," bey schwerer Geldstrafe untersagt, und den Landgeistlichen aufgetragen wurde, ihre Pfarrgenossen vom Caffee abzumahnen — übergehen wir. — Bey dem Antrage (im J. 1774!): „Ob nicht die Uhren zu Basel mit den Uhren der Benachbarten in Gleichförmigkeit gesetzt werden könnten?" nahm Alles Partey; die Anhänger der alten Uhr hiessen Spiessbürger und Lallenbürger, die der neuen Franzmänner und Neumodler. Die Sache dauerte einige Jahre, endlich 1778 erkannte der Rath: „dass alle Zeichen, welche mit dem Geläute zum Gottesdienste, zu den Rathsversammlungen u. s. w. gegeben werden, zu gleicher Tageszeit sollten gegeben werden, welche mit der Berechnung der vorigen Tageszeit vollkommen übereinkäme, dass z. B., wenn man im Sommer um 8 Uhr bisher in die Kirche ging, es künftiges Jahr um 7 Uhr seyn würde." Daraus entstand Verwirrung: die Einen richteten sich nach der Sonne, die Anderen nach der Stundenzahl. Zwey verschiedene Lehrmeister kamen zu gleicher Stunde in dasselbe Haus, zu einem Familienessen kam der eine Sohn, wenn der andere sammt den Eltern am Nachtische sass, in wenigen Tagen musste Alles wieder aufs Alte gesetzt werden. — In den Verhältnissen mit den Eidgenossen müssen wir bemerken, dass bey dem Ausbruche des Zwölfer-Krieges (der bey anderen Verhältnissen der grossen Mächte für die Schweiz höchst gefährlich hätte werden können) Basel das ehrenvolle Amt eines Vermittlers über sich nehmen wollte; aber leider vergeblich. — Von Aussen her veranlasste der spanische Successionskrieg wieder Besorgniss und Nachtheil. Die Interessen der Eidgenossen waren zwischen den kriegführenden Mächten getheilt, je nach der Glaubenspartey, der die Cantone zugehörten, und schon hatte die Spannung unter ihnen, aus welcher in wenigen Jahren Bruch und Krieg hervorging, einen hohen Grad erreicht; die Hauptstädte und die Tagsatzungen der Schweiz wurden ein Tummelplatz der Diplomaten beider Höfe, und Frankreichs Benehmen gegen Basel schien zweydeutig. Nicht ohne Klagen des Hofes von Versailles und mancherley schon damals und dann später sich zeigenden Unglimpf gegen Basel von Seiten anderer Cantone unternahmen die kaiserlichen Truppen zwey Gebietsverletzungen. Wie erbittert Frankreich darüber war, sieht man aus der Äusserung eines Gesandten bey einer späteren Veranlassung: „Die Bombe, welche im Jahre 1709 nach dem Mercy-

schen Durchzuge zu Hüningen wider Basel gefüllt worden, sey noch gerüstet." — Es liessen sich noch mancherley Belege zu Frankreichs steigendem Übermuthe gegen die Eidgenossenschaft aus diesem Zeitraume sammeln; doch wir berühren nur die Irrungen wegen des Hüninger Lachsfanges, in welchem besonders der bekannte Ritter Schaub, englischer Geschäftsträger zu Wien, dann Bevollmächtigter mit den wichtigsten Aufträgen in Spanien, Frankreich und Polen, seiner Vaterstadt die trefflichsten Dienste leistete. Ob die ungewohnte Beföfderung des Landvogts Frey nicht im Freudengefühle einer glücklichen Erlösung von langer Furcht erfolgt seyn mochte? — Die Reise des Kaisers Joseph und seine angeblichen geheimen Absichten auf die Schweiz sollen den Abschluss des Bundes mit Frankreich, über welchen seit dem Jahre 1775 unterhandelt wurde, im J. 1777 beschleunigt haben. Der Kaiser soll der schweizerischen Aristokratie nicht geneigt gewesen seyn.

Die XIX Periode umfasst die Zeiten der französischen Revolution von 1789 — 1797, welche für Basel, wegen der Nachbarschaft und der mannichfaltigen Berührungen mit dem Elsass, auch hinsichtlich des Einflusses auf Handel (ungeachtet der Behauptung, dass sich Basel durch die Revolution bereichert, VIII, 101 not. 1 widersprochen wird), Verkehr, Gesinnung, dann als Sammelplatz vieler Flüchtlinge, geheimer Agenten und anderer politischer Personen, endlich bey der hier grösseren Theilnahme der Magistratsglieder und Bürger, allerdings wichtiger war, als für irgend einen Schweizercanton. Die am 4 Aug. 1789 zu Paris erklärte Abschaffung aller Feudalrechte im Sundgau (aber nicht bloss in diesem, sondern im Umfange der gesammten Monarchie) veranlasste Furcht, Bewegung und, als erste Frucht der französischen Revolution in der Schweiz, im grossen Rathe den Antrag, dass es den gegenwärtigen Zeitumständen angemessen seyn möchte, die Unterthanen der Leibeigenschaft zu entlassen, was ernstlich berathen, und endlich auch zugestanden wurde. Im J. 1792 bewilligten Frankreich und Österreich die Neutralität. Vieles, was in diesen Zeitläufen Basel als Nachbarstaat von Frankreich berührte, müssen wir übergehen. Von der Leichtigkeit, mit der noch im J. 1793 die Deutschen die Revolution und die Erhebung des Volkes in Frankreich betrachteten, zeugt die Antwort eines solchen auf die Bemerkung, dass (zu einer Zeit, als das bekannte Aushungerungsproject schon in Wirksamkeit getreten war) ungarisches Kupfer nach Frankreich geführt werde: „das macht nichts; die Franzosen giessen Kanonen aus unserem bezahlten Kupfer, wir erobern solche, und gewinnen also noch die Façon dazu." — Den plötzlichen Tod des preussischen Gesandten, Grafen Golz, nach Abschluss des Friedens mit Frankreich, schreibt der Vf. vergiftetem Tabak zu. Die Umstände, unter denen der spanische Gesandte, Don Yriarte, den Frieden unterzeichnete, mögen in der Geschichte der Diplomatie wenige Beyspiele finden.

In die XX Periode fällt die Geschichte der Baselschen, aber auch allgemeinen schweizerischen, Revolution, und hier vornehmlich wird der Vf., der das *quorum pars magna fui* ganz auf sich anwenden kann, unentbehrliche Geschichtsquelle. Zu Ende Septembers 1797 bereitete sich die schweizerische Revolution vor. Der bekannte Dr. *Ebel* hatte damals von Paris aus wohlmeinend mehreren Freunden in der Schweiz gerathen, die Regierungen zu bereden, dass sie selbst eine Revolution (Änderung in den Verfassungen und in der Regierungsweise) anstellen sollten. Wenn auch diess hätte geschehen können, und wie es auch hätte geschehen mögen: so würden die Einen Alles nehmen, die Anderen nicht Vieles haben geben wollen; dabey wäre innerer Zwist unvermeidlich gewesen, und Frankreich dennoch, nur mit glimpflicherem Vorwande, in die Schweiz eingefallen. Davon sind wir fest überzeugt (nannte man ja in Paris seit der Einnahme Veltlins die Schweiz *desenchantée* — VIII, 229), schon darum, weil die in Paris so thätig wirkenden verwiesenen Waatländer nicht von Vaterlandsliebe, sondern von heisser Rache gegen Bern glühten. Für Basel durfte der Jubel, mit dem die Landleute Bonaparten sahen (25 Nov. 1797), und ihn „ihren Erlöser" nannten, ein Augurium seyn. Die Äusserungen des Generals, Frankreich könne vielleicht an Basel das Frikthal überlassen, veranlasste die ungesäumte Absendung des Staatsschreibers *Ochs*, Vfs. dieses Werkes, nach Paris.

Hier glauben wir am besten, Einiges über den Vf. selbst anführen zu können. Wir halten uns hiezu um so mehr verpflichtet, da er eine Zeitlang wenigstens zu den *publics caractères* gehörte, die durch Freunde und Feinde viel besprochen, von jenen manchmal über Gebühr gelobt, von diesen oft zu sehr verunglimpft wurden. Das strenge Pflichtgefühl, mit dem Hr. *O.* seinem Amtseide Genüge gethan (VII, 697), da wo vielleicht Mancher aus Besorgniss der Ungunst Höherer stumm geblieben wäre, zeigt ihn von achtungswerther Seite, als freymüthigen und rechtlichen Mann. Ein Denkmal seiner Thätigkeit ist diese aus Acten und Handschriften mit grossem Fleisse veranstaltete Sammlung. Wie gross aber seine Thätigkeit gewesen, davon zeugen einige aus seiner Feder geflossene und diesem Werke einverleibte Staatsschriften, die den ersten Meisterstücken in dieser Art an die Seite gesetzt werden dürfen, wie z. B. das Schreiben an Kaiser Leopold (VIII, 114) und die der französischen National-Versammlung übergebene Denkschrift über die Handelsinteressen des Cantons Basel (VIII, 135). Er diente nicht bloss seiner Vaterstadt in den oft schwierigen Verhältnissen jener Zeit mit gewandter Feder, sondern manche wichtige Sendung ward ihm ausserdem anvertraut. Dabey muss er als brauchbarer Geschäftsmann vom Auslande anerkannt worden seyn, da er den Frieden zwischen Frankreich und Preussen eingeleitet, und unter der Hand einen ähnlichen Auftrag von Österreich erhalten hatte. Seine vielfachen Verbindungen und Bekanntschaften im Auslande kamen auch seinem Vaterlande mehrfach zu Statten; vornehmlich da er in einem kritischen Zeitpunct den hochgeschätzten *Barthélemy* als französi-

schen Gesandten der Schweiz gegen einen befürchteten „sehr brausenden" Nachfolger erhalten konnte. Die öfter geäusserte Überzeugung, dass die Rechte des Volks in manchen Cantonen verkümmert seyen, mochten ihn der französischen Revolution weniger, als viele andere schweizerische Staatsmänner, abgeneigt gemacht und bewogen haben, im Jahre 1790 dem sogenannten Föderationsfest in Strasburg, zwar nur als Gast seines dortigen Schwagers (aber in seiner Stellung dennoch etwas unvorsichtig), beyzuwohnen. Wenn wir nun nach allem diesem die Verrichtungen des Vf. als Abgeordneten seines Cantons zu Paris (Dec. 1797 — von welchem Zeitpunct an seine eigene Geschichte mit der von Basel, ja der Schweiz, zusammenfällt —) betrachten: so werden wir an ihm ganz irre, und diess um so mehr, da er uns die Beweggründe zu seinem Benehmen nicht offen darlegt. Schon in der Unterredung mit Bonaparte erkennen wir nicht mehr jenen besonnen Mann, als welchen er sich früher gezeigt hatte. *Ochs* war von seinem Canton nach Paris gesendet, um Basels Schuldfoderung an die französische Krone (sie belief sich seit Karl IX mit den Interessen auf 7,294,000 Livres) in Anregung zu bringen, Entschädigung für die im Elsass aufgehobenen Zehnten zu fodern, und zu vernehmen, wie es eigentlich mit dem Versprechen wegen des Frickthals gemeint sey. Anstatt diese Aufträge eifrigst auszurichten, liess er sich von den französischen Machthabern und den Waatländischen Flüchtlingen umgarnen, verhandelte mit ihnen über Verfassungsänderungen, verhiess diessfallsige Anträge im Rath, und versprach solche unterdessen durch Andere vortragen zu lassen. Eine wahre παραπρεσβεία! Auch das öftere Schreiben an eine in Basel zusammengetretene patriotische Gesellschaft, einen Verein, der durch seine Mitglieder die öffentliche Meinung gleichsam zu repräsentiren, und derselben Einfluss in den Rathsversammlungen zu verschaffen suchte, kann nicht gebilligt werden. Wenn wir für sein ganzes Benehmen in Paris Entschuldigungsgründe finden wollen: so können wir sie nur in dem Taumel suchen, welcher damals alle Köpfe mehr oder weniger ergriffen hatte, in des Vfs. Gefühle, dass dem Volke seines Vaterlandes grössere Rechte gebühren, und in einer Lebhaftigkeit des Geistes, die sich so leicht hinreissen lässt. Ob der Wunsch, in der gesammten Schweiz eine Rolle zu spielen (da die oberste Magistratswürde seines Cantons ihm verfassungsgemäss nicht entgehen konnte) auch das Seinige dazu beytrug, wollen wir in Ermangelung gewährleistender Belege nicht entscheiden. Wie aber die französischen Gewalthaber gesinnt seyen, konnte dem Abgeordneten — mochte er auch sich eine Zeitlang haben täuschen lassen, — nur nicht mehr verborgen bleiben, da sie die Erneuerung des eidgenössischen Bundes auf der Tagsatzung zu Aarau „*coup de théâtre, farce, arlequinade*" nannten. Wie konnte er nun, seines Charakters als Gesandter eines Cantons, seiner Stelle, die er darin bekleidete, und seiner Pflicht vergessend, sich dazu hingeben, um mit Menschen, die das, was von ihm in allen Verhältnissen als das Heiligste hätte geschätzt werden müssen, lächerlich machten, über eine Staatsverfassung für die ganze Schweiz zu berathschlagen (die aber gleich nach ihrer Bekanntmachung von den sogenannten Patrioten im Canton Basel nicht für populär genug erfunden, daher geändert wurde), und dabey über das Frickthal zu verfügen (VIII, 318); gleich als ob hier das Recht *primi occupantis* angewendet werden könnte? — Unter den Winken, welche ihm beym Abschied jeder der fünf Directoren zu Paris besonders gab, war *Franzens de Neufchateau* „*n'oubliez pas Votre université.*" Der von *Merlin* „*recommandez à Vos amis la modération*" lässt uns voraus ahnen, wie es unterdessen in Basel möge hergegangen seyn. Die kleine Stadt Liestal steckte zuerst die Fahne des Aufruhrs aus, und war der Mittelpunct des revolutionären Treibens in diesem Canton. Ausschüsse, Foderungen, Abordnungen, Gewaltthätigkeiten, Zerstörungen, gingen daraus hervor, und dann noch, weil Basel früher revolutionirt war, als andere Cantone, eine Trennung von den gemeineidgenössischen Interessen, die nachher, als die Franzosen Bern feindlich überfallen hatten, anstatt Hülfe, nur Vermittlung leisten wollte. Der Verkauf von Staatsgütern war auch hier, wie in allen Revolutionen, die wir seit dreyssig Jahren erlebt haben, der erste Act, durch den sich die neugeschaffene Weisheit bethätigte. Die beissende Antwort, welche der französische Gesandte *Mengaud* auf die Reclamation von 6163 Pfund Bley, welche Basel angehörend, mit dem Zeughaus von Bern in Beschlag genommen wurden, ertheilte, so wie sein sonstiges Betragen (343 Anmerk.) hätte die Choryphäen der Baselschen Revolution belehren können, welche Bewandniss es mit Frankreichs Wohlwollen und väterlicher Fürsorge für die Schweiz eigentlich habe, obwohl wir S. 351 den (aber unserem Vf. zufolge mehr seines ominösen Namens, als seiner Handlungen wegen) übel berüchtigten *Rapinat* vertheidigt finden, und der Director *Merlin* über die Plünderung der Schweiz aufgebracht war. Mit den Wahlen zu einer helvetischen Centralregierung endigt das Werk, über dessen Entstehung und Fortgang einige Schlussworte an Bürgermeister, Mitrathe und Mitbürger des Vfs. Weniges berichten.

Zwey durch die vier ersten Perioden dieser drey Bände fortlaufende und in die Geschichte von Basel mehr oder weniger verflochtene Verhältnisse sind das der Geistlichkeit und der Universität. Jene war zum Theil die Triebfeder der Reformation gewesen; die Umgestaltung Alles dessen, was dem Menschen theuer und heilig ist, war vornehmlich ihr Werk; und wurde das Leben ernster, die Sitte reiner: so musste man *ihr* Dank dafür wissen. Kann es daher der Geistlichkeit verargt werden, dass sie für etwas gelten wollte, nicht bloss in öffentlicher Meinung, sondern auch durch Einwirkung in die allgemeinen Angelegenheiten? Da sie gegen Katholiken und Lutheraner zu wachen hatte: so hielt sie sich auch für den Wächter (vergl. die Antwort des Antistes Peter Werenfels VII, 211) über alles Andere. Und so ward die Kan-

geworden nicht bloss der Tummelplatz für kirchliche, sondern auch für politische Controversen. Wie weit man damit gegangen, kann man aus einem Rathschluss vom Jahre 1548 (also aus einer Zeit, in der man das Eifern gegen den alten Glauben hie und da noch für gebührend hielt) abnehmen (VI, 200): „dass die Prediger weder den Papst, noch die Bischöfe, noch die Pfaffen anziehen, sondern lediger Dingen das Wort Gottes predigen sollen,“ und aus der gleichzeitigen Warnung „dass die Geistlichen weder den Kaiser nennen, noch sagen sollen, dass Alle, welche Messe hörten, Teufel wären,“ oder dass der Oberstpfarrer Theodor Zwinger († 1654) in einem Werk die (wie er sie nennt, verwegene) Frage behandelte: „was fromme Seelen von dem Heil unserer vor der Reformation im Schoosse des Papstthums lebenden Vorfahren halten sollten (VII, 325); ferner, dass bey der Gefahr, in der Basel im Jahr 1674 schwebte, und desswegen ein schützendes Contingent anderer, also auch katholischer, Cantone aufnahm, die eidgenössischen Gesandten den Geistlichen verbieten mussten, von der Kanzel herab „auf die päpstliche Religion nicht zu schänden.“ Erst beym Jahre 1767 macht der Vf. die Bemerkung, dass bey den Ungebühren, welche der katholische Gottesdienst in den Häusern der kaiserlichen Residenten veranlasste, es den Geistlichen zum Ruhme gereiche, dass ihnen in ihren Kanzelvorträgen nichts entfallen sey, was die Bürger hätte reizen können. — Da der lutherische Markgraf von Baden in seinem Hause, welches er zu Basel besass, Gottesdienst halten liess, ersuchte jener Oberstpfarrer Zwinger den Rath, „dass dieses ärgerliche Thun abgestellt werde,“ und dieser liess durch eine Deputation dem Fürsten vortragen: „Wenn dem Hofprediger ein Schimpf und Despect widerführe, so solle man es der Obrigkeit nicht imputiren, man könnte dieses öffentliche Exercitium nicht zulassen, es wäre unverantwortlich, und liefe dem Jahreide zuwider;“ der Bürgerschaft aber ward angezeigt, ihre Knechte und Mägde von Besuchung dieser Predigten abzuhalten; Ungehorsame wurden zur Stadt hinausgewiesen. Auch 1689 erfolgten bey ähnlicher Klage Warnungen. Selbst die französischen Glaubensflüchtlinge wurden Anfangs genöthigt, das Abendmahl in deutschen Kirchen zu nehmen, ihre Kinder erst in deutscher, später zwar auch in französischer Sprache, aber in Gegenwart eines deutschen Pfarrers zu taufen: und als ihnen der Rath eine eigene Kirche eingeräumt hatte, eiferte einer der Geistlichen nicht bloss auf der Kanzel, sondern gab selbst eine Supplication dagegen ein. Und eben diese Leute, die den Himmelsschlüssel so gewaltig handhabten, disputirten dann wieder, „ob Epitaphien unter religiösem Gesichtspuncte können geduldet werden“ — und „ob nicht der Doctorgrad wider die evangelische Demuth eines Predigers streite.“

Nicht allein auf *Grynäus*, sondern auf die meisten seiner Nachfolger in der Würde eines Antistes passte vielleicht des Vfs. Urtheil: „Er war ein Mann, der nicht nur die Kirche und die Universität, sondern auch den Staat beherrschen wollte.“ Freylich war es in jener Zeit noch nicht Maxime, die Geistlichkeit so ganz auf die Seite zu schieben, als gebührte ihr in dem Freystaate kaum Beysassenrecht; denn noch ward in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, bey Bündnissen, oder Bestrafung eines Staatsverbrechers, ihr Rath eingeholt; auch wurden ihnen die geheimen Beweggründe von Verfügungen mitgetheilt, sowie sie bey dringenden Besorgnissen um des Vaterlandes Wohl von der Kanzel warnten, auf der Hut zu seyn. — Merkwürdig ist die Verordnung von 1560, dass die Geistlichen von den sterbenden Leuten keine Stiftungen über und an sich nehmen sollten, sowie die „Brüderordnung“ auf den Zustand und das Wesen der Geistlichkeit im XVI Jahrhundert viel Licht wirft, auch ihre Verhältnisse festsetzte. Es war ihr unter Anderem ein eigener Gerichtsstand vergönnt. In mehr als einer Verordnung des XVI Jahrh. wurden die Geistlichen ermahnt, sich des Jagens, Fischens, Spielens, Füllens und Prassens, Singens, Tanzens, aller liederlichen, unnützen, thorrechten Narrentheidinge zu entschlagen, ehrliche, rechtmässige Kleidung, lange Röcke, unzerhauene Hosen u. s. w. anzuthun. Das Abkanzeln der Obrigkeit und ihrer Massregeln könnte ein eigenes Capitel geben; es geschah so allgemein, mit solcher Freymüthigkeit, und war so unvertilgbar, dass es trotz aller oft wiederholten Verordnungen erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts allmählich aufhörte, als die Kanzelberedsamkeit eine andere Richtung nahm. In jenen früheren Zeiten hörte man manchmal über Praktiken, Missbrauch der Gewalt, Meineid, von der Kanzel sprechen, so dass vielleicht solche oft vorkommende Bemerkungen den bekannten *Duräus*, der 40 Jahre lang an einer Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, aber mit dem unverdrossensten Eifer — umsonst arbeitete, veranlassten, an den Prinzen Anhalt-Bernburg über Basel zu schreiben: „*Cette republique et l'église sont deux Gouvernemens, qui semblent être en état de crise, à cause des factions qui y sont. A quoi peutêtre le premier Chef du Ministère* (es war *Lucas Gernler*), *qui gouverne les autres ecclesiastiques à baguette, contribue quelque chose.*“ Eher aber möchten wir jener Keckheit, mit der sie bey Glückwünschung des neuen Rathes gegen die Gabenfresserey sprachen, die bisweilen in Bestellung der Ämter vorginge, und ein schädliches Laster in einem Freystaat wäre, oder dem Vortrage des Oberstpfarrer vor dem grossen Rath über das gewissenlose Prakticiren bey Ämterbestellungen (VII, 440 u. 462), das Wort reden, als dem geschmeidigen Loben und der Rückengelenkigkeit, die man bisweilen bemerken muss.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. VI — VIII Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auffallen muss es, dass eine Geistlichkeit, welche bey dem Bauernaufstande im J. 1653 unaufgefodert, auch ganz dem Geiste ihres Amtes zuwider (und vollends VII, 349!), dem Rathe eine Denkschrift übergeben hatte, worin sie eine ernstliche Bestrafung der Rebellen als höchst nothwendig und erfoderlich (man vergl. auch das Urtheil des Züricherschen Antistes Breitinger über Olden-Barnevelts Blutgerüst — VI, 581 Anmerk.) anrieth, bey der Bewegung der Bürgerschaft im J. 1691 eine Rolle spielte, vornehmlich der Antistes *Peter Werenfels* (Samuels Vater) VII, 200, die ihrer Stellung gar nicht angemessen war. Bey Anlass des Eifers der Geistlichkeit wider das Kegeln am Sonntag und des Antrags, die Unterthanen Abends statt mit dem Zielschiessen, mit einem „*exercitio sacro*" zu beschäftigen, macht der Vf. die Bemerkung: „Es sey gleichsam, als hätte man sich vorgenommen, die Religion Christi verhasst zu machen, sein Joch unerträglich zu belasten, und alle Fröhlichkeit aus den Gemüthern des Volkes zu verbannen." Als im J. 1716 die ersten Spuren des Pietismus sich zeigten, war es dennoch die Geistlichkeit, welche entgegenwirkte, und die Entsetzung eines desswegen verdächtigen Schulmeisters veranlasste. Beynahe 40 Jahre später belohnte der Rath einem Prediger die Bekehrung eines solchen Sectirers, und im J. 1739 wurden Mahnungen gegen Sectirer erlassen, auch Strafen gegen fremde Lehrer und Lehrerinnen erkannt. Auf die Anzeige im J. 1745, dass sich Missionäre von Herrnhut zu Basel befänden, lautete das Gutachten sämmtlicher Geistlichen gar nicht vortheilhaft für sie.

Wir kommen nun auf die Universität und die Bildungsanstalten. Der Kampf der Meinungen im Anfange des XVI Jahrhunderts war der stillen Entwickelung der Wissenschaften nicht förderlich. Zu Basel wanderten, als man endlich die Einführung der Reformation durchgesetzt hatte, die meisten Professoren und Studenten aus, so dass die Obrigkeit die Siegel und den Scepter der Universität, nebst ihren Büchern, Schriften und Geldern, an sich nehmen musste. Dabey war der Rath aber doch mit Herstellung der Studien beschäftigt, und am 15 Sept. 1532 erhielt die Universität neue Statuten, worauf der Rector *Oswald Bär* (*Janus* genannt, weil er Rector bey Aufhebung und bey Wiedereröffnung der Universität gewesen) in einem lateinischen Programm ihre Wiedereröffnung bekannt machte. Sonderbarerweise blieb auch nach der neuen Organisation der Bischof bis auf die französische Revolution Kanzler der Universität, und jede Doctorpromotion, selbst die der Theologen, geschah in seinem Namen; daher früher einige eifrige Geistliche den Vorschlag gethan hatten, die Formel folgendermassen abzuändern: „*Nicht* aus Befehl des römischen Oberpriesters, sondern aus Befehl Jesu Christi, des himmlischen Doctors, ernenne ich dich zum Doctor." Je zu zehn Jahren erbat eine akademische Deputation von dem Bischofe die Erlaubniss, einen Viceckanzler setzen, und die Befugniss, Magister und Doctoren creiren zu dürfen, wofür jenem 10 Goldgulden sammt einer unbedeutenden Kanzleytaxe entrichtet wurden. Noch auffallender muss es seyn, dass die Universität bey jeder ihr nicht ganz behaglichen Verfügung der obersten Behörden sogleich die alten päpstlichen Privilegien vorschützte, ungeachtet der Rath bey Ertheilung der neuen Statuten diese Privilegien von 1460 bey Handen behalten hatte, und sie sich dennoch (selbst noch im J. 1797!) hinter Rechte verschanzte, die zu ertheilen, derjenige, der sie gegeben, nach ihren Begriffen nicht einmal eine rechtlich begründete Befugniss gehabt haben konnte. Der Erneuerung der Universität hatte man den baldigen Zusammenfluss ausgezeichneter Köpfe für alle Facultäten zu danken. Angenehm sind die Literarnotizen über die Professoren. Im J. 1597 waren 17 ordentliche Professoren besoldet. Aber schon im J. 1544 zeigten sich Regungen der Spiessbürgerey, da der Rath der Regenz auftrug, zu Professoraten vornehmlich Basler, falls die dazu geschickt erfunden worden, anzuzeigen und zu befördern. Deswegen sind aber auch die Namen der Professoren von der ersten Hälfte des XVII Jahrhunderts an nicht mehr so glänzend, wie in der vorigen

er bald nicht bloss der Tummelplatz für kirchliche, sondern auch für politische Controversen. Wie weit man darin gegangen, kann man aus einem Rathschluss vom Jahre 1548 (also aus einer Zeit, in der man das Eifern gegen den alten Glauben hie und da noch für gebührend hielt) abnehmen (VI, 200): „dass die Prediger weder den Papst, noch die Bischöfe, noch die Pfaffen anziehen, sondern lediger Dingen das Wort Gottes predigen sollen,“ und aus der gleichzeitigen Warnung „dass die Geistlichen weder den Kaiser nennen, noch sagen sollen, dass Alle, welche Messe hörten, Teufel wären,“ oder dass der Oberstpfarrer Theodor Zwinger (†. 1654) in einem Werk die (*Ochs* nennt sie, verwegene) Frage behandelte: „was fromme Seelen von dem Heil unserer vor der Reformation im Schoosse des Papstthums lebenden Vorfahren halten sollten (VII, 305); ferner, dass bey der Gefahr, in der Basel im Jahr 1674 schwebte, und desswegen ein schützendes Contingent anderer, also auch katholischer, Cantone aufnahm, die eidgenossischen Gesandten den Geistlichen verbieten mussten, von der Kanzel herab „auf die päpstliche Religion nicht zu schänden.“ Erst beym Jahre 1767 macht der Vf. die Bemerkung, dass bey den Ungebühren, welche der katholische Gottesdienst in den Häusern der kaiserlichen Residenten veranlasste, es den Geistlichen zum Ruhme gereiche, dass ihnen in ihren Kanzelvorträgen nichts entfallen sey, was die Bürger hätte reizen können. — Da der lutherische Markgraf von Baden in seinem Hause, welches er zu Basel besass, Gottesdienst halten liess, ersuchte jener Oberstpfarrer Zwinger den Rath, „dass dieses ärgerliche Thun abgestellt werde,“ und dieser liess durch eine Deputation dem Fürsten vortragen: „Wenn dem Hofprediger ein Schimpf und Despect widerführe, so solle man es der Obrigkeit nicht imputiren, man könnte dieses öffentliche Exercitium nicht zulassen, es wäre unverantwortlich, und liefe dem Jahreide zuwider;“ der Bürgerschaft aber ward angezeigt, ihre Knechte und Mägde von Besuchung dieser Predigten abzuhalten; Ungehorsame wurden zur Stadt hinausgewiesen. Auch 1689 erfolgten bey ähnlicher Klage Warnungen. Selbst die französischen Glaubensflüchtlinge wurden Anfangs genöthigt, das Abendmahl in deutschen Kirchen zu nehmen, ihre Kinder erst in deutscher, später zwar auch in französischer Sprache, aber in Gegenwart eines deutschen Pfarrers zu taufen: und als ihnen der Rath eine eigene Kirche eingeräumt hatte, eiferte einer der Geistlichen nicht bloss auf der Kanzel, sondern gab selbst eine Supplication dagegen ein. Und eben diese Leute, die den Himmelsschlüssel so gewaltig handhabten, disputirten dann wieder, „ob Epitaphien unter religiösem Gesichtspuncte können geduldet werden“ — und „ob nicht der Doctergrad wider die evangelische Demuth eines Predigers [illegible] allein auf *Grynäus*, sondern auf die meisten seiner Nachfolger in der Würde eines Antistes passte vielleicht des Vfs. Urtheil: „Er war ein Mann, der nicht nur die Kirche und die Universität, sondern auch den Staat beherrschen wollte.“ Freylich war es in jener Zeit noch nicht Maxime, die Geistlichkeit so ganz auf die Seite zu schieben, als gebührte ihr in dem Freystaate kaum Beysassenrecht; denn noch ward in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, bey Bündnissen, oder Bestrafung eines Staatsverbrechers, ihr Rath eingeholt; auch wurden ihnen die geheimen Beweggründe von Verfügungen mitgetheilt, sowie sie bey dringenden Besorgnissen um des Vaterlandes Wohl von der Kanzel warnten, auf der Hut zu seyn. — Merkwürdig ist die Verordnung von 1560, dass die Geistlichen von den sterbenden Leuten keine Stiftungen über und an sich nehmen sollten, sowie die „Brüderordnung“ auf den Zustand und das Wesen der Geistlichkeit im XVI Jahrhundert viel Licht wirft, auch ihre Verhältnisse festsetzte. Es war ihr unter Anderem ein eigener Gerichtsstand vergönnt. In mehr als einer Verordnung des XVI Jahrh. wurden die Geistlichen ermahnt, sich des Jagens, Fischens, Spielens, Füllens und Prassens, Singens, Tanzens, aller liederlichen, unnützen, thorrechten Narrentheidinge zu entschlagen, ehrliche, rechtmässige Kleidung, lange Röcke, unzerhauene Hosen u. s. w. anzuthun. Das Abkanzeln der Obrigkeit und ihrer Maasregeln könnte ein eigenes Capitel geben; es geschah so allgemein, mit solcher Freymüthigkeit, und war so unvertilgbar, dass es trotz aller oft wiederholten Verordnungen erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts allmählich aufhörte, als die Kanzelberedsamkeit eine andere Richtung nahm. In jenen früheren Zeiten hörte man manchmal über Praktiken, Missbrauch der Gewalt, Meineid, von der Kanzel sprechen, so dass vielleicht solche oft vorkommende Bemerkungen den bekannten *Duräus*, der 40 Jahre lang an einer Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, aber mit dem unverdrossensten Eifer — umsonst arbeitete, veranlassten, an den Prinzen Anhalt-Bernburg über Basel zu schreiben: „*Cette republique et l'église sont deux Gouvernemens, qui semblent être en état de crise, à cause des factions qui y sont. A quoi peutêtre le premier Chef du Ministère* (es war *Lucas Gernler*), *qui gouverne les autres ecclesiastiques à baguette, contribue quelque chose.*“ Eher aber möchten wir jener Keckheit, mit der sie bey Glückwünschung des neuen Rathes gegen die Gabenfresserey sprachen, die bisweilen in Bestellung der Ämter vorginge, und ein schädliches Laster in einem Freystaat wäre, oder dem Vortrage des Oberstpfarrer vor dem grossen Rath über das gewissenlose Prakticiren bey Ämterbestellungen (VII, 440 u. 462), das Wort reden, als dem geschmeidigen Loben und der Rückengelenkigkeit, die man bisweilen bemerken muss.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1823.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. VI — VIII Band.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Auffallen muss es, dass eine Geistlichkeit, welche bey dem Bauernaufstande im J. 1653 unaufgefodert, auch ganz dem Geiste ihres Amtes zuwider (und vollends VII, 349!), dem Rathe eine Denkschrift übergeben hatte, worin sie eine ernstliche Bestrafung der Rebellen als höchst nothwendig und erfoderlich (man vergl. auch das Urtheil des Züricherschen Antistes Breitinger über Olden-Barnevelts Blutgerüst — VI, 581 Anmerk.) anrieth, bey der Bewegung der Bürgerschaft im J. 1691 eine Rolle spielte, vornehmlich der Antistes *Peter Werenfels* (Samuels Vater) VII, 200, die ihrer Stellung gar nicht angemessen war. Bey Anlass des Eifers der Geistlichkeit wider das Kegeln am Sonntag und des Antrags, die Unterthanen Abends statt mit dem Zielschiessen, mit einem „*exercitio sacro*" zu beschäftigen, macht der Vf. die Bemerkung: „Es sey gleichsam, als hätte man sich vorgenommen, die Religion Christi verhasst zu machen, sein Joch unerträglich zu belasten, und alle Fröhlichkeit aus den Gemüthern des Volkes zu verbannen." Als im J. 1716 die ersten Spuren des Pietismus sich zeigten, war es dennoch die Geistlichkeit, welche entgegenwirkte, und die Entsetzung eines desswegen verdächtigen Schulmeisters veranlasste. Beynahe 40 Jahre später belohnte der Rath einem Prediger die Bekehrung eines solchen Sectirers, und im J. 1759 wurden Mahnungen gegen Sectirer erlassen, auch Strafen gegen fremde Lehrer und Lehrerinnen erkannt. Auf die Anzeige im J. 1745, dass sich Missionäre von Herrnhut zu Basel befänden, lautete das Gutachten sämmtlicher Geistlichen gar nicht vortheilhaft für sie.

Wir kommen nun auf die Universität und die Bildungsanstalten. Der Kampf der Meinungen im Anfange des XVI Jahrhunderts war der stillen Entwickelung der Wissenschaften nicht förderlich. Zu Basel wanderten, als man endlich die Einführung der Reformation durchgesetzt hatte, die meisten Professoren und Studenten aus, so dass die Obrigkeit die Siegel und den Scepter der Universität, nebst ihren Büchern, Schriften und Geldern, an sich nehmen musste. Dabey war der Rath aber doch mit Herstellung der Studien beschäftigt, und am 15 Sept. 1532 erhielt die Universität neue Statuten, worauf der Rector *Oswald Bär* (*Janus* genannt, weil er Rector bey Aufhebung und bey Wiedereröffnung der Universität gewesen) in einem lateinischen Programm ihre Wiedereröffnung bekannt machte. Sonderbarerweise blieb auch nach der neuen Organisation der Bischof bis auf die französische Revolution Kanzler der Universität, und jede Doctorpromotion, selbst die der Theologen, geschah in seinem Namen; daher früher einige eifrige Geistliche den Vorschlag gethan hatten, die Formel folgendermaßen abzuändern: „*Nicht* aus Befehl des römischen Oberpriesters, sondern aus Befehl Jesu Christi, des himmlischen Doctors, ernenne ich dich zum Doctor." Je zu zehn Jahren erbat eine akademische Deputation von dem Bischofe die Erlaubniss, einen Vicekanzler setzen, und die Befugniss, Magister und Doctoren creiren zu dürfen, wofür jenem 10 Goldgulden sammt einer unbedeutenden Kanzleytaxe entrichtet wurden. Noch auffallender muss es seyn, dass die Universität bey jeder ihr nicht ganz behaglichen Verfügung der obersten Behörden sogleich die alten päpstlichen Privilegien vorschützte, ungeachtet der Rath bey Ertheilung der neuen Statuten diese Privilegien von 1460 bey Handen behalten hatte, und sie sich dennoch (selbst noch im J. 1797!) hinter Rechte verschanzte, die zu ertheilen, derjenige, der sie gegeben, nach ihren Begriffen nicht einmal eine rechtlich begründete Befugniss gehabt haben konnte. Der Erneuerung der Universität hatte man den baldigen Zusammenfluss ausgezeichneter Köpfe für alle Facultäten zu danken. Angenehm sind die Literarnotizen über die Professoren. Im J. 1597 waren 17 ordentliche Professoren besoldet. Aber schon im J. 1544 zeigten sich Regungen der Spiessbürgerey, da der Rath der Regenz auftrug, zu Professoraten vornehmlich Basler, falls die dazu geschickt erfunden worden, anzuzeigen und zu befördern. Desswegen sind aber auch die Namen der Professoren von der ersten Hälfte des XVII Jahrhunderts an nicht mehr so glänzend, wie in der vorigen

wie bald nicht blofs der Tummelplatz für kirchliche, sondern auch für politische Controversen. Wie weit man damit gegangen, kann man aus einem Rathschluss vom Jahre 1548 (also aus einer Zeit, in der man das Eifern gegen den alten Glauben hie und da noch für gebührend hielt) abnehmen (VI, 200): „dafs die Prediger weder den Papst, noch die Bischöfe, noch die Pfaffen anziehen, sondern lediger Dingen das Wort Gottes predigen sollen," und aus der gleichzeitigen Warnung, „dafs die Geistlichen weder den Kaiser nennen, noch sagen sollen, dafs Alle, welche Messe hören, Teufel wären," oder dafs der Oberstpfarrer Theodor Zwinger (†. 1654) in einem Werk die (Ochs nennt sie, verwegene) Frage behandelte: „was fromme Seelen von dem Heil unserer vor der Reformation im Schoosse des Papstthums lebenden Vorfahren halten sollten (VII, 325); ferner, dafs bey der Gefahr, in der Basel im Jahr 1674 schwebte, und deswegen ein schützendes Contingent anderer, also auch katholischer, Cantone aufnahm, die eidgenossischen Gesandten den Geistlichen verbieten mussten, von der Kanzel herab „auf die päpstliche Religion nicht zu schänden." Erst beym Jahre 1767 macht der Vf. die Bemerkung, dafs bey den Ungebühren, welche der katholische Gottesdienst in den Häusern der kaiserlichen Residenten veranlasste, es den Geistlichen zum Ruhme gereiche, dafs ihnen in ihren Kanzelvorträgen nichts entfallen sey, was die Bürger hätte reizen können. — Da der lutherische Markgraf von Baden in seinem Hause, welches er zu Basel besafs, Gottesdienst halten liefs, ersuchte jener Oberstpfarrer Zwinger den Rath, „dafs dieses ärgerliche Thun abgestellt werde," und dieser liefs durch eine Deputation dem Fürsten vortragen: „Wenn dem Hofprediger ein Schimpf und Despect widerführe, so solle man es der Obrigkeit nicht imputiren, man könnte dieses öffentliche Exercitium nicht zulassen, es wäre unverantwortlich, und liefe dem Jahreide zuwider;" der Bürgerschaft aber ward angezeigt, ihre Knechte und Mägde vom Besuchung dieser Predigten abzuhalten; Ungehorsame wurden zur Stadt hinausgewiesen. Auch 1689 erfolgten bey ähnlicher Klage Warnungen. Selbst die französischen Glaubensflüchtlinge wurden Anfangs genöthigt, das Abendmahl in deutschen Kirchen zu nehmen, ihre Kinder erst in deutscher, später zwar auch in französischer Sprache, aber in Gegenwart eines deutschen Pfarrers zu taufen: und als ihnen der Rath eine eigene Kirche eingeräumt hatte, eiferte einer der Geistlichen nicht blofs auf der Kanzel, sondern gab selbst eine Supplication dagegen ein. Und eben diese Leute, die den Himmelsschlüssel so gewaltig handhabten, disputirten dann wieder, „ob Epitaphien unter religiösem Gesichtspuncte könnten geduldet werden" — und „ob nicht der Doctorgrad wider die evangelische Demuth eines Predigers streite."

Nicht allein auf *Grynäus*, sondern auf die meisten seiner Nachfolger in der Würde eines Antistes passte vielleicht des Vfs. Urtheil: „Er war ein Mann, der nicht nur die Kirche und die Universität, sondern auch den Staat beherrschen wollte." Freylich war es in jener Zeit noch nicht Maxime, die Geistlichkeit so ganz auf die Seite zu schieben, als gebührte ihr in dem Freystaate kaum Beysassenrecht; denn noch ward in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, bey Bündnissen, oder Bestrafung eines Staatsverbrechers, ihr Rath eingeholt; auch wurden ihnen die geheimen Beweggründe von Verfügungen mitgetheilt, sowie sie bey dringenden Besorgnissen um des Vaterlandes Wohl von der Kanzel warnten, auf der Hut zu seyn. — Merkwürdig ist die Verordnung von 1560, dafs die Geistlichen von den sterbenden Leuten keine Stiftungen über und an sich nehmen sollten, sowie die „Brüderordnung" auf den Zustand und das Wesen der Geistlichkeit im XVI Jahrhundert viel Licht wirft, auch ihre Verhältnisse festsetzte. Es war ihr unter Anderem ein eigener Gerichtsstand vergönnt. In mehr als einer Verordnung des XVI Jahrh. wurden die Geistlichen ermahnt, sich des Jagens, Fischens, Spielens, Füllens und Prassens, Singens, Tanzens, aller liederlichen, unnützen, thorrechten Narrentheidinge zu entschlagen, ehrliche, rechtmäfsige Kleidung, lange Röcke, unzerhauene Hosen u. s. w. anzuthun. Das Abkanzeln der Obrigkeit und ihrer Mafsregeln könnte ein eigenes Capitel geben; es geschah so allgemein, mit solcher Freymüthigkeit, und war so unvertilgbar, dafs es trotz aller oft wiederholten Verordnungen erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts allmählich aufhörte, als die Kanzelberedsamkeit eine andere Richtung nahm. In jenen früheren Zeiten hörte man manchmal über Praktiken, Misbrauch der Gewalt, Meineid, von der Kanzel sprechen, so dafs vielleicht solche oft vorkommende Bemerkungen den bekannten *Duräus*, der 40 Jahre lang an einer Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, aber mit dem unverdrossensten Eifer — umsonst arbeitete, veranlassten, an den Prinzen Anhalt-Bernburg über Basel zu schreiben: „*Cette republique et l'église sont deux Gouvernemens, qui semblent être en état de crise, à cause des factions qui y sont. A quoi peutêtre le premier Chef du Ministère* (es war *Lucas Gernler*), *qui gouverne les autres ecclesiastiques à baguette, contribue quelque chose.*" Eher aber möchten wir jener Keckheit, mit der sie bey Glückwünschung des neuen Rathes gegen die Gabenfresserey sprachen, die bisweilen in Bestellung der Ämter vorginge, und ein schädliches Laster in einem Freystaat wäre, oder dem Vortrage des Oberstpfarrer vor dem grossen Rath über das gewissenlose Prakticiren bey Ämterbestellungen (VII, 440 u. 462), das Wort reden, als dem geschmeidigen Loben und der Rückengelenkigkeit, die man bisweilen bemerken muss.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. VI — VIII Band.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Auffallen muss es, dass eine Geistlichkeit, welche bey dem Bauernaufstande im J. 1653 unaufgefodert, auch ganz dem Geiste ihres Amtes zuwider (und vollends VII, 349!), dem Rathe eine Denkschrift übergeben hatte, worin sie eine ernstliche Bestrafung der Rebellen als höchst nothwendig und erfoderlich (man vergl. auch das Urtheil des Züricherschen Antistes Breitinger über Olden - Barnevelts Blutgerüst — VI, 581 Anmerk.) anrieth, bey der Bewegung der Bürgerschaft im J. 1691 eine Rolle spielte, vornehmlich der Antistes *Peter Werenfels* (Samuels Vater) VII, 200, die ihrer Stellung gar nicht angemessen war. Bey Anlass des Eifers der Geistlichkeit wider das Kegeln am Sonntag und des Antrags, die Unterthanen Abends statt mit dem Zielschiessen, mit einem „*exercitio sacro*" zu beschäftigen, macht der Vf. die Bemerkung: „Es sey gleichsam, als hätte man sich vorgenommen, die Religion Christi verhasst zu machen, sein Joch unerträglich zu belasten, und alle Fröhlichkeit aus den Gemüthern des Volkes zu verbannen." Als im J. 1716 die ersten Spuren des Pietismus sich zeigten, war es dennoch die Geistlichkeit, welche entgegenwirkte, und die Entsetzung eines desswegen verdächtigen Schulmeisters veranlasste. Beynahe 40 Jahre später belohnte der Rath einem Prediger die Bekehrung eines solchen Sectirers, und im J. 1759 wurden Mahnungen gegen Sectirer erlassen, auch Strafen gegen fremde Lehrer und Lehrerinnen erkannt. Auf die Anzeige im J. 1745, dass sich Missionäre von Herrnhut zu Basel befänden, lautete das Gutachten sämmtlicher Geistlichen gar nicht vortheilhaft für sie.

Wir kommen nun auf die Universität und die Bildungsanstalten. Der Kampf der Meinungen im Anfange des XVI Jahrhunderts war der stillen Entwickelung der Wissenschaften nicht förderlich. Zu Basel wanderten, als man endlich die Einführung der Reformation durchgesetzt hatte, die meisten Professoren und Studenten aus, so dass die Obrigkeit die Siegel und den Scepter der Universität, nebst ihren Büchern, Schriften und Geldern, an sich nehmen musste. Dabey war der Rath aber doch mit Herstellung der Studien beschäftigt, und am 15 Sept. 1532 erhielt die Universität neue Statuten, worauf der Rector *Oswald Bär* (*Janus* genannt, weil er Rector bey Aufhebung und bey Wiedereröffnung der Universität gewesen) in einem lateinischen Programm ihre Wiedereröffnung bekannt machte. Sonderbarerweise blieb auch nach der neuen Organisation der Bischof bis auf die französische Revolution Kanzler der Universität, und jede Doctorpromotion, selbst die der Theologen, geschah in seinem Namen; daher früher einige eifrige Geistliche den Vorschlag gethan hatten, die Formel folgendermassen abzuändern: „*Nicht* aus Befehl des römischen Oberpriesters, sondern aus Befehl Jesu Christi, des himmlischen Doctors, ernenne ich dich zum Doctor." Je zu zehn Jahren erbat eine akademische Deputation von dem Bischofe die Erlaubniss, einen Vicekanzler setzen, und die Befugniss, Magister und Doctoren creiren zu dürfen, wofür jenem 10 Goldgulden sammt einer unbedeutenden Kanzleytaxe entrichtet wurden. Noch auffallender muss es seyn, dass die Universität bey jeder ihr nicht ganz behaglichen Verfügung der obersten Behörden sogleich die alten päpstlichen Privilegien vorschützte, ungeachtet der Rath bey Ertheilung der neuen Statuten diese Privilegien von 1460 bey Handen behalten hatte, und sie sich dennoch (selbst noch im J. 1797!) hinter Rechte verschanzte, die zu ertheilen, derjenige, der sie gegeben, nach ihren Begriffen nicht einmal eine rechtlich begründete Befugniss gehabt haben konnte. Der Erneuerung der Universität hatte man den baldigen Zusammenfluss ausgezeichneter Köpfe für alle Facultäten zu danken. Angenehm sind die Literarnotizen über die Professoren. Im J. 1597 waren 17 ordentliche Professoren besoldet. Aber schon im J. 1544 zeigten sich Regungen der Spiessbürgerey, da der Rath der Regenz auftrug, zu Professoraten vornehmlich Basler, falls die dazu geschickt erfunden worden, anzuzeigen und zu befördern. Desswegen sind aber auch die Namen der Professoren von der ersten Hälfte des XVII Jahrhunderts an nicht mehr so glänzend, wie in der vorigen

Periode, und die Anzahl der Studirenden verminderte sich — die Weisung des Raths war befolgt worden. Die *Buxterfe* und *Bernoulli*, diese eine Gelehrtenfamilie, wie selten eine (in welcher *Daniel* — 1782 — einen von der Pariser Akademie ausgeschriebenen Preis mit seinem Vater *Johannes* zugleich gewann), vermochten der zusehends alternden Alma keine frische Jugendkraft zu geben. Demungeachtet zählte die Universität auch im XVIII Jahrhundert manchen ausgezeichneten, auch in der grossen Republik der Wissenschaften nicht unbedeutenden Gelehrten, wie *Sam. Werenfels*, *J. L. Frey*, *J. C. Iselin*, die *Bernoulli*, *J. J. Dannore*, *Delachenal*, *J. T. Spreng* u. A., indess sie selbst bald bis auf den Namen verschwand. Für Sammlung eines gelehrten Hausrathes geschah Manches. Der Bibliothek diente als Stamm diejenige, welche der Bischof *Johannes von Senningen* in einem Zimmer des Münsters hatte zusammenbringen lassen; im J. 1550 gab man dem Rector jährlich 10 Gulden zu Anschaffung von Büchern; 1559 wurde die Bibliothek des ehemaligen Dominicanerklosters, 1592 die der anderen aufgehobenen Klöster damit vereinigt, daher Rec. vermuthet, dass daselbst noch manches Merkwürdige verborgen seyn mag. Ein Mittel zur Vermehrung der Bücher war der Verkauf der Ketten, woran ehemals die Handschriften gelegen hatten, und die Abgabe der Exemplare von jedem Buche, das zu Basel gedruckt wurde; auch Vermächtnisse, unter denen die ansehnlichsten das des *Antonius Holgger* und das des Botanikers *J. J. Hagenbach* waren. Am meisten geschah in dem vergangenen Jahrhundert, durch Errichtung eines botanischen Gartens, Ankauf der Bibliothek des Prof. *J. J. Buxtorf*, *Delachenal* u. A. Der aus „*Cramers* Hauschronik“ bekannten interessanten Sammlung eigenhändiger Briefe von Gelehrten des XVI Jahrhunderts erwähnt der Vf. nicht. Andere Anstalten waren: das *Collegium Erasmianum*, fälschlich so genannt, als wenn *Erasmus* der Stifter gewesen wäre; das Pädagogium, das im J. 1589 in das Gymnasium überging, worin vornehmlich die alten Sprachen, Anfangs durch Lehrer, die man vom Auslande berufen hatte, gelehrt wurden; dann einige gemeine Schulen (auch 1640 noch Winkelschulen von Papisten). Um dem Mangel an Geistlichen, der im Anfange des XVII Jahrhunderts sich zeigte, abzuhelfen, ward 1603 verordnet, 20 bis 30 armen Knaben, fremden oder einheimischen, auf Zeugniss ihrer Präceptoren, dass sie zum Studiren geschickt seyen, aus dem Almosen Mus und Brod, und wöchentlich einen Schilling, „damit sie den Hauszins abrichten und etwa ein Büchlein kaufen mögen,“ zu geben, „auf dass man mit der Zeit solcher Jungen hier bey uns und anderswo, es sey im Predigtamt oder in den Regierungen, getröstet und erfreuet werden möge.“ Für die Unterrichtsanstalten auf dem Lande geschah in dem Jahrhundert der Reformation wenig. Die erste Spur einer Landschule fand der Vf. 1518; später wurden sechs obrigkeitliche Bezirksschulen errichtet. Erst im Laufe des XVIII Jahrhunderts erhielten einzelne Dörfer die *Erlaubniss* (!), auf ihre Kosten eigene Schulmeister zu haben.

Merkwürdige Resultate ergeben sich aus einer Vergleichung der Capitel von der „Strafgerechtigkeit“ (Criminaljustiz) in den verschiedenen Perioden. In der Zeit von 1529 — 1600 war das Ertränken im Rhein, vornehmlich für Kindsmörderinnen, sehr gewöhnlich. Der Übelthäter wurde gebunden, bey der Rheinbrücke ins Wasser geworfen, von zwey Nachen zum Thomasthurm begleitet, dort ans Land gezogen, und den Todtengräbern überlassen, denen bey Strafe geboten war, ihm sogleich die Bande aufzulösen, ihn umzukehren, damit das Wasser von ihm laufe, und keinen Fleiss, noch Labung zu sparen, so den Armen zu Rettung ihres Lebens dienen möchte. Im J. 1634 wurde diese Strafe abgeschafft, vermuthlich weil zu Viele mit dem Leben davon gekommen waren. Huren wurden geschwemmt, Selbstmörder in Fässern den Rhein hinabgeschickt (doch machte man früh schon einen Unterschied zwischen solchen, die „aus Blödigkeit“ Hand an sich selbst gelegt hatten. Man findet in der Bestimmung der Strafen für einzelne Verbrechen im XVI Jahrhundert viel Schwankendes. Ein Geistlicher, der einen Todtschlag begangen hatte, wurde frey gesprochen (wie auch etwa auf Fürbitte andere Todtschläger) mit dem Verbote, dass er im Baselgebiet nicht mehr predigen solle; ein anderer Geistlicher hingegen, der mit seiner Frauen Schwester Ehebruch getrieben, lebendig gerädert. Man findet noch Spuren der alten *compositio*, da Todtschlag mit Verwandten um Geld abgemacht werden konnte. In den Jahren 1600 — 1648 verging nicht *ein* Jahr ohne Hinrichtungen und Selbstmorde, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande. Vornehmlich reich an allen Arten von Verbrechen (namentlich Sodomiterey, Blutschande, Kindesmord u. s. w.) waren die Zeiten, in denen der dreyssigjährige Krieg in diese Gegenden sich gewendet hatte (1632). Als Strafen findet man Verschickung in den Türkenkrieg nach Ungarn, auf französische oder venetianische Galeeren, welche letzte aber seit 1769 keine Sträflinge mehr annahmen. Zum erstenmal wurde 1616 der Leichnam eines Delinquenten der Anatomie übergegeben, „als eine nöthige und nützliche Sache“ (diess traf meistens die Leichname der Kindesmörderinnen). Zwey Jahre später verordnete der Rath bey Strafe, dass in Malefizfällen keine Weibspersonen weder unter dem Rathhause, noch auf der Richtstätte, sich einfinden sollten. Ebenso mussten, wenn das Urtheil eines der Sodomiterey wegen Verurtheilten verlesen wurde, die Knaben in den Schulen behalten werden. Auch wurden keine neugierigen Zuschauer zugelassen, wenn Gefangene gefoltert werden sollten. Ausserdem fanden Unziemlichkeiten, die jetzt ungeahndet hingehen würden, ihre Strafe. Die zweyte Hälfte des XVII Jahrhunderts zeigt Sodomiterey, Selbstmorde, vorzüg-

als „Pässner-Teufels-zauberische Künste,“ worüber die Geistlichen klagten: „diese Laster nähmen auf der Landschaft schrecklich überhand,“ als vorherrschende Verbrechen. In einem, obgleich nicht vollständigen Verzeichnisse aus dem XVIII Jahrhundert kommen viele, zum Theil furchtbare, Verbrechen vor, erst nach der Mitte desselben verminderten sie sich; dagegen mehrten sich die Selbstmorde. Die Folter wurde bis fast auf unsere Zeit herab angewendet (*Waldkirchs* gerechte Folterbank, die er 1710 herausgegeben, war 1773 zu Basel neu aufgelegt worden!), doch verwarf im J. 1788 eine grosse Mehrheit im Rathe den Antrag, dass einem Delinquenten mit dem ersten Grade *territionis* gedroht werden sollte. Die furchtbarsten Peinigungswerkzeuge, Kranz und Wanne, waren aber schon am Ende des XVII Jahrhunderts verschwunden, und ein späterer Scharfrichter kannte nicht einmal mehr ihr Aussehen, geschweige denn die Art ihres Gebrauchs. Alles das hatte man sonst oft, nicht selten vergeblich, bisweilen bey schon erfolgtem Geständnisse angewendet. Die Darstellung der weitläuftigen Procedur in Criminalfällen (VI, 172 ff.) ist ganz unnütz.

Wir stellen nun die Gesetze über die Bürgerrechtserwerbung, wie sie im Laufe dieser Perioden sich entwickelten, zusammen, weil sie zeigen, wie der Sinn, der das gemeine Wesen gegründet, erhalten, emporgehoben hatte, allmählich sich verengte. Im J. 1643 wies der Rath einen Tabakmacher ab, „weil man dieses Handwerk allhier gar nicht bedarf.“ Schon 1546 untersagte eine obrigkeitliche Verordnung Wittwen oder Töchtern einem Welschen zur Ehe zu geben, und 1607 wurde die Bitte um das Bürgerrecht abgeschlagen, weil der Verlangende „ein Welscher“ (Italiäner oder Franzose) sey. Der Rath mochte hiezu seine Gründe haben (man fürchtete, die Franzosen möchten andere, als die in der Basler Confession angenommenen, Grundsätze über die Prädestination und das Abendmahl in Umlauf bringen). Obgleich aber die Verordnungen von 1652 — 1672 ausdrücklich eine Herkunft von „ehrlichem deutschem Geblüt“ als Bedingung des Bürgerrechts foderten: so glaubte dennoch der Rath, bey reichen oder kunstreichen *welschen* Männern, welche der Stadt Ehre und Vortheil gewähren könnten, eine Ausnahme machen zu müssen. Aber die Anzahl der in den verschiedenen Perioden aufgenommenen Bürger, die fortschreitende Erhöhung der Gebühren (nicht bloss im Verhältniss der Verringerung des Geldwerthes), das immer ängstlichere Verclausuliren der Annahme selbst, das ists, worauf wir jenes Urtheil gründen. In der ersten Periode wurden über 2056 Bürger angenommen (jährlich etwa 29); in der zweyten 770 (16 jährlich); in der dritten 345 (8 auf das Jahr); in der vierten, 1692 — 1788, nicht viel mehr, als 80 — und doch waren es gerade die Sprösslinge neuer Geschlechter, welche als Staatsmänner, Gelehrte oder Handelsleute dem gemeinen Wesen die grösste Ehre oder grossen Gewinn gebracht hatten. Wir erinnern nur an einige in den beiden ersten Perioden, an *Werenfels* (1534), *Merian* (1553), *Socin* (1560), *Thurneisen* (1580), *Wettstein* (des grossen Bürgermeisters Vater, 1617), *Bernoulli* (1622), *Hagenbach*, *Sarasin* (1628), *Euler* (1630), *Debary* (1633), *Wenk* (1640), *Ochs* (1643), vieler Anderer nicht zu gedenken. — Anfangs foderte man von dem neuen Bürger Wehr und Waffe, und die Heirath mit einer einheimischen Tochter; dann 40 — 50 Gulden unverkümmertes Gut (Ausnahmen behielt sich der Rath vor für junge Eheleute, „die gern werken (arbeiten), fromm, redlich, haushälterisch sind“); 1599 30 Gulden Gebühren, 1676 für eine Mannsperson 100, für eine Weibsperson 50 fl., und darüber 600 fl. Vermögen; 1696 100 Reichsthaler und 1000 Rthlr. Vermögen; 1782 150 Louisd'or. Im J. 1700 wurde beschlossen, während 6 Jahren Niemand anzunehmen, „weil die Erfahrung vor Augen läge, dass neue Bürger allerhand Meinungen Platz geben, und alte Bürger auf ihre Meinungen zu leiten suchten.“ 1706 wurde die Annahme noch auf 10 Jahre ausgesetzt, mit Vorbehalt derjenigen, die 10000 Reichsthaler im Vermögen hätten. 1718 erkannte man, dass gar keine neuen Bürger mehr angenommen werden sollten. Und doch zählte man im J. 1779 unter 15040 Einwohnern der Stadt Basel nur 7607 Bürger. Ein Bürger, der eine Fremde geheirathet hatte, die das vorgeschriebene Vermögen nicht besass, verlor sein Activ-Bürgerrecht, und hiess ein „Bürger der gemilderten Ordnung.“ Landbürgern wurde die Erwerbung des Stadtbürgerrechts noch mehr erschwert, als Fremden. Zwey Bürgerrechte durfte (billig) Niemand führen; wer aufhören wollte, Bürger zu seyn, musste abschwören, wer es im Ausland wohnend fortbleiben wollte, um Erlaubniss anhalten. In früheren Zeiten wurden auch Ehrenbürgerrechte ertheilt.

Von dem vielen Bemerkenswerthen heben wir nur noch Folgendes aus. Schon 1530 finden wir eine Suppenanstalt und Verordnungen gegen das Betteln auf den Strassen. Ein Koran, den *Oporin* im Jahre 1542 gedruckt hatte, wurde in Beschlag genommen, und nur unter folgenden Bedingungen zurückgegeben: „1) dass er ihn hier nicht verkaufe; 2) dass weder der Stadt, noch des Druckers gedacht werde; 3) dass es unter dem Namen des *Theodor Bibliandri* und anderer Gelehrten von Zürich erscheine, und die Vorrede auf *Bibliandrum* gestellt werde.“ — 1550 wurde erkannt, dass die Buchdrucker nur in lateinischer, griechischer, hebräischer und deutscher Sprache, „wie das von altem Herkommen ist,“ nicht aber in italiänischer, französischer, englischer und hispanischer Sprache drucken dürften (man konnte solches damals weniger der Censur unterwerfen — jetzt möcht' es umgekehrt seyn). — Prof. *Buxtorf*, der mit einigen Anderen der Beschneidung eines Judenknaben beygewohnt, wurde im Jahre 1617 um hundert Gulden, der Vater des Knaben um vierhundert,

wurde nicht bloss der Tummelplatz für kirchliche, sondern auch für politische Controversen. Wie weit man damit gegangen, kann man aus einem Rathschluss vom Jahre 1558 (also aus einer Zeit, in der man das Eifern gegen den alten Glauben hie und da noch für gebührend hielt) abnehmen (VI, 200): „dass die Prediger weder den Papst, noch die Bischöfe, noch die Pfaffen anziehen, sondern lediger Dingen das Wort Gottes predigen sollen," und aus der gleichzeitigen Warnung, „dass die Geistlichen weder den Kaiser nennen, noch sagen sollen, dass Alle, welche Messe hörten, Teufel wären," oder dass der Oberstpfarrer Theodor Zwinger (†. 1654) in einem Werk die (*Ochs* nennt sie, verwegene) Frage behandelte: „was fromme Seelen von dem Heil unserer vor der Reformation im Schoosse des Papstthums lebenden Vorfahren halten sollten (VII, 325); ferner, dass bey der Gefahr, in der Basel im Jahr 1674 schwebte, und desswegen ein schützendes Contingent anderer, also auch katholischer, Cantone aufnahm, die eidgenossischen Gesandten den Geistlichen verbieten mussten, von der Kanzel herab „auf die päpstliche Religion nicht zu schänden." Erst beym Jahre 1767 macht der Vf. die Bemerkung, dass bey den Ungebühren, welche der katholische Gottesdienst in den Häusern der kaiserlichen Residenten veranlasste, es den Geistlichen zum Ruhme gereiche, dass ihnen in ihren Kanzelvorträgen nichts entfallen sey, was die Bürger hätte reizen können. — Da der lutherische Markgraf von Baden in seinem Hause, welches er zu Basel besass, Gottesdienst halten liess, ersuchte jener Oberstpfarrer Zwinger den Rath, „dass dieses ärgerliche Thun abgestellt werde," und dieser liess durch eine Deputation dem Fürsten vortragen: „Wenn dem Hofprediger ein Schimpf und Despect widerführe, so solle man es der Obrigkeit nicht imputiren, man könnte dieses öffentliche Exercitium nicht zulassen, es wäre unverantwortlich, und liefe dem Jahreide zuwider;" der Bürgerschaft aber ward angezeigt, ihre Knechte und Mägde von Besuchung dieser Predigten abzuhalten; Ungehorsame wurden zur Stadt hinausgewiesen. Auch 1689 erfolgten bey ähnlicher Klage Warnungen. Selbst die französischen Glaubensflüchtlinge wurden Anfangs genöthigt, das Abendmahl in deutschen Kirchen zu nehmen, ihre Kinder erst in deutscher, später zwar auch in französischer Sprache, aber in Gegenwart eines deutschen Pfarrers zu taufen: und als ihnen der Rath eine eigene Kirche eingeräumt hatte, eiferte einer der Geistlichen nicht bloss auf der Kanzel, sondern gab selbst eine Supplication dagegen ein. Und eben diese Leute, die den Himmelsschlüssel so gewaltig handhabten, disputirten dann wieder, „ob Epitaphien unter religiösem Gesichtspuncte könnten geduldet werden" — und „ob nicht der Doctorgrad wider die evangelische Demuth eines Predigers streite."

Nicht allein auf *Grynäus*, sondern auf die meisten seiner Nachfolger in der Würde eines Antistes passte vielleicht des Vfs. Urtheil: „Er war ein Mann, der nicht nur die Kirche und die Universität, sondern auch den Staat beherrschen wollte." Freylich war es in jener Zeit noch nicht Maxime, die Geistlichkeit so ganz auf die Seite zu schieben, als gebührte ihr in dem Freystaate kaum Beysassenrecht; denn noch ward in den wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, bey Bündnissen, oder Bestrafung eines Staatsverbrechers, ihr Rath eingeholt; auch wurden ihnen die geheimen Beweggründe von Verfügungen mitgetheilt, sowie sie bey dringenden Besorgnissen um des Vaterlandes Wohl von der Kanzel warnten, auf der Hut zu seyn. — Merkwürdig ist die Verordnung von 1560, dass die Geistlichen von den sterbenden Leuten keine Stiftungen über und an sich nehmen sollten, sowie die „Brüderordnung" auf den Zustand und das Wesen der Geistlichkeit im XVI Jahrhundert viel Licht wirft, auch ihre Verhältnisse festsetzte. Es war ihr unter Anderem ein eigener Gerichtsstand vergönnt. In mehr als einer Verordnung des XVI Jahrh. wurden die Geistlichen ermahnt, sich des Jagens, Fischens, Spielens, Füllens und Prassens, Singens, Tanzens, aller liederlichen, unnützen, thorrechten Narrentheidinge zu entschlagen, ehrliche, rechtmässige Kleidung, lange Röcke, unzerhauene Hosen u. s. w. anzuthun. Das Abkanzeln der Obrigkeit und ihrer Massregeln könnte ein eigenes Capitel geben; es geschah so allgemein, mit solcher Freymüthigkeit, und war so unvertilgbar, dass es trotz aller oft wiederholten Verordnungen erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts allmählich aufhörte, als die Kanzelberedsamkeit eine andere Richtung nahm. In jenen früheren Zeiten hörte man manchmal über Praktiken, Missbrauch der Gewalt, Meineid, von der Kanzel sprechen, so dass vielleicht solche oft vorkommende Bemerkungen den bekannten *Duräus*, der 40 Jahre lang an einer Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, aber mit dem unverdrossensten Eifer — umsonst arbeitete, veranlassten, an den Prinzen Anhalt-Bernburg über Basel zu schreiben: „*Cette republique et l'église sont deux Gouvernemens, qui semblent être en état de crise, à cause des factions qui y sont. A quoi peutêtre le premier Chef du Ministère* (es war *Lucas Gernler*), *qui gouverne les autres ecclesiastiques à baguette, contribue quelque chose.*" Eher aber möchten wir jener Keckheit, mit der sie bey Glückwünschung des neuen Rathes gegen die Gabenfresserey sprachen, die bisweilen in Bestellung der Ämter vorginge, und ein schädliches Laster in einem Freystaat wäre, oder dem Vortrage des Oberstpfarrer vor dem grossen Rath über das gewissenlose Prakticiren bey Ämterbestellungen (VII, 440 u. 462), das Wort reden, als dem geschmeidigen Loben und der Rückengelenkigkeit, die man bisweilen bemerken muss.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1823.

GESCHICHTE.

Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandl.: *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, von *Peter Ochs* u. s. w. VI — VIII Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Schliesslich will Rec. noch Einiges erwähnen, das Berichtigung oder Tadel verdient. VI, 395 *Bude* heisst deutsch *Ofen*, sowie *Zazynth Zante*. VI, 399 die Universität *Altorf* lag in Franken, nicht in Sachsen. VI, 423 *tuitonis* sollte heissen *nuitonis* und *Omnipentanus Oenip.* (vielleicht beides Druckfehler). Ältere Ausgaben der *Baselschen Agende* wären bey *Haller* (Schweiz. Bibl. II, 754) zu finden gewesen, welcher hingegen die beiden des Vfs. nicht kannte; 486 Concilium *Agathum* soll wohl heissen *C. Agathense;* das Conc. zu *Rom* 1596 mag Druckfehler seyn statt 595; VI, 500 sollte man glauben, es wäre dem wohlbekannten *Andreas Carlstadt* im Jahre 1572 das Bürgerrecht geschenkt worden, da es doch sein Sohn *Adam* war, der es erhalten hatte. Es giebt keine Familie *Touquiner* zu Solothurn, sie heisst *Tugginer;* VI, 604 *Chomberg* schreiben wir Deutschen *Schomberg*; die Schlacht bey Tuttlingen (nicht *Düttlingen*) fiel den 24 Nov. vor, nicht den 14; die Anmerk. VII, 30 ist aberwitzig; VII, 80 *Wettstein* braucht wegen der Conferenz mit den österreichischen Abgeordneten nicht entschuldigt zu werden, sie lag in seinem Amte; VII, 87 der kaiserl. Abgeordnete hiess *Schwarzenhorn*, nicht *Schmerzenhorn*, und der französische Gesandte (VII, 412) *du Luc;* VII, 701 n. 5 steht für Arbon *Orbe;* VIII, 75 das Eyerlaufen am Ostermontag ist nicht bloss zu Basel, sondern weit umher Sitte, und rührt aus uralter Zeit her; VIII, 168 steht *Kalkreuter* statt *Kalkreuth*. Man findet auch hie und da Wiederholungen, wie z. B. das Verbot der Copien Holbeinischer Gemälde; VII, 468 und VIII, 78. — So schätzbar auch manche dem Buche einverleibte Actenstücke sind, so überflüssig sind dagegen andere. Wozu das oft (vergl. *Haller*) abgedruckte Basler Glaubensbekenntniss, VI, 95—111, die Auszüge aus der Helvet. Confession, VI, 294, aus der *formula consensus*, VII, 125, aus dem Katechismus, VI, 144, oder gar aus theologischen Streitschriften, VI, 351? Und dann gar noch das Gebet für die auf- und abziehende Wache! Ferner das längst gedruckte und nunmehr obsolete eidgenossische Defensionale VII, 173; der weitläufige Zolltractat mit Österreich VII, 533; die Verabkommniss wegen einem Wuhr VII, 619; die Bewillkommnungsrede an den Erzherzog Matthias VI, 337, oder die Anreden an vorüberreisende Dauphine; der Wechselkurs der Assignaten bis zum Jahre 1797, wo sie noch einen halben Procent galten; Alles dieses hätte füglich wegbleiben können. Auch hätte der Vf. häufiger gedruckte Werke zu Rathe ziehen sollen; dadurch wäre Manches vielleicht weggeblieben, Manches berichtigt und ergänzt worden. Wir wollen hiebey nur an die Erzählung von Verbrennung des Leichnams des verrufenen *David Joris* erinnern; warum ist da nicht sein von dem Tochtermann Nic. Blesdik beschriebenes Leben, oder *Arnds* Kirchen- und Ketzer-Historie benutzt, wenigstens nicht darauf hingewiesen worden? Wir halten nämlich dafür, dass es Pflicht eines jeden Schriftstellers sey, ein Werk, das er dem Publicum widmet, demselben nicht anders, als in der ihm möglichen nicht bloss materialen Vollständigkeit, sondern auch formalen Vollkommenheit, zu übergeben. Und wenn gleich Wenige im Stande sind, ein κτῆμα ἐς ἀεὶ im Sinne des Thucydides zu fertigen: so ist ein Werk von dem Umfange und solcher Specialität, wie diese Geschichte von Basel, denn doch gewissermassen eine solche Schöpfung, da sich nicht sobald wieder ein Mann finden wird, der Fleiss, Eifer, Materialien und die Gelegenheit, Vieles, was Anderen verschlossen bleibt, benutzen zu können, in solchem Grade vereinigen möchte, wie diess bey dem verstorbenen Staatsrathe *Ochs* der Fall war. Wir müssen daher, zumal wenn wir einen Blick auf die Denkschriften werfen, die er als Stadtschreiber verfasst hat, bedauern, dass er diese Materialien nicht zu einem eigentlichen Geschichtswerke verarbeitete, indem wir überzeugt sind, dass er etwas Treffliches hätte liefern können.

Etymologie und umfassende Kenntniss der deutschen Sprache, vornehmlich ihres ehemaligen Gebrauches, scheinen nicht des Vfs. Stärke gewesen zu seyn, sonst würde er nicht hie und da Ausdrücke missdeutet, einzelne Worte gar nicht verstanden oder falsch erklärt haben, was Rec. schon bey Beurtheilung der ersten Bände bemerkte. Freylich findet sich in diesen letzten hievon nicht so viel, weil sich die

Sprache der dazu benutzten Urkunden und Acten dem jetzigen Sprachgebrauche immer mehr nähert. Dennoch hat Rec. sich Einiges angemerkt. So bedeutet *strafen*, VI, 60, gewiss nicht bloss ahnden; VI, 185. *Runs* kommt sicher von Rinnen, bedeutet aber das Bett eines Baches; das „*je länger, je nützlicher*“ (VI, 544 Anmerk.) kann im richtigen Sinne so wenig zweydeutig seyn, als VI, 572 „*um sein Geld erscheinen*“ (der Gast musste bezahlen, was noch hie und da gebräuchlich); *Winkelehen* ist kein so elender Ausdruck, wie der Vf. meint (kommen ja VI, 757 auch *Winkelschulen* vor); VI, 704 *verzehlt*, halten wir für eingeständig; VIII, 100 *Rückstellung* wird gebraucht für Restitution, hier aber sollte es Verlegung bedeuten, und ist also unrichtig angewendet. *Untergang* (*visitatio limitum*) braucht nicht gerade in Berggegenden zu Hause zu seyn; in dem Ausdrucke: „es soll keine Hochzeit mit Tanzen und üppigem *Gefräss* gehalten werden,“ zeigt schon der Parallelismus, dass das Letzte nicht „wollüstige Bildung des Mauls“ bedeuten könne, sondern das Essen selbst, wie der Pöbel auch wohl *Gesöff* für Getränk sagt; *unversprochene* Leute sind nicht bloss „ehrliche, glaubwürdige Leute,“ sondern *homines sui juris*, weder Leibeigene, noch in eines Anderen Dienst; das Wort *Udel* hätte *Müllers* Schw. Gesch. erklären können; *templiren* (VI, 415) versteht Rec. auch nicht. Übrigens möchten die Auszüge aus den alten Urkunden und Acten ansehnliche Ausbeute für den Sprachforscher oder wenigstens für den Dialektologen gewähren.

Die Brauchbarkeit des Werkes würde für den Geschichtsforscher durch ein umfassendes Register gewiss bedeutend erhöht werden, und Rec. möchte daher den Verleger, obgleich dieser durch die Note VIII, 84 alle Hoffnung dazu benimmt, dringend auffodern, ein solches Register verfertigen zu lassen, indem ihm gewiss jeder Besitzer dieses Buches dafür Dank wissen würde.

P. T.

ÖKONOMIE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Sendschreiben an Herrn ***, Deputirten bey der zweyten Kammer der Landstände in Baiern, über den Entwurf des Gesetzes für die landwirthschaftliche Cultur.* Ein Beytrag zur Culturgesetzgebung im Allgemeinen, vom Staatsrath *von Hazzi*. 1822. 76 S. 8.

Das neue Culturgesetz, welches den Baierischen Ständen vorgelegt wurde, reizte allerdings die Neugierde jedes wissenschaftlichen Landwirths; indess erhoben sich gegen dasselbe alsbald bey der ersten Ansicht so wichtige Bedenklichkeiten, dass es ohne weitere Berathung wieder auf die Seite gelegt wurde. Über die hauptsächlichsten Ausstellungen erhalten wir durch Hn. *von Hazzi* folgende Ansichten: Nach §. 1 No. 4 des Entwurfs sollen künftighin die Baierischen Unterthanen einer *gesetzlichen* Oberaufsicht der königl. Förster und der adelichen Gutsbesitzer unterworfen werden, über die Art, wie sie ihre Grundstücke benutzen wollen. §. 2 verlangt, dass künftige Culturunternehmer zuvor die bisherigen Weideberechtigten entschädigen müssen, welches sonst nach den altbaierischen Gesetzen, namentlich dem Cultur-Mandate von 1723, gar nicht der Fall war, indem wirkliche Cultur die ohnediess nur usurpirten, aus den Zeiten einer rohen Wirthschaft herstammenden, Weidgänge ausschloss. Neben dieser neuen Beschränkung der Cultur sey hingegen die vorige Begünstigung, nämlich der Zehentfreyheit, ganz mit Stillschweigen übergangen worden. §. 8 bestimme der Entwurf, welche Gründe von der Cultur auszunehmen seyen, unter so dunkeln, wankenden und vieldeutigen Bedingungen, dass durch die einseitige Ansicht irgend eines Försters, Grundherrn oder Nachbars, eine jede Cultur angefochten und vereitelt werden könne. §. 10 spreche den Grundherrn für die zugelassene Cultur der öden Grundstücke eine Entschädigung zu nach dem Werthe dieser nämlichen Grundstücke im uncultivirten Zustande, welches, da uncultivirte Grundstücke keinen Werth, auch früher dem Grundherrn keine Reichnisse geleistet hätten, unerklärbar und unausführbar scheine, und nur dazu dienen dürfte, dem Grundherrn einen Widerspruch an die Hand zu geben, über Dinge, worüber man sich gar nicht verstehen könne. Die §§. 11 — 19 fassten eine Kette von Verwickelungen über lauter solche Fälle, in welchen den Weideberechtigten eine Entschädigung werden müsse, wovon, wie vorauszusehen, die Folge nur seyn würde, die beabsichtigte Cultur jedesmal zu hintertreiben. Sogar seine Wiesen dürfe der baierische Unterthan nicht zweymähig oder dreymähig machen, ohne sich dem Grundherrn zu einer neuen Last zu verpflichten, oder ihm ein Stück von der Wiese selbst abzutreten. §. 20 stelle die Waldpurification nur dem Waldbesitzer frey, dem Holzberechtigten hingegen bleibe sie durch jede beliebige Förster- und Jäger-Laune erschwert. Sogar ein einzelner Waldbaum, der auf Grundstücken der Unterthanen wächst, wird als Forsteigenthum angesprochen. Dieselben Schwierigkeiten und Verwickelungen wiederholten sich (§. 25) bey den Vorschriften über die Gemeinheitstheilung; endlich diejenigen über Gutszertrümmerungen und Arrondirungen (§. 55) gingen von solchen arbiträren Bestimmungen und Massregeln aus, die ganz und gar nicht in der Natur der Sache lägen, ja nicht einmal mit den behaupteten vorigen Grundsätzen zusammenhingen. Bey der Form des Culturprocesses (§. 65) sey in der ersten Instanz ein freyes Spiel der sogenannten Sachverständigen, der Composition nach meistens Culturgegner, freygelassen, ja, was sich mit einer gesteigerten Cultur gar nicht vertragen könne, jederzeit die vorzügliche Berücksichtigung der *Pferde-* und *Schaaf-Zucht* eingeschärft. Eine dritte Instanz scheine in Culturfsachen mehr nachtheilig, als nützlich; höchstens sollte Hr. Staatsrath nur einen Cassationshof dabey verstellen. Das Beste sey, glaubt der Vf., „*gar kein Gesetz über*

die Cultur," die sich von selbst verstehe, sondern volle Freyheit und Hinwegräumung ihrer Fesseln, und endliche Mittheilung der Grundsätze über die Ablösung der grundherrlichen Rechte, sowie sie jetzt in Würtemberg, in Baden erfolgt, in Baiern seit 1808 *versprochen* sind. Der Vf. wäre geneigt, diesen Knoten in der Art zu lösen, dass man alle Zehnten und gutsherrliche Lasten liquidire, und auf die einzelnen Morgen austheile; dann sey es für Jeden leicht, das zu arrondiren und abzulösen, was ihm tauge. — Allein, abgesehen von einem solchen weitläuftigen und schwierigen Präjudicialverfahren, wollten wir weder dem Bauer, weil er durch eine bedenkliche Manipulation leicht zu kurz kommen könnte, noch dem Grundherrn, sondern vielmehr dazu rathen, dass Regulirung und Ablösung in gleichem Schritt gehe. Denn eine Vereinzelung wird das Missverhältniss und die Enormität der Zehnten, Grundabgaben und Communiallasten, neben den immer noch steigenden Landessteuern, nur noch mehr, zugleich aber die Unmöglichkeit ans Licht bringen, die letzten ferner aufzutreiben, wofern nicht die ersten ganz und gar abgeschafft, und dem Staate zum Opfer gebracht werden, welches über lang oder kurz überall der Fall seyn dürfte, wo sich nicht früher schon die Interessenten ein für allemal weislich ausgeschieden und abgefunden haben. Daher ist auch in Preussen die von einer Immediat-Commission verhandelte Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse, wodurch bereits viele tausend *freye* Bauernhöfe hergestellt sind, welches bis zum Jahre 1824 im ganzen Königreiche durchgeführt seyn soll, das Herrlichste und Glücklichste von Allem dem, was irgend einem deutschen Lande seit Jahrhunderten widerfahren ist, auch wahrhaftig dringender und wohlthätiger, als eine Hypothekenordnung, welche der grösste Theil von Neubaiern schon hatte, und doch kein Geld dazu, und womit dem Bauer, der jetzt gar nicht in der Lage ist, dass er Geld borgen darf, durchaus gar nicht geholfen ist. Fragt man nun, aus welchen landwirthschaftlichen Ansichten man in Baiern andere Normen annehme, und seit 1808 die Begünstigungen der Cultur schrittweise durch mehrere neue Verordnungen zurücknehme, wozu auch das Wiederaufleben der katholischen Feyertage und die Erschwerung der Heirathen kommt: so scheint der erste Grund, dass allerdings in unbevölkerten und uncultivirten Ländern, wie Altbaiern eines in früherer Periode war, eine zweckmässige Landwirthschaft durch kleine Wirthschaften nicht erreicht werden kann. Allein da Altbaiern selbst in seinem Culturzustande aufgestiegen, da das im Umfange noch grössere, ungleich mehr bevölkerte und cultivirtere *Neubaiern*, oder wir möchten lieber sagen *Grossbaiern*, dazu gekommen, überdiess die Menge der veräusserten Staats- und Kloster-Güter einen ganz anderen Stand der Dinge herbeygeführt: so kann hiebey schwerlich eine richtige Anwendung der alten Maximen bestehen. Was aber schon von Haus aus alle Cultur ausschliesst, sind Zehenten, wildes Hutwesen, oder ein Steppenbezirk zur Pferdezucht. Welcher verständige Landwirth mag zehentpflichtige Güter kaufen? Manche Hindernisse und Ängstlichkeiten führt vielleicht auch die unserer Zeit allgemein anliegende Beschwerde des *Zuviel Regierens* herbey. — Soviel man aber weiss, hat auch die Furcht Einfluss, dass der grosse Gutsbesitzer durch Cultur und Güterzerstückelung seine Knechte und Taglöhner verlieren möchte; wir glauben aber, ohne Grund, denn das Object zur nämlichen Masse von Arbeit ist dadurch nicht geändert, und überdiess macht sich ein gesteigerter Arbeitslohn in den Producten wieder bezahlt. Unstreitig ist, dass sich in harten Zeiten der kleine Bauer leichter durchbringt, als der grosse, dem ein grösseres Grundcapital zur Last liegt, während der Gewinn aus dem Betriebscapitale Kleine und Grosse um Vieles näher bringt (s. *Thaer* Grundsätze der rationalen Landw., welcher Th. I S. 92 seinen früheren Lobsprüchen der grossen englischen Landwirthschaften aus deutschen Erfahrungen widersprochen). Erwäge man, wo man überall nicht die Theorie, sondern nur das Handwerk der Praxis hören will, den Culturzustand in den Niederlanden, am linken Rheinufer, in Toskana. In welchen Widerspruch verwickelt man sich ausserdem, wenn man die Macht eines Landes auf seine Selbstvertheidigung und Bewaffnung begründen, und doch diese Landesvertheidiger auf die möglichst geringste Zahl herunter bringen will! Was hätte, wie es galt, Preussen zu retten, eine kleine Zahl Prälaten und Standesherren vermocht? Durch die grossen Massen, welche ein Eigenthum zu vertheidigen hatten, sind die welthistorischen Wunder geschehen. Mögen auch immerhin auf dem weiten Meere der bürgerlichen Betriebsamkeit einige grosse standesherrliche Kriegsschiffe ihre Flaggen wehen lassen; wer wird behaupten, dass alle übrigen kleineren Segler, Jachten, Boote, Kähne, unnützes und verderbliches Zeug seyen? Oder dass die Strassburger, ihrem Münster zu Liebe, die kleineren Häuser einreissen sollten? *Laudato ingentia rura, exigua colito*, sagt Virgil, Georg. II, 412; und so dachten auch Columella, Plinius, der namentlich den Untergang der römischen Landwirthschaft darin fand, dass man aus lauter ursprünglich kleinen Gütern ungeheuere Grossmassen, *Latifundia*, zusammensetzte. Gegen den Vf. ist aufgetreten Hr. *Dismes Gebhard*, ein Geometer, mit der Frage: Ist Hr. v. *Hazzi* ein competenter Richter über den Entwurf des Gesetzes u. s. w. München, 1822. 4. S. 19. Allein da derselbe S. 16 unter gewissen Bedingungen *„auf den gesunden Menschenverstand verzichten will"*: so enthalten wir uns, in Erwartung, ob diese eintreten sollen, oder nicht, unseres weiteren Urtheils. Allerdings kann Hr. *v. Hazzi* nicht Richter seyn wollen, nicht Richter in seiner eigenen Sache, für welche die baierische Landescultur in früherer Periode wahrhaftig zu halten ist; aber doch ein *sachverständiger Urtheiler*, zu Gunsten der Cultur, nachdem diese angeblichen Sachverständigen so vielfach zu ihrem Nachtheil gehört werden sollen. Es wäre gut, wenn es auch bey den gelehrten Turnieren Ehren-

warte und Herolde gibt, die nicht jeden an Wissenschaft und Verdienst ganz ungleichen Kämpfer über die Schranken springen liessen, zumal wenn sie so wunderliche und seltsame Preise aussetzen wollen.

D. d. u. n.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Der Kanal in Franken, ein Versuch, auf die herrschende Opinion über diesen Gegenstand zu wirken, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Wichtigkeit und allgemeine Möglichkeit desselben hinzuleiten,* nach staatswirthschaftlichen, historischen und technischen Ansichten bearbeitet von *Mich. Alex. Lips*, Adj. d. philos. Facult. d. Akad. Erlangen, und *Friedr. Fick*, königl. preuss. Kreisconducteur zu Erlangen. 1805. ½ Bogen Titel u. s. w. u. 100 S. 8. (9 gr.)

Der Zweck dieser Schrift erhellt aus dem Titel, bey welchem der besondere Nachdruck, den die Verfasser auf das Wort *Opinion* zu legen scheinen, sowie in dem Buche selbst die Vermengung der Seeschifffahrt mit der auf Canälen, oder überhaupt mit der inländischen, sowie die Folgerungen, die sie daraus herleiten, etwas auffallen. Für Jeden, der einige Begriffe von Frachtverführungen zu Wasser und zu Lande hat, werden die staatswissenschaftlichen Ansichten in dieser Abhandlung nichts Unbekanntes enthalten; er wird diess auch ebenso wenig, als nähere praktische Winke über die eigentliche Ausführung des Unternehmens, zu dem die Vff. aufmuntern wollen, hier suchen dürfen. Eine ausführliche technische Abhandlung verspricht der zweyte Vf. am Ende der Vorrede künftig.

Die inländische Schifffahrt, für welche die Vf. eine ihre Ausführung bewirkende, oder nur sie vorbereitende, günstige Meinung des fränkischen Publicums zu erwecken streben, bezweckt eine Verbindung des Rheins mit der Donau, vermittelst der Benutzung der Mainschifffahrt, die Schiffbarmachung der Regnitz und Altmühl, und die Verbindung der zuletzt genannten kleinen Flüsse durch einen Canal, mit Benutzung der von Kaiser Karl d. Gr. im J. 793 — freylich zu anderen Zwecken, als den, welchen die Vff. sich denken, und zu deren Andeutung schon die wichtigen Folgen des letzten Pressburger Friedens Gelegenheit gaben, nämlich: dem levantischen und ostindischen Handel eine andere Richtung zu geben, bey seiner beabsichtigten Vereinigung der Altmühl mit der Ratzat, angefangenen und noch offenbar vorhandenen Bassins bey dem Dorfe Graben. Der zweyte Vf. macht noch hier auf die Schwierigkeiten der Flussschifffahrt in den beiden zunächst durch den Canal zu verbindenden kleineren Flüssen aufmerksam, und thut vorläufige Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Er nimmt dabey Gelegenheit, andere neuere Vorschläge zu Verbindung der Schifffahrt des Mains mit der auf der Donau, durch Benutzung anderer kleiner Flüsse, des Rothflusses und der Schwarzach, der Vils und der Pegnitz, zu erwähnen, und die dabey vorkommenden Schwierigkeiten mit denen der von ihm vorgeschlagenen Vereinigung der beiden Hauptströme zu vergleichen. Nachdem er noch auf die speciellen politischen Hindernisse der Ausführung seines Vorschlages aufmerksam gemacht hat, schliesst er mit anderen Vorschlägen zur Vereinigung mehrerer Hauptströme in Deutschland und Frankreich, mit kurzer Erwähnung dessen, was zu diesem Zwecke theils schon wirklich ausgeführt, theils nur vorbereitet worden ist.

...l.r.

KURZE ANZEIGEN.

Litteraturgeschichte. *Paris: Bibliographie méthodique des ouvrages publiés en Allemagne sur les pauvres*, précédée d'un *coup d'oeil historique* sur les pauvres, les prisons, les hôpitaux et les institutions de bienfaisance de ce pays, par *M. Friedländer*, M. D. 1822. 24 S. u. 44 S. 8.

Sowie die Franzosen in neuerer Zeit das im Auslande, zumal in Deutschland, vorhandene wissenschaftliche Treiben etwas mehr, als früherhin, in Erwägung ziehen, so entstand auch bey dem Herausgeber der *revue encyclopédique* der Wunsch, etwas über den Stand der auf dem Titel berührten Gegenstände innerhalb Deutschland bekannt zu machen, und Hr. Dr. *Friedländer*, welcher schon oft zu ähnlichem Zwecke gewirkt hat, übernahm die Arbeit. Die gegebene Übersicht scheint uns zu flüchtig und oberflächlich, indem die wenigen nicht einem einzelnen Gegenstande, sondern einer Reihe der wichtigsten Gegenstände gewidmeten Seiten noch zum Theil mit Urtheilen angefüllt sind, die wir überdiess nicht alle unterschreiben möchten, z. B. über die Gründe der Armuth und über das Verhältniss der Verbrechen zu derselben. Die Bibliographie ist nicht minder mangelhaft; jedoch verdient der Vf. in dieser Beziehung ein schonendes Urtheil, da es selbst in Deutschland schwer fallen möchte, eine vollständige Angabe der über die gedachten Gegenstände erschienenen Schriften zu liefern, indem ein grosser Theil derselben, wegen rein örtlicher Beziehung, durchaus nicht zur allgemeinen Bekanntmachung gelangte. Wie viel schwieriger nun erst in Paris die Lösung jener Aufgabe werden musste, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Büchertitel sind ins Französische übersetzt, wodurch natürlich der diplomatischen Genauigkeit, mit der man dieselben eigentlich behandeln muss, Abbruch geschieht. Es liegt hierin überhaupt eine Anerkennung der geringen Kenntniss unserer Sprache bey den Franzosen, da es uns nicht in den Sinn kommen wird, Büchertitel französischer Werke, wenn wir sie bibliographisch erwähnen, ins Deutsche zu übersetzen, ohne wenigstens den vollständigen Titel des Originals zu erwähnen.

S. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 3.

PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Die reine Rechtslehre*, von D. *Gottlieb Ernst August Mehmel* u. s. w. 1813. XIV u. 196 S. 8.
Auch unter dem Titel: *Die reine Staatslehre.* Erster Theil. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der würdige Vf. hat in diesem Buche den Grundgedanken ausgeführt: der Staat kann der Vernunft nur dadurch entsprechen, dass er allseitig mit vereinter Lebenskraft seiner Bürger in einer Vernunftform auf die Zwecke des vernünftigen Daseyns gerichtet ist. Diese Vernunftform ist das *Recht*, und die allgemeine Wissenschaft desselben die *reine Rechtslehre*, welche nebst der Einleitung in die ganze Staatswissenschaft das angezeigte Buch enthält.

In letzter wird zuerst der Begriff des Staates durch mehrere aphoristische Sätze vorbereitet und aufgestellt; aber der Vf. spricht hier nicht als Philosoph, wenn er §. 4 eine Vereinigung aller Menschen zu einem und demselben Ganzen wegen äusserer Verhältnisse für *unmöglich* erklärt, ja §. 5 noch weiter geht, und behauptet, sie lasse sich nur *denken* als eine Verbindung von Menschen, die durch Einheit des Bodens vereinigt sind. Die äusseren Verhältnisse der Menschen können einer Verbindung der Menschen aller Länder zwar Hindernisse in den Weg legen, welche auf dem Standpuncte der gegenwärtigen Cultur unübersteiglich scheinen; aber daraus und aus der erfahrungsmässigen Wahrscheinlichkeit folgt nicht die Unmöglichkeit einer Vereinigung, die doch allein der Idee der Menschheit vollkommen entspricht. Ferner fragt sich, was man unter Einheit des Bodens verstehe, und wie weit man die Grenzen stecke. Denn denkt man hier blose an das Territorium eines Particularstaates, wie der Vf. gedacht zu haben scheint: so vergisst man, dass das Föderativverhältniss *mehrerer* Staaten (wie z. B. der deutsche Bund, und die grosse Alliance der europäischen Mächte) ebenfalls eine Verbindung zu einem Ganzen ist. Kann man aber die rechtliche Verbindung der Länder eines Welttheils nicht für unmöglich halten: so ist auch die Verbindung der Völker verschiedener oder aller Welttheile keine Unmöglichkeit, wenn auch unter den noch obwaltenden Verhältnissen weit unwahrscheinlicher, als jene; ja sie lässt sich recht wohl *denken*, wie sie denn der Vf. auch unter seiner praktischen Weltordnung (§. 26) denkt. Aber der Vf. wollte den Staat sogleich als Particularstaat definiren, und sagt daher auch §. 7: Verbindung der Menschen auf einem bestimmten Boden zur gemeinschaftlichen Bewirkung der Zwecke des Lebens heisst Staat (er sollte sagen *ein* Staat). Eine Hauptbedingung des Staats (nicht eben logisch wird in *zwey verschiedenen* Paragraphen von der Möglichkeit der Verbindung und der Möglichkeit des Staats gesprochen) ist, dass Menschen diese Verbindung durch freye Kräfte nach einem bestimmten Zwecke errichten, aber es wird dabey mit Unrecht übersehen, dass die freye Kraft sich allmählich ausbildet, und die unfreye auch ihre Bedürfnisse nicht minder zur Gründung des Staats beyträgt, wie denn überhaupt in der Periode der ursprünglichen Staatsgründung der dunkle Drang zum Nothwendigen die Stelle der freyen Reflexion über die, durch eine solche Vereinigung zu erreichenden, Zwecke vertritt. Der Vf. macht zwar ferner den Unterschied zwischen Begriff und Entstehung des Staats; aber dabey würde der Widerspruch bleiben, dass der Staat seinem Begriffe zuwider entstehen könne, und der Begriff doch eben nur wahrhafter Begriff seyn kann, wenn er Alles begreift, was nothwendig unter ihn gehört. Der Vf. sollte daher vielmehr sagen, dass der Begriff des Staats immer vollständiger und mit freyerem Bewusstseyn entwickelt werde; und dasselbe gilt auch von der Verbindung der ganzen Menschheit, wovon wir vorhin sprachen. Wenn der Vf. als fernere Grundbedingung des Staats einen *bleibenden* Boden anführt: so hätte er auch dieses in die Definition aufnehmen sollen. — Der Gang der übrigen §§. dieser Einleitung scheint Rec. nicht fest und einleuchtend; der Vf. deducirt in denselben schon die *Rechtsverfassung*, kommt wieder auf den Zweck des menschlichen Daseyns, und dadurch auf den *Vernunftstaat* (§. 30), der von dem Naturstaate und dem positiven Staate unterschieden wird, und doch nur die schon oben angegebene, nur genauer bestimmte Idee des Staats ist. Hierauf gründet der Vf. den Begriff der *Staatswissenschaft*. „Das reine, unmittelbare Daseyn des Vernunftstaats, heisst es §. 31, ist die Wissenschaft, und die Wissenschaft des Vernunftstaats Staatswissenschaft," wobey wir nur bemerken wollen, dass das Daseyn des Vernunftstaates in der Wissenschaft, wenn dasselbe dem Staate in der Wirklichkeit entgegenge-

hen soll, nur ein unvollkommenes Daseyn genannt werden kann, und dass, ohne *empirische Staatswissenschaften*, der Vf. schwerlich seine Ideen des Vernunftstaats ausgeführt haben würde (vgl. §. 39), wesshalb es einseitig und willkührlich scheint, die *Staatswissenschaft* nur als Wissenschaft des *Vernunftstaats* zu bestimmen. Um so mehr fällt es auf, wenn es heisst: „die Staatswissenschaft stellt kein Ideal auf." Denn wenn es dieselbe bloss mit Grundsätzen, Folgerungen und Bedingungen zu thun hat, worauf das Leben im Staate (nach §. 36) beruht, wo bleibt das *reine, unwandelbare Daseyn* des Vernunftstaats? — Wenn der Vf. daher auch die Aufgabe der *philosophischen* Staatswissenschaft §. 38, wie wir glauben, richtig bestimmt: so geschieht diess doch nicht ganz in Übereinstimmung mit den oben gebrauchten Ausdrücken; auch würde Rec. nicht sagen, sie habe die Aufgabe, aus dem *Zwecke* des Staats das *Wesen* desselben zu erkennen, da ja bey einer praktischen Vernunftidee Zweck und Wesen Eins ist. Noch erklärt der Vf. in dieser Einleitung den Begriff der positiven Rechtswissenschaft, des Staatslehrers und Publicisten, des Staatsmannes, der Politik, den Unterschied der Staats- und Sitten-Lehre (die der Vf. als Zweige der praktischen Philosophie betrachtet), und der Staatswissenschaft zur Rechtswissenschaft. Richtig sagt der Vf. über letzte: „Wie sich das Ganze verhält zu seinen Theilen, so verhält sich die Staatswissenschaft zur Rechtslehre; die Staatswissenschaft enthält diese in sich, und macht sie nothwendig;" aber dann hätte der Vf. auch nicht die historische Wissenschaft von den Staaten auf *positive Rechtswissenschaft* beschränken sollen (§. 40); denn die Erklärung der gesetzlichen Entstehung und Verfassung eines einzelnen Staats oder mehrerer Staaten begreift mehr, als die Wissenschaft dessen, was *Rechtens* war und ist. Übrigens lässt sich auch noch bezweifeln, was der Vf. mit herabsehendem Blicke über den Charakter der positiven Rechtswissenschaft (§. 41) sagt: denn wenn sie auch nicht in dem strengen Sinne, wie die philosophische Rechtslehre, *Wissenschaft* genannt werden kann: so darf doch auch nicht behauptet werden, sie *usurpire* den Namen der Wissenschaft.

Im zweyten Abschnitte der Einleitung handelt der Vf. unter der unbestimmten und auf das Vorige zurückweisenden Überschrift „von den Grundelementen der Möglichkeit des Staats," von dem *Wesen* des Staats. Er sagt dem Obigen gemäss: „Die Aufgabe des Staats wird bestimmt durch den Zweck, worauf das Leben im Staate gerichtet ist." Hierin liegt entweder eine Tautologie, denn die Aufgabe des Staats ist doch das, was den Staat verwirklichen soll, dieses aber ist der *Zweck*, den man im Staate erreichen will; oder der Vf. hat den Ausdruck hier in zwey verschiedenen Bedeutungen genommen, und in der ersten Stelle den einzelnen, wirklichen Staat gemeint, in der zweyten den Staat überhaupt. Auf jeden Fall aber ist der Ausdruck dunkel und unglücklich gewählt; das *System der Möglichkeit zur Erreichung* dieses Zweckes macht das Wesen des Staats aus. Denn versteht man darunter auch, wie der Vf. zu meinen scheint, den Inbegriff der Bedingungen zur Erreichung des Staatszweckes: so bleibt dabey doch immer die Bedenklichkeit, dass, wenn der Zweck des Staats vom Wesen verschieden wäre, der Zweck nicht zum Wesen gehörte, mithin unwesentlich wäre; und doch zeigt der Vf. ganz richtig, dass der Staatszweck nichts Zufälliges ist, sondern allgemeingültig aus der Vernunftbestimmung des Menschengeschlechts folgt. Die weitere Erörterung bestimmt den Staatszweck als *positiven* (der aber doch das Negative nicht ausschliesst, da doch das Recht selbst seiner Natur nach *negativ* ist) und *allumfassenden*, im Gegensatze der einseitigen Staatszwecke. Treffend ist, was der Vf. gegen den einseitigen Zweck der *rechtlichen Sicherheit* der Glückseligkeit (aber wie reimt es sich, dass dieser Begriff eine, alle Aufgaben des Staats umfassende Deutung zulasse, und doch die Aufgabe des Staats nicht erschöpfen soll? Vgl. §. 69—71) und der *Sittlichkeit* sagt, die, wie §. 34 sich unangemessen ausdrückt, ebenfalls eine besondere Angelegenheit des vernünftigen Daseyns (*zunächst* Sache des einzelnen Vernunftwesens) ist. Der Totalzweck des Staats ist ihm kein anderer, als der: „durch die Vereinigung der Kräfte Aller unter der Einheit einer öffentlichen Macht, die zur lebendigen Vollkommenheit eines vernünftigen Daseyns fortschreitende Entwickelung des Menschengeschlechts zu begründen, zu garantiren (sichern), und allseitig zu befördern." Sonach ist der Zweck des Staats Eins mit dem Zwecke der Menschheit. Durch Zergliederung des Begriffs eines vernünftigen und vollkommenen Daseyns des Menschengeschlechts ergeben sich nun dem Vf. als Grundelemente der durch den allgemeinen Staatszweck gefoderten besonderen Aufgaben 1) *Freyheit und Selbstständigkeit des Lebens*, wodurch der Vf. wieder auf die Aufgabe der Rechtsverfassung kommt; 2) Eigenthum, auf welches sich die Aufgabe bezieht, alle möglichen Quellen des Eigenthums zu eröffnen, oder die Nationalwirthschaft; 3) Bildung; daher Sorge für Cultur; 4) Schutz und Sicherheit. Wir lassen hier dahingestellt, ob sich die verschiedenen Zweige der nothwendigen Staatswirksamkeit nicht in eine klarere Übersicht bringen liessen, und bemerken nur, dass der Vf. von da sich ohne weiteren Übergang zur Eintheilung der Staatswissenschaft in Rechtslehre und Politik zurückwendet, und von dem Verhältnisse der ersten zum positiven Rechte.

In der Rechtslehre, als der Wissenschaft der durch die Vernunft bestimmten, allgemeingültigen rechtlichen Ordnung im Staate, handelt der Vf. nun in 3 Büchern vom *Recht* im Allgemeinen; vom allgemeinen *Privatrecht*; vom *öffentlichen Recht*. Wiewohl gegen diesen Gang der Untersuchung an sich nichts einzuwenden ist: so scheint doch, wenn wir die Definition der Rechtslehre streng nehmen, der Inhalt des ersten Buches nicht unter dieselbe zu gehören: denn es ist etwas Anderes, die *rechtliche Ordnung*, die *im Staate Statt findet*, wissenschaftlich darstellen, und den Begriff des Rechts [illegible]

Grundſätze beſtimmen. Nach der Stellung, welche der Vf. der Rechtslehre als Staatswiſſenſchaft giebt, würde die letzte Unterſuchung in die Einleitung gehören, wo auch das Weſentliche ſchon da geweſen iſt. Doch ſieht man auch nicht klar ein, wie die Staatswiſſenſchaft durch Rechtslehre in dem angegebenen Sinne, und Politik (als Wiſſenſchaft von der wirklichen Realiſirung des Staats in der Form des Rechts) erſchöpft werde. Sollte nämlich hier eine richtige Eintheilung Statt finden: ſo müſste die reine Rechtslehre die Idee des Staats darſtellen, die Politik von der Verwirklichung derſelben handeln. Da nun die *Rechtslehre* keine Wiſſenſchaft von der Idee des Staats *überhaupt* iſt: ſo müſste es eine reine *Staatslehre* geben, von welcher ſie, wenn man ſie als Staatswiſſenſchaft betrachtet, nur einen beſonderen Theil ausmachen würde (man vgl. das oben Geſagte), woran ſich dann die Politik als angewandter Theil der praktiſchen Philoſophie ſchlöſſe. Da nun der Vf. das, was in jene reine Staatslehre gehören würde, zum Theil nur in ſeiner Einleitung berührt hat: ſo würde die Begründung des Rechts ebenfalls dahin gehören, wenn, wie geſagt, ſeine Definition der Rechtslehre ſtreng genommen werden ſoll.

Was den Begriff des Rechts betrifft, ſo leitet ihn der Vf. aus dem allgemeinen Grundgeſetze des Staats: Einheit und Übereinſtimmung in der Verbindung der Kräfte zur Realiſirung der Vernunft (§. 115), mittelſt der Idee des allgemeinen Willens ab, welchen dieſes Geſetz gebiete. Durch den allgemeinen Willen wird nämlich die Willkühr jedes Einzeln (Einzelnen) allgemeingültig beſchränkt; durch dieſe Beſchränkung aber entſteht eine Sphäre des ungehinderten und ungeſtörten Gebrauchs menſchlicher Kräfte, d. i. äuſsere *Freyheit*, und durch die Allgemeinheit der Beſchränkung *Gleichheit* im Gebrauche der letzten. Was nun durch die Begriffe der *Freyheit* und *Gleichheit* in der Verbindung vernünftiger Weſen geſetzt iſt, heiſst Recht (vgl. §. 120—125). Rec. hat hier nur die Unbeſtimmtheit des Ausdrucks bey Erklärung dieſes Grundbegriffs zu rügen, die ſich ſchon aus der Bemerkung ergiebt, daſs geiſtige Cultur durch die Begriffe der Freyheit und Gleichheit in der Verbindung vernünftiger Weſen allerdings geſetzt, aber doch kein *Recht* iſt. Ferner iſt zu tadeln, daſs der Vf. S. 48 den Unterſchied zwiſchen reinen und poſitiven Geſetzen nicht genau anwendet. Aber vortrefflich findet Rec. die Beziehung der verſchiedenen Momente des Rechtsbegriffs auf einander (133—134 §.) dargeſtellt, und den Grundgedanken ſehr wichtig, daſs das *ſubjective* Recht aus dem *objectiven* (dem Rechtsverhältniſs) entſpringt. Eben ſo ſehr müſſen wir die Expoſition der inneren und äuſseren Bedingungen des Rechts loben, wenn wir auch einen feſten und nothwendigen Gang in der Folge der Gegenſtände vermiſſen. Nach Betrachtung des Rechtsbegriffs, ſpricht der Vf. über die Verſchiedenheit des Rechts. Er theilt ſie in eine ſubjective, objective und exiſtentiale. In ſubjectiver Hinſicht iſt das Recht Privat- oder öffentliches Recht, und erſteres Privatrecht im engeren Sinne oder Gemeinſchaftsrecht. In objectiver Hinſicht abſolutes und hypothetiſches Recht; welche beide in Hinſicht auf das beſtimmte Gut in Perſonenrecht und dingliches zerfallen. In exiſtentialer Hinſicht (in Hinſicht ſeiner Form) iſt das Recht *reines* und *empiriſches*. (Giebt es kein *reinpoſitives* Recht nach §. 191 Anmk.: dann iſt auch der Gegenſatz des Reinpoſitiven im engſten Sinn und des Vernunftmäſsigen ungegründet.) Hier tritt nun überraſchend ein neuer Unterſchied, nämlich der reinen Rechtslehre, als Wiſſenſchaft des reinen Rechts, und der Rechtsphiloſophie auf (§. 196—297), welche bloſs in der Vernunfterkenntniſs des Rechts nach ſeinem Urſprunge, Weſen und Grundſätzen, mithin in dem beſtehen ſoll, was der Vf. bisher vorgetragen hat; aber wir möchten doch fragen, worin dieſer Unterſchied ſeinen Grund habe: denn in dem Namen der Rechtsphiloſophie liegt doch dieſe Beſchränkung des Umfangs nicht, und dann wird jede reine Rechtslehre auch Rechtsphiloſophie ſeyn müſſen. Die Unterſcheidung der reinen Rechtslehre von der Philoſophie des poſitiven Rechts gehört ganz offenbar in eine Einleitung. Zuletzt wird noch von der allgemeinen *Grenze* des Rechts, die der Vf. theils in die phyſiſche Möglichkeit, theils in das Recht ſelbſt (deutlicher wohl Gegenſeitigkeit des Rechts) ſetzt, und von ſeiner allgemeinen *Wirkung* geſprochen. Hier beſtimmt der Vf. den Zwang, als die Gewalt, angewandt zur Beſtimmung eines widergeſetzlichen Willens; aber dieſs führt die nicht beantwortete Frage herbey, wie man einen widergeſetzlichen Willen poſitiv beſtimmen könne. Die allgemeinſte Wirkung des Rechts iſt nothwendige (heiſst das die gefoderte?) Anerkennung; dieſs führt auf den Begriff der *reinen Verbindlichkeit*, deren „zeitdurchdringende Kraft" durch die Eintheilungen der abſoluten und hypothetiſchen wieder beſchränkt wird. Die Unterſcheidung des Naturſtandes und des rechtlichen Standes beſchlieſst dieſen Abſchnitt.

Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir die beiden folgenden Bücher ebenſo, wie dieſe Grundlage des Ganzen, mit unſeren Bemerkungen begleiten wollten. Wir führen daher nur an, daſs der Vf. im *allgemeinen Privatrechte* zuerſt von den abſoluten Rechten und Verbindlichkeiten, dann von den hypothetiſchen, und zwar von dem Eigenthum (wobey er aber auf den Unterſchied des Privateigenthums und des Geſammteigenthums oder der Gütergemeinſchaft zu wenig Rückſicht nimmt), und von der Erwerbung überhaupt und nach ihren beſondern Arten, handelt. Der Vf. redet hier von einer Erwerbung durch *Geburt*, z. B. auf Ältern; ferner durch *Occupation*. Auch hier wird die alte Lehre von der Occupation wiederholt, trotz dem, was mehrere neuere Rechtslehrer (z. B. *Wendt, Diſſ. de fundamento et origine dominii* und in ſeiner philoſ. Rechtslehre) dagegen vorgebracht haben. In Hinſicht auf die Hervorbringung durch An- und Zuwachs, oder durch Receſſion (welche der Vf. in Natur- und Kunſt-Receſſion getheilt), und durch Erbſchaft, war es uns auffallend, wie

wenig der Vf., obgleich er die Rechtslehre als Staatswissenschaft betrachtet, auf die Bedingungen und Rücksichten des *Staats* bey Bestimmung dieser Verhältnisse Rücksicht genommen, und wie wenig er unterschieden hat, was aus reinrechtlichen Principien, und was aus anderen Zwecken des Staats folgt. Der Erwerbung durch Vertrag ist der gröſste Theil dieses Abschnitts gewidmet. Der Vf. hat die Theorie der Verträge mit groſser Sachkenntniſs nach einem eigenen Plane durch die wichtigsten einzelnen Verträge durchgeführt, an welche sich dann die Theorie der Gesellschaften (der Ehe, der Kirche und des Verhältnisses zwischen Ältern und Kindern) anschlieſst. Das *öffentliche* Recht betrachtet als Staatsrecht, die rechtliche Entstehung der Staatsgewalt (hier wird die Lehre vom Staatsvertrag wiederholt), die einzelnen Staatsgewalten, die Gesetzgebung (als Civil- und Straf-Gesetzgebung und die Gesetzgebung des richterlichen Verfahrens in beider Hinsicht), und die vollziehende Gewalt, worunter das Recht der Stände und Ämter, das Recht rechtskräftiger Entscheidung, die aufsehende, verhütende oder fürsorgende oder Polizey-Gewalt, die Staatshaushaltungsgewalt und die Kriegsgewalt begriffen wird; worauf das hypothetische Staatsrecht in der gewöhnlichen Bedeutung folgt. Rec. glaubt nicht, daſs der Vf. zum Vortheil der deutlichen Einsicht den Unterschied der unmittelbaren und mittelbaren, formellen und materiellen Beziehungen der Staatsgewalt übergangen hat; nachtheilig zeigt sich dieſs auch dadurch, daſs nun der Begriff der Polizey nicht klar hervortritt, daſs der Vf. die Gesetzgebung und Justiz ganz identificirt hat (§. 949), und von einer Beziehung der gesetzgebenden Gewalt hinsichtlich der Polizey nicht die Rede ist. Das Völkerrecht theilt der Vf., wie seine Vorgänger, in absolutes und hypothetisches, und unter letztem betrachtet er die Erwerbungsarten des Volks und die Behauptung des Erworbenen.

Im Ganzen lernen wir auch aus diesem Buche den Vf. als einen besonnenen Denker schätzen, der namentlich die Ideen *Fichte's* über den Staat mit vieler Feinheit und Gründlichkeit ausgeführt hat; wenn wir auch im Einzelnen noch gröſsere Bestimmtheit der Begriffe und Klarheit des Fortschreitens gewünscht hätten. Zuweilen entfernt sich auch der Vf. von dem Stil eines Compendiums, wie z. B. §. 24, welcher so lautet: „Die positiven Vernunftaufgaben des Staats, z. B. des Nationalwohlstandes und der Nationalbildung, aus der rechtlichen Sicherheit ableiten, das hieſse doch in der That, den Welthandel aus Chausseen erklären.“ Indessen waltet doch im Ganzen eine würdige und besonnene Sprache. Die Brauchbarkeit des Compendiums wird durch ein genaues Sachregister vermehrt. Eine sonderbare Eigenheit des Buches ist es, daſs alle lateinischen Titel deutsch gedruckt sind. Der zweyte Theil soll die Politik enthalten; er ist aber Rec., wenn er erschienen, nicht mitgetheilt worden, und er überläſst ihn daher einem andern Beurtheiler.

R....

MUSIK.

FREYBURG, in der Herderschen Buchhandl.: *Justin Heinrich Knechts Cäcilia*, ein periodisches Werk, welches für angehende und geübtere Orgelspieler kleinere und gröſsere, leicht spielbare Orgelstücke verschiedener Art enthält. 1te, 2te u. 3te Lieferung. 1822. 4. (2 Rthlr. 6 gr.)

Diese Cäcilia — wahrscheinlich ein Nachlaſs des ehemaligen berühmten Orgelcomponisten und Schülers von *Vogler* — kann allen angehenden Orgelspielern nicht anders, als angenehm seyn. Der Vf. derselben, durch seine Orgelschule rühmlich bekannt, die für so viele, später erschienene, Werke ähnlicher Art, z. B. von *Werner* u. A. m., eine wahre Fundgrube geworden ist, woraus sie das Gediegenste nehmen und benutzen konnten, hat nicht minder auch hierin seinen Geschmack bewährt. Anfängern im Orgelspielen, die sich in der rechten und geschmackvollen Art desselben unterrichten wollen, wird schon die erste Lieferung des Ganzen willkommen seyn, welche zweckmäſsige Intonationen und Präludien enthält, alle in Verbindung einer natürlichen und einfachen Harmonie und Melodie. Wir zeichnen aus vielen anderen das S. 26 No. 14 befindliche Präludium, aus *G moll* als vorzüglich schön aus. Weniger Werth kann jedoch die Kritik der zweyten Lieferung, welche *muntere und angenehme Orgelstücke im eleganten Stiel* (Stil) *durch die gebräuchlichsten Durtonarten* enthält, zugestehen. Nicht, als ob nicht auch hier sich des Vfs. Geschicklichkeit in Erfindung einer leichten und flieſsenden Melodie beurkundete, sondern vornehmlich darum, weil sich diese Galanteriestücke mehr zur Pianoforte-, als zur Orgel-Musik eignen, und nicht nur viele Harfenbässe, sondern auch ein geigenartiges Tractement, das sich in dem mehrmaligen schnellen Anschlagen einer einzigen Note auf einer Taste zeigt, und sowohl dem erhabenen Charakter, als auch der Mechanik der Orgel zuwiderläuft, enthalten. Überdieſs ist zu bedauern, daſs in dieser Lieferung sich sehr viele Druckfehler befinden, deren Anführung uns der Umfang dieser Beurtheilung nicht gestattet. Aber dieses, das Gefühl oft beunruhigende, Miſsverhältniſs vergiſst man wieder leicht über den Vorzügen, welche die dritte Lieferung vor ihren Vorgängern hat. Diese enthält Cadenzen und Tonausweichungen, wie sie seyn sollen, und wie sie nur von einer so geübten Hand erwartet werden können. Hier erscheint der Vf. durchgängig als geübter und correcter Harmonist, von dem zu erwarten ist, daſs er in der versprochenen 5ten und 6ten Lieferung von Phantasieen und Fugen gewiſs etwas Vorzügliches geleistet haben wird.

M. B. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

RÖMISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: *Des Marcus Tullius Cicero auserlesene Reden*, übersetzt und erläutert von *Carl Friedrich Wolff*. Bd. III, welcher *die Rede gegen den Quintus Cäcilius, die Einleitung der ersten Klagrede gegen den Cajus Verres, und die erste und zweyte Abtheilung der zweyten Klagrede gegen ebendenselben* enthält. 1817. 530 S. — Bd. IV, welcher *die dritte, vierte und fünfte Abtheilung der zweyten Klagrede gegen den Cajus Verres* enthält. 1818. 555 S. — Bd. V, welcher *die Reden für den Lucius Murena, den Publius Sulla und den Cnejus Plancius* enthält. 1819. XIV u. 445 S. 8. (5 Rthlr. 20 gr.)

Schon im J. 1807 ist Hr. *Wolff* als Übersetzer auserlesener Reden des Cicero aufgetreten, und die damals erschienenen zwey Bände sind in der Jen. A. L. Z. (1807. No. 226) von einem anderen Mitarbeiter beurtheilt worden. Unterdessen hat er das unternommene Verdeutschungsgeschäft im Stillen fortgesetzt, und was sein Fleiss während des ziemlich langen Zeitraumes hervorgebracht, das ist, als ein sehr verdienstlicher Beytrag zur Übersetzungsliteratur, in den oben erwähnten Bänden zu Tage gefördert. Der letzte ist mit einer Vorrede versehen, die Vieles enthält, was den Beurtheiler, wenn er nicht unbillig seyn, und einen willkührlichen Massstab anlegen will, bey Würdigung dieser Arbeit leiten muss. Dass wir also auch von dem dort aufgestellten Gesichtspuncte, von welchem der Vf. sie betrachtet wissen will, uns nicht entfernen werden, kann er sicher erwarten, und wird es auch aus dem Verlauf unserer Bemerkungen wahrnehmen. Im Allgemeinen erwähnen wir zuerst, und zwar mit Vergnügen, dass sich die Aussage bestätigt, die Hr. *W.* von sich selbst thut, und die seinem Werke zur Empfehlung gereicht. Er glaubt nämlich, in den letzten Bänden Ciceros Geist und Sprache sich mehr angeeignet zu haben, als es in den früheren, bey geringerer Übung, geschehen konnte. Sollte man gleichwohl in manchen Stellen noch den Sinn verfehlt finden, oder den treffenden Ausdruck vermissen: so würde ihn diess nicht befremden; denn er selbst fühle, wie viel seinem Werke noch zur Vollkommenheit fehle. Er hofft dann, ein billiger Beurtheiler werde das Ganze beachten, und in demselben gewiss eine Spur des Strebens nach dem Besseren entdecken. Und dieses ist auch wirklich geschehen. Bey sorgfältiger Betrachtung der gesammten Arbeit hat sich uns diese Spur sehr deutlich gezeigt, und wir legen das Geständniss davon mit desto grösserer Freude ab, je unverholener wir auch bekennen, hie und da die Befürchtung wegen verfehlten Sinnes und nicht treffenden Ausdrucks bestätigt gefunden zu haben. Neben manchem Anderem aus der Vorrede, das einen günstigen Einfluss auf das Urtheil über Hn. *W's.* Leistungen haben muss, kann auch dasjenige nicht ohne Wirkung bleiben, was er über seine häusliche, der wissenschaftlichen Bildung so ungünstige und die Kraft des Geistes lähmende, Lage beybringt. Wir haben diese Stelle mit wahrer Theilnahme gelesen, und wünschen herzlich, dass er in erfreulichere Umstände entweder schon jetzt versetzt worden sey, oder es doch sobald als möglich noch werde. Die alsdann unternommenen Arbeiten werden sich noch um desto mehr empfehlen, je weniger die gegenwärtigen unter den beengenden Hindernissen gelitten zu haben scheinen. Hr. *W.* hofft nicht, durch die vorliegende Übersetzung alle diejenigen befriedigt zu haben, die sich öffentlich ein Urtheil *anmassen*. (Diesen Ausdruck und eine andere, weiter unten vorkommende, Äusserung hätten wir aus der sonst mit Gleichmuth geschriebenen Vorrede weggewünscht.) Von Einigen fürchtet er den Vorwurf, zu *wörtlich* und zu *sclavisch*, von Anderen zu *frey* und zu *weitschweifig*, und noch von Anderen, *ohne genug tiefe Ergründung des Sinnes* der Urschrift verdeutscht zu haben. Diese verschiedenen Befürchtungen müssen Einem Anfangs etwas sonderbar vorkommen. Den letzten Vorwurf wenigstens kann Hr. *W.* doch nicht im Ernst besorgen, denn sonst stände es schlimm mit seinen Leistungen. Er selbst trüge die Schuld davon, indem dieses ein Fehler ist, der nicht von der zufälligen Laune oder unbestimmten, subjectiven Ansicht der Beurtheiler, auf die er doch eigentlich hat anspielen wollen, in seine Arbeiten hineingetragen werden kann. Und dann fragt man sich weiter: wie ist es möglich, dass die zwey anderen befürchteten Urtheile, ganz verschieden unter sich und eines das andere ausschliessend, eine und dieselbe Übersetzung treffen können? Diese Möglichkeit aber erklärt Hr. *W.* durch die Bemerkung, dass die wenigsten (?) Beurtheiler wüssten, worauf es beym Übersetzen alter Redewerke

ankomme. Wenn dem also ist, so darf man sich freylich über ihre von einander abweichenden, ja sogar sich widersprechenden Ansichten nicht wundern. Er kommt darauf den Schwachen zu Hülfe, und zeigt, worin das Geschäft des Übersetzers bestehe, vorzüglich was derjenige zu beachten habe, der sich zum Dolmetscher des Cicero aufwirft. Zu dem Ende stellt er eine Charakteristik dieses römischen Redners auf, bey der es wahrscheinlich nicht auf Vollständigkeit abgesehen ist, die aber doch hinreicht, diejenigen Eigenschaften bemerkbar zu machen, die der Übersetzer erkannt hat, und die er dann in seiner Nachbildung wieder erscheinen zu lassen bemüht war. Es ist hier der Ort nicht, diese Charakteristik durch eigene, beym Studium der Ciceronischen Kunstwerke gewonnene, Resultate zu ergänzen, und wir schränken uns daher nur auf einige Bemerkungen über das von Hn. *W.* Vorgebrachte ein, weil es ihm als Richtmass bey seiner Arbeit galt, auf deren Beurtheilung es hier nur einzig abgesehen ist. Nachdem er von den verschiedenen Ursachen der grossen Wirkungen, die die Ciceronischen Reden zu ihrer Zeit auf die Gemüther der Hörer müssen hervorgebracht haben, Einiges gesagt, und dieselben natürlich zuvörderst in dem inneren Gehalte, der Materie, nachgewiesen hat: so räumt er, ebenfalls sehr natürlich, auch der Form ihren grossen Antheil an diesen Wirkungen ein. Da nun aber die *Gedanken* eines Redewerkes in der Übersetzung immer dieselben bleiben: so habe also der Verdeutscher einzig auf die *Darstellung* sein Augenmerk zu richten, um dieser ihren Schmuck (?) zu erhalten. Ob sich hier vielleicht Hr. *W.* im Ausdrucke vergriffen haben mag? Sonst ist bey den Alten gewöhnlich *Schmuck* dasjenige, was durch die sogenannten *lumina sententiarum atque verborum*, die auch oft kurzweg *ornamenta orationis* heissen, hervorgebracht wird. Cicero wenigstens (Brut. XVII) sagt: *Ornari orationem Graeci putant, si verborum immutationibus utantur, quos appellant* τρόπους, *et sententiarum orationisque formis, quae vocant* σχήματα. In welchem Sinne und in welcher Ausdehnung Hr. *W.* das Wort nimmt, erfahren wir dadurch, dass er den Schmuck erstlich in den *Worten an sich,* und dann in der bestimmten *Aufeinanderfolge* derselben bestehen lässt. Auf dieses beides habe man also zu achten, wenn die Nachbildung der Urschrift nicht unähnlich werden soll. Über das Erste, das freylich sehr unbestimmt gesagt ist, und nur errathen werden muss, kann wohl kein Zweifel obwalten. Denn wenn ein Redner aus dem reichen Schatze seiner Sprache mit feiner Wahl und kluger Berechnung der mancherley Effecte diejenigen Worte gewählt hat, die seine Gedanken in den schönsten, das ästhetische Gefühl anregenden Formen darstellen sollen: so muss der Nachbildner des antiken Redewerkes auf dieses künstlerische Verfahren eine besondere Aufmerksamkeit richten, und mit den Mitteln, die seine Sprache darbietet, dieselben Wirkungen hervorzubringen suchen. Es muss entstehen, was Quinctilian vom Dolmetscher verlangt, *circa eosdem sensus certamen atque aemulatio.* Und wo ist in der Prosa der alten Sprachen irgend ein besonders nüançirter Ausdruck, sey er entweder aus dem Gebiete der *Eigenthümlichen* oder des *Bildlichen* entlehnt, für welchen sich nicht fast immer in unserer deutschen Sprache ein gleicher fände? Oder wenn auch dieser zuweilen fehlen sollte, kann nicht durch das Analogiegefühl ein passender Stellvertreter aus ihrem grossen Reichthume herbeygeschafft werden? Dass sich also Hr. *W.* die Bedingung des treuen Wiedergebens der Worte aufgelegt hat, war zur Erhaltung des Schmuckes, wie er es nennt, unerlässlich. Was ist aber von dem Bemühen zu halten, welches sich vornimmt, die in der Urschrift herrschende *Wortfolge* auch in der Nachbildung wieder erscheinen zu lassen? Nach unserer Ansicht muss es für irrig erklärt werden. Dass der Wohllaut und die Eurhythmie, die durch geschickte Aneinanderreihung der Worte erzielt werden kann, den Prosaisten der Alten ein Hauptaugenmerk war, zeigen sattsam die Capitel, welche die Meister der Kunst in ihren Theorieen der *compositio* oder *collocatio verborum* eingeräumt haben. Zu gleicher Zeit wird aber keinem Leser des Cicero, des Dionysius, des Quinctilian und Anderer entgehen, dass die Alten bey Hervorbringung der erwähnten Eigenschaften Gesetzen folgten, deren grösster Theil für die Neueren nicht anwendbar ist. Und ausserdem noch hatten sie in der Natur ihrer Sprache zu der *oratio numerosa* Hülfsmittel, die der unserigen abgehen. Die stark in das Ohr fallenden Ausgänge in den Verbis, welche nicht nur alle *Tempora* und *Modos*, sondern auch alle Personen, ebenso verschieden, als eigenthümlich bezeichnen; dann die volltönenden Endsylben der Substantiven und Adjectiven, die je nach Beugung und nach Genus und Numerus sich ändern, erlauben den Alten, von der uns Neueren unerlässlichen logischen Wortordnung abzugehen, und in einer langen Reihe jegliches Wort dahin zu stellen, wo es dem Ohre am wohlthuendsten ist, und wodurch derjenige Rhythmus hervorgebracht wird, in welchem die Prosa zur Zeit ihrer höchsten Ausbildung auf eine ihr eigenthümliche Art eine Nebenbuhlerin der Poesie hat seyn wollen. Die Foderungen des Verstandes werden desswegen gleichwohl auch befriedigt. Denn welche Stellung im Raume auch die Worte einnehmen, und wie weit auch die dem Sinne nach zusammengehörenden von einander getrennt sind, der Verstand weiss sie, wenn eines nach dem anderen an dem Gehörsinne vorübergeht, durch ihre Endlaute augenblicklich auf einander zu beziehen. Nun ist Cicero bekanntlich in der *collocatio verborum* und dem daraus hervorgehenden Numerus ein grosser Künstler, und die römische oratorische Prosa hat in ihm ihren Isokrates erhalten. Denn diesem Muster eiferte er nach, selbst unter Anfechtung und Widerspruch nicht nur der damaligen alterthümelnden Affen des Cato und Ähnlicher, sondern auch eines sonst ziemlich verwandten Geistes, des Brutus, welcher aber der Redeweise dieses Δαιδαλος nicht hold war. Dass Hr. *W.* diesen Vorzug der Ciceronischen Prosa unter manchen an-

[illegible] erkennt, und ihn einen Hauptbestandtheil ihres Schmuckes, wie er es nennt, seyn läſst, beweist einen guten Geschmack und einen, die Eigenschaften der Alten treu auffassenden Sinn; daſs er aber meint, diesen Vorzug durch eine gleiche Wortordnung in der deutschen Nachbildung hervorbringen zu *können*, woraus dann natürlich auch das *Müssen* folgte, darin scheint er uns zu irren. Wir berufen uns auf das Gefühl eines Jeden, der solche Stellen der Übersetzung liest, wo die Rede nach der lateinischen Wortfolge einherschreitet. Sein genaues Halten an dieser vertheidigt Hr. *W.* durch die Bemerkung, daſs Cicero, wäre er ein Deutscher gewesen, die Worte wohl nicht viel anders gestellt haben würde. Daran ist jedoch zu zweifeln. Wohllaut und schönen Rhythmus hätte er gewiſs ebenfalls hervorgebracht; aber durch eine Wortstellung, wie sie die Natur unserer Sprache vergönnt. Doch darf man nicht fürchten, daſs dieses Gesetz des strengen Haltens an der lateinischen Wortfolge etwa von dem Dolmetscher durchgängig bey seiner Arbeit in Ausübung gebracht worden sey. In einer anderen Stelle heiſst es, gleichsam wieder einlenkend und fast beynahe den vorigen Grundsatz aufhebend: „Doch bey einem so volltönenden Redner müssen die Sylben nicht ängstlich berechnet werden, sonst erstirbt der Geist, das Leben, die Kraft.“ Dieses nun, und daſs an einem anderen Orte dem Übersetzer verboten wird, nicht zu fragen, wie viel das Original Worte zähle, beweist, daſs Hr. *W.*, bey aller sonstigen Genauigkeit, sich dennoch eine gewisse Freyheit erhalten zu müssen glaubte. Und diese wird denn auch wirklich sehr oft sichtbar. Man stöſst auf lange Stellen, die, treu gebildet nach der Natur und dem Organismus unserer Sprache, nicht nur leicht und ohne Anstoſs, sondern auch in einem merkbaren schönen Numerus, sich bewegen, ohne nur im mindesten in die Fuſstapfen der Vorgängerin zu treten. Wenn man dann wiederum auch viele Stellen findet, wo zwar die lateinische Wortreihe im etwas befolgt, aber dennoch keine Verrenkung und kein Zwang fühlbar ist: so liegt der Grund gewiſs zuerst in dem Gefühle des Übersetzers, aber dann auch in der schönen Freyheit der Wortstellung, welche unsere deutsche vor allen neueren aus der *lingua Romana rustica* oder dem *Romanzo* entstandenen Sprachen eigenthümlich voraus hat, und wodurch sie allerdings sehr oft eine Nachbildnerin der alten Sprachen, selbst in der Structur der Rede, werden und doch dem eigenen Genius treu bleiben kann. Denn während die südlichen Völker, einzig den Denkgesetzen gehorsam, ihre Worte jedesmal nach dem successiven Eintreten der Begriffstheile ordnen, und sich daher sclavisch an eine gleiche, immer und ewig wiederkehrende Folge binden müssen, ist unserem mütterlichen Idiome vergönnt, seinen Lauten eine so mannichfaltige und abwechselnde Stellung anzuweisen, daſs nicht nur die bedeutendsten und gewichtvollsten dem Verstande klar und deutlich vor den anderen entgegentreten, sondern daſs auch dem Ohre durch Rhythmus und Wohllaut ein Genuſs bereitet wird. Zu bemerken aber ist, daſs die Stellen, wo Hr. *W.* kein unglücklicher Nachbildner war, meistens solche in der Urschrift sind, deren Structur nicht bloſs durch das Andeuten des Ohres, sondern auch zugleich, und man möchte fast sagen, vorzüglich, durch die Foderungen des Verstandes, hervorgebracht worden ist. Auf Letztes muſs besonders aufmerksam gemacht werden. Denn obgleich, wie aus den classischen Stellen in Ciceros Orator erhellt, in der Erfindung und Ausbildung der numerosen Prosa das Ohr eine vorzügliche Rolle spielt, so wird es gleichwohl auch jedem sorgfältigen Beobachter des Technischen in den alten Sprachen nicht entgehen, daſs auch der Verstand seine Rechte dabey geltend machte, und daſs in jedem *ambitus verborum* von beträchtlicher Gröſse sowohl einzelne Worte, als auch ganze Sätze, immer einen solchen Platz erhielten, wo auf sie, gleichsam als Träger oder Säulen der Gedanken, das meiste Licht fiel, und sie in der ganzen Gruppe vorzüglich hervorragten. Das Nachbilden solcher Perioden, bey deren Anordnung der Verstand den Vorsitz hatte, wird in unserer fügsamen Sprache fast immer gelingen. Sollte jedoch zuweilen auch etwas Ungewöhnliches oder Anstoſsendes mit unterlaufen, so wird das, was das Gefühl gelitten, durch die Befriedigung, die dem Verstande widerfährt, allenfalls ausgeglichen. Nun können wir aber auch nicht läugnen, auf manche Stelle gestoſsen zu seyn, wo das genaue Halten an der lateinischen Wortordnung starke Verletzungen der Natur unseres Idiomes zur Folge hatte, ohne daſs dabey irgend ein anderer Vortheil gewonnen worden ist. Nicht genug, daſs die ungewöhnliche Stellung einzelner Wörter und das seltsame Anfügen der Nebensätze dem Verstande ihre augenblickliche Beziehung auf einander erschwert, und deſswegen zu wiederholtem Lesen nöthigt: so haben auch solche Perioden oft nicht einmal das Verdienst der Eurhythmie. Und sonderbar genug sind zuweilen gerade solche Stellen des Originals im Deutschen verkrüppelt worden, die in Hinsicht des Technischen, als wahre kleine Meisterstücke der Ciceronischen Kunst, Jeden ergötzen müssen, der auch für diese Vorzüge in den Redewerken der Alten empfänglich ist. Gewiſs ist auch Hr. *W.* von ihnen angesprochen, und deſswegen zur Nachahmung angeregt worden. Und da ist nur zu bedauern, daſs er sich in den Mitteln vergriffen. Schlieſslich nun noch ein Wort über eine Äuſserung in der Vorrede. Nachdem Hr. *W.* von seinem redlichen — wir setzen hinzu: sehr oft gelungenen — Bemühen, allen Pflichten eines Übersetzers Genüge zu leisten, gesprochen, sagt er: er wolle nicht behaupten, *überall* die *Kürze* der Urschrift erreicht zu haben. Hier muſs man sich wundern, dem römischen Redner eine Eigenschaft beygelegt zu sehen, die doch wohl eigentlich nicht in ihm zu finden ist. Schon Quinctilian, der wahre und treffende Würdiger so vieler anderer Schriftsteller, findet in Cicero dreyerley vereinigt, nämlich *vim Demosthenis, copiam Platonis et jucunditatem Isocratis.* (Inst. Or. X, 1.) Daſs er in die erste dieser Eigenschaften nicht den Nebenbegriff *Kürze* mit einschlieſse, welche auch

nicht einmal zum Wesen der *vis* nothwendig ist, zeigt er deutlich in der vorhergehenden Parallele zwischen Demosthenes und Cicero. Denn nachdem er beiden eine Ähnlichkeit zugesteht in Hinsicht der *inventio*, welche die eigentlichen Functionen des Verstandes beym Entwerfen einer Rede, also den inneren Gehalt derselben (nämlich *consilium*, *ordinem dividendi*, *rationem praeparandi*, *probandi* u. s. w.) in sich begreift: so sagt er, in Hinsicht der Sprache oder Darstellung aber herrsche eine Verschiedenheit — *in eloquendo aliqua diversitas est; densior ille, hic copiosior; ille concludit adstrictius, hic latius; illi nihil detrahi, huic nihil adjici potest.* Also schon der römische Kunstrichter findet nichts von Kürze in Ciceros Redeweise. Und wüsste man auch nicht aus verschiedenen Äusserungen im Verkehr mit Atticus und Brutus, dass Cicero mit entschiedener Vorliebe zur Manier des Isokrates sich hinneigte: so ergiebt sich bey näherer Vergleichung, dass er, wie dieser, gern in einer gewissen Breite einherschreitet, und seine Rede, wo es nur thunlich ist, in den Wogen eines vielgliederigen und mit Nebensätzen durchwebten Perioden sich bewegen lässt. Ja man könnte sogar noch weiter gehen, und die *Reden* des Cicero zuweilen der Pleonasmen, oder wenigstens der Tautologie, beschuldigen. Wirklich ist es beym stillen Lesen oft nicht leicht, des Gefühls derselben sich zu erwehren; und ein Schriftsteller, der für ein *lesendes* Publicum in dieser Manier schriebe, möchte kaum dem Vorwurfe des Schleppenden und Weitschweifigen entgehen. Aber anders wird man urtheilen, wenn man sich in die Lage eines Redners zu Rom oder Athen versetzt, mit ihm die Bühne besteigt, und von da herab die wartende Menge erblickt, zu deren Verständniss er seine Gedanken mittelst des *Ohres* gelangen lassen muss. Von welchem Einflusse dieses auf die Structur der oratorischen Prosa der Alten war, geben wir Neuere uns gewöhnlich nicht genug Mühe, zu erforschen, weil das ästhetische Bedürfniss des Ohres bey uns zur Zeit noch ziemlich schlummert. Nicht genug, dass dieses Organ, um der Seele gehörig dienen zu können, ein gemächliches Successives der Worte verlangt, so muss auch dieses Successive in einer einschmeichelnden Folge und in angenehmen Lauten geschehen. Wenn also schon des Rhythmus und des Wohlklanges wegen oft mehr Worte, als für den Verstand nöthig waren, angewendet wurden: so musste es dem Sprecher oft auch dünken, dass selbst der Verstand, durch ein oder das andere Wort im Vorübergehen noch nicht befriedigt, noch eine Nachhülfe durch irgend einen Zusatz oder Umstand vertrüge. Bedenkt man nun noch, dass ein Künstler, wie Cicero (auf diesen vorzüglich wollen wir alles bisher Gesagte bezogen wissen), seine Rede mit der zweckmässigsten Action und den angemessensten Stimmlauten zu begleiten wusste, und dadurch jeden, auch in noch so viele Worte gefassten, Gedanken zu stützen und zu heben, und den Hörer auf diese Weise durch den langen Raum seiner Perioden hindurch zu tragen verstand: so erklären sich zur Genüge die Ursachen, die auf die Gestaltung der Ciceronischen Rede Einfluss hatten, und wodurch dieselbe, anstatt einer Kürze sich zu befleissigen, die nicht immer in der Nachbildung zu erreichen ist, vielmehr eine Fülle und Umständlichkeit annahm, die in einer Übersetzung, soll sie nicht schleppend und unbeholfen seyn, ziemlich stark zusammengedrängt werden muss. Und dieses gerade ist es, was, nach unserem Gefühle, von dem sonst verdienstvollen Verdeutscher öfter hätte geschehen sollen. Es kann nicht fehlen, dass eine Übersetzung, die der Ciceronischen Rede, so zu sagen, auf dem Fuss nachschreitet, in jede ihrer Seitenbiegung mit einlenkt, und jedes Einschiebsel mit anbringt, die ebenfalls so Manches vereinzelt und umschreibt, was sonst in ein Substantiv mit treffendem Beywort oder in eine andere collective Form hätte zusammengefasst werden können, zuweilen etwas ins Gedehnte fallen muss, weil sie, nicht mehr von Action und Declamation unterstützt, bloss durchs Lesen Stück für Stück der stummen Fläche des Papiers entnommen, und dem Verstande zugetragen wird. Wir meinen daher, der Übersetzer wird oft in dem Falle seyn, den etwas aus einander gehenden Cicero (*qui latius concludit*) in einen etwas zusammengefassteren Demosthenes (*qui adstrictius concludit*) zu verwandeln. Es bietet sich hier die Gelegenheit dar, obigem Ausdruck des römischen Kunstrichters seinen wahren Sinn zu vindiciren. *Concludere* ist dort nicht das Geschäft des Denkers oder Dialektikers, der stringente oder knappe Schlüsse zieht, wie manche Ausleger, auch der neueste, D. *Reuscher*, glauben, sondern es ist das Verfahren des Stilisten, der einen vollen, umfassenden Gedanken in einen wohlgerundeten Kreis von Worten bringt, *ambitus* oder *comprehensiones verborum* bildet, und das Gegentheil von *carptim* oder *membratim dicere* thut, nämlich *periodirt*. — Um aber doch Hn. *W.* mit seiner Vermuthung über Kürze des Cicero nicht unrecht zu thun: so nehmen wir an, er habe denjenigen der vier Theile, aus denen die Reden der Alten meistens bestehen, im Sinne gehabt, nämlich die *narratio*. Hier herrscht allerdings Kürze, aber doch nicht diejenige, die in der Nachbildung schwer zu erreichen ist. Das schnelle Fortschreiten von Moment zu Moment, wodurch das Factum klar vor die Augen tritt, die kurzen Sätze, in denen die Sprache meistens sich bewegt, die Abwesenheit alles Schmuckes in der Darstellung, kurz das vorherrschende *tenue dicendi genus* macht, dass hier die Nachbildung am leichtesten ist. Auch wird in diesen Theilen die Arbeit des Hn. *W.* gewiss Jeden befriedigen. Sollte doch wohl vielleicht von einer schwer zu erreichenden Kürze in Wahrheit die Rede seyn können: so gilt diess einzig nur von der technischen Sprache der Curie oder des Forum oder der Gerichte. Aber bey solchen Stellen kommt es nicht auf künstlerische Nachbildung, sondern auf Deutlichkeit an.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

RÖMISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Des Marcus Tullius Cicero auserlesene Reden*, übersetzt und erläutert von *Carl Friedrich Wolff*, u. s. w. III — V Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hr. *Wolff* gedenkt noch Ciceros übrige Reden zu verdeutschen, wenn *urtheilsfähige* Männer ihn dieser Arbeit für gewachsen halten. Gegenwärtiger Recensent, falls dieses Prädicat auf ihn passt, steht nicht an, der neuen Arbeit ein günstiges Prognostikon zu stellen. Zugleich aber glaubt er, jetzt an der schon vollendeten einige Ausstellungen machen zu müssen, die der zu unternehmenden zu Statten kommen können. Sie werden theils die Stellung einzelner Worte und ganzer Sätze betreffen, die dem Genius der deutschen Sprache zuwider sind, das Verständniss erschweren und dem gefälligen Rhythmus schaden; theils sollen sie zeigen, wie der, nach einer obigen Bemerkung, oft sehr aus einander gehende Cicero in der Dolmetschung nicht nur nicht zusammengezogener geworden ist, was ihm sehr wohlgethan hätte, sondern sogar zuweilen noch viel breiter einher schreitet; ein Übelstand, der beym stillen Lesen, wo weder Action, noch Declamation, über die weite Fläche hinwegtragen hilft, sondern das Auge allein die Begriffstheilchen successive an einander reihen und dem Verstande überliefern muss, noch fühlbarer wird. Endlich wird auch bemerkbar gemacht werden, wie zuweilen, wir wollen nicht gerade sagen, der Sinn verfehlt, aber doch wenigstens der deutsche Ausdruck nicht passend ist. Gestattete es der Raum, so würden wir auch zeigen, wie gewisse Schönheiten des Stils und manche Farben, die den Gedanken in der Urschrift einen gefälligen, oft reizenden, Anstrich geben, nicht so, wie es möglich war, in die Nachbildung übergegangen sind. Und doch muss, dieses zu bewerkstelligen, eine der vorzüglichsten Bemühungen des Übersetzers seyn. Die Rede für Murena hebt mit einer sehr stattlichen und wohlgestellten Periode an. Zum bequemen Verständniss der folgenden Bemerkungen muss sie hier beygebracht werden. *Quae deprecatus sum a diis immortalibus, judices, more institutoque majorum, illo die, quo auspicato comitiis centuriatis L. Murenam consulem renuntiavi, ut ea res mihi magistratuique meo, populo plebique Romanae bene atque feliciter eveniret: eadem precor ab iisdem diis immortalibus ob ejusdem hominis consulatum una cum salute obtinendum, et ut vestrae mentes atque sententiae cum populi Romani voluntatibus suffragiisque consentiant, eaque res vobis populoque Romano pacem, tranquillitatem, otium concordiamque afferat.* Die Übersetzung, in welcher die zu besprechenden Stellen durch andere Schrift bemerkbar gemacht sind, lautet also: So wie ich *erfleht habe von den unsterblichen Göttern*, ihr Richter, nach Sitte und Anordnung der Vorfahren, an jenem Tage, als ich, nach *angestellten* Auspicien, in der Wahlversammlung der Centurien den L. Murena als Consul feyerlich erklärte, *dass diese Wahl* mir und meinem Amte, dem römischen Volke und *seinen Plebejern*, zum Heil und Glücke gereichen möchte: ebenso erflehe ich von denselben unsterblichen Göttern, *dass* demselben Manne das Consulat zugleich mit *seinem bürgerlichen Wohl* erhalten werde, *und dass* eure Gesinnungen und Urtheile des römischen Volkes Wünschen und Stimmen *entsprechen* mögen, *und dass* diese Sache Euch und dem römischen Volke Frieden, *Sorglosigkeit*, Ruhe und Eintracht gewähre! (.) — Hier fällt gleich am Anfang die dem Original nachgebildete, aber der deutschen Sprachsitte zuwiderlaufende, Wortstellung auf; auf diese Art construiren die aus dem Romanzo entstandenen Idiome. Alsdann ist das Object des Erflehens durch zu viele Zwischensätze, von seinem Verbum getrennt, und der Verstand verliert sich erst in Nebenumständen, ehe er zu der Hauptidee in dem mit *dass* anhebenden Satze gelangt. In der Apodosis ist das dreymalige *dass* an sich ein grosser Übelstand, und schadet der Concinnität; dann hat der Satz, an dessen Spitze das erste *dass* steht, dadurch einen ganz falschen Sinn erhalten. Der Redner fleht nicht, dass dem Murena *das Consulat bleibe*, sondern dass das jetzige Urtheil der Richter mit dem früheren Urtheile des Volkes in der Wahlversammlung übereinstimme. Und warum diess? *Ob hujus viri consulatum obtinendum.* Diese, in dem Ringe des Perioden nur einen Nebensatz bildenden, Worte durften zu keinem Hauptsatz erhoben werden, was überdiess noch den schon vollen Ambitus unnöthiger Weise anschwellt. Ferner durfte auch, falls die Übersetzung richtig wäre, das zweyte *dass* kein und

vor sich haben, denn erst mit dem dritten *dass* läuft der Gedanke zu Ende, und diess erfährt man durch das schliessende *und*. Endlich sind die zwey Verba *entsprechen mögen* und *gewähre*, durch welche der Periode zu einer schönen Rundung gestaltet werden muss, dem Numerus eben nicht sehr förderlich. Schliesslich noch die grammatische Bemerkung: die Römer drücken sehr oft die Redeform *sowohl, als auch*, durch *et*, und im zweyten Satze durch ein angehängtes *que* aus; wie hier *eaque*. Die Ursache dieses Gebrauches ist in der Prosa der Wohllaut, und in der Poësie die Noth des Metrums. Virgil giebt Beyspiele genug. Rec. versucht, erst von technischer Seite durch einige Veränderungen dem etwas schwerfälligen Körper ein wenig aufzuhelfen. Vom Ausdrucke der Gedanken soll nachher gesprochen werden. „So wie ich, ihr Richter, nach altväterlicher Sitte und Verordnung an jenem Tage, da ich unter günstigen Auspicien in der Volksversammlung den L. Murena als Consul ankündigte, die unsterblichen Götter bat, *diesen Act* mir, meinem Amte und dem *gesammten* römischen Volke zum Heil und Glück gereichen zu lassen: ebenso bitte ich, um diesem Manne zugleich mit der *gerichtlichen Lossprechung* das Consulat zu erhalten, von den unsterblichen Göttern, dass *sowohl* eure Urtheile und Aussprüche mit den Wünschen und den Stimmen des römischen Volks im Einklang stehen, *als auch*, dass dadurch euch und dem römischen Volke Friede, Ruhe und Eintracht zu Wege gebracht werden.“ Um den Perioden nicht zu sehr anzuschwellen, ist der nachschleppende Genitiv *der Vorfahren* durch das Beywort *altväterlich* vor sein Substantiv zu stehen gekommen; auch konnte der die Form der Comitien bestimmende Beysatz *centuriata* ohne wesentliche Verletzung weggelassen werden. Im Originale bilden zwar die Sätze *mihi magistratuique meo* und *populo plebique romanae* eine gefällige Symmetrie; da aber diese in der Nachbildung nicht gut zu erreichen war: so ist das ohne eine Erklärung überdiess unverständliche *römische Volk mit seinen Plebejern* in *gesammtes römisches Volk* verwandelt worden. In der Urschrift wird man über das tautologische *otium* nach *tranquillitas* unter dem angenehmen Wogen des Numerus leicht hinweggetragen; in der Verdeutschung aber konnte es füglich ausfallen. Jetzt noch ein Wort über unrichtigen Ausdruck. Hr. *W.* giebt *salus* durch *bürgerliche Wohlfahrt*; es ist aber hier der gewöhnliche *terminus forensis*, nämlich: Befreyung von der Anklage oder *gerichtliche Lossprechung*. Gelang dem Cicero diese, so erhielt er auch seinen Clienten beym Consulate. Und beides geschah, wenn jetzt die Urtheile der Richter ebenso günstig für Murena ausfielen, wie früher die Stimme des Volks in der Wahlversammlung. Aus dieser glücklichen Schicksalswendung konnte allerdings dem römischen Volke Friede, Ruhe, Eintracht, entspringen; aber auch *Sorglosigkeit*, wie Hr. *W. tranquillitas* übersetzt? Mit diesem Worte drücken wir das römische *incuria* oder *negligentia* aus. Soll ja *tranquillitas* neben *otium* verdeutscht werden: so wäre *Sorgenlosigkeit* ein treffen-

derer Stellvertreter. Endlich ist *ea res* als *diese Wahl* nicht richtig übersetzt. Nicht die Wahl selbst, sondern das Geschäft des Consuls, dieselbe anzukündigen (*renuntio*), ist darunter gemeint. Dann ist auch in *consentire* nicht das *entsprechen* enthalten. — Das in der Sprache des Forums gewöhnliche Wort *officium* drückt das Verhältniss des Anwalts zu dem Beklagten aus, und ist der *gerichtliche Beystand* oder das *Auftreten als Vertheidiger*. Hr. *W.* verdeutscht es durch das unbestimmte und, näher betrachtet, nichtssagende, Wort *Pflichtverhältniss*. Rec. könnte viele Stellen, wo es unpassend ist, anführen, wählt aber nur eine, gleich im ersten Capitel *pro Murena* befindliche, weil sie zugleich zu einer anderen Bemerkung Anlass giebt. *Quoniam in hoc officio studium meae defensionis ab accusatoribus atque etiam ipsa susceptio causae reprehensa est etc.* Die Übersetzung lautet: Weil bey diesem *Pflichtverhältniss* der *Eifer meiner Vertheidigung* und sogar die Übernahme des Geschäfts selbst von den Anklägern getadelt worden ist, so u. s. w. Ausser dem schon besprochenen Ausdrucke sind auch die Worte *der Eifer meiner Vertheidigung* unbestimmt. Deutlicher wäre, *mein Bemühen, als Vertheidiger aufzutreten.* Cicero nämlich hatte sich bemüht, noch neben dem Hortensius und Crassus dem Angeklagten auch seinen Schutz angedeihen zu lassen, und diess war ihm zum Vorwurfe gemacht worden; besonders in seiner Stellung als Urheber des Gesetzes *de ambitu*. — Einige Zeilen weiter sagt Cicero, er werde mit glücklichem Erfolge die Sache seines Clienten führen, wenn er vorher bey den Richtern sein Auftreten als Sprecher würde gerechtfertigt, und bey ihnen Billigung seines Schrittes zu Wege gebracht haben. Dieses ist der Sinn der Worte *meo facto vobis probato*. Hr. *W.* übersetzt: wenn ich euch meine *Handlungsweise* werde *bewährt* haben. Beides, Substantivum und Verbum, ist hier unpassend. Jenes bedeutet: ein oft Wiederkehrendes, ein Gewohntes im Handeln, und dieses: ein ausser Zweifel Setzen, ein Vergewissern. Die Stelle muss so lauten: „Wenn ich euch die Zulässigkeit meines Auftretens werde bewiesen,“ oder vielleicht richtiger: „wenn ich von euch Billigung meines Schrittes (Beyfall wegen meines Schrittes) werde erhalten haben.“ Wir wundern uns, den bekannten Ausdruck *probare alicui aliquid* hier verfehlt zu finden, da weiter unten — *Catoni rationem facti probare* — dieses *Verbum* richtig also wiedergegeben ist: dem Cato meine Handlungsweise als *beyfallswerth darstellen*. Wir sagen aber nur dieses Verbum: denn *ratio facti* ist dagegen wieder falsch ausgedrückt als *Handlungsweise*; diese heisst lateinisch *ratio agendi*, und Cicero will von der *Ursache* sprechen, die ihn zu dem Schritte bewogen hat. — In einer Wendung an Cato, zu Anfang Cap. II, heisst es: *Et primum M. Catoni, vitam ad certam rationis normam dirigenti et diligentissime perpendenti momenta officiorum omnium, de meo officio respondebo.* Diess ist also übersetzt: Und zuerst will ich dem M. Cato, der das Leben nach einem bestimmten Richtmasse des *Systems* prüft, und

mit der genauesten Sorgfalt, *was mehr oder minder wiegt*, in allen *Pflichten* erwägt, in Beziehung auf meine *Pflicht* antworten. — Hier sind erstlich nicht weniger, als vier Worte, *ratio, dirigere, momentum* und *officium*, unrichtig gefasst. *Ratio* ist nicht *System* (eine Anmerkung weist noch besonders auf das Beispiel hin), sondern Verfahren oder Art und Weise, nach welcher man handelt. Hier steht es pleonastisch: denn Cicero hätte bloss entweder *ad certam rationem*, oder *ad certam normam dirigere* sagen können. Aber in der numerosen, volltönenden Rede vernimmt das Ohr nicht ungern die *normam rationis*, obgleich für den Verstand kein besonderes Moment in jedem der Worte enthalten ist. *Dirigere* als *prüfen* verräth, dass Hr. *W.* hier nicht genau die Bedeutung des deutschen Ausdrucks geprüft hat. *Momentum* ist nicht, was mehr oder weniger wiegt, sondern das, was das Handeln bestimmt, was auf dasselbe einwirkt, was für dasselbe den *Ausschlag* giebt. *Officium* als *Pflicht* giebt gar keinen Sinn; es bedeutet hier, wie in hundert anderen Stellen, das Thun, das Handeln, das Verrichten. Vielleicht ist der ganze Satz richtig also zu übersetzen: „Und zuerst will ich dem M. Cato, der im Leben einer festen Richtschnur (des Verfahrens) folgt, und bey allen Handlungen (bey Allem, was er thut) aufs genaueste die Motive erwägt, über mein Thun (meinen Schritt) ein Wort sagen." — Wenn ferner dieses eine der Stellen ist, wo Hr. *W.* die Kürze des Originals nicht erreicht zu haben gesteht: so ist es begreiflich, wie er oft in diesen Fall habe kommen müssen, ohne eben durch wirkliche Kürze des Römers dazu gedrängt worden zu seyn. Man sehe z. B. das erste Capitel *pro Sulla*. Da steht, als Eingang in diese stattliche Rede, eine hoch und breit gewölbte Periode, in welche folgende sechs Worte mit verwebt sind: *cum communi ambitionis invidia, tum singulari Autronii odio*. Anstatt diese Ausdrücke, damit der deutsche an sich schon zu sehr anschwellende Periode ohne Noth durch neue Nebensätze nicht noch labyrinthischer sich verschlinge, so kurz als möglich also wiederzugeben: „theils aus allgemeinem Unwillen über Umtriebe (bey Amtsbewerbung), theils aus persönlichem Hass gegen Autronius" — giebt sie Hr. *W.* also: „sowohl des Unwillens wegen, den man überhaupt gegen pflichtwidrige Bewerbung, als auch des Hasses wegen, den man besonders gegen Autronius empfand." — Wir wollen nun zum Schlusse zu zeigen versuchen, wie durch Verwandlung eingeschobener Sätze in Substantiva und Participia der *latius concludens Cicero* in der Übersetzung etwas enger zusammengezogen werden könne. Der Anfang der *Divinatio in Caecilium* lautet bey Hn. *W.* also: „Sollte es Jemanden von Euch, ihr Richter, oder der Anwesenden *vielleicht* befremden, *dass ich*, nachdem *ich* so viele Jahre mit Rechtssachen und peinlichen Gerichten mich so beschäftigt habe, *dass ich* viele vertheidigte, Niemanden angriff, jetzt plötzlich mit veränderter Gesinnung *der Anklage mich befleissen* habe: der wird, wenn er *meines Entschlusses Ursache und Grund* erkannt haben wird, nicht nur, was ich thue, billigen, sondern auch in dieser Sache wahrlich keinen Ankläger mir *vorziehen zu müssen glauben*." Gewiss einzig nur dadurch, dass der Deutsche dem Römer zu sclavisch auf dem Fusse nachfolgte, ist in diesen Perioden so viel Unrhythmisches und Breites gekommen. Vielleicht ist folgender Versuch gelungener: „Sollte es *vielleicht*, ihr Richter, Jemanden von Euch oder der Anwesenden befremden, dass ich nach so vieljähriger Beschäftigung in niederen und höheren (bürgerlichen oder peinlichen) Gerichten, wo ich Viele vertheidigte, Niemanden angriff, jetzt auf einmal nach veränderter Gesinnung als Ankläger auftrete: der wird, unterrichtet von der Ursache meines Entschlusses, nicht nur diesen Schritt billigen, sondern auch in der obschwebenden Angelegenheit keinen anderen Sprecher mir vorziehen." Der Raum verbietet, auf die mehreren Übelstände in Hn. *W's.* Verdeutschung hinzuweisen. Eine Vergleichung mit der Urschrift wird sie aber augenblicklich bemerkbar machen. Auffallen wird besonders *der Anklage sich befleissen*, *ad accusandum descendere*, und dann der unrhythmische Ausgang *vorziehen zu müssen glauben*. Die beliebte Redeformel des Römers: *putare* mit dem *particip. fut. passivi*, bildet gewöhnlich einen schönen Numerus, sowie es hier in dem Schlusse des Perioden, *praeponendum mihi esse putabit* geschieht. Im Deutschen nachgebildet nimmt sie sich aus, wie oben zu sehen ist. Rec. hat sie in *praeponet* zusammengezogen.

Die fast zu weitläuftige Kritik soll beweisen, dass wir Hn. *W's.* verdienstliche Arbeit mit der gebührenden Sorgfalt untersucht haben, und bemüht gewesen sind, ihn auf Alles dasjenige aufmerksam zu machen, was der Verdeutschung der noch übrigen Reden des Cicero zu Statten kommen kann. Dass die vorliegenden auch des Guten und Gelungenen sehr Vieles enthalten, machen wir uns desto mehr zur Pflicht, noch besonders zu bemerken, je genauer wir uns davon überzeugt haben. Vorzüglich ist diese unsere Aussage auf die Reden in der Angelegenheit des Verres zu beziehen. In diesen hat der Römer bekanntlich offenbart, was Kunst und Genie in der Beredsamkeit vermögen, und er selbst auch weist in seinen theoretischen Schriften öfters mit besonderer Selbstzufriedenheit auf dieselben, als Muster, hin. Und in diesen ist auch des Verdeutschers glückliche *aemulatio circa easdem sensus* nicht zu verkennen. Besonders befriedigen die mancherley pathetischen Stellen, die leichten, gefälligen Narrationen, und die trefflichen Schilderungen, zu denen dem Redner die Ceres zu Enna, die Diana zu Segesta, Syrakus und Sicilien, selbst Anlass gab.

— a —

MUSIK.

Freyburg im Breisgau, in der Herderschen Buchhandlung: *Präludien für die Orgel.* 1ster Band. 1ster Theil, für Geübtere. 1s und 2s Heft. Zum Gebrauch des Schulpräparanden Instituts zu Re-

statt, von *Jos. Lump*, Professor daselbst. 1821. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

In den beiden Heften dieser Orgelpräludien scheint, nach genauer Durchsicht derselben, der Vf. seinem Zwecke, den das Titelblatt ausspricht: „etwas Zweckmäfsiges für geübtere Orgelspieler, als gewöhnlich Anfänger sind, zu liefern," nicht durchgängig treu geblieben zu seyn. Manchen Clavierspielern werden zwar diese Präludien wegen ihrer Leichtigkeit und einfach melodischen Fortschreitungen, die sie enthalten, und besonders darum zusagen, weil die Stimmführung augenblicklich übersehen und executirt werden kann. Desto mehr aber geht ihnen der Charakter ab, den sie eigentlich als Orgelstücke haben sollten, nämlich: der harmonisch-gebundene Stil. Dadurch nun hat der Vf. seinen Beruf eines Componisten für die Orgel nicht befriedigend beurkundet. Zwar hat er Fugen geliefert, die im einfachen Contrapuncte geschrieben sind. Allein, man vermisst gar bald darin die eigenthümliche Behandlung der Fuge, in Hinsicht auf den Führer und Gefährten, so wie insbesondere die Nachahmung. Zwar befindet sich 2 Hft. S. 20 auch eine im doppelten Contrapuncte geschriebene Fuge, die sich aber leer ausnimmt, und fehlerhafte Harmonieen, besonders fehlerhafte Octaven, enthält. Aus der Beschaffenheit der Melodie und Harmonie dieser Orgelpräludien möchte man übrigens schliessen, dass der Componist diese Präludien nicht für die Orgel, sondern mehr für das Pianoforte, bestimmt haben müsse. Denn ausserdem dürften sie nicht Stellen enthalten, wo ein Ton schnell und oft hintereinander angegeben werden muss, eine Spielart, die sich weder mit dem Charakter, noch der Würde der Orgel verträgt, und nur auf der Violine, hauptsächlich in Symphonieen anwendbar und ausführbar ist. Hätte überhaupt der Componist dieser Orgelpräludien mehr Rücksicht auf Ästhetik, insbesondere aber auf den Zweck der Kirchenmusik genommen, welcher darin besteht, durch reine Harmonie, und durch gefällige und zugleich edle Melodie, das Herz zu rühren, so würde sich die ganze Composition weit besser gestaltet haben. Sollte sich nicht allein schon aus des berühmten Abt *Voglers* Werken, die dem Vf. nicht unbekannt seyn können, die Beschaffenheit einer guten Orgelcomposition abstrahiren lassen?

M. B. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. *Meissen*, b. Gödsche: *Das Wichtigste über die Einrichtung und Beschaffenheit der Orgel und über das zweckmäfsige Spiel derselben*, für Cantoren, Organisten, Schullehrer und alle Freunde des Orgelspiels, von *Wilhelm Adolph Müller*, Cantor in Borna bey Leipzig. 1822. VIII u. 76 S. 8. Mit 9 Zeichnungen. (8 gr.)

Diese Schrift kann vornehmlich denen, welchen eine umfassendere Kenntniss und Behandlung der Orgel entbehrlich, oder die Anschaffung der gründlichen Werke über diesen Gegenstand von *Adlung*, *Schlimmbach*, *Wolfram* u. A. unmöglich ist, allerdings nützlich seyn, da sie das auf dem Titel Genannte in der Kürze enthält. Freylich dürfte daraus nicht selten für den Unterrichtsbegierigen der Mangel einer hinreichenden und genauen Kenntniss entstehen, da ihm, bey dem unverkennbaren Streben des Vfs., möglichst deutlich zu seyn, dennoch Manches dunkel bleiben muss, wenn er nicht (was immer das Beste ist) die Structur einer Orgel aus Erfahrung kennen gelernt hat. Wäre daher der Vf. seinem Vorsatze treu geblieben, „diese Abhandlung seinen herausgegebenen Orgelstücken beyzufügen:" so würde sie allerdings eine schätzbare Zugabe für diese gewesen seyn. Als ein für sich bestehendes Ganzes aber dürfte das Werkchen nicht durchgängig den Anfoderungen der Kritik entsprechen. Das Ganze desselben zerfällt in den ersten und zweyten Abschnitt, wovon jener 11, dieser 6 Capitel enthält. Die Geschichte der Orgel ist kurz, und, wie es scheint, nach *Kochs* musicalischem und dem Conversations-Lexikon mitgetheilt. Unter den angegebenen Orgelbaumeistern hätte auch *Stein* erwähnt werden sollen. In dem Capitel von den Bälgen und dem Winde ist die dabey befindliche Zeichnung der Windwage sehr versinnlichend, und die damit verbundene Erklärung deutlich; nicht so einleuchtend dagegen die Erklärung über die Windlade und Canäle. Unstreitig würde durch eine andere Anordnung und Stellung das Ganze gewonnen haben. Denn das, was über Pfeifwerk, Register, Manual und Pedal beygebracht wird, ist gut; auch dasjenige auf Erfahrung gegründet, was in den folgenden Capiteln über das, was Orgeln schädlich ist, Stimmung, Prüfung, Disposition derselben, mitgetheilt ist. In dem zweyten Abschnitte, vom Orgelspiele (wozu Vor-, Choral-, Zwischen-Spiel und Begleitung der Orgel bey der Kirchenmusik gehören) wird das Bekannte zweckmäfsig zusammengestellt. Die vom Vf. gerügte Unzweckmäfsigkeit des Orgelspiels, deren sich manche Schullehrer auf dem Lande, auch wohl Organisten in den Städten, schuldig machen, ist leider nur allzu wahr. Rec. weiss aber auch aus Erfahrung, wie schwer es ist, junge, im Seminar gebildete Schulmänner, denen es nicht an zweckmäfsiger Anleitung des Orgelspiels fehlte, vor der unseligen Hinneigung zum Geschmacklosen zu verwahren. Über das Vorspiel und den Choral sind nützliche Erinnerungen beygebracht, nur wollen wir nicht vergessen, dass jenes nicht ohne genaue Kenntniss der Harmonie und ihrer Anwendung, Erfodernisse, die man nicht bey jedem Orgelspieler voraussetzen kann, möglich ist. Auch würden wir dem Schüler die Zwischenspiele nicht vorschreiben, sondern ihn vielmehr anleiten, sie aus dem Schlussaccorde und mit Hinsicht auf den folgenden Accord zu entwickeln. So nur verweilt ungestört das Ohr des Hörers bey jenem, indem es zugleich allmählich zu dem anderen geführt wird. In dem Capitel über das Registriren vermisst man eine bestimmte Anleitung über diesen wichtigen Beytrag eines zweckmäfsigen Orgelspiels, welcher aus *Knecht* oder *Vogler* hätte mitgetheilt werden können. Am Schlusse empfiehlt der Vf. denen, die sich in der so wichtigen und immer seltener werdenden Kunst des Orgelspiels vervollkommnen wollen, das Anhören vorzüglicher Organisten, unter denen wir jedoch die Namen: *Rink*, *Fischer*, *Vierling*, *Umbreit*, *Bachmann* u. A. vermissten. Das Werkchen ist gut gedruckt, nur haben sich darin mehrere Fehler der Rechtschreibung, besonders in Namen, z. B. Marburg, Häring, Beutheu, Putschel u. A., eingeschlichen, die wohl nicht als blosse Druckfehler gelten dürften.

M. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1818.

MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Kummer: *Die drey Probleme der Rectification, der Complanation und der Cubirung, ohne Betrachtung des unendlich Kleinen u. s. f., gelöst von Bernard Bolzano,* Weltpriester, Dr. der Philos. u. s. w. 1817. XXIV u. 80 S. 8. Mit 1 Kupfertafel.

2) Prag, b. Enders: *Der binomische Lehrsatz, und als Folgerung aus ihm der polynomische, und die Reihen, die zur Berechnung der Logarithmen und Exponentialgrössen dienen, genauer als bisher bewiesen, von Bernard Bolzano* u. s. w. 1816. XVI u. 144 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Prag, b. Haase: *Rein analytischer Beweis des Lehrsatzes, dass zwischen je zwey Werthen, die ein entgegengesetztes Resultat gewähren, wenigstens eine reelle Wurzel der Gleichung liege, von Bernard Bolzano* u. s. f. 1817. XXVIII u. 32 S. gr. 8. (6 gr.)

Wir kennen den Vf. dieser Schriften schon aus seinen früheren Arbeiten (z. B. Betrachtungen über einige Gegenstände der Elementargeometrie, Prag, 1804) als einen wahrheitsliebenden Forscher und scharfen Denker. Da aber seine literarischen Versuche nicht bekannt genug geworden sind: so übernimmt es Rec. sehr gern, die drey jüngsten Früchte seines Studiums zur näheren Kenntniss des grösseren mathematischen Publicums zu bringen. Des Vfs. Ansichten sind neu, auf scharf bestimmte Begriffe gestützt, mit grosser Consequenz durchgeführt, und erstrecken sich über einige der wichtigsten mathematischen Lehren. Warum sollten wir sie also nicht genauer beachten? Wohl bedarf es bisweilen einiger Anstrengung, um seinem Ideengange zu folgen; doch soll diess den Unbefangenen nicht abschrecken.

In No. 1 sucht der Vf. die drey wichtigen Probleme von der Rectification, der Complanation und von der Cubirung, ohne Betrachtung des Unendlich-Kleinen, ohne die Annahme des Archimedes, und ohne eine nicht streng erwiesene Voraussetzung, als Probe einer gänzlichen Umgestaltung der Geometrie, aufzulösen. Zu diesem Behufe legt er die drey Formeln zum Grunde, nach welchen 1) die Länge einer jeden Linie $= \int\sqrt{(dx^2+dy^2+dz^2)}$; 2) die Grösse jeder Fläche $= \int\int dx\,dy\sqrt{\left[1+\left(\frac{dz}{dx}\right)^2+\left(\frac{dz}{dy}\right)^2\right]}$, und der Inhalt jedes Körpers $= \int\int\int dx\,dy\,dz$ ist, wenn $x\,y\,z$ die drey rechtwinklichen Coordinaten dieser Raumdinge bezeichnen. Von diesen Formeln behauptet nun der Vf., dass kein bisher bekannt gewordener Beweis derselben *ächt wissenschaftlich* sey, und bringt Gründe vor, welche für den unparteyischen Forscher grosses Gewicht haben. Um aber die Leser in den Stand zu setzen, des Vfs. neue Methode, wenigstens *für einen einzelnen Fall*, zu übersehen und zu prüfen, theilen wir Folgendes hier mit.

Es sey also die Länge einer Linie zu berechnen, welche von einfacher Krümmung, und deren rechtwinkeliges Coordinatensystem in einerley Ebene mit ihr befindlich ist. Die gegebene Gleichung für diese krumme Linie sey $y = fx$, und die zu findende Länge des Stücks, das zur Abscisse x gehört, $= Fx$. Indem x um Δx wächst, nimmt diese Länge um eine Grösse $F(x+\Delta x) - Fx$ zu, welche nach dem *Taylor*'schen Satze $\Delta x\left[\frac{dFx}{dx}+\frac{\Delta x}{2}\cdot\frac{d^2Fx}{dx^2}+\ldots\right]$ ist. Offenbar hängt diese Grösse nicht von der Beschaffenheit des Stücks, welches zu x, sondern bloss von demjenigen Bogenstücke ab, das über dem Abscissenstücke Δx steht. Da nun dieses Bogenstück lediglich durch Ordinaten bestimmt wird, die zu Abscissen gehören, welche nicht ausserhalb der Grenzen x und $x + \Delta x$ liegen: so folgt, dass auch die Function $F(x+\Delta x) - Fx$ bloss von den Werthen abhange, welche die fx für alle Werthe ihrer Wurzel annimmt, welche nicht ausserhalb x und $x + \Delta x$ liegen; oder, was ebenso viel ist, dass $F(x+\Delta x) - Fx$ bloss durch die Werthe bestimmt sey, welche $f(x+m\Delta x)$ giebt, wenn man für m jeden denkbaren ächten Bruch, 0 und 1 mitgerechnet, setzt. Aber noch weiter, wenn man durch Annahme einer neuen Abscissenlinie, die mit der ersten parallel läuft, alle y um ein gleich grosses Stück A verlängert oder verkürzt, während die x ungeändert bleiben: so darf sich abermals in der Beschaffenheit der Function Fx, mithin auch der $F(x+\Delta x) - Fx$ nichts ändern, weil auch noch dann immer zu demselben x dasselbe Bogenstück gehört. Hieraus ergiebt sich, dass zur Bestimmung der Function $F(x+\Delta x) - Fx$ nicht einmal die absolute Grösse der Werthe nöthig sey, die $f(x+m\Delta x)$ an-

nimmt, wenn man für m alle denkbaren ächten Brüche, sammt o und 1, setzt; sondern dass hiezu die blosse Angabe des Werthes der *Differenzen* f (x + m Δ x) — d hinreicht. Betrachten wir nun bey verschiedenen Werthen von Δx, die Grösse x, und mithin auch die Grösse y als beständig: so ist uns erlaubt, die willkührliche Constante d auch = y = fx anzunehmen, und sonach zu sagen, dass die Function F (x + Δ x) — Fx bloss durch die sämmtlichen Werthe bestimmt seyn müsse, welche f (x + m Δ x) — fx giebt, wenn man für m jeden gedenkbaren ächten Bruch, nebst o und 1, setzt. Wenn endlich in zwey oder mehreren Curven der Zuwachs der Abscisse Δx zu jenem der Ordinate = f(x + Δx) — fx in einem und ebendenselben Verhältnisse steht, d. h. wenn der Quotient $\frac{f(x+\Delta x)-fx}{\Delta x}$ für diese Linien gleich gross ist; wenn ferner ebenso auch die Quotienten $\frac{f(x+m\Delta x-fx}{m\Delta x}$, m sey was immer für ein ächter Bruch, von gleicher Grösse sind: so müssen die zu Δx gehörigen Bogenstücke in diesen Linien einander *ähnlich* seyn; und aus der Lehre von der Ähnlichkeit ist erweislich, dass auch die *Längen* dieser Bogenstücke = F (x + Δ x) — Fx dann zu Δx überall ein gleiches Verhältniss haben, d. h. dass auch der Quotient $\frac{F(x+\Delta x)-Fx}{\Delta x}$ für alle diese Linien gleich sey. Also erfahren wir endlich, dass die Function $\frac{F(x+\Delta x)-Fx}{\Delta x}$ bloss durch die Werthe bestimmbar sey, welche die Function $\frac{f(x+m\Delta x)-fx}{m\Delta x}$ angiebt, wenn man für m in ihr jeden gedenkbaren ächten Bruch, sammt o und 1, setzt. Denn so lange nur die letzten Grössen alle unverändert bleiben: so lange bleibt (nach dem so eben Gezeigten) auch die Grösse $\frac{F(x+\Delta x)-Fx}{\Delta x}$ dieselbe, wie sich auch immer der absolute Werth von Δx, fx, Fx u. s. w. ändere. Da alle diese Behauptungen gelten, so klein man auch Δx annehmen mag, und da in in diesem Falle der Werth von $\frac{F(x+\Delta x)-Fx}{\Delta x}$ dem Werthe $\frac{dFx}{dx}$, und ebenso die unter der Form $\frac{f(x+m\Delta x-fx}{m\Delta x}$ enthaltenen Grössen dem Werthe $\frac{dfx}{dx}$ so nahe kommen, als man nur immer will: so ist einleuchtend, dass auch die Grösse, in welche $\frac{F(x+\Delta x)-Fx}{\Delta x}$ für Δx = o übergeht, d. h. $\frac{dfx}{dx}$ bloss aus der Grösse bestimmbar seyn müsse, in welche die Functionen $\frac{f(x+m\Delta x)-fx}{m\Delta x}$ für Δx = o übergehen, d. h. aus $\frac{dfx}{dx}$. Dieses vorausgesetzt, bedeute nun y = φx die Gleichung für irgend eine andere Linie, und Φx sey ihre Länge. Sonach bezeichnen Fx und Φx Dinge von einerley Art, Längen von Linien nämlich; und da bekanntlich die ganze Natur einer Linie, also auch die *Länge* derselben, durch ihre *Gleichung* bestimmt wird: so giebt es auch ohne Zweifel irgend ein gleichlautendes Gesetz, nach dem für alle Linien die Functionen Fx und Φx aus den Functionen fx und φx abgeleitet werden können. Nach dem Bewiesenen aber werden die Functionen $\frac{dFx}{dx}$ und $\frac{d\phi x}{dx}$ bloss durch die Werthe bestimmt, welche die Functionen $\frac{dfx}{dx}$ und $\frac{d\Phi x}{dx}$ haben; so zwar, dass sie von deren innerer Beschaffenheit ganz und gar unabhängig sind. Da nun $\frac{dFx}{dx}$ und $\frac{d\Phi x}{dx}$ nach einerley Gesetz aus Fx und Φx, $\frac{dfx}{dx}$ und $\frac{d\Phi x}{dx}$ aber nach einerley Gesetz aus fx und Φx abgeleitet sind: so folgt, dass auch die Bestimmung der $\frac{dFx}{dx}$ aus dem Werthe von $\frac{dfx}{dx}$, und die Bestimmung der $\frac{d\Phi x}{dx}$ aus dem Werthe von $\frac{d\Phi x}{dx}$ nach einerley Gesetz geschehe. Wenn also für irgend einen bestimmten Werth von x, der Grösse $\frac{d\Phi x}{dx} = \frac{d\Phi x}{dx}$ ist: so sind die bestimmten Stücke der Functionen $\frac{dFx}{dx}$, $\frac{d\Phi x}{dx}$ einander völlig gleich, also gewiss auch sie selbst; d. h. $\frac{dFx}{dx}$ muss ebenso aus $\frac{dfx}{dx}$ wie $\frac{d\Phi x}{dx}$ aus $\frac{d\Phi x}{dx}$ zusammengesetzt seyn. Lassen wir nun y = φx die Gleichung für eine *gerade* Linie bedeuten; so wissen wir φx, und mithin auch $\frac{d\Phi x}{dx}$, zu finden, und erfahren hiedurch auch $\frac{dFx}{dx}$. Für eine gerade Linie ist nämlich die Function Φx von der Form α + βx, und φx dann $= x\sqrt{1+\beta\beta}$; daher $\frac{d\phi x}{dx} = \sqrt{1+\beta\beta}$. Ist aber φx = α + βx: so ist $\frac{d\phi x}{dx} = \beta$; also $\frac{d\Phi x}{dx} = \sqrt{1+\left(\frac{d\phi x}{dx}\right)^2}$; mithin auch $\frac{dFx}{dx} = \sqrt{1+\left(\frac{dfx}{dx}\right)^2} = \sqrt{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}$, die bekannte Formel für die Länge einer Linie von einfacher Krümmung.

Wir sehen, dass nur diese Darstellung [illegible]

freulich gewesen ist, und wünschen ihr, sowie der ganzen Schrift des Vfs., die besondere Theilnahme des mathematischen Publicums.

In No. 2 erhalten wir eine neue Probe von dem regen Streben des Vfs. Alle früheren Bemühungen, den binomischen und polynomischen Lehrsatz mit Evidenz zu beweisen, sind demselben nicht vollkommen befriedigend. 1) Habe man die Glieder der Binomialreihe, wenn der Exponent keine ganze positive Zahl war, ins *Unendliche* fortgehen lassen, und hiedurch also dieses *Unendliche* zu berechnen versucht. 2) Habe man die Binomialgleichung als eine *für jeden Werth* des Exponenten und für jede Beschaffenheit der zweytheiligen Grösse geltende Gleichung dargestellt, und doch sey es gewiss, dass sie nur eigentlich für einen ganzen und positiven Exponenten gelte. 3) Wäre die Unstatthaftigkeit der Gleichung $(1+x)^n = \ldots$ für den Werth von $x < \pm 1$ allgemein anerkannt. 4) Sind alle für den binomischen Lehrsatz bisher geführten Beweise schon deshalb fehlerhaft, weil sie *zu viel* beweisen: denn der Satz gilt für einen gebrochenen oder negativen Exponenten, höchstens, wenn $x < \pm 1$ ist. Aber in welchem Beweise wird auf dieses unumgängliche Bedingniss Rücksicht genommen? Was soll es helfen, dass man sich bloss hinterher die Anwendung der Sätze, wo $x =$ oder $> \pm 1$ ist, verbietet, wenn aus den Beweisen nicht selbst zu ersehen ist, warum sie nicht auch für diese Fälle gelten? Diese Kritiken, welche der Vf. mit Ausführlichkeit darlegt, haben unseren vollen Beyfall. Was nun des Vfs. eigene Darstellung betrifft: so können wir ihr weder Originalität, noch Gründlichkeit absprechen, und halten uns für verpflichtet, sowohl Kenner, als Liebhaber der streng analytischen Methode hierauf aufmerksam zu machen, überzeugt, dass sie mit Theilnahme und Zufriedenheit diese Schrift durchlesen werden.

Mit Recht bemerkt der Vf. in No. 3, dass es in der Lehre von den Gleichungen zwey Sätze gebe, deren Richtigkeit noch vor Kurzem nicht gehörig erwiesen war. Der erste ist: zwischen je zwey Werthen der unbekannten Grösse, die ein entgegengesetztes Resultat gewähren, muss immer wenigstens *eine* reelle Wurzel der Gleichung liegen; der andere heisst: Jede algebraische rationale ganze Function einer veränderlichen Grösse lässt sich in reale Factoren des ersten oder zweyten Grades auflösen. — Mit gleichem Rechte erwähnt der Vf. die misslungenen Versuche eines befriedigenden Beweises des letzteren Theorems, und ertheilt der Demonstration des vortrefflichen *Gauss* (*Demonstratio nova altera* und *Demonstratio nova tertia theorematis, omnem functionem algebraicam rationalem integram unius variabilis in factores reales primi vel secundi gradus resolvi posse*; 1816. 4.) das verdiente Lob. — Was aber den strengen und vollkommen befriedigenden Beweis des ersten Satzes betrifft, so bemerkt der Vf. mit Recht, dass dieser weder von *Kästner*, noch von *Clairaut*, *Lacroix*, *Metternich*, *Klügel*, *Lagrange*, *Rösling* u. A. geliefert worden sey. Denn die *gewöhnliche* Beweisart stützt sich auf eine geometrische (also der Analysis fremdartige) Wahrheit: dass jede continuirliche Linie von einfacher Krümmung, deren Ordinaten erst positiv, dann negativ (oder umgekehrt) sind, die Abscissenlinie nothwendig irgendwo in einem Puncte, der zwischen jenen Ordinaten liegt, durchschneiden müsse. — Ebenso unzulässig ist ein anderer Beweis, welcher aus dem Begriffe der Stetigkeit einer Function mit Einmengung der Begriffe von *Zeit* und *Bewegung* geführt wird. — Ein Gleiches gilt von dem Beweise durch Hülfe des (selbst erst zu begründenden) Satzes: jede veränderliche Grösse kann aus einem bejahenden Zustande in einen verneinenden nur durch den Zustand des Nullseyns oder der Unendlichkeit übergehen. — Auch ist folgender Schluss: Weil fx für $x = \alpha$ bejaht, für $x = \beta$ verneint ist, so muss es zwischen α und β zwey Grössen a und b geben, bey denen der Übergang aus den bejahten Werthen fx in die verneinten geschieht, so zwar, dass zwischen a und b kein Werth von x mehr fällt, für welchen fx noch bejaht oder verneint wäre, u. s. f. — Des Vfs. Versuch einer objectiven Begründung des Lehrsatzes nimmt folgenden Gang. Die zu beweisende Wahrheit, dass zwischen den zwey Werthen α und β, die ein entgegengesetztes Resultat gewähren, jederzeit wenigstens eine reelle Wurzel liege, beruht offenbar auf jener *allgemeineren*, dass, wenn zwey stetige Functionen von x, fx und φx von solcher Beschaffenheit sind, dass für $x = \alpha$, $f\alpha < \varphi\alpha$, für $x = \beta$ aber $f\beta > \varphi\beta$ ausfällt, allemal irgend ein zwischen α und β liegender Werth von x vorhanden seyn müsse, für welchen $fx = \varphi x$ wird. Allein wenn $f\alpha < \varphi\alpha$ ist; so ist vermöge des Gesetzes der Stetigkeit auch noch $f(\alpha + i) < \varphi(\alpha + i)$, wenn man nur i klein genug annimmt. *Die Eigenschaft des Kleinerseyns* also kömmt der Function von i, die der Ausdruck $f(\alpha + i)$ darstellt, für alle Werthe von i zu, die kleiner sind, als ein gewisser. Gleichwohl kömmt diese Eigenschaft ihr nicht für *alle* Werthe von i ohne Einschränkung zu; namentlich nicht für ein i, dass $= \beta - \alpha$ wäre, indem $f\beta$ schon $> \varphi\beta$ ist. Nun gilt der *Lehrsatz*, dass so oft eine gewisse Eigenschaft M allen Werthen einer veränderlichen Grösse i, die kleiner, als ein gegebener sind, und doch nicht *allen überhaupt* zukommt; so giebt es jederzeit irgend einen *grössten* Werth u, von dem behauptet werden kann, dass alle i, die $< u$ sind, die Eigenschaft M besitzen. Für diesen Werth von i selbst kann nun $f(\alpha + u)$ nicht $< \varphi(\alpha + u)$ seyn; weil sonst nach dem Gesetze der Stetigkeit auch noch $f(\alpha + u + \omega) < \varphi(\alpha + u + \omega)$ wäre, wenn man ω nur klein genug annähme. Und folglich wäre es nicht wahr, dass u der grösste von den Werthen ist, von welchen die Behauptung gilt, dass alle unter ihm stehenden Werthe von i, $f(\alpha + i) < \varphi(\alpha + i)$ machen; sondern $u + \omega$ wäre ein noch grösserer Werth, von dem dasselbe gilt. Noch weniger aber kann $f(\alpha + u) > \varphi(\alpha + u)$ seyn; indem sonst auch $f(\alpha + u - \omega) > \varphi(\alpha + u - \omega)$ seyn müsste, wenn man ω klein

genug annimmt; und folglich wäre es nicht wahr, dass für alle Werthe von i, die $< u$ sind $f(\alpha + i) < \varphi(\alpha + i)$ sey. So muss denn also $f(\alpha + u) = \varphi(\alpha + u)$ seyn; d. h. es giebt einen zwischen α und β liegenden Werth von x, nämlich $\alpha + u$, für welchen die Functionen fx und φx einander gleich werden. Es handelt sich nur noch um den Beweis des erwähnten *Lehrsatzes*. Diesen erweisen wir nun, indem wir zeigen, dass jene Werthe von i, von welchen behauptet werden kann, dass alle kleineren die Eigenschaft M besitzen, und jene, von denen sich diess nicht mehr behaupten lässt, einander so nahe gebracht werden können, als man nur immer will; woraus sich für Jeden, der einen richtigen Begriff von *Grösse* hat, ergiebt, dass der Gedanke eines i, welches das *grösste* derjenigen ist, von denen gesagt werden mag, dass alle unter ihm stehenden die Eigenschaft M besitzen, der Gedanke einer reellen *wirklichen* Grösse sey.

Je mehr wir in Allem diesem eine eigenthümliche und interessante Darstellung des fraglichen Theorems erkennen: mit desto grösserer Theilnahme und Überzeugung fodern wir den Vf. auf, sein vorzügliches Talent auch fernerhin zur Entdeckung oder schärferen Begründung mathematischer Lehren nicht unbenutzt zu lassen.

A.

MUSIK.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Praktische Singschule für Lehrer und Schüler, welche sich selbst im Gesange unterrichten wollen*, von (J. J.) *Wachsmann*. 1822. Erster Cursus. Erstes u. zweytes Heft. 40 u. 28 S. 8. (16 gr.)

So lange es uns, ungeachtet der trefflichen Vorarbeiten von *Nägeli, Natorp* u. A. m., an einer durchgreifenden und erschöpfenden, die besonderen Schwierigkeiten dieses Unterrichts ganz besiegenden Gesanglehre fehlt, wird jeder Beytrag zum Studium des Gesanges, insbesondere, wenn er sich durch Eigenthümlichkeit der Anordnung und Ausführung des Ganzen empfiehlt, allen Freunden dieser Kunst gewiss willkommen seyn, und ihre besondere Beachtung verdienen. Wir freuen uns, diese Vorzüge an obiger Schrift mit Überzeugung herausheben, und sie zugleich als Merkmale davon, dass der Vf. mit Besonnenheit und Umsicht an ihre Ausarbeitung ging, anführen zu dürfen. Die Veranlassung zu diesem Unternehmen gab dem Vf. der Mangel an einem Lehrbuche für den Gesang, das sich durch eine vollkommen zweckmässige Anordnung nicht nur auszeichnete, sondern auch von den zwey Fehlern der Unvollständigkeit oder allzu grossen Weitläufigkeit entfernt hielte. So entstand, nach einem eigenen, von ihm entworfenen Plane, mit sorgfältiger Benutzung des Vorhandenen, sowie mit nachgeholter Verbesserung des Ganzen, die vor uns liegende Singschule, welche aus zwey Heften besteht. Der erste oder praktische Theil enthält Alles das, was der Schüler üben und lernen soll, auf 13 Notentafeln, welche die Notenkenntniss, Taktarten, Intonation, Tonarten, Intervalle, Aussprache, Rhythmus, Tempo, Dynamik, Kunstwörter, Übungen zum mehrstimmigen Gesange, Manieren und Stimmbildungsversuche (*Solfeggi*) umfassen. Das Ganze zeigt von planvoller Anordnung in stufenweiser Aufeinanderfolge der Materien, von einer zweckmässigen Zusammenstellung des Zusammengehörenden und von Vermeidung allzu grosser Weitläufigkeit oder Kürze. Mit Recht hat auch der Vf. seine Aufmerksamkeit insbesondere der Aussprache (S. 19), die in ähnlichen Anweisungen bisweilen vermisst wird, sowie einen eigenen Abschnitt der Stimmbildungsübung (S. 34), dem wir noch einige Ausführlichkeit und Modificationen der Figuren gewünscht hätten, gewidmet. Das zweyte Heft, welches seinem Vorgänger zur Erläuterung dient, ist für den Lehrer oder diejenigen Schüler, welche sich selbst unterrichten. Für den letzten Zweck dürfte jedoch die Kürze, womit das Ganze abgefasst ist (28 Seiten), in vielen Fällen nicht ausreichend seyn. Auch hätte Manches einer bestimmteren Erklärung bedurft. Für die Benennung: Musikschlüssel, würde eher: Notenschlüssel haben gesetzt werden müssen; auch ist es unrichtig, die drey angeführten verschiedenen Schlüssel für Discant, Bass und Violine mit *C*, *F* und *G* zu bezeichnen, wie es meistentheils geschieht; es sollten kleinere Buchstaben, um zugleich den Standpunct anzudeuten, worauf sie sich wirklich befinden, also: *c*, *f*, *g* Schlüssel, gesetzt werden. Manche Erklärungen der Kunstwörter, als: Ton, Intervalle (wofür wir Tonverhältniss oder Tonentfernung sagen würden), dürften dem Schüler, der sich selbst unterrichten will, ohne besondere Erklärung nicht klar und ausreichend seyn. — Doch das Gesagte soll übrigens den Werth dieser Gesanglehre nicht vermindern, sondern nur die Aufmerksamkeit beweisen, womit wir dieselbe geprüft haben. Der Vf. bemerkt noch in der Vorrede, dass sich an diesen ersten Cursus eine Sammlung von Choralmelodieen, dann eine Sammlung von ein-, zwey- und dreystimmigen Liedern, die nach und nach vermehrt werden soll, anschliessen wird. Wir wünschen, dass ihm die Ausführung dieser Absicht, wie in diesem Hefte, gelingen möge.

M. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1823.

MEDICIN.

Hannover, in der Helwing'schen Buchhandl.: *Stieglitz's Ideen über den thierischen Magnetismus*, beleuchtet von Dr. *J. C. L. Ziermann*. 1820. 169 S. 8. (16 gr.)

Das bekannte Werk des Hn. *Stieglitz* über den thierischen Magnetismus erfuhr eine sehr ungleiche Aufnahme. Diejenigen, welchen Gelehrsamkeit, Autorität und ein kritischer Anstrich zur Würdigung jenes Gegenstandes hinreichend schienen, glaubten das Werk nicht genug preisen zu können; wem aber Unbefangenheit, Folgerichtigkeit, und besonders eigene und vielseitige Erfahrung, zu gehöriger Würdigung unumgänglich schienen, der konnte dem Werke keinen großen Werth beylegen. Zu der letzten Partey bekannt sich Rec., was er bereits anderswo ausgesprochen hat. Während in Berlin durch *C. W. Hufeland's* Übertritt zur *Stieglitz*'schen Ansicht *Wolfarts* interessante Gegenschrift (der Magnetismus in seinem wahren Werthe, behauptet gegen die *Stieglitz-Hufeland*'sche Schrift) hervorgerufen wurde, erschien in Hannover die Schrift des Hn. *Ziermann*, weil Hr. *Stieglitz* die Anwendung des thierischen Magnetismus zu unterdrücken suchte, und ein Verbot der Anwendung des gemeinsamen magnetischen Verhältnisses bewirkte. Die Schrift ist gründlich und klar geschrieben; es gereicht dem Vf. zur besonderen Ehre, dass er sich nicht, wie es leider so oft geschieht, zu Persönlichkeiten hingiebt, sondern immer bey der Sache bleibt. Er beurtheilt die wesentlichsten Puncte der *Stieglitz*'schen Schrift, und zeigt ihre Unhaltbarkeit. Wir heben nur die Hauptpuncte hervor. — Die wesentlichste Einwendung gegen *St.* bleibt immer die, dass er über eine Sache, die nur durch Erfahrung erkannt werden kann, ganz von derselben nach eigenem Geständniss entblösst, abgeurtheilt hat. Die Gründe, mit denen er das Daseyn einer sensiblen Nervensphäre bestreitet, sind unhaltbar; allein wenn sie selbst haltbar wären: so könnte dadurch nichts gegen den thierischen Magnetismus bewiesen werden, dessen Daseyn auf unzähligen Thatsachen beruht. Man muss streng unterscheiden die Widerlegung einer Ansicht über den thierischen Magnetismus von dem Beweise der Nichtigkeit desselben; jene mag immerhin Statt finden; dieser aber ist unmöglich, weil man unzählige Thatsachen nicht ungeschehen machen kann. — *St.* verwirft alle bisherigen Theorieen über die Wirksamkeit des thierischen Magnetismus; allein seine eigene Theorie, dass überflüssige Hautausdünstungsstoffe das eigentlich Wirkende abgeben, ist nicht auf eine einzige Thatsache gegründet, und allen anerkannten Thatsachen zuwider. Dass Einbildungskraft und Vertrauen allein die thierisch-magnetische Wirksamkeit nicht begründen können, ist ebenfalls den Erfahrenen längst bekannt. Den einzelnen Manipulationen schreibt *St.* offenbar zu eigenthümliche Wirkungen zu, welches er um so weniger thun sollte, da *Puységur*, dem er allzu grosses Lob ertheilt, die Manipulationen fast gar nicht beachtet. *St.* leugnet die Wirksamkeit des Baquets, während er die Wirksamkeit magnetisirter Flaschen zugiebt; diess ist um so unbegreiflicher, da Baquet und Flasche ganz auf demselben Grunde beruhen. *St.* tadelt die in der *Mesmer*'schen Schule hervorgebrachten Krisen, während diese, von verständigen Ärzten geleitet, zum wohlthätigsten Heilmittel werden können. Nicht die Laien, welche in Frankreich die Ausübung des thierischen Magnetismus unternommen, und in dem natürlichen Streben nach Erklärung des Unbekannten manche unbegründete Lehrgebäude errichtet haben, sind zu tadeln, sondern die Ärzte, welche, durch Vorurtheil und bösen Willen veranlasst, die Erkenntniss und Ausübung vernachlässigten, und Laien, denen das Wohl ihrer Nebenmenschen am Herzen lag, veranlassten, ein ihnen nicht gehörendes Geschäft mit eigener Aufopferung zu unternehmen. — Dass die Hervorbringung des Schlafwachens eine Anlage des Kranken bedinge, hat Niemand geleugnet; dass aber dieser Zustand durch die magnetische Behandlung häufiger, als sonst, und überhaupt in einer viel vollkommneren Form hervortrete, ist ebenfalls nicht zu leugnen. Überhaupt verwechselt *St.* anhaltendes Schlafwachen und magnetische Zustände, während jenes doch nur als eine gewisse Erscheinungsweise der letzten betrachtet werden kann. Daher entsteht auch der falsche Satz, nur wenige Menschen seyen für die magnetische Wirkung empfänglich. — Die Bestreitung der Möglichkeit der Erscheinungen des sogenannten Hellsehens ist doppelt unzulänglich, theils weil man bey Naturerscheinungen niemals über Möglichkeit oder Unmöglichkeit absprechen darf, sondern immer nur das Daseyn oder Nichtdaseyn derselben als bewährter

Thatsachen zu betrachten hat, theils weil er selbst einige bey nicht magnetisirten Personen beobachtete Erscheinungen anführt, die eigentlich ganz in die Kategorie des Hellsehens gehören. — Die Erscheinungen des Hellsehens durch den Instinct und die Heilkraft der Natur erklären zu wollen, ist ein durchaus verfehltes Unternehmen; alle drey stammen aus Einem gemeinsamen höheren Princip, und können sich, als gleich begreiflich oder unbegreiflich, nicht wechselsweise erklären. — Dass die geistige Thätigkeit im Schlafwachen sich schneller entwickele, als im gewöhnlichen Leben, durfte nicht anstössig seyn, weil hier in der That ein ganz anderes, gesteigertes Verhältniss Statt findet; hiezu kommt noch, dass die gedachte Entwickelung in der That nicht immer schnell erfolgt, sondern sich nicht selten sehr allmählich ausbildet. — Dass das Sehen und Hören der Schlafwachenden ein uneigentliches sey, und dass diese Bezeichnungen von ihnen nur analogisch statt Wahrnehmen überhaupt gebracht werden, ist besonders von *Wolfart* schon erwogen worden. Um so weniger kann man *St.* beypflichten, wenn er, seiner Hypthese zu Gefallen, alle Wahrnehmungen durch Geruch der Dunststoffe, und ebenso auch den Rapport zu erklären sucht. — Überhaupt ist *St.* sehr ungleich im Annehmen und Leugnen der Thatsachen, wie es auch nicht anders seyn konnte, da er seine individuellen Ansichten zum Richter über Thatsachen macht. Die Widersprüche, die sich hieraus ergeben, sind an vielen Stellen des Werks, grossentheils immer mit Anführung von *St's.* eigenen Worten, aufgezeigt. — Die harten Urtheile, die Hr. *St.* an vielen Orten gegen *Mesmer* ausspricht, werden gerügt, und ihre geschichtliche Unwahrheit angedeutet. — Zuletzt wird gezeigt, wie *St.* auch in der praktischen Ansicht dieser Sache durchaus parteyisch zu Werke geht, indem er trotz der von ihm selbst an mehreren Stellen anerkannten grossen Wirksamkeit des thierischen Magnetismus, denselben auf Fälle beschränkt, wo erwiesene Unheilbarkeit Statt findet. Der Vf. warnt mit Recht jüngere Ärzte, sich nicht mit der Übernahme der magnetischen Behandlung solcher Zustände zu befassen, um die Sache und sich selbst nicht in übeln Ruf zu bringen. Er zeigt ferner, wie die vorgegebenen üblen Nachwirkungen des thierischen Magnetismus theils erdichtet und übertrieben, theils Folgen einer schlechten Behandlung seyen, während man von einer vorsichtigen, ärztlich-magnetischen Behandlung sagen kann, dass sie den Kranken bestimmt geringeren üblen Nachwirkungen aussetze, als die gewöhnliche ärztliche Behandlung, besonders aber diejenige, welche mit Giften der heftigsten Arten, und mit allen anderen heroischen Mitteln nach der herrschenden Mode freygebig verfährt. Endlich wird noch dargelegt, wie das Magnetisirenlassen durch Laien, selbst aber auch durch Ärzte, die aber bloss als Instrument dienen sollen, ganz verwerflich sey. Der magnetisirende Arzt muss selbstständig bey jeder Behandlung dastehen; als willkührliches Werkzeug in den Händen Anderer wird er gewöhnlich seine Wirkung verfehlen. Diese Meinung theilt Rec. aus eigener Erfahrung von ganzem Herzen, und wünscht zum Heile der Menschheit und der Wissenschaft, dass wir bald auf den Standpunct gelangen mögen, wo jeder Arzt, hinlänglich mit Kenntniss des thierischen Magnetismus und erlangter Übung in demselben versehen, selbstständig und ohne Zuziehung eines sogenannten Magnetiseurs, das überaus wohlthätige Heilmittel in allen Fällen unumwunden anwenden könne, wo Erfahrung und darauf gebaute Ansicht die Anwendung erheischen.

Rud.

PHYSIK.

LANDSHUT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Physik und angewandten Mathematik*, verfasst von *Thaddä Siber*, Prof. der Physik u. s. w. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage. 1815. X u. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Plan des Vfs., die Elemente der Physik und angewandten Mathematik in *einem* Lehrbuche vorzutragen, hat unseren Beyfall, da beide Wissenschaften in so enger Verbindung stehen, beide gewöhnlich von *einem* Lehrer an Lyceen oder höheren Gymnasien vorgetragen werden, und die physische Chemie ihre Stelle mit Recht in den Compendien der eigentlichen Chemie einnimmt. Die kurze Übersicht der Schrift ist folgende: Einleitung. Metaphysische Lehrsätze. Phänomene der Gravitation. I. Niedrigste Stufe der Expansion in der festen Form. A. Druck der festen Körper, oder Geostatik. B. Bewegungslehre fester Körper. II. Tropfbarflüssige Form. A. Gleichgewicht des Flüssigen, oder Hydrostatik. B. Bewegung des Flüssigen, oder Hydraulik. III. Wärmelehre. IV. Ausdehnbare Form. a) Dünste, b) Gase, c) Dämpfe. Physische Eigenschaften der atmosphärischen Luft. V. Vom Sonnenlichte. (Elemente der Optik.) VI. Magnetische Erscheinungen. VII. Elektrische Erscheinungen.

Was nun die Ausführung dieses Planes betrifft: so sind wir im *Allgemeinen* sowohl mit dem bearbeiteten Stoffe, als auch mit der Art der Darstellung zufrieden. Das Mathematische ist dem Vf. meist besser gelungen, als das Physische. Die Schreibart aber ist nicht durchaus frey von Mängeln. Hätte der Vf. sein Werk, vor dessen Abdrucke, einem Sachverständigen zur scharfen Revision gegeben: so würde es sicher in einer grösseren Vollkommenheit erschienen seyn. Diese, theils grösseren, theils geringeren Gebrechen der Schrift, muss nun der Lehrer, welcher sie zum Leitfaden seines Vortrages wählt, sorgfältig verbessern. Im Ganzen erhebt sich das Buch über das Mittelmässige, und verdient, den besseren Lehrbüchern beygezählt zu werden. — Nach diesem allgemeinen Urtheile gehen wir etwas mehr in das Innere der Schrift ein. — Die 19 *metaphysischen* Lehrsätze, welche der Vf. an die Spitze stellt, werden *hier* von keinem Anfänger verstanden. Sie erhalten eine *Ansicht* der Natur, zu welcher man sich *erst* dann erhe-

hen kann, wenn man die Erscheinungen und ihre Gesetze erkannt hat. So sehr wir metaphysische Forschungen ehren, indem jede Wissenschaft ihre Metaphysik hat, so überzeugt sind wir, dass in der Naturlehre die Metaphysik nur dann etwas frommen werde, wenn sie sich auf die, durch Erfahrung und Verstand bereits gewonnene physische Erkenntniss gründet. — Wenn man z. B. den Satz in 18: Die Urmaterie ist ein Product der Expansion und Contraction, mit scharfem Verstande zergliedert: so wird man finden, dass er das Wesen oder die Entstehung der Materie nicht im Mindesten aufklärt. Das Daseyn des Materiellen ist und bleibt wohl immer ein physisches Postulat. — Daraus, dass es (S. 19) keine absolut harte oder absolut flüssige Materie gebe, folgt unseres Bedünkens noch gar nicht, dass *deswegen* (No. 25) jede Materie mehr oder weniger elastisch seyn müsse. — Die Erklärung in No. 26 ist nicht bestimmt genug, da es weder entschieden, noch wahrscheinlich ist, dass z. B. ein Cubikfuss atmosphärischer Luft von bestimmter Dichtheit den leeren Raum von einigen Millionen Cubikfussen gleichförmig erfüllen werde. — Der Satz in 30, dass jede Materie *desshalb* ins Unendliche theilbar sey, *weil* jedes Element der Materie selbst Materie ist, steht offenbar unbegründet da. — In 42 wird der Widerstand, welchen man empfindet, wenn die Theilchen eines Körpers, bey Veränderung seiner Figur, verschoben werden, sehr unrichtig eine *Reibung* genannt. — In 46, worin der Hebel erklärt wird, zeugen die Worte: „Der Punct, durch welchen der Punct, um welchen die Bewegung geschehen soll, unterstützt wird, heisst die Unterlage," von einer grossen Nachlässigkeit der Schreibart. — In Zus. 2 (S. 48) heisst es irrig, dass die Empfindlichkeit der Wage dadurch erreicht werde, dass der Schwerpunct des Wagbalkens etwas *ober* dem Aufhängpuncte angebracht werde, da es gerade umgekehrt seyn muss. — Der Satz 80 sagt sehr unverständlich: die Grösse des Raumes und die Kleinheit der Zeit der Bewegung geben den relativen Begriff der Geschwindigkeit. Diese Worte können dem Anfänger die Bedeutung der Formel $C = \frac{S}{T}$ unmöglich aufklären. — Die Lehre von der gleichförmig beschleunigten Bewegung ist in 85 höchst unverständlich für den ersten Anfänger entwickelt. Die Zeichen: ∞ und ∞^2 spielen darin keine zweckmässige Rolle. — Der Satz, dass die Schwerkraft abnehme, wie die Quadrate der Entfernungen zunehmen, ist (S. 71) unzureichend dadurch begründet, dass, je weiter die Wirkung eines anziehenden Punctes sich ausdehne, sie sich immer auf eine grössere Kugelfläche erstrecke, und folglich nach Vergrösserung dieser Fläche immer vertheilen, und somit schwächer werden müsse. — Bey der Lehre von dem Falle der Körper auf der schiefen Ebene fehlt der wichtige Satz, dass die Endgeschwindigkeiten zweyer Körper, deren einer längs der schiefen Ebene, der andere aber durch ihre Höhe herabfällt, einander gleich sind. — Wenn bey der Erklärung der Fortpflanzung des Schalles durch die Wellenbewegungen der Luft gesagt wird, „dass dieselben in einem ausdehnbaren Stoffe *in sphaeram*, zum Ohre des Hörenden aber in einer geraden Linie (als Schallstrahl) geschehen müsse": so ist dieses nicht allgemein richtig, da der Schall auch Winkelwege und krumme Linien durchläuft. — Auch hätte (etwa bey 123) die wichtige Eigenschaft des Schalles bemerkt, und erklärt werden sollen, dass seine Stärke nach dem Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen vom schallerregenden Körper abnehme. — Die wichtige Lehre von der Grösse der Bewegung (richtiger: Grösse der bewegenden Kraft) ist in 144 allzu kurz behandelt. Auch heisst es irrig, dass die Grösse der Wirkung eines bewegten Körpers auf einen anderen im Verhältniss seiner Masse und *Kraft* stehe, womit er bewegt werde. Es soll heissen: *Geschwindigkeit.* — Wenn es S. 126 heisst: die Kräfte sind entweder a) belebte, oder b) leblose, zu welchen letzten Wasser, Wind, Gewicht, Dämpfe u. s. w. gezählt werden, so ist die bekannte Bemerkung zu wiederholen, dass leblose oder *todte Kräfte* eigentliche Undinge sind. — Wer die liquiden Kräfte nicht schon durch ihre in den Sinn fallenden Eigenthümlichkeiten kennt, wird sie sicherlich nicht durch das in 187 Gesagte kennen lernen, worin es heisst: So lange im Kampfe der Contraction und Expansion, als der uns alle Materie erscheint, immer den Grenzen der Extreme die Contraction scheinbar siegt, gehen uns feste Körper hervor. Gewinnt aber der expansive Factor Freyheit von seiner Beschränkung: so geht das Feste in das Flüssige über, und zwar bey der Gleichheit der Actionen und der daraus hervorgehenden Indifferenz in das Tropfbar-Flüssige. — Der so wichtige Satz der Hydrostatik 192, dass der Druck eines liquiden Körpers auf die Grundfläche des Gefässes, im Verhältniss dieser Grundfläche und der senkrechten Höhe stehe, ist nicht mit gehöriger Deutlichkeit entwickelt und begreiflich gemacht. Die Bestimmung des Seitendruckes liquider Stoffe, bey gegebener Seitenwand und Höhe des Fluidums nimmt dagegen, mit einer den Anfängern ermüdenden Weitläufigkeit, beynahe *drey* volle Seiten ein, und macht eine einfache Untersuchung ohne Noth schwierig und verwickelt. — Die Lehre von den verschiedenen Methoden, das specifische Gewicht fester und flüssiger Körper zu finden, ist wiederum allzu dürftig abgehandelt. — In dem Abschnitte von der Wärmelehre, welcher im Allgemeinen gut vorgetragen ist, vermissen wir den systematischen Zusammenhang und ein stufenmässiges Aufsteigen vom Einfachen zum Zusammengesetzteren. Der Vortrag in *Greens* bekanntem Handbuche kann den besseren Compendien immer noch zum guten Muster dieser Anordnung dienen. — Der Vf. nennt *Dunst* Alles, was unsichtbar aus den tropfbarflüssigen Körpern in die Höhe steigt, und unsichtbar in der Atmosphäre bleibt, und unterscheidet mit *Parrot* die physischen Dünste von den chemischen. Jene sind durch die Wärme Ausgedehntes, Liquides, ohne dass zu ihrer Entstehung das Daseyn anderer Stoffe (z. B. der atmosphärischen Luft) nothwendig ist. Diese aber ent-

stehen durch Veränderung der Temperatur, durch Wirkung eines anderen Stoffes, und werden durch die Entziehung desselben wiederum zersetzt. So brachte z. B. *Parrot* in einige mit feuchter Luft gefüllte Flaschen mehrere Fliegen, wodurch sich ein Niederschlag bildete, welcher ohne diese Fliegen nicht entstanden ist. — Unter *Dämpfen* versteht sodann der Vf. jenes Expansible, welches sich in Blasen bey dem Kochen der Flüssigkeiten bildet. Allein scheint es denn nicht naturgemäſser, das Verdünsten und Verdampfen als wesentlich Einerley, und nur dem Grade nach als verschieden anzuerkennen? — Sollte bey *Parrots* chemischen Dünsten die Wärme nicht auch eine mitwirkende Rolle spielen? — Eine Nachlässigkeit im Schreiben ist uns S. 229 aufgefallen, wo es heisst: daher siedet Wasser unter der Luftpumpe schon bey 30°. — Der gewöhnliche Heber und die Erklärung seiner bekannten Erscheinungen giebt ebenfalls Anlass zur Kritik. Fürs *Erste* ist es irrig, dass der eine Schenkel der Heberröhre durch Saugen *luftleer* gemacht werden müsse (was bekanntlich gar nicht möglich ist), *dann* wird das Phänomen des Ausfliessens selbst nicht mit gehöriger Klarheit begründet. Wenn a die Grundfläche des innerhalb, und b jene des ausserhalb des Gefässes sich befindenden Schenkels, c aber die Höhe des höchsten Punctes des Hebers in beiden Schenkeln ist: so stellt ac die Kraft vor, mit welcher das Wasser in das Gefäss zurück, und bc jene, womit dasselbe aus dem äusseren Schenkel zu fliessen strebt. Ist nun $bc > ac$: so muss der Ausfluss bey b *anfangen*, und, wegen des fortgesetzten Luftdruckes auf a, so lange *fortwähren*, als a im Wasser steht. *Ferner* ist der *Stechheber* gar nicht erwähnt, und *endlich* heisst es Zus. 1 unrichtig: daher muss bey dem Gebrauche des Hebers *immer* der *längere* Schenkel ausser dem Wasser seyn.

Ähnliche Bemerkungen könnten wir über die folgenden Abschnitte des Werkes beybringen, die wir jedoch, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier übergehen müssen. Der gründliche Lehrer wird sie meist selbst auffinden, und hiedurch die Brauchbarkeit dieser Schrift für den öffentlichen Vortrag merklich erhöhen. Druck, Papier und die Kupfertafeln verdienen Empfehlung.

Δ

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Berlin*, b. Dümmler: *Die allgemeine und die Brandenburgisch-preussische Geschichte.* Ein Leitfaden, zunächst für die mittleren Classen des Gymnasiums in Königsberg i. d. N., von Dr. *Carl Pfefferkorn*, Oberlehrer der Geschichte am Gymnasium in Königsberg i. d. N. 1822. 77 S. 8. (6 gr.)

Wenn der Vf. in der Vorrede äussert, dass er seine Erwartungen würde übertroffen sehen, wenn von dieser, zunächst nur für seine Schüler bestimmten Schrift auch an anderen Gymnasien Gebrauch gemacht würde: so ist das eine löbliche Bescheidenheit, zugleich aber auch ein Bekenntniss, in welchem derselbe Rec. zuvorgekommen. Denn allerdings sind bereits manche ähnliche, durch Form und Inhalt für die Jugend mittlerer Classen in Gymnasien offenbar zweckmäſsigere, Hülfsbücher als Leitfaden bey dem geschichtlichen Unterrichte vorhanden. Die Hinstellung einer solchen nackten Nomenclatur, wie die oben benannte, kann freylich dem Lehrer die Mühe des Dictirens der Namen und Periodenbezeichnungen, oder das Anschreiben derselben an die Tafel ersparen; ob aber dabey weniger Zeit verstreichen würde, als durch die bey der Einrichtung dieses Leitfadens zu Anfange jedes historischen Abschnittes nothwendig gewordene jedesmalige Wiederholung einer besonderen Angabe des Zustandes der einzelnen Staaten in der letzten Zeitperiode, — das ist eine andere Frage. Die *tabellarische* Form bey historischen Hülfsbüchern erleichtert die Übersicht des Ganzen, das synchronistische Auffassen der geschichtlichen Massen, das Festhalten ihres Zusammenhanges im Gedächtnisse der Jugend so ungemein, dass bey aller Sorgfalt eines Lehrers im ethnographischen Vortrage der Geschichte der Völker, in chronologischer Ordnung, nie so viel geleistet werden wird, als wenn derselbe sich, soll einmal ein gedruckter Leitfaden zum Grunde gelegt werden, eines in tabellarischer Form verfassten bedient. — Wollte der Vf. nun aber lediglich eine kahle Nomenclatur liefern: so würde er *seinen* Schülern eine Erleichterung gewährt haben, wenn er, statt die Universalgeschichte in 3 Hauptperioden: alte Geschichte, Geschichte des Mittelalters bis 1517, und neue Geschichte, von da ab bis jetzt — einzutheilen, deren vier — nämlich: alte Geschichte bis 476 n. Chr., Geschichte des Mittelalters bis 1492, Geschichte der neueren Zeit bis 1789, und Geschichte der neuesten Zeit von 1789 bis jetzt, angenommen hätte. Die Entdeckung von Amerika, welche der Vf. durch seine Eintheilung von der Reformation trennt, steht mit dieser in Betreff des allgemeinen Schicksals der europäischen Völker, ihres Hervortretens aus dem bisherigen isolirten Zustande, der Erweckung ihrer Gesammtthätigkeit für einen Zweck u. s. w., in einer solchen Wechselwirkung, dass nur beide *zusammengenommen* die Haupterscheinungen in der Periode der neueren Geschichte von 1492 bis 1789 begründen und erklären. Die neueste Geschichte aber vom Anfange der französischen Revolution an zu datiren, erheischte der gegen frühere Zeiten sehr veränderte Charakter der Begebenheiten, welche sie umfasst.

Soviel nur im Allgemeinen. Was die einzelnen Staaten während der ersten Periode anlangt, so hätte selbst bey dem eingeschränkten Umfange und Zwecke dieses Hülfsbüchleins doch Manches über die frühesten asiatischen Reiche nicht ausgelassen seyn sollen. Dasselbe gilt auch *von* der mittleren und besonders von der neuesten Geschichte, wo z. B. die Angaben von Napoleons erster Abdankung und des ersten Pariser Friedens fehlen, und mit der einzigen Zeile: „Die neuesten Begebenheiten im Westen und Süden Europas“ alles Wichtige, das sich seit dem Congresse zu Aachen dort und hier zutrug, abgefunden ist. Die neueste Geschichte einzelner europäischer Staaten (bey dem Vf. die dritte Periode) ist unvollendet geblieben, z. B. die Geschichte Schwedens und der Türkey nur bis zum Jahre 1692, die Geschichte Russlands aber vollends nur bis zum Jahre 1780 — mithin nicht einmal bis zur französischen Revolution — fortgeführt, wie doch überschriftlich angegeben war. Dort fehlt Gustav IV, Carl XIII und Johann XIV, Carl; bey der Türkey Mustapha IV und Mahmud II, und bey Russland Paul I und Alexander I. Die Brandenburgisch-Preussische Geschichte bildet einen in grösster Kürze verfassten Anhang.

Rw.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 3.

MUSIK.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Gesanglehre.* Ein Hülfsmittel für Elementarschullehrer, durch eine einfachere Bezeichnungsart und Lehrmethode und durch eine zweckmäßige Sammlung von Singstücken einen reinen mehrstimmigen Volksgesang zu bilden. Entworfen von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Superintendenten u. Domprediger zu Magdeburg. Erstes Heft. 1814. XII u. 110 S. 4. (18 gr.)

Obgleich dieses Werk noch nicht vollständig vor uns liegt, sondern ein zweytes Heft, wie der Vf. in der Vorrede verspricht, „Nachträge zur Methodik, insonderheit wie ein reiner, kräftiger, anmuthiger und ausdrucksvoller Gesang zu bilden sey, und eine Fortsetzung der Liedersammlung" enthalten soll: so dürfen wir es doch allen denjenigen, welche sich für den Schulgesang interessiren, anempfehlen, und voraussetzen, es werde das zweyte Heft, das uns nicht zu Gesichte gekommen ist, diesem an Güte nicht nachstehen. Der Vf. sucht in der Vorrede zu beweisen, um wie viel zweckmäßiger für den einfacheren Gesang die Bezeichnung mit Ziffern sey, und um wie viel leichter sie von dem Anfänger zu erlernen, bequemer und schneller zu schreiben, und leichter zu übersehen sey, als die mit Noten; und in vieler Hinsicht hat er Recht. Wenn er aber z. B. sagt, dass sie von dem Anfänger leichter zu übersehen sey, „weil die viererley Schlüssel bey dem Chorgesange in Noten zusammen zu lesen, weit größere Übung erfodere:" so wissen wir nicht, ob er damit den *Schüler*, oder den *Lehrer* meint. Jener hat aber keinesweges viererley Schlüssel, sondern bloss einen zu übersehen, und dieser soll kein Anfänger seyn, sondern, wenn er Gesang lehren will, ihn schon gelernt haben, und zwar nach Noten, weil die Ziffernbezeichnung, wenigstens bis jetzt, noch nicht hinreicht. Dann aber, wenn der Lehrer alle Schlüssel kennt, fällt es ihm stets leichter, eine Partitur in *Noten*, als in Ziffern zu übersehen. Wer aber sowohl im Singen nach Ziffern, als nach Noten, Elementarunterricht zu ertheilen hat, wird gewiss auch die Erfahrung machen, dass es zwar bey den Ziffern im ersten Anfange schneller geht, als bey den Noten; dass er aber bey diesen, wenn er nämlich zweckmäßig zu Werke geht, und nicht den Anfänger sogleich mit allen Been und Kreuzen, Dur- und Moll-Tonarten überschüttet, bald bedeutendere Fortschritte bemerken wird, als beym Gesange nach Ziffern möglich ist. Doch wird diess Alles nicht gesagt, um den Gesang nach Ziffern zu verdammen; es soll damit bloss ausgesprochen seyn, dass man niemals mit Vortheil die ihm gesteckte Grenze überschreiten wird, welche sich auf einfache Lieder und auch wohl längere Gesänge, jedoch ohne alle Modulation, erstreckt. Hat man diese von dem Vf. selbst anerkannte Grenze vor Augen, so ist diese Gesanglehre gewiss als eines der unterrichtendsten und nützlichsten Werke in seiner Art anzusehen. *Die* Bezeichnungsart der Ziffern in Rücksicht auf Höhe und Tiefe, welche sich eines Querstriches bedient, um 3 Octaven von einander zu unterscheiden, ist bis jetzt die gewöhnlichste, und auch wohl die beste und anwendbarste; mit Recht hat sie daher auch der Vf. in diesem Werke gewählt; nur sieht Rec. nicht ein, warum die Ziffern über und unter der Linie hier ziemlich noch einmal so klein sind, als in der Linie. Im Schreiben kann man da doch nicht so genau darauf Rücksicht nehmen, und der Platz, den vielleicht der Vf. zu gewinnen glaubt, geht auch nicht verloren, wenn man die Ziffern dicht an die Linie rückt. Verschieden sind aber noch bis jetzt die Ansichten über Vorzeichnung, und Bezeichnung der Ziffern in Rücksicht ihrer *Dauer*. Der Vf. stimmt mit Anderen, und mit Recht, darin überein, dass zu Anfang eines Stückes niemals Vorzeichnung Statt findet, sondern dass alle Gesänge aus 1 gehen, wenn man so sagen darf, dass man aber unter der 1 *C, D, Es, E, F dur* u. s. w. verstehen kann. Aber er will auch nichts von einem ♯ und ♭ wissen, wenn sie zufällig entstehen, sondern diese auf eine einfachere Weise (nach S. 16) durch einen schiefen und einen wagerechten Strich durch die Ziffern ersetzen; also z. B. wenn 1 *C* bedeutet: so wird 4 *fis* 3 *es* seyn. Ob aber hier auch das Einfachere das Deutlichere ist? Mit demselben Streben nach Einfachheit nimmt der Vf. für die Dauer der bezifferten Töne keine bestimmte Bezeichnung an; man erfährt weder von ganzen, halben Tactnoten und Vierteln, noch von Achteln und Sechzehntheilchen etwas. Dieser verschiedenen Formen kann man hiebey überhoben seyn (sagt er selbst): denn in den meisten Fällen ergiebt sich ihre Geltung ohne alle Bezeichnung, und diese kann, wo sie erfoderlich ist, viel einfacher seyn. a) Ganz

unangedeutet kann ihre Geltung bleiben, wo in einem Tacte gleichdauernde Töne vorhanden sind. Das ginge allenfalls noch an, ob es gleich auch da schon etwas unbequem ist, wenn man von mehreren Ziffern, die ihrer Gestalt nach gleich sind, die eine als Viertel, die andere als Achtel, die dritte als halbe Tactnote u. s. w. lesen soll, indem man schnell die Ziffern eines ganzen Tactes überzählen muss, um daraus ihren Werth zu bestimmen. Aber undeutlich ist diese einfache Methode, wenn Ziffern von verschiedener Geltung in einem Tacte zusammenkommen. Da will nun der Vf. Alles mit Commatibus und auch, wo es nöthig ist, mit Puncten abmachen. Ebenso haben alle Pausen bey ihm nur Eine Figur, nämlich: O. Gut wäre es allerdings, wenn man Alles so vereinfachen könnte, ohne an Deutlichkeit zu verlieren; allein wir glauben, hier bedarf es doch wohl bestimmter Formen, die sich Kinder auch leicht einprägen, und man kann sie immer mit den Namen: Viertelnoten, Achtel-, Sechzehntheil- (und statt halben und ganzen mit) Zweyviertel- und Vierviertel-Noten bekannt machen, und jeder Gattung eine bestimmte Form geben. Denn ein Unterschied, der unmittelbar in die Augen fällt, ist fasslicher, als den man erst durch Vergleichung finden muss; und es darf, was leicht geschehen kann, nur so ein Comma vergessen oder übersehen werden: so erhalten sogleich alle Ziffern im ganzen Tacte eine andere Geltung. Warum sollten die Kinder nicht bald begreifen lernen: 1 𝄽 das ist ein Viertel und eine Viertelpause; und das sind: $\bar{1}$ 𝄾, Achtel und Achtelpause; $\bar{\bar{1}}$ 𝄿, Sechzehntheil und Pause; i — Zweyviertel und Pause (hier thut man besser, man schreibt die Pause 𝄽𝄽), und $\mathring{1}$ ●— Vierviertel und Pause? Und warum will man sich überhaupt allzu weit von den Noten entfernen?

In der Gesanglehre selbst geht der Vf. sehr praktisch zu Werke, und diese ist ganz für den Elementarunterricht geeignet, auch nicht zu weitläuftig. Er schickt auch nicht, wie *Natorp* in seiner Anweisung, die ganze Rhythmik der Melodik voraus, und zwar mit Recht. Sehr zu loben ist die Sammlung von Gesängen, von denen der gröſste Theil ganz der Sache angemessen ist; nur ist freylich eine gewisse Gleichförmigkeit nicht gut zu vermeiden; da sich die dreystimmigen Gesänge nicht unter den Alt erstrecken dürfen. Lobenswerth ist besonders auch die fast vollständige Sammlung meistens recht wohl gelungener Canons; und der Vf. hat Recht, wenn er sagt, dass Sätze dieser Art für Kinder angenehm, leicht und belehrend sind; nur wird in sehr vielen ein sehr bedeutender Umfang der Stimme, besonders für Altisten, vorausgesetzt, z. B. gleich in dem dritten, übrigens sehr guten Canon, von 4 bis 5; und so in vielen. Die Sexten, Septimen und Octaven in den einstimmigen Gesängen sind mitunter für Anfänger doch etwas zu schwierig. Die zweystimmigen Lieder sind meistens angenehm und auch leicht. In den dreystimmigen Liedern findet sich aber oft eine gewisse Unbeholfenheit in der Führung der Mittelstimme, und auch bisweilen der dritten Stimme; auch halten wir dafür, dass die letzte Ziffer der untersten Stimme in jedem Gesange stets die 1, als Grundton, seyn sollte, und nicht die 5, wie oft zu lesen ist, sogar auch in den Choralen, die überdiess nicht immer in dem Gange der Harmonie ganz schulgemäss sind. Sehr häufige Verstösse gegen Reinheit findet man besonders in den vierstimmigen Gesängen, von denen etwa nur die Hälfte überhaupt tauglich ist. Die Wahl und Anordnung der Gesänge und des Textes ist ganz des Vfs. würdig.

M...s

DARMSTADT, b. Leske, und in Commiss. b. Schott in MAINZ: *Allgemeine Musiklehre für Lehrer und Lernende*, von *Gottfried Weber*. IV u. 149 S. 8. m. Notenbeyl. (18 gr.)

Diese kleine Schrift muss in der musikalischen Welt allerdings eine willkommene Erscheinung seyn. Sie enthält das Wissenswürdigste und Unentbehrlichste aus dem Gebiete musikalischer Kenntnisse, in einer eigenthümlichen, aber natürlichen Ordnung, und nach einer systematischen Stufenfolge. Die Benennung einzelner Gegenstände ist oft neu und sinnig, aber treffender und bezeichnender, als in ähnlichen früheren Werken. Der Ausdruck ist klar, gewählt und gebildet, und in der That hat sich der als Tondichter und Theoretiker schon rühmlich bekannte Vf. durch Herausgabe der allgemeinen Musiklehre ein neues Verdienst erworben. Sie ist, nach seiner eigenen Erklärung, theils ein Auszug, theils eine berichtigte Umarbeitung, des allgemeinen Theils seiner Tonsatzlehre, deren Zweck dahin geht, nicht den ersten Anfängern in der Musik, sondern denjenigen zu nützen, welche auf dem gewöhnlichen empirischen Wege bereits einigermaſsen vorgerückt sind, und sich von dem, was sie also erlernt, auch nun klare und erweiterte Begriffe zu verschaffen, und dasselbe rationell zusammenhängend zu ordnen wünschen, sowie auch Lehrern, welche ihren Schülern solche Begriffe geben wollen. Uns scheint es, als ob sich die allgemeine Musiklehre ganz vorzüglich zu der letzten Absicht eigne, weil sie in ihrer, bisweilen aphoristischen Form Vieles voraussetzt, was selbst dem bereits auf dem Wege der Kunst Vorgeschrittenen, ohne Erklärung dunkel bleiben wird. Der bündige und ineinandergreifende Gang in der Abfassung dieser Schrift dürfte sie daher als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen eignen. Sollen wir nun im Allgemeinen unser Urtheil über obige Schrift abgeben: so scheint ihre Bestimmung zu seyn: die Tonwissenschaft aus ihren höchsten Gründen den Lesern zu entwickeln, ein Unternehmen, welches dem Vf. auch in vorzüglichem Grade gelungen ist. Betrachten wir dagegen die Mehrzahl derer, welchen die Schrift vorzüglich nützlich werden könnte, so dünkt es uns, als ob sie dadurch nicht wenig gewonnen haben würde, wenn es dem Vf. gefallen hätte, sich biswei-

len auf einem weniger hohen Standpunct zu stellen, um seinem Publicum dadurch noch fasslicher zu werden. So dürfte schon in der Einleitung Einiges der Mehrzahl der Leser wohl nicht ganz fasslich seyn. Indess soll das Gesagte keinesweges den begründeten Werth dieser Schrift, die sich durch eine planmässige und in einander greifende Einkleidung auszeichnet, vermindern, sondern nur die Aufmerksamkeit bezeichnen, womit wir dieselbe gelesen haben. Im ersten Hauptstücke, worin die Begriffe von Ton und Tonkunst entwickelt werden, und worin jener als Klang von bestimmter Höhe, diese als Kunst, durch Töne Empfindungen auszudrücken, bestimmt wird, scheinen die Definitionen der Kunstwörter, so sorgfältig sie auch in und an einander gereiht sind, immer noch ausführliche Erläuterung zu bedürfen, wenn sie einer grossen Classe der Leser einleuchtend genug werden sollen. Auch werden diese in dem durch 15 §§. sich verbreitenden Abschnitte dieselben öfters, und vielleicht zu weit, in das Feld der Abstraction geführt. Das zweyte Hauptstück, welches die Beschreibung unseres Tonsystems, Tonbegrenzung und Tonabtheilung überhaupt enthält; und die Namenbezeichnung der Tonhöhen, Notensystem u. s. w. beschreibt, ist dagegen mit musterhafter Vollständigkeit, Bündigkeit und Klarheit bearbeitet, und zugleich von der praktischen Seite vorzüglich empfehlungswerth. Besonders lehrreich und fasslich ist in dem Folgenden die Frage beantwortet: warum man sich zur Tonbezeichnung zwar der Buchstaben: *a*, *b*, *c* u. s. w., jedoch in abweichender Ordnung, nämlich: *c*, *d*, *e* u. s. w. bediene, und warum in der natürlichen Reihe der Name: *b*, welches manchem Kritiker, z. B. *Klein* u. A., so viel zu schaffen machte, nicht vorkomme. Die darauf folgende Intervallenlehre, deren Aufstellung und Angabe oft in den gewöhnlichen Generalbassschulen ebenso unzureichend, als unvollständig ist, wird hier mit Genauigkeit und Einsicht behandelt. Das dritte Hauptstück, über Melodie und Harmonie, Tonart und Tonleiter, bietet wieder manche interessante und eigenthümliche Ansicht über diese und damit zusammenhängende Gegenstände dar. Auch haben wir die Beschreibung und Tabelle des *Mälzel*'schen Tactmessers, wovon in dem vierten Abschnitte: Rhythmik, die Rede ist, besonders für diejenigen recht nützlich gefunden, denen jenes musikalische Hülfsmittel noch nicht genau bekannt seyn sollte, sowie wir des Vfs. selbst erfundenen Chronometer, der durch einen Faden von bestimmter Länge mit einer Bleykugel bewegt wird, seiner hohen Einfachheit wegen, gern den Vorzug vor allen anderen einräumen würden, wenn wir annehmen könnten, dass die, mittelst der Hand bewirkten Schwingungen desselben, gleichförmig wären.

Noch findet sich in den folgenden Abschnitten der Schrift eine reiche Anzahl nützlicher Bemerkungen und Ansichten, die selbst dem Vertrauten der Tonkunst, in mehr als einer Hinsicht, wichtig seyn werden, und die wir seiner Einsicht nur empfehlen dürfen. Wir schliessen daher die Anzeige dieser kleinen Schrift mit der Versicherung, sie allen Freunden der Tonkunst mit Überzeugung empfehlen zu können, und zugleich mit der Bemerkung, dass sie aus der Feder eines Mannes kommt, der das in der Theorie der Tonkunst immer noch vorherrschende Verworrene und Lose mit Einsicht zu ordnen, mit Kraft festzuhalten, und zu einem systematischen Ganzen zu verbinden weiss. Möge ihm diese aufrichtige Anerkennung seines Verdienstes genügen!

M. R.

FREYBURG, in der Herder'schen Buchhandl.: *Sammlung mehrerer Zwischenspiele zum Volksgesange, nebst leichten Orgelstücken für Todten-Ämter und einer kurzen Erklärung aller Übergänge*, zum Gebrauche des Schulpräparanden-Instituts zu Rastadt, von *Jos. Lump*, Professor daselbst. 1822. 4. (16 gr.)

Obgleich die Kritik den pädagogischen Gesichtspunct, es sey in Pianoforte-, oder Orgel-Stücken für Anfänger, nicht unberücksichtigt lassen darf: so kann sie es ebenso wenig geschehen lassen, dass demselben Alles aufgeopfert, und mehr die Leichtigkeit des Spiels, als die Kunst und der Geschmack darin berücksichtigt werde. Angehende Orgelspieler müssen, wenn sie zweckmässig gebildet werden, bereits eine bestimmte Fertigkeit des Pianofortespiels erlangt haben, und gleich anfänglich zur gebundenen Spielart, die dem Charakter der Orgel am besten zusagt, gewöhnt werden. Dass auch hierin ein Stufengang vom Leichteren zum Schwereren möglich sey, werden Sachkenner aus Erfahrung wissen. Aus obigem Gesichtspuncte betrachtet, enthält aber vorliegendes Werk fast durchaus nur das, was sich zwar für angehende Clavier-, keinesweges aber für Orgel-Spieler, bey denen schon hinlängliche Fertigkeit vorausgesetzt werden darf, eignete. In den für den katholischen kirchlichen Ritus bestimmten Orgelstücken ist fast der grösste Theil nur mittelmässig, und dem eigentlichen Orgelspiele entgegengesetzt zu nennen, so dass das Ganze eigentlich mehr für das Clavier, als für die Orgel, geschrieben scheint. Nur zwey bis drey Orgelstücke in dieser Sammlung machen von den übrigen eine Ausnahme, wobey der Vf. den Zweck des Orgelspiels mehr berücksichtigt zu haben scheint. Der beste und lehrreichste Theil des Werkchens aber ist unstreitig die Erklärung aller (einiger) Übergänge; obgleich die letzten zuweilen zu schnell, zuweilen aber wieder zu langsam geschehen, und darum jungen Leuten ihrem Wesentlichen nach immer noch etwas dunkel bleiben dürften. Auch kann die Kritik dem Vf. nicht zugeben, „dass es — wie er in seiner Erklärung dieser Übergänge sagt — bey den Übergängen vorzüglich auf die Lage der Hand ankomme," indem bey harmonischen Übergängen die Fingersetzung nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Wollte man übrigens von dem obigen Zwecke absehen, und sich eine bestimmte Classe von Schulpräparanden (Seminaristen) denken, die, des eigentlichen Orgelspiels noch

unfähig, eine Vorschule bildeten, und sich auf dem Pianoforte für die Orgel vorbereiteten: so würde ihnen diese Sammlung nicht undienlich seyn.

M. R. — n.

1) Ohne Angabe des Druckorts: *Die drey Rosen* (?) *mit Begleitung des Fortepiano oder der Guitarre*, componirt von *Hurka*. 2 Bog. Fol. (8 gr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Zwölf deutsche Lieder von Carl Müchler, mit Begleitung des Fortepianos oder der Guitarre* u. s. w., von *Carl Friedrich Ebers*. Für die Guitarre eingerichtet von *Johann Traugott Lehmann*. 7 Bog. Quersol. (1 Rthlr.)

3) Hamburg, im Selbstverlage des Herausgebers u. an den gewö(h)nlichen Orten: *Gedichte von Joseph Heinrich Scholz*, componirt für den Gesang mit Klavierbegleitung von *Georg Wilhelm Fischer* u. s. w. 3 Bog. Quersol. (12 gr.)

4) Ohne Titel: *Fahrt* (?) *nach Flottbeck*. Gedicht von *G. W. Fischer*, componirt von *J. F. Ellerbrock*. 1 Bog. Quersol. (4 gr.)

5) Wien, b. Weigl: *Zwey Lieder, mit Begleitung der Guitarre oder des Pianoforte: Die Liebende von Hn. Himmel, und das Abendlied von Hn. Golmik*. 2 Bog. Quersol.

No. 1 ist eine angenehme, aber gewöhnliche Melodie, unter welcher der Text zuweilen matt wird, wie oben S. 4. Stich und Papier sind ausgezeichnet.

No. 2 charakterisirt der Componist selbst in den wenigen Worten der Zueignung: „Du allein weisst, *in welcher Stimmung* sich meine Seele befand, als ich sie schrieb, und dein Kennerauge wird daher leichter über Fehler hinwegschlüpfen, als das spähende Auge oft parteyischer Recensenten.“ Denn die meisten Stücke dieser Sammlung, deren Texte sich auch alle ziemlich ähnlich sehen, und immer von Kampf, Fesseln und Betrug sprechen, sind so befangen in dieser Stimmung, d. i. sentimentalen Reflexion über unglückliche Liebe, componirt, dass eine gewisse Monotonie in ihnen sich auch über Gänge und Wendungen erstreckt, und *unpoetische Worte* ergriffen hat, die sich für die Musik gar nicht eignen (wie der Text von No. 2), ja unter ernster Melodie fast komisch werden. Das kraftloseste Stück dieser Art ist unstreitig die „*Warnung an einen Freund*“ (S. 22); die den *Kampf malende* Begleitung, und die matte, gewöhnliche Melodie zeigen davon zur Genüge. Besser in jeder Hinsicht ist dagegen die Composition der bekannten Elegie: „Nie, ach nie will ich dein Bild vergessen“ (S. 12); nur dass die Accordfolge im dritten und vierten Tacte sehr störend und unnatürlich ist, welchem jedoch leicht abgeholfen werden kann: und das leichte Liedchen (S. 26), die des Vfs. Talent ohne Befangenheit durchschimmern lassen. In der Declamation einzelner Texte ist grösstentheils auf die übrigen Verse nicht Rücksicht genommen worden. Der Satz ist übrigens, einige Kleinigkeiten ausgenommen, ziemlich rein. Das Arrangement für Guitarre ist besser, als es *gewöhnlich* zu seyn pflegt. Papier und Druck sind sein und solid, der Preis aber etwas theuer.

No. 3 gehört zu der Classe von Gesängen, welche weniger *auffallen*, als ihrem Publicum *gefallen*, weil theils die Texte nicht ganz musikalisch, theils die Compositionen nicht *durchaus* den Texten angemessen sind. Zu den letzten können wir einige falsche Betonungen, die in die übrigen Verse des ersten Liedes fallen müssen, anführen, sowie auch das Zwischenspiel des letzten Stücks, welches fast in allen Versen, besonders aber im sechsten, am unrechten Orte ist, wo es den Sinn folgendermassen trennt:

Zwar hat der schöne Traum mich längst verlassen,
Doch möge nie — — — — — — —
Das heitre Farbencolorit erblassen (!)
Das ihn umglänzt!

Das Erste beweist das Lied: „*Mein Dank an die Natur.*“ Hier müssen erst zwey Verse durchgesungen werden, im Adagio, und beide Male wird mit einem kleinen Nachspiele förmlich geschlossen, bis im dritten Verse erst der Nachsatz (und zwar nun mit Recht in Moll, um ihn mehr zu heben) folgt. Der sehr gewöhnliche Text ist zuweilen durch hochtrabende Worte schwülstig geworden. Ferner sehen wir in der zweyten Composition (wenn wir nicht irren, *zum ersten Male*) eine sonderbare Aufgabe, wie sich erwarten liess, gelöst: nämlich drey Sonette nach einander durchcomponirt. Sowie nun in den vorliegenden Sonetten die unharmonische Form der Rede mit der harmonischen Form des Versmasses, wie *gewöhnlich*, streitet: so wird jene in der Musik noch unerträglicher, diese aber widerstreitet, eben weil sie schon musikalisch und harmonisch verflochten ist, einer nochmaligen Übersetzung in Musik durchaus: denn ihr Charakter besteht in weiblichen Reimen, und die Musik verlangt auch in der Form der Gedichte zu freyer Behandlung freye Mannichfaltigkeit. Im Gegentheil wird die Behandlung monoton, wie wir zum Theil auch in diesen Compositionen finden, vorzüglich im dritten Sonette: „Freundschaft,“ das sich ohnehin dem declamatorischen Tone der Rede mehr, als der Poesie nähert. Demungeachtet hat der Componist, um jene zwangvolle Einförmigkeit zu vermeiden, in der That sein Möglichstes gethan, wohin freylich auch die Veränderung des Tempo, mitten in den Sonetten, gehört. Der musikalische Ausdruck dieser Compositionen ist dem Gegenstande angemessen, fein und edel, und das Beste in der kleinen Sammlung. Die italiänischen Zeitbezeichnungen sind ungewöhnlich und zum Theil am unrechten Orte. Das Papier ist schlecht; der Stich so matt, dass S. 6 in jedem Systeme der Seite ein Tacttheil fehlt. S. 10, 3 Syst., letzter Tact, muss im Basse *g* in *e* verändert werden.

No. 4 ist einem cursirenden Gassenhauer ganz ähnlich.

In No. 5 ist das erste Stück eine angenehme Melodie, in welcher nur im dritten Tacte der Bass besser *f* hiesse; das zweyte — das vielbekannte und oft gedruckte Liedchen: „Jüngling, wenn ich dich von fern“! u. s. w. Der Stich ist grob.

M . . . s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

FORSTWISSENSCHAFT.

WIEN, b. Gerold: *Anleitung zur Erziehung der Waldungen*, von *Joh. Ant. Schmitt*, ord. Professor der Forstwissenschaft an der K. K. Forstlehr-Anstalt zu Mariabrunn. 1821. 355 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Über die Cultur der Felder und Wälder ist Vieles geschrieben worden. Gleichwohl beklagen sich praktische Forstmänner und Güterbesitzer öfters, dass man in dergleichen Schriften so wenig Ausführbares finde. Viele schreiben, ohne Praktiker zu seyn, und viele Praktiker rühmen im Allgemeinen, was ihnen doch nur in einzelnen Fällen Vortheil brachte. Wer grossen Gütern oder Forsten vorsteht, und sie gehörig übersehen will, erübrigt selten so viel Zeit, seine Beobachtungen und Erfahrungen als Schriftsteller mitzutheilen; darum geht oft das Beste wieder verloren, ohne der Wissenschaft zu frommen. Alle Lehrer auf Forstschulen, wie auf landwirthschaftlichen Instituten, sollten zugleich praktische Beamten, wirklich, oder doch gewesen seyn, damit sie auf dem Felde oder im Walde bethätigen könnten, was sie auf dem Lehrstuhle vorgetragen haben.

In der kurzen Vorrede zu vorliegendem Werke heisst es: „Bey meinem seitherigen theoretisch-praktischen Unterrichte in der Forstkunde, den ich ganz dem hier vorgeschriebenen Lehrplane gemäss zu geben verpflichtet bin, fand ich einen, diesem Plane gehörig anpassenden Leitfaden unentbehrlich, und indem ich in vollem Gefühle dieses Bedürfnisses auch zugleich die Nothwendigkeit erkannte, einen solchen Leitfaden selbst zu verfassen, und theilweise meinen Schülern gedruckt in die Hände zu liefern: so bearbeitete ich zu diesem Behufe gegenwärtige Schrift — über die Holzzucht oder Erziehung der Waldungen, die demnach ebenso, wie meine vor anderthalb Jahren herausgegebene Anleitung zur Taxation und Regulirung der Waldungen, zunächst für meinen Vortrag, nebstdem aber auch dazu bestimmt ist, zu mehrerer Verbreitung der für den wahren Forstmann so wichtigen Kenntniss der Nachzucht der Wälder in den K. K. Österreichischen Staaten beyzutragen."

Hr. *Sch.* geht in seinen Bearbeitungen so gründlich zu Werke, und verbindet damit solche Klarheit der Begriffe, dass es seinen Zuhörern nicht schwer fallen darf, eine reiche Belehrung aus dem Vortrage zu schöpfen, und dereinst als wackere Forstmänner auftreten zu können. Die österreichischen Forsten werden in der Regel sehr gut behandelt. In einigen Gegenden thut es auch Noth, dass diese kostbaren Schätze des Landes fortwährend nach dem Masse der Bedürfnisse wieder nachgezogen und unterhalten werden, weil sie ausserdem verschleichen und unvermerkt in Abnahme kommen, und wie ein Capital verschwinden, von welchem immer ein Theil nach dem anderen weggenommen, und nicht wieder ersetzt wird. Zur Wiederanzucht oder Erziehung der Wälder gehört unter anderen dienlichen Mitteln der naturgemässe Abtrieb. Die Erziehung der Wälder durch den Abtrieb pflegte man auch die *natürliche* — sowie den Holzanbau, welcher die Holzsaat und Holzpflanzung in sich begreift, die *künstliche* Holzzucht zu nennen. Die beiden Ausdrücke: *natürliche* Holzzucht, *künstliche* Holzzucht, findet der Vf. zur Bezeichnung des Gegenstandes, der durch sie angedeutet werden soll, ungeeignet. — Die natürliche Holzzucht nennen *Laurop* und *Cotta Holzzucht*, unser Vf. aber *Waldabtrieb*; — die künstliche Holzzucht wird von allen neueren Forstmännern unter dem Namen *Holzanbau* behandelt.

Der Vf. geht bey den Regeln und Grundsätzen des Abtriebes der Hochwälder sehr ins Detail, und gewinnt dadurch Vorzüge vor gleichzeitigen Werken, welche zu ähnlichem Zwecke geschrieben sind. Ein Beyspiel soll diess erörtern. — Der *zweyte Artikel* S. 33 handelt von den besonderen Regeln und Grundsätzen des Abtriebs. *Erstes Capitel.* Von dem Abtriebe der Hochwälder. I. Von dem Abtriebe der Laubholz-Hochwälder. §. 13. Von dem Abtriebe der Laubholz-Hochwälder überhaupt. §. 14. Von dem Abtriebe regulär bewirthschafteter reiner Buchen-Hochwälder. §. 15. Von dem Abtriebe irregulär bewirthschafteter Buchen-Hochwälder überhaupt. §. 16. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Buchen-Hochwaldbestände, welche aus alten, einzelnen Buchen, und aus einem noch nicht unterdrückten, gehörig geschlossenem Unterwuchse von verschiedenem oder gleichem Alter bestehen. §. 17. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Buchen-Hochwaldbestände, welche aus alten, noch ziemlich geschlossenen stehenden Buchen, und aus unterdrücktem, verkrüppeltem Nachwuchse bestehen.

§. 18. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Buchen-Hochwald-Bestände, welche aus alten, auſser Schluſs stehenden Buchen, und aus einem zum Theil oder überall unterdrückten und verkrüppelten Nachwuchſe bestehen. §. 19. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Buchen-Hochwaldbestände, welche aus alten, auſser Schluſs stehenden Buchen, und untermischten anderen schlechten Holzarten von geringerem oder gleichem Alter bestehen. §. 20. Von dem Abtriebe irregulärer Buchen-Hochwaldbestände, welche aus alten Buchen bestehen, die ganz auſser Schluſs sind, und unter denen auch kein Nachwuchs vorhanden ist. §. 21. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Buchen-Hochwaldbestände, welche horstweiſe aus alten Buchen, und horstweiſe aus geſundem Stangen- und Reidel-Holze bestehen. §. 22. Von dem Abtriebe regulär bewirthschafteter Eichen-Hochwaldbestände. §. 23. Von dem Abtriebe der irregulär bewirthschafteten Eichen-Hochwaldbestände. §. 24. Von dem Abtriebe irregulärer Eichen-Hochwaldbestände, welche aus alten, haubaren oder überständigen Eichen, und aus einem geschlossenen, noch nicht unterdrückten Unterwuchſe von verschiedenem oder gleichem Alter bestehen. §. 25. Von dem Abtriebe irregulärer Eichen-Hochwaldbestände, welche aus alten, auſser Schluſs stehenden Eichen bestehen, und keinen Unterwuchs enthalten. §. 26. Von dem Abtriebe irregulärer Eichen-Hochwaldbestände, welche horstweiſe aus alten Eichen, und horstweiſe aus schönen, geſunden Stangen und Reideln bestehen. §. 27. Von dem Abtriebe und der Behandlung ganzer, irregulärer Eichen-Hochwald-Districte, in welchen allenthalben abständiges, überständiges und haubares Holz, wohl auch Stangen und Reideln, theils in zerstreut stehenden gröſseren oder kleineren Beständen, theils in Horsten, und theils als einzelne zerstreut stehende Stämme vorkommt, und in denen auch schon gröſsere und kleinere Blöſsen vorhanden sind. §. 28. Von dem Abtriebe der vermischten, aus Eichen und Buchen bestehenden, Hochwälder. §. 29. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer, aus haubaren und jüngeren Eichen und Buchen bestehenden Waldungen und Beständen. §. 30. Von dem Abtriebe und der Behandlung der aus Ulmen (Nüstern), Eschen, Hornbäumen, Erlen, Ahornen, Birken u. s. w., allein oder vermischt bestehenden Hochwaldungen. II. Von dem Abtriebe der Nadelwälder. §. 31. Von dem Abtriebe der Nadelwälder überhaupt. §. 32. Von dem Abtriebe der regulären Weiſstannenwälder. §. 33. Von dem Abtriebe der regulär bewirthschafteten Fichtenwälder. §. 34. Von dem Abtriebe der regulär bewirthschafteten Kiefernwälder. § 35. Von dem Abtriebe der regulär bewirthschafteten Lerchenbaumwälder. §. 36. Von dem Abtriebe der irregulär bewirthschafteten Nadelwaldungen überhaupt. §. 37. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Nadelholzbestände, welche aus alten einzelnen Bäumen, und aus einem noch nicht unterdrückten, gehörig geschlossenen Unterwuchſe bestehen. §. 38. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Nadelholzbestände, welche aus alten, noch ziemlich geschlossen stehenden Bäumen, und aus einem unterdrückten und verkrüppelten Unterwuchſe bestehen. §. 39. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Nadelholzbestände, welche aus alten, auſser Schluſs stehenden Bäumen, und aus einem zum Theil oder allerwärts unterdrückten und verkrüppelten Nachwuchſe bestehen. §. 40. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Nadelholzbestände, welche aus alten, ganz auſser Schluſs stehenden Bäumen bestehen, unter denen sich gar kein Unterwuchs vorfindet. §. 41. Von dem Abtriebe und der Behandlung irregulärer Nadelholzbestände, welche horstweiſe aus alten Bäumen, und horstweiſe aus geſundem Stangen und Reidel-Holze bestehen. III. Von dem Abtriebe der aus Laub- und Nadel-Holz vermischt bestehenden Wälder. §. 42. Von dem Abtriebe und der Behandlung der aus Laub- und Nadel-Holz vermischt bestehenden Wälder. §. 43. Von dem Abtriebe und der Behandlung der aus Laub- und Nadel-Holz vermischt bestehenden Wälder, in welchen das Laubholz beybehalten, und das Nadelholz verdrängt werden soll. §. 44. Von dem Abtriebe der aus Laub- und Nadel-Holz vermischt bestehenden Wälder, in welchen das Nadelholz beybehalten, und das Laubholz verdrängt werden soll. §. 45. Von dem Abtriebe der aus Laub- und Nadel-Holz vermischt bestehenden Wälder, in welchen die Vermischung fernerhin Statt haben soll. §. 46. Von den zu nehmenden Maſsregeln, wenn nach dem Abtriebe eines vermischten Bestandes von derjenigen Holzart, welche verdrängt werden soll, ein junger Anwuchs aufgekommen ist.

Der Oberforstrath *Laurop*, welcher in der *Forst- und Jagd-Wiſſenschaft* den Waldbau im 3ten Theile behandelt, geht viel kürzer zu Werke. Er spricht im zweyten Abschnitte vom Hochwaldbetriebe, im ersten Capitel von den allgemeinen Grundsätzen des Hochwaldbetriebs. I. Vom Alter der Haubarkeit der Hochwaldungen. II. Von der Abtheilung der Hochwaldungen im Zeitabschnitte. III. Von den Regeln zur Hiebsführung in den Hochwaldungen. IV. Von der Schonung der jungen Waldstände. Im zweyten Capitel, von den besonderen Grundsätzen des Hochwaldbetriebs. I. Der Hochwaldbetrieb der Laubhölzer, a) in Buchenwaldungen, b) in Eichenwaldungen, c) in den übrigen Laubholzwaldungen. II. Von dem Hochwaldbetrieb der Nadelhölzer, a) in Weiſstannenwaldungen, b) in Fichtenwaldungen, c) in Kiefernwaldungen, d) in den übrigen Nadelholzwaldungen.

Laurops Lehrsätze und Regeln laſſen sich dennoch sehr gut neben dem specielleren Vortrage des Hn. Prof. *Schmitt* leſen. — Hr. *Schm.* sagt S. 309 unter der Rubrik von Anwendung des Holzanbaues in den Laubholz-Hochwaldungen: „So sehr man Ursache hat, dafür zu sorgen, daſs dem Staate überall das so schätzbare und vortreffliche Eichenholz erhalten und nachgezogen werde, ebenso sehr und so laut spricht die Politik gegen einen zu weit ausgedehnten Anbau dieser langsam wachsenden Holzart. Denn in gleichem Zeitraume, in welchem sie ihre Haubarkeit

im Allgemeinen erreicht, können andere Holzarten wenigstens zwey Mal zur Befriedigung gleicher Bauholzbedürfnisse erzogen und benutzt werden. In dem hier angenommenen Falle cultivire man also die leeren Schläge und Blössen nur zum Theil mit Eichen, und zum Theil a) mit Lerchenbäumen, oder b) Kiefern, oder c) Fichten, oder d) Ulmen, je nachdem von diesen vier Holzarten die eine sich besser als die andere nach Beschaffenheit des Bodens, des Klima, der Lage und der übrigen Nebenumstände zum Anbau schickt. Der Wuchs aller dieser Holzarten ist von der Art, dass sie viel frühzeitiger das benöthigte Bau- und Werk-Holz liefern, als die Eiche." — Rec. glaubt hierauf bemerken zu müssen, dass es Fälle giebt, wo das Eichenholz, da wo Boden und Klima für dasselbe geeignet sind, gleichen Ertrag mit den übrigen Holzgattungen abwirft, wenn gleich ein dreyfaches Alter zu seiner Reife gehört. In Gegenden, wo Weinbau, Brennereyen und Siedereyen das Fassholz vertheuern, oder wo das Eichenholz zu Holländerholz aufgemacht werden kann, werden Stämme mit 100 und mehreren Thalern im Walde bezahlt. Der letzte Fall kommt bey den österreichischen Waldungen nicht vor, und scheint darum von dem Vf. nicht gekannt zu seyn.

Dergleichen kleine Bemerkungen liessen sich wohl dem vorliegenden Werke, ohne dass man die Absicht haben könnte, den Werth desselben dadurch vermindern zu wollen, mehrere anfügen. — Forstmänner, welche mit dieser Schrift die Lehrsätze aus *Cotta's Anweisung zum Waldbau* und aus *Laurop's Waldbau* verbinden, werden einen vollständigen Unterricht erhalten, und für die meisten vorkommenden Fälle Rath finden.

Bh.

GOTHA, in der Henningschen Buchhandl.: *Die Forst- und Jagd-Wissenschaft* nach allen ihren Theilen für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger. Ausgearbeitet von einer Gesellschaft, und herausgegeben von Dr. *J. M. Bechstein.* IV Theil. *Forstschutz.* II Band. *Beschreibung der schädlichen Forstinsecten*, nebst ihren Verhütungs- und Vertilgungs-Mitteln. 1818. 150 S. 8. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln.

Auch unter dem Titel: *J. M. Bechsteins Forstinsectologie, oder Naturgeschichte der für den Wald schädlichen und nützlichen Insecten*, nebst *Einleitung in die Insectenkunde überhaupt* u. s. w. (2 Rthlr. 16 gr.)

Bey der Forstbotanik, der Jagdzoologie u. s. w., hat der sel. *Bechstein* stets allgemeine Ansichten und Erklärungen der Terminologie der Special-Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere vorausgeschickt. Der nämliche Fall ist bey vorliegendem Werke. Rec. findet bey dem vorgesetzten Zwecke solche Einleitungen und allgemeine Übersichten der Erkenntniss des Gegenstandes sehr angemessen; allein sowie man in Aufzählung der nützlichen oder schädlichen Thiere meistens zu weitläufig ist: so fasst man sich bey Entwickelung der allgemeinen Begriffe gewöhnlich zu kurz, und wird dadurch für diejenigen Leser undeutlich, welchen die nöthigen Vorkenntnisse fehlen. Das vor uns liegende Werk ist mit vielem Fleisse und mit Genauigkeit bearbeitet, es passt in den Plan des Ganzen; allein der Forstmann, welcher erst durch das fleissige Lesen dieses Buches Entomolog werden will, wird nach grossen Anstrengungen und Vergleichungen der Natur mit den Beschreibungen müde werden. Die Verzeichnisse der nützlichen oder schädlichen Insecten sind zu zahlreich. Man sollte nur die schädlichsten anführen. Wie man sich wundern musste, in der Jagdzoologie unter den Säugethieren und Vögeln sehr viele zu finden, die für den *Jäger* in keinem Falle Interesse haben können: so findet man auch hier in dem Insecten-Verzeichnisse zu grosse Ängstlichkeit, wenn man z. B. den Rebstіcher (*curculio Bacchus*), den Gartenlaubkäfer (*Melolоncha horticola*), die Schmeissfliege (*Musca carnaria*) u. s. w. unter den schädlichen Waldinsecten antrifft. Die wohlgerathenen Abbildungen mehrerer der schädlichsten Insecten sind hier am rechten Orte angebracht.

Sbst.

ÖKONOMIE.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Der Landgeistliche als Landwirth.* Von *Georg von Forstner*, Prof. der Landwirthschaft zu Tübingen. 1820. VIII u. 132 S. 8. (10 gr.)

Im Vorworte zu dieser, der Königl. Sächs. ökonomischen Societät zu Leipzig und dem Grossherzogl. Badenschen landwirthschaftlichen Verein zu Ettlingen gewidmeten Schrift sagt der Vf.: „Die Materialien zu diesem Aufsatze sind meist von Anderen entlehnt, deren Ideen ich aufgegriffen und an einander gereiht habe. Pastor *Klinkhardt*, *Schmidt*, *Mayer* und viele Ungenannte haben gleichsam den Grundtext zu dem Thema gegeben, welches ich hier abhandle. Namentlich habe ich eine akademische Gelegenheitsschrift von Hn. Prof. *Pohl* zu Leipzig benutzt: *De oeconomiae pastoralis rationibus Disputatio etc.* Leipz. 1815. — in welcher die Verhältnisse der Predigerwirthschaften mit ebenso viel Scharfsinn, als Sachkenntniss, aus einander gesetzt sind." Demungeachtet ist, nach des Vfs. Meinung, noch manche Seite an diesem Gegenstande unbeachtet geblieben, und er will durch gegenwärtige Schrift diese Lücke ausfüllen, und die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand hinleiten, der eine Quelle mannichfaltigen Nutzens für die gesammte Nationalökonomie werden könne. Er bahnt sich dazu den Weg, indem er in der Einleitung zu seiner Abhandlung bemerkt, wie die gegenwärtigen Verhältnisse der Zeit und der Staaten es nöthig machen, dass das Gewerbe des Landbauers jetzt vorzüglich mit Umsicht betrieben werde, dass diese Umsicht aber nicht dem schlichten Natursinne des Landmannes, wenn derselbe auch noch so verständig sey, eigenthümlich angehöre, indem es gewöhnlich beym Alten gelassen

werde, und alle Versuche, die mit neuen und nützlichen Erfahrungen bereichern könnten, ausgeschlossen blieben. Dazu, meint der Vf., sind wissenschaftlich gebildete Männer erfoderlich, welche den Handwerksbauern das Gewerbe der Agricultur auf allgemeine Grundsätze reduciren, mit allgemeinen Grundsätzen beleuchten, und die Wahrheit und Vortrefflichkeit ihrer Lehren mit überzeugenden Beyspielen darstellen. Solche Männer sind die Landgeistlichen. Dieses sucht der Vf. in vier Capiteln darzuthun. Er sagt nämlich: 1) Kein Stand unter allen Ständen ist in so hohem Grade dazu geeignet, dem gemeinen Manne, in Hinsicht landwirthschaftlichen Gewerbes, zum Muster und zur Lehre zu dienen, folglich dem Staate den so nöthigen wissenschaftlichen Dienst für seine höheren Zwecke zu leisten, als der Stand des Landgeistlichen: denn er ist wissenschaftlich gebildet; er steht als bodenfester Mensch dem Landmanne näher, und geniesst mehr dessen Vertrauen, als der Beamte, oder der Edelmann und Rittergutspachter; er muss von seiner Ökonomie leben, und ist mithin nothgedrungen, Ökonomie zu treiben, d. h. so zu verfahren, wie es die Erreichung des Zweckes fodert; er kann also dem Landmanne das Beyspiel einer musterhaften Landwirthschaft in der seinigen aufstellen. — 2) Die landwirthschaftliche Praxis verträgt sich gar wohl mit der Würde und dem Berufe eines Landgeistlichen, ohne sein Ansehen im Mindesten zu schmälern. Er gewinnt vielmehr an Ansehen bey seiner Gemeinde, wenn er neben seinen sonstigen guten Eigenschaften auch den Ruf eines verständigen Landwirthes für sich hat. — 3) Der Landgeistliche kann, als Landwirth, seinen Kindern jene vorzügliche Erziehung geben, durch welche die Entwickelung der Leibes- und Seelenkräfte, weder auf Kosten des Körpers, noch der Seele, sondern im Einklange von beiden, ungehindert vor sich geht. Betreibt er seine Ökonomie mit Ernst und musterhaft: so hat er den Gewinn bey der Erziehung seiner Kinder, dass diese in einem arbeitsamen und werkthätigen Lebensverhältnisse den festesten Stützpunct der menschlichen Gesundheit, physische Kraft und Ausdauer, auf ihre ganze Lebenszeit in sich selbst begründen, und frühzeitig und von Jugend auf zu musterhaften Landwirthen gebildet, wenigstens vorbereitet werden. Für die Nationalökonomie aber ists sehr heilsam, nicht, dass Bauern gebildete Leute, sondern dass gebildete Leute Bauern werden. — 4) Das Verpachten der Pfarrgüter gereicht sowohl der Geistlichkeit, als dem Staate, zum Nachtheil, und die Meinung, als sey ein Geistlicher durch Verpachtung gegen alle Calamitäten gesichert, die in jeder Landwirthschaft unvermeidlich sind, ist ein blosser Wahn. Der Vf. sucht hier die Beweggründe zum Verpachten der Pfarrgüter zu entkräften. Diese Beweggründe sind folgende: 1) weil durch Verpachtung, besonders durch stückweise Verpachtung, mehr Gewinn, als durch eigene Bewirthschaftung, herausgebracht wird; 2) weil der Pfarrer zu unvermögend ist, das zur Selbstbewirthschaftung erfoderliche Betriebscapital aufzubringen; 3) weil er weder Sinn, noch Beruf zur Landwirthschaft in sich fühlt; 4) weil er bey eigener Bewirthschaftung das sogenannte Verbauern befürchtet. — Rec., der selbst eine Reihe von Jahren als ehemaliger Landpfarrer gewirthschaftet hat, muss dem Vf. in den meisten seiner Ansichten und Meinungen beypflichten, und ihm das Zeugniss geben, dass er insonderheit auch die Gründe für das Verpachten und wider das Selbstbewirthschaften der Pfarrgüter sehr treffend und gründlich widerlegt hat. Jedoch muss Rec. bekennen, dass die eigene Bewirthschaftung dann sehr schwierig wird, und minder anzurathen seyn möchte, wenn das Amt des Pfarrers sehr umfassend und geschäftsvoll ist. Dem Landpfarrer, welcher ausser seinen gewöhnlichen sonn- und festtäglichen Amtsverrichtungen, jährlich mehr als hundert Taufen, fast ebenso viele öffentliche Begräbnisse mit Reden verknüpft, mehrere Tausende von Communicanten, eine Menge von Hauscommunionen und Krankenbesuchen, wohl gar auf entfernten Dörfern zu besorgen hat, bleibt wenig Zeit für seine Ökonomie übrig, oder er kommt in Gefahr, diese auf Kosten seiner Amtsgeschäfte zu besorgen. Und solcher Landpfarrer giebt es doch viele!

J. A. S.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in der neuen Berlinischen Buchhandlung: *Die beiden Gutsherrn.* Lustspiel in fünf Aufzügen von *Julius von Voss.* Mit dem Bildnisse des Fräul. Franz bey dem K. Hoftheater zu Berlin, als Margarethe von Rohrshof. 1820. 183 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Schauspiel wird, wenn es *gut* dargestellt wird, den berechneten Zweck nicht verfehlen. Die Charaktere der spielenden Personen sind gebraucht, aber keineswegs verbraucht; das Süjet, dass ein störrisch scheinender Alter und ein gutes, auf dem Lande häuslich erzogenes, Mädchen Alle zuletzt rettet, ist nicht neu, gefällt aber. Das weiss der Vf., wie er denn das Theater und die Nuançen desselben zum Besten seiner Zuschauer zu gebrauchen versteht. Der Charakter des Hauptmanns ist ein wenig widerlich, besonders des alten stumpfen Nachtwächters wegen, aber er ist auf den Brand berechnet; die Sucht nach dem Orden, des Sohnes wegen, kann nicht allenthalben ansprechen, und ist blos heimisch, aber (S. 26 ff.) die Vagabunden-Scenen sind dem Vf. trefflich gelungen. Überhaupt weiss er die Gemeinheiten gut zu benutzen, die er auch in Schutz nimmt. Deshalb hat er auch die 35 Seiten lange Vorrede geschrieben, in welcher er seinem Unwillen gegen die einheimischen Kritiker freyen Lauf lässt. Er kann freylich nicht zufrieden mit ihnen seyn, weil sie nicht mit ihm zufrieden sind. Dann geht er auf Wien über, und rühmt das dortige Loos der *einheimischen* dramatischen Dichter. „Dort ist die scenische Literatur, weil sie Mengen, nicht Einzelne anredet, ein wichtiger Theil der *Eigenthümlichkeit*. Österreich bahnt jetzt einer Nationalliteratur so ziemlich den Weg. *Dort* kann die scenische *mit voranschreiten*, während die Berliner hintennach humpeln muss." Wir wollen es der Königsstadt überlassen, sich auch ein Volkstheater zu schaffen, bey welchem Hr. v. *V.* sich besser fühle.

L. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ÖKONOMIE.

Jena, b. Schmid u. Comp.: *Der Landwirth in seinem ganzen Wirkungskreise. Eine Zeitschrift für praktische Landwirthe, Cameralisten und Freunde des ländlichen Gewerbes.* Herausgegeben von einer Gesellschaft praktischer Landwirthe, Naturforscher und Technologen. Mit Kupfern. I Band. 402 S. II B. 144 u. 268 S. III Bd. 380 S. IV Bd. 1819. 380 S. V Bd. 1820. 402 S. 8.

Vom 4ten Bande an mit dem Zusatze auf dem Titel: *Unter der Leitung* von Dr. *K. Ch. G. Sturm*, Hofrath, ord. Prof. der Ökonomie zu Jena und Director des ökonomischen Instituts zu Tieffurth, und Dr. *C. W. E. Putsche*, Prediger zu Wenigen-Jena.

Vom 5ten Bande an: Altenburg, b. Hahn: — — *unter der Leitung* von Dr. *C. W. E. Putsche*, Prediger zu Wenigen-Jena. (10 Rthlr.)

Zur Herausgabe dieser Zeitschrift stiftete Hr. D. *Putsche*, Prediger zu Wenigen-Jena, eine Gesellschaft, welche aus Männern bestand, die als Gelehrte, Naturforscher und praktische Landwirthe schon dem Publicum rühmlich bekannt waren. Von denselben sind nur *Becker*, *Doebereiner*, *Fischer*, *Graumüller*, *Herrmann* in Baiern, *Köllner*, *Knauff*, *Lüder*, *Renner*, *Sickler*, *Voigt* u. s. w. genannt, denen gewiss jeder Leser schon im Voraus sein Zutrauen schenken wird. Diese Zeitschrift sollte das ganze Gebiet der Landwirthschaft im ausgedehntesten Sinne des Wortes und alle Hülfs- und Neben-Wissenschaften derselben umfassen. Zu jenen rechnen die Vff. die sogenannten Naturwissenschaften, oder diejenigen Wissenschaften, welche die Natur zum Gegenstande haben, und eine genaue Kenntniss aller ihrer Theile befördern; zu diesen aber die Haushaltungskunst, Technologie, Handlungs- und ökonomische Polizey-Wissenschaft. Ihr Zweck ist also, eine Revision der gesammten Landwirthschaft zu bewirken, sie von allen Charlatanerieen und leeren Projecten zu reinigen, und bestimmt zu zeigen, wie weit wir bis jetzt in allen ihren Zweigen in Deutschland durch richtige Erfahrungen gekommen sind, neue Erfahrungen zu sammeln, sie gemeinnützig zu machen, und durch neue Ideen und glückliche Vorschläge ihren Fortgang und ihre Vervollkommnung zu befördern. Überdiess hat am Schlusse des ersten Bandes Hr. Prof. *Sturm*, welcher vom 2 und 3 Bande die Redaction mit Hn. D. *Putsche* übernommen hat, die Erklärung hinzugefügt, dass die Leser seines Jahrbuches den Landwirth als Fortsetzung desselben ansehen möchten. Dieses so allgemein nützliche Journal erscheint in zwanglosen Heften, wovon immer drey einen Band ausmachen. Wir geben hier eine kurze Übersicht der einzelnen Abhandlungen. Man wird daraus ersehen, dass sich diese Zeitschrift durch ihren wissenschaftlichen und lehrreichen Inhalt vor vielen anderen vortheilhaft auszeichnet.

I Band. 1 Heft. I. *Über die Cultur der Wiesen, als Einleitung.* Vom schwarzen *Becker.* Es scheint §. 2, als wenn die Proceduren durch die 9 Zahlen in diesem §. bestimmt seyn sollten; aber die folgenden §§. enthalten doch auch Proceduren! §. 5. Beym Wässern der Wiesen hätte wohl Etwas von der grösseren oder minderen Tauglichkeit des Wassers gesagt werden sollen. §. 6. Was soll der Dünger den Winter über auf Kleeäckern? Weiss der Vf. nicht, dass er dadurch den Aufenthalt der Mäuse, welche ohnehin auf die Kleeäcker ihre Zuflucht nehmen, desto mehr befördert? Auch hätte der Stoff besser geordnet werden können. §. 16 gehört gar nicht hieher. Zu beherzigen aber ist, was der Vf. §. 17 und im folgenden von einer reellen Wiesenpolizey gesagt hat; anwendbare Gesetze dazu betrachtet er aus guten Gründen als Sache des Staats. II. *Apologie der Dreyfelder-Wirthschaft.* Von D. *Schwabe.* Eine sehr schätzbare Abhandlung. III. *Über den Anbau der schwedischen Kohlrübe (Untabaga).* Von *P.* Sie wird ihrer Nützlichkeit wegen zunächst der Kartoffel gesetzt. Es giebt zwey Arten: die weisse und die gelbe. Unverpflanzt werden sie, gleich den Runkelrüben, weit grösser. Beym Verpflanzen müssen sie eingeschlemmt werden, sonst werden sie nicht so gross. Dann ist ihre Behandlung, wie die der Runkeln und Kohlrüben. Rec. bemerkt, dass der Vf. die Kohlrübe selbst, welche sich wenig von der Rotabaga unterscheidet, mit derselben verwechselt hat: denn die weisse Art ist wahrscheinlich keine andere, als unsere bekannte Kohlrübe, die aber durch Saamenvertauschung, wie *Thaer* bemerkt hat, zu dieser Ehre gekommen ist. IV. *Über die Geburt eines Kalbes mit einem Wasserkopfe.* Von D.

Putsche. Dieses Kalb ist auf eine geschickte Art zur Geburt befördert worden. V. *Vorschläge zur Emporbringung der Bienenzucht.* Von *T.* Der Vf. zählt zuvörderst die Hindernisse derselben auf: 1) Mangel an Kenntnissen, 2) Diebstahl, 3) überall zu wenig Aufmunterung, und endlich 4) Krieg. Als Vorschläge folgen: 1) eine lebendige Überzeugung vom Nutzen der Bienenzucht, 2) lebendige Beyspiele, 3) Prämien, 4) Steuer des Diebstahls, 5) eine Bienen-Assecuranz, 6) Aufsicht der Polizey, 7) endlich Errichtung der Gemeinbienenstände. Der letzte Vorschlag dürfte wohl der unwirksamste von allen seyn. VI. *Briefe eines Reisenden über die Landwirthschaft in Italien an Hn. Carl Pictet in Genf.* Der Vf. theilt Italien in drey landwirthschaftliche Regionen: die erste bezeichnet er mit dem Namen der Region des Mais, die zweyte mit dem der Region der Oliven, und die dritte Region mit dem Namen des Landes von ungesunder Luft. VII. *Über Benutzung der Staats-Domänen- und Rittergüter.* Vom schwarzen *Becker.* Bey ersten werden Erbverpachtungen, und bey letzten Zeitverpachtungen in Vorschlag gebracht, wo bey jeder Art auch die Pachtbedingnisse mit beygefügt worden. VIII. *Verwandlung des Zehnten in ein Staatscapital.* Von *Ebendemselben.* Der Vf. hat mitunter witzige Einfälle. — 2tes *Heft.* I. *Der Flachs und der Hanf auf ihrer Reise aus dem Saamen bis in die Papiermühle.* Vom schwarzen *Becker.* Die Abhandlung ist in §§. eingetheilt. §. 2. Früh- und Spät-Lein. Saat, die Ernte ist nach den Methoden verschiedener Länder, Schlesien, Niedersachsen, Magdeburg, Wetterau, Niederlande, beschrieben. §. 9. Rotten und andere Zubereitungen. §. 16. Hanf, ebenso, wie beym Leine. Der Vf. ist mehr ein Freund von praktischen, als von wissenschaftlichen Kenntnissen, mitunter nach eigenthümlicher Art launig und witzig; mit der Ordnung nimmt er es auch hier nicht genau. II. *Die Production und Reinigung des Öls.* Von *Ebendemselben.* Beweist, dass es dem Vf. an praktischen Kenntnissen nicht fehlt. Man zählt 12 deutsche Ölgewächse, welche er die Musterung passiren lässt, damit jeder Landwirth beurtheilen könne, welche Art für sein Klima und seinen Boden passe. III. *Aussichten zur Erweiterung und Vervollkommnung des Futterbaues.* Von Hn. *Uffelmann.* Die deutsche Flora enthalte noch eine Menge höchst schätzbarer Grasarten, die des Anbaues werth seyen; besonders gäbe es unter den 90 bekannten Kleearten mehrere, die ausserordentliche Vortheile versprächen, als 1) das auslaufende Strausgras (*Agrostis stolonifera L.*) behaupte unter allen Gewächsen den ersten Rang. 2) Der Vogelknötrig u. s. w. (*Polygonum aviculare L.*). In Japan werde sie statt des Indigs zum Blaufärben gebraucht, habe aber auch eine ausserordentlich nährende Kraft. Es sey auffallend, wie sehr sich bey den Kühen nach dem Genusse derselben die Milch vermehre. 3) Der Incarnatklee (*Trifol. incarnatum*). IV. *Über die Landwirthschaft in Italien.* Fortsetzung. *Über die neueste Construction der Malzdarren, und insonderheit über die Heitzung derselben mit Wasserdämpfen zur Ersparung des Feuermaterials.* Mit 2 Kupfertafeln. Von Hn. *Weise.* S. 240 und 241 sind die Fehler aller bisher angegebenen und ausgeführter Malzdarren beschrieben; dagegen wird angegeben, welche Einrichtung eine solche haben müsse, wenn jene Fehler nicht Statt finden sollen. VI. *Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger, und die es werden wollen. Vorrede* und *Plan.* a) Sonnenklarer Beweis, dass es dem Staatswohle, der Kirche, der Geistlichkeit höchst nachtheilig seyn würde, die Pfarrgüter zu säcularisiren. Von D. *Schwabe.* Eine sehr wohlgerathene Abhandlung, welche jeder Prediger lesen sollte. — 3s. *Heft.* I. *Einiges über den Kartoffelbau zu Tieffurth und über die Benutzung der Kartoffeln zu Brot.* Vom Hn. Hofr. *Sturm.* Zuvörderst spricht der Vf. von der Vernachlässigung des Kartoffelbaues und seinen Ursachen in Thüringen; dann von der vortheilhaftesten Art des Kartoffelbaues durch die Keimaugen, die man von den grössten Kartoffeln aussticht, und statt des Saamens gebraucht; und endlich von der Anwendung der Kartoffeln zum Brodbacken. II. *Etwas über den Gyps.* Von Hn. *Rüdiger.* Es bleibt noch immer die Frage: Wie wirkt der Gyps? III. *Beschreibung aller Kohlarten, welche bis jetzt im Gebiete der Landwirthschaft bekannt sind, wie sie gebaut werden, und wo Saamen davon zu haben ist.* Vom schwarzen *Becker.* §. 2. Kopfkohl (*Brassica oleracea capitata alba*), 12 Arten. §. 4. Blattkohl (*Brassica oleracea Selenisia*), 3 Arten. S. 305 §. 1. Kohl für den Küchengarten, 5 Arten. §. 4. Herzkohl u. s. w. (*Brassica oleracea sabauda*), 8 Arten. Es soll aber noch mehrere Arten von dieser geben. Vom Kopfkohl für den Küchengarten gebe es nach §. 6 3 Arten. §. 7. Blatt- oder brauner, auch grüner Kohl; davon werden nur 4 der vorzüglichsten Arten genannt. So viele Arten hier auch aufgezählt werden, so scheint der Vf. doch von jeder derselben eine genaue praktische Kenntniss zu haben, und giebt dazu noch die Anweisung, bey welchen Saamenhändlern man den Saamen ächt bekommen kann. IV. *Wer sind die Wucherer und Kornjuden, über welche das Volk schreyt?* Von Hn. *Lukas.* Eine lesenswerthe Abhandlung, die das allgemeine Wohl überhaupt und die Befreyung der bedrückten Armen unter der arbeitenden Volksclasse zum Zwecke hat. V. *Ohnmassgebliches Gutachten, die Verwandlung der Naturalzehnten und Fruchtzinsen in eine Geldabgabe betreffend. Nebst einem Prologus galeatus an den schwarzen Becker.* Von D. *Schwabe.* Diese sehr gründlich ausgearbeitete Abhandlung ist eine Widerlegung der oben im ersten Bande unter No. 8 des ersten Hefts befindlichen Abhandlung, und Zurechtweisung des Vfs., welche ganz gelesen werden muss. Hr. D. *S.* hat die Wahrheit von dem Scheine glücklich getrennt. *Über die Landwirthschaft in Italien.* (Fortsetzung.) *Sonnenklarer Beweis, dass es dem Staatswohl, der Kirche, der Geistlichkeit höchst nachtheilig seyn würde, die Pfarreygüter zu säcularisiren.* (Fortsetzung.) Von D. *Schwabe.* S. 363 Z. 8 v. o. muss Titel für Titus gelesen werden.

II Band. 1 Heft. I. *Beschreibung von Rochsburg und den dazugehörigen Gütern.* Von *F. Roediger.* Der Vf. bemerkt, dass in Rochsburg ausserst wenig Rindvieh gehalten werde. Daher, und weil der 6te Theil der Felder mit Kartoffeln bebaut werde, scheine es ihm nicht zweckmässig zu seyn, wenn die Kartoffeln verkauft, und nicht zum Viehfutter entweder unmittelbar, oder durch die Brantweinbrennerey, verwendet würden. Dagegen wird mit Recht von der Schäferey gerühmt, dass selbst Böcke von der ächten Leoneser Raçe aus Spanien und von der berühmten französischen Schäferey Rambouillet der Rochsburger Raçe nachstehen. Dass Schäfer und Knechte nur Lohn und Kostgeld bekommen, hält der Vf. nicht für gut. II. *Über die Untersuchung der Ackererden, ohne Anwendung chemischer Reagentien.* Von D. *Putsche.* Das Mittel ist Wasser, womit die Erdarten wegen des Anziehungsvermögens untersucht werden müssen. III. *Einige Beyspiele mit erwünschtem Erfolge realisirter Fruchtwechsel-Wirthschaften.* Vom Oberamtmann *Lüder* zu Reiffenstein. Eine für den praktischen Landwirth lehrreiche Abhandlung, deren Inhalt jedoch wegen falsch oder willkührlich gebrauchter Ausdrücke oft sehr undeutlich wird, z. B. S. 43 — junger Klee gehütet, st. behütet. S. 41 Rauhfrucht, wahrscheinlich ein seynsollendes Kunstwort, welches aber nur Dilettanten eigen seyn mag; *Schnee* (s. Handwörterbuch) kennt es nicht. Wenigstens sollten solche Worte nicht ohne Erklärung gebraucht werden. IV. *Über die Landwirthschaft in Italien.* (Fortsetzung.) V. *Über die Eigenschaften und Cultur des Fiorin- oder auslaufenden Strauss-Grases.* Zwey Briefe, in welchen der grosse Nutzen ganz ausser Zweifel gesetzt ist. Die Redaction meldet, dass ächter Saame in der Saamenhandlung zu Erfurt bey Salzmann zu haben sey. VI. *Etwas über die landwirthschaftliche Gewerbe-Anstalt des Hn. Nathusius zu Althaldensleben, und besonders über dessen Branntweinbrennerey.* Von *F. Ries.* Diese Branntweinbrennerey ist ein Erzeugniss des ungeheuer erhöhten Blasenzinses, und die Beschreibung mit dem dabey befindlichen Kupfer hält Rec. für eine vollkommene Darstellung derselben, nach der Idee: in der kürzesten Zeit die grösstmöglichste Menge Branntwein zu liefern. — 2s *Heft.* *Der Ackerbock.* (Mit einer Zeichnung.) Von D. *Prantl.* Ein neu ausgedachtes Werkzeug, ohne Pferd oder anderes Zugvieh, mit Anwendung des Flaschenzuges zu ackern. *Die Ursachen der höheren Getreidepreise.* Von D. *Schwabe.* Es sind 7 angegeben. *Über die Landwirthschaft in Italien.* (Forts.) Die Briefe enthalten die Beschreibung der Marennen und der sich daselbst immer weiter ausbreitenden ungesunden Luft, welche die Gegenden um Rom entvölkert und in eine Wüsteney verwandelt. *Sendschreiben an den Hn. Oberamtmann Lüder in Reiffenstein, die Lähme der Lämmer betreffend.* Vom Prof. D. *Sturm.* *Über die Mittel gegen den Brand im Getreide.* Von Hn. Prof. D. *Herrmann* in München. Der Vf. will die Ursache erkannt haben, und schreibt sie dem klimatischen Einflusse der Witterung zu, welche während der Hauptperioden der Bildung der Getreidepflanzen solche Krankheitszeichen hervorbrächten. Daraus lässt sich allerdings erklären, warum man noch kein Mittel gefunden hat, welches wider diese Krankheit eigentlich gedient hätte. *Vom Schwärmen der Bienen.* Von *Lukas.* Lehrt, wie Schwärme beym Einschlagen praktisch zu behandeln sind. *Über die wohlthätige Vorkenntniss der Witterung durch Beobachtung der Spinnen, besonders zur Saat- und Ernte-Zeit.* Von Hn. Dr. *Herrmann* in München. Sie sind die zuverlässigsten Wetterpropheten. *Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger.* (Forts.) Über Pfarrvergleiche. Von D. *Schwabe.* Eine ungemein gründliche Ausarbeitung. *Frage und Antwort. Woher kömmt es, dass zuweilen ein gut gepflügtes und gedüngtes Feld eben keinen grösseren Ertrag giebt, als ein anderes, welches dicht daneben liegt, und nur ganz leicht gepflügt, aber nicht gedüngt worden ist?* Die Antwort lautet: „Das Feld wurde zu tief gepflügt, und der Mist, womit es gedüngt worden war, hatte sich noch nicht verzehrt.“. Der Vf. verlangt zur Düngung verrotteten Mist; auf unverrotteten, welcher nur aus dem Stalle kommt, legt er einen geringen Werth. — 3s *Heft.* *Ökonomische Topographie der Gegend von Jena.* Von *Fr. Rödiger.* S. 138 ist ein Brief eingeschaltet, wo über den Bau der Handelskräuter Bericht gegeben wird, und der nach S. 140 sich hoch rentirt. Auch trifft man in dieser Gegend Gemüsebau an. S. 147 *realisirbar* ist ein Barbarismus, es sollte *ausführbar* heissen. *Versuche aus dem Gebiete der ganzen Landwirthschaft angestellt auf dem ökonomischen Institute zu Tieffurth von mehreren Studirenden daselbst.* Unterschied zwischen Musterwirthschaft und Versuchswirthschaft. *Erster Versuch. Über den Futterbedarf einer Kuh an grünem Futter, und über das Verhältniss der Quantität des Futters zur Milch.* Angestellt von Hn. *Stille* und *Erhardt.* Hiezu ist eine Fütterungstabelle, woraus drey merkwürdige Resultate gezogen werden. *Zweyter Versuch, zur Ausmittelung des Verhältnisses einiger Futterkräuter zur Milch- und Dünger-Production.* (Von Hn. *Ludloff* angestellt und beschrieben.) Mit drey Tabellen. Scharfsinnig dargestellte Verhältnisse. *Dritter Versuch. Ausmittelung des Stroh- und Körner-Ertrags von der Ernte 1817.* Angestellt von Hn. *Tritschke.* Durch Berechnung sehr gut dargestellt. *Über Einimpfungsversuche der Maul- und Klauen-Seuche bey Rind- und Schaaf-Vieh.* Vom Thierarzt *Brauell.* Die Ursache dieser Krankheit hat der Vf. nicht erforschen können, seine Versuche sind aber alle gut abgelaufen. Zur Nachahmung möchten wir aber vor der Hand noch nicht ermuntern, da Hr. *v. Ehrenfels* in den *Ökonomischen Neuigkeiten* das Publicum vor der Ausbreitung einer solchen, ihrer Natur nach gefährlichen, ansteckenden Seuche, wie er sie bey dem Schaafvieh gefunden, nachdrücklich gewarnt hat. *Über die Landwirthschaft in Italien.* (Forts.) *Die Gemeindebackhäuser auf dem Lande.* Von D. *Schwabe.* Ein Gespräch,

welches dasjenige ist, dass Privatbackhäuser bey Vielen eine unerkannte Wohlthat sind. *Die Kartoffelbranntweinbrennerey des Hn. Grafen Podewills in Brandenburg.* Von *Weise.* Eine ausführliche Beschreibung, die wegen der angegebenen Verhältnisse sehr lehrreich ist.

III *Band.* 1 *Heft.* I. *Aphorismen über Schäferey und Schaafzucht.* Von Hn. Hofr. *Sturm.* Der Vf. will unter dieser Rubrik von Zeit zu Zeit in dieser Zeitschrift von seinen erweiterten Erfahrungen im Gebiete der Schaafzucht Rechnung ablegen; diese werden dem Publicum sehr willkommen seyn. *Über die Merinos nach ihrer Verbreitung in verschiedene Gegenden Europas, vorzüglich über den Charakter der sächsischen und österreichischen.* Die sächsischen Schaafzüchter sahen 1) auf Gleichheit des Vliesses, 2) auf nahrhafte Fütterung. Zu 1) gehörte genaue Auswahl der Mütter und Böcke; zu 2), dass man Körner fütterte. Den Körnern schreibt der Vf. das feine Haar der Schaafe zu. *Charakteristische Kennzeichen der sächsischen Merinos.* A. Körperbau: 1) sie sind grösser, als die Urstämme; 2) haben spitzigere Köpfe, 3) keine starken Koders, noch Halskragen; (S. 8 sind die Stämme genannt, aus welchen sie gewählt wurden); 4) sie haben keine bewachsenen Unterschenkel. B. Die Wolle: besitzt 1) Feinheit, 2) Weichheit, 3) Elasticität, 4) ist sie zopfartig, nicht rauchspitzig, 5) weniger dicht, flüchtig; 6) nicht so fettig, wie die österreichische. S. 15. Das höchste Ziel sey: grosse und schöne Gestalt des Körpers, Gleichheit des Vliesses, stumpfer Wuchs, Feinheit und Dichtheit; letztere sind aber schwer zu vereinigen. II. *Das Räuchern, ein Mittel zur Beförderung der Tragbarkeit des Bodens.* Das Rasenbrennen wurde wohl von dem berühmten *Young* in England zuerst empfohlen. III. *Über die Vertilgung der Quecken (Triticum repens).* Von *Fr. Rödiger.* Der Haken, dessen S. 25 gedacht wird, bey trockener Witterung gebraucht, ist ein wirksames Mittel. Auf einmal aber befreyt man den Acker durch den von dem Pachter *Sachse* erfundenen *Queckenzieher*, von dessen Wirksamkeit Rec. aus Erfahrung überzeugt ist, und welchen er in mehrerem Betrachte als ein sehr nützliches Ackerwerkzeug empfehlen kann. Beschreibung und Abbildung davon findet man in den Soc. Anzeigen der Kurfürstl. Sächs. Leipziger ökonomischen Societät von der Michaelismesse 1800. IV: *Naturgeschichte der in der Landwirthschaft schädlichen Pilze.* Von Hn. D. J. C. *Schmidt.* Gattungen: 1) Rostbrand (*Uredo Persoon.*), 2) Stielbrand (*Paccinia Pers.*), 3) Keimpilz (*Sclerotium Pers.*) V. *Versuche über die nährende Kraft einiger Futterkräuter.* Von *W. B. Crud.* VI. *Bruchstück aus dem Briefe eines Reisenden.* VII. *Wie kann die Bienenzucht in jedem Staate Deutschlands zur höchsten (?) Vollkommenheit — wie kann sie zum höchsten Ertrage gebracht werden?* Von *J. C. Knauff.* Rec. hat gefunden, dass Hr. K. bey dieser doppelten Frage weder das Eine, noch das Andere, vollkommen bewiesen und richtig beantwortet hat. Wir sprechen ihm jedoch nicht alle praktische Geschicklichkeit ab, und wollten auch gern damit zufrieden seyn, wenn er uns nur allenthalben und in Gegenden, die wir ihn anweisen wollten, comparative Beyspiele ohne Unterschied der Jahre, vorzeigen wollte; die superlativischen wollten wir ihm schenken. Denn in solchen Gegenden, aus welchen er seine Beyspiele hergenommen hat, ist es nicht schwer, die Bienenzucht zu einem höheren Ertrage zu bringen. VIII. *Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger. Zweckmässigste Einrichtung der Pfarrwirthschaft, nachgewiesen in einer Beurtheilung der verschiedenen Nutzungs- und Bewirthschaftungs-Arten.* Von Hn. D. *Schwabe.* Eine treffliche systematische Abhandlung, aus welcher alle Prediger, die eine Wirthschaft zu betreiben haben, sich Raths erholen können. Es wird aber hier nicht auf die Materie, sondern auf die Form gesehen, und diese läst sich auf 4 Bewirthschaftarten zurückbringen, als: 1) Bearbeitung mit eigener Anspanne und Dienstpersonal; 2) Bearbeitung um Lohn oder zur Frohne; 3) Verpachtung um Geld oder Naturalien, 4) Halbpacht. Diese Auseinandersetzung ist musterhaft. IX. *Smithsons Tennant's Methode, mit einem Feuer eine doppelte Destillation zu bewirken.* Ingleichen X. *Henry Trittons Patent für einen verbesserten Destillir-Apparat, nebst einer Nachschrift.* Vom Hn. Hofr. *Döbereiner.* Die in der Nachschrift enthaltenen Ideen empfiehlt Rec. recht sehr zur Beherzigung. XI. *Gründliche Heilung des Grindes und der Raude beym Schaafvieh, nebst einigen Bemerkungen über die Fütterung der Merinos.* Vom Hn. Amtmann *Gumprecht.* 2s *Heft.* I. *Versuche aus dem Gebiete der ganzen Landwirthschaft, angestellt auf dem ökonomischen Institute zu Tieffurth* u. s. w. (Forts.) *Vierter Versuch, über das Wachsthum der Wolle in den verschiedenen Jahreszeiten.* II. *Rechenschaft über gelungene Versuche in Ersparung des Kartoffelsaamens ohne Schmälerung der Ernte.* Von Hn. M. *Engel* in Plauen. Die Fortpflanzung durch Augen, wozu die stärksten von grossen Kartoffeln die besten sind. III. *Aphorismen über Schäferey und Schaafzucht.* (Schluss.) Von Hn. Hofr. *Sturm. Herbstlämmer.* Ihre Vorzüge und Nachtheile. *Über die Schaafweide und das Hüten der Schaafe.* Die Weide 1) nach ihren politischen Verhältnissen, 2) nach ihrer Lage, 3) nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche. In letzter Hinsicht theilt sich die Weide in 7 Gattungen, wovon aber die 6te, die Saatweide, fehlt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ÖKONOMIE.

Jena, b. Schmid u. Comp.: *Der Landwirth in seinem ganzen Wirkungskreise. Eine Zeitschrift für praktische Landwirthe, Cameralisten und Freunde des ländlichen Gewerbes* u. s. w. I — V Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. *Einige Bemerkungen über das Pferchen (Horden) der Schaafe, als Anleitung zur Aufhebung desselben.* Von Hn. *Rödiger*. Nach der aufgestellten Berechnung muss das Pferchen eingehen. V. *Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger. Zweckmässige Einrichtung der Pfarrwirthschaft* u. s. w. (Forts.) Von Hn. D. *Schwabe. Halbpacht.* S. 221. *Beylage.* Schema eines nach obigen Grundsätzen abgefassten Halbpacht-Contracts. VI. *Beobachtung einer Seuche, welche im Monat May* 1817 *unter einer Schaafheerde ausbrach.* (Aus dem Französ.) VII. *Anweisung zur Bereitung des kleinen Ackers.* Von Hn. *Hertel*. VIII. *Bestand der Merinos in Spanien im J.* 1816. (Aus dem Französischen.) IX. *Resultate des Verkaufs der Wolle und der Schaafe beym Ausmerzen der königl. Merinoheerde auf der königl. Schäferey zu Rambouillet am* 16 und 17 *Jun.* 1818. 3s. *Heft.* I. *Über zusammengesetzten Dünger* (Hofdung). Sehr gut, dass sich der Vf. S. 266 auch gegen das Breitliegen des Düngers auf dem Acker erklärt hat; allein seine Erklärung ist mehr nach politischen, als physischen Grundsätzen abgefasst. Er hätte vielmehr den Grund, worauf sich jene, welche das Breitliegen empfohlen haben, beziehen, vernichten sollen. II. *Rechenschaft über gelungene Versuche in Ersparung des Kartoffelsaamens, ohne Schmälerung der Ernte.* Von M. *Engel* in Plauen. Man kann dem Vf., der die Sache genau erprobt hat, in dieser Angelegenheit getrost folgen. III. *Wie weit sind wir nun in der Bienenzucht gekommen?* Von Hn. *Lukas*. Eine geschichtliche Darstellung der in der künstlichen Behandlung der Bienen gemachten Fortschritte. IV. *Beobachtungen über die Cultur der nackten Gerste.* (Aus dem Französischen.) V. *Anweisung zum Hopfenbau.* Gut. VI. *Die Kamm-Schmiede, als vorzügliches Gras auf den Schaafweiden.* Eine sehr ausführliche Beschreibung, nebst einer sehr schönen und natürlichen Abbildung auf einer besonders beygefügten Kupfertafel. VII. *Einige Worte über das Aufeisen der Teiche.* Bey strenger Kälte würden wir rathen, nicht nur einmal täglich, sondern zweymal die Wuhnen aufeisen zu lassen. VIII. *Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger.* (Forts.) *Über das Dienstpersonale bey Predigerwirthschaften.* Rec. hält den S. 331 ausgesetzten Lohn für die Ackerleute zu gering. IX. *Erläuterung einer Stelle in der Beschreibung von Rochsburg und der dazu gehörigen Güter.* X. *Landwirthschaftlicher Bericht aus Sachsen.* XI. *Landwirthschaftlicher Brief an Hn. Ökonom Kürschner*, von *Fr. Rödiger*.

IV Band. Das 1 Heft beginnt mit der Fortsetzung der von dem Hn. D. *Schwabe* trefflich bearbeiteten Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger, und handelt in der dritten Abhandlung über das Dienstpersonale bey Predigerwirthschaften. Mit Recht fügt hier Hr. D. *Putsche*, welcher mit dem 4 Bande die Redaction wieder allein übernommen, dieser Abhandlung den Wunsch bey, dass doch alle Landwirthe, insonderheit auch die obrigkeitlichen Behörden, dieselbe lesen und beherzigen möchten. Sie enthält eine Sache, über welche so oft geschrieben und geklagt wird, weil die Meinungen so verschieden und einander entgegen sind, dass man oft nicht weiss, welcher man seinen Beyfall geben soll. Doch möchte sie selten in der Ordnung, mit solchen Grundsätzen und in dem Geiste vorgetragen worden seyn, wie es hier geschieht. Merkwürdig sind S. 58 die Briefe über die Landwirthschaft in Italien, von Hn. *Rödiger*, welcher uns von den Einöden Roms ganz andere Nachrichten ertheilt, als wir seither aus anderen Reisebeschreibungen erhielten, die aber Hr. *R.* alle, bis auf die von *Bonstetten*, verwirft. „Ich habe, sagt Hr. *Trucci*, einige Fremde gesehen, und auch etliche Reisebeschreibungen von Italien gelesen, und da schien es mir, als hätten diese Herren auf ihrer Reise durch unsere Ebenen und Macchies sich eingebildet, dass diese Einöden keinem Eigenthümer angehörten, und dass der erste beste sich ihrer bemächtigen, sie urbar machen, und sich darauf anbauen könnte, fast ebenso, wie Abraham die Weiden Canaans in Besitz nahm. Wenn man sie liest, sollte man glauben, dass alle Einwohner Mönche würden, und kein Mensch zum

Landbau übrig bliebe, und diess wäre die Folge der päpstlichen Regierung. Allein sie irren sich. Nicht nur alles Land um Rom herum gehört als besonderes Eigenthum entweder Capitalisten, oder Gemeinheiten, sondern dieser Boden und diese dem Anschein nach vernachlässigten Weiden stehen alle unter einer Gesellschaft von Pächtern, und sind einer regelmäsigen Wirthschaftsfolge unterworfen, deren Behandlung ich Ihnen gleich aus einander setzen will." Ferner S. 60 heisst es: „Sie werden erstaunen, mein Herr, wenn ich Ihnen versichere, dass das ganze Gebiet der Marenne von Rom, auf einer Strecke von 40 Stunden, nur unter etliche hundert Eigenthümer vertheilt ist, und dass unserer nur 24 Pächter sind, die sich mit dieser ganzen ungeheueren Bearbeitung beschäftigen. Man nennt uns *Mercante di tenute*, Landhändler. Und in der That sind wir auch mehr Kaufleute, als Landwirthe: denn wir leben Alle in Rom, wo wir unsere Bücher halten, und das Ganze regieren, während unsere *Fattori* wirthschaften" u. s. w. Die Marennen von Rom werden nach einer nomadenähnlichen Methode bewirthschaftet. Im 2ten Hefte giebt ebenderselbe Vf. eine lehrreiche Beschreibung des Ritterguts Mosen und der damit theilweise verbundenen Güter Cloder und Meilitz. Rec. war es unbegreiflich, wie nach S. 144 Hr. D. *Schweitzer* seit 1819 seine Wirthschaft in so kurzer Zeit verbessern, und in einen so guten Stand bringen konnte. Vergleicht man aber diese Stelle mit S. 148, so erscheint die Jahrzahl falsch, und sollte 1809 heisen. In der Fortsetzung der Briefe über die Landwirthschaft in Italien heisst es S. 206: „So findet sich demnach auch in der durch die Staatswirthe in übeln Ruf gebrachten Landschaft des Kirchenstaats eine sehr thätige Industrie, sobald man ausser das (dem) Gebiet der ungesunden Luft kommt." S. 230 findet man eine ausführliche Belehrung über die Anfertigung der Talglichter und Reinigung des Öls. Mit Kupfern. Von Hn. *Weise*. Die S. 252 befindliche Fortsetzung der Beyträge zur Wirthschaftskunde für Prediger ist wegen der Rechtsverhältnisse und Triftgesetze wichtig. Im dritten Hefte findet man S. 328 wieder eine lehrreiche Stelle über die gegenwärtige Landwirthschaft in Italien, womit jener Brief beschlossen wird: „Bisher habe ich Ihnen, l. Fr., mit möglichster Genauigkeit den Zustand und die Bewirthschaftung des vormaligen Kirchenstaates geschildert, und leugne nicht, dass ich es gewissermasen als eine Rechtfertigung angesehen wissen möchte, und um alle die Schriftsteller Lügen zu strafen, welche sich gegen die kirchliche Regierung heftig erhoben haben. Allerdings hätte sie geschickter und thätiger seyn, und bessere Grundsätze der Staatswirthschaft befolgen können. Allein wenn man auch diese Mängel an ihr zugestehen muss, zeigt denn übrigens nicht der gemeine Menschenverstand, dass unter der mildesten Regierung, dem schönsten Klima, und bey einem immerwährenden Frieden, die Thätigkeit Einzelner, bloss von selbst schon längst alle jene Vortheile sich zu Nutze gemacht haben würden, wenn nicht ein so schreckliches Gesetz der Natur dieses Land zur Verödung verdammt hätte. Keine Regierung wird hier bessere Resultate erlangen, und selbst die französische wird in der *Campagna di Roma* eben nicht mehr ausrichten, als sie bisher in den Haiden von Bordeaux und Bretagne ausgerichtet hat. Das schöne Thal von Fugline stand ebensowohl, wie Latium, unter kirchlicher Herrschaft, und diese Regierung hat die Felder nicht entvölkert, auch weder die Weinstöcke, noch die Ölbäume, zu Grunde richten lassen. Sobald man aus dem Gebiete der ungesunden Luft in die römischen, wie in die toscanischen Staaten tritt, findet man wieder Alles belebt und bevölkert. Es bleibt also nur noch zu wissen übrig: ob wohl die Päpste Schuld an der ungesunden Luft sind. Vor 20 Jahren hätten diess fast alle Reisende bestimmt behauptet, aber jetzt können sich die besten Chemiker nicht davon überzeugen. Sie glauben um so viel weniger, dass die Ursache der ungesunden Luft weder von den Morästen, noch von der Nacktheit des Bodens herrühre, weil jene Luft auf den Bergen ebenso gefährlich, wie mitten im Holze ist. Möglicherweise hätte vormals eine aufgeklärtere Regierung ihren tödtlichen Wirkungen begegnen können, heut zu Tage aber findet kein Heilmittel mehr Statt, und die künftigen Zeiten werden den Wohlstand von Rom nicht wieder aufblühen sehen." Warum der Vf. hieran durchaus zweifelt, kann Rec. nicht einsehen.

Der V Band ist nicht weniger interessant. Denn das erste Heft beginnt wieder mit einer gründlichen und lehrreichen Abhandlung über landwirthschaftliche Lehranstalten, von Hn. D. *Schwabe*, welcher beweist, dass die landwirthschaftlichen Institute das nicht leisten können, was sie versprechen; und daher diejenigen, welche mit den Akademieen verbunden wären, jenen weit vorzuziehen seyen. Diese Abhandlung scheint Rec. ein Wort zu seiner Zeit, da dergleichen Lehranstalten immer mehrere errichtet werden. Da durch die ansehnlichen Wollpreise die Schaafzüchtler in ganz Deutschland aufgemuntert worden sind, ihre Heerden zu veredeln: so sind dadurch unter ihnen verschiedene Meinungen entstanden, weil das Ziel bey der Veredlung von verschiedener Art war, wonach Jeder sein Bestreben eingerichtet hatte. Diess gab Gelegenheit, in mehreren ökonomischen Zeitschriften die französischen Merinos, und namentlich die Raçe von Rambouillet, durch welche Viele ihre Stämme auch veredelt hatten, zu tadeln. Desshalb schrieb Hr. *Gumprecht* dagegen einen Aufsatz, mit der Überschrift: „Ehrenrettung der französischen Merinos." Derselbe erklärt sich S. 22 also: „Ich lasse der Feinheit der sächsischen Schäfereyen alle Gerechtigkeit widerfahren; jedoch würde nicht der Ökonom thöricht handeln, der bloss allein Feinheit der Wolle berücksichtigt, ohne auf die anderen Eigenschaften eines guten tüchtigen Zuchtstähres und Schaafes zu sehen? Hierunter verstehe ich nicht sowohl Falten und Kragen am Halse, bewachsene Beine und Köpfe, denn

diese sind größtentheils mehr oder minder Liebhabereyen), als: eine derbe, Kraft, Nachdruck und Ausdauer verrathende Statur, langen, gestreckten Wuchs, und hauptsächlich vorzügliche Dichtheit des Vliesses, mit einer angemessenen Feinheit verbunden. Diese sind die charakteristischen Eigenschaften der Race von Rambouillet, und kein Sachkenner wird ihnen solche absprechen können." Der Vf. beweist auch, wie seine Schaafe im Wollertrage den sächsischen nicht nachstehen. Rec. macht aber die Einwendung, wenn, wie Einige sagen, diese Wolle, welche künftig in grösserer Menge erzeugt werden wird, als die feine sächsische Wolle, den Markt überschütten sollte: so ist daraus zu folgern, dass letzte viel eher ihren hohen Preis behalten würde, wenn jene in Verfall käme. Und so wäre Hr. *G.* noch immer betrogen. Nach einer anderen Abhandlung über die Schaafzucht im Departement Cantal in Frankreich, S. 95 ff., wird es für gleichgültig angesehen, ob der höchste Ertrag aus der Feinheit oder aus der Menge der Wolle resultirt. Allein dieser Grundsatz verliert sogleich seine Gültigkeit, sobald sich die Preisverhältnisse verändern sollten. Und dass diess leicht geschehen dürfte, ersieht man daraus, weil der Vf. selbst bekannt hat, dass in Frankreich nur erst wenige Provinzen veredeltes Vieh haben. Im 2ten Heft wird S. 137 vom Urat, einem neuen Düngungsmittel, welches die Hnn. *Donat* und Comp. in Paris unter diesem Namen vorgeschlagen und bereitet haben, gehandelt. Diese Nachricht ist aus einer Schrift entlehnt worden, die kürzlich in Paris erschienen ist. Es heisst: „Zu Anfange des vorigen Jahres (1819) reichte Hr. *Donat* bey der Präfectur der Seine ein Memorial ein, in welchem er anzeigte: er habe ein Mittel ersonnen, wodurch er in den Stand gesetzt wäre, aus den Fecalstoffen und dem Urin einen weit kräftigeren Dünger zu bereiten, als man bisher gekannt habe, welchem er den Namen *Urat* ertheilte, und fügte zugleich — weil er sich des ausschliesslichen Genusses seiner Erfindung zu versichern wünsche — die Bitte um ein Patent auf funfzehn Jahre für die vollständige und schnelle Austrocknung des Fecalstoffes und des Urins, sowohl vereint, als einzeln, mittelst zugesetzter Absorptionsmittel, z. B. Kalkerde, Gyps, Kreide, Mergel, natürliche oder Mineral-Asche, bey." Diese Erfindung wäre allerdings wichtig, wenn die angegebenen Wirkungen nicht übertrieben wären; Rec. traut darum diesen Angaben nicht, weil er weiss, dass die Franzosen bey solchen Gelegenheiten oft nur glänzen wollen. Man hat daher auch eine Beschreibung der Apparate, die auf einer Kupfertafel abgebildet sind, sowie der Fabrication der neuen Poudretten, beygefügt. Im 3ten Hefte finden wir im ersten Aufsatze die Poudrette der Madame *Vibert Duboule*, und die Bereitungsart derselben. „Das neue Düngungsmittel, welches die Hnn. Donat und Comp. in Paris unter dem Namen Urat bereiten, hat nach den Versuchen, welche die königl. Ackerbaugesellschaft damit bey allerley Getreidearten, Futterkräutern, Kartoffeln und Rüben angestellt hat, die Aufmerksamkeit aller Landwirthe auf sich gezogen, und der Hoffnung, den Bau der Runkelrüben zur Zuckerfabrication in der Nähe grosser Städte ohne grossen Strohbedarf zur Erzeugung des dazu erfoderlichen Düngers, zu betreiben, eine neue Stütze gegeben. Wir haben sowohl das fabrikmässige Verfahren gedachter Herren bey der Bereitung ihres Urats, als auch die damit angestellten Versuche in dem vorigen Hefte dieser Zeitschrift mitgetheilt, zugleich aber auch der Poudrette der Madame Vibert Duboule Erwähnung gethan, mit welcher der Urat der Hnn. Donat und Comp. wetteifert. Es verdient daher die Bereitungsart der Poudrette dieser industriösen Frau, welche Eigenthümerin zweyer alkalinisch-vegetativen Poudrette-Fabriken zu Cauderant bey Bordeaux und zu Gounon bey Toulouse ist, ebenfalls zur näheren Kenntniss deutscher Landwirthe gebracht zu werden. (Der Vf. thut sehr Recht, dass er es nur bey der Kenntniss lässt, und die Fabrication ihnen erlassen will.) Man wird danach leicht beurtheilen können, welche Methode die vorzüglichere sey." Erwähnung verdient auch noch die Abhandlung über Gemeindehirten, in polizeylicher und landwirthschaftlicher Beziehung. Was S. 281 und 282 über Stellung der Hirten unter die Aufsicht der Thierärzte gesagt wird, hat Rec. an einem anderen Orte auch öffentlich schon geäussert, und es freute ihn herzlich, hier eine vollkommene Zustimmung seiner Meinung zu finden.

Als Fortsetzung dieser Zeitschrift ist folgende anzusehen:

ALTENBURG, b. Hahn: *Der Landwirth in seinem ganzen Wirkungskreise.* Eine Zeitschrift für praktische Landwirthe, Cameralisten und Freunde des ländlichen Gewerbes. Herausgegeben von einer Gesellschaft praktischer Landwirthe, Naturforscher und Technologen unter der Leitung von D. *C. W. E. Putsche*, Prediger zu Wenigen-Jena. Nebst einer Kupfertafel. Neue Folge. I Band. 1821. 366 S. 8. (2 Rthlr.)

Bey der Herausgabe dieses Bandes macht die Verlagshandlung auf dem Umschlage bekannt, dass zwar der Plan dieser Zeitschrift im Ganzen unverändert derselbe bleibe, ihre Form und Einrichtung aber in sofern abgeändert werden sey, dass alle Aufsätze und Mittheilungen unter die Rubriken: I. Abhandlungen, II. Kleinere Aufsätze, III. Miscellen und Notizen, IV. Correspondenzen, V. Recensionen, geordnet erscheinen würden.

1s Heft. Die erste Abhandlung, über die Nothwendigkeit der Anlegung von Getreidemagazinen, hat Rec. nicht genügt. Der Vf. wirft die Frage auf: Was soll bey Fortdauer der jetzigen Wohlfeilheit fast aller Wirthschaftsproducte aus der Landwirthschaft selbst werden? und stimmt darüber mit Anderen in ängstliche, landwirthschaftliche Klagen ein, die fast kein Ende nehmen. Bey diesen Klagen richtet er sein Au-

genmerk vorzüglich auf den eigentlichen Landmann, und hält dafür, dass ein groser Theil derselben, wegen des Verfalles seiner Producte, darüber zu Grunde gehen müsse, wenn die Preise nicht wieder erhöht würden. Aus diesem Umstande soll nun die Nothwendigkeit hervorgehen, Getreidemagazine anzulegen, damit der Landmann sein Getreide um einen höheren Preis zum Verkauf bringen könnte. Wie soll es denn aber mit seinen übrigen Producten werden? Hilft er sich denn nur allein durch den Verkauf seines Getreides? Da müsste man erst voraussetzen, dass bey allen Landleuten der Getreideverkauf die Hauptsache ausmachte. Er fodert die Regierungen auf, rühmt, dass sie zur Zeit der Theurung der nicht producirenden Classe sich angenommen haben, und macht es ihnen zur heiligen Pflicht, sich auch der producirenden Classe zu erbarmen. Aber, wie soll nun geholfen werden, fragt er, um das Gleichgewicht der grosen Maschine zu erhalten? Die Kunst, meint er, liegt einzig in einem richtigen Systeme der Magazinirung. (Möchte es doch dem Vf. gefallen haben, diess mit sicheren Gründen zu beweisen, so wäre mit einem Male allen Ländern in Deutschland geholfen!) Darauf ruhe das Heil des Ganzen für immer. Rec. aber meint, das Ganze bleibe sich nicht immer so gleich, wie es gewesen ist. Daraus folgt, dass das, was in den vergangenen Zeiten für das zweckmässigste Heilmittel gegolten hat, bey veränderten Umständen nicht mehr dafür angesehen werden darf; Rec. hält auch keinesweges wegen der vom Vf. angegebenen Umstände die Anlegung von Magazinen für so nothwendig. Denn erst müsste ausgemacht seyn, für welche Länder und Provinzen eine Hungersnoth zu befürchten wäre, indem man gefunden haben müsste, dass die Population mit der Production in einem Missverhältnisse stände. Zur Zeit der Theurung ist darum nicht überall Mangel, sondern in vielen Gegenden sind die Producte nur angenehm. Zudem sind auch unsere heutigen Landwirthe in der Production mehr zu leisten im Stande, als unsere ehemaligen in den vergangenen Zeiten. Auch hat man wohl zu erwägen, ob das Getreide aus fremden Ländern und durch die Schifffahrt nicht wohlfeiler und besser, als aus Magazinen, zu erhalten sey; und wie können allenthalben in einem ganzen Lande, wie der Vf. verlangt, Magazine mit Nutzen angelegt werden? Für die Hauptersodernisse der Magazine hält der Vf. *Geld* und *Raum;* und hier hat er unseren Beyfall, wenn er sagt, es fehle nicht sowohl und eigentlich an dem Gelde selbst, als vielmehr bloss an dessen Circulation, durch gehemmte Industrie aller Art. Aber glaubt denn der Vf., die gehemmte Industrie durch seine Magazine zu heben, da er letzte für das Heil des Ganzen hält? Schwerlich möchten sie ein so mächtiger Hebel seyn. Kann nun aber die gehemmte Industrie nicht gehoben werden: so ist auch nicht zu glauben, dass der gedrückte Landmann durch Anlegung der Magazine von seinem Untergange zu retten sey. Dass dem Vf. von so vielen Vorschlägen, die er sich zu Verschaffung des Geldes und des Raumes ausgesonnen, keiner gelungen ist, wird ihm wohl Jeder verzeihen, welcher diese Schwierigkeiten kennt. Die letzte, in Hinsicht des erfoderlichen Raumes, wird in der folgenden zweyten Abhandlung sehr gut gelöst: denn sie enthält einen Vorschlag zu einem Getreidebehälter, welcher zur Aufbewahrung desselben bey Magazinen allen Anfoderungen zu entsprechen scheint. Wer sich davon einen Begriff machen möchte, der stelle sich 10 oder 15 über einander gestellte grosse viereckigte Kasten, mit trichterförmigen Boden, vor, welche zwischen vier Säulen befestigt sind. Jeder von den Kasten ist so beschaffen, dass die Luft auf den Seiten freyen Durchzug hat, daher die Seiten aus Weidenflechten oder Leinwand bestehen müssen, und wo vermittelst eines Schiebers am trichterförmigen Boden das Getreide herausgelassen werden kann. Hat man nun den untersten Kasten auslaufen lassen, so wird der nächstfolgende aufgemacht, und so fort, bis zum obersten, worauf denn das Getreide aus dem untersten Kasten in den obersten gebracht werden muss. Solchergestalt kann mit leichter Mühe alles Getreide binnen kurzer Zeit umgeschüttet werden, und es ist für immer wider die Verunreinigung von Katzen und Mäusen u. s. w. verwahrt, und auch gegen den Kornwurm gesichert. Rec. hält aber diese Idee nicht für ganz neu, da er schon etwas Ähnliches davon gelesen hat. Die Kupfertafel findet man im dritten Hefte. No. III enthält eine kritische Abhandlung über ökonomische Zeitschriften. No. IV enthält Briefe über die Landwirthschaft in Frankreich, welche dem gebildeten Leser eine angenehme Unterhaltung gewähren. Der Vf. von No. V lehrt die Bereitung des englischen Käses, und hält es für nützlich, sie für solche Landgüter in Deutschland zu empfehlen, welche von grosen Städten weit entfernt liegen, da der Ertrag der Rindviehzucht durch die gewöhnliche Milchwirthschaft äusserst gering sey, und kaum die darauf gewandte Müh und Arbeit vergüte. Hierauf folgen drey kleinere Aufsätze ohne Nummern, deren erster, von Hn. *Rüdiger*, über die erzgebirgischen Wirthschaften, sehr belehrend und angenehm zu lesen ist. Der zweyte enthält nach der Überschrift die einzig billige Bedingung, unter welcher die Rittergüter besteuert werden können. Ein oft besprochener und oft untersuchter Gegenstand. Der dritte Aufsatz enthält einen unentschiedenen Streit in Gesprächsform, von D. *Schwabe*, mit der Überschrift: Die Knollen- und Wurzel-Gewächse. Den Beschluss in diesem Hefte machen die Miscellen und Notizen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ÖKONOMIE.

Jena, b. Schmid u. Comp.: *Der Landwirth in seinem ganzen Wirkungskreise. Eine Zeitschrift für praktische Landwirthe, Cameralisten und Freunde des ländlichen Gewerbes* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das 2te Heft enthält Folgendes: No. I. *Das Geschlecht der Arbeitsbienen, durch anatomische Beweise erhärtet.* Es gehört unstreitig ein grosses Selbstvertrauen auf seine anatomische Geschicklichkeit und Kenntnisse dazu, um das Geschlecht der Arbeitsbienen durch anatomische Beweise; das ist, mit Vorzeigung völlig erkannter und bestimmt entschiedener männlicher und weiblicher Geschlechtstheile, erhärten zu wollen. Die anatomische Zergliederung der Bienenkörper ist zwar nichts Neues, denn alle bekannten Naturforscher, welche über die Bienenzucht geschrieben haben, *Swammerdam*, *Maraldi* und *Reaumur*, haben in dieser Kunst alles Mögliche versucht, wie ihre Kupfer bezeugen; doch welche Irrthümer dadurch in die Lehre der Bienenzucht gebracht worden sind, hat uns die Geschichte hinlänglich gelehrt. Man darf nur *Riems* Schriften, und von denselben besonders seine *Sammlungen*, die er vor 30 — 40 Jahren herausgegeben hat, gelesen haben, so wird man sich überzeugen können, wie durch *Riem* und seine Anhänger, welche die anatomischen Beweise des *Reaumür* in der Geschlechtslehre der Bienen zum Grunde gelegt hatten, und sich durchaus dem Publicum damit als unfehlbare Lehrer aufdrangen, der gesunde Menschenverstand so Vieler beleidigt wurde, dass mehrere wackere Männer öffentlich auftraten, sich mit den Riemianern in einen heftigen Kampf einliessen, und sie auf einmal plötzlich zum Schweigen brachten. Von diesen wackeren Männern will Rec. nur D. *Heydenreich* und den Oberpfarrer *Matuschka* anführen, deren Schriften unser Vf. nicht gelesen haben muss, weil ihm sonst die Lust, diese Abhandlung zu schreiben, vergangen seyn würde. Was aber damals den gesunden Menschenverstand wider *Riem* und seine Anhänger, die sich nur die vereinigten Bienenfreunde nannten, und mit ihren Namen niemals an das Licht hervortraten, aufreizte, das wird ihn zu allen Zeiten wieder beleidigen. „*Riem* hatte, wie der Vf. S. 116 sagt, unstreitig grosse Verdienste um die Bienenzucht. Er war es, der durch seine Schriften und Briefe die Aufmerksamkeit der Bienenfreunde in einer beständigen Spannung erhielt, und da ihm nicht leicht eine neue Entdeckung oder Verbesserung im Fache des ländlichen Betriebes, sie mochte im In- oder Auslande gemacht worden seyn, unbekannt blieb: so war er auch immer der Erste, der sie aus den Schriften der Gelehrten unter den praktischen Landwirthen zu verbreiten suchte, und zu näherer Prüfung und Anwendung derselben aufsoderte. Jedoch was er einmal für Wahrheit erkannt hatte, das hielt er mit einer gewissen Hartnäckigkeit fest, und gab es nicht eher auf, als bis er durch handgreifliche Beweise vom Gegentheile überzeugt wurde. Diess war insonderheit der Fall bey dem Streite über die Drohnenmütter. *Riem* glaubte, mit den meisten übrigen Melittologen, dass die Königin die einzige eyerlegende Mutter in einer Bienenrepublik sey, und dass folglich auch alle Drohnen von ihr allein abstammten" u. s. w. *Hübers Beobachtungen*, welche von dem Vf. für schätzbar angepriesen werden, haben bey jenem Kampfe alle Glaubwürdigkeit verloren, sind für Hirngespinnste erkannt, lächerlich gemacht, und ganz aus der deutschen Literatur verwiesen worden. Man sehe *Matuschkas Beyträge*, 1 und 2 Band, weiter nach; ingleichen D. *Heydenreichs Erfahrungen und Meinungen*. Und von diesem *Huber* rühren die anatomischen Beweise her, wodurch das Geschlecht der Arbeitsbienen erhärtet wird!!! II. *Briefe über die Landwirthschaft in Frankreich*, welche am Schlusse mit scharfsinnigen Anmerkungen begleitet sind, die dem gebildeten Leser ebenso angenehm und lehrreich, als die Briefe selbst, seyn werden. III. *Über die physischen Eigenschaften der Erden*, von D. *Schübler* in Hofwyl (nun in Tübingen). Eine entlehnte, aber höchst wichtige Abhandlung zur Beförderung tieferer Naturkenntnisse in Hinsicht der Agronomie. Von kleineren Aufsätzen findet sich in diesem Hefte nur ein einziger, welcher von Vertilgung der Ackerschnecke handelt. Auf diesen folgen die Miscellen und Notizen. Den Beschluss macht eine Recension.

3s Heft. I. *Über die Aufbewahrung des Getreides in Gruben.* Ein bey der Verpflegungs-Administration der französischen Armeen angestellter Beamter, welcher in Polen und Russland, wo das Getreide

ebenfalls in Gruben aufbewahrt werde, habe diese unterirdischen Magazine kennen gelernt, und geglaubt, dass diese Art der Aufbewahrung bloss in nördlichen Ländern Statt finden könne. Allein er sey erstaunt, als er im J. 1810 in Spanien das nämliche Verfahren angetroffen hätte. Die Spanier nannten diese Erdmagazine *Silos*. Ihre Bauart und die Art und Weise, wie das Getreide darin in gute Verwahrung gebracht wird, ist beschrieben, und mit den Erdmagazinen in Polen und Russland verglichen. Jener Franzose habe sich vier Jahre in Catalonien aufgehalten, und daselbst den Bau der Erdmagazine und das ganze Verfahren bey der Aufbewahrung in denselben genau kennen lernen. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich habe er auf *Lasteyries* Ermunterung seine Erfahrungen darüber der königl. Ackerbaugesellschaft mitgetheilt. Daraus ist nun das Wichtigste ausgehoben und hier mitgetheilt worden. Der Vf. wünscht, dass man auch gegenwärtig in Deutschland von diesen Erdmagazinen Gebrauch machen möchte, und meint, dadurch dürften mit einem Male alle Einwendungen gegen die Errichtung der Getreidemagazine niedergeschlagen werden. Hierauf folgen nun über diesen Gegenstand 48 Fragen und Antworten, durch welche sich jener Franzose nach allen Umständen auf das genaueste erkundigt hat. Dürfte man dem Berichte des Franzosen ganz vertrauen: so müsste man freylich mit auf die Seite des Vfs. treten, welcher ohne Misstrauen ganz für die Sache eingenommen ist. II. *Über das Verstellen oder Versetzen volkschwacher Bienenstöcke mit starken volkreichen, und wie man sich dabey benehmen muss.* Der Vf., Hr. *Knauff*, zeigt in dieser Abhandlung sehr wenig Bekanntschaft mit seiner Kunst. Denn wer sich in derselben als ein Meister zeigen will, der begründet sie auf die Natur und ihre Eigenschaften, und nicht, wie Hr. *K.*, auf einen Spiritushonig (von welchem er nicht erwähnt, wie ihn der Leser zubereiten kann; sondern er verweist denselben damit auf sein Buch, woraus er sich erst den Unterricht holen soll). Es ist nicht zu verkennen, dass der Vf. mehr von Eigennutz, als von Wahrheitsliebe geleitet zu seyn scheint, da er diesen Spiritus bey allen Verrichtungen als das sicherste Mittel anempfiehlt. Hr. *K.* hat das Verstellen bey *Ramdohr*, *Christ*, *Wurster* u. A., ferner auch bey *Ripstein* und *Rumpf*, fehlerhaft gefunden. Den Ersteren giebt er Schuld, sie hätten dieses Mittel nachdrücklich empfohlen, ohne jedoch der Klippen zu erwähnen, an welchen das ganze Geschäft scheitern könnte. Anstatt dass er nun die Klippen hätte namhaft machen, und seine Leser davor warnen sollen, sagt er: „In meiner Behandlung der Bienen habe ich mehrere Fehler, welche gemeiniglich dabey begangen werden, angezeigt, und davor gewarnt (also gehe der Leser hin, und kaufe sich das Buch, hier darf nicht davon geredet werden): und in meinen Herbst-, Winter- und Frühlings-Abenden habe ich eine Verstärkungsart volkschwacher Stöcke im Frühjahre dargestellt, die nie fehlschlägt, zumal wenn mein Spiritus (!) dabey genau nach der Vorschrift gebraucht wird. Unternimmt man eine solche Verstärkung nicht früher, als bis der starke Stock in voller Brut steht; so kann man nach einer solchen Verstärkung getrost und ohne allen Schaden am anderen Morgen den schwachen Stock (warum nicht sogleich in der ersten Stunde?) auf die Stelle des starken, und diesen auf die Stelle des schwachen, in seinem Bienenhause setzen, oder beide mit einander verwechseln. Ehe aber der starke Stock in voller Brut steht, darf man nach einer solchen Verstärkung nie ein Verstellen oder Verwechseln der Stöcke auf seinem Stande vornehmen, weil sonst der starke zu schwach werden, und man also mehr Schaden, als Nutzen, davon haben würde. (Das ist wohl wahr.) Kann der schwache Stock im Frühjahre nicht für sich so lange allein bestehen, bis der starke in voller Brut steht: so wird er nach meiner Anweisung (dieselbe suche der Leser nicht hier, sondern in des Vfs. Herbst-, Winter- und Frühlings-Abenden) verstärkt, und nach der Verstärkung eine halbe oder ganze Stunde weit weggeschickt: so ist auch sicher geholfen, und kein Misslingen zu befürchten.“ Wie Hr. *K.* nach seiner Art weiter erzählt: so werden beide Stöcke eine Zeit lang von ihrem Stande abgehoben, auf die Krone gestellt (es müssen also nur Körbe seyn, mit anderen Arten kann diese Kunst nicht vorgenommen werden, —) und mit einem Tuche zugebunden. Unterdessen werden zwey Löffel Honig und ebenso viel Wasser warm gemacht, und 30 Tropfen seines Spiritus (was muss das nur für ein Spiritus seyn?) darunter geschüttet, und nun diese Süssigkeit jedem Stocke halb in die Rosen getröpfelt.“ Dadurch sollen die Bienen einen gleichen Geruch erhalten, um sich friedlicher vereinigen zu lassen. Bey dieser Frühjahrsvereinigung fügt Rec. folgende Bemerkungen hinzu: 1) Hr. *K.* setzt unbedingt voraus, dass alle Gegenden und auch alle Frühjahre gut sind: denn wo diess nicht wäre, und man von einem unfruchtbaren Frühjahre übereilt würde, dürften leicht beide Stöcke schlecht werden, und zu Grunde gehen. 2) Ebenso unbedingt setzt er voraus, dass der schwache Stock eine Mutterbiene haben müsse, dessgleichen auch der starke, weil er Brut gesehen hat; nicht Brut ist zum Beweis hinlänglich, sondern Eyer. 3) Bey dem schwachen ist jedesmal vorausgesetzt, dass er nicht krank und faulbrütig sey. Wenn er diess aber wäre, so würde auch der starke angesteckt, und beide wären verloren. 4) Wird vorausgesetzt, dass der schwache Stock nach der Verstärkung soviel Honig habe, als er für sein Volk bedürfe. Entginge ihm aber sein Vorrath, und würde er nicht gefüttert: so verfliegen seine Bienen wieder, und der Stock geht ein. Sind diess nun nicht auch gefährliche Klippen, die Hr. *K.* übersehen hat? Was der Vf. vom Verstellen der Schwärme gesagt hat, würden wir gar nicht erwähnen, wenn man ihm nicht beweisen müsste, dass er dadurch mehr Schaden anrichtet, als Nutzen stiftet. Wie kann man nämlich einen Stock, es sey den Schwärmstock oder den Schwarm, oder einen anderen, der nicht geschwärmt hat, um diese Zeit, da die Bienen ihre völlige Tracht haben, der unge-

schickten Verstärkungsart halber ohne Schaden einsperren? Giebt es da nicht bisweilen Stunden, wo ein Stock mehrere Pfunde am Gewicht zunehmen kann? Genug, wenn Hr. *K.* behauptet, dass kein Vor- oder kein Nach-Schwarm ohne Schaden mit seinem Mutterstocke unmittelbar nach dem Schwärmen verlegt werden könnte: so legt er damit nur seine Unwissenheit und seinen Mangel an Erfahrung an den Tag, und gedenkt nebenbey seinem Spiritus desto mehrere Käufer zu verschaffen. III. *Briefe über die Landwirthschaft in Frankreich*, welche zur fortgesetzten, angenehmen und lehrreichen Unterhaltung dienen. Hierauf folgen kleinere Aufsätze: 1) Über die Düngung mit Knochen. Dieses bekannte Düngungsmittel hat hier für die deutsche Landwirthschaft die stärkste Empfehlung. 2) Versuch mit dem Guinea-Grase. 3) Fortgesetzte Nachrichten über das Fiorin- oder auslaufende Strauss-Gras. 4) Kurzer Bericht über die Resultate meiner Versuche mit der Lankmannischen Kartoffel. Von D. *Putsche.* Am Schlusse sagt der Vf.: „Ich halte diese Kartoffelsorte für eine überaus wichtige Acquisition, und ziehe sie der peruanischen, die nebst der englischen in Ansehung der Ergiebigkeit den ersten Rang bisher behauptet hat, weit vor, und will daher gern das Meinige zu ihrer weiteren Verbreitung beytragen." 5) Systematische Übersicht der ökonomischen Literatur von der zweyten Hälfte des Jahres 1820. Diesen Aufsätzen folgen einige Recensionen; dann Miscellen und Notizen. Den Beschluss machen die literarischen Anzeigen. •

Ks.

BOTANIK.

Regensburg: *Anleitung, Gräser und grasartige Gewächse nach einer neuen Methode für Herbarien zuzubereiten.* Nebst Ankündigung einer nach dieser Methode verfertigten Sammlung, einem räsonnirenden Verzeichnisse der bereits fertigen beiden ersten Decaden und Musterabbildungen von *Juncus triglumis* und *J. ustulatus.* Von Dr. *David Heinrich Hoppe*, Sanitätsrath, Professor der Naturgeschichte am Königl. Baier. Lyceum und Director der königl. botan. Gesellschaft in Regensburg u. s. w. 1819. VIII u. 35 S. 4. Mit 2 illuminirten Kupfertafeln, und beygelegten beiden ersten Decaden der nach dieser Methode getrockneten Grasarten.

Der Vf., der schon früher, durch sein *Herbar. viv. plantar. rar. praesertim alpinar. Cent.* I — IV. Ratisb. 1799 — 1802, dann später, durch einzelne Centurien musterhaft und mit einer demselben eigenen Kunstfertigkeit getrockneter Gewächse, eine Reformation in den Herbarien bewirkt, und die Kunst, Pflanzen einzulegen, der Vollkommenheit möglichst nahe gebracht, sich aber eben dadurch allgemeinen und verdienten Beyfall erworben hat, giebt in dieser Schrift nicht nur seine kunstfertige Verfahrungsart an, auch die Gräser und grasartigen Gewächse nach seiner Methode für die Herbarien zu trocknen, sondern weist auch solche, durch die derselben beygelegten Decaden Gräser, so trefflich nach, dass jeder Freund derselben volle Befriedigung finden wird. Seine Methode gründet sich auf die sehr glücklich ausgeführte Idee, ausser der möglichsten Vollständigkeit der blühenden Exemplare, und ausser der zugleich mit zu bezweckenden möglichsten Eleganz, vorzüglich auch auf Wurzel und Wurzelblätter Rücksicht zu nehmen, und demnach nicht etwa nur einzelne blühende Grashalme gut aufgetrocknet herzustellen, sondern den ganzen vollen Rasen, mit Wurzeln, Halmen und Blättern, sonach den ganzen Stock mit allen seinen getriebenen Halmen, wie er vom Boden genommen worden ist, durch eine so mühevolle, als glücklich ausgeführte Recomponirung der Rasen, höchst naturgemäss wieder herzustellen. Diese Verfahrungsart hat nun der Vf. hier umständlich angegeben, und zugleich auf alle hiebey zu beachtenden Vortheile, um bey der Anwendung nicht zu fehlen, aufmerksam gemacht, welche wir, da wir sie hier nicht nach ihren einzelnen Details verfolgen können, bey dem Vf. selbst nachzusehen bitten müssen. Um nun dieser seiner Methode noch mehr Eingang zu verschaffen, hat er angefangen, nach derselben bearbeitete Grasarten in einzelnen Decaden zu liefern, welche, da er dadurch Anschauung und Selbstprüfung bewirkt, selbst für seine Verfahrungsart sprechen. Wir wollen diese Decaden der Reihe nach anzeigen, und jetzt (da eine frühere Recension dieses Werkes Jen. A. L. Z. 1820. No. 125 nicht fortgesetzt worden ist) mit den ersten beiden Decaden, denen zugleich eine von *Sturm* trefflich ausgeführte Zeichnung des *Juncus triglumis* in illuminirtem Stich, und des *Juncus ustulatus Hoppe*, lithographirt, beygefügt ist, den Anfang machen.

Dec. I. 1) *Elyna spicata Schrader.* Dieses Alpengras käme, nach dem Vf., nicht eigentlich *in pratis uliginosis alpinis*, wie *Schrader*, und nach ihm *Römer* und *Schultes* angeben, sondern eigentlich auf trockenen, sonnigen, grasigen und fast steinigen Hügeln der höchsten Alpengebirge vor. 2) *Agrostis gigantea Roth.* Nach Rec. Dafürhalten wenigstens diese, von welcher *Schrader* in der *Fl. germ.* Tab. II. Fig. 2 die Blüthentheile verstellig gemacht hat. Diese Grasart richtig zu bestimmen, ist nicht leicht, indem die sehr kurze Granne des Kronblättchens öfter auch fehlt, daher die häufige Verwechselung dieser Art mit anderen von ähnlichem Habitus. 3) *Trichodium alpinum Schrader.* Das *Schradersche Trich. alpinum* ist auch *Agrostis rupestris Allion.*, welche nach von *Balbis* mitgetheilten Exemplaren *Schrader* hieher zieht, zugleich aber auch mit der von dem Vf. früher in seiner *Cent. I plant. alpin.* mitgetheilten *Agrostis alpina* verbindet, und womit auch Rec., welcher dieses Alpengras nach ganz gleichen Exemplaren zu vergleichen in Stand gesetzt ist, übereinstimmt. Ob aber gegenwärtige, von dem Vf. unter obiger Benennung vorgelegte, Grasart einen ähnlichen Vergleich mit dieser *Balbischen Agr. rupestr.*

All. und seiner Agrost. alp. Cent. I. pl. alp. verstatten könne, das möchte wohl noch nicht entschieden seyn. Rec. hält das unter dieser Nr. von dem Vf. mitgetheilte Alpengras für verschieden von jenem, und findet bey dem mit selbigem angestelltem Vergleiche so manches Ausgezeichnete, dass er Anstand nehmen muss, es mit jenem für identisch zu halten, und desshalb versucht wird, es dem Vf. zur wiederholten Prüfung zu empfehlen. 4) *Trichodium rupestre All.* Diese hier von dem Vf. mitgetheilte Grasart ist nicht *Agrostis rupestris All.*, welcher bereits unter No. 3 gedacht worden ist, sondern *Trichod. rupestre Schrad.*, und vielleicht doch nur eine, von jenen zufälligen Einflüssen, welche Boden, Erdlage und mehr oder minder geschützter Standort auch auf Alpengräser äussern, abhängende Verschiedenheit. Kann übrigens angenommen werden, dass *Avena etc. Hall. n.* 1478 nach *Schraders, Gaudins* und Anderer Vorgang, hieher gehöre, welches Rec. nicht bezweifeln will: so würde doch dieses *Trichod.*, mit dieser *Hallerschen* Grasart in Vergleich gebracht, ein sehr verschiedenes Resultat darbieten. 5) *Trichodium flavescens Sternb. et Hoppe.* Der Vf. glaubt, dass diese Grasart, zu welcher auch *Agrostis flavescens Host.* gehöre, eine von *seinem* Allionschen *Trichod. rupestre*, nur durch gelbe Blüthen sich auszeichnende *Spielart* sey, zumal beide *folia plana* (?) *scabra*, und *aristam corollae valvul. exterior.* (es findet sich bey diesen *Trichodiis* kaum eine *corollae valvul. inter.*) mit einander gemein hätten. Indessen dürften, nach Rec. Ansicht, die ungleich grösseren Blüthen, der nach Rispenform und Stielchen-Theilung verschiedene Blüthenstand, die hier ungleich breiteren Halmblätter, und mehrere, bey näherer Untersuchung sich ergebende Verschiedenheiten, eine nicht füglich zu unterdrückende Identität derselben gewähren, wobey selbst die Farbe dieser Grasart mit in Anregung kommen könnte. 6) *Poa alpina.* 7) *Poa laxa Haenke.* Es ist sehr zu bezweifeln, ob diese *Hoppesche Poa laxa* mit *Poa laxa Haenke, Schrad.*, identisch sey: sie entspricht wenigstens der angeführten *Scheuchzerschen Abbildung* (*Agrost. Prodr.* T. IV) nicht, dagegen die *Schradersche P. laxa Haenke* in diesem Bilde unverkennbar ausgedrückt ist. Sie weicht ab durch die ganz verschiedene Form, nach Blüthen-, Blätter- und Halmen-Stand. Das Ausgezeichnete der Inflorescenz, durch *panicula contracta apice nutante*, ermangelt ihr ganz; dagegen ihre *spiculae remotae in panicul. spicaeform. erect. digestae*, sowie die kürzeren Blüthenstiele, die fast einzeln an der ährenförmigen Rispe hinaufstehen, eine ganz verschiedene Ansicht von jener *P. lax.* gewähren, deren Ährchen an der Halmspitze so gedrängt stehen, um sie daher überhängend bilden zu müssen. Auch sind die Blätter ungewöhnlich breit, breiter, als sie an der wahren *P. laxa* sind, obgleich *Gaudin* der seinigen linienbreite Blätter zuschreibt: ein Umstand, der desshalb hier nicht wohl mit einsprechen kann, weil desselben *P. laxa* vielleicht ebenso wenig hieher gehört. Auch hat *Schrader* der seinigen keine Varietät mit 5—7 Blüthen begegeben, so wenig als derselben, wie *Gaudin* will (*Agr. helv.* I. p. 204), eine *radicem repentem*, da er nur von einer *radice subrepente* spricht. 8) *Sesleria tenella.* 9) *Trisetum airoides.* 10) *Festuca pumila.* Diese Grasart ist von der *F. varia Haenke* allerdings verschieden, und wie sie es ist, ist auch bekannt. Wahrscheinlich erinnerte sich hiebey der Vf. an *Gaudins* Misskennung der *F. varia Haenke.*

Dec. II. 11) *Juncus triglumis.* 12) *Juncus trifidus.* 13) *Juncus Jacquini.* 14) *Juncus lampocarpus Ehrh.* Der Vf. erwarb sich ein wesentliches Verdienst, diese zwar bekannte, doch von den meisten und neuesten Floristen verkannte Art hier nach *Ehrharts* Vorgange wieder in ihre Identitätsrechte eingesetzt zu haben. 15) *Juncus ustulatus Hoppe*, dem *Junc. fuscoater Schreb.* (*Schweigg. et Korte fl. erlang.* p. 149) ähnlich, doch verschieden, und hier ausführlich beschrieben. 16) *Carex nigra Allion.*, mit *C. atrata* bisher verwechselt; von *C. parviflora Host.* sonst getrennt, mit dem sie doch identisch ist, sowie mit *C. aethiostachys Schkuhr.* 17) *Carex atrata.* 18) *Carex fuliginosa*; schon in dem ersten Bande der Denkschriften der bot. Gesellsch. zu Regensb. unterschieden und beschrieben. 19) *Carex frigida All.* 20) *Carex capillaris.*

Diesem, die Agrostologie von allen Seiten sehr glücklich umfassenden Unternehmen ist nichts mehr, als eine dasselbe durchaus begünstigende Aufnahme zu wünschen. ***

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer, Zürich, in der Näfischen Buchdruckerey: *Stimmen über das Turnwesen in Beziehung auf die Schweizerischen Turnanstalten.* Gesammelt und herausgegeben von J. C. *von Orelli*, Professor. 1820. 65 S. 8. (7 gr.)

Nach Berns Vorgange wurden auch bey der Schule von Graubünden und in Zürich durch Betriebsamkeit studirender Jünglinge, aber ohne Theilnahme der Regierung, Turnübungen veranstaltet. Die Nothwendigkeit und den Gewinn derselben zunächst für Graubünden und Zürich, dann für die schweizerische Jugend insgesammt darzuthun, ist der Zweck dieser Schrift, deren Herausgeber die Urtheile von *Friedrich Jacobs*, *Franz Passow* und *Friedrich Thiersch* über die Wichtigkeit der Turnkunst, mit der von Geist und jugendlicher Kraft zeugenden Rede eines züricherschen Jünglings, *Jacob Pestalozzi*, einer Rede des Prorectors *Schulthess* und einem Worte *Luthers* gesammelt, und seine eigenen Überzeugungen von dem Werthe dieser Kunst für Jugendbildung, in Fülle des Geistes und Macht der Rede keinem der drey erst genannten deutschen Männer nachstehend, diesem Allem vorangeschickt hat. Er zeigt, wie keine politischen Besorgnisse in der Schweiz gegen das Turnen einnehmen können, wie es vielmehr eine Stütze der öffentlichen Erziehung werden müsse, wie gleich heilsam für Körper und Geist es sey, und einen in allen Stücken kräftigen Kern des Volks bereite.

P. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHARMACIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Repertorium für die Pharmacie.* Angefangen von D. *A. F. Gehlen*; fortgesetzt in Verbindung mit *C. F. Buchholz*, *Rink* u. A. von D. *J. A. Buchner*. II Bd. 2 u. 3 Heft. 1816. 152 — 382 S. III Bd. 1, 2 Heft. 1817. 277 S. IV Bd. 1, 2, 3 Heft. 1818. 412 S. 8. (Zusammen 4 Rthlr.)

Diese Zeitschrift, deren erster Band und 2ten Bandes erstes Heft in den Erg. Bl. 1819. No. 65 von uns angezeigt worden, nimmt, unterstützt von neuen Pharmaceuten, noch auf eben die Weise, wie sie begonnen, ihren Fortgang, und es scheint nicht, dass unser Wunsch in Hinsicht der Vereinigung einiger deutscher pharmaceutischer Journale, zum Besten der Wissenschaft und Ökonomie, früher erfüllt werde, als bis das eine oder andere von selbst seinen Untergang finden wird. Die vor uns liegenden Hefte enthalten folgende Aufsätze:

II Bd. S. 125: *Über das Verhalten der fetten Öle in Gasarten*, von Prof. *Strauss*. Diese Versuche beschränken sich darauf, Sauerstoff mit Rübsaamenöl in Verbindung zu bringen, und dasselbe absorbiren zu lassen. Das Resultat einer fortgesetzten Behandlung des Öls mit Gas war, was sich schon *a priori* schliessen lässt, das Ranzichtwerden des Öls. Übrigens ist kein ganz reines Sauerstoffgas, sondern solches, welches sich durch Glühen des Grau-Manganerzes, und zwar im Augenblicke der Entbindung, entwickelt, zu diesem Versuche angewandt. — S. 145: *Betrachtung über ein Gebrechen der Pharmacie in Beyschaffung der Arzeneymittel aus dem Pflanzenreiche, und Vorschlag zur Abhülfe*, von D. *J. K. Kuettel* in Pesth. Der Vf. zeigt hier die Nothwendigkeit, auf Cultur und Fortpflanzung officineller Gewächse mehr Sorgfalt und Fleiss zu verwenden, als es zu geschehen pflegt. S. 154. *Beschreibung der Alcornoque*, einer Rinde, welche gegen Lungensucht angewendet wird, und von einem unbekannten Baume Südamerikas stammt. — S. 1[illegible]. *Über Kupfergehalt der Zittwerwurzel, über Cadehausers Methode, das neutrale kohlensaure Kali darzustellen; über die Abwesenheit des Antimons in den sogenannten scharfen Spiessglastincturen*, von *C. F. Buchholz*. — S. 1[illegible]. *Über die Entdeckung eines* [illegible] noch unbekannten *Quecksilbersalzes und über einige andere Gegenstände*, vom Apotheker *Rink* in Treysa. Der Vf. will ein dem Graphit an Farbe und Glanz ähnliches salzsaures Quecksilber aus 0,07 Säure und 0,93 Quecksilberoxyd, und ein gelbes salzsaures Quecksilber mit 0,005 Ammonium entdeckt haben, worüber er in der Folge nähere Auskunft zu geben verspricht. — S. 169. *Über die Verwechselung der Gentiana mit Veratrum album*, vom Hofr. *Schultes*. Hr. *S.* hat sich aufs Neue überzeugt, dass beide Wurzeln nicht nur, wie dieses schon der Erzherzog Johann und Graf Waldstein beobachteten, auf den österreichischen, steyermärkischen und kärnthner, sondern auch auf den Berthesgadner Alpen, mit einander verwechselt werden. — S. 176. *Warnung vor schlechter China* (*China nova*), welche von England über Hamburg nach Deutschland versendet werden soll. — S. 176. *Über das Trocknen der Pflanzen*, vom *Herausgeber*. Erst jetzt hat sich der Herausgeber überzeugt, dass man Pflanzen auch in Trockenstuben trocknen könne?! — Gegen die S. 179, nach königl. preuss. Verordnung zu veranstaltende Versendung des Arseniks in Fässern, deren Fugen bloss mit Leinwand überzogen und bekleistert sind, dürfte sich doch noch Manches sagen lassen; wenigstens sollte das Arsenikoxyd zuvor in ledernen Beuteln eingeschlossen und versiegelt werden.

Der dritte Abschnitt enthält wieder Recensionen, welche mehr, als die Hälfte des Heftes ausfüllen. Sie betreffen: 1) *Ruede's* pharm. Erfahrungen (s. Jen. A. L. Z. 1816. No. 227. S. 409). 2) Die Apothekertaxe zur neu eingeführten preussischen Pharmakopöe; nach vorangeschickten Grundsätzen entworfen, von D. J. C. *Flachsland*. 3) Die Anleitung zum Gebrauch der Vorbauungsmittel gegen ansteckende Krankheiten und der Mittel, die Luft in Krankenhäusern zu reinigen. München, 1815. 4) *Scholz's* Anfangsgründe der Physik u. s. w. Wien, 1816. 5) *Meissner's* Aräometrie u. s. w. Wien, 1816. T. 2.

H. 3. S. 253. *Chemische Untersuchung der Vanilleschoten*, von *C. F. Buchholz*. Aus diesen schätzbaren Untersuchungen ersehen wir unter Anderem, dass die Vanille bey der Destillation mit Wasser kein ätherisches Öl giebt, ungeachtet der starke Geruch derselben die Gegenwart andeutet. — S. 357. *Über Gewürznelken, eine Beobachtung* vom Landgerichtsapotheker *Jacob Ostermaier*. Es wird hier die bekannte Erfahrung bestätigt, dass das Öl sich sehr schwer durch

Destillation gewinnen lasse. Der Vf. glaubte, durch Auspressen leichter zum Zwecke zu gelangen; allein er irrte sich, da bloss eine butterartige Masse erschien, welche er für Pflanzenwachs, mit ätherischem Öle verbunden, anspricht. — *Zweyter Abschnitt.* S. 345. *Über eine Verfälschung der Wurzeln von Cichoreum Intybus mit denen von Hyosciamus niger, und Verfälschung des Pfeffers mit Lehm und Erbsen,* von *Buchner.* — S. 350. *Über eine merkwürdige, bey Bereitung der Salpetersäure beobachtete Selbstentzündung,* von D. *J. G. Dingler.* Der Herausgeber hat diese Selbstentzündung trockener organischer Körper in den mit rauchender Salpetersäure angefüllten Vorlagen während der Bereitung selbst gesehen, und erklärt sie sehr einfach als Folge einer Statt findenden raschen Oxydation durch die Salpetersäure, unter Wärme- und Licht-Entwickelung. Übrigens dürfte doch wohl die bey der Destillation nicht zu vermeidende Erhitzung der Geräthschaft zugleich zu berücksichtigen seyn, besonders da Hr. *B.* selbst bemerkt, dass Schwefel, in die Vorlage gebracht, tropfenweis herabfloss, ohne sich zu entzünden. S. 356. *Graf Reals Auflösungspresse,* von der vielleicht nur so viel Wesens gemacht wird, weil sie ein ausländisches Gericht darbietet. — S. 362. *Opiumwasser.* Hr. Apotheker *Krüger* in Rostock will bekanntlich durch Destillation des Opiums mit Wasser ein Destillat erhalten haben, welches die narkotischen Eigenschaften in hohem Grade besass, ein Versuch, welcher um so mehr wiederholt zu werden verdient, als er mit denen Anderer in Widerspruch steht. — S. 365. *Giftige Eigenschaften der Sauerkleesäure.* — S. 365. *Bereitung des Rosenöls.* — S. 367. *Recensionen.* 1) *Meissners* Araeometrie T. 2. — S. 371. 2) Archiv der Med., Chir. und Pharmacie, von einer Gesellschaft schweizerischer Ärzte. H. 1. Aarau, 1816. — S. 372. 3) *Journ. de Pharmacie et des Sciences.* No. 1. à Paris, 1815, eine Fortsetzung des *Bulletin de Pharmacie.*

III Band. S. 1. *Beschreibung und Abbildung einer vervollkommneten Glasbohrmaschine und eines einfachen Apparats für die Bereitung der Naphten, nebst einigen Bemerkungen und praktischen Vortheilen bey der Destillation in Glasgeräthschaften,* von *J. G. Dingler* in Augsburg. Der Mechanismus der Bohrmaschine, welche Hr. *D.* hier beschrieben und abgebildet hat, ist im Wesentlichen derjenige, welcher dem Uhrmacherdrehstuhle zum Grunde gelegt ist. Die Nützlichkeit einer solchen Maschine ist, da die gläsernen Destillirgeräthschaften für den gewöhnlichen Gebrauch selten auf Glashütten mit Tubulaturen angefertigt werden, und da vermittelst der letzten die Destillation gasförmiger und in Wasser zu verdichtender Flüssigkeiten für den Arbeiter gefahrlos gemacht werden kann, nicht zu verkennen, und sie verdient an jedem Orte, wo mehrere Apotheken befindlich sind, mit Recht eingeführt zu werden. — S. 20. *Über eine vorgeschlagene Tinctur, als beste Arzneymittelform von frischen narkotischen Pflanzen,* vom Assessor *Schrader* in Berlin. Bekanntlich hat man schon vor langer Zeit vorgeschlagen, den mit Weingeist vermischten Saft narkotischer Kräuter anstatt des Extracts anzuwenden, indem man dadurch die Verflüchtigung wirksamer Theile zu vermeiden glaubt. Der Vf. dieses Aufsatzes räth daher, den ausgepressten und colirten Saft mit Weingeist zu vermischen, ihn von dem ausgeschiedenen Satzmehl zu scheiden, und letztes mit Weingeist zu digeriren, um das Harz, welches es enthält, und nach des Vf. Versuchen, von dem Schierling, narkotisch riecht, aufzulösen. Die harzige Auflösung soll dann dem Safte hinzugegossen, und die trübe Tinctur als Medicament angewendet werden. Gegen diese Vorschrift dürfte sich jedoch Manches einwenden lassen: Fürs erste ist es ganz unerwiesen, dass das Harz des Schierlings der wirksame Stoff sey; dann sind die narkotischen Bestandtheile vieler Pflanzen ganz besondere Stoffe, welche nicht in dem durch Weingeist gefällten Niederschlage enthalten sind, und endlich würde, wenn im Schierling das Harz narkotisch wirken sollte, nicht nur die Spur desselben, welche in dem Satzmehl, sondern auch die ungleich grössere Menge, welche in dem ausgepressten Pflanzenrückstand enthalten ist, zu extrahiren seyn. Übrigens sprechen verschiedene Versuche doch dafür, dass das narkotische Wesen des Schierlings flüchtig sey, da kleine Thiere von dem Genusse des destillirten Wassers starben. Endlich ist noch zu bemerken, dass die Tinctur der Kräutersäfte die Extracte der Pflanzen keinesweges entbehrlich macht; denn zuweilen wird durchaus die Form des Extracts in der medicinischen Praxis erfodert, und oft ist der Weingeist contraindiciret. — S. 31. *Die Zersetzung des versüssten Quecksilbers durch salzsaure Neutralsalze, und das Verhalten desselben zu einigen anderen Salzen.* Vom königl. Obermilitärapotheker *Pettenkofer.* Der Vf. erzählt den merkwürdigen Fall, dass die in einer Apotheke angefertigten Pulver aus Calomel, Salmiak und Zucker die Wirkungen des ätzenden Sublimats hervorgebracht haben, wesshalb der Apotheker beschuldigt wurde, Calomel, der ätzenden Sublimat enthalte, angewandt zu haben; allein von diesem Verdachte sey derselbe durch die hohe Schule zu Landshut freygesprochen. Dadurch wurde Hr. *P.* veranlasst, über diesen Gegenstand Versuche anzustellen, aus welchen hervorgeht, dass das salzsaure Kali, Natrum und Ammonium das Calomel zerlegen, indem sich Sublimat bildet, und zum Theil metallisches Quecksilber ausscheidet. Das Kalkwasser fället die Auflösungen daher weiss oder gelb. Die schwefel-, weinstein- und salpetersauren Salze bewirken dieses nicht, und die salzsauren Salze, deren Basen, wie Baryt, Kalk u. s. w. schwer auflöslich sind, nur in geringem Grade. — *Zweyter Abschnitt. Kurze Bemerkungen.* S. 48. *Das Mutterkorn, ein neues Arzneymittel* (aus dem *Journ. of the Royal Institut,* No. III u. IV. 1816). Aus den Beobachtungen mehrerer Ärzte geht hervor, dass das Mutterkorn in grossen Gaben Ekel und Erbrechen, in kleineren aber Kopfweh und temporäre fieberhafte Symptome erwecke. Es wird hier vorzüglich die zuerst von D. *Stearn* in Newyork 1807 bekannt gemachte Erfahrung

dass dasselbe specifisch auf den Uterus wirke, und bey Gebährenden in der Gabe von 16 und 30 Gran im Decocte oft sehr dienlich sey, bestätigt. Ferner wird bemerkt, dass eine 3 Jahre lang mit Amenorrhea behaftete Frau durch den Gebrauch des Mutterkorns geheilt wurde. Mit Recht warnt der Vf. dieses Aufsatzes jedoch vor zu starken Gaben desselben. Hierauf folgt *Vauquelins* Analyse des Mutterkorns, zufolge welcher dasselbe aus hellgelbem, in Alkohol auflöslichen Färbestoff, von dem Geruch des Fischöls, einer öligen Substanz, einem violetten, in Alkohol unauflöslichen Färbestoff, einer Säure, einer vegetabilisch-thierischen Materie besteht. *Vauquelin* schliesst aus diesen, und den mit Pilzen und Schmarotzergewächsen angestellten Versuchen, die sehr verschiedene Resultate geben, dass das Mutterkorn wahrscheinlich als krankes Korn zu betrachten sey. Zuletzt bestätigt Hr. *Pettenkofer* diese Analyse *Vauquelins* durch eigene Versuche, indem er zugleich bemerkt, dass das Mutterkorn auch Essigsäure, oder deren Salze, enthalte. Die mit phosphorsauren Salzen verbundene Asche des Mutterkorns beträgt $\frac{1}{34}$. Auch er fand weder Amylon, noch Zucker darin, wesshalb das Mutterkorn schnell in faule Gährung übergeht. — S. 74. *Nachrichten über Reals Auflösungspresse.* Aus *C. Gassicourts* Versuchen geht hervor, dass eine gewöhnliche Schraubenpresse *Reals* Presse entbehrlich mache. — S. 88 kündigt Hr. Hofapoth. *Semmelbauer* eine neue Compressionsmaschine an. — S. 89. *Bertrands Nachrichten, wie in Spanien die Cacaobohnen geröstet werden* (aus dem *Journ. de Pharm.* 1816. No. XI). Diese Methode besteht darin, dass die Bohnen in trockenem Sande erhitzt werden. — S. 92. *Über die Bereitung der isländischen Mooschokolade*, von D. *K. W. Juch.* — S. 95. *Ein neues Präparat aus isländischem Moos*, vom Apotheker *C. Tros.* Das Ganze ist eine durch Abdünstung eingedichte und mit Zucker versetzte Moosabkochung. S. 89 wird ein Mörseldeckel, dessen sich Hr. *J. P. J. Gay*, Apotheker zu Montpellier, bedient, beschrieben und abgebildet. — S. 105. *Über die Zersetzung des ätzenden Sublimats durch arabisches Gummi*, vom Apotheker *A. Sterler* zu Ingolstadt, mit einem Nachtrage des Herausgebers. Hr. S. machte die bemerkenswerthe Beobachtung, dass eine mit vielem arabischem Gummi versetzte Sublimatauflösung durch Kalkwasser nicht gelb gefällt werde, und der Herausgeber erklärt diese Erscheinung aus einer Zersetzung des Sublimats und Bildung von Calomel. Aus diesem Grunde bewirkt Kalkwasser daher auch nach einiger Zeit einen schwärzlichen Niederschlag. Vielleicht lässt sich hievon Anwendung machen, wenn Calomel und Salmiak verordnet werden. — S. 109 folgt eine Notiz über *Newmans* Blaserohr. — S. 125. *Erinnerung an Vorsicht bey Behandlung des überoxydirt salzsauren Kali mit brennbaren Substanzen*, wozu ein am 12 Febr. zu München Statt gefundener Unglücksfall beym Reiben der Masse zur Bereitung der Zündhölzchen Veranlassung gegeben hat. — S. 128 stattet Hr. *Dingler* in Augsburg seinen Dank ab für empfangene milde Beyträge zur Unterstützung des erblindeten Apothekers *E. F. Plebst*, indem er zugleich um fernere Unterstützung dieses unglücklichen Mannes bittet. — S. 129. *Noch Etwas über Mooschokolade.* — S. 132 wird der Tod *Guyton Morveau's*, *Hildebrandts*, *v. Crells*, *Thomas Henrys*, *S. Tennants* und *Klaproths*, Männer, deren Namen auch die Nachwelt mit Achtung nennen wird, angezeigt. — S. 137. *Beschreibung nebst Abbildung einiger Dampfkochapparate für chemisch-pharmaceutische Operationen, zur Erzielung der möglichst vollkommensten und wirksamsten Heilmittel*, von D. *J. G. Dingler.* Der von dem Vf. hier beschriebene und durch sehr deutliche Zeichnungen versinnlichte Kochapparat vermittelst Wasserdämpfen ist in der That höchst zweckmässig, und er würde selbst eine Zierde chemischer Laboratorien überhaupt seyn. Er gewährt noch besonders den Vortheil, dass man ihn im Winter als Ofen gebrauchen kann. Der kleine hier beschriebene Kochapparat ist von Kupfer oder Eisen, und hat die Form eines gewöhnlichen gusseisernen Ofens, in dessen Innerem ein Wasserreservoir befindlich ist, aus welchem durch Erhitzung die Dämpfe vermittelst Röhren in die auf dem oberen Theile des Ofens befindlichen Kochgeschirre geleitet werden. Der zweyte, grössere Apparat zur Bereitung der Extracte und zum Verdunsten über Wasserdämpfen gleicht einer Destillirblase. — S. 171. *Beschreibung einiger ostindischer einmänniger Pflanzen aus der natürlichen Familie der Scitamineen Linnés, oder Canen Jussieus und Drimyrhizae Ventenats*, von *W. Roxburgh.* Aus dem *Asiatic. Researches*, B. XI p. 318 — 353, übersetzt von *J. A. Schultes.* Hr. S. beschränkt sich darauf, aus *Roxburghs* Schrift diejenigen Beschreibungen und Bemerkungen auszuheben, welche zunächst Arzneygewächse, oder andere besonders nützliche Arten aus der angeführten Familie betreffen, indem er die übrigen von R. beschriebenen Gewächse für die von ihm und Hn. D. *Roemer* besorgte Ausgabe von *Linnés Systema vegetabilium etc.* aufbewahrt. Die bestimmten Gattungen und Arten sind: *Kaempferia Galanga Linn.*; *Kaempferia pandurata Roxb.*; *Curcuma Zedoaria*; *Curc. Zerumbet Roxb.*; *Curc. longa*; *Amomum Cardamomum*; *Zingiber officinalis Roscoe*; *Zing. Cassumunar Roxb.*; *Alpina Galanga*; *Alpina nutans Rosc.*; *Alpina Cardamomum Roxb.* Wir müssen übrigens die Leser auf die Übersetzung selbst verweisen, da ein ausführlicher Auszug dieses interessanten Aufsatzes zu weit führen würde. — S. 219 giebt Hr. Prof. *Juch* eine *Vorschrift zur Bereitung des flüssigen phosphorsauren Eisens.* Der Vf. bereitet sich zuvor kohlensaures Eisenoxydul, löst dieses noch feucht in Phosphorsäure auf, filtrirt die Auflösung und verdunstet sie. Da das so bereitete Salz sich in Wasser auflöst, die neutralen phosphorsauren Eisenverbindungen aber darin unauflöslich sind: so ist jenes Präparat wohl als ein saures Salz zu betrachten, welches oft durch den Weg doppelter Wahlverwandtschaft und Auflösung des blauen phosphorsau-

ren Oxyduls in Phosphorsäure noch leichter zu bereiten seyn dürfte. — S. 224. *Kurze Bemerkungen und Nachrichten.* S. 224 theilt Hr. *Buchner* eine Notiz über die *Fabrication des Bittersalzes* aus einem talkhaltigen Kalkstein, den man in Begleitung des Kupfer- und Schwefel-Kies im Monte della Guardia bey Genua bricht, aus *Tillochs* Philos. Magazin. Jan. 1816. p. 457, mit. — S. 227 giebt Hr. *Buchholz* Nachrichten von seinen neuesten Arbeiten, die aber nur bloss angedeutet sind. Sie betreffen den Schwefelkies, die Brechwurzel, den narkotischen Stoff des Opiums (worüber wir um so lieber Hn. *B's.* Arbeiten erwarten, als von dieser allerdings krystallisirbaren Substanz so manche Unwahrheiten behauptet werden), die Auflöslichkeit des Sauerkleesalzes in Wasser und des Wachses in Äther. Der Vf. bemerkt, dass der von *John* im Wachse entdeckte Stoff (Myricin) nicht ganz unauflöslich in siedendem Äther, und *Johns* Angaben über diesen Gegenstand unrichtig seyen; allein dieses ist eine höchst falsche und unrichtige Behauptung des Hn. *B.*, welche beweist, dass er mit jenes Chemikers Analyse sich gar nicht bekannt gemacht hat; denn derselbe beweist im 4ten Bande seiner chemischen Schriften S. 42, dass die *Wachssubstanz oder Cerin* ungefähr in 16 Theilen siedenden Alkohols auflöslich, die Myricin aber auch in 200 Theilen dieses Mentruums noch nicht auflösbar sey, und S. 43, dass zwar der Schwefeläther etwas stärker darauf wirke, dass aber demungeachtet die Myricin wegen ihrer Schwerauflöslichkeit im Verhältniss zur Cerin als unauflöslich zu betrachten sey. — Im *Speckstein* will der Vf. Kupferoxydul entdeckt haben. Endlich hat derselbe auch Versuche über die Auflöslichkeit des Phosphors in fetten Ölen angestellt, und gefunden, dass 100 Theile $2\frac{1}{2}$ Phosphor in mittlerer Temperatur und $3\frac{1}{2}$ bis 4 (nach Verschiedenheit der Öle) Theile bey 80° R. in sich nehmen. — S. 236 bringt Hr. *Schrader* unter anderen Gegenständen die Verfälschung der Gentianwurzeln mit *rad. Hellebori albi*, welches auch in einer Note des Herausgebers vom Hn. Apoth. *Ostermeier* bestätigt wird, zur Sprache. — S. 244 theilt Hr. Apoth. *Mittermayer* zu Steinamanger in Ungarn ebenfalls die Bemerkung mit, dass die Baldrianwurzeln zuweilen mit Niesswurzeln vermengt in den Handel kommen. S. 247 wird der *Alcornoquebaum* von Hn. Apotheker *Sterler* nach *Schrank's* Angabe beschrieben. Die Analyse der Alcornoquerinde hat Hr. D. *Rein* im 2 Bde des Report. S. 161 geliefert. Nach *Schrank* ist der Baum in Jamaika zu Hause, wo er 20 Fuss hoch wird; er nennt ihn *Alchornia latifolia.* — S. 205. *Über die Bereitung der essigsauren Eisentinctur*. von *G. Abesser* in Solothurn. Hr. *A.* bemerkt, dass man, um *Klaproths* Eisentinctur zu bereiten, nicht nöthig habe, frisch gefälltes Eisenoxyd in Essigsäure aufzulösen, sondern dass sich das völlig ausgetrocknete ebenso leicht und reichlich darin auflöse. Diese Bemerkung widerspricht jedoch zu sehr den Beobachtungen sehr exacter Chemiker, als dass sie volles Vertrauen verdiente, denn nur das Oxydhydrat löst sich in grosser Menge in Essigsäure auf. — S. 252. *Über die Bereitung des Liquor pyro-oleosi und Liq. Ammonii succinici*, Vom Apoth. *Scotzniovsky* in Lindau. — S. 256. *Über Bereitung des Phosphorkali*, vom Provisor *Assfalk* in Dresden, und *über den gebrannten Meerschwamm*, von *Ebendemselben*. — S. 266 ertheilt Hr. *Sator* in Frankfurt a. M. Nachricht von einer pharmaceutischen Lesegesellschaft. Im *dritten Abschnitt* S. 269 wird eine Beurtheilung des ersten Bandes von *C. a Linnei Systema Vegetabilium etc.*, von *J. J. Roemer* und *J. A. Schultes* herausgegeben; S. 274 *J. A. Schultes Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik*, und S. 277 vom *Journal de Pharmacie etc.* No. 1 gegeben.

IV Band. Das erste Heft enthält von S. 1—95 nichts, als die schon durch alle Zeitschriften bekannt gewordenen Versuche mit dem Opium *Vogels* in München, *Robiquets*, *Orfilas* und des Hn. *Choulant* in Dresden. Unter ihnen befindet sich jedoch auch ein Aufsatz des unvergesslichen *Buchholz*, welchen derselbe gemeinschaftlich mit dem Apotheker *Brandes* in Salzuffeln angestellt, und der noch nicht gedruckt zu seyn scheint. Da indessen dieser bloss als eine Bestätigung der früheren Versuche zu betrachten ist: so können wir denselben mit Stillschweigen übergehen, indem wir auf *Johns* Abhandlung über die Mischung des Opiums, dessen Säure und der krystallinischen Substanzen desselben verweisen. Nur dieses ist noch zu bemerken, dass der Name *Morphium* ganz gegen die Principien der wissenschaftlichen Nomenclatur strebe, und kein Grund vorhanden sey, den von *John* schon 1813 eingeführten Namen „*Papaverin*" zu verändern. — S. 95 giebt Hr. Hofr. *Würzer* die *Beschreibung und Abbildung eines tragbaren Kochapparats* von Eisenblech, den er besonders für Soldaten im Felde bestimmt, wovon indessen für den letzten Zweck wenig Gebrauch gemacht werden dürfte, ungeachtet dieser Apparat in anderen Fällen nützliche Anwendung finden mag. — S. 102 ertheilt Hr. Apotheker *Weber* in Tannhausen Nachricht von der ökonomischen Anwendung des Öls aus dem Saamen der *Taubnessel* (*Galeopsis Tetrahit L.*). 38 Pfund Saamen lieferten nicht weniger, als 11 Pfund 13 Loth Öl von grünlich-gelber Farbe. — S. 107 ist eine Notiz *Davy's* aus *Tilloch's* philos. Magazin aufgenommen, nach welcher eine noch unbekannte Legirung des Platins durch den Fall u. s. w. glühend wird.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHARMACIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Repertorium für die Pharmacie.* Angefangen von Dr. *A. F. Gehlen*, fortgesetzt in Verbindung mit *C. F. Buchholz*, *Rink* u. A. von Dr. *J. A. Buchner* u. s. w. I — IV Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 108. *Bemerkungen über die Wirkung des Königswassers auf das Antimonium*, von *Robiquet* (aus dem *Journ. de Pharmacie*). Sie enthalten nichts Neues, denn dass man durch Auflösung des Metalles in Königswasser, sowie des Antimoniumoxyds in Salzsäure, Spiessglanzbutter erhalten kann, ist eine längst bekannte Sache. Wünschenswerth aber wäre es, die Versuche *Proust's* zu wiederholen, nach welchen die Auflösung des Peroxyds in Salzsäure ein Antimonsalz gewährt, welches mehr Sauerstoff enthält, als die Spiessglanzbutter. S. 115 folgen einige Bemerkungen über die Farbenveränderungen des Phosphors, wenn derselbe abwechselnd in kochendem und kaltem Wasser behandelt wird; ferner über Kitt. — *Dritter Abschnitt. Recensionen.* 1) *A. Sterlers* Vertheidigung der Apotheker gegen die herabwürdigenden Ausfälle des Vfs. der Miscellen med. statist. Inhalts. Wien, 1817. 2) *Ruedes* pharm. Erfahrungen. Neue vermehrte Ausgabe. Leipzig, 1816, ein Büchlein, welches durch jedes gründliche Apothekerbuch völlig entbehrlich gemacht wird.

H. 2. 1818. 1 *Abschn.* S. 145. *Über die Löslichkeit des gelben Wachses in Alkohol, dessen Bestandtheile Cerin und Myricin, und ihre Eigenschaften, sowie ihre Löslichkeit in absolutem Alkohol.* Vom Hofr. *Buchholz* und Apoth. *Brandes* in Salzuflen. In diesem Aufsatze bestätigen die Vff. *Johns* Entdeckung, die Mischung des Wachses betreffend. Kleine Abweichungen, welche in Hinsicht der Auflöslichkeit Statt finden, lassen sich leicht beseitigen, wenn man bedenkt, dass *John* seine Versuche vorzüglich mit Pflanzenwachs, und nur vergleichend auch mit Bienenwachs anstellte; dass sich derselbe nicht, wie die Vff., des absoluten, sondern des gewöhnlichen Alkohols bediente. Daher ist es S. 165, wo bemerkt wird, dass nach *J.* das Bienenwachs 15 p. C. Myricin enthalte, auch ein Irrthum, denn derselbe giebt dieses als Mischung des Wachses der Myricin an, und bemerkt in dem ersten Bande des chemischen Handwörterbuchs, dass im Bienenwachse nur wenig enthalten sey. Nach den Versuchen der Vff. enthält das Wachs 90 Cerin, 8 Myricin und 2 p. C. eines balsamisch fettigen Stoffes. Dagegen sind nach *J.* auch ätherische Theile, färbende Materie, Spuren alkalischer und erdiger Stoffe darin enthalten. Es bleibt also noch zu untersuchen übrig, ob das Pflanzenwachs die balsamisch fettige Substanz enthalte, oder nicht, und ob sich beide Wachsarten dadurch von einander unterscheiden, welches höchst wahrscheinlich ist, weil das Wachs in dem Körper der Bienen eine Modification erleidet, und klebriger wird, als es in den Pflanzen sich befindet. — S. 174. *Chemische Untersuchung der Froschlöffelpflanzenwurzel (Alisma plantago L.)*, vom Prof. *C. W. Juch.* Wenn man die aus den zum Versuche gedienten sehr ungleichen Quantitäten der Wurzel geschiedenen Bestandtheile auf 500 Theile reducirt: so würde die Mischung seyn: 237 Wasser, 100 Stärke, 002,5 Harz, 005,0 Extract, 005,0 Eyweissstoff, 000,3 schmieriges ätherisches Öl. Die dieser interessanten Untersuchung vorangeschickte physiologische Einleitung hätte füglich weggelassen werden sollen, weil sie überflüssige Ausfälle enthält, und über den Werth der Wurzel als Specificum gegen Hydrophobie, wofür sie in Russland gilt, auch nicht das Geringste ausgemacht wird. Daher können wir die Unwirksamkeit der Tinctur aus den a. a. O. angegebenen Gründen mit dem Vf. auch nicht anerkennen, zumal die scharfen und ätherischen Theile nur in der Tinctur enthalten sind. Dagegen ist Hn. *Juchs* Vorschlag, die Wurzel in Form der Conserve anzuwenden, sowie das destillirte Wasser zu gebrauchen, sehr zweckmässig. Es bleibt indessen immer noch erst auszumachen, ob die arzneylichen Kräfte dieser Wurzel sich bestätigen, besonders da nach *Pallas* Bericht die Kalmucken sich derselben als Nahrungsmittel bedienen. — *Abschn.* 2. S. 199. Kurze, sehr lesenswerthe Nachrichten und Bemerkungen über den charlatanartigen Zustand der Medicin und Pharmacie in England, aus einem Briefe von *C. L. Cadet* an *Pelletier*, im *Journ. de Pharmacie.* 1817. No. VII, und

daraus von Hn. *Buchner* übersetzt. Hr. *Cadet* scheint die gute Seite des englischen Medicinalwesens gar nicht wahrgenommen zu haben. — S. 217. *Verfahren, um Steinöl von Travers in Neuschatel und andere mineralische Öle von ihrem üblen Geruch zu reinigen.* Von *de Saussure*, übersetzt von Hn. *Pettenkofer*. Das unter diesem Namen beschriebene Öl wird durch Destillation eines bituminösen Kalksteins gewonnen. *v. Saussure* gelang es, dasselbe durch Behandlung mit Schwefeläther und nachheriges Auswaschen mit Kalilauge geruchlos und wasserhell zu machen, und Hr. *P.* bestätigt dieses durch Wiederholung des Versuches. — S. 225. Die Reaction des Quecksilbersalzes durch Kupfer ist etwas ganz Bekanntes, wovon seit undenklicher Zeit in der Analyse Gebrauch gemacht wird. S. 226. Ebenso die Bemerkung über die beste Bereitung des sogenannten künstlichen Moschus, und der zufälligen Bildung des neutralen kohlensauren Kali aus ätzendem Kali, womit man säurehaltige ätherische Flüssigkeiten behandelt. — S. 232 folgt ein *Nekrolog: Figuier* in Montpellier, *Monnet* in Paris, *Gregor* in Cornwall, *John Singer* in England, *A. G. Werner*, *J. C. De la Metherie* zu Paris, *J. N. von Jacquin* zu Wien und *J. A. de Luc*, diese wackeren Männer, sind den Wissenschaften entrissen, um in einer besseren Welt den Lohn ihres edlen Strebens zu ernten. — *Abschn. 3. Recensionen.* S. 236. 1) *Alois Sterlers* Darstellung der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Pharmacie in Baiern. München, 1818. S. 252. 2) *C. W. Juchs* Abbildung und Beschreibung des Wasserwegerichs (*Alisma plantago L.*) Augsburg, 1817. S. 255. 3) Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker, auf das Jahr 1810. Der Anfang dieser Recension scheint Rec. sehr lächerlich, denn man erfährt, dass die hier folgende Rec. eine Fortsetzung der im 6 Bande d. n. Berl. Jahrb. für Pharm. gegebenen Anzeige sey.

H. 3. Erster Abschnitt. S. 290 zeigt Hr. *Buchner*, dass Calomel von der Magnesia nicht bloss zersetzt werde, sondern dass sich auch zugleich ein dreyfaches, in Wasser auflösliches, Salz bilde. — S. 304. *Eine neue Bereitungsart der destillirten Wasser.* Hr. *J. C. Sasse* in Grönigen schlägt vor, dieselben durch Mischung des destillirten Wassers mit über den Kräutern abgezogenem Branntwein zu bereiten. Dieses dürfte indessen sehr verwerflich seyn, und der Anwendung des ätherischen Öls nachstehen. Auch kann diese Formel nur dann angewendet werden, wenn sie der Arzt verordnet. — S. 311 — 375 folgen drey Reden von Hn. Apoth. *Hofmann* in München, *J. A. Buchner* und *Alois Sterler*, welche sie bey Gelegenheit der ersten Jahresfeyer der Stiftung des Apothekervereins in Baiern am 16 März 1818 gehalten haben, und sich auf Vervollkommnung der Pharmacie und gegenseitige Unterstützung zur Erreichung guter Zwecke beziehen. — *Abschn. 3.* S. 375. *Versuche mit verschiedenen Zinnsorten*, von Hn. Apoth. *Schrader* in Berlin. Nach Voranschickung einer oberflächlichen Angabe des zur Zerlegung angewandten Verfahrens, folgt eine Art Tabelle, welche die mit dem käuflichen Zinn legirten Metalle angiebt. Zwey Sorten englischen Zinns, das spanische und peruvianische Zinn hielten Arsenik; das ostindische und alle englischen Sorten, mit Ausnahme einer einzigen und des peruvianischen, auch Kupfer. Ausser Eisen will Hr. *S.* auch Zink, Wismuth, Bley, Antimonium, Schwefel und Wolfram in der Mischung einiger Arten angetroffen haben. — S. 379. *Über das Dispensiren narkotischer Extracte, und Russ. Talg*, welcher mit Salzsäure vermengt gewesen seyn soll. Von *Henkel.* Der Vf. räth, die narkotischen Extracte, welche mit Pulver zusammengerieben werden, völlig auszutrocknen, damit sie zerreiblich werden, wie dieses auch, wenn nicht andere Umstände es untersagen, häufig ausgeübt wird. — S. 383 theilt Ebenderselbe die Bemerkung mit, dass sich aus einem käuflichen Zimmtöl in Wasser und Alkohol unauflösliche, in Äther aber auflösliche, Krystalle abgeschieden hatten, und diese hält er, sonderbar genug, für Wachs. Wahrscheinlich sind sie von der Beschaffenheit der von *Dumesnil* (*Schweiggers* n. Journ. f. Chemie u. Phys. B. 21. S. 224) ebenfalls im Zimmtöl bemerkten krystallinischen Säure, welche vielleicht sich von Benzoesäure nicht unterscheidet. Es würde indessen nützlich seyn, wenn Hr. *Buchner*, welchem Krystalle versprochen werden, darüber Versuche anstellen wollte. S. 386 kündigt Hr. Apoth. *Spiess* in Warschau die Erscheinung der *Pharmacopoea regni Poloniae* an. — S. 393. *Bemerkungen über die Eibischwurzel*, von *J. A. Buchner*, welcher fand, dass Jodin auf das Decoct, wie auf Stärke reagire. — S. 394. *Bemerkungen über das grüne Wachs der Pflanzen*, von *Pelletier* und *Caventon.* Sie nennen dieses modificirte Harz *Chlorophyl*; nach *Giese Phytochlorainon.* — S. 399. *Lassaigne's Analyse des Chelidomum Glaucum.* — 400. *Über des Doctor Amic's Cantharidentinctur.* — S. 403. *Wollastons Bemerkungen über primitive Krystallform des Weinsteins.* — S. 411 folgt die Fortsetzung der Anzeige von *Buchholz's* Taschenbuch für das Jahr 1812.

J. A.

MEDICIN.

Leipzig, b. Reclam: *Commentatio anatomico-chirurgica de hernia crurali*, auct. *J. C. G. Walther*, M. et Ch. D. societ. natur. scrutat. Lipsiens. et Osterland. sodali. 36 S. 4. Mit 3 Kupfertafeln. (2 Rthlr.)

Diese Schrift ist als ein schätzbarer Beytrag zu der, seit Kurzem sehr bearbeiteten Lehre von den Brüchen, und zwar von den Schenkelbrüchen insbesondere, anzusehen. Der verstorbene Prof. *Rosenmüller* wünschte zu der klaren Versinnlichung der hieher gehörigen Anatomie beyzutragen, und [illegible]

ſem Zwecke einige Zeichnungen nach Präparaten. Der Vf. giebt hier, was jener berühmte Anatom zurückließs: nämlich zwey Blätter, welche *Schröter* in Kupfer ſtach, und denen derſelbe noch ein drittes hinzufügte. — In dem Vorworte ſucht der Vf. die Sentenz, man müſſe auf keine Weiſe die Chirurgie von der inneren Medicin trennen, zu berichtigen, und iſt der Meinung, daſs man beym Studium der Heilkunde keinen Zweig derſelben vernachläſſigen, im ſpäteren Leben aber einen beſonderen vorzugsweiſe auswählen, und in der Ausübung zur Vollkommenheit zu bringen ſuchen ſolle. Rec. möchte dieſs ſo ganz unbedingt nicht zugeben. Derjenige, welchem die Natur es erſchwert hat, in allen Fächern der Medicin Nützliches zu leiſten, oder dem ſie eine vorzügliche Anlage für ein beſonderes Fach derſelben ertheilte, ſoll dieſen Rath allerdings befolgen, und es iſt für einen ſolchen rathſam, daſs er ſeinen Wirkungskreis in einer Gegend entfalte, wo es nicht an Ärzten, Wundärzten und Geburtshelfern fehlt, daſs er ſich daher in gröſseren Städten niederlaſſe. Wer aber in einem geräumigen Umfange, z. B. auf dem flachen Lande, der alleinige Heilkünſtler ſeyn muſs und will, von dem iſt es zu wünſchen, daſs er alle drey Fächer der Heilkunde ausübe. Indeſſen iſt es nicht nothwendig, daſs ein ſolcher *jede* chirurgiſche Operation ohne Ausnahme ſelbſt unternehme, und er thut wohl daran, z. B. den Steinſchnitt, Augenoperationen u. dgl., dem geübteren ſpeciellen Operateur zu überlaſſen; allein es giebt mehrere Hülfleiſtungen, die oft nur dann noch Hülfe ſind, wenn ſie auf der Stelle vorgenommen werden. Dahin gehören z. B. die Unterbindung der Schlagadern, der Aderlaſs, die Trepanation, der Luftröhrenſchnitt, und namentlich der Bruchſchnitt. Rec. hegt daher den Wunſch, daſs alle Landärzte die genannten Operationen geſchickt auszuüben im Stande wären. Da indeſſen die Ausführung des Bruchſchnittes ſehr viele anatomiſche Kenntniſſe bedingt: ſo mag allerdings die genaue Bearbeitung dieſes Feldes für den Vf., welcher ſich, wie er angiebt, der operativen Laufbahn zuwenden will, als Vorbereitungsbeſchäftigung ſehr zweckmäſsig ſeyn. — Der I. Abſchnitt handelt von den bey der Behandlung des Schenkelbruches in Betrachtung kommenden Theilen. Die knöcherne Gegend, über welche das äuſsere Leiſtenband ausgeſpannt iſt, dieſes Band ſelbſt, die äuſsere und innere Lücke für die Schenkelgefäſse, der Schenkelring nach *Gimbernat's* Benennung, die *A. cruralis*, *epigaſtrica*, *obturatoria*, *circumflexa ilium*, *ſpermatica*, die Schenkelnerven, die *Cooper*'ſche Querbinde, die breite Schenkelbinde, die *Cooper*'ſche oberflächliche und beſondere Binde, das Bauchfell, die äuſsere vordere Schenkelgegend, werden hier beſchrieben, wobey die Abweichungen mehrerer der genannten Theile von *Cooper* und die Vergleichungen über Häufigkeit des Vorkommens eines abweichenden Laufes der *A. obturatoria* von *Cloquet* angeführt ſind. Rec. hat ſich gefreut, hinſichtlich der ſehnigten Ausbreitungen, welche hier bey der Anatomie des Schenkelbruches zur Sprache kommen, die, wenn gleich nicht neue, doch wenig berückſichtigte Anſicht entwickelt zu ſehen, daſs, auſser am Mittelfleiſche und im Geſichte (?), alle Leibestheile zunächſt unter der äuſseren Haut von einer ſehnigten Ausbreitung überzogen ſeyen. Indeſſen verfolgt der Vf. dieſe Idee nicht weiter, und iſt daher auch auſser Stand, die unter den anatomiſchen Unterſuchungen von *Cooper*, *Scarpa*, *Heſſelbach* und *Langenbeck* gewiſſermaſsen beſtehenden Widerſprüche aufzuhellen: und deſshalb giebt er nur wieder, was dieſe Schriftſteller bereits gaben. Es iſt wohl unbeſtreitbare Erfahrung, daſs die Muskeln gemeiniglich mit Sehnenfaſern an andere Theile, beſonders Knochen, ſich zu befeſtigen, in Sehnenfaſerbildung ſich zu durchkreuzen, z. B. in der weiſsen Linie, und durch ſehnigte Ausbreitungen von allen anliegenden Theilen ſich abzuſondern, und zugleich mit denſelben ſich zu verbinden, Neigung zeigen. Die iſolirende und zugleich verbindende Eigenthümlichkeit in dem Bau und der Lage der ſehnigten Ausbreitungen iſt beſonders bey der Scheidenbildung, z. B. für einzelne Muskeln, Gefäſse u. ſ. w. ſichtbar. Die allgemeine oberflächliche ſehnigte Ausbreitung, welche die äuſsere Haut von den umſchloſſenen Muskeln und Knochen trennt, läuft als oberflächliche *Faſcia Cooper's* über die ganze *Faſcia lata* hin, und überzieht die *Vena ſaphena magna*, ſenkt ſich von auſsen nach innen mehr oder weniger tief in die Lücke der Schenkelgefäſse hinein, und ſtellt ſich ſomit als beſonderer ſehnigter Bruchüberzug (nach *Cooper* als beſondere *Faſcia*) dar, wenn die Eingeweide durch den Schenkelgefäſsgang herabſteigen, und jene vor und über ſich hintreiben. Dieſer ſehnigte Bruchüberzug iſt nun bey einem Bauchfellſchenkelbruche von den äuſseren Peritonialblatte (oder dem vor dem ſeröſen Bauchfell gelegenen feſten Zellgewebe, welches wie ein groſser rauchhäutiger Sack (Stammſack) von der Gegend unter dem Schädelboden bis zur Tiefe des Beckens herabſteigt, und alle inneren Theile des Mund-, Hals-, Bruſt- und Bauch-Raumes in ſich ſchlieſst, wohl zu unterſcheiden; wenn er auch zuweilen ſehr zart, zerriſſen, oder mit den vorliegenden Bruchſacktheilen oberflächlich verwachſen iſt, und deſshalb nicht leicht bemerkt wird. Unter dieſer dünnen oberflächlichen Sehnenſpreite liegt die ſtarke beſondere Sehnenſpreite für die Schenkelmuskeln (*faſcia lata*), welche mit der ſehnigten Auskleidung der Beckenhöhle, die von der Oberfläche des inneren Lendenmuskels und des Pſoas am ſichtlichſten herabſteigt, in den Scheiden für die verſchiedenen Gefäſsdurchgänge zuſammenhängt, oder vielmehr als eine feſte Fortſetzung dieſe Scheiden bildet. Dieſe Andeutungen mögen hinreichen, um nachzuweiſen, daſs die ſcheinbaren Widerſprüche der oben erwähnten Zergliederer ſich ſehr wohl vereinigen laſſen. Bemerkenswerth ſcheint die Behaup-

sung des Vfs., dass die Schenkelnerven nicht mit durch die innere Lücke für die Schenkelgefässe laufen, sondern unter der Schenkelbinde verborgen liegen. Der Raum zwischen dem, in der Nähe der Schoossbeinfuge gelegenen Theile des Schenkelgefässganges und der Schenkelvene soll an der inneren Mündung *beständig* von einer Leistendrüse verschlossen seyn. — Der II Abschnitt enthält die Anatomie der Bruchtheile, und zwar der Bruchgeschwulst, der nahen Gefässe und der Bruchhüllen. Richtig bemerkt der Vf. in Bezug auf die letzten, dass dieselben nach Zahl und Dicke sehr wechseln können. Indessen vermisst man hier die Entwickelung des Grundes dieser richtigen Erfahrung. Von dem scheinbaren Fehlen der oberflächlichen Fascia, von einem Vorkommen der äusseren Peritonialumkleidung als zarte oder starke, einfache oder mehrfache, oft vielfache Lamelle in Gefolge von Entzündung, Fettabsatz, Zellwassersucht, ist gar nicht die Rede. Erst in dem folgenden Abschnitte wird bemerkt, dass alle Bruchhüllen fehlen können, ohne zu erwähnen, dass dieses bey Austritten solcher Eingeweidetheile, welche vom Bauchfell nicht überzogen sind, der Fall ist. — Der III Abschnitt ist Operation des Schenkelbruches überschrieben. Die Anzeige zu derselben ist mit der Bemerkung abgefertigt, dass zuweilen Schenkelbrüche in wenigen Stunden tödtlich seyn können, dass mithin alsdann (wann?) die Operation auf der Stelle angezeigt sey. Der Operateur soll (immer?) zwischen den Schenkeln des Kranken seine Stelle einnehmen, den Hautschnitt einen Zoll über dem Schenkelbogen anfangen, und an dem unteren Theile der Bruchgeschwulst endigen, die Pincette und Hohlsonde gebrauchen, und das Messer beym Eröffnen des Bauchsacks wagerecht führen. Die unblutige Erweiterung der einengenden Gegenden durch Ausdehnung wird kurzweg verworfen. *Scarpa's* und *Schregers* tiefe Einschnitte des äusseren Leistenbandes, *Bell's* tiefer Einschnitt desselben, *Else's* Methode, dasselbe zu trennen, werden ohne Unterschied dem Schnitte gegen die Schoossfuge hin nach *Gimbernat* nachgesetzt. Der Nothwendigkeit, die Sehnenfasern, welche manche Schenkelbrüche in verschiedene Abtheilungen trennen, zu zerschneiden, ist gar nicht gedacht. Von der äusseren Lücke für die Schenkelgefässe soll keine Einklemmung verursacht werden. Von der Einklemmung durch den Hals des Bauchsacks findet sich kein Wort. Man sieht also, dass bloss die zwey ersten Abschnitte, und zwar nur als Erläuterungen der sehr lehrreichen Kupfer, Interesse haben. Der Vf. verspricht, eine deutsche Bearbeitung desselben Gegenstandes mit vier Kupfertafeln nächstens erscheinen zu lassen, und Rec. muss ihm rathen, alsdann entweder das Operative ganz zu übergehen, oder es vollständig und richtig zu geben, weil Halbheiten keinem Leser etwas nützen, manchem aber gar sehr schaden. In geschichtlicher Hinsicht war es Rec. merkwürdig, dass das Anschneiden des Pupartischen Bandes nach des Hn. Prof. *Kuhl* Versicherung längst von *Eckolt* gelehrt seyn soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Wien*, b. Haas: *Schöne Bilder der Tugend und des Fleisses, oder Sammlung von moralischen Bildern, sammt unterhaltenden Geschichten aus dem Leben zweyer guter Kinder.* Nebst verschiedenen schönen Erzählungen. Ein Geschenk für Kinder. 1816. 48 S. Quer 8. geh. (1 Rthlr.)

So gross auch die Anzahl der Kinderschriften seyn mag, welche der vorliegenden ähnlich sind: so muss Rec. doch gestehen, dass ihm dieses Büchlein ungemein wohl gefallen hat. Bilderbücher sind für das jugendliche Alter vorzüglich geeignet, besonders wenn sie kleine Darstellungen aus dem Kindesalter selbst enthalten. Lehrer werden von dieser Sammlung auch bey dem Religionsunterrichte einen zweckmässigen Gebrauch machen können, denn Rec. weiss aus Erfahrung, dass die Aufstellung eines einzigen lehrreichen oder auch abschreckenden Beyspiels auf das jugendliche Gemüth oft einen grösseren und bleibenderen Eindruck macht, als die Darlegung eines ganzen Moralsystems. — Die den Kupfern beygefügten Erzählungen sind ganz aus der Sphäre des Kindesalters, und empfehlen Tugenden, die dasselbe vorzüglich schmücken. — Die Kupfer sind sauber und gut, und versinnlichen die empfohlene Tugend. — Eltern, welche ihren guten und fleissigen Kindern ein angenehmes Geschenk machen wollen, ist diese Bildersammlung zu empfehlen.

O. O. P.

Landshut, b. Krüll: *Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniss Gottes kam.* Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. 1818. 107 S. 12. (5 gr.)

Diese kleine Erzählung wird von Kindern mit Nutzen und Interesse gelesen werden. Der Vf. giebt ein Beyspiel, wie man Kinder durch die Natur auf Gott aufmerksam machen soll; aber die Unterhaltung wird durch diese Unterredung, die Konrad mit dem kleinen Grafen Heinrich von Eichenfels über die Natur und ihre Beziehung auf Gott hält, nicht unterbrochen. Auch der Stoff der Erzählung ist ganz einfach, so dass er leicht von Kindern aufgefasst wird, und die Aufmerksamkeit und das Interesse derselben erweckt.

K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MUSIK.

Berlin, b. Maurer: *Neue Auswahl von Maurergesängen*, mit Melodieen vorzüglicher Componisten, gesammelt und herausgegeben von *Friedrich Maurer*. 1814. X u. 232 S. 4. (3 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Dritte Melodieensammlung zum vollständigen Gesangbuch für Freymaurer* u. s. w.

Diese Melodieensammlung schliesst sich an die *Böheimsche* ältere Auswahl von Maurergesängen, in Hinsicht der Texte (wie der zweyte Titel besagt) an das vollständige Gesangbuch für Freymaurer an, zu dessen drittem Anhange es die Melodieen enthält. Dieselben sind von verschiedenen Componisten, oft mehrstimmig, viele mit Sopranstimmen (für Männerlogen?) gesetzt; die meisten aber einstimmig und mit einfacher Clavierbegleitung. Unter diesen Melodieen hat Rec. ausser der von *L. v. Beethofen* (No. 34: Was ist des Maurers Ziel) keine einzige gefunden, welche *einfach* und *originell zugleich* wäre; die meisten sind einfach und *trivial*. Die Componisten, meist Berliner Tonkünstler, von denen man noch hier Melodieen findet, sind, ausser wenigen anonymen, folgende: *J. P. Schmidt, Ambrosch, Beczworzowsky, Abr. Schneider, Zelter, Hellwig, Kaufmann, Gürrlich, Leib, Seidel, W. F. E. Bach, Olivier, Hurka, Hansmann, B. A. Weber, Rungenhagen, Clemens, Rösler*, und wir haben hier diejenigen zuerst genannt, die am meisten zu dieser Sammlung beygesteuert haben. Von *J. P. Schmidt* sind No. 2, No. 4 (eine geschmacklose Art von Cantate, in welcher nach einem dürftigen Satz, eine Art von Bravourarie für den Tenor, mit allen Phrasen verbrämt, und einer falschen Quintenfolge S. 13 im unteren System, und darauf ein Choral folgt), No. 10 (die Melodie verliert ihre Kraft, wo sie aus *Moll* in *Dur* übergeht), No. 14 (eine gute Melodie, bey welcher aber der Wechsel von *Moll* und *Dur* zu den Textversen oft nicht passt), No. 15: *Schillers* Hoffnung (gehört zu den besseren Melodieen dieses

— ◡ ◡

Componisten, wiewohl er declamirt: es ist kein u.

— ◡ ◡

s. w., und was die innere Stimme u. s. w., und die Stelle: Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf, etwas zu leicht genommen hat); No. 24: Schlusslied, hält Rec. für die beste Melodie des Vfs.; sie trägt den Charakter des Liedes, und hat einen edlen und ansprechenden Ton); No. 32 (unbedeutend); No. 45 (trivial), und zwey Lieder im Anhange, von denen eins mit einem guten Texte sehr zweckmässig behandelt, das andere aber sehr gewöhnlich ist. *Ambrosch* hat leichte singbare Melodieen, und trifft oft den Charakter des Liedes; aber oft klingen auch seine Compositionen nach Opernstückchen. No. 16 ist eine recht gefällige Polonoise. In No. 21 wird die Quintenfolge in der Begleitung des dritten Tacts, die wahrscheinlich ein Druckfehler ist, weggebracht, wenn man den *Fdur*-Accord in *Cdur* verwandelt. Noch sind von ihm No. 22 (für einen Maurergesang fast allzu lustig), No. 23[b] und 26 (leichte Liedermelodieen), 28 (gewöhnlich). Bey *Beczworzowsky* findet man viel Klingklang. No. 6 klingt ungefähr wie Pedrillos Arie: Welche Wonne, welche Lust; No. 11 ist an sich nicht übel, aber die bekannte Melodie zu dem Texte: Du ringst, o Mensch u. s. w, behält den Vorzug. No. 12[b] wäre gut, wenn der triviale Anfang und der leyermässige Schluss nicht wäre. Für die besten Lieder, welche dieser Componist geliefert hat, hält Rec. No. 30 und 35 (Weg mit den Grillen). *Abr. Schneider* hat geliefert No. 7, 19, 27, 33 (gehört zu den besseren), doch erhebt sich keine dieser Compositionen über das Gewöhnliche; ebenso *Zelters* leichte, gefällige Lieder No. 9 (dreystimmig), 18 und 43. Auch *Helwig* giebt etwas ganz Gewöhnliches in No. 8, 17[b], 23. *Kaufmann* strebt der Klippe des Einfachen — Trivialität — (No. 17 und 38) zu entgehen, und geräth in ein forcirtes Pathos (No. 25, 53). No. 36 ist das beste; aber der Text für einen Logengesang doch zu trivial. Von *Gürrlich* ist No. 3 und 37; von *Leib* die fröhliche Melodie No. 12 (um die übelklingenden Quinten in den oberen Stimmen S. 51, 3 System, 3 und 4 Tact, zu vermeiden, muss es in der obersten Stimme wohl *cis* heissen) und 50; von *Seidel* No. 18[a] (würdig) und 41 (gewöhnlich); von *Bach* No. 5 (fehlerhaft declamirt) und 31 (gehört zu den besseren Stücken der Sammlung; ist fliessend und gefällig). Von *Olivier* finden wir einen gefälligen Sologesang mit obligater Flöte No. 15 und gutem Text; aber No. 40 veralteten Klingklang (in der Me-

lodie macht S. 179 der Sopran mit der Bassbegleitung Octaven). Von *Hurka* ist nur ein unbedeutendes dreystimmiges Stück (für Sopran, Tenor und Bass, No. 1) gegeben; von *Hansmann*, No. 29, ein edler vierstimmiger Gesang; ebenso von *B. A. Weber*, ein guter vierstimmiger Gesang; von *Rungenhagen* No. 42, eines der ausgezeichnetsten, und im Charakter des Freymaurerliedes geschriebenen Stücke, welches das einzige Störende hat, dass sich die Melodie allzulange in der Dominante aufhält); von *G. Clemens* No. 44, ein sangbares Lied, durch gute Stimmführung ausgezeichnet; von *Rösler* eine gefällige Melodie No. 46. Im Anhange befinden sich zwey allgemein bekannte vierstimmige Lieder von *Call*. Ohne Namen steht (*Ehlers*) Melodie zu *Goethes* Rattenfänger komisch genug unter dem Liede: Im Kreise froher, mäss'ger Zecher. Ferner ist zu No. 39, 48 und 49 (eine ungenügende Composition) kein Componist genannt.

Das Äussere dieser Sammlung ist reinlich und anständig. Dem Inneren mangelt es aber nicht an Druckfehlern. So müssen z. B. S. 23 die letzten Noten der Solostimme statt *b g* wohl *as f*; und S. 29 die ersten Noten des untersten Systems statt $\overset{c}{a}$ wohl $\overset{a}{f}$, und die zwey letzten Noten des vierten Systems statt *f g* wohl *f e* heissen u. s. w.

— r —

ALTENBURG (ohne Angabe des Verlegers): *Vollständiges Altenburger Choral-Melodieen-Buch* in Buchstaben, vierstimmig gesetzt und herausgegeben von *J. Fr. Sam. Döring*, Cantor. 1815. Queroctav.

Der Herausgeber sagt in der Vorrede, nachdem er das Lob des Chorals mit Recht gepriesen: „Die in der protestantischen Kirche angenommene und übrigens als einzige (?) Ägide zu bewahrende Gewissensfreyheit habe, verbunden mit so manchen, für kirchliche Musik mehr rück-, als vorwärts wirkenden Einrichtungen und Gebräuchen, gemacht, dass wir den Choralgesang nicht mehr in der Reinigkeit (Reinheit) haben, wie zu den Zeiten Luthers: — diese Umstände haben ferner bewirkt, dass wir ihn, sowie den ganzen musikalischen Theil des öffentlichen Gottesdienstes, nicht mehr so wohlfeil und doch gut haben können, als besonders den letzten unsere katholischen Mitchristen von jeher hatten, und zum Theil noch haben.“ Rec. gesteht, dass er diese pretiöse ausgedrückte Stelle nicht versteht, wenn er nicht den sonderbaren Sinn darin finden soll, dass man sich bey der Gewissensfreyheit, die in der protestantischen Kirche herrscht, nicht mehr so streng an die alten Kirchenmelodieen gehalten habe: denn alle Rede, Poesie und Musik, die durch den Mund des Volkes hindurchgeht, muss sich im Laufe der Zeit verändern, und der Herausgeber sagt nachher ja selbst, dass das Volk nun einmal diese und jene Wendung der Melodie nicht goutire (an ihr Geschmack finde), und sich seinen eigenen Weg zum Ziele bahne. Übrigens sind die Choralmelodieen in der katholischen Kirche ebenso verändert und zum Theil verdorben worden, wie in der protestantischen; ja was noch merkwürdiger ist, in der katholischen Kirche hat man bey weitem *mehrere neue* Choralmelodieen, und liedermässige Cantilenen eingeführt, als in der protestantischen, wovon sich der Herausgeber in Baiern und Österreich überzeugen kann. Auch sieht Rec. gar nicht ein, in wiefern der musikalische Theil des Gottesdienstes der katholischen Kirche weniger kosten soll, als der protestantische. Es gebe, fährt der Vf., nicht ohne sich einigermassen zu widersprechen, fort, Mittel, die zwey Drittheile der Choralmelodieen, welche unverdorben auf uns gekommen sind, zu erhalten, und auch noch wohlfeile Mittel. In den letzten Zeiten hätten „ausser dem Schöpfer protestantisch-deutscher Musik, *S. Bach* und seinem Zeitgenossen *Händel*, besonders *Doles*, *Hiller*, *Klein*, *Umbreit* u. A. durch ihre Choralbücher dafür gesorgt, dass der Schade nicht zu gross wurde — für die Altenburger Gegend aber passten kaum ein Drittheil der in jenen Choralbüchern gedruckten Melodieen, *Klein* und *Umbreit* hatten die ihrigen mehr für die Orgel, aber nicht (als) für den 4stimmigen Gesang geschrieben, und alle seyen für den Anfänger und Armen zu theuer. — Die schöne Erfindung einer Unterscheidung zwischen *katholisch*- und *protestantisch*-deutscher Musik bleibe dem Herausgeber unbenommen; aber weniger affectirt und paradox hätte er sagen können, dass bey der vielfachen Abänderung der Melodieen in den verschiedenen Gegenden ein wohlfeiles Choralbuch, welches die Melodieen möglichst treu, und in einem vierstimmigen Satze geschrieben, sowohl überhaupt, als für das Altenburgische Land insbesondere enthalte, einem Bedürfnisse abhelfe. Und der Herausgeber, der in der That in einer guten musikalischen Schule gebildet zu seyn scheint, hat sich dieses Verdienst in der That erworben. Rec. muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass, so viele Choräle er hier durchgesehen (das Ganze enthält 165 Nummern), er sie *alle* äusserst rein und fliessend gesetzt gefunden hat. Die Bezeichnung durch Buchstaben ist so eingerichtet, dass dabey nach den verschiedenen Octaven, in welchen sich die Stimmen bewegen, viererley Lettern benutzt, und die Buchstaben unmittelbar unter einander und über die erste Textzeile gestellt sind. Auch die Tactstriche sind beybehalten. Wo in einer Stimme Achtel vorkommen, die doch die kürzesten Noten im Choral sind, da stehen die Buchstaben, welche dieselben bezeichnen, nah an einander und über den Vierteln und Achteln der übrigen Stimmen. Erhöhungen und Erniedrigungen sind durch Commata oberhalb oder unterhalb der Buchstaben bezeichnet. Rec. ist überzeugt, dass Cantoren, Schulmeister, Sänger und auch Liebhaber des Chorals, welche gern für sich vierstimmige Choräle auf Clavierinstrumenten spielen, sich dieses Cho-

ralbuches nach einiger Gewöhnung an seine Einrichtung mit Vortheil und Vergnügen bedienen werden. Jedoch würde er den Gebrauch der *Ziffern* zu diesem Behufe darum vorziehen, weil diese mehr in die Kenntniss der Harmonie einführen.

— t —

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Choralbuch für Volksschulen*, von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Königl. Preuss. Consistorial- und Schul-Rathe in Magdeburg. 1816. XVII u. 40 S. 8. (5 gr.)

Auch der Vf. klagt mit Recht, dass die Unbekanntschaft der meisten Gemeinden mit den Kirchenmelodieen von Tag zu Tage grösser werde, und den Prediger bey der Wahl zweckmässiger Lieder für die Gottesverehrung unangenehm beschränke; dass ferner die Menge verunstaltender Abweichungen sich in eben dem Masse vermehre. Um diesen Übeln entgegenzuwirken, müsse man sich vornehmlich des Schulunterrichts bedienen, und sich an das heranwachsende Geschlecht wenden. Dazu soll dieses kleine Büchlein ebenfalls beytragen, in welchem der würdige Herausgeber die Melodieen von 169 der gangbarsten Choräle, nach den ältesten Choralbüchern möglichst berichtigt, und in Ziffern gedruckt giebt. Zum Behuf des fortschreitenden Unterrichts hat er die leichteren den schwereren vorangestellt. (Dass Melodieen aus Molltonarten an sich schwerer zu singen seyen, als Melodieen aus Durtonarten, möchte die Erfahrung und das Beyspiel uncultivirter Völker nicht bestätigen.) Die Art der Bezeichnung durch Ziffern ist die von dem Vf. auch anderwärts gebrauchte. Zur Erleichterung sind sämmtliche Mollmelodieen aus *A moll* gesetzt; im Ganzen sind nur die zwey Tonarten *A* und *D* angewendet. Der Tactstriche hat sich der Herausgeber bloss als Ruhezeichen bedient. Weit vortheilhafter für das Singen in gleichmässig fortschreitender Bewegung findet es Rec., sich der Tactstriche zu bedienen, um das zweyzeitige oder dreyzeitige Tactmass dadurch anschaulich zu bezeichnen. Ein doppeltes Register ist beygefügt, wovon das eine auf die Melodie, das andere auf das Lied, hinweist, und die bekannten Verfasser der Melodieen nennt.

— t —

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG u. KÖLN, b. Rommerskirchen: *Reise durch Skandinavien* (Dänemark, Schweden, Norwegen) im Jahr(e) 1817. Vom Freyherrn *von Hallberg-Broich*, Grosskreuz des heiligen Michaels-, und Ritter des heiligen Anna-Ordens. 1818. 208 S. 8. (18 gr.)

Dem Vf., der, wie mehrere hin und wieder in diesem Werke hingeworfene Äusserungen andeuten, bereits verschiedene Länder Europas bereiset hat — kam die Idee, auch einmal zu sehen, „wie der Mensch auf rauhen Felsen und Klippen, in ewigem Eis und Schnee, im kalten Norden, sein Fortkommen findet, welche Regierungsverfassung ihn erfreut" u. s. w., und er machte sich demnach, diesen Zweck zu erreichen, nach oben genannten Ländern, in Begleitung seiner Gattin, wie wir ziemlich in der Mitte des Werkes gelegentlich erfahren, auf den Weg. Aus den preussischen Rheinlanden (vermuthlich dem Vaterlande des Vfs.) gings durchs Münstersche, Hamburg, Hollstein, Schleswig, ins eigentliche Dänische, über den Sund nach Schweden, Norwegen, bis an die Grenzen der Lappmarken oberhalb Drontheim, wieder nach Schweden herein, über Upsala nach Stockholm, von da durch Blekingen und Schonen zurück nach Ystadt, dem ehemaligen schwedischen, jetzt preussischen Neu-Vor-Pommern, Mecklenburg, Lauenburg, dem Hannöverschen, Göttingen, Kassel, Marburg und Giessen, wo sich die Reise endet.

Über alle diese durchreisten ansehnlichen Strecken, Städte und Länder, wird nun auf gemeldeten 208 Octavseiten kurz, gleichsam im Fluge, wie die Reise selbst ging, gar Mancherley, jedoch grösstentheils längst Bekanntes, mitgetheilt, und zwischen Allem dem ist vielfach ein politisches Räsonnement eingewebt, dessen, wenn wir so sagen dürfen, Düsternheit deutlich die Verstimmung unseres Vfs. über manche neuere Einrichtungen, Gestaltungen und Anordnungen zeigt, und dem Leser häufig das unerfreuliche Bild eines Mannes giebt, der durch oft zu stark gefärbte Gläser sieht. Es wird diess aber um so unerfreulicher, da man in der That nicht recht weiss, wie man mit dem Vf. daran ist, und was und wen man in Hinsicht der politischen Meinungen in ihm zu suchen hat, indem von ihm bald mit manchem bitteren Seitenhiebe die neuerdings in Deutschland seit Abschüttelung des französischen Joches gemachten Einrichtungen (vorzüglich in den Rheinlanden, mit deren jetziger Regierungsart er besonders unzufrieden scheint) tadelnd besprochen, dagegen Napoleons kräftige, manches grosse, anerkennungswerthe Werk ausführende, Regierung rühmlich erwähnt (z. B. seine grossen Strassenbauten u. dgl.), dann später wieder eben dieser und seine ganze Familie aufs tiefste herabgesetzt, und gewaltig bedauert wird, dass man diesem Menschen noch etwas zu leben gelassen hat, und wieder Anordnungen in einem deutschen Lande mit einem Lobe erwähnt werden, das sich sogar bis zu einer, freylich etwas lahmen, Apologie der — Zöpfe erstreckt.

Uns scheint, wenn wir alle diese und noch manche andere gelegentliche Äusserungen des Vfs. über Volksvertretung u. dgl. in Eins zusammenfassen, daraus hervorzugehen, dass der Hr. Freyh. *von Hallberg-Broich* hinsichtlich seines politischen Glaubensbekenntnisses, zur jener transrhenanischen Menschen- und Adels-Classe gehört, welcher nur darum jetzt

Alles nicht recht ist, weil es, wofür Gott zu danken, nicht ist, wie sie es wollen, d. h. wie es war in jenen schönen Tagen, wo der Herr Ritter Alles, der Fürst wenig, und das Volk gar nichts war; was denn freylich, wie wir oben bemerkt, für den Leser dieser Reise nach Skandinavien wenig erquicklich ist, falls er nicht selbst dem gedachten ultraisirenden Glaubensbekenntnisse anhängt. Sollten wir übrigens durch diese — Vermuthung dem Vf. zu nahe treten, und ihm Anderes beylegen, als sein eigentlich Meinen ist: so müssen wir ihn bitten, uns deswegen aus dem Grunde zu entschuldigen, weil wirklich aus den in seinem Buche zerstreuten Äusserungen in dieser Hinsicht kein anderes Resultat zu ziehen ist, und mithin die Schuld nur an ihm liegt, dass er unter falschem Gesichtspuncte erscheint.

Den Werth der mitgetheilten Bemerkungen über die vom Vf. hier gesehenen Länder, Städte, Menschen, und deren Einrichtungen, haben wir schon oben im Allgemeinen angedeutet; weder der Geograph, noch der Statistiker, noch der Historiker, wird hier etwas Neues erfahren; der Leser, der nur blosse oberflächliche Unterhaltung sucht, vielleicht einzig *pour passer le temps*, mag dagegen, falls er genügsam ist, sich an dieser Reisebeschreibung erfreuen, wir widerholen aber, *er muss genügsam seyn*, und namentlich keine grosse Foderung an den Stil seines Autors machen, denn dieser ist, offen gestanden, öfters sehr vernachlässigt. Eine kleine Probe diene als Beweis. S. 196: „Das Land von Lüneburg bis Celle ist schlecht, meistens Haide, die Wege sind *scheusslich*; man fährt nur Schritt, die Postillions halten an allen Schnapshäusern an; es gehen so Stunden verloren; sagt ein Reisender etwas, so werden sie *scheusslich* grob, Klagen hilft nichts; man muss auf diesen *scheusslichen* Wegen noch Barriere bezahlen" u. s. f. Das in diesem einen Satze dreymal nach einander kommende, hier mit Cursivschrift gedruckte Wort scheint zu den Lieblingsausdrücken unseres Vfs. zu gehören, es kommt durchs ganze Werk alle Augenblicke vor, giebt aber keinen sonderlichen Begriff von dem ästhetischen Geschmacke des Reisenden, den auch Stellen, wie z. B. folgende, in kein besseres Licht setzen: „Die Stadt (Kassel nämlich) ist hässlich, aber der Kurfürst hat *dem infamen* Bonapartischen Reiche in seinem Lande gleich ein Ende gemacht; Alles ist hier wieder auf deutschem Fusse, das Volk ist sehr vergnügt und glücklich." Ein Schriftsteller, der sich solcher Redewendungen bedient, kann wohl nicht füglich zu den *gebildeten* gerechnet werden, und Bemerkungen, wie z. B. S. 189, Stralsunds Festungswerke (die, wohl zu merken, der Vf. im Jahre 1817 sah, ohne dabey sich einfallen zu lassen, dass die im Jahre 1807 oder 8 geschleiften nicht mehr stehen) wären so unbedeutend, dass man sich wundern müsse, wie *Wallenstein* hier abziehen musste; und: Neu-Pommern (das ehemalige schwedische Pommern) *sey sehr sandigt*" — deren Oberflächlichkeit auch dem wenig Unterrichteten in die Augen springt, tragen gewiss nicht dazu bey, den Werth eines Werkes zu erhöhen, das ausser diesem noch durch ziemliche Druckfehler verunziert ist, denn dafür wollen wir, um nicht an dem *bon sens* seines Vfs. zweifeln zu dürfen, gutmüthig Stellen, wie z. B. folgende, nehmen: S. 194: „— — Alles dieses zaubert in höhere Regionen; *dass ich sogar die Brodnoth meines Vaterlandes vergessen war, als ich*" u. s. w., die in ähnlicher, alles Sinnes ermangelnden Wort-Verstellung oder Vergreifung mehrmals vorkommen.

G.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, in der Kaiserschen Buchhandlung: *Italienische Sprachlehre für deutsche Gymnasien und hohe Schulen*, auch zum Selbstunterrichte für Studirende bearbeitet von *J. G. Keil*. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1821. XII u. 212 S. 8. (12 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1813. No. 145.

Stuttgart, b. Steinkopf: *M. Christoph Friedrich Roth's*, weil. Professors am K. Gymnasium in Stuttgart, *lateinische Stilübungen zum öffentlichen und Privat-Gebrauche*. Erster Theil, welcher die Materialien zum Übersetzen in das Latein, nebst einem poetischen Anhange enthält. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Auch unter dem Titel: *M. Ch. Fr. Roth's Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Latein*, für die Jugend von 12 — 15 Jahren. Nebst einem poetischen Anhange. 1822. XXXIV u. 520 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) S. d. Rec. Jahrg. 1808. No. 112.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen*, *insonderheit mit dem Dativ und Accusativ*, oder mit *mir* und *mich*, *dir* und *dich*, *ihm* und *ihn*, *ihr* und *sie*, *Ihnen* und *Sie* u. s. w. Von *M. J. C. Vollbeding*. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1822. IV u. 268 S. 8. (20 gr.)

Berlin, b. Rücker: *Gemeinnütziges Rechenbuch*. Von *S. Sachs*, Königl. Preuss. Regierungs-Bau-Inspector. Zweyte, unveränderte Ausgabe. 1822. 458 S. 8. (16 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Zürich, b. Orell, Füſsli u. Comp.: *Geſchichte und Schriften der Apoſtel Jeſu.* Von *Johann Jakob Heſs*, Antiſtes der Zürcheriſchen Kirche. Dritte, umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. I Band. 1809. LXVI u. 548 S. II B. 1810. XL u. 581 S. III B. 1812. XXXII u. 670 S. kl. 8. (5 Rthlr. 16 gr.)

Es iſt gewiſs keine alltägliche Erſcheinung, daſs ein Schriftſteller nach *funfzig* Jahren ſein Werk aufs Neue in das Publicum einführt, und auf ſolche Weiſe ſein *literariſches Jubiläum* feyert. Dieſe Freude ward dem, um die religiöſe Cultur ſeines Vaterlandes und ganz Deutſchlands hochverdienten Vf. zu Theil, indem er ſchon vor vier Jahren, III B. S. III, ſchreiben konnte: „Nach Verfluſs von vollen funfzig Jahren endet der Verfaſſer nun nochmals ſein bibliſches Geſchichtswerk mit Herausgabe des letzten Theils der umgearbeiteten Apoſtelgeſchichte.“ Es ward nämlich das *Leben Jeſu*, womit Hr. *H.* den Cyklus ſeiner Werke über die bibliſche Geſchichte eröffnete, ſchon im J. 1762 vollendet, obgleich die Publication deſſelben durch den Druck bis 1765 und 1768 ſich verzögerte. Erwägt man die lange Dauer, noch mehr aber die Eigenthümlichkeit dieſer Periode, welche in der Geſchichte der Theologie einſt als ein ἁπαξ λεγομενον erſcheinen dürfte: ſo muſs man es ſo natürlich, als erfreulich finden, daſs der würdige Jubel-Senior dieſe Gelegenheit benutzt, um ſeine Grundſätze über die Behandlung der bibliſchen Geſchichte und ſeine Anſichten über die ſo oft veränderte theologiſche Denkart ſeiner Zeit darzulegen. Rec. hält ſich um ſo mehr verpflichtet, hierüber etwas ausführlicher zu berichten, da er nicht ein neues Werk, ſondern nur die neue Ausgabe einer ſchon längſt bekannten und vielgeleſenen Schrift anzuzeigen hat.

Der Vf. hält ſich für überzeugt, daſs die bey Behandlung dieſes Geſchichtsſtoffes von ihm befolgten Grundſätze aus der Natur des Gegenſtandes ſelbſt und aus dem, was auch hier *Geiſt der Geſchichte* heiſst und iſt, hervorgehen, und daſs er ſich daher, bey allen Veränderungen in den Anſichten der Neueren, keine Abweichung von denſelben erlauben durfte. „Sollte er (heiſst es S. IV) erſt heute von Neuem die hiſtoriſche Bearbeitung der bibliſchen Bücher vor die Hand nehmen: ſo würde er zwar, was ſeit jener Zeit zu immer hellerer Beleuchtung der *Sprache* und der *Sache* von mehreren Auslegern geleiſtet wurde, dankbar benutzen; aber keine hinreichende Gründe finden, in der Sacherklärung von jenen Grundſätzen abzugehen, zufolge deſſen dieſer Geſchichtsſtoff, im Ganzen und in Haupttheilen, als eine zuſammenhängende Reihe auf Einen Hauptzweck ſich beziehender göttlicher Führungen behandelt und dargeſtellt werden muſs. Dieſer *hiſtoriſch-theokratiſche Grundſatz* iſt ihm, bey der Sacherklärung, nicht minder heilig, als der *grammatiſch-hiſtoriſche* bey dem, was aus Sprache und Sprachgebrauch zu erläutern iſt, und als der *Localitäts-Grundſatz*, der bey dem, was aus Alterthumskunde, aus Charakteriſtik der Gegenden, Völker, Perſonen u. ſ. w., ſein Licht erhält, es dem Ausleger zur Pflicht macht, mittelſt richtiger und genauer Auffaſſung der ganzen damaligen Lage, ſeine Leſer an Zeit und Ort hinzuverſetzen. Dieſe Grundſätze vereinigen ſich in dem: *Nach dem erweislichen Sinne der Urkunde den Inhalt derſelben im Lichte der jedesmaligen Zeit und Lage und des Zuſammenhanges, der die verſchiedenen Theile in ein groſses Ganzes vereint, entwickelnd und pragmatiſch darzuſtellen.*“

Daſs ſich der Vf. nicht von Anhänglichkeit an *dogmatiſche* Rückſichten und Begriffe binden lieſs, glaubt er am beſten aus den Anfechtungen, die er wegen ſeiner zu weiten Entfernung von der Dogmatik hin und wieder erfuhr, beweiſen zu können. Aber er lieſs ſich weder durch dieſe Vorwürfe und Anfechtungen, noch durch das gewaltſame Verfahren der Neuerer, von dem Pfade der ächten Schrifttheologie abbringen. Die Verſuche, welche in den „Zeiten der Majorennität“ (wie ſie ſarkaſtiſch genannt werden) gemacht wurden, die bibliſche Geſchichte *natürlich* zu machen, werden kurz, aber treffend, als Ausgeburten einer verkehrten Hyperkritik, und nach ihren verderblichen Folgen geſchildert. „Kein Theil des theokratiſchen Ganzen (was man nun aber dafür anzuſehen weder Luſt, noch Kraft mehr hatte) blieb mit ſolchen Erklärungen verſchont. Von dem *Mythos vom erſtgeſchaffenen Menſchenpaare* an bis zu

der *natürlichen Geschichte Jesus von Nazareth* war nichts Reingöttliches mehr zu sehen. — — Bey der neutestamentlichen Geschichte wurde von anderen Seiten her, bald in romanhaftem Tone, bald mit einem grossen Apparate von Gelehrtheit, Alles, was derselben ein höheres und übermenschliches Gepräge giebt, verwischt, wegerklärt, wegräsonnirt. Kaum war Etwas mehr, das ehemals ein *Voltaire* spottend, um die heilige Geschichte zu travestiren, auf die Bahn gelegt hatte, was jetzt nicht von irgend einem Ausleger oder Theologen *im Ernste* behauptet, und sogar zu *Geschichte* gestempelt worden wäre!"

Indess eröffnet Hr. *H.* aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auch wieder erheiterndere Aussichten. Er sah ruhig, wie diese so oft erneuten Versuche und Erklärungsarten einander selbst schwächten, verdrängten, zerstörten, und wie die Zeit wieder begrub, was die Zeit geboren hatte. Hierauf fährt er S. XI fort: „Erlebt hat er dann aber doch, bey seinem so lange nach gleichen Grundsätzen fortgesetzten Forschungsgange, auch Vieles, das nicht nur beruhigend, sondern zum Theil sehr erfreuend war. Erlebt hat er, dass durch einiger Gelehrten unermüdliches Forschen der Kritik sowohl, als der Exegese, manch neues Licht, das kein Irrlicht war, angezündet wurde, von welchem vor einem halben Jahrhundert kaum der matteste Strahl schon hervorgebrochen war. Erlebt hat er, dass gegen jene Alles vernatürlichende Hypothesen von Zeit zu Zeit Schriften ans Licht getreten sind, denen es weder an Gründlichkeit, noch Erudition fehlt. Erlebt hat er *ein in seiner Art ganz eigenes Phänomen*, dass gegen *protestantischer* Lehrer Einwürfe bald die Ächtheit der wichtigsten biblischen Bücher, selbst der Evangelien, bald die Glaubwürdigkeit und Würde ihres Inhalts, von *katholischen* Gelehrten *gründlich* vertheidigt, mithin gerade die Autoritäten, auf welche sich einst die *Reformatoren* am liebsten und am häufigsten beriefen, nun gegen diese ihre eigensten Schüler und Nachfolger selbst in Schutz genommen wurden. Erlebt hat er, was doch auch den Protestanten erfreuen muss, dass überhaupt das gelehrte sowohl, als das populäre und pastorale Schrift-Forschen und Lesen in der katholischen Christenheit (Deutschlands wenigstens) Fortschritte gemacht hat, und täglich noch macht, die sogar Nacheiferung hie und dort verdienten. *Hug* und *Jahn* und andere würdige Männer sind auch bey *uns* rühmlich bekannt. Erlebt — oder vielmehr schon überlebt — hat er den Anfang einer *Revolution im Reiche der Wahrheit*, deren Folgen unabsehbar sind, weil die Denkarten, auf das freyeste sich äussernd, *immer noch weiter aus einander gehen*. Eine Scheidung, die auf das ganze Religions- und Kirchen-Wesen immer wichtigeren Einfluss haben muss. Es ist die Zeit gekommen, wo, wer in seinen Überzeugungen vom Christenthume fest stehet, unverhoten es *äussern* muss, weil auch von der entgegengesetzten Seite es an den freymüthigsten Äusserungen nicht fehlt. Der Wahrheit Freund und Lehrer findet ein offeneres Feld, als jemals, für solche Bemühungen, die die Vertheidigung und Ausbreitung eines unmittelbar aus den Schriften geschöpften Christenthums zur Absicht haben. Wer Lehrer ist — und doch selbst noch nicht recht fest steht in seinen Ansichten vom Christenthume, der schäme sich nicht, diese Festigkeit durch ein auf den Kern gehendes Bibelstudium sich eigen zu machen. Wer im Falle sich befindet, selbst durch Eingeständnisse früherer Verirrungen Andere warnen und zurückleiten zu können, der lasse sich durch keine falsche Schaam abhalten, es zu thun. Der Verfasser könnte in dieser Rücksicht aus seiner eigenen ehemaligen Verirrungsgeschichte Vieles anführen, wenn es der Raum und Zweck dieser Blätter gestattete. Es wird keinen aus eigenem oder Anderer Schaden weise gewordenen, keinen durch eigene Zweifel endlich — unter höherer Leitung — zur freyeren Wahrheitsansicht und zur Überzeugung Durchgedrungenen, keinen, der durch oftmaliges Fallen endlich gehen lernte — gereuen, gegen sich selbst der Wahrheit Zeugniss zu geben. Keinen auch noch so berühmten Christenthumslehrer wird es gereuen, solche *Geständnisse* der Welt mitgetheilt zu haben, wie die, mit welchen kürzlich ein *Reinhard* seine Zeitgenossen ebenso aufmunternd, als warnend belehrte. — Die ganze heutige Lage des Christenthums und der Christenheit fodert zu dem, was die Schrift *edle Homologie des Glaubens* (freylich etwas ganz Anderes, als ein blosses Formular-Bekenntniss!) nennt, dringend auf."

In der That, diese Äusserungen eines Mannes, der ein langes, segensreiches Leben dem Dienste der Wahrheit und Gelehrsamkeit gewidmet, und sich nie den Vorwurf der Zelotypie oder des Obscurantismus zugezogen, verglichen mit dem, was er in den lesenswerthen Vorreden zu Th. I und Th. II bemerkt, verdienen den von ihm angeführten Geständnissen des verewigten *Reinhard* an die Seite gesetzt, und nach demselben Massstabe beurtheilt zu werden. Möchten nur diese Grundsätze, die so fest und doch so liberal sind, von den Zeitgenossen als richtig anerkannt und befolgt werden! Rec. hält sich um so mehr zu dem Bekenntnisse, dass er darin mit Hn. *H.* ganz einverstanden sey, für verpflichtet, da er vor mehr als 20 Jahren in seinen ersten schriftstellerischen Versuchen über Gegenstände der biblischen Geschichte wider den Vf. polemisirte, und die vermeintlichen Rechte der historischen Kritik wider dessen Methode geltend zu machen suchte. Nachdem er sich aber durch ein fortgesetztes Studium der Geschichte und durch vertrautere Bekanntschaft mit dem Geiste und den Formen der alten Welt immer mehr von der Einseitigkeit und Engherzigkeit jenes Verfahrens, womit man die Individualität eines Zeitalters zum absoluten Massstabe des Alterthums macht, und die Kritik in ein Prokrustes-Bette verwandelt, zu überzeugen anfing, musste ihm natürlich die Ansicht und

Methode des Vfs. immer beyfallswürdiger erscheinen. Er freut sich daher dieser Gelegenheit, um (mit Hn. H. zu reden) der Wahrheit gegen sich selbst Zeugniss zu geben! Allerdings ist es in der gegenwärtigen Zeit nothwendig, seine Überzeugung laut zu äussern, und bestimmt zu erklären, dass die bisherige Behandlungsart der biblischen Geschichte zu keinem erfreulichen Resultate geführt hat, und dass sich höchst wahrscheinlich auch von der Zukunft nichts Besseres erwarten lässt. Dass man die Kritik in ihrem Gange nicht störe, war eine billige Foderung, welche um der nicht zu beeinträchtigenden Lehrfreyheit und des eigenen Interesses der Kirche und der Religion selbst willen unbedenklich zugestanden werden musste. Ja, es schien sogar wünschenswerth, den historischen Skepticismus durch die kühnsten Versuche aufzuregen, und bis zur möglichsten Höhe emporzutreiben, damit es nicht den Anschein gewinne, als ob die Theologie die freye Forschung zu fürchten habe, und damit ein bestimmtes Resultat desto schneller herbeygeführt werde. Diess ist denn auch von unseren Zeitgenossen mit rastlosem Eifer geschehen, so dass man gegenwärtig den Culminationspunct der Kritik als erreicht ansehen kann. Nichts kann nunmehr natürlicher und gerechter seyn, als die Frage: wohin hat uns das kritische Verfahren geführt? Und was ist nunmehr ächter Grund der Geschichte?

Diese und ähnliche Betrachtungen bieten sich bey diesen Geständnissen eines in jeder Hinsicht so bewährten Mannes von selbst dar, und veranlassen den Wunsch, dass derselbe sich entschliessen möchte, seine Ansichten und Urtheile über den gegenwärtigen Zustand der Theologie in einer besonderen Schrift mitzutheilen. Gewiss sind unter den jetzt lebenden protestantischen Theologen nur sehr wenige, die in dem Grade mit den dazu erfoderlichen Eigenschaften ausgerüstet sind, und sich ein so allgemeines Vertrauen erworben haben. In der That kennt Rec. kein Unternehmen, wodurch der Nestor unserer Literatur seine grossen Verdienste auf eine würdigere und belohnendere Weise krönen könnte, als eine solche beurtheilende Übersicht, und er glaubt, im Namen aller Wahrheitsfreunde ihn dazu auffodern zu müssen.

Was nun die vorliegende Apostelgeschichte selbst betrifft: so haben wir, da das Werk selbst schon so lange nach Inhalt und Einrichtung bekannt ist, bloss die Veränderungen anzuzeigen, welche der Vf. in dieser neuen Bearbeitung vorgenommen hat. Da aber derselben, wie eine nähere Vergleichung lehrt, und der ausführliche Vorbericht zum I Th. meldet, so viele und mancherley sind: so wird es nöthig seyn, sich bloss auf einige der vorzüglichsten Puncte zu beschränken.

Ausserdem, dass die Geschichte in vielen Stücken, besonders im 7ten und 8ten Buche, erweitert, und nicht nur aus griechischen und römischen Schriftstellern, sondern vorzüglich auch aus *Philo* und *Josephus*, ausführlicher erläutert worden ist, findet man auch in dem ganz neu hinzugekommenen *achten* Buche eine Fortsetzung der Apostelgeschichte von der Zerstörung Jerusalems bis zum Lebens-Ende des Apostels Johannes. Dieses neue Buch, wodurch das Ganze erst historisch abgeschlossen wird, enthält folgende Abschnitte: I. Nächste Folgen der Zerstörung Jerusalems. Nachrichten und Sagen von einiger Apostel und ihrer Gehülfen Verrichtungen und Schicksalen. II. Geist und Form der apostolischen Lehre. Häresieen dieses Zeitalters. Dieser Abschnitt enthält interessante Bemerkungen, wohin wir besonders das Th. 3, S. 500 Gesagte rechnen. Es wird richtig bemerkt, dass schon vor dem sogenannten *apostolischen Symbolo*, dessen Entstehung ungewiss sey, eine gewisse *Lehr- und Glaubens-Form* in Umlauf kam, und dass der meist historische Lehrbegriff den Kern des apostolischen Zeugnisses von Jesus als dem Sohne des Vaters, mit welchem er im Geiste vereint als sein Bevollmächtigter wirke, enthalte, und sich an dieselben Hauptbegriffe und Verhältnisse, auf welche sich die Christentaufe bezog, anschliesse. „Wirklich, heisst es S. 501, war und blieb jene Äusserung des Herrn: Taufet im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, die Grundlage und Wurzel aller christlichen Glaubensbekenntnisse. Der Täufling wurde gefragt, ob er an den Vater, den Sohn, den heiligen Geist glaube. Jenes frühere *römische Symbol* (*Usserius de Rom. eccles. symbolo Apost. vet.* Lond. 1647. 4.), welches etwas kürzer, als unsere zwölf Artikel, gleichwohl die meisten schon wörtlich in sich fasst, scheint die älteste dieser Glaubensformeln zu seyn, obgleich nicht bewiesen werden kann, dass sie bis an der Apostel Zeiten hinauf reiche. Selbst ihre Kürze spricht für ihr hohes Alter. Indessen mögen auch jene, schon zu des Apostels Johannes Zeiten in Übung gewesenen, *Hymnen* der Christen (deren Plinius in dem Briefe an Trajan gedenkt) für eine Art Glaubensbekenntniss angesehen werden. Wenigstens liegen die drey Hauptbeziehungen auf Vater, Sohn und Geist schon sehr bestimmt in jenem uralten Liede: *Wir loben dich, wir preisen dich* u. s. w. III. Innerer und äusserer Zustand der Gemeinde. Domitians Christenverfolgung. Letzte Verrichtungen, Schriften und Lebens-Ende Johannes. IV. Plan und Zusammenhang der göttlichen Führungen, so weit dieselben in der Apostelgeschichte fortgesetzt sind.

Über die Berücksichtigung der *Traditionen aus den apokryphischen Schriften*, wodurch sich diese neue Ausgabe vor den früheren auszeichnet, erklärt sich der Vf. Th. I, S. XLV — XLVII und Th. III, S. XVII, mit ebenso viel Freymüthigkeit, als kritischer Vorsicht. Nur unverständige Zeloten könnten behaupten, dass dadurch die biblische Geschichte unsicher und schwankend gemacht werde. Es lässt sich leicht darthun, dass gerade die kritische Benutzung der apokryphischen Sagen von Jesus und seinen Aposteln der rechte Weg zum Beweis der in den Schriften

des N. T. beurkundeten Geschichtswahrheiten sey, und dass sie auf jeden Fall dazu dienen, manche Lücken in der Urgeschichte des Christenthums auszufüllen. Sollten wir an dem Verfahren des Vfs. hiebey etwas tadeln: so würde es nichts Anderes seyn, als die zu grosse Sparsamkeit, welche er in der Benutzung dieses Hülfsmittels bewiesen. Namentlich hätten wir gewünscht, dass die von den Kirchenvätern aufbewahrten Traditionen von den Aposteln, ihren Reisen, Predigten u. s. w., fleissiger berücksichtigt wären. Es kommen besonders in den orientalischen Schriftstellern mehrere Nachrichten und Notizen vor, welche gesammelt, und mit den übrigen verglichen zu werden verdienen. Rec., welcher sich einen grossen Vorrath solcher *Analekten zur Geschichte der Apostel* gesammelt, kann versichern, dass sich darunter Manches findet, was bisher wenig bekannt und benutzt worden.

Nach dem ursprünglichen Plane enthält dieses Werk eine Übersetzung sämmtlicher nach der Zeitfolge geordneten apostolischen Briefe, so dass also das Ganze als ein historischer Commentar derselben zu betrachten ist. Über die Grundsätze und Hypothesen, welche den Vf. bey Feststetzung dieser Zeitfolge und bey der Benutzung historischer Umstände zur Erklärung des Einzelnen geleitet haben, kann hier nicht weiter geredet werden, da eine nähere Erörterung dieses Punctes weit über die Grenzen und den Zweck einer Recension hinausführen würde. Wir wollen daher nur noch bemerken, dass auch in dieser Übersetzung die dritte und bessernde Hand des Vfs. überall sichtbar ist. Es geht aus einer näheren Vergleichung mit den früheren Ausgaben deutlich hervor, dass der Vf. seine Übersetzungstheorie vervollkommnet, und sich mit mehr Treue, als sonst, dem Original angeschlossen hat. Dennoch findet man noch immer mehrere Stellen, wo man in dem Vf. mehr einen *Paraphrasten*, als Übersetzer, erkennen kann. Als Beyspiel diene Th. III, S. 14, wo Hebr. I, 9 so ausgedrückt wird: *Darum hat Gott, dein Gott, dich unter festlichen Freuden zu mehr als königlicher Würde eingeweiht*, worin man das διὰ τοῦτο ἔχρισέ σε ὁ Θεὸς, ὁ Θεός σου ἔλαιον ἀγαλλιάσεως παρὰ τοὺς μετόχους σου, schwerlich wiedererkennen dürfte. Dasselbe gilt von V. 13, wo es heisst: *Und wo hat er wohl zu einem der Engel gesprochen: Sey du mein Throngenoss, bis ich deine Feinde dir unterworfen habe. Sind sie nicht alle hülfreiche günstige Wesen, zum Besten derer gesandt, die das Heil (Rettung durch den Messias) erlangen sollen?* Hier und sonst oft noch vermisst man die Treue und den Ausdruck des Hebraismus, welchem Hr. *H.* doch sonst (vgl. Th. I, S. XLVIII — IX) das Wort redet. Es sind das die Fälle, von welchen der Vf. sagt: „Es giebt Collisionen von Regeln, wo das historisch-exegetische Gefühl entscheiden muss, wie weit man gehen dürfe in freyerer Behandlung oder Nachahmung des vom Apostel gewählten Ausdrucks, oder der ihm eigenen Vorstellungsart." Rec. hat eine andere Überzeugung, ist aber weit entfernt, sie dem Vf. oder Anderen aufdringen zu wollen.

Die Sprachreiniger werden auf der einen Seite über die zu häufig gebrauchten fremden Ausdrücke und Kunstwörter, auf der anderen über die zahlreichen Helvetismen und Idiotismen klagen. Rec. dagegen will weder auf eine Rüge dieser Unvollkommenheiten, noch auf eine Polemik über mehrere historische und exegetische Bemerkungen, welche eine strengere Kritik nicht auszuhalten scheinen, eingehen, sondern bloss den Wunsch äussern, dass Hr. *H.* sein Versprechen, noch einen *ergänzenden Nachtrag* (nicht nur zur Apostelgeschichte, sondern auch zum Leben Jesu und zu der Israelitengeschichte) zu liefern, recht bald erfüllen möge. Sowohl eine *synoptische Tabelle*, als auch ein *Register*, sind bey einem solchen Werke fast unentbehrlich.

K.

NEUE AUFLAGEN.

1) *Giessen*, b. Heyer: *Der Kinderfreund. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen.* Nach *Friedrich Eberhard von Rochow*, von *Johann Ferdinand Schlez*, Grossherzogl. Hessischem Kirchenrathe und Inspector. Zweyte, verbesserte Auflage. 1821. IV u. 183 S. 8. (8 gr.) S. die Rec. Jahrg. 1814. Erg. Bl. No. 58.

2) *Ebendaselbst*: *Der Denkfreund. Ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen.* Von *Johann Ferdinand Schlez*, Grossherzogl. Hessischem Kirchenrathe u. s. w. Sechste, verbesserte Auflage. 1822. VI u. 416 S. 8. (14 gr.) S. die Rec. Jen. A. L. Z. 1818. No. 115.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien.* Von D. *Theodor Heinsius*, ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium. Neunte, rechtmässige, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1822. XVI u. 317 S. 8. (12 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 8.

JURISPRUDENZ.

Augsburg, in der Wolffischen Buchhandlung: *Einleitung in das gemeine und deutsche Kirchenrecht*, mit besonderer Rücksicht auf Baiern und Österreich. Nach dem Systeme des Hn. Prof. und königl. baier. geistl. Rathes *Maurus Schenkl*, von *C. Gärtner*. 1817. 897 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein schätzbarer Beytrag zur Bearbeitung der einleitenden Vorkenntnisse, ohne welche der Vortrag des Kirchenrechts seiner ersten Zierde ermangelt. Was in dieser Hinsicht ein *Thomasius*, *Flörke*, *Glück* u. A. unter den Protestanten geleistet und berichtigt haben, liegt am Tage. Auch der katholischen Kirche fehlte es nicht an hieher gehörigen Arbeiten. Die Schriften eines *Doujat*, *Riegger*, *Rautenstrauch*, *Lakics* u. A. sind bekannt. Da sie aber noch in vielfacher Rücksicht hinter den Einsichten und Fortschritten des gegenwärtigen Zeitalters zurückstehen: so unternahm es der, durch seine Ausgabe eines *Corpus juris eccles. catholicorum novioris* rühmlich bekannte Vf., den wesentlichsten Inhalt derselben mit den, besonders durch Ereignisse der letzten Jahrzehende herbeygeführten Abänderungen und Erweiterungen in dieser Einleitung aufzustellen. Der Leitfaden, welchen er bey dieser Arbeit befolgte, waren die *Prolegomena* in *M. Schenkl institutiones juris ecclesiastici*, wovon bekanntlich schon im J. 1797 die achte Auflage erschien, und welches er, ohne den Werth einiger späteren Lehrbücher zu verkennen, noch immer für das vollständigste hält. Die 196 ersten §§., welche ungefähr den vierten Theil dieses Werkes ausmachen, erhalten hier einen fortlaufenden Commentar, der durch Berücksichtigung des in so vielfacher Rücksicht ausgezeichneten österreichischen Kirchenrechts zweckmässig erweitert wird. Das Ganze besteht aus drey Abschnitten, von welchen die beiden ersten in mehrere Hauptstücke getheilt sind. Ihre Ordnung ist folgende: I Abschn. *Einleitung in das allgemeine Kirchenrecht*. Hptst. 1) Begriff, Eintheilung und Hauptgrundsätze von Gesellschaften und Kirchen im Allgemeinen. 2) Von der religiösen Gesellschaft, deren Urheber der Gottmensch Jesus ist, insbesondere. 3) Begriff und Eintheilung des K. R. 4) Von den Quellen und Hülfswissenschaften des allgemeinen K. R. und von deren rechtem Gebrauch. 5) Geschichte des canonischen Rechts oder der verschiedenen Canonsammlungen. 6) Literargeschichte des canonischen Rechts. 7) Ansehen und Gebrauch des neueren und neuesten canonischen Rechts. 8) Verschiedene Gattungen solcher Verfügungen, welche Gesetzeskraft haben, d. i. von Gesetzen selbst, den Rescripten, Privilegien, Gewohnheiten und Observanzen. II Abschn. *Einleitung in das besondere deutsche K. R.* Hptst. 1) Quellen und Hülfswissenschaften desselben. 2) Concilien und Reichsconstitutionen. 3) Verträge der deutschen Nation mit dem päpstlichen Stuhle. 4) Religions- und westphälischer Friede. III Abschn. *Einleitung in das baierische und österreichische K. R.* — Wir müssen unserem Vf. im Allgemeinen das Zeugniss geben, dass er mit dem Verfasser des Lehrbuchs in jeder guten Eigenschaft wetteifert, und an mehreren Stellen dasselbe ergänzt und berichtigt. Jene affectirte Zurückhaltung in Anführung protestantischer Schriftsteller ist bey keinem von beiden zu finden. Beide benutzen, grösstentheils mit dankbarer Erwähnung, die Einsichten und Untersuchungen der Gelehrten von den verschiedensten Confessionen, wenn sie gleich mit den Resultaten derselben nicht immer übereinstimmend sind. Beide enthalten einen Schatz von Gelehrsamkeit, der zur richtigen Kenntniss und Würdigung einzelner Kirchenrechtslehren nicht wenig beytragen wird. Beide stimmen, wenn gleich mit verschiedenen Nebenbestimmungen, in ihrer Anhänglichkeit an das Episkopalsystem überein, beide verwerfen jene falschen Decretalen, aus denen so vieles Unheil für den Staat und die Kirche gekommen ist und noch kommt. Beide suchen die eigenthümlichen Lehrsätze ihrer Kirche, in sofern sie auf Rechte und Verbindlichkeiten einwirken sollen, in dem ihnen am vortheilhaftesten scheinenden Lichte darzustellen. Jeder schreibt, was ihm sein Zeitalter und seine Verhältnisse zu schreiben erlaubten, und selbst da, wo der Commentator helleren Einsichten zu huldigen scheint, dürfte es nicht unwahrscheinlich seyn, dass der Vf. des Lehrbuches ganz oder grösstentheils die nämliche Sprache führen würde, wenn er im gegenwärtigen Augenblicke eine neue Ausgabe seines Lehrbuches zu besorgen hätte. Wenigstens scheint der in der Vorrede angeführte Umstand, dass derselbe

unserem Vf. die Erlaubniss zu einer neuen Auflage ertheilt habe, für die Übereinstimmung beider Schriftsteller in Allem, was in kirchenrechtlicher Hinsicht nur immer als wesentlich gelten kann, ein für beide gleich ehrenvolles Vorurtheil zu begründen. Einige vergleichende Bemerkungen werden unsere Leser in den Stand setzen, über das Verhältniss beider Schriftsteller gegen einander und ihre grössere oder geringere Annäherung zu den Grundsätzen eines, von den Schlacken des Irrwahns und der Unduldsamkeit geläuterten Kirchenrechts im Allgemeinen ein eigenes, sachgemässes Urtheil zu finden. §. 14 enthält der *Schenklsche* Text Vielerley über den Begriff von Religion. Der *Gärtnersche* Commentar erklärt denselben kurz durch: Erfüllung Alles dessen, wozu der Mensch von Gott bestimmt ist, und setzt noch in Rücksicht auf äussere Religion die Bemerkung hinzu: Einigen schienen die Benennungen Gottesdienst, Gottesverehrung, unschicklich zu seyn, weil Gott weder unserer Dienste, noch unserer Verehrung bedürfe; doch seyen beide Benennungen durch den Gebrauch angenommen. — Über den Begriff und das Wesen der *christlichen Religion* finden sich im Texte (§. 21) eine Menge, grösstentheils dogmatischer, Bestimmungen: der Commentar, welcher dieselben den Schulen der Theologen überlässt, beschränkt sich vorzüglich auf die Bemerkung: Jesus habe gezeigt, dass man sich mehr durch innere, als durch äussere Handlungen Gott wohlgefällig machen könne, dass die Liebe Gottes und des Mitmenschen der Inbegriff Alles desjenigen sey, was Gott von uns verlange; Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit erkläre er selbst Joh. 4, 13 für diejenige, welche den Absichten der Gottheit entspreche. — In der höchst wichtigen Lehre von dem Verhältnisse des Staates und der Kirche tritt der Vf. des Textes mit wenigen Einschränkungen der Meinung derjenigen bey, nach welcher jede dieser beiden Gesellschaften in ihrer Art das Höchste ausmacht. §. 20 u. 40. „*Imperium ecclesiasticum*, heisst es u. A. am letzten Orte, *a civili imperio penitus est distinctum sejunctumque, nulli alteri humanae potestati subjectum, subordinatumve, proin in ordine suo summum ac independens, intuitu tamen Christi plane administratorium.* Der Vf. des Commentars bemerkt hingegen (und wie sich aus der Folge ergiebt, ganz im Geiste seines kaum gedachten Führers): „man könne dem Regenten das bedeutende *jus circa sacra* nicht absprechen, folglich sey die Kirche keinesweges vom Staate schlechterdings unabhängig. .. *Zwey* höchste, von einander unabhängige Autoritäten können, wenn Ruhe und Ordnung im Staate erhalten werden solle, nicht beysammen bestehen. Auf die Bemerkung des Textes, dass der weltliche Regent als Mitglied der Kirche der Herrschaft dieser letzten (*ecclesiastico imperio*) unterworfen sey, entgegnet der Commentar: „Wenn der Regent sich zu irgend einer Kirche bekenne: so thue er das nicht als Regent, sondern als Privat; folglich sey der Regent als solcher der Kirche nicht unterworfen, sondern als Privat." — Das *Naturrecht* scheinen beide Vf. §. 66 zur Leibeigenschaft der Kirche herabzuwürdigen. An anderen Stellen dagegen lassen sie demselben volle Gerechtigkeit widerfahren; so z. B. der Text: §. 53 u. 76, der Commentar: §. 76 u. 131, jener u. A. mit den Worten des Cicero: *stirps omnis juris natura est*; dieser unter Anderem durch die Bemerkung: Gegen das Naturrecht finde kein positives Gesetz Statt (oder, wie es richtiger heissen sollte: könne sich kein positives Gesetz in die Länge erhalten). — Die Geschichte und Literatur des kanonischen Rechts (§. 77—119) erhalten im Commentar eine Menge schätzbare Erläuterungen und Zusätze, die noch bedeutend vermehrt werden können. *Spittlers* und *Glücks* hieher gehörige Werke sind dabey vorzüglich benutzt. — Ganz besondere Sorgfalt ist der im 2ten Abschnitte enthaltenen Einleitung in das besondere deutsche Kirchenrecht gewidmet. §. 159 wird schon im Texte mit *Zallweins* Worten bemerkt: *Quod libertates Germaniae aliud non sint, quam jura particularia intuitu ecclesiae et curiae Romanae ecclesiis Germaniae ex usu juris antiqui et novi, concordatis et pactis atque nexu tam cum ecclesia Romana quam cum imperio competentia.* Unumwundener heisst es im Commentar: „Unter dem Worte Freyheiten versteht man hier die Ausnahmen, welche die deutsche Nation von gewissen Bedrückungen oder Erpressungen der römischen Curie zu geniessen hat. Die Römer selbst nannten diejenigen Reiche, welche sich von mehreren solchen Bedrückungen frey zu erhalten wussten, *regna libertatis*; diejenigen aber, welche sich die meisten derselben gefallen liessen, *regna obedientiae*." Mit einem, bey katholischen Kirchenrechtslehrern eben nicht gewöhnlichen, Grade von Unparteylichkeit werden die mannichfaltigen Ereignisse erzählt und gewürdigt, welche, besonders seit den letzten vier Jahrhunderten, den dermaligen Zustand des deutschen Kirchenwesens aller Confessionen herbeyführten. Einige Bemerkungen über *Huss* und *Luther* mögen zur Probe dienen. „Die Väter zu Constanz und Basel — heisst es §. 181 — erkannten, dass eine Reformation an Haupt und Gliedern nothwendig sey. .. Man beklagte sich laut, dass die Prediger nimmermehr das reine Wort vortrügen, sondern über Gegenstände sprächen, die den Geistlichen Geld einbringen. .. Diese Idee brachte *Huss* dem Volke bey. .. In der Dogmatik und in der Moraltheologie wurde es immer finsterer. .. Man klagte laut gegen die grosse Anzahl der Ablässe. .. Die Päpste kannten in Ausschreibung neuer und zwar käuflicher Ablässe gar keine Schranken mehr. .. Das Bibelstudium wurde vernachlässigt. .... *Luther* war kein ausserordentlicher Gelehrter, doch war er der Sprachen kundig, in welchen die Bücher des A. und N. T. ursprünglich geschrieben worden sind. Zugleich hatte er einen unbiegsamen, unüberwindlichen Starrsinn für alle die Meinungen, welche ihm wahr schienen, und von denen er einmal eingenommen war. Weder Drohungen, noch Gefahren, konnten ihn da-

von abbringen. .. Seine Schriften wurden in kurzer Zeit in ganz Deutschland und in einem grossen Theile von Europa bekannt und gelesen. Viele waren froh, dass ein Mal ein Mann Muth gefasst hatte, solche Dinge laut zu sagen. .. In Rücksicht auf den Handel mit Ablässen gab der gescheidtere Theil ihm grösstentheils Recht. ... Sein Wandel war unbescholten. Es ist nicht wahr, dass er ein liederlicher Mönch gewesen sey, und dass er nur desswegen die Reformation angefangen habe, um heirathen zu können. Er war im Gegentheil lange nicht dazu zu bereden. Er hatte ein heftiges, cholerisches Temperament, das zum Stürmen geneigt war, und weder Furcht, noch Zurückhaltung kannte. Ohne heftig zu schimpfen und zu lästern, konnte er beynahe keinen Lehrsatz behaupten oder widerlegen. (Wir erlauben uns über diese Stelle einen kleinen Commentar, der sie hoffentlich bey Freunden und Feinden in ihr wahres Licht setzen wird. 1) Der Vf. selbst kann nicht leugnen, dass Luther mannichfaltig gereizt wurde. So führt er z. B. S. 302 eine Äusserung des zu seinem Verhöre nach Augsburg abgeordneten Cardinals Cajetan (oder Thomas de Vio von Gaeta) an, nach welcher demselben sogar die Ehre, ein Mensch zu seyn, abgesprochen wird. „*Nolo* — sind des Cardinals eigene Worte — *amplius colloqui cum hac bestia, habet enim miras speculationes in capite.*" Man denke ferner an die vom Papste Leo X 1520 erlassene Verdammungsbulle (S. 305) und an die ein Jahr später gegen ihn ausgesprochene Reichsacht (S. 307), und wir werden der Anführung weiterer Beyspiele, die man ohne Mühe zu einem eigenen Werke anhäufen könnte, überhoben seyn. Interessant dürfte es erscheinen, Luthern hier selbst reden zu hören. „*Spiritus meus* — sagt er in einem Briefe an *Joh. Brent* vom 26 Aug. 1530 — *praeterquam quod artibus dicendi imperitus et incultus, nil nisi sylvam et chaos verborum evomit, tunc etiam eo fato agitur, ut turbulentus et impetuosus et veluti luctator cum monstris infinitis semper congredi cogatur. ... Solor tamen meipsum, quod existimem, Patrem illum familias coelestem, pro magnitudine suae domus, etiam opus habere uno aut altero servo, duro contra duros, et aspero contra asperos, veluti malo cuneo in malos nodos: et tonanti Deo opus est non tantum pluvia irrigante, sed etiam tonitru concutiente, et fulgure auras purgante, quo felicius et copiosius terra fructificet*" (*Brentii opera* T. 4. Tub. 1580 F. p. 1086). „Wir können uns rühmen — sagt ebenfalls *Luther* (hier glücklicher, als der sonst in vielfacher Hinsicht hochachtungswerthe *Calvin*) — dass wir Gottlob! Niemand ums Glaubens willen ins Gefängniss geworfen, keinen von Haus und Hof, Weib und Kind vertrieben, vielweniger darum geköpft, ersäuft, verbrannt und gehenkt haben." (*Chr. Thomasius* auserlesene Schriften, S. 305). — Welch ein Abstich mit den Grundsätzen der älteren Kirche, von denen unser Commentator selbst (S. 275) aus der Schrift des Jesuiten *Paul Windeck de exstirpandis haereticis* eine Schauder erregende Probe mittheilt.

Wir glauben, die bisherigen Proben werden hinlänglich beurkunden, dass *Schenkls* Lehrbuch in unserem Vf. einen würdigen Commentator gefunden habe, und zweifeln nicht, dass jeder wahrheitsliebende Leser mit uns in dem Wunsche übereinstimmen werde, auch die übrigen Theile dieses Lehrbuches auf gleiche Art behandelt zu sehen. Noch fügen wir einige einzelne Bemerkungen hinzu, die bey einer etwanigen neuen Auflage des vorliegenden, neben der neuesten Kirchenrechtsliteratur, Berücksichtigung zu verdienen scheinen. Die Erklärung von Gewissensfreyheit durch „*independentia a pacto vel imperio humano quo quidpiam auctoritati legive divinae contrarium nobis imponi, prudenter judicamus*" war bey *Sch.* (§. 17) augenscheinlich dunkler, als das erklärte Wort selbst. Statt eine bessere zu geben, verweist unser Vf. auf die Schulen der Theologen, mit der einzigen Bemerkung: über das, was im Herzen vorgehe, könne der Richter nicht urtheilen. (Wenn jener den Knoten unaufgelöst liess: so scheint dieser ihn zerhauen zu haben. Irren wir nicht, so sollten Menschenrechte dieser Art ihren eigentlichen Sitz in den Schulen der Philosophen erhalten, deren Resultate in dem eigentlich theologischen und juristischen Unterrichte als feststehende Axiome nur nachgewiesen zu werden brauchten. — Die von *Sch.* (§. 46) mit einer, selbst von manchen protestantischen Schriftstellern nicht erreichten, Genauigkeit entworfene Darstellung der verschiedenen „Systeme des protestantischen Kirchenrechts" haben wir bey *G.* ungern vermisst. Ebenso, was §. 158 über den sogenannten Curialstil, und §. 74 über den nothwendigen Gebrauch der Kritik, von dem Vf. des Lehrbuchs freysinnig bemerkt wird. — §. 67 ist der Commentar kürzer, als der Text. Bey einem so höchst wichtigen Gegenstande, als die Bibelauslegung ist, hätten wir es umgekehrt gewünscht. Wie fruchtbar ist nicht schon die, von *G.* gänzlich mit Stillschweigen übergangene, Maxime: *Ex sensu scripturae maxime literali, et rite probato duntaxat depromi invictum argumentum potest!* — Wie richtig beide Vff. über Pseud-Isidor urtheilen, ist bereits oben bemerkt worden. Ihre Untersuchungen §. 89 — 95 liefern die Belege dazu. Noch hätten folgende zwey, seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienene Abhandlungen von dem letzten dieser Vff. wohl gebraucht werden können. 1) *Des manuscrits contenant des collections de canons et de Decretales par Camus*; in den *Notices et extraits des Mss. de la bibliothèque nationale et autres bibliothèques publiés par l'Institut national de France.* T. VI. Par. an IX (1801). 4. p. 265 — 301. 2) *Notice d'un Code de canons écrit par les ordres de l'evêque Rachion de Strasbourg en 787 et deposé à la bibliothèque centrale du dép. du Bas-Rhin*, par *Koch*; Ebendas. T. VII. Par. an XII (1804). p. 175 — 215. Die Bemerkung unse-

ren Commentators (S. 102), daſs der vaticaniſche Codex des Pſeud-Iſidor mit No. 360 bezeichnet ſey, ſcheint ein bloſser Druckfehler zu ſeyn, ſtatt 630, wie ſich u. A. aus der erſtgedachten Abhandlung ergiebt, indem daſelbſt bemerkt wird, daſs dieſe Handſchrift erſt ganz neuerlich aus dem Vatican zu Paris angekommen ſey, wo ſie dem Verfaſſer der Abhandlung vor Augen lag. Intereſſant würde es dem deutſchen Leſer geweſen ſeyn, u. A. folgende Schluſsbemerkung von *Camus* (der ſich hier an *Lecointe* und *J. H. Böhmer* anſchlieſst) möglichſt allſeitig geprüſt zu ſehen. „*Je crois* — ſagt er — *que si l'on écrit sur cette matière, on devra apporter plus d'attention que l'on n'a fait, à la part que Charlemagne et les Papes, ses contemporains, ont eue au crédit que les fausses décretales acquirent très rapidement.* — Noch bemerken wir, daſs ſich bey mehreren geſchichtlichen Angaben unſeres Vfs. die Anzeige der Quellen nicht findet, die jedoch aus den bekannteſten Lehrbüchern der Reichsgeſchichte in einzelnen Fällen leicht ergänzt werden kann. — Das Äuſsere des Buchs macht der Verlagshandlung Ehre. Warum aber die von *Sch.* ſehr zweckmäſsig angebrachten Überſchriften der §§. nicht in den Commentar übertragen wurden, wiſſen wir nicht.

G. H. I.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Darſtellung der Lehre der gallicaniſchen Kirche in Hinſicht auf die Foderungen der römiſchen.* Aus dem Franzöſiſchen des Hn. *Du Marsais.* — Eine alte Vorarbeit zu einem neuen Concordate bey irgend einer neuen Einrichtung der katholiſchen Kirche. 1816. 288 S. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf. doch einmal das gröſsere treffliche Werk von *Pithou* über die Freyheiten der gallicaniſchen Kirche nur im Auszuge geben, und die Werke eines *Pasquier*, *Brechel*, *du Tillet*, *d'Hericourt*, entbehrlich machen wollte (denn eigentlich iſt dieſe Darſtellung nichts, als ein ſolcher Auszug): ſo muſste er, von der Zeit, für welche er ſchrieb, durchdrungen, das Wort und den Sinn der Zeit, ihren Geiſt und ihren Zuſtand, rein auszuprägen bemüht ſeyn. Aber hievon findet man weder in der Darſtellung, noch in der Lehre, weder in der Vorarbeit, noch in der Andeutung, befriedigende Spuren; die ganze Anordnung iſt vergriffen; Sätze ſind ohne Folgen, Folgen auf Folgen, Beweiſe auf Bemerkungen gehäuft, das Ganze iſt mit lateiniſchen, wörtlich wiederholten, Stellen durchwebt. Nach Rec. Anſicht hätte eine gedrängte Geſchichte der Entſtehung der gallicaniſchen Kirchenfreyheit als Einleitung vorangehen müſſen; in ihr hätte dann ein von dem Epitomator ganz vernachläſſigter äuſserer Geſichtspunct, daſs das fränkiſche Reich bey allem Wechſel, ſelbſt bey den Theilungen, ein Ganzes blieb, und ſich darin zunächſt eine Nationalkirche, z. B. der Primas zu Bourges, bilden konnte, die erſte Stelle eingenommen, und an dieſen hätte ſich der zweyte innere Geſichtspunct leicht angeſchloſſen, daſs nämlich die kirchliche Freyheit dieſer Kirche in dem Inbegriffe aller derjenigen Rechte beſtehe, welche, Herkommen, Gewohnheiten, ſelbſt Miſsbräuche nicht ausgenommen, der alten (Univerſal-) Kirche eigenthümlich waren; und wenn gleich die gallicaniſche Kirche zu dieſem allgemeinen Begriffe nur nach und nach, und zwar meiſtens durch die Anmaſsungen der römiſchen Curie gelangte: ſo lag es theils in der politiſchen Verfaſſung, theils in der Beweglichkeit des Charakters dieſer Nation, von dem abergläubiſchen Eifer, den Schwächen und der Unwiſſenheit, die der römiſchen Curie ihre Entſtehung und ihre Umgriffe erleichterten, weniger verſucht zu werden. Dieſer letzte Geſichtspunct hätte den Epitomator dann zur juriſtiſchen Entwickelung aller allgemeinen und beſonderen Rechte, und zu ihrer gemeinnützlichen Deutung und Anwendung auf die Gegenwart, führen ſollen. — In dieſem Sinne wünſcht Rec. auch einmal *Schilters* Werk *de libertate eccl. Germaniae* bearbeitet — eine Bearbeitung, die allein den Memoiren eines *von Wambold*, *Helfrich*, des Generalvicars *von Weſſenberg*, einen höheren Geſichtspunct verliehen, und zugleich verhütet haben würde, die geiſtliche von der weltlichen Macht zu befreyen, und mehr, als ſich gehört, in den magiſchen Kreis der Kirche herüber zu ziehen. — Bis jetzt ſieht Rec. den kurzen hiſtoriſchen Entwurf der Freyheiten und der Gerichtsbarkeit der Eidgenoſſen in ſogenannten geiſtlichen Dingen nach des Luzerner Seckelmeiſters *Balthaſar* Anleitung, in dem *Verſuche einer pragmatiſchen Geſchichte der ſtaatsrechtl. Kirchenverhältniſſe der Eidgen.* I Bd. 1816 dargeſtellt, als Muſter an. Indeſſen will er damit nicht ſagen, daſs obiger Auszug keinen Nutzen zur Belehrung oder zum Unterrichte haben könne; er wird vielmehr dazu dienen, Manches, das dunkel oder undeutlich war, aufzuklären.

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, in Commiſſ. b. Krieger: *Freyherrn von Knigge Welt- und Menſchen-Kenntniſs.* Ein Pendant zu dem Buche: Umgang mit Menſchen. Zweyte, rechtmäſsige Auflage. 1822. 150 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

Sulzbach, b. Seidel: *Historisch-kritische Zeitschrift der neuesten deutschen Medicin und Chirurgie.* In Verbindung mit mehreren praktischen und gelehrten Ärzten herausgegeben von Dr. *Fr. v. Stransky-Greiffenfels*, königl. baier. Medicinal- und Regierungs-Rathe. (Auch unter dem Titel: Geist der neuesten medicin. u. chirurg. Schriften Deutschlands. Zweyter Jahrgang.) Erster Jahrgang. Erster Band. 1820 u. 1821. 458 S. Zweyter Band. 454 S. Dritten Bandes erstes und zweytes Stück. 1821. 504 S. 8. (6 Rthlr.)

Diese Zeitschrift, welche in der kurzen Zeit ihrer Dauer zu mehrmaliger Veränderung ihres Titels Veranlassung gehabt hat, theilt ausführliche Auszüge und Beurtheilungen aus deutschen ärztlichen Schriften, und zwar nicht bloss aus besonderen Werken, sondern selbst aus Zeitschriften mit. Sie kann jedoch unseren Beyfall schon darum nicht haben, weil sie nicht ganz leistet, was der Titel verspricht. Es sind viel zu wenige Schriften in Erwägung gezogen, als dass auch nur der fernste Anspruch auf Vollständigkeit gemacht werden könnte. Auch sind die meisten Recensionen entweder zu weitläuftig, oder sonst von dem Ideal einer solchen Arbeit zu weit entfernt. Besonders tadelnswerth finden wir die weitläuftigen Auszüge aus eben erschienenen deutschen Journalen, die von keinem gebildeten Arzte ungelesen bleiben werden; wenigstens wird sich schwerlich Jemand überzeugen, dass diese Auszüge das Lesen der Journale selbst werde entbehrlich machen können. Wir werden uns daher hier nur auf eine mit wenigen Anmerkungen begleitete Inhaltsanzeige beschränken, da wir sonst den Raum mit Recensionen von Büchern, die bereits in dieser Allg. Lit. Zeit. angezeigt sind oder werden, anfüllen müssten. Das, was über die Zeitschriften gesagt ist, dürfen wir um so weniger erwähnen, da die Anzeige derselben an sich selbst nach dem Plane unseres Instituts beschränkt seyn muss.

Erster Band. Über das Scharlachfieber, von *Pfeufer*. Hr. *Pf.* nimmt drey Stadien des Scharlachs nach dem von *Kieser* für die Eintheilung der Stadien angenommenen Principe an, nämlich ein vegetatives, animalisches und sensitives, an welche die bekannten Erscheinungen, wenn auch mit einigem Zwang, angereiht werden. Der Sitz des Scharlachs sey in den Papillarkörpern der Haut, welche die sensitive Seite derselben darstellen; sein Wesen beruhe auf Entzündung, und erfodere daher unbedingt antiphlogistische Behandlung. Die häufige Erscheinung des Scharlachs zu unserer Zeit sey eine Folge des Vorherrschens der entzündlichen Constitution. — *Über das Scharlachfieber*, von *J. Wendt*. Bekanntlich hält derselbe ebenfalls das Wesen des Scharlachs für Entzündung, und stimmt daher im Verfahren mit der vorigen Schrift überein, wenn er auch den Sitz in einer anderen Stelle, nämlich im Gefässnetze der Haut, annimmt. Beiden Schriften wird ein unbegrenztes Lob ertheilt. — *Über das Scharlachfieber*, von *Zeroni*. Derselbe will mehrere Arten des Scharlachs anerkannt wissen, und hält die Entzündung nicht für beständigen Begleiter des Scharlachs. Die Schrift wird in manchen Rücksichten getadelt. Uns scheint der Hauptgedanke, dass der Scharlach ebenso wenig, als irgend ein Exanthem, immer gleicher Natur, also auch nicht immer entzündlich sey und seyn könne, vollkommen wahr. — *Über den gesunden und kranken Zustand des Ohres*, von *Curtis*, aus dem Englischen von *Robbi*. Es werden die Krankheiten des äusseren Ohres, der Trommelhöhle und des inneren Ohres, sodann die sympathischen dargestellt. Die Zusammenstellung ist verdienstlich, doch sind die Sachen nicht neu. Die vom Vf. neuerfundene Hörtrompete, sowie früher bekannte künstliche Ohren, sind auf einer beygefügten Kupfertafel abgebildet. — *Hufelands Journal für praktische Heilkunde.* An einer Stelle sucht der Recensent eine vermittelnde Ansicht zwischen *Brera's Stenocardia* und *Kreisigs* Ansicht dieses Gegenstandes aufzustellen. — *Die künstliche Frühgeburt*, von *Reisinger*. Der davon gegebene Auszug ist weitläuftig und ohne bedeutendes eigenes Urtheil. — *Über die Trennung der Pharmacie von der Heilkunst*, von *Buchner*. Der Rec. sucht die Ansicht von *B.*, dass unter den gegenwärtigen Umständen eine praktische Verbindung beider durchaus unzulässig sey, in sofern zu bestreiten, als er in gewissen Verhältnissen eine Verbindung beider für passend hält. — *Die königl. sächs. Medicinalgesetze*, von *Schmalz*. Es wird mit Recht der aus dieser Sammlung ersichtliche Mangel an Einheit der höchsten Medicinalbehörde gerügt, indem das *Collegium medicum* in Dresden und die medicinischen

Facultäten zu Leipzig und Wittenberg gleiche Gewalt besitzen. — *Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen*, von *Puchelt*. Dieses treffliche, bereits allgemein bekannte Werk ist ohne bedeutende Zusätze, in einer ausführlichen Recension mitgetheilt. — *Summa observationum medicarum ex praxi clinica triginta annorum desumptarum*, auctore *Schmidtmann*. Die Abschnitte über Empyem, Ruhr und Gicht sind am ausführlichsten behandelt. — *Über die Krankheiten der Harnwerkzeuge*, von *Howship*. Die Gegenstände sind nicht sonderlich neu. Zu bemerken ist, dass *H.* die Magnesia gegen die Steinerzeugung nützlicher fand, als die Alkalien; jedoch soll ein sehr häufiger Gebrauch davon alkalische Niederschläge veranlassen. — *Kausch Memorabilien*, zweytes Bändchen, reichhaltig an manchen einzelnen Thatsachen. — *Die sicherste Art des Bruchschnittes in der Leiste*, von *Hesselbach*, und *über den Ursprung und Verlauf der unteren Bauchdeckenschlagader und der Hüftbeinlochschlagader*, von *Demselben*. Der Sohn des auf demselben Gebiete wohlverdienten Vaters behauptet, dass die *art. obturatoria* meistens aus der *art. epigastrica* entspringe, und dass man sich danach in den Bruch-Operationen bestimmen lassen müsse. — *System der Medicin*, von *Kieser*. Zweyter Theil. Der Rec. tadelt, nach unserer Meinung mit Recht, dass die Zustände zu sehr aus einander gerissen seyen, wodurch weder das Leben, noch der Tod, in ihrer über Vegetation, Animalisation und Sensibilität stehenden Einheit erscheinen können. Auch die höhere Krankheitsanlage in ihrer eigenthümlichen Stellung gegen den Krankheitsprocess scheint dem Rec. nicht der Natur getreu. — *Geist der preuss. Gesetzgebung im Gebiete der gerichtlichen Medicin*, von *Beling*. Die nicht immer festgehaltene Regel, dass der gerichtliche Arzt eben nur für den Richter zu arbeiten habe, und demnach seine Urtheile nicht abstract, sondern in steter Beziehung auf denselben, geben müsse, wird vom Vf. und vom Rec. mit Recht hervorgehoben. — *Untersuchungen des Gehirnes im Wahnsinn und in der Wasserscheu*, von *Marshal*, aus dem Englischen von *Romberg*. Was der Vf. über die Wasserscheu mittheilt, ist unbedeutend; nur die Zergliederungen des Gehirns der Wahnsinnigen lassen die Übersetzung des Buches entschuldigen. Auch hier wurde die Substanz des Gehirnes oft ganz unverändert gefunden; hingegen waren meistens Veränderungen in den das Gehirn durchziehenden Gefässen. Nur durch Krankheit entstände im Gehirne und im Herzbeutel Wasser; im gesunden Zustande enthielten dieselben nur einen gasartigen Dunst. Die Behauptung des Rec., dass bey der Wasserscheu ein „classisch-antiphlogistisches" Verfahren eintreten, und das Blut in Strömen fliessen müsse, bedarf jetzt keiner Widerlegung mehr. — *Horns Archiv*. — *Über hypochondrische und andere Nervenleiden*, von *Reid*, aus dem Engl. von *Haindorf*. Die moralischen Einflüsse der gebildeten Welt, und besonders der Hauptstadt, als Ursachen des Wahnsinns, werden hier aus einandergesetzt. Neues findet man in diesem ausländischen Erzeugnisse ebenso wenig, als in vielen anderen. — *Die Lustseuche*, von *J. Wendt*, — unseren Lesern bereits bekannt. — *Jahrbuch der ambulatorischen Klinik zu Halle*, von *Krukenberg*. Bey Gelegenheit des Scharlachfiebers erwähnt der Rec., dass er Brechmittel, und besonders den von *Schlesinger* vorgeschlagenen Aufguss von Ipekakuanha, in mehr, als 60 Fällen von Scharlachfieber sehr wohlthätig gefunden habe, wodurch er dem von *Wendt* im Scharlachfieber durchaus verworfenen Gebrauch der Brechmittel einen thatsächlichen Tadel entgegensetzt. — *Die preuss. Medicinalverfassung*, von *Augustin*. Der Rec. rühmt dieses Werk als vollständig, worin wir nicht ganz übereinstimmen. Wozu die weitläufige Anweisung zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen hier wiederum abgeschrieben ist, können wir nicht recht einsehen.

Zweyter Band. *Über Entzündung*, von *Thomson*, herausgegeben von *Krukenberg*. Die Entzündung ist gerade eine von den Lehren, durch welche die Untrennbarkeit des ärztlichen und chirurgischen Wissens am meisten hervorleuchtet. Desswegen ist auch dieses Werk, in welchem die meisten die Entzündung betreffenden Thatsachen zusammengestellt sind, für den Arzt und den Chirurgen belehrend. — *Zeitschrift für psychische Ärzte*, von *Nasse*. — *Über lebende Würmer im lebenden Menschen*, von *Bremser*. Die praktische Seite dieser Lehre ist hier hervorgehoben, während in *Rudolphi's* bekanntem Werke mehr die naturgeschichtliche Seite vorwaltet. Der Versuch zur Erklärung der Entstehung der Eingeweidewürmer ist durchaus verfehlt, indem sie auf einem, dem Vf. nach seinem eigenen Geständnisse fern liegenden, Gebiete aufgesucht werden muss. — *Über das Heilverfahren in entzündlichen Krankheiten*, von *Speier*. Aufgefallen ist uns das oft wiederholte Wort Antiphlogis. Eigenthümliches scheint das Werk übrigens nicht zu enthalten; denn dass wir in entzündlichen Krankheiten antiphlogistisch handeln müssen, wissen wir seit *Hippokrates*. Ob aber gerade alle Krankheiten, die Hr. S. für entzündlich hält, diesen Namen verdienen, möchten wir sehr bezweifeln. — *Untersuchung des Egerbrunnens*, von *Trommsdorf*. Die Überschätzung des Marienbades und die damit verbundene Verkleinerung des Egerbrunnens hat diese Untersuchung herbeygeführt, welche dem letzten die chemischen Eigenthümlichkeiten zuerkennt, die zwar nicht hinreichen, die Wirksamkeit desselben zu beweisen, aber im Verein mit den unmittelbaren ärztlichen Aussagen über den Erfolg dazu dienen können, Egers alten Ruhm zu erhalten. — *Über die Entzündung und Vergrösserung der Milz*, von *Heusinger*. Ohne das Verdienst dieser Schrift, welche auch vom Rec. gelobt wird, schmälern zu wollen, müssen wir dennoch bemerken, dass in manchen Fällen die Milzentzündung nicht mit den vom Vf. angegebenen Zeichen eintrete. — *Über fungus medullaris und haematodes*, von *Maunoir*. Dieser Beytrag zu einer

schwierigen Lehre wird nach Verdienst gewürdigt. — *Über Histologie*, von *Mayer*. Der Vf. verwirst die Bezeichnung allgemeine Anatomie, und setzt dafür Gewebelehre, Histologie. Die Anzahl der Gewebe wird von ihm, abweichend von *Bichat* und *Meckel*, auf acht gesetzt; gegen die Eintheilung selbst lassen sich viele Einwendungen erheben. — *Über die Radical-Cur des in der Weiche liegenden Hodens*, von *Rosenmerkel*. Die an sich nicht bedeutende Schrift wurde durch eine, vom Obermedicinalrathe *Koch* in München bey einem solchen Hoden gemachte Operation veranlasst. — *Medicinische Jahrbücher des österreichischen Staates*. — *Über Missbildungen*, von *Feiler*, bereits von demselben Rec. im vorigen Jahrgange dieser A. L. Z. angezeigt. — *Kissingen und seine Heilquellen*, von *Maas*. Die Nähe sehr berühmter Bäder thut dieser ausgezeichneten Quelle, nach der Meinung des Rec., der auch diesem Werke grosses Lob beylegt, gewiss Eintrag. — *Die Heilquelle zu Schwalheim*, von *Wurzer*. Diese ehemals berühmte, in ihren Wirkungen dem Selzer sehr ähnliche Quelle, wird mit vielem Lobe erwähnt, welchem auch die chemische Untersuchung beystimmt. — *Die Schutzpockenimpfung*, von *Kraus*. Dieses bereits von vielen Seiten her gelobte Werk scheint in der That so sehr geeignet, die gesetzliche Einführung der Schutzpockenimpfung in einem solchen Lichte darzustellen, dass die Staaten, welche bisher diese Einführung scheuten, vielleicht dazu bewogen werden möchten. — *Horns Archiv*. — *Über die Mineralquellen zu Meinberg*, von *Gellhaus*. Die grosse Masse des kohlensauren Gases, die zu dessen Benutzung getroffenen Anstalten, und die Schlammbäder, die ebenfalls zweckmäsig eingerichtet sind, machen dieses Bad empfehlenswerth. — *Die Krankheiten des menschlichen Auges*, von *Weller*. Der Rec. hat einige therapeutische Zusätze gemacht. — *Über den Schlagfluss und die Gehirnblutung*, von *Moulin*, aus dem Französ. von *Caspari*. Die deutsche Literatur hätte mit der Übersetzung dieses Werkes füglich verschont werden können. — *Über die Polypen*, von *Meissner*, mit einer Vorrede von *Jörg*. Dieses fleisig gearbeitete Werk wird mit dem gebührenden Lobe erwähnt; zugleich sind die angegebenen Instrumente auf einer Kupfertafel mitgetheilt, welches uns für diese Blätter ganz unzweckmäsig scheint. — *Übersicht der Heilquellen*, von *Hufeland*. Zweyte Auflage. Mehrere chemische Angaben werden vom Rec. berichtigt, sowie auch die Angabe über die Wirkung der durch innere Processe der Erde hervorgebrachten Wärme dahin gedeutet wird, dass diese Wirkung sich vielmehr beym Baden, als beym inneren Gebrauche der Quelle, wo es allerdings auf den chemischen Gehalt ankomme, zeige. — *Beschreibung eines neuen Blutsaugers*, von *Sarlandière*, aus dem Französ. von *Ed. Gräfe*. Der Erfolg hat gezeigt, dass dieses Werkzeug uns kein, an sich gewiss wünschenswerthes Ersatzmittel der Blutigel gewährt.

Dritter Band. Erstes und zweyter Stück. Rheinische Jahrbücher der Medicin und Chirurgie, von *Harles*. — *Über den Kropf und die Jodine*, von *Formey*. Wir haben uns bereits anderweitig dahin geäussert, dass das Lob der Jodine hier zu unbedingt ausgesprochen sey. — *Über Gesundbrunnen*, von *Wetzler*, erster Theil. Die Schrift scheint mehr für Laien, als für Ärzte bestimmt. — *Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde*. — *Kreysig System der praktischen Heilkunde*, zweyter Theil. Der Rec. sucht besonders die Unstatthaftigkeit allgemeiner Grundsätze ohne philosophische Grundlage zu beweisen. Uns scheint das an treuer Beobachtung der Natur so reiche Werk vorzüglich durch allzugrosse Breite und häufige Wiederholungen minder brauchbar zu werden, als es seinem inneren Werthe nach seyn könnte. — *Über den Typhus*, von *v. Pommer*. Hr. *P.* hat vorzüglich den sporadischen Typhus betrachtet, und ist durch öftere Leichenöffnungen zu dem Schlusse gelangt, dass Hirnentzündungen dabey selten, hingegen öfter entzündliche Affectionen von Brust und Unterleib, angetroffen werden. Wir wünschen nur, dass der Vf. nicht jede Röthe, z. B. der Schleimhaut des Darmkanals, die so oft ohne Entzündung angetroffen wird, für eine solche gehalten haben möge. — *Die Natur der Skrophelkrankheit*, von *Fare*, aus dem Engl. von *Becker*. Der Gebrauch der Alkalien gegen Skropheln wird hier sehr gelobt. Das ganze Buch hätte jedoch füglich unübersetzt bleiben können. — *Über die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks*, aus dem Engl. von *de Blois*, mit Anmerkungen über Hirngeschwülste von *Nasse*. Dieses Werk ist nicht nur zur genaueren Erkenntniss der Gehirnkrankheiten bestimmt, sondern giebt uns auch viele Beweise über das Bestehen bedeutender organischer Fehler des Gehirns ohne Geisteskrankheit. — *Über die Gicht*, von *Scudamore*, aus dem Engl. von *Hesse*. Scheint keine neue Ansicht zu eröffnen. — *Horns Archiv*. — *Zeitschrift für Staatsarzneykunde*, von *Henke*. — *Neue Ansichten von der Hundswuth oder dem Blutdurste, und von dem Blute als Heilmittel dagegen*, von *Ziegler*. Die durchaus falsche Behauptung, dass die Hundswuth durch Entziehung der Fleischnahrung für Hund und Katze, welche dieselben durchaus nicht entbehren können, entstehe, und dass dieselbe also in einem Durste nach Blute begründet sey, ist die Grundlage dieser Schrift. Die Behauptung von *Rittmeister*, dass das Blut, innerlich gebraucht, gegen Hundswuth schütze, hat diese Paradoxie scheinbar begünstigt. — *Über die Unterbindung bedeutender Schlagadern der Gliedmassen*, von *Scarpa*, aus dem Ital. von *Fr. Parrot*. Das ganze Werk, sowie der Anhang über die Aneurysmen, hat ein hohes, besonders chirurgisches Interesse. — *Über Lungenschwindsucht*, von *Southey*, aus dem Engl. von *Radius*. Scheint nicht eigenthümlich.

Schliesslich tadeln wir noch das für eine solche Schrift unpassende übertriebene Lob mancher Werke, und die Nachlässigkeit in der Correctur. Man findet z. B. *Cürir, J. T. Frank, Poerhave, Hellmont, Kölis* st. *Currie, J. P. Frank, Boerhave, Helmont, Gölis* u. s. w.

Rud.

JUGENDSCHRIFTEN.

Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Christlicher Kinderfreund.* 1816. 204 S. kl. 8. (6 gr.)

Wer jetzt Etwas für Kinder schreibt, muss billig etwas Gutes, und Besseres liefern, als das schon Vorhandene. Allein schon die so ganz triviale Anrede an die jungen Leser dieses Buches lässt nicht viel Gutes von diesem Kinderfreunde erwarten. Es heisst daselbst: „Du hast nicht bloss einen Leib, du hast auch eine Seele. Dein Leib wird einmal sterben, die Seele aber stirbt nie (welches Kind weiss das nicht?), und ihr Leben in jener Welt ist entweder in ewiger Freude, oder im ewigen Schmerze u. s. w. Giebt es denn nicht Kinder genug, die böse und gottlos sind? Was wird aus ihnen, wenn nicht in Zeiten Hülfe geschieht? (Giebt es denn Kinder, die man eigentlich böse und gottlos nennen kann?) Sie wachsen in ihren Untugenden auf (ist Bosheit, Gottlosigkeit und Untugend einerley?), werden immer verdorbener, müssen hier schon Gottes Strafen fühlen (als wenn die übeln Folgen der Sünde Strafen, und nicht Wohlthaten, Wirkungen des Zorns, und nicht der Liebe, wären), und wenn sie nun in ihren Sünden sterben, o Gott, dann geht erst recht das Elend an! Dann wird der allmächtige Gott zu ihnen sprechen: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. (So wird Gott sprechen? Zu Kindern sprechen?) Billig erschrickst du, liebes Kind, bey diesen Worten, und wir erschrecken auch, denn wir sehen dich in grosser Gefahr. (Auch Rec. erschrak, als er diess las. Der Vf. wollte also das Kind schrecken, und durch Schrecken zum Himmel führen? Das ist nicht der Weg zum Himmel. Wenn nun das Kind, das dieses liest, ein ganz unschuldiges ist, warum soll diess mit der Hölle, und gleich im Anfange der Rede an dasselbe, geschreckt werden?) Da wir nun gern Alles thäten, um deine kostbare Seele zu retten (das arme Kind!): so haben wir dir hiemit ein Büchlein geben wollen, das dir gewiss viel helfen wird, wenn du es recht gebrauchen willst.“ Gleich als ob ohne dieses Büchlein das Kind nicht oder nicht wohl zu retten wäre! Wir wollen doch sehen, was in diesem Büchlein für Kinder so Köstliches enthalten ist. Die erste Betrachtung ist überschrieben: Das Weihnachtsfest. Hier wird denn erzählt, das an einem Abende, kurz vor dem Weihnachtsfeste, der redliche Frommann mit seiner Frau und seinen vier Kindern in der Dämmerung um den warmen Ofen herumgesessen, und von dem nahen Feste gesprochen, und dass Gottfried, das älteste der Kinder, ein Knabe von 9 Jahren, die früheren Weihnachtsfreuden erwähnt, dass dessen Bruder, Friedrich, ein Kind von 5 Jahren, bey diesem Gespräche eine besondere Freude gezeigt, die kleinen Hände zusammengeschlagen und gesagt habe: Ey, wenn es doch schon Weihnachten wäre! Die Mutter habe dann geäussert: Freuet euch nicht zu sehr, ihr werdet nicht viel bekommen; der böse Krieg hat uns ganz arm gemacht. Der kleine Friedrich habe hierauf geantwortet: aber der heilige Christ ist doch ein reicher Herr! Recht, mein Söhnchen, antwortet hierauf der Vater, und wischt sich eine Thräne. Auch diessmal hat der liebe Herr Christus an euch gedacht, und etwas Weniges wird er doch bescheren. Er machts nun so. Bald beschert er viel, bald wenig. Da will er uns gewöhnen, hübsch genügsam zu seyn. (Sollten solche kindische Begriffe von Christus wohl gut seyn, und in der jungen Seele nicht hängen bleiben? Auch Kindern muss man nichts Falsches von Christus sagen.) Gottfried antwortet: Ach ja, der Heiland, der die vielen Wunder that, der den Leuten mit einem blossen Worte von schweren Krankheiten half, Todte wieder lebendig machte, und der gefangen genommen und gekreuzigt ward, und dann auferstand am dritten Tage, und endlich zum Himmel fuhr! Und diess Alles wusste Gottfried nach der Reihe herzusagen? Wusste er nicht mehr von ihm? Gleichwohl ist der Vater mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, und sagt darauf: ich merke, du kennst den Heiland schon; o ich kenne ihn auch, spricht ein anderes Kind. Hierauf der Vater: Schön, meine Kinder, aber habt ihr ihn auch lieb? Die Mutter spricht nun: „Der Heiland hatte die Kinder so lieb, dass er sie nicht nur herzte und segnete, sondern auch den Tod für sie erlitt, weil wir Menschen so viel Böses an uns haben, dass wir darum in die Hölle kommen müsten, welches den lieben Herrn Christus jammerte, und darum starb er für uns. Und da wir nun dem Sohne Gottes sein Blut gekostet haben: so ist uns Gott um seines lieben Sohnes willen gnädig (also ausserdem nicht?), spricht uns von unseren Sünden los (gleich als ob es bloss auf das Lossprechen von Sünden ankomme, und nicht vielmehr auf das Reinigen von Sünden? Und gleich als ob Gott ohne dieses von Sünden lossprechen könne? Welche irrige, verkehrte Begriffe müssen bey solchen Vorstellungen nicht in den zarten Seelen der Kinder entstehen. Hat Christus so gesprochen?), und will uns, wenn wir sterben, in den Himmel nehmen.“ (Am besten! Nur so gleich in den Himmel genommen. Und wenn nun der Prediger dem Kinde in der Beichte sagt, dass er es an Gottes Statt von seinen Sünden losspreche: so ist dann wohl Alles gut, und das Kind kann nun mit Leib und Seele in den Himmel gehen. Was hierauf von dem Himmel und ausserdem noch gesagt wird, lässt sich leicht denken. Dass manches Gute und Treffende in diesen Gesprächen mit vorkommt, leugnen wir nicht; doch ist es zu missbilligen, dass die Kinder bloss an Christus, und nicht auch an Gott gewiesen werden, gleich als ob Christus Alles, und Gott nichts wäre. Hierauf wird die Geschichte Jesu in kurzen Abschnitten ziemlich erbaulich für ungebildete Kinder erzählt: sie ist in dem ganzen Buche noch das Beste; das Übrige ist zum Theil unerträglich, und voll abergläubischer Erzählungen und Vorstellungen. Um sich hievon zu überzeugen, lese man nur, was von den kleinen Märtyrern und von guten und frommen Kindern erzählt ist. Die Lebensregeln und Denkverse zum Auswendiglernen sind kaum erträglich. Das Übrige, das in Gebeten und Liedern für Kinder besteht, ist nicht besser. — Kurz, das Buch zeichnet sich durch nichts, als etwa durch eine gewisse Popularität, und eine kindliche Sprache aus, die jedoch sehr oft in eine kindische übergeht.

e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

1) BERLIN u. FRANKFURT a. d. O., in der Flittnerschen Buchhandlung: *Brandenburgisch-Preussische Regenten- und Volks-Geschichte*, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Der Jugend und allen Vaterlandsfreunden aus den gebildeten Ständen gewidmet. Von *K. F. Tzschucke*, Geheimer (n) expedirender (m) Secretär der Königl. Schauspiele. Zweyte, vermehrte und verbesserte Aufl. Erster Theil. 1817. XVI u. 368 S. Zweyter Theil. 1818. 364 S. 8. (Jeder Theil mit 4 historischen Kupfern.) (4 Rthlr.)

2) BERLIN, in der neuen Societ. Verl. Buchhandl.: *Handbuch der Preussischen Geschichte*, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, der Jugend und allen Verehrern des Vaterlands gewidmet von *K. F. Tzschucke*. Erster Theil, ältere Geschichte. 1815. IV u. 271 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Durch No. 1 wollte der Vf., der Vorrede zur ersten Auflage zufolge, der Jugend ein durch Kürze gefälliges und doch gründliches Lesebuch der Brandenburgischen Geschichte in die Hände geben, woran es bisher noch fehlte; denn *Gallus* „vortreffliches Werk" sey für die ersten Anfänger zu weitläuftig und zu kostspielig, das von *Hartung* aber noch nicht vollendet. In diesem Falle hätte ja Hr. *T.* den Faden nur da aufnehmen dürfen, wo ihn *Hartung* hatte fallen lassen. Wollte er aber die Geschichte vom Anbeginn erzählen: so kann man mit Recht fragen, was denn nun sein Buch vor anderen, z. B. vor dem eben genannten *Hartung*'schen auszeichne. Aber er gesteht selbst, dass er sich vorzüglich jene beiden Schriftsteller zu Führern gewählt habe, ja ihnen bisweilen (!?) wörtlich gefolgt sey. Nun wollen wir gar nicht einmal untersuchen, in wiefern diese Schriftsteller Zuverlässigkeit genug haben, um statt der Quellen zu dienen, obschon aus dem von *Hartung* beygebrachten Verzeichnisse der von ihm gebrauchten Bücher hervorgeht, dass auch er keinesweges zu den ersten Quellen hinaufgestiegen sey. Der Vf., der allen höheren Ansprüchen entsagte, wollte sich bey diesen Führern beruhigen, vielleicht, weil er die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung ebenso wenig ahnete, als sie anzustellen fähig gewesen wäre. Das aber hätte ihm einleuchten müssen, dass, wer aus zwey Büchern ein drittes macht, wenigstens durch Eigenthümlichkeit in der Anordnung, Einkleidung und Darstellung seinem Werke einigen Reiz zu geben verstehen müsse. Von solchen Vorzügen aber haben wir in des Hn. *T.* Geschichte nichts bemerkt; da, wo er seinen Vorgängern nicht wörtlich folgt, sondern umschreibt, ist der Stil schlechter und matter. Hiemit glaubt Rec. die Gattung der Buchmacherey, welcher das Geschichtsbuch des Hn. *T.* angehört, hinlänglich bezeichnet zu haben. Zweyte Auflagen können solche Schriften wohl erleben, aber sie beweisen nicht das Mindeste für ihren Gehalt, da das Publicum, welches ihrer bedarf, häufig ohne Wahl und Urtheil zu dem Nächsten und äusserlich Bequemsten greift.

Dass der Vf. auch die Übereilungen und Irrthümer, auf welche man in den Büchern von *Gallus* und *Hartung* stösst, treulich nachschreibt, folgt aus dem Bemerkten von selbst. Dass er aber bey seiner zweyten Auflage von 1817, die auf dem Titel den Namen einer vermehrten und *verbesserten* führt, nicht einmal die zweyte *Hartung*'sche von 1811 und die wirklichen Verbesserungen, welche diese enthält, zu Rathe gezogen, hat Rec. doch in Erstaunen gesetzt. So hat *Hartung* z. B. hier sein früheres, durchaus ungerechtes und ganz unhistorisches, Urtheil über Kaiser Otto I getilgt; bey Hn. *T.* lesen wir es S. 33 noch fast mit den Worten der älteren *Hartung*'schen Ausgabe. Derselbe Schriftsteller nannte früher den Markgrafen Gero, welcher die vornehmen Wenden beym Gastmahle überfiel und tödtete, einen treulosen Meuchelmörder; in der neuen Ausgabe stellt er ihn und seine That in einem ganz anderen Lichte dar, und mit Recht, denn *Witichind* sagt ausdrücklich, Gero habe *dolum dolo praeoccupans* gehandelt. Hr. *T.* hat die alten Schmähungen ruhig stehen lassen. (Ja mit so geringer Sorgfalt ist diese neue Ausgabe *verbessert*, dass wir Th. I S. 62 in der Anm. lesen: „Auch musste er (der Erzkämmerer) bey der Krönung dem Kaiser den Scepter vortragen, und für seinen Anzug sorgen, welches *jetzt* von dem Kurfürst (*sic*) zu Brandenburg (durch dazu bestimmte Botschafter) geschiehet." — In dem zweyten Bande ist übrigens die Geschichte nur bis auf den Tod Friedrich Wilhelms II fortgeführt.

No. 2 ist ein bis auf den Thorner Frieden reichender, ungefähr auf dieselbe Weise gefertigter, Aus-

zug aus *Baczko* und *Kotzebue*, wo noch dazu durch den gänzlichen Mangel an Abschnitten und Ruhepuncten Übersicht und Gebrauch sehr erschwert sind.

A. B. E.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprocesse*, von Dr. *Carl Leopold Goldschmidt*. 1818. IV u. 142 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser interessanten Abhandlungen ist von dem Gesichtspuncte ausgegangen, das jedes Recht, am meisten das sogenannte gemeine deutsche, und von dessen Theilen am meisten wieder der Process, geschichtlicher Behandlung bedürfe. Treffend sagt er von dem letzten, dass er „in einem Freystaate geboren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchisch-republicanischen Staatenbund entnommen, seiner Natur nach von der Staatsverfassung abhängig, an ursprünglicher Gestaltung nothwendig, wo nicht diese ganz, verloren haben muss." Mit Recht rügt er, dass „in den Noten zu unseren Processcompendien christliche und heidnische Juristen, des Reiches und der Kirche Oberhaupt, Kaiser und Stände, sich brüderlich umschlungen halten, und nichts von deren verschieden gearteten Zeiten und Ansichten, Wollen und Wirken, zu ersehen ist;" und in der That haben wir auch, abgesehen von dem Mangel allgemeiner historischer Behandlung des gemeinen deutschen Processes, selbst im Einzelnen fast gar nichts, das den Namen einer historisch-dogmatischen Monographie aus dem gemeinen deutschen Process verdiente. Um so dankenswerther sind daher diese sowohl durch die Art ihrer Behandlung, als durch ihren Inhalt, ausgezeichneten Abhandlungen.

Der Vf. ist bey seinen einzelnen Bearbeitungen vom vorjustinianeischen und justinianeischen römischen Recht ausgegangen, betrachtet dann das canonische Recht nebst der älteren Praxis, ferner die Reichslegislation, stellt hienach als Resultat das gemeine deutsche Recht fest, und wendet sich darauf zum sächsischen Recht und der gemeinen deutschen Praxis. Überall ist aus den Quellen geschöpft, die ältere Praxis nach *Tancretus*, *Odofredus*, *Guido de Suzaria*, *Durandus*, *Brant*, *de Ferrariis* u. A. dargestellt, und bey der neueren auf die neuesten Processcompendien und auf *von Gönners* Entwurf eines Civilprocesscodex Rücksicht genommen. Das sächsische Recht ist im Allgemeinen nur in soweit aufgenommen, als es für den gemeinen deutschen Process von Einfluss gewesen ist; daher der Vf. nur die alte kursächsische Processordnung und die Constitutionen von 1572, daneben aber zugleich die sächsischen Praktiker, *Carpzov*, *Eibig* u. A., benuzt hat. In gedrängter Kürze hat der Vf. die aus den von ihm gebrauchten Quellen und Hülfsmitteln hervorgehenden Resultate, ohne sich auf sehr in das Einzelne gehende Entwickelungen einzulassen, zusammengestellt: und gerade diese Art der Behandlung, verbunden mit einer würdigen Sprache und einer überall herrschenden, den historischen Zusammenhang beleuchtenden, klaren Übersicht, gewährt dieser Schrift ein besonderes Interesse. Wir tragen kein Bedenken, die Behandlungsart des Vfs. ebenso musterhaft, als geistreich zu nennen.

Die einzelnen Abhandlungen sind folgende: I. *Geschichte des Klaglibells*, wo besonders vom articulirten Libell gehandelt, und trefflich erörtert wird, dass die Fassung des Klaglibells nach dem Reichsabschiede von 1654 auf den Standpunct zur Zeit der Glossatoren zurückgekehrt ist. Die Behauptung des Vfs., dass der nichtarticulirte Libell seit 1570 wohl zu den grössten Seltenheiten gehört habe, dürfte wohl nicht richtig seyn, da mehrere spätere Processordnungen, z. B. *der Grafschaft Solms gerichtlicher Process* v. 1571. Tit. XIV, und *der Stadt Frankfurt gerichtlicher Process von* 1578. Tit. XXVI, das Verfahren bey erhobenem articulirten und nichtarticulirten Libell genau trennen. III. *Über processhindernde Einreden.* III. *Über die Widerklage.* IV. *Über das jusjurandum calumniae und ihm verwandte Nebeneide.* Auch hier sind sehr verdienstliche Erörterungen über Lehren gegeben, welche nur durch Trennung der verschiedenen Legislationen und Betrachtung ihres Wechselverhältnisses Licht gewinnen können, und durch den Vf. in der That Licht erhalten haben. Bey der Widerklage und dem *jusjurandum calumniae* ist dem sächsischen Rechte keine Stelle eingeräumt, was allerdings dem auf gemeinrechtliche Erörterungen gerichteten Zwecke des Vfs. entspricht, da das sächsische Recht bey der Widerklage ganz selbstständig ist, und bey dem *jusj. calumniae* nicht viel Eigenthümliches enthält. Besonders interessant sind dagegen wieder die Abhandlungen: V. *Über das ordentliche Beweisverfahren*, VI. *Vom Beweise zur Gewissensvertretung*, und VII. *Über den Editionseid*, durch die Darstellung des Einflusses des sächsischen Processes auf das gemeine deutsche Recht. In der Abhandlung VIII. *Über den Diffessionseid*, leitet der Vf. diesen Eid aus dem sächsischen Processe her, und erklärt ihn ganz einfach für einen gesetzlichen Eid, indem er sich keiner der in neueren Zeiten so verschiedenartig aufgestellten Ansichten anschliesst. An und für sich ist nun dadurch das Verhältniss dieses Eides zu anderen Eiden gar nicht näher charakterisirt, da im Grunde alle Eide gesetzlich sind; allein der Vf. ist gewiss darin auf dem richtigen Wege, dass er diesen Eid als etwas für sich Bestehendes hinstellt. Die Streitfragen, ob Relation und Gewissensvertretung, Leistung durch einen Bevollmächtigten u. s. w., bey dem Diffessionseide Statt finde, haben in neueren Zeiten bald zur Übertragung der Natur des zugeschobenen Eides, bald zur Übertragung der Grundsätze vom *jusjurandum calumniae*, bald zu der Annahme, dass der Diffessionseid nach verschiedenen Umständen eine verschiedene Natur habe, geführt. Man suchte

nach einem allgemeinen Standpuncte, von dem aus man jene Streitfrage entscheiden könnte, vernachlässigte aber dabey den historischen Weg, welcher, wenn er uns gleich einen allgemeinen Standpunct nicht ausdrücklich angiebt, doch, wie die Darstellung des Vfs. zeigt, zur Schlichtung jener Streitfragen hinführt, und uns auf eine selbstständige Natur des Diffessionseides hinweist. Soll aber von einer Classification der processualischen Eide die Rede seyn: so dürfte der Diffessionseid wohl keinesweges zum *juramentum litis decisorium*, auch nicht zum Calumnieneid, sondern, weil er sich auf Urkunden, als Beweismittel, bezieht, neben die Eide der Zeugen und Kunstverständigen zu stellen seyn. Die folgende Abhandlung: IX. *Von Vergleichung der Handschriften*, zeigt, wie die gemeine deutsche Praxis sich hauptsächlich an das sächsische Recht angeschlossen hat. Die Erörterung X. *Über Nichtigkeiten* ist wohl, nach den so mannichfaltigen Streitigkeiten über diese Lehre, zu dürftig ausgefallen. Das römische Recht hat *Klüpfel* (über einzelne Theile des bürgerlichen Rechts, Stuttgart, 1817) viel besser dargestellt, und in Ansehung der Reichsgesetzgebung scheinen dem Vf. die sehr gründlichen Erörterungen *Ahorners von Ahornrain* (Bemerkungen über die Nichtigkeitsbeschwerde, Augsburg, 1812) unbekannt geblieben zu seyn. Den Beschluss machen XI. eine Abhandlung *über Supplication und Revision*, und XII. *von vertragsmässigen Schiedsrichtern.* Mit Recht nimmt in der letzten der Vf. die Zulässigkeit der Schiedsrichter gegen *von Gönner* in Schutz, obgleich übrigens seine Darstellung der verschiedenen Legislationen über diesen Punct nur Bekanntes enthält.

O.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., im Verlag der Hermann'schen Buchhandlung: M. *Christian Wilhelm Julius Mosche's*, ehemal. Directors der Katharinenschule zu Lübeck, *ausgewählte deutsche Aufsätze und Reden*, nebst dessen *Leben und Charakter* (richtiger: nebst einer *Darstellung* des Lebens und Charakters desselben). Herausgegeben von Dr. *Friedrich Christian Matthiä*, Director des Gymnasiums zu Frankfurt a. M., und Dr. *Nikolaus Gottfried Eichhoff*, Prof. der griechischen und lateinischen Sprache am herzogl. Nassauischem Gymnasium zu Weilburg. 1822. XVI u. 447 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im allgemeinen Umrisse wird uns zu Anfang dieser Schrift die Persönlichkeit und das Leben eines Mannes dargestellt, der zwar nicht durch entscheidende Thaten auf der Bühne der Welt oder bedeutendes Wirken im Gebiete der Wissenschaft seinen Namen der Nachwelt überliefert, wohl aber durch ein schön geführtes, fleckenloses Leben, und durch unermüdete segensreiche Thätigkeit in seinem Berufe verdient hat, dass seinen Manen ein so bescheidenes Opfer, wie hier von dem Sohne in der Darstellung seines Lebens, gebracht werde. *Christian Wilhelm Julius Mosche* wurde am 5 Nov. 1768 zu Arnstadt in Thüringen, wo damals sein Vater Superintendent war, geboren, empfing aber, nachdem dieser als Senior nach Frankfurt a. M. berufen worden war, vom fünften Jahre an seine Erziehung am letztgenannten Orte. In der Folge widmete er sich dem Studium der Theologie, bekleidete eine Zeit lang das Amt eines Predigers zu Hausen bey Frankfurt, übernahm dann die seinen Kräften und seiner Eigenthümlichkeit mehr angemessene Stelle eines Lehrers am Gymnasium dieser Stadt, und vollendete im J. 1815 in Lübeck, wohin man ihn als Director der Katharinenschule gezogen hatte, seine irdische Laufbahn.

Mosche gehörte, nach der in vorliegender Schrift gegebenen Skizze seines Lebens, und nach den ebendaselbst mitgetheilten Aufsätzen und Reden zu urtheilen, nicht zu den Menschen, welche die Natur für das Ausserordentliche berufen hat; aber ein ruhiger, fest auf das Gute gerichteter Sinn, Klarheit über seine Verhältnisse und sich selbst, machten ihn fähig, selbst in einem engeren Kreise des Lebens des Guten sehr viel zu wirken. Auch seine Beredsamkeit gleicht nicht sowohl einem Strome, der Alles unwiderstehlich mit sich fortreisst, als vielmehr einer ruhigen Fluth, welche die Welt und den Himmel klar in sich abspiegelt. Aber eben darum verdienen seine Aufsätze und Reden in einer Zeit, wo die Klagen über Obscurantismus und mystische Schwärmerey sehr laut werden, auch einem grösseren Publicum bekannt zu seyn, und wir müssen in dieser Hinsicht den Herausgebern für die Sammlung und Mittheilung derselben vielen Dank wissen.

Es sind im Ganzen *funfzehn* bey gelegenheitlicher Veranlassung entstandene Schulschriften (Programme) und Reden, welche uns hier geboten werden. Keine derselben führt den Leser in die Tiefen menschlichen Wissens, keine enthüllt überraschende Resultate gelehrter Forschung: aber auch keine ist durch kleinlichen Citatenkram, durch den gewöhnlich in Schulprogrammen der Mangel an eigenen Gedanken und die Pedanterey sich bloss geben, verunstaltet; vielmehr spricht aus allen der Geist gesunder Beobachtung und selbstständiger Betrachtung des Lebens und seiner Verhältnisse. Überhaupt fühlt man es bey Allem, was der Vf. sagt, dass er weniger sein Leben in abstractem Denken verbracht, als seine Gedanken vom Leben abstrahirt hat. Wenn er ausserdem auch Alles auf Religion bezieht, die wir mit ihm für des Lebens Blüthe halten: so ist seine Frömmigkeit doch nicht, wie bey Manchem der sogenannten Gemüthlichen, ein Munkeln im Dunkeln (wie wir aus purem Purismus, gestützt auf die etymologische Verwandtschaft von *mun* und *munkeln*, für Mysticismus sagen möchten), noch auch der verbrennende Eifer des Zeloten, sondern eine sanfte Gluth des Herzens, die zugleich über die Welt einen heiteren Schein verbreitet. Ja zuweilen möchte es Rec., der sich übrigens in eben dem Grade schlecht auf die Sy-

steme der Theologen versicht, in welchem er die Religion und ihre Verehrer verehrt, sogar bedünken, es seyen die Ansichten des Vfs. hin und wieder zu frey, um nicht in der neuesten Zeit, der auch der Feind das Verdienst lassen muss, dass in ihr an Männern, die bisher für die Zierden der Menschheit und unseres Volkes galten, endlich der Mangel an Orthodoxie glücklich aufgedeckt, und zum Theil noch ihren Manen, wie denen *Schillers*, vorgehalten worden ist, ebenfalls Widerspruch und Rüge zu finden. Rec. giebt zum Beleg der Gründe, die ihn zu dieser Vermuthung veranlassen, eine Stelle des ersten Aufsatzes, der sich „*Über den Einfluss des Geistes unserer Zeiten auf Gymnasien*" verbreitet. Nachdem der Vf. daselbst eindringend dargestellt, dass der Lehrer, fern von aller Heucheley, seine reinste Überzeugung aussprechen müsse, sagt er Folgendes: „Wir dürfen jetzt nicht mehr hinweisen auf blinden Glauben an die Bibel, nicht mehr dringen auf blinde Ehrfurcht gegen (vor) die Bibel, nicht mehr es bewenden lassen bey dunkeln Begriffen und Unbegreiflichkeiten von der Bibel. Wir können jetzt sie sowohl, als die Religion selbst, nur dann retten, Achtung gegen (vor) beide nur dadurch sichern, wenn wir sie unsere Zöglinge kennen lehren, als ein Buch, das nicht Gottes Wort ist, sondern unter Anderem auch Gottes Wort, d. i. Religion, enthält, und was Religion betrifft, als ein Buch, das von der grössten Wichtigkeit ist, und die tiefste Achtung verdient, obgleich nur von Menschen für Menschen menschlich geschrieben, menschlich entstanden und menschlich erhalten; so unverkennbar dabey auch die leitende Hand der gütigen, auch für Religion und Tugend sorgenden Vorsehung ist." Diese Stelle reicht wohl hin, um den Verewigten, der sie schrieb, als einen Rationalisten der edelsten Art, und als einen Mann von trefflichem Geiste und Herzen zu charakterisiren. Noch deutlicher aber spricht sich die Klarheit seines Geistes, seine Verehrung für Vernunft und vernünftige Religion in der ursprünglich lateinisch geschriebenen, von *Karl Heinrich Reinhold*, einem 1816 verstorbenen hoffnungsvollen Sohne des berühmten Philosophen *Reinhold*, ins Deutsche übertragenen Rede: „*Über den Vernunfthass unseres Zeitalters*," aus. Überhaupt können wir mit gutem Gewissen die Versicherung aussprechen, dass der aufgeklärte Freund der Religion die Schrift nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen wird.

Pädagogen auf dieselbe aufmerksam zu machen, halten wir uns sogar für verpflichtet. Eine Stimme reiner Erfahrung spricht hier goldene Worte über Lehrzweck, Methode, Disciplin, und die äusseren Verhältnisse des jetzigen Schulwesens. Wir erachten es nicht für nöthig, mehr auf das Einzelne einzugehen: können es uns aber nicht versagen, eine Stelle aus der letzten Rede: „*Über die deutsche Bibel, als Lesebuch in unseren Schulen*," auszuheben, weil dasjenige, was der Vf. dort gegen die Mustersammlungen aus deutschen Schriftstellern sagt, uns so ganz aus der Seele geschrieben ist. „Und denn die Lesebücher, sagt der Vf. u. A., die aus Sammlungen bestehen! Hier haben sie dreyssig Verfasser in dreyssigfach verschiedenem Stile, nach wenigen Blättern immer das Widerspiel des Vorhergehenden! Da geht's von *Meisner* zu *Lessing*, von *Krummacher* zu *Luther*, von *Gellert* zu *Pfeffel*, von *Jean Paul* zu *Zollikofer*, von *Archenholz* zu *Johannes von Müller*! — Solche Zusammenstellungen können ihren Werth haben, ihren Gebrauch und Nutzen, und haben ihn; aber welche *Wirkung als Lesebuch*! Und welche Folge für die Sprache unserer Schüler! — Nein, entweder ich irre ganz, oder eine feste Grundlage für Richtigkeit und Reinheit der Sprache, einen sicheren Tact für das, was hier gut oder schlecht ist, eine bestimmte Richtung für das Würdige und Kraftvolle, erhält unvermerkt, aber gewiss, der deutsche Knabe, wenn die deutsche Bibel (d. i. die Übersetzung Luthers) sein Lesebuch ist, sein Sprachschatz wird." Rec. hat dieselbe Meinung, unabhängig von dem Vf., bereits an einem anderen Orte ausgesprochen.

Allerdings möchte sich an den Reden des Vfs. auch Manches, wie einzelne logisch unrichtige Eintheilungen, der übermässige Gebrauch der Inversion u. A., aussetzen lassen, wenn dieselben auf Kunstmässigkeit Anspruch machten, und wenn der Tadel hier überhaupt frommen könnte.

Der eine von den Herausgebern, *Matthiä*, ist, wie bekannt, seinem Freunde schon nachgefolgt in die Wohnungen des ewigen Friedens. Leicht sey ihnen die Erde!

F. r.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Seeger: *Das Rhinoceros oder Nashorn auf der Leipziger Jubilate-Messe* 1819. Ein belehrender und angenehmer Beytrag zur wahren Naturgeschichte dieses Thieres. Mit zwey schwarzen Abbildungen. 40 S. 8. (8 gr.)

Auch unter dem Titel: *Die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten auf den Leipziger Messen*. Zur belehrenden Unterhaltung für die Jugend. I. Ostermesse 1819.

Dieses Büchlein enthält Alles, was der Jugend über dieses Thier gesagt werden kann, in einem fasslichen und unterhaltendem Tone vorgetragen, nebenbey auch eine Beschreibung des Elephanten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hartleben: *Malte-Brun's neuestes Gemälde von Amerika und seinen Bewohnern.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt von *E. W. v. Greipel,* k. k. österreichischem Major. 1819. XXIV u. 684 S. gr. 8.

Bey dem grossen Interesse, welches die auch in politischer Hinsicht jetzt neue Welt Amerikas für uns gewonnen hat, und täglich mehr gewinnt, ist das Erscheinen eines Werkes, das, wie das vorliegende, sowohl in geographischer, als historischer, in ethischer, statistischer und politischer Hinsicht einen Erdtheil schildert, der bestimmt zu seyn scheint, in riesenmässiger Entwickelung — der er mit gewaltigen Schritten entgegen eilt — alle anderen zu überflügeln, gewiss ebenso willkommen, als zeitgemäss. Einen Länderstrich zu schildern, der fast von einem Pol zum anderen sich erstreckend, alle Zonen durchläuft, dessen Urbewohner, eigenthümliche Erzeugnisse, geognostische und klimatische Verhältnisse, von denen anderer Erdtheile zum Theil in solchem Grade abweichen, dass der Gedanke, hier habe ein anderer Schöpfungsprocess gewaltet, sich gleichsam von selbst aufdringt, der dabey, trotz aller bisherigen geographischen und naturhistorischen Forschungen, immer noch lange nicht in allen seinen Einzelheiten, ja in grossen Theilen seines ungeheuren Ganzen, so bekannt ist, dass man darüber ganz im Klaren seyn könnte; einen solchen Continent mit seinem ganzen Anhange von Archipelen und Eilanden zu schildern, und unter einen allgemeinen Überblick zu bringen, ist eines der schwierigsten und bedeutendsten Unternehmen. Hr. *M. B.* hat es in obigem Werke ausgeführt, welches mit einem Fleisse, einer Umsicht und Genauigkeit abgefasst ist, die wenig zu wünschen übrig lassen.

Das Ganze zerfällt in 18 Bücher oder Hauptabschnitte. Eine kurze Angabe des Hauptinhaltes derselben wird eine Übersicht von der Reichhaltigkeit dieser schätzenswerthen Beschreibung Amerikas gewähren. Buch I giebt eine allgemeine Betrachtung dieses Erdtheils, sowohl in Hinsicht der Verhältnisse seiner beiden grossen Continente (Süd- und Nord-Amerika) zu einander, als in Bezug auf deren Bekanntwerdung, von den ersten dunkelen Entdeckungen an bis zu ihrer genaueren Erforschung, wobey über den Ursprung der amerikanischen Völkerschaften, ihre muthmassliche allgemeine Stammverwandtschaft, ihre in den Wurzelwörtern ihrer Sprachen begründete Verbindung mit den Sprachen der asiatischen Völker, der Amerikaner bekannt gewordene alte Denkmäler, ihre Wanderungen u. s. w., das Beste und muthmasslich Begründetste gesagt wird, das in diesen Beziehungen aufgestellt wurde. Das 2 Buch, die Muthmassungen, Hypothesen und Zweifel behandelnd, welche bisher für und wider die Beschaffenheit und Möglichkeit der Beschiffung des nördlichen Eismeers in den obersten Kreisen dargelegt wurden, schildert die nordwestlichen Regionen Amerikas nebst den dazu gehörigen Inseln (den Aleuten, Georgs III Archipel, Admiralitätsinseln u. s. w.), und giebt lehrreiche Aufschlüsse über die, jene Gegenden und Inseln bewohnenden Völkerstämme, die sich zum Theil durch seltsam abgeplattete Hirnschalen von den übrigen Stämmen Amerikas unterscheiden. Hieran schliesst sich das 3 Buch, welches die nördlichen und nordöstlichen Regionen nebst ihren Bewohnern schildert, wobey *Gieseke's* u. A. Nachrichten umsichtig benutzt sind. Das 4 Buch, Canada, Neu-Schottland und Terre-neuve nebst den Bermudischen Inseln umfassend, giebt zugleich eine Übersicht des Handels und der Schifffahrt der englischen Colonieen in Amerika (einen kurzen, aber trefftrefflichen Aufsatz), und die Bücher 5, 6 und 7 enthalten eine Beschreibung der vereinigten Anglo-Amerikanischen Staaten oder der vereinigten Freystaaten von Nordamerika, die ebenso umfassend, als erschöpfend ist, und der noch von S. 267 bis S. 292 eine allgemeine Übersicht in Beziehung auf die politische Erdbeschreibung und Statistik dieses merkwürdigen Staatenbundes oder Bundesstaates folgt, der mit Riesengewalt sich politisch, mercantilisch und geographisch mit jedem Jahre vergrössert, und dessen Gewicht immer bedeutender in der Wagschaale der cultivirten Völker wird — der aber auch, nach des Vfs. nicht ganz zu verwerfenden, auf Thatsachen sich ziemlich begründenden Ansichten, schon, trotz seiner Jugend, hin und wieder den Keim eines dereinstigen gewaltsamen Todes (von Innen heraus, durch Revolution,

und nicht von Aussen her, durch äussere Feinde) in sich trägt. Überhaupt gehören diese Abschnitte, schon des Stoffes wegen, den sie umfassen, zu den interessantesten des ganzen Buches: und was namentlich in Bezug auf die mehr und minder offenbar werdende geheime Spaltung der verschiedenen einzelnen Staaten dieses grossen Freystaates unter und zu einander, sowie über die in den vereinigten Staaten sehr zahlreiche Classe der Sclaven, gesagt wird, wird dem Denker reichen, wenn auch nicht erfreulichen Stoff zu Reflexionen bieten, um so mehr, je mehr eben jene organischen Gebrechen, an welchen die vereinigten Staaten unleugbar — obschon vielleicht nicht ganz in dem Grade, wie Hr. *M. B.* annimmt — leiden, gegen die auffallende frische und jugendliche Kraft abstechen, die sich wiederum dem Beobachter zeigt, wenn er seine Blicke auf jene Ländermasse wirft, in der die Bevölkerung in einer Progression zunimmt, von welcher die Geschichte sonst kaum ein Beyspiel hat. Buch 8, 9 und 10 beschäftigt sich mit Alt- und Neu-Mexiko und Guatimala (Neu-Kalifornien und Neu-Albion eingeschlossen), und Buch 11 giebt eine Übersicht der allgemeinen physischen Beschaffenheit des — gewesenen — spanischen Südamerikas. Die genauere Beschreibung dieser ungeheueren, reichen und merkwürdigen Landstriche findet der Leser in Buch 12, 13 (in diesem besonders eine Darstellung von Peru in seinen alten Grenzen) und 14, (Chili, Paraguay- und Magellans-Land umfassend, sowie Buch 12 Caracas, Neugranada und Quito), wobey wir noch bemerken, dass in dem Abschnitt 14 zugleich auch die Magellanische Meerenge, Feuerland, Staatenland, die Malouinischen, die Georgen- oder St. Peters-Inseln, sowie die Orleans-Inseln und das von *Cook* (unter dem 59 Gr. s. B.) zuerst entdeckte Sandwichland oder Thule-Austral, berührt, und nach den besten Nachrichten beschrieben werden. Ein vorzügliches Interesse hat durch die Ereignisse der Zeit Buch 15, welches *„ein politisches Gemälde der spanischen Colonieen in Amerika“* enthält. Mit Umsicht schildert hier der Vf. die Ursachen, warum bey den Schicksalen, welche das Mutterland in neuester Zeit erlitt, bey Vielen in den Colonieen der Gedanke wohl kommen musste, sich von dem Hauptlande zu trennen; wenn er aber weiterhin meint, es sey im Ganzen doch wohl die ganze Erhebung Südamerikas gegen Spaniens Herrschaft nichts, als das Beginnen einzelner Missvergnügter und Herrschsüchtiger, und kein allgemein begründetes Bedürfniss dazu bey Allen vorhanden: so scheint er vergessen zu haben, wie die alten politischen Einrichtungen, das Finanz- und Verwaltungs-System, die drückenden, von Spanien vorgeschriebenen und mit grosser Strenge befolgten Handelsverhältnisse, der gegenwärtige Culturzustand des spanischen Amerikas, die unerhörten, bloss auf Aussaugen berechneten Auflagen, die Fehler und Missgriffe des früheren spanischen Ministeriums, kurz, Alles dazu beytrug, den einmal erweckten Wunsch zu befestigen; ferner, wie das Bedürfniss, nicht mehr Stiefkind eines entfernten Landes zu seyn, das sein Ohr nur zu oft gegründeten Bitten und Klagen verschloss, wohl durch den Gang der Ereignisse allgemein genug sich documentirt hat, und die Annahme, der fortwährende Widerstand rühre nur von der Schwäche der Massregeln her, welche das erschöpfte Mutterland ergriffen, und von den Umtrieben Anglo-Amerikanischer und anderer Fremdlinge, ohne Halt ist, gleich manchen anderen, neuerdings bey dieser und anderen Gelegenheiten vorgebrachten Reden. Niemand vermag freylich jetzt schon mit Gewissheit zu bestimmen, ob die Colonieen je wieder ganz oder zum Theil unter die Herrschaft Spaniens zurückkehren werden oder nicht: indess anzunehmen, wie Hr. *M. B.*, diess liege ganz in der Hand von Spaniens Herrscher, und man bedürfe dazu weiter nichts, als einige gnädige Vergünstigungen und eine ebenso huldvolle Amnestie, heisst doch wohl mit Gewalt die Augen für das Schliessen, was offen am Tage liegt, und geflissentlich sowohl die Lage des Mutterlandes, als die dermalige der Colonieen und ihre Verhältnisse zu einander in jeder Beziehung verkennen. Buch 16 umfasst Brasilien, oder das portugiesische Amerika. Indem hier der Vf. den politischen Zustand dieses Landes betrachtet, wie er bis auf gegenwärtigen Augenblick war, in welchem erst nach den neuesten Nachrichten aus Amerika, die wir im März d. J. in Deutschland empfingen, eine hoffentlich erfreuliche Änderung durch Annahme eines constitutionellen Systems entstanden ist: sagt er bedauernd, den selbst gehegten Wunsch nicht erfüllen zu können, nach der Beschreibung dieses im Ganzen immer nur noch wenig bekannten grossen Landes, einige *sichere* Nachrichten über die politischen Kräfte dieses Reiches zu geben, S. 601 f. „Leider mangeln vollständige und bewährte Materialien dazu, und werden immer mangeln. *Die portugiesische Regierung in Europa, fast despotisch, ist es in Brasilien ganz geworden.* Keine Gewalt hält jener der Minister das Gleichgewicht, welche im Namen des Königs regieren; folglich giebt es keine Art von Öffentlichkeit“ u. s. f. Kann man, fragen wir, es den Brasilianern noch verdenken, dass sie eine Änderung wünschten, und, wie jetzt geschehen, herbeyführten? Von dem Geiste des Hofes wird gesagt: „Beraubt der Genüsse europäischer Bildung, des Glanzes der Palläste, Schauspiele u. s. w., seufzt der Hof, in Klöstern und Landhäusern einquartirt, nach den freundlichen Ufern des Tago zurück, um so mehr, *da er ganz und gar nicht von der grossen Idee entflammt ist, ein neues Reich zu gründen, eine Halbkugel zu bilden und zu beherrschen;* Ideen, welche bey der transatlantischen Reise des Hauses Branganza die philosophischen und speculativen Köpfe begeisterten“ — desto schlimmer, wenn diese Idee so ganz ausser dem Willen der Braganzas lag, und desto mehr Ursache für die Brasilia-

ner, sich und ihrer Regierung einen Weg zu öffnen, auf dem mehr Glück und Ehre zu finden ist, als auf dem bisherigen. Sehr richtig bemerkt noch Hr. *M. B.* am Schlusse dieses Abschnittes: „Brasilien bleibt immer eine sehr wichtige Monarchie, die durch ihre Lage, welche die Strafsen des indischen Oceans, des stillen, und zum Theil des atlantischen Meeres beherrscht, und durch die Ausdehnung ihres prächtigen Gebietes, in wenigen Jahren, seine Bevölkerung, wie in den vereinigten Staaten und Rufsland, verdoppelt sehen kann. Allein um diese Vortheile fruchtbringend zu machen, wird ein Czaar Peter oder seine andere Verfassung erfodert." (Sehr wahr. Die Letzte haben die Brasilianer sich jetzt gegeben, oder stehen vielmehr im Begriff, sie sich zu geben; die Früchte werden nicht ausbleiben, wenn sie nur selbst wollen.) Im 17 und 18 Buche erhält endlich der Leser die Beschreibung vom französisch-, holländisch- und englisch-Guyana und des Columbischen Archipels oder der grossen und kleinen Antillen, wobey denn auch natürlich Domingos, der Republik und des Königreichs Haiti Erwähnung geschieht, welches letzte jedoch, wie bekannt, seit kurzem eine grosse Veränderung erfuhr, der zufolge es nun noch dahin steht, wie und auf welche dauernde Art dieser Staat der Schwarzen sich fernerhin begründen werde.

Von S. 664 bis zum Schlusse ist ein Namenregister gegeben, das um so willkommener ist, da dessen Vollständigkeit den Gebrauch dieses im Ganzen so schätzenswerthen Werkes ungemein erleichtert, zu dessen Lobe wir auch noch hinzufügen wollen, dass es in vorliegender gröfstentheils fliessender Übersetzung verschiedene dankenswerthe Bereicherungen durch die Hand des Übersetzers empfing, wodurch es, hin und wieder in manchen Notizen, eine noch grössere Brauchbarkeit als Handbuch zur Kenntniss des westlichen Continents erhalten hat.

G...

BOTANIK.

Leipzig, b. Vogel: *Monographia generis Aconiti. Monographie der Gattung Aconitum (Sturmhut); lateinisch und deutsch, mit Abbildungen aller Arten, von H. G. L. Reichenbach,* Dr. u. Prof. (zu Dresden.) 1821. Band I. Heft 3. 4. 73 — 104 S. u. Taf. 7 — 18. Fol. (5 Rthlr. 12 gr.)

Fast keine Pflanzengattung hat sowohl in den frühesten, als neuesten Zeiten so viel Aufsehen erregt, und die Aufmerksamkeit der Ärzte und der Botaniker in einem so hohen Grade beschäftigt, als diejenige, deren Geschichte durch *Reichenbachs* rühmlichen Fleiss und Thätigkeit in botanischer Hinsicht jetzt ausgeführt zu werden anfängt. Wer es weiss, welche würdige Vorarbeiter diese Gattung anlockte, wer *Clusius, Koelle's* und *Candolle's* Bemühungen, *Pallas* und *Hoppe's* neuere Entdeckungen gehörig würdigen kann; wer sich ferner an das Erscheinen der scheinbar erschöpfenden *Candolle*schen Monographie erinnert; wer endlich die unsäglichen Schwierigkeiten, die sich dem leidenschaftlichen Forscher bey dergleichen Bearbeitungen sowohl wegen der Bestimmungen der Arten, als wegen einer genauen Berichtigung der Synonyme, entgegenstellen: dem müssen die von *R.* jetzt hinzugefügten Erweiterungen desto angenehmer und erfreulicher erscheinen, um so mehr, da sie neben einer tüchtigen Ausführung des Plans und mit einer durch Autopsie der Original-Exemplare bestätigten Berichtigung der Synonyme das Gepräge eines unermüdeten Fleisses, einer feinen Beobachtungsgabe, an sich tragen; und wenn wir gleich in Hinsicht der nach jeder kleinen Abweichung der äusseren und inneren Gestaltung aufgestellten Arten mit dem Vf. nicht einverstanden seyn können: so verpflichtet uns dennoch derselbe durch die Fortsetzung dieser gehaltvollen Monographie zu dem besten Danke, und ladet uns zu einer ebenso unparteyischen, als wohlwollenden Anzeige ein. Da wir voraussetzen, dass sich der Leser der früher in unserer A. L. Z. (J. 1821. No. 99) befindlichen, das verdienstvolle Unternehmen des Vfs. im Allgemeinen und den Inhalt der zwey ersten Hefte enthaltenden, Würdigung noch erinnern wird: so fahren wir fort, die Freunde der Wissenschaft auf vorliegende Hefte aufmerksam zu machen. In diesen werden die *Kalliparien* mit kahlen Staubfäden, und die *Napelloideen* mit behaarten Staubfäden, treffend beschrieben, und äusserst treu und sauber abgebildet. Zu den ersten gehören: No. 8. *Aconitum biflorum Fisch., calcare truncato, floribus duobus oppositis,* Taf. VII, Fig. 1. 2, auf dem Altai in Sibirien von *Salesow* entdeckt. — 9. *A. productum R., calcare capitato, casside conico-convexa acuminata, pedunculis patentibus, pistillis pubescentibus,* Fig. 3. (*A. grandiflorum Pall. A. delphinifolium β. sibiricum DC.*) — 10. *A. paradoxum R., caule humillimo, debili paucifloro, casside hemisphaerica mutica, calcare subadunco, pistillis pubescentibus,* Taf. X, Fig. 3 — 5, von *Chamisso* in der St. Lorenz-Bay an der Ostspitze von Asien entdeckt. — 11. *A. semigaleatum Pall., caule gracili tenui, pedunculis ramisque erectis rigidis, casside convexa, cucullo subadunco, staminibus pistillisque glabris,* Taf. VIII, von *Pallas* in Kamtschatka entdeckt, und von *Candolle* als Abart zu *A. delphinifolium* gezogen. — 12. *A. delphinifolium DC., caule gracili glabro, pedunculis adscendenti-erectis, casside hemisphaerica, calcare subadunco, filamentis pistillisque glabris;* Taf. X, F. 1 — 3, aus Nordamerika. — 13. *A. Chamissonianum R., caule gracili pubescente, pedunculis adscendenti — erectis, casside hemisphaerica, calcare subadunco, filamentis pilosis,* Taf. X, Fig. 1 — 2. Auf Unalaschka von *Chamisso* entdeckt. Zu den *Napelloideen* werden gerechnet: 14. *A. Koellea-*

num R., *caule firmo erecto*, *foliis 5 - 7 sectis*, *pedunculis flore brevioribus erectis glabris*, *casside hemisphaerica*, *calcare obtuso*, *filamentis glabriusculis*; Taf. XI, 1 — 4. XII, 1. XIV, 1. Diefs ist *A. Napellus* von *Koelle*, *Hoppe*, *Hfb.* und *Wahlenb.*, auf den Tyroler, Kärnthner und Salzburger Alpen wachsend. — 15. *A. taurericum R.*, *caule firmo erecto*, *foliis pedati — 5 - 7 sectis*, *laciniis patentibus acutis*, *pedunculis flore brevioribus erectis*, *casside hemisphaerica*, *calcare obtuso*, *labio filamentisque obtusis*. Taf. XII, Fig. 2. 3, unter den Namen *A. tauricum Wulff.*, *Jacq.*, *Koell.*, *Hoffm.*, *Hppe.*, *DC.*, bekannt, und auf dem Alpenzug der Taurern schon von *Clusius* beobachtet. — 16. *A. laetum R.*, *caule firmo erecto*, *foliis palmati 5 - 7 sectis*, *laciniis lineari - lanceolatis acutiusculis*, *pedunculis glabris*, *casside hemisphaerico - ampliata apice demisso*, *calcare obtuso*, *filamentis pilosis*. Taf. XIII, 2. Den Schlesischen Gebirgen und Sibirien eigen. — 17. *A. Clusianum R.*, *caule firmo*, *foliis 5 - 7 sectis*, *laciniis lineari - lanceolatis obtusis*, *pedunculis patentibus glabris*, *casside convexo - hemisphaerica hiante rostrata*, *calcare obtuso prono*, *labio divergenti - bilobo*, Taf. XIII, 1. Hiezu werden nun die älteren Synonyme von *Clusius* und *Bauh.* gezogen. — Die noch übrigen Arten wollen wir der Kürze wegen mit ihrem künstlichen Charakter anführen. — 18. *A. acutum R.*, *filamentis glabris*, *casside clausa fornicata rostrata*, Taf. XIV, 2. Auf den Tyroler und Steyermärkischen Alpen. — 19. *A. Hoppeanum R.*, *filamentis glabris*, *casside hiante*. Von *Hoppe* bey Heiligenblut gesammelt. Taf. XV, 1. — 20. *A. angustifolium Bernh.*, *filamentis glabris*, *casside clausa hemisphaerica*, Taf. XV, 2. Auf den Steyermärkischen Alpen, wie auch in Sibirien. — 22. *A. laxum R.*, *filamentis pilosis*, *casside hiante*, *labio orbiculato crenulato*, Taf. XV, 4. Mit dem vorigen. — 23. *A. callobotryon R.*, *filamentis pilosis*, *casside clausa*, Taf. XVI. In Mähren und Schlesien. — 24. *A. amoenum R.*, *glabrum*, *calcare subadunco*, Taf. XIV, 3. In Böhmen. — 25. *A. strictum Bernh.*, *calcare brevissimo*, *labio elongato adscendente*, Taf. XVII, 1. Aus der Wochein. So weit geht der Text in unserem defecten Exemplare, obgleich theils auf Taf. XVII. XVIII ausserdem *A. auctumnale Clus.*, *A. hians R.*, *A. formosum* und *A. commutatum R.*, abgebildet sind, deren Beschreibungen wir aber aus dem eben erwähnten Grunde nicht vergleichen können. Ebenso brav, als die zur Probe ausgezogenen Diagnosen nach den künstlichen und natürlichen Kennzeichen der Arten, sind auch die Beschreibungen derselben entworfen, und wir können diese in der That gelungen nennen. Gleiches Lob verdienen in hohem Grade endlich die vom Vf. selbst in Stein gezeichneten Abbildungen, die als lithographische Arbeiten nicht allein ihren Zweck durchaus erfüllen, sondern sogar unsere Erwartungen übertreffen. Die Farbenhaltung scheint uns hie und da etwas zu lebhaft zu seyn. Indem wir hiedurch dem Vf. unseren Beyfall und Dank für die ebenso mühevolle, als gelungene Ausführung seines Werkes öffentlich zu erkennen geben, geben wir noch einige wohlmeinende Winke wegen der inneren Anordnung. Zuvörderst gefällt es uns nicht, dass sowohl die Synonyme, als auch die Erklärungen der Abbildungen, unmittelbar nach den Trivialnamen und vor den Diagnosen stehen, wodurch die Übersicht eben nicht erleichtert wird. Ausserdem vermissen wir eine kurze und umfassende Anzeige der Unterscheidungsmerkmale mehrerer, unter sich ähnlicher und verwandter Arten, durch welche die genaue Bestimmung derselben ungemein erleichtert werden würde. Der Fortsetzung sehen wir endlich mit Erwartung entgegen, und wünschen dem rastlos thätigen Vf. Kraft und Ausdauer zu dieser nicht ohne Schwierigkeit zu beendigenden Arbeit.

asw.

NEUE AUFLAGEN.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Grundriss der Erdbeschreibung.* Ein Leitfaden beym öffentlichen Unterrichte und zum Privat-Gebrauche. Mit einer Vorrede von Hn. Prälat *J. C. Franz.* Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage. 1822. XII u. 459 S. 8. (18 gr.)

Breslau, b. Grass, Barth u. Comp., u. *Leipzig*, b. Barth: *Versuch über den Unterricht der Blinden, oder entwickelnde Darstellung des beym Blindenunterricht angewandten Verfahrens*, aus dem Französischen übersetzt durch *Johann Knie*, Blindenlehrer zu Breslau. Zweyte, unveränderte Ausgabe. 1821. XXXV u. 352 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) S. d. Rec. der ersten Ausgabe 1822. No. 57.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Lehrbuch der Pferdekenntniss.* Von *Johann Georg Naumann*, Ober-Stabs-Rossarzt und Professor u. s. w. Zweyte Auflage. 1822. XVI u. 252 S. 8. (1 Rthlr.) Die erste Auflage erschien 1811.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MATHEMATIK.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung: *Kurzes, gründliches und leichtfassliches Rechenbuch* zum Unterrichte auf Gymnasien und Bürgerschulen, zunächst für die Schulanstalten in Thorn bestimmt, von Dr. *Martin Ohm*, königl. preuss. Oberlehrer der Mathem. u. Phys. zu Thorn u. s. w. 1818. XXXVI u. 211 S. 8. (16 gr.)

2) Kölln, in Commiss. b. Bachem: *Anleitung zur Arithmetik.* Von *G. v. H.* 1818. Ohne Vorrede. 160 S. gr. 8. (16 gr.)

3) Schleswig, b. Koch: *Rechenschule für die geübtere Jugend in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* Von *P. H. Abrahams* und *H. Schlüter,* Jugendlehrer im Kirchspiele Bergenhusen. 1819. XVI u. 326 S. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf. von No. 1 sagt, er habe nie viel von einem Mathematiker gehalten, welcher ein Rechenbuch geschrieben, und nie viel von einem Rechenbuche, welches einen Mathematiker zum Verfasser hatte: so müssen wir ihm um so mehr widersprechen, als wir die innige, aus der Natur der Sache selbst hervorgehende Überzeugung haben, dass brauchbare Handbücher der Arithmetik nur von Solchen zu erwarten sind, welche den Namen: *Mathematiker* im wahren Sinne des Wortes, nicht aber jenen eines blossen Rechenmeisters, verdienen. Man wird vielmehr mit Recht aus dem Grade und der Vollkommenheit eines solchen Compendiums auf den ihm entsprechenden Bildungsgrad seines Vfs. schliessen.

Vorstehende Schrift gehört zu den besseren ihrer Art in Bezug auf Inhalt und Vortrag, und wir müssen sie desshalb allen Lehrern empfehlen, welche an Bürgerschulen oder an Gymnasien die ersten Elemente des Rechnens vorzutragen haben; obwohl wir nicht überall mit des Vfs. Äusserungen übereinstimmen können. So richtig es z. B. ist, dass jeder Gebildete die gewöhnlichen, im bürgerlichen Leben vorkommenden, Rechnungsfälle aufzulösen im Stande seyn soll, so unrichtig scheint uns die Äusserung, dass das Rechnen *bloss praktisch*, nur als Kunstfertigkeit, nicht als Wissenschaft, getrieben und gelehrt werden müsse. Nach unserer Überzeugung können und sollen die Grundlehren des Kopf- und Ziffer-Rechnens in jeder Volksschule geistig geübt, zugleich aber auch recht praktisch, bis zur mechanischen Fertigkeit, getrieben werden. — Dass der Vf. bisweilen etwas eilfertig gearbeitet habe, mögen nachfolgende Bemerkungen beweisen, welche auch den Lehrern nützen können, die nach diesem Leitfaden ihren Unterricht ertheilen. — In der *Einleitung*, von dem Numeriren, werden die ersten Gründe unseres zehntheiligen Zahlensystems recht fasslich, nur bisweilen mit allzu grossem Wortaufwande, dargestellt. Damit der Schüler das Willkührliche in der Feststellung unseres decadischen Systems recht klar erkenne, hätten wir gewünscht, dass irgend ein anderes System, z. B. das *dyadische* oder *duodecadische*, etwas genauer entwickelt worden wäre. — Das 1te Cap. handelt vom Addiren und Subtrahiren in reinen Zahlen. Des Vfs. Erklärung des *Abziehens:* Wenn zwey Zahlen gegeben sind, z. B. 24 und 15, und die Zahl gesucht werden soll, die, zur kleineren 15 addirt, die grössere 24 giebt: so gebraucht man dafür das Wort *subtrahiren*, und sagt, die Zahl 15 werde von 24 subtrahirt. — Offenbar heisst diese Operation nicht Subtrahiren oder Abziehen, sondern eine kleinere Zahl um so viel vergrössern, bis sie einer grösseren gegebenen Zahl gleich wird. Warum wird der, an sich so höchst einfache Begriff, des Abziehens hier dem Schüler ohne Noth erschwert? — Das 2 Cap. umfasst das Multipliciren und Dividiren in reinen Zahlen. — Den Satz, dass einerley Factoren auch in verwechselter Ordnung einerley Product geben, könnte man auch so begründen: Da 1 mal 5 offenbar so viel, als 5 mal 1 ist: so muss auch 2 mal 5 so viel, als 5 mal 2; 3 mal 5 so viel, als 5 mal 3, und überhaupt n mal 5 so viel, als 5 mal n seyn, wenn man n solcher Reihen, in deren jeder 5 (z. B. Puncte) sind, unter einander setzt. — Gegen die Erklärung der Division: Wenn zwey Zahlen, 24 und 3, gegeben sind, und die Zahl (8) gesucht werden soll, welche, mit der Zahl 3 multiplicirt, die andere 24 giebt: so gebraucht man dafür das Wort *Dividiren*, und sagt, 24 werde durch 3 dividirt," haben wir dieselbe Bemerkung zu machen, welche bereits oben bey jener der Subtraction angeführt worden ist. — Das 3 Cap., welches einige Eigenschaften der Zahlen in Bezug auf die vier ersten Operationen und Abkürzungen der Rechnungen, welche durch sie Statt finden können, enthält, ist dem Vf. vorzüglich gelungen, und enthält Sätze,

deren Ausführung man in den gewöhnlichen Anleitungen zur Arithmetik nicht findet. Indessen müssen wir zu §. 24 bemerken, dass der so leicht anzugebende Grund dieses Verfahrens nicht deutlich genug angegeben ist. — S. 50 hätte die Bedeutung des hier entstehenden *Restes* sogleich nachgewiesen, und gezeigt werden sollen, dass durch diese Division die *zehntheiligen Brüche* entstehen. Keine Ableitung derselben ist natürlicher, als eben diese. — Einige, nicht scharf genug bestimmte Ausdrücke kommen S. 55 vor. In No. 2 sollte es heissen: und dann dieselbe wieder *zum Reste* addirt; und in No. 3 muss es heissen: und man dividirt dann wieder mit einer dieser Zahlen *das Product*. — Die §§. 33 ff. sind sehr gut dargestellt. — In §. 46 vermissten wir den Grund, wo nicht aller, doch der meisten der hier gegebenen Vorschriften, welcher nicht schwer anzugeben ist. — Die Rechnungsvortheile S. 77 ff. sind gründlich und leichtfasslich entwickelt. — Cap. 4 entwickelt die Lehre von den gemeinen Brüchen. In §. 55 vermissten wir bey der Theilung der Einheit in 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 u. s. w. Theile den nöthigen Beysatz: *gleiche* Theile. — Der Satz in §. 60 lässt sich einfacher dadurch begründen, dass der Schüler erkennt, $\frac{1}{4}$ sey Ein Viertel von 1; wodurch denn von selbst klar wird, dass 3 mal $\frac{1}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ soviel, als 3 Viertel ist. — Die Eintheilung der Brüche in eigentliche und uneigentliche konnte und sollte sogleich bey der Entstehung der Brüche überhaupt ihre Stelle finden. — Die Aufgabe (§. 71 S. 95), gegebene Brüche unter einerley Benennung zu bringen, könnte für die ersten Anfänger fasslicher dargestellt seyn. — Die Division des Bruches $\frac{3}{4}$ durch $\frac{2}{5}$ (S. 103) wird wohl dem Anfänger dadurch sehr verständlich, dass dieselbe soviel heisst, als $\frac{3}{4}$ durch den 5ten Theil von 2 dividiren. Nun giebt aber $\frac{3}{4}$ durch 2 dividirt den Bruch $\frac{3}{8}$. Da man aber nur durch den 5ten Theil von 2 dividiren sollte: so muss der letzte Bruch wieder 5 mal grösser werden, woraus der Quotient $\frac{15}{8}$ entsteht. — Im 5 Cap. wird die Reduction, Addition, Subtraction, Multiplication und Division benannter Zahlen durchgeführt, auch jede Regel durch mehrere Beyspiele erläutert. Wenn die Schüler alle hier aufgestellten Fragen zu beantworten wissen: so haben sie sich gewiss eine bedeutende praktische Fertigkeit erworben, und können um so sicherer zum 6 Cap. (durch einen Druckfehler heisst es das 4 Cap.) übergehen, welches von der Regel de tri handelt. Obwohl die Darstellung des Vfs. richtig ist: so scheint es uns doch, dass sie kürzer seyn könnte, zur noch grösseren Verständlichkeit der ersten Anfänger. Ist z. B. die Frage: Wenn 7 Pf. 28 Rthlr. kosten, was werden 9 Pf. kosten? so erhellet sogleich, dass letztere soviel mal mehr, als 28 Rthlr. kosten, soviel mal 9 Pf. mehr, als 7 Pf. sind. Allein 9 Pf. ist $\frac{9}{7}$ mal mehr, als 7 Pf.; folglich betragen auch die 9 Pf. soviel, als $\frac{9}{7} \times 28$ Rthlr. oder auch $\frac{28}{7} \times 9$, d. h. 4×9 oder 36 Rthlr. — Wäre aber die Frage: 12 Arbeiter bedingen zur Vollendung eines gewissen Werkes 20 Tage; wie viel Tage werden 7 Arbeiter hiezu nöthig haben? so ist klar, dass die 7 Arbeiter so viel mal mehr Tage brauchen, als 12 Arbeiter, so viel mal 12 grösser, als 7 ist. Daher brauchen jene $\frac{12}{7} \times 20$ oder $\frac{240}{7}$ d. h. $34\frac{2}{7}$ Tage. Alle Fälle der einfachen Regel de tri folgen einer dieser beiden Auflösungen. — Die zusammengesetzte Regel de tri macht im 7 Cap. den Schluss. Diese Rechnung ist aber, im Vergleich mit der einfachen Regel de tri, und in Bezug auf ihre so mannichfaltigen Anwendungen, allzu kurz behandelt worden. Als Anhang befinden sich noch 117 Übungsaufgaben zum 4, 5, 6 und 7 Cap. der Schrift, und die Resultate derselben.

No. 2 erhebt sich nicht über das Mittelmässige. Die Schrift handelt in 3 Hauptstücken von den gewöhnlichen Rechnungsarten in reinen und in benannten Zahlen, von den gemeinen und zehntheiligen Brüchen, und endlich von den Verhältnissen und Proportionen, mit Anwendung auf die gewöhnlichen praktischen Verhältnissrechnungen. Soll sie brauchbar seyn, so muss ein tüchtiger Lehrer Vieles ergänzen und berichtigen, was der Vf. in der Darstellung übersehen hat. In der Hand eines geübten Lehrers aber, welcher auf scharfe Bestimmung der Begriffe und auf strenge Beweise zu sehen gewohnt ist, wird es immer mit Nutzen bey dem Unterrichte gebraucht werden können. Dieses Urtheil wird durch nachfolgende Bemerkungen begründet. — S. 4 heisst es: Jede ganze Zahl besteht aus einmal oder mehrmal Eins. Nach dem Vf. ist also 1 oder die Einheit selbst eine Zahl. — Ferner: die obere Zahl des Bruches zeigt an, wie viele Einer der Bruch vorstellen solle, wobey der Vf. die Einer mit den Einheiten verwechselt hat, was auch in der Folge noch öfters geschieht. — S. 6 wird der Schüler keinen Grund finden, warum der Zehner durch zwey Zeichen vorgestellt werden muss. Ohne die Angabe jenes willkührlichen Satzes, auf welchem unser Zahlensystem beruht, ist diese Nothwendigkeit nicht nachzuweisen. — S. 14 ist die Entstehung der Decimalbrüche sehr unbefriedigend abgeleitet. — Der Vortrag in §. 12, 13 und 14 für die Addition und Subtraction in ganzen Zahlen ist allzu gedehnt, und macht die Sache den Anfängern eher undeutlich, als fasslich. — Die Erklärung der negativen Grössen S. 29 als weniger, als nichts, wird, wie sie hier steht, keinem Anfänger einleuchten. Dieser Ausdruck ist ohnehin nur eine Metapher, und nur dann verständlich, wenn die Begriffe des Positiven und Negativen schon gehörig aufgeklärt sind. — S. 37 heisst es: *Dividiren* heisst fragen, wie oft man einen Factor aus dem anderen abziehen kann, oder wie oft er darin enthalten ist. Das Unbestimmte dieser Erklärung wird selbst Anfängern auffallen. — Die Darstellung des §. 20 hat wieder den Fehler einer allzu grossen Weitläuftigkeit; ebenso auch §. 21, worin eine ganz unnütze Nullenrechnung vorkommt. — Nach §. 27 ist das *Zählen* nichts Anderes, als ein wiederholtes Zusammenzählen von 1 zu 1, und nach S. 64 giebt es für den Vf. *fünf einfache* Rechnungsarten. — Die Ableitung des Bruches, welcher aus dem Reste gewöhnlicher Division entstehen soll (S. 53) höchst un-

befriedigend, sowie auch der Satz in §. 29: Jeder Divisor und jeder Dividendus kann durch die nämliche dritte Zahl dividirt oder multiplicirt werden, ohne dass der Quotient hiedurch geändert wird;" sehr undeutlich ausgedrückt ist. — S. 67 hält der Vf. die gewöhnliche Erklärung der Division mit Unrecht für nicht ganz genau, denn man kann z. B. sehr wohl sagen: 7 sey in 5 *fünfsiebentelmal* enthalten. — S. 69 ist nicht erwiesen, dass jeder Bruch mit dem Quotienten aus dessen Nenner in seinem Zähler einerley sey. Auch soll jeder Bruch sowohl Theil eines Quotienten, als auch selbst ein Quotient seyn. — Bey der Addition und Subtraction gemeiner Brüche sollten mehrere Fälle ausgeführt seyn. — In §. 36 verwechselt der Vf. die Worte: Decimalen, Decimalbrüche und Decimalzahlen zum Nachtheile der Deutlichkeit für die ersten Anfänger. Auch fehlen bey der Subtraction in Decimalbrüchen die nöthigen Beyspiele zur Erläuterung. — Die in §. 38 gegebene Regel für die Multiplication in Decimalbrüchen ist durchaus unbewiesen, und somit unvollständig dargestellt. — Die Erklärung des arithmetischen Verhältnisses ist unrichtig, wie es Jedem sehr leicht in die Augen fällt; ebenso die Behauptung S. 92, dass keine zwey gleichen Zahlen in einem arithmetischen Verhältnisse stehen können. — Anstatt des ersten und zweyten Gliedes im Verhältnisse bedient sich der Vf. S. 95 und in der Folge immer der undeutschen Worte: *Antecedent* und *Consequent*. — Die Behauptung, dass eine geometrische Proportion immer eine solche bleibe, so lange, bey Versetzung der Glieder, das Product der äusseren dem Producte der mittleren Glieder gleich bleibt, ist durchaus ohne allen Beweis aufgestellt. — Auch ist kein Grund abzusehen, warum S. 99 die Proportion 2 : 6 = 4 : x zuerst in diese: 2 : 4 = 6 : x verändert wird, um den Werth von x zu bestimmen. — S. 104 wird von der Multiplication der Verhältnisse gesprochen, ohne dass gezeigt wäre, *wie* dieselbe ausgeführt werden müsse. — Die Regel de tri ist mit zu grosser Weitläufigkeit behandelt, und die Aufgaben der sogenannten *verkehrten* Verhältnisse können, nach einerley Regel, mit jenen der geraden Verhältnisse durch den einfachen Ansatz der Proportionen behandelt werden, was den Anfängern diese Rechnungen um sehr Vieles erleichtert. — Bey der sogenannten Vermischungsrechnung sind nicht alle Fälle entwickelt, welche Statt finden können. — Der in §. 57 angegebene Grund der Gesellschafts-Rechnung ist nicht der von dem Vf. aufgestellte Satz, sondern die Aufgabe: Eine gegebene Zahl nach dem Verhältnisse mehrerer anderer gegebener Zahlen zu theilen. — Papier und Druck dieser Schrift sind sehr gut.

In No. 3 erscheint ein Handbuch für die geübtere Jugend. Es setzt jene Lehren der Arithmetik voraus, welche sich in der zweyten Abtheilung von *Bendixens* methodischem Rechenbuche befinden, und dazu dienen, ihre arithmetischen Kenntnisse und Fertigkeiten weiter zu führen; ja, dieselben noch in das Gebiet der Geometrie zu leiten. Was die Vf. ihrem Publicum darbieten, und auf welche Weise diess geschieht, wird sich am bequemsten aus einer kurzen Übersicht der Schrift ergeben. — Unter der Aufschrift: *Nöthiger Vorbericht* theilen die Vf. Allerley, zum Theil sehr Verschiedenartiges, mit. Verschiedene Gewichts-Verhältnisse (wobey auch eine Auflösung des Archimedischen Problems von der Mischung der Metalle vorkommt). Mehrere Masstabellen. Nun folgt unter der Rubrik: *Die Zeit*, eine Erklärung des Kalenders, und dessen, was damit in Verbindung steht, zur Berechnung des Osterfestes, wodurch der Anfänger in den Stand gesetzt wird, die gewöhnlichen Aufgaben der Chronologie zu beantworten. S. 27—39 folgt eine Tabelle über den täglichen Auf- und Niedergang der Sonne für eine nördl. Br. von 54° bis 55°. — Dann wieder Münztabellen, nebst Geld- und Wechsel-Coursen; Ferner eine Tabelle der Logarithmen der Zahlen von 1 bis 152 zusammenhängend, und noch einiger anderer grösserer Zahlen, wobey etwas Weniges von ihren Eigenschaften bloss historisch bemerkt wird. Auch ist eine astronomische Aufgabe eingemischt, worin die Logarithmen der Sinus vorkommen. Wie mögen aber die Vff. solche Aufgaben geben, welche den Anfängern durchaus unverständlich sind? — Die Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln wird nur mechanisch gelehrt, was wir durchaus nicht billigen können, da das Buch den geübteren Schülern gewidmet ist. Auch ist das erste Beyspiel $\sqrt{10201}$, wegen der dabey Statt habenden Nullenrechnung, nicht gut gewählt. — S. 76—80 kommen sodann noch einige Rechnungen mit *Wurzelgrössen* vor, welche hier ebenfalls nicht an ihrer Stelle stehen, und nur unbefriedigend entwickelt sind. — Welch ein buntes Gemisch in diesem sogenannten *Vorberichte* herrscht, geht hieraus zur Genüge hervor. Nun folgen (S. 81 bis 186) 700 Aufgaben, theils aus der reinen, theils aus der angewandten Arithmetik; im Ganzen ohne bestimmte Ordnung. Sie werden dem Lehrer hinreichenden Stoff zur Beschäftigung seiner Schüler geben. Die Auflösungen sind nicht beygefügt, man findet nur am Ende der Schrift das sogenannte Facit derselben. — Den zweyten Haupttheil dieser Schrift bilden geometrische Erklärungen, Sätze und Aufgaben. Allein jene Erklärungen sind oft sehr unbefriedigend, z. B.: Wenn eine gerade Linie die Richtung der Platte eines langen Tisches hat: so nennt man sie eine Horizontallinie; hat sie die Richtung einer freyhängenden Schnur mit einem Senkbley: so wird sie Perpendikellinie genannt. Ferner: Wenn sich eine gerade Linie, nach einerley Gesetz, so lange um einen festen Punct bewegt, bis sie wieder in ihre vorige Lage kommt: so entsteht eine Cirkellinie u. s. w. Eben dieses gilt von den Sätzen, z. B. S. 193: So viele Seiten oder Linien eine Fläche hat, so viele Winkel hat sie auch. Daher hat eine Fläche von drey Seiten auch drey Winkel, die zusammen 180 Grad ausmachen (warum denn?), also zwey rechten Winkeln gleich sind u. s. f. Entweder hätte dieser geometrische Unterricht hier gänzlich wegbleiben, oder die Vff. hätten ihn mit mehr Präcision und Vollständigkeit ertheilen sollen. Nichts ist dem Lehrvortrage nachtheiliger, als solche

halb wahre und halb unrichtige Bestimmungen, welche dann auch in dem Schüler eine Halbheit der Bildung bewirken. — Nun folgen wieder 170, theils geometrische, theils stereometrische Aufgaben, welche zum Theil Gründe voraussetzen, deren in den Vordersätzen keine Erwähnung geschehen ist. — Auf ähnliche Weise ist auch die Trigonometrie S. 265 — 276 behandelt. — Den Schluss des Ganzen machen 63 vermischte Aufgaben, deren Resultate ebenfalls am Ende beygefügt sind. — Die grössere oder geringere Brauchbarkeit der Schrift wird, dem Bisherigen zufolge, von der grösseren oder geringeren Geschicklichkeit des Lehrers abhängen, der die gerügten Mängel zu verbessern weiss. Druck und Papier ist gut.

Δ.

1) München, b. Lindauer: *Fassliche Darstellung der allgemeinen Grundsätze der geometrischen Proportionen, als Begründung der Regel de tri, Quinque, Septem* u. s. w., von *Jac. Eckert*, Prof. der Unterprogymnas. Classe zu München. 1819. 59 S. 8. (4 gr.)

2) Ulm, b. Ebner: *Gründliche und leichtfassliche Anleitung zur Erlernung der Regel de tri für Anfänger, welche nur mit einer Zahl multipliciren und dividiren können.* Von *Joh. Ulr. Wiedemann*, Rechenmeister. 1819. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

Der oben genannte Titel von No. 1 spricht den Inhalt dieser kleinen Abhandlung zum Theil schon aus. Wir fügen noch bey, dass auch die *Reesische* und *Basedow'sche* Regel, nebst der Gesellschaftsrechnung, darin gelehrt wird. Dass der Vf. für Progymnasialschüler, d. h. für junge Leute von 12 bis 14 Jahren, geschrieben hat, mag wohl zum Theil seinem mehr praktischen, als theoretischen Vortrage zur Entschuldigung dienen. Allein auch das praktische Rechnen kann und soll in öffentlichen gelehrten Schulen so getrieben werden, dass die Begriffe gehörig bestimmt, und die Regeln überzeugend begründet sind. Gegen diese Foderung hat der Vf. aber öfters gefehlt. Ob daher seine Anleitung mit mehr oder weniger Nutzen werde gebraucht werden, wird lediglich von dem Geiste des Lehrers abhängen, welcher sich ihrer als Leitfaden seines Unterrichtes bedient. Mehreres Unbestimmte muss schärfer bestimmt, mehreres Unbegründete aber begründet werden. Wir führen hier nur das Wesentlichste an. — Wenn es S. 7 heisst: Zwey Zahlen, welche mit einander verglichen werden, nennt man ein Zahlenverhältniss; ferner: So wie man die Vergleichung zweyer arithmetischer Verhältnisse eine arithmetische Proportion nennt, so heisst die Vergleichung zweyer geometrischer Verhältnisse eine geometrische Proportion: so leuchtet es von selbst ein, dass diese Erklärungen sehr unbestimmt, und somit auch unbefriedigend sind. — S. 8 nennt der Vf. eine Proportion, worin das eine Verhältniss ein steigendes, das andere ein fallendes ist, z. B. $16:8 = 2:4$, eine *verkehrte* Proportion. Erstlich bilden zwey solcher Verhältnisse niemals eine Proportion, da sie einander ungleich sind, und zweytens hat der Vf. den Begriff des *verkehrten Verhältnisses* mit jenem der *verkehrten Proportion*, dergleichen es gar nicht giebt, durchaus verwechselt. So steht z. B. unter übrigens gleichen Umständen die Menge der Arbeiter mit der Zahl der zur Vollendung eines gewissen Werkes nöthigen Arbeitstage in einem umgekehrten Verhältnisse; diese 4 Zahlen können aber niemals einen verkehrte Proportion bilden, und die Frage: Wenn 6 Arbeiter 12 Tage brauchen, wie viele Tage werden 18 Arbeiter nöthig haben? giebt die Proportion: $18:6 = 12:x$, worin $x = 4$ ist; so, dass ihre beiden Verhältnisse immer von der nämlichen Ungleichheit sind. — Die Gleichheit der zwey Producte, welche aus den äusseren und inneren Gliedern entstehen, ist (S. 8) nur mechanisch, aber nicht gründlich nachgewiesen, was doch so äusserst leicht geschehen konnte. — S. 9 muss bey der Proportion $16:8 = 2:4$ die obige Bemerkung wiederholt werden. — Bey Erklärung der Regel de tri sollte der Grund dieser Rechnung durch ihre Entstehung aus den im gemeinen Leben vorkommenden benannten Zahlen gehörig nachgewiesen seyn. — Was nun die Anordnung der 3 Sätze in die Proportion betrifft: so vermissen wir darin die nöthige Klarheit und Überzeugung. — Ähnliche Bemerkungen können bey der Darstellung der Regel Quinque, Septem und Novem gemacht werden. — Bey den Auflösungen der Gesellschaftsrechnung (S. 33 f.) fehlt es wieder an Nachweisung des Grundes, auf welchem das angeführte Verfahren beruhet. Da derselbe höchst einfach ist: so kann er für jeden Schüler des Progymnasiums verständlich entwickelt werden. — Druck und Papier dieser Schrift sind übrigens gut.

Wie der Vf. von No. 2 seine Anleitung zur Regel de tri eine *gründliche* nennen kann, verstehen wir nicht, da nirgends von einem Grunde des angegebenen Verfahrens die Rede ist, sondern alle Rechnungen ganz mechanisch durchgeführt werden. Wird ein solcher blinder Mechanismus nicht handwerksmässige Rechner bilden, welche, den künstlichen Rechnenmaschinen gleich, das Resultat finden, ohne alles Bewusstseyn der Gründe, worauf es beruht? Zuerst werden Multiplications-, dann Divisions-Beyspiele durchgerechnet, welche aber nicht eigentlich wie Divisionen und Multiplicationen, sondern wie Regel de tri-Sätze dargestellt werden, was sie eigentlich gar nicht sind. Hierauf folgen, unter der Aufschrift: *Proportions-Exempel*, eigentliche Regel de tri-Aufgaben, wo denn die Frage: Wenn 9 Pf. 1⅔ fl. kosten, was werden 49 Pf. kosten? ganz ungeeignet so gestellt wird: 9 Pf. — 1⅔ fl. — 49 Pf. — Sollen diese wenige Blätter einigen Nutzen gewähren: so kann dies nur dadurch geschehen, dass ein tüchtiger Lehrer seinen Schülern überall die theoretischen Gründe nachweist, worauf die hier gegebenen, bloss mechanischen Rechenmeister-Operationen beruhen.

Δ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MATHEMATIK.

1) Hannover, in der Helwingschen Hofbuchhandl.: *Die fünf Lehrgänge des Kopfrechnens*, als Hülfsmittel für Lehrer und Lernende. Von *Conr. Friedr. Stang*, Lehrer an der königl. Hofschule zu Hannover. 1820. VIII u. 414 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Essen u. Duisburg, b. Bädeker: *Aufgaben zum Kopfrechnen, in Erzählungen eingekleidet.* 1817. IV u. 86 S. 8. (10 gr.)

3) Leipzig, b. Barth: *Einige Vortheile und Erleichterungen beym Kopfrechnen mit ungebrochenen Zahlen*, nebst einer grossen Menge berechneter Übungsaufgaben, von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule in Magdeburg. 1815. IV u. 216 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. von No. 1 zeigt in dem Vorberichte sehr richtige Ansichten von seinem Lehrgegenstande, welchen er mit sichtbarer Liebe und Wärme behandelt. Eine kurze Einleitung enthält die Entwickelung einiger Vorbegriffe; der *erste* Lehrgang dann das ganz einfache Kopfrechnen; der *zweyte* das Kopfrechnen mit mehrstelligen Zahlen; der *dritte* die Brüche; der *vierte* das Herunterschliessen (eine unschicklich gewählte Benennung für die Aufgaben der Regel de tri), und der *fünfte* Lehrgang die Auflösung der Gleichungen. — Diese sämmtlichen Lehrgänge sind, in gut gewählter Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, durch eine sehr grosse Menge von Aufgaben erläutert, deren jede mit einer ihr entsprechenden Auflösung verbunden ist. – Diese Auflösungen beruhen nicht auf mechanischen Rechnungs-Operationen, sondern gleichen einer fortgesetzten Geistesgymnastik, welche dem Lehrer das Lehren, dem Schüler aber das Lernen unterhaltend und angenehm macht. Jener erkennt aus diesen reingeistigen Entwickelungen die Feinheit und schöpferische Kraft des Verstandes; dieser erblickt sich als Selbsterfinder der verborgenen Wahrheit, und wird ihr immer mit grösserer Liebe zugethan. Wir können daher diese Schrift sowohl für den öffentlichen, als für den Privat-Gebrauch bestens empfehlen. In den Händen eines mit dieser bildenden Methode vertrauten Lehrers wird sie reichliche Früchte bringen. — Alle, bey ihrem Durchlesen gemachten kritischen Bemerkungen können wir hier nicht wiederholen. Wir geben daher nur einige, als Winke für Solche, welche sich der Schrift bey ihrem Unterrichte bedienen. — Die Eintheilung der benannten Zahlen in *einfach benannte* und *sortirte* ist weder allgemein üblich, noch schicklich gewählt. — Bey Erklärung der Brüche (§. 6) sollte bemerkt seyn, dass die Theile der Einheit *gleiche* Theile sind. — Den Ausdruck: *Zig* (S. 5), welchen der Vf. in der ganzen Schrift anstatt *Zehner* gebraucht, wodurch denn die Zehntausende *Zigtausende*, die Zehnmillion *Zigmillion* u. s. f. heissen, müssen wir als unnütz und durchaus unstatthaft missbilligen. — Die Bemerkung (S. 55 §. 23 über das *Einmaleins* hat dagegen unseren Beyfall. — Zum Beweise, wie weit der Vf. seine Schüler im ersten Lehrgange führt, dient folgende Aufgabe: Eine Gärtnerfrau kaufte 7 Pf. Flachs; sie hatte gerade 6 Schock Gurken zu 8 gr., und für 1 gr. Zwiebeln verkauft, und musste dieses Geld dafür geben. Wie theuer war ein Pfund? Antwort? 7 gr. Denn 6 Schock zu 8 gr. kosten 6 mal 8 gr. oder 48 gr., und dazu 1 gr., bringt 49 gr., wofür 7 Pf. Flachs gekauft worden sind. 1 Pf. kostet den 7ten Theil von 49 gr., welches 7 gr. sind. — S. 73 §. 30 sollten die Zahlen, welche zusammengezählt werden, die *zu summirenden* Zahlen oder die *Aggreganden* heissen. — Die Aufgabe (S. 85): Ein Pachter kauft einen Garten für 520 Rthlr., und eine Wiese für 740 Rthlr., wie viel beträgt das Ganze? würden wir schneller so auflösen lassen: 20 Rthlr. und 40 Rthlr. sind 60 Rthlr.; 500 Rthlr. und 700 Rthlr. sind 12 Hundert Rthlr. Folglich ist das Ganze 12 Hundert und 60 Rthlr. oder 1260 Rthlr. Die Schüler an die kürzesten Auflösungsweisen zu gewöhnen, scheint wesentlich für diesen Unterricht. — S. 89 wird bey der Subtraction die kleinere Zahl oder (im Allgemeinen) die abzuziehende Zahl ganz unschicklich der *Abzug* genannt, welches Wort eigentlich die Operation des Subtrahirens bezeichnet. — S. 156 u. 157 sind wohl einige Kennzeichen angegeben, um Zahlen zu finden, mit welchen der Zähler und Nenner eines Bruches ohne Rest dividirt werden kann. Allein die Methode, um das grösste gemeinschaftliche Mass für Zähler und Nenner zu finden, sollte hiebey nicht übergangen seyn, da sie für das praktische Rechnen so interessant ist. — Die Erklärung der *ächten* Brüche (S. 158) als derjenigen, deren Zähler kleiner, als der Nenner ist,

stimmt nicht mit des Vfs. sichtbarem Streben nach Gründlichkeit überein. Sie ist eine blosse Worterklärung, und sollte mit jener Sacherklärung vertauscht werden, nach welcher man erkennt, dass der ächte Bruch kleiner, als die Einheit ist. — Die Divisionsfälle in Brüchen (S. 168 f.) sind recht befriedigend aufgelöst. — Die Aufgabe (S. 173): Wenn 1 Pf. $\frac{1}{2}$ fl. kostet, was kosten $\frac{3}{4}$ Pf.? kann auch noch auf diese (*dritte*) Weise aufgelöst werden: Die $\frac{3}{4}$ Pf. kosten $\frac{1}{2}$ mal $\frac{3}{4}$ fl. Nun ist aber $\frac{1}{2}$ mal $\frac{3}{4}$ offenbar die Hälfte von $\frac{3}{4}$; folglich ist das Resultat $\frac{3}{8}$ fl. — Was der Vf. S. 182 den *Verhältnissanzeiger* nennt, nennt man, nach allgemeiner Annahme, die *Reductionszahl.* — Bey der Addition der Brüche sollte auch der *Grund* des Verfahrens nachgewiesen werden, was ohnediess sehr einfach ist, aber hier nicht fehlen darf. — Die in §. 92 gegebene Regel sollte mit grösserer Klarheit ausgesprochen seyn. — Dieses gilt auch von der Vorschrift in §. 94, worin man ausserdem auch den Grund des Verfahrens vermisst. — Der *vierte* Lehrgang führt die Überschrift: *Herunterschliessen*, weil etlichemal weniger Waare auch ebenso vielmal weniger Geld kosten. Diese Benennung ist unschicklich gewählt, und dieses um so mehr, als den grössten Theil dieses Abschnittes die Aufgaben der Regel de tri bilden, wobey denn auch häufig ein *Hinaufschliessen* Statt findet. — §. 109 ist nicht erklärt, worin die Gleichheit der Verhältnisse besteht. Auch fehlt der so nöthige Begriff des Exponenten. Dabey sagt der Vf. sehr undeutlich: „Zwey gleiche Verhältnisse nennt man eine Proportion,“ denn so lange die gleichen Verhältnisse noch getrennt sind, bilden sie keine Proportion. — Der wichtige, so leicht zu beweisende Satz, dass das Product der beiden äusseren jenem der beiden mittleren gleich seyn muss, ist (S. 255) nur historisch erzählt, aber nicht gründlich erwiesen. — Sehr leicht hätte der Vf. alle diese Hauptsätze der Proportionen (§. 111 u. 112) aus der früheren Lehre von den Brüchen ableiten können. Dieser Lehrgang ist, seiner wissenschaftlichen Begründung nach, der schwächste der ganzen Schrift, übrigens aber sehr reichhaltig an praktischen Übungen der Thara-, Gewinn- und Verlust-, Zins-, Gesellschafts- und Vermischungs-Rechnungen. — In §. 117 ist der Begriff einer Wirkung sehr unbefriedigend erklärt. Überhaupt sollte hier der Unterschied zwischen dem *geraden* und *umgekehrten* Verhältnisse genau entwickelt, und durch Beyspiele erläutert werden, weil hieraus die Auflösungen der Regel de tri-Aufgaben so sehr einleuchtend hervorgehen. Sogleich in der ersten Aufgabe des §. 118 hätte der Vf. Gebrauch davon machen können. — Einige Auflösungen dieses Abschnittes sind allzu lang gedehnt, z. B. jene S. 298, welche wohl kürzer gefasst werden kann. — In dem *fünften* Lehrgange, welcher von den Gleichungen handelt, stösst man in §. 125 auf unrichtige Bestimmungen, indem nicht alle *allgemeine* Zahlausdrücke auch *unbekannte* Grössen sind. — Was im folgenden §. von bejahenden und verneinenden Grössen gesagt wird, ist höchst unbefriedigend, und könnte doch sehr einfach und populär entwickelt werden. — Die hier aufgelösten Aufgaben nehmen meist den Gang der gewöhnlichen algebraischen Methode, und sind in sofern nur ein im Kopfe ausgeführtes Tafelrechnen. So folgt z. B. die erste Aufgabe genau diesem algebraischem Gange. Die Gleichung ist: $4x + 400 = 700$; folglich: $4x = 700 - 400 = 300$, und endlich $x = 300 : 4 = 75$. Es würde diese Auflösungen sehr erleichtern, wenn man anstatt der oft wiederkehrenden Worte: *die unbekannte Grösse*, den Buchstaben x nennte. — Unter der Aufschrift: *Vermischte Aufgaben*, fanden wir mehrere sehr wohl gelungene Auflösungen, welche einen schönen Beweis geben, wie weit man es hier in dem Kopfrechnen bringen kann. Doch werden es wohl nicht alle Schüler einer aus 30 bis 40 Zöglingen bestehenden Classe so weit bringen. Eben dieses gilt von den *Zugabe-Exempeln* dieser im Ganzen recht empfehlungswerthen Schrift.

In No. 2 erhalten wir eine Sammlung von 800 Aufgaben zu Übungen im Kopfrechnen, ohne beygefügte Auflösungsweisen. Sie sind theils in einfachere Fragen aus dem Kreise des bürgerlichen Lebens, theils in etwas grössere Erzählungen eingekleidet, und der Schüler muss nun, entweder aus eigener Kraft, oder durch Beyhülfe des Lehrers, jene arithmetischen Operationen auffinden und ausführen, welche die Auflösung fodert. — *Wie* dieses geschehen müsse, ist hier nicht angedeutet, da es eine blosse Beyspielsammlung seyn soll. Die Einrichtung ist so getroffen, dass die Blätter der Schrift nur auf einer Seite gedruckt sind, damit die Rechnungsexempel auf dünne Pappe gezogen, und unter mehrere Schüler, nach Massgabe ihrer Fähigkeit, vertheilt werden können. Das sogenannte Facit ist, nach Ordnung der Nummern, am Ende beygefügt. Da die Aufgaben sich über vielerley Rechnungsfälle erstrecken, und auch meist wohl gewählt sind: so müssen wir die Brauchbarkeit derselben anerkennen, welche aber noch erhöht worden wäre, wenn diese Aufgaben nach den zusammengehörigen Operationen der Arithmetik und in diesen wieder nach einem allmähligen Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren geordnet worden wären. Druck und Papier sind gut.

No. 3 giebt allerley Rechnungsvortheile für das Kopfrechnen, welche man auch nach Belieben für das sogenannte Tafelrechnen benutzen kann. Sie erstrecken sich über die vier Rechnungsarten in benannten Zahlen, auf die Regel de tri, auf die Rechnung mit Dreyern, mit Dutzenden, Schocken, Wispeln, Vierteln, Metzen u. s. f. Nach genauerer Prüfung der Ausführung dieser Vortheile müssen wir diese Schrift für sehr empfehlenswerth erklären. Die meisten sind wahrhafte *Vortheile* zu nennen, und der Übungsbeyspiele sind so viele, dass dieselben auch hinreichend eingeübt werden können, worauf es bey allem Rechnen hauptsächlich ankommt. Über die einzelnen Vorschriften des Vfs. theilen wir folgende Bemerkungen mit. — Anstatt der Regeln in §. 6 würden wir *diese* geben: Da 20 so viel, als 2 Zehner,

und 40 so viel, als 4 Zehner ist: so muss 20 + 40 so viel, als 2 Zehner und 4 Zehner, d. h. 6 Zehner oder 60 betragen. — Ähnliches gilt von den Auflösungen in §. 6, 7 und 8. — Um 8 von 45 abzuziehen (S. 15), würden wir die Regel geben: 8 von 15 bleibt 5, welche mit dem um 1 verminderten Zehner den Rest 55 giebt. — Der Abzug der Zehner von Zehnern (S. 14) wird offenbar erleichtert, wenn man dem Schüler sagt: 50 von 50 wegnehmen, heisst 3 Zehner von 5 Zehnern nehmen, wodurch offenbar 2 Zehner, d. h. 20. übrig bleibt. — Leichter ist die Auflösung (S. 27), wenn man sagt: 5 mal 16 ist so viel, als 5 mal 10 und 5 mal 6, d. h. so viel, als 50 und 30; folglich 80. — S. 31 ist die Darstellung: $39 \times 8 = 312 \times 4 = 1248$ fehlerhaft. — Von der Regel S. 35 §. 1 sollte der Grund nachgewiesen seyn, da durch dieses Verfahren die Decimalbrüche entstehen, welche von so grosser Wichtigkeit sind. — Die S. 61 angegebene *Verwechselung* der Benennungen würden wir nicht empfehlen, da dieselbe gar nicht nöthig ist. Denn wenn 1 Pf. 17 gr. kostet, so müssen 24 Pf. 17 mal mehr kosten. Aber 17 mal 24 gr. ist so viel, als 17 Rthlr. — Dem S. 143. §. 7 erwähnten *siebenten* Vortheile würden wir noch diesen *achten* beyfügen: Wenn 3 Pf. 9 Rthlr. kosten, so werden 17 Pf natürlich 17 : 3, d. h. $5\frac{2}{3}$ mal mehr, d. h. 5 mal 9 und $\frac{2}{3}$ mal 9 oder 45 und 6, somit 51 Rthlr. kosten. — Die Beschränktheit des Raumes gebietet uns, diese Bemerkungen hier abzubrechen. Wir schliessen daher mit dem Wunsche, dass vorstehende drey Schriften zur Verbreitung des gründlichen Kopfrechnens in den Schulen gute Aufnahme finden mögen.



Wittenberg, b. Rübener, u. Züllichau, in Comm. b. Darnmann: *Rechenlehre, als Stoff zur ersten Übung im Denken.* Von *G. F. Marsch.* 1819. IV u. 188 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

2) Hamburg, b. Perthes: *Anleitung zum praktischen Rechnen, nebst einer Erklärung der Hamburger Geld- und Wechsel-Course.* Von *C. W. W. Scott,* Dr. der Philos. u. s. w. 1818. VIII u. 228 S. 8. (12 gr.)

No. 1 ist eine im Ganzen recht brauchbare Anleitung zum Kopf- und Ziffer-Rechnen für die ersten Anfänger. Die vier Rechnungsarten in reinen und in benannten Zahlen, die Lehre von den gemeinen Brüchen und die theoretischen und praktischen Proportionsrechnungen, Alles durch sehr viele Beyspiele und Übungsaufgaben erleichtert, bilden den Umfang dieser Schrift. Sie ist, nach des Vfs. Äusserung, das Werk der ehemaligen höheren Bürgerschule (jetzt Seminarschule) zu Potsdam. Alle Aufgaben sind von diesen Schülern aufgelöset und niedergeschrieben, mehrere von ihnen selbst erfunden, und nur wenige aus anderen Büchern entlehnt worden. Für Solche, welche zur höheren Arithmetik Anleitung wünschen, hat der Vf. noch einen zweyten Theil dieser Schrift versprochen. So empfehlungswerth aber diese Rechenlehre auch im Allgemeinen ist, da überall aus ihr der Geist einer guten Lehrmethode hervorleuchtet, und der Zögling sowohl zum gründlichen Kopf-, als auch zum Ziffer-Rechnen Anleitung bekommt: so herrscht doch bisweilen eine allzu grosse Weitläuftigkeit in der Darstellung, und der naturgemäse Stufengang vom Einfachen zum allmählig Zusammengesetzteren ist nicht immer befolgt. Folgende Bemerkungen mögen zum Belege dienen.

In der *ersten* Übung kommt auf Fragen, wie diese: Wenn zu 10 Kindern noch 3 kommen, wie viele sind es nun? sogleich folgende: Wie viele Hände haben diese 7 Kinder mehr, als 10 Hände? Oder: 7 Kinder erheben ihre Hände, das 8te Kind erhebt nur die rechte Hand; wie viele Hände sind diess mehr, als 10 Hände? Oder: Wie viele Kinder müssten noch zu 5 Kindern kommen, wenn man 8 Augen mehr, als 10 zählen wollte. — Offenbar sind solche Fragen hier nicht an ihrer Stelle; um so mehr, als weiter unten (S. 4) wieder allzu einfach gefragt: Wenn noch ein Kind mehr auf dieser Bank säse, als jetzt, wie viele Kinder wären dann darauf: — Ferner ist die Frage (S. 6): Gestern waren unter den 16 Kindern 10 fleissige; ich beschenkte jedes fleissige mit einer Blume. Heute sind nur 7 fleissige, und ich beschenke jedes dieser fleissigen mit zwey Blumen; wie viel habe ich heute mehr oder weniger Blumen an die fleissigen Kinder geschenkt? — bey weitem zusammengesetzter, als viele andere, welche erst S. 7 f. folgen. — Wenn die ersten sieben Übungen gehörig durchgeführt und wiederholt worden sind: so bedarf es der S. 10 und 11 angeführten Striche nicht mehr, sondern nur der Worte: Eins, Zwey, Drey u. s. f., da den Schülern die Bedeutung dieser Worte nun gewiss geläufig ist. — Eben dieses gilt auch von S. 12. — Die Bedeutung von 10 als *zehn* sollte S. 13 fasslicher erklärt seyn. — S. 23 fehlt die Anweisung zur Auffindung der verlangten Summe. — S. 29 sollte den Schülern bemerkt werden, warum wir auf *Zehn* zählen; was der *Zifferwerth* und der *Stellenwerth* jeder Ziffer in einer mehrzifferigen Zahl ist, und dass man auch auf *Zwey* oder auf *Zwölf* u. s. f., hätte zählen können. — Die Auseinandersetzung der Addition (S 33) ist allzu weitläuftig, und eben dadurch weniger verständlich. — Die S. 38 erklärte Multiplication ($10 \times 4 = 40$) durch: 4 mal 0 ist 0, und 4 mal 1 ist 4, erscheint unzweckmässig, da der Schüler nun schon längst weiss, dass 10 so viel, als 1 Zehner ist. Daher muss 10 mal 4 natürlich 4 Zehner geben, welches man durch 40 bezeichnet. — Ähnliche Bemerkungen könnten wir auch über die Darstellung der Bruch- und Verhältniss-Rechnung machen, müssen aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier abbrechen, und uns damit begnügen, die Lehrer darauf aufmerksam gemacht zu haben. Diese werden solche kleinere und grössere Unvollkommenheiten leicht verbessern, und um so lieber zur Verbreitung dieser Schrift beytragen, als ihr Ertrag einer durch den letzten Krieg zerrütteten Schule edelmüthig gewidmet ist.

No. 2 ist mehr dem Zifferrechnen, als dem Kopf-

rechnen gewidmet. Die darin vorgetragenen Gegenstände sind: Ganze Zahlen, gemeine und Decimal-Brüche, Verhältnisse und Proportionen, nebst ihrer praktischen Anwendung, dann Geld- und Wechsel-Course, und hierauf gegründete mannichfaltige Rechnungen, sodann vermischte Aufgaben, und endlich mehrere Hülfstabellen zum praktischen Rechnen. — Durch die in dieser Schrift herrschende Ordnung und Klarheit der Darstellung erhebt sie sich über die grosse Zahl der gewöhnlichen Anleitungen zur Arithmetik, und verdient, den besseren Compendien dieser Art beygezählt zu werden. Auch fehlt es nicht an vielfachen praktischen Beyspielen zur nöthigen Übung der Schüler. Obwohl nun der Vf. seine Schrift eine Anleitung zum *praktischen Rechnen* nennt: so darf, nach unserer Ansicht, auch das praktische Rechnen nicht ohne Einsicht in die Gründe des Verfahrens seyn, wenn es nicht ein bloss mechanisches seyn soll. Der Vf. scheint dieselbe Überzeugung zu hegen, da er zu Anfange der Vorrede sagt: Ohne Überlegung und Nachdenken ist kein Rechnen möglich. Aus diesem Gesichtspuncte beurtheilt, bietet uns dieses Lehrbuch Stoff zu kritischen Bemerkungen dar, von denen einige als Winke für die Lehrer folgen sollen, welche sich desselben bey ihrem Unterrichte bedienen. — Nachdem der Vf. S. 4 folgendes Schema:

$$\begin{matrix} d & c & b & a \\ 1 & 1 & 1 & 1 \end{matrix}$$

hingestellt, und bemerkt hat: die 1 unter *d* gilt 10mal so viel, als die 1 unter *c*; die 1 unter *c* gilt 10 mal so viel, als die 1 unter *b* u. s. f., fügt er nun hinzu: Hieraus *folgt* ganz allgemein: eine jede Ziffer gilt zehnmal mehr, wenn sie eine Stelle weiter links steht. — Was der Vf. hier als *Folge* aufführt, ist eigentlich als *Grund* zu betrachten. Denn der *willkührliche Satz* unseres decadischen Systems, vermöge dessen jede Ziffer, welche einer anderen zur Linken steht, durch diese Stelle einen 10 mal höheren Werth hat, ist der *Grund* dessen, dass die 1 bey *b* zehnmal mehr, als jene bey *a* gilt u. s. w., dieses Letzte aber sodann eine *Folge* davon. Überhaupt wäre es sehr zweckmässig gewesen, wenn der Vf. die beiden willkührlichen Annahmen, worauf unsere zehntheilige Arithmetik beruht, den Anfängern recht klar entwickelt, und zugleich gezeigt hätte, wie auch *andere* Zahlensysteme möglich seyen, und was überhaupt zur Aufstellung eines solchen Systems erfodert werde. — Auch der praktische Rechner soll eine recht klare Einsicht in den Grund haben, auf welchem am Ende alle Auflösungen seiner Aufgaben beruhen. — Bey den S. 38 f. vorkommenden Abkürzungen für das Multipliciren und Dividiren sollte der Grund des Verfahrens nachgewiesen seyn, was sehr leicht aus den Grundsätzen unseres decadischen Gesetzes der Zahlen geschehen kann. — Der Erklärung des Bruches (S. 42) als des Theils einer Sache oder irgend eines Ganzen, fehlt es an der nöthigen Präcision. Die Erläuterungen dieses Begriffes verbessern übrigens diese Unvollständigkeit wieder. — Die Entstehung und Eigenschaften der *Decimalbrüche* würden fasslicher und gründlicher dargestellt worden seyn, wenn sie aus dem Decimalgesetze der ganzen Zahlen abgeleitet worden wären. — Der Verwandlung gemeiner Brüche in zehntheilige (S. 71) fehlt es wieder an scharfer Begründung, welche so höchst einfach ist. — Eben dieses gilt von den Multiplications- und Divisions-Fällen in diesen Brüchen, welche, des Vfs. Bemerkung ungeachtet, nicht ohne Beweise dastehen sollten. — Dass der Vf. die Aufgaben der Regel de tri (S. 87 f.) nicht auf die zuvor entwickelte Lehre von den Verhältnissen und Proportionen gegründet hat, verdient im Allgemeinen keinen Tadel. Demungeachtet können wir mit des Vfs. Darstellung (S. 88) nicht zufrieden seyn. Das Beyspiel: Wenn 9 Pf. Kaffee 2 Rthlr. kosten, was werden 49 Pf. desselbigen Kaffees kosten? wird so gestellt, dass (nach Regel 1 — 3) der Ansatz dieser ist: 9 Pf. : 2 Rthlr. = 45 Pf. : x Rthlr. Auf diese Weise wird zwar der Werth von x (durch Regel 5) richtig gefunden; allein der Schüler weiss nicht warum. Sagt man ihm dagegen, die 45 Pf. werden so viel mehr, als 2 Rthlr. kosten müssen, so viel mal grösser sie sind, als 9 Pf.: so erkennt er deutlich, dass sich hier die 9 Pf. so zu den 45 Pf. verhalten müssen, wie sich die gegebenen 2 Rthlr. zu den zu findenden Rthlrn. verhalten, und er überzeugt sich von der Richtigkeit des Ansatzes: 9 Pf. : 45 Pf. = 2 Rthlr. : x Rthlr., und hiedurch auch zugleich davon, dass $x = \frac{45}{9} \times 2 = \frac{45 \times 2}{9} = 10$ Rthlr. ist. Die sehr bequemen Regeln zur Auflösung *aller* Fälle der (geraden und verkehrten) Regel de tri sind daher diese: 1) Bey jeder Regel de tri müssen zwey Sätze unter sich, und der dritte muss mit dem zu findenden vierten gleichartig seyn. 2) Dieser dritte giebt das *dritte* Glied in dem Ansatze. 3) Nun untersucht man durch eine kleine Überlegung, ob das zu findende vierte Glied grösser oder kleiner, als das gegebene dritte werde, was sehr leicht aus der Natur der Frage erhellt. 4) Im *ersten* Falle (von 3) wird der *kleinere* der beiden gleichartigen Sätze (in 1) zuerst, und dann der *grössere*; im letzten aber wird der *grössere* zuerst, und dann der *kleinere* gesetzt. Die fernere Auflösung ist dann die bekannte. Die ersten *sieben* Aufgaben des §. 36 (S. 92 f.) sind ohne Noth durch die Regel de tri aufgelöst, da eine blosse Multiplication und Division schon zur Bestimmung des Unbekannten ausreicht. Der einfachste Weg ist dem zusammengesetzteren immer vorzuziehen. — Wenn die Aufgaben der Regel de tri nach der so eben mitgetheilten Vorschrift behandelt werden: so bedarf es der in §. 37 erwähnten *umgekehrten* Regel de tri nicht mehr. — Die Kettenregel (S. 104) ist ebenfalls bloss mechanisch vorgetragen worden. — Die nun noch folgenden praktischen Rechnungen sind durch wohlgewählte Beyspiele erläutert. — Druck und Papier dieser, im Ganzen recht brauchbaren Schrift verdienen ebenfalls unseren Beyfall.

Δ

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

Leipzig, im Verlage der Dykschen Buchhandlung: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte.* Dreyssigster Band. Erstes Stück. (*Neue Sammlung.* Sechster B. Erstes Stück.) 1822. 186 S. 8. Zweytes Stück. 1822. Mit fortlaufenden Seitenzahlen bis S. 369. (Jedes Stück 18 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1821. No. 81—85.]

1 St. *Über die Wirksamkeit der Rinde des Granatapfelbaums (Punica granatum), von Hn. P. Breton,* mitgetheilt durch Dr. *Roget.* Glückliche Wirkung der Abkochung frischer und getrockneter Rinde, und des Pulvers der letzten, da *Flemings* Beobachtungen (s. unsere Rec. a. a. O. S. 261) nur das Decoct der frischen Rinde betreffen. — *Von der Wirksamkeit der Rinde der Swietenia febrifuga, als eines Surrogats der Cinchonarinde, von P. Breton,* mitgetheilt von Dr. *Roget.* (Was sind S. 19 die *Kromblätter,* welche in Ostindien mit Brod und Milch zu antiseptischen Umschlägen gebraucht werden?) Von dem Vf. sowohl, als anderen englischen Wundärzten, Beyspiele ihrer Wirksamkeit gegen Brand, innere Vereiterung (besonders merkwürdig scheint Rec. der dritte Fall), nachlassende Fieber, *cholera* u. s. w. Das Extract der Rinde (nicht der Wurzel, welche mehr dem *catechu* verwandt zu seyn scheint) ist dem *gummi kino* sehr ähnlich. — *Fr. Corbyn, über die epidemische krankhafte Cholera, welche neulich in Indien und anderen angrenzenden Ländern und Inseln, und auf der See geherrscht hat.* Sie begann im Aug. 1817 zu Jissone, etwa 100 (englische?) Meilen nordöstlich von Calcutta, welches sie Anfangs Septembers erreichte, und sodann weit und breit viele Verwüstungen anrichtete, indem sie nicht überall zu gleicher Zeit erschien, sondern wenn sie einen District verlassen hatte, bald in einem anderen sich zeigte; ein Jahr nach ihrem ersten Erscheinen zu Calcutta erreichte sie Bombay. Während dieser Zeit machte sie in weniger, als zwey Jahren, grosse Fortschritte nach Osten und Süden, auf der ganzen Küste von Coromandel, von da aus nach Ceylon, Siam, Malacca, längs der Strasse von Sunda nach China, in der Folge nach St. Maurice (Isle de France), auf Fahrzeugen, sowohl im Hafen, als auf der See; daher wurde es Pflicht, bey dieser Ausdehnung und den raschen Fortschritten Europa vor deren naher Gefahr zu warnen. Auffallend war, wie in der Folge erwähnt wird, der bey den Eingeborenen unendlich grössere Grad von Sterblichkeit, als bey den Europäern, wobey allerdings Nebenursachen viel mitwirkten. Das Erbrechen und der Abgang durch den Stuhl von wässeriger Materie fanden ohne Ausnahme Statt. Die Abwesenheit von galligter Flüssigkeit im Magen und Zwölffingerdarme war ebenfalls besonders bewährt, und deren Wiederkehr als eine günstige Prognose anzusehen. Nach den ersten Zufällen der Krankheit, wässerigem Laxiren, Mattigkeit, Betäubung in den Extremitäten, Kopfschmerz, Durst u. s. w., erfolgten schleimiges Erbrechen, und sodann heftige Krämpfe; auf das Erbrechen und Laxiren sinkt der Puls, die äusseren Gliedmassen werden kalt, die Augen entzünden sich, das Gesicht drückt die höchste Angst aus, der Kranke klagt über grosse Hitze im Magen, und verlangt unaufhörlich kaltes Getränk; dabey keine Spur von Galle, weder von oben, noch unten, sondern bey vermehrtem Stuhlgange nur die oben erwähnte Flüssigkeit, mit einer, geronnenen, Eyweiss ähnlichen Materie vermischt. Bey der Epidemie in der Centralabtheilung der Armee traten die Krämpfe vor dem Erbrechen und Laxiren ein, waren stets von tonischer Art, und stiegen von den Zehen und Unterschenkeln aufwärts, wobey, wenn sie die Brust erreichten, die Zufälle des Athmens aufs Höchste stiegen. Im Allgemeinen verlässt vor dem Tode den Kranken aller Schmerz und Krampf, ausser bey denen, wo die Krankheit anfänglich besiegt zu seyn schien. Die Leichenöffnungen zeigten den Magen und die Gedärme nicht von Luft, sondern fast durchaus von einer halbflüssigen Materie, ungeheuer ausgedehnt, nicht sehr von Blute aufgetrieben, aber nicht so feucht und platt, als im gesunden Zustande; die Leber sehr gross, von Blute strotzend, und von diesem auf der convexen Fläche an einer Stelle eine beträchtliche Ergiessung; die Gallenblase über den Rand hervorragend, voll sehr dunkeler Galle, die Gallengänge frey; den Magen mit halb verdauter Nahrung unermesslich angefüllt; das in den dünnen Gedärmen Enthaltene von Galle dunkel gefärbt, das in den dicken glich den vor dem Tode durch den After erfolgten Ausleerungen von weissli

cher Farbe, nebst Stücken eines Bandwurms; die Harnblase ganz leer und zusammengeschrumpft; die Lungen sehr zusammengefallen, den linken Flügel mit mehreren schwarzen Flecken bezeichnet; im Herzbeutel keine Flüssigkeit. Bey den Europäern fehlten die schwarzen Flecken in den Lungen; der Magen und die Gedärme waren bloss sehr von Winden ausgedehnt, und die Venen an der Aussenseite desselben, sowie die des Mesenteriums und Mesokolons, wie die Leber von Blute strotzend. — Über das Contagiöse dieser Krankheit waren die Meinungen getheilt, stimmten aber meistentheils *für* dasselbe. — Die von dem Vf. angewandten Heilmittel bestanden in 20 Gran gepulvertem Kalomel, welche mit 60 Tropfen Laudanum und 20 Tropfen Pfeffermünzöl in 2 Unzen Wasser hinuntergespült wurden; im früheren Stadium reichliches Blutlassen; Unterstützung der Körperwärme durch äussere Hitze, heisse Bäder und heisse Reibungen, und innerlich durch herzstärkende Mittel. Den Erfolg dieser nach Verschiedenheit der Umstände modificirten Heilart bestätigen die Berichte der Ärzte aus den angegriffenen Gegenden und des medicinischen Collegiums zu Bombay; insonderheit ist der letzte sehr merkwürdig, und äussert sich dahin, dass diese Krankheit nicht bloss ihrem Wesen nach von den bisher beobachteten verschieden, sondern in Beziehung auf einige, gewöhnlich mit ansteckenden Krankheiten verbundene, wesentlichere Charaktere einzig in ihrer Art sey. — *M. A. Desmoulins, von dem Zustande des Nervensystems in Beziehung auf sein Volumen und seine Masse in dem nicht senilen Marasmus, und von dem Einflusse dieses Zustandes auf die Veränderungen der Nerven.* Die übermässige Reizbarkeit des Nervensystems nach hitzigen und chronischen Krankheiten wird gemeiniglich der durch Ausleerungen herbeygeführten und nicht wieder ersetzten Erschöpfung der Gewebe und Säfte derselben zugeschrieben, wodurch das Nervensystem an der Abmagerung der anderen Gewebe Theil nehme. Der Vf. mass bey jungen und erwachsenen Kranken, bey denen er einen tödtlichen Marasmus als Folge von Entzündungen der Brust- und Bauch-Eingeweide voraussah, gleich Anfangs den Umfang und die Capacität des Schädels, und fand nach dem Tode beide unverändert; er machte mit einzelnen Gehirntheilen aus diesen und den Leichen an anderen Krankheiten verstorbener, noch nicht abgemagerter Personen hydrostatische Versuche, die mit einander übereintrafen, sowie in beiderley Fällen das nämliche Verhältniss an den Rückenmarksnerven, den Ganglien des grossen sympathischen Nerven und deren Zweigen Statt fand, und folglich im Marasmus vorzüglich das Muskelsystem leidet, und zugleich die Contractilität geschwächt ist, während die sensitiven Functionen am öftersten von übermässiger Activität zeugen. Die Abnahme des Volumens des Gehirns im Greisenalter ist als eine Folge der veränderten Nutrition in seinem Gewebe zu betrachten. Bey bejahrten Personen ist die Proportion zwischen den Haupt- und Neben-Stämmen der Nerven weniger gleich, als bey jüngeren. Auch nehmen die gleichsam zurückgezogenen und ausgetrockneten Rückenmarksnerven in diesem Canale weniger Raum ein, da doch das Gehirn die Schädelhöhle gänzlich ausfüllt, und unter dem ganzen nervösen Apparate bey übrigens gleicher Schwächung desselben, wie aller übrigen Nerventheile durch das Alter, allein seine Integrität behalten zu haben scheint. — Sobald das Volumen des Gehirns beym Greise abnimmt, verliert es auch am specifischen Gewichte, und die Fibern werden härter und zusammenhängender. Diese drey Data scheinen mit der sinkenden Nutrition in allen übrigen Theilen des Nervensystems gleichen Schritt zu halten. Anwendung des *Cuvier*'schen Satzes, „dass die Nervenfunctionen um so stärker sind, je mehr sie von dem Agens oder Nervenfluidum, dem Producte der Secretion, haben," besonders auf den Muskelapparat. — Folgen des Übermasses der Nerventhätigkeit auf die übrigen Functionen, weil das Nervensystem der Einwirkung der Reize an Intensität und Schnelligkeit mehr ausgesetzt ist u. s. w. — In der Erklärung des Zurückweichens der Wände des Schädels mit dem Gehirne in alten Personen können wir dem Vf. nicht folgen. Die bey jüngeren Personen erhaltene Integrität des Nervensystems hängt von dem Zusammentreffen zweyer Ursachen ab: der Langsamkeit der nutritiven Regungen, welche der Ernährung im Knochensysteme analog zu seyn scheint, und der anhaltenden Eigenthümlichkeit, aus den organischen Flüssigkeiten das Materielle zum Ersatze und Unterhalte zu nehmen. Durch übermässige Nutrition scheinen sogar die Nervenorgane die Masse vermehren zu können, während die übrigen durch Absorption ihrer integrirenden Theilchen erschöpft werden. — Praktisch-medicinische und therapeutische Folgerungen. Man schreibe den Medicamenten weniger specifische Eigenschaften zu, und überzeuge sich mehr, dass in den Organen ohne die Thätigkeit der dieselben belebenden Kräfte nichts geschieht, und dass die Heil- und Vorbauungs-Methoden durch excitirende Mittel einzig in der Anwendung und Bestimmung dieser Kräfte liegen; bediene sich bey den vom Marasmus Genesenden nicht sowohl der sogenannten Antispasmodica, sondern suche dem Muskelsysteme und den Organen der Assimilation durch passendes Verhalten und schickliche Körperbewegung zu Hülfe zu kommen, und so das Gleichgewicht zwischen den bewegenden und sensitiven Kräften durch Wiederhervorrufung der primitiven Mischung wieder herzustellen. „Wer die Nerven heilen will, der übe die Muskeln, und sey langsam in der Bestimmung des Verhaltens, aber man glaube nicht mehr an die Wirksamkeit der antispasmodischen oder Nerven-Mittel und aller pharmaceutischen *arcana.*" — *A. L. S. Lejeune, über die medicinischen Kräfte mehrerer einheimischen Pflanzen. Narcissus Pseudonarcissus* in Pulver gegen die Ruhr und die derselben ähnlichen Schleim- und Nerven-Fieber. Nach der secundären Wirkung derselben und den von *Orfila* an Thieren damit angestellten Versuchen scheint eine,

obgleich durch die chemische Analyse nicht auszumittelnde, dem Morphium ähnliche Substanz darin zu liegen. Im Keuchhusten ist ihre Wirksamkeit noch nicht hinlänglich bestimmt. Ein einzelner Fall einer dadurch geheilten *incontinentia urinae*, wo sie wegen einer dazu gekommenen Ischurie angewandt wurde. *Prunus padus*. Aufguss der Bläter als Palliativ in der tuberculösen Schwindsucht; noch merklichere Wirkungen in Krankheiten des Herzens und seines Anhanges, wahrscheinlich der Blausäure zuzuschreiben. *Coronilla varia*, von Einigen für giftartig gehalten; das Extract davon heilte durch vermehrten Abgang des Harns eine von unterdrückter Transpiration entstandene Leukophlegmasie, leistete aber beym Hydrothorax nichts. *Galeopsis cannabina*, in chronischen Affectionen der Schleimhaut der Respirationswege am meisten wirksam, und in der Gegend der Ardennen längst als Hausmittel im wässerigen Decocte der ganzen Pflanze, allein, oder mit gleichen Theilen Milch versetzt, gebräuchlich, auch in der von *Pinel adéno-méningée* genannten Phlegmasie der Schleimhäute der gastrischen Organe des Unterleibes von Nutzen. — *Wilh. Henr. Porters Fall von Cynanche laryngea, in welchem der Luftröhrenschnitt und das Queckfilber mit Erfolg angewendet worden.* Ein ungefähr 30jähriger Mann bekam ohne merkliche Veranlassung in der Mitte des Decembers Heiserkeit, und bald nachher Beschwerden beym Athmen, welche weder durch Blutlassen, noch Blasenpflaster erleichtert wurden, sondern als man deren drey an verschiedenen Stellen aufgelegt hatte, bekam er in der Nacht heftigen Brustschmerz, der erst am anderen Morgen, 2 Febr., als er ins Hospital gebracht worden war, nach einem starken Aderlass an beiden Armen (schon vorher hatte er einen Bolus mit 10 Gran Kalomel bekommen) entfernt wurden. Nach zwey Stunden machte man die Operation mit glücklichem Erfolge, gab denselben Tag noch zweymal die nämliche Dosis Kalomel, und so auch die folgenden Tage über, doch so, dass die Menge desselben in der Folge sehr vermindert, und es mit Opium und Spiessglanz versetzt wurde; die Öffnung wurde in einigen Tagen bis auf ¾ Zoll verlängert; je mehr das Quecksilber durch den Mund wirkte, desto mehr schritt im Ganzen die Besserung vorwärts, so dass der Kranke am 1 März völlig geheilt entlassen wurde, und seitdem sich weit besser, als vor der Operation, fühlt. — Heftige Blutausleerungen lassen nur bey acuten Kehlkopfentzündungen Nutzen erwarten, wovon vielleicht die durch dieselben bey diesem Kranken beym Eintritte ins Hospital verspürten Zufälle Vorläufer waren. Noch ungünstiger muss man von den Blasenpflastern sowohl in der acuten, als chronischen Form der Krankheit urtheilen; höchstens kann man sagen, sie werden nutzlos seyn. Über den von der Operation zu erwartenden Erfolg: hat schon Ergiessung in die Bronchialzellen Statt gefunden, welches in acuten Fällen sehr schnell geschehen kann: so erleichtert sie höchstens das Athmen; bey angegriffenen Lungen wirkt sie bloss palliativ; vermittelst dieser Ansichten kann sie, nach richtig erkanntem Wesen der Krankheit, nicht früh genug, und vielleicht bloss als Vorbauungsmittel, angewandt werden. Bey chronischen Affectionen ist der rasche Gebrauch des Quecksilbers, nach Massgabe in Verbindung mit anderen Mitteln, das vorzüglichste, selbst in den ungünstigen Fällen zur Erleichterung. — *Klinische Beobachtungen*, von *N. Ansiaux* (Fortsetzung des im 4 Stücke des vorigen Bandes abgebrochenen Aufsatzes).

II St. *Magen- und Darm-Krankheit mit gallertartiger Auflockerung bey Kindern*, von *J. Crüveilhier*. Die gewöhnliche Ursache liegt im zu frühen und unvorsichtigen Entwöhnen bey einer überhaupt zu Krankheiten geneigten Herbstwitterung; ihre Hauptsymptome sind gelinder, grüner, sehr häufiger Durchfall oder schleimiges oder gallichtes Erbrechen; brennender Durst, sehr schnelle Abmagerung, ausserordentliche Niedergeschlagenheit der Kräfte, zerstörtes Gesicht, leichte Schlaftrunkenheit, von Schreyen und Krämpfen unterbrochen, langsamer und unregelmässiger Puls, Kälte der Extremitäten; die Leichenöffnung zeigt eine gallertartige Auflockerung des Magens und der Därme, mit oder ohne Durchbohrung derselben. Man schreibt anfänglich den Durchfall anderen Ursachen, z. B. dem Zahnen oder Würmern, zu, und behandelt ihn dem zufolge, wobey die Symptome immer zunehmen. Diese erste Periode dauert zuweilen bis 2 Monate, ehe sie in die zweyte, am Ende nach 8 — 14 Tagen tödtliche, übergeht. Das Gehirn, der Magen und die Därme sind unter allen Organen die einzigen, welche der Erweichung bis zur Desorganisation fähig sind, nämlich einer umschriebenen Erweichung, welche im Gehirne durch Vermischung des Blutes mit der Gehirnsubstanz entsteht. Die gallertartige Auflockerung geht allezeit von Innen nach Aussen, indem Anfangs bloss die Fasern durch einen gallertartigen Schleim von einander getrennt, in Kurzem aber selbst angegriffen, halb durchsichtig werden, und endlich dergestalt verschwinden, dass das erweichte Organ einer durchsichtigen Gallerte gleicht; nun werden die desorganisirten Theile nach und nach weggenommen, und was davon übrig bleibt, erscheint verdünnt. Bey der dadurch bedingten Durchbohrung, die im Magen allezeit am grösseren Ende erfolgt, zeigte der veränderte Theil und dessen Umgebungen weder Veränderung der Farbe (doch wird in der Folge einer Schwärze der umher befindlichen Gefässe gedacht), noch Anfüllung der Gefässe oder brandartigen Geruch. In diesem Allen lässt sich eine krankhafte Reizung nicht verkennen, welche einen wiederholten Zufluss weisser Flüssigkeiten zur Folge hat, die ohne Zweifel zur Aushauchung bestimmt sind, allein das zu zarte Gewebe ausdehnen, desorganisiren, und wie einen unthätigen Körper durchdringen. — Unterscheidung dieser Krankheit von der Gehirnhöhlenwassersucht, da die beiden Centralpuncte, das Gehirn und das Sehnengeflecht, durch die innigsten und vielfachsten sympathischen Verhältnisse unter einander verbunden, aber von einander sehr verschieden

sind: in der Gehirnkrankheit ist die Betäubung idiopathisch, in der Magen- und Darm-Krankheit symptomatisch; letzte überschreitet selten das Alter von 2 Jahren, da erste vom 12 bis 18 Jahre vorkommt. Das Athemholen ist in der Gehirnkrankheit von dem ersten Augenblicke an ungleich. Vorbauungsregeln in Hinsicht auf das Entwöhnen: ein Jahr ist die bestimmte Zeit; ist aber die Amme erschöpft, und das Kind stark: so verkürzt man sie um einige Monate, giebt kleine Mahlzeiten alle 3 Stunden von magerer Fleischbrühe mit gleichen Theilen Milch, und reicht die Brust immer seltener. Man muss alle Abführungen vermeiden. Ist die Krankheit ausgebrochen: so sind der Hunger und Durst, die Milchdiät (beym künstlichen Säugen muss man die Milch allezeit warm aus dem Euter wegnehmen), die Bäder und der weise Gebrauch des Opiums die einzigen Heilmittel. Entzündungswidrige Mittel sind schädlich, sowie die Anfangs angezeigt scheinenden Blutausleerungen und die ableitenden Mittel, Sinapismen und Zugpflaster, welche der Vf. ohne Erfolg an den Extremitäten und in der Magengegend verschwendet zu haben gesteht. Die tonischen Mittel, die China, finden ihre Anwendung in der Wiedergenesung, hauptsächlich wenn die Krankheit den nachlassenden oder intermittirenden Typus annimmt. — *Ebenderselbe, über den Wasserkopf oder die Gehirnkrankheit der Kinder.* Bey der hitzigen Kopfwassersucht bieten sich zuweilen Anfangs bloss die Symptome der Zusammendrückung, Betäubung, Unbeweglichkeit, Unempfindlichkeit, Kälte der Extremitäten, Langsamkeit und Ungleichheit des Pulses und Athemholens dar, deren augenblickliche Veränderung und selbst Aufhören oft trügt; indessen treten nicht selten in den letzten Tagen Symptome der Reizung an die Stelle der Symptome der Zusammendrückung (an deren Ursachen sich das Gehirn zuweilen bis zu einem gewissen Puncte gewöhnen kann), und die Symptome der Zusammendrückung folgen nach, und bald darauf Lähmungen, Convulsionen, stürmischer Puls mit starker Röthung des Gesichts und reichlichen Schweissen, langem Todeskampf, welcher zuweilen 8 — 10 Tage dauert, und mit einer wahren Asphyxie endet. Die vom Eintritte der Krankheit an *beständig* vorhandenen Symptome, an welchen man den hitzigen Wasserkopf *allezeit* erkennen kann, sind unregelmässiges, zuweilen mit Seufzen verbundenes Athemholen, Veränderlichkeit des Pulses, Betäubung mit Erschöpfung oder von unordentlichen, selbst convulsivischen, Bewegungen unterbrochen. Diese Symptome sind pathognomisch, und stets beym secundären Wasserkopfe zugegen, wo der Tod, wegen des minder freyen Gehirneinflusses auf die Respirationsmuskeln, weit schneller erfolgt. — Die Leichenöffnung zeigt eine sehr beträchtliche seröse Ergiessung in die Seitenhöhlen, deren obere Hälfte und das hintere Horn verhältnissmässig erweitert sind. Die 3 und 4 Hirnhöhle enthalten sehr wenig Wasser, das hintere Horn ist gewöhnlich so gross, dass es in der Länge der oberen Hälfte der Seitenhöhlen gleichkommt, und nach hinten nur durch 2 oder 3 Linien Dicke von der Fläche des Gehirns getrennt ist. Die Communicationsöffnungen zwischen den Seitenhöhlen und der mittleren sind zahlreicher, als im natürlichen Zustande. Die Gefässhaut der Höhlen ist verdickt, und löst sich leicht von der Gehirnsubstanz ab; selten findet man die Seitenhöhlen ohne Wasser, aber ihre Erweiterung beweist entweder dessen Aufsaugung kurz vor dem Tode, oder seinen Ausfluss bey der Section. Die äussere Fläche der Spinnwebenhaut ist trocken, übrigens gesund, und die unterhalb derselben befindlichen Gefässe sind etwas angefüllt. Äusserst häufig sind die das Gefässnetz der Höhlen begrenzenden Gehirnschichten erweicht; diese Erweichung erstreckt sich zuweilen sehr weit, und nahm einmal fast das ganze Centrum des linken Lappens ein; sie lässt sich durch alle Grade verfolgen; sie ist deutlich von der Vereiterung der Gehirnsubstanz unterschieden, und der (im vorhergehenden Aufsatze beschriebenen) Erweichung des Magens und der Gedärme zu vergleichen. Diese Erweichung ist stets secundär, da die Gehirnkrankheit der Kinder wesentlich in einer hitzigen Wassersucht der Höhlen besteht. — Die *primäre Reizung* des Gehirns nach vorausgegangenen veranlassenden äusseren Ursachen dauert von einigen Stunden bis zu 7 — 8 Tagen, und selbst noch länger. Ihre Folge ist ein beträchtliches Ausschwitzen von Serum (von Eiterung der serösen Haut der Hirnhöhlen hat bloss *Morgagni* ein Beyspiel), und nun treten die Symptome der Zusammendrückung immer mehr hervor (*secundäre Reizung*), die sich mit dem Tode endigen. Die Heilbarkeit dieser Krankheit besteht lediglich in Ergreifung des Moments der Entwickelung oder der primären Reizung oder des Anfangs der Zusammendrückung; wird dieser versäumt: so leisten dann alle Mittel nichts. Einmal sah indessen der Vf. eine Gehirnkrankheit nach dem Gebrauche mehrerer Senfhalbbäder wie weggezaubert, ein andermal schienen Dampfbäder vortheilhaft auf die Heilung eingewirkt zu haben. Die Moxa anzuwenden, hat er nicht gewagt. Abführungen leisteten wenigstens keine dauernde Besserung. Kalomel mit der Meerzwiebel, mit der Digitalis, Quecksilbereinreibungen, schienen einiges Zutrauen zu verdienen, aber weit weniger, als in Deutschland und England. Zuletzt verfiel der Vf. auf Anlegung von Blutigeln in das Innere der Nasenlöcher mit langem Nachbluten, wodurch er den Kranken rettete. Um den bey dieser Operation zu befürchtenden Unfällen auszuweichen, erfand er ein dem *lithotome caché* ähnliches Werkzeug, welches er unter dem Namen *phlébotome de la pituitaire* beschreibt, und dessen glückliche Anwendung bey einem Kinde von 22 Monaten erzählt. Er wendete dasselbe bey Epileptischen an, sah bey einem Anfalle von Schlagfluss einigen Erfolg davon, und wird bey Augenentzündungen, Arachnitis, Fiebern mit Congestion nach dem Gehirne, Versuche damit machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1823.

MEDICIN.

Leipzig, im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Ärzte* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Fr. Corbyn, über die epidemische krampfhafte Cholera, welche neulich in Indien und anderen angrenzenden Ländern geherrscht hat (Fortsetzung des im vorigen Stücke abgebrochenen Aufsatzes). Berichte von den Fortschritten dieser Krankheit auf St. Maurice (auf der so nahe liegenden Insel Bourbon erschien sie später, schränkte sich auf die Stadt ein, und verschwand in Kurzem wieder); sprechen für ein flüchtiges, mehr pocken-, als pestartiges Contagium. Berichte aus Ceylon. Bey den daran oft nach kurzer Zeit Verstorbenen fand man grosse Congestionen von Blute im Gehirne, und Ausströmungen desselben daraus und aus dem Rückenmarkcanale, statt dass im gewöhnlichen Falle das Blut in den Eingeweiden des Unterleibes, wie bey der Pest, angehäuft war; überhaupt hatten sämmtliche umlaufende Flüssigkeiten sich von der Oberfläche und aus den Extremitäten zurückgezogen, und die ganze Blutmasse war auf die vitalen Organe eingeschränkt. Das Blut war flüssig. Die Oberfläche des Herzens und Herzbeutels oft mit einer grünen, gallertartigen Flüssigkeit belegt; im letzten bisweilen keine, bisweilen anderthalb Unzen Flüssigkeit. Im Magen eine dunkel, in den weissen Gedärmen eine nicht gefärbte Flüssigkeit. Hatte die Krankheit länger gedauert: so sah man ausserordentliche Blutcongestionen und grosse Turgescenzen in den Eingeweidegefäsen, niemals gerinnbare Lymphe, die Leber nicht verändert, die Gallenblase voll gewöhnlicher Galle, das Arterien- und Venen-Blut fast von einerley dunkeler Farbe (die von den Kranken ausgeathmete Luft zeigte durch die Zerlegung, dass sie nur $\frac{1}{13}$ der im Athem gesunder Menschen befindlichen Kohlenstoffsäure enthielt). Besonders interessant sind die Bemerkungen des Militärwundarztes *Finlayson* an den Leichen zweyer, nach 14 und 20 Stunden verstorbener, Subjecte, in Rücksicht auf die bey ihnen erfolgten krampfhaften Schauer, und über die Behandlung dieser Krankheit. — *Dr. Geo. Gregory's Beobachtungen über die scrophulöse Entzündung des Bauchfelles, welche bey Kindern vorkommt, und oft Marasmus genannt wird.* Der Vf. nimmt drey Formen dieses Marasmus an, wo entweder die Gedärme ungeheuer ausgedehnt und die Ausleerungen sehr häufig, und östers schleimig sind; oder wo zugleich die Schleimhaut der Eingeweide in grosser Ausdehnung mit angegriffen, und die Gekrösdrüsen mehr oder weniger vergrösert, und bisweilen, obgleich selten, in Schwärung übergegangen sind; und die dritte, allezeit unheilbare, ursprünglich eine Krankheit des Bauchfelles, gewöhnlich bey Kindern von scrophulösem Habitus anzutreffen, die sich anfänglich durch Empfindlichkeit des Unterleibes mit darauf folgenden schiessenden oder reissenden Schmerzen zu erkennen giebt, welche nach und nach grösser und häufiger werden, Anfangs sich auf einen Theil des Unterleibes beschränken, aber stundenweise sich über den ganzen Bauch, die Seiten und den Rücken ausdehnen; der Unterleib ist Anfangs geschwollen und gespannt, setzt sich aber in der Folge; der Puls ist sehr fieberhaft, oft bis zu einer sehr späten Periode der Krankheit; die Zunge meist immer rein, der Appetit unregelmäsig; vorzüglich viel Durst; die Ausleerungen unter allen Symptomen die Krankheit am strengsten charakterisirend, im Anfange grün oder schleimig oder stinkend, in der Folge weisslich oder weisslichbraun, dünn, in ungeheurer Menge, häufig 6 — 8 Wochen dauernd, wobey der Körper beständig abzehrt, bis endlich Diarrhoe mit Petechien, und nach 3 — 4 Tagen der Tod eintritt. Der Kopf leidet im Verlaufe der Krankheit nie. Der Harn geht sehr sparsam und oft ausserordentlich schwierig ab, bisweilen scheinen alle Symptome nachzulassen: aber trüglich. Die gewöhnliche Dauer der Krankheit ist zu 4 — 5 Monaten. Die Section zeigt keine Spur einer Bauchhöhle, das Gedärme, die Eingeweide und das die Wände bekleidende Bauchfell vereinigt; dieses erscheint in allen seinen Verdoppelungen verdickt, und enthält grosse Massen scrophulöser Materie. Die Schleimhaut der Gedärme ist an mehreren Stellen exulcerirt, woran die Windungen der Gedärme Antheil nehmen, so, dass sie eine Masse von unter einander und mit dem Bauchfelle durch unzählige Öffnungen in Verbindung stehender Röhren darstellen. Die inner- und ausserhalb der Schleimhaut befindliche Materie gleicht genau der im Leben durch den Stuhl abgegangenen. Beweise, dass diese

Krankheit ursprünglich dem Bauchfelle angehöre. Ihre Ursachen sind, wie die der chronischen Bauchfellentzündung bey Erwachsenen, unbekannt. Fruchtlosigkeit der Mittel dagegen; bey den Schmerzanfällen in den letzten Perioden gewährt Opium die einzige mögliche Erleichterung, ohne selbst in grossen Dosen die Eingeweide zu verstopfen. Über die Unterscheidungszeichen dieser Form des Marasmus von den übrigen; sie sind minder deutlich zu Bestimmung der Entzündung der Schleimhaut der Eingeweide. Diese Form scheint am leichtesten mit *hydrocephalus internus* zu verwechseln, über dessen Entstehung und Diagnose der Vf. künftig zu reden sich vorbehält. — *Joh. G. Mansford, vom Galvanismus, als Heilmittel der Epilepsie.* Über die Beziehung der Hysterie zur Fallsucht, der Katalepsie und dem Veitstanze. — Die *nächste Ursache* der Epilepsie bestehe in einer Anhäufung der elektrischen Materie im Gehirne, welche rücksichtlich der vorhandenen Capacität desselben zu gross ist. Diese Materie wird dem Gehirne wahrscheinlich aus der Atmosphäre entweder direct durch die Hautbedeckungen, oder indirect durch den Process des Athemholens mitgetheilt. — Über die Schwierigkeiten bey der Anwendung des Galvanismus nach der von *Grapengiesser* vorgeschlagenen Art: der Vf. ändert sie dahin ab, dass er im Nacken, so nahe als möglich bey den Haaren, und in der Höhlung unterhalb dem Knie an der inneren Seite, an beiden Stellen die Haut durch Zugpflaster wegnimmt, und am oberen Pole eine Silberplatte, und darunter zwey Schichten von mit Wasser angefeuchtetem Schwamm auflegt; sie wird vermittelst eines oder mehrerer zusammengeflochtener Drähte mit der Zinkplatte verbunden, unter welcher sich auch eine Schicht von feuchtem Schwamm, und darunter ein Stück gereinigtes Fleisch befindet. So kann die Anwendung, wenn man die hier ertheilten Vorschriften vollkommen beobachtet hat, 12 — 20 Stunden fortwirken; am besten jedoch ist es, sie täglich zweymal zu erneuern. Die Stelle im Nacken heilt leicht, die andere ist zur Reizung und Verbreitung geneigt; beides erfodert besondere Berücksichtigung. Die Anwendung dieses Mittels kann bey gewöhnlichen Bewegungen und Beschäftigungen des Körpers mehrere Monate fortgesetzt werden. Nöthige Anwendung anderer Mittel: Blutausleerungen von Zeit zu Zeit in kleinem, nicht über 4 Unzen betragendem, Masse wiederholt, bey örtlichen Congestionen durch Schröpfen mittelbar über den Hals- und oberen Rücken-Wirbeln; auch Ableitung durch trockene Schröpfköpfe längs des Rückgrats. Beständige Hinsicht auf den Darmcanal. Auf specifische Mittel rechnet der Vf. nicht viel; von der Digitalis hat er in zwey Fällen eher Verschlimmerung bemerkt. Nothwendigkeit einer regelmäsigen Diät. Vermeidung aller körperlichen Anstrengungen; Gefährlichkeit warmer und mit vielen Menschen angefüllter Orte. Vermeidung der Gemüthsbewegungen und Geistesanstrengungen. Warme Kleidung, aber ohne Erhitzung. Warnung vor dem Beyschlafe, selbst bey Wiedergenesenen, wofern man nicht überzeugt ist, die Veranlassung zur Krankheit sey nur zufällig gewesen. Zu viel Schlaf. Onanie bey beiden Geschlechtern. — Dr. *G. Gregory's Fall eines mit Arsenik glücklich behandelten St. Veitstanzes.* Ein Mädchen von 7 Jahren nahm vom 15 bis 21 Jan. täglich dreymal in steigenden Gaben von 3 — 7 Tropfen den *liquor arsenicalis*, sodann vom 24 bis zum 31 zu 6 — 8 Tropfen, darauf einige wenige Gran Rhabarber, und wurde am 7 Febr. vollkommen geheilt entlassen.

Ks.

Heidelberg, b. Groos: *Anatomische Untersuchungen über die Verbindung der Saugadern mit den Venen*, von Dr. *Vincenz Fohmann*, Professor am anatomischen Theater zu Heidelberg, mit einer Vorrede von Dr. *Friedrich Tiedemann*, Geheimen Hofrath und Professor. 1821. 88 S. 8.

In den ältesten Zeiten, und auch noch eine geraume Zeit während der christlichen Zeitrechnung, wurde die Frage, wie die Säfte aus den eingenommenen Nahrungsmitteln, und aus sonstigen Substanzen, in den thierischen Körper kommen, dahin beantwortet, dass die Venen das Vermögen, sie einzusaugen, besässen; weil man ausser den Venen und Arterien keine anderen Gefässe kannte, von den Arterien aber glaubte, dass sie nur Luft enthielten. *Caspar Asellius* von Cremona entdeckte dagegen den 23 Juni 1622 im Gekröse eines Hundes zuerst die sogenannten Milchgefässe des Darmcanals, und dehnte diese Entdeckung über mehrere Thiere aus. *Vesling* sah darauf 1634 diese Gefässe im Menschen, und der Schwede *Olaus Rudbeck*, sowie der Däne *Bartholin*, entdeckte um das Jahr 1652 die übrigen Lymphgefässe in den vierfüssigen Thieren; *Glisson* bewies 1654, dass die Lymphgefässe in der Bauchhöhle die ausgeschwitzten Säfte wieder einsaugten. So kam es nach und nach dahin, dass die Behauptung aufgestellt wurde, nur die lymphatischen Gefässe saugten ein, die Venen aber gar nicht. — In der allmählichen Entdeckung der Lymphgefässe hatte sich ferner ergeben, dass sich dieselben durch ein paar Hauptstämme, unter welchen der Milchbrustgang (*ductus thoracicus*) der vorzüglichste ist, in die obere Hohlvene ergiessen. Zwar waren einzelne Beobachtungen gemacht wurden, aus welchen hervorzugehen schien, dass auch wenigstens einige Lymphgefässe sich früher in Äste oder Zweige des Hohlvenensystems einsenken, und sich demnach nicht mit den Stämmen des Lymphsystems verbinden. Allein diesen Beobachtungen wurde öfter von den angesehensten Anatomen und Physiologen widersprochen.

In den neuesten Zeiten hat *Magendie* durch Versuche darzuthun gesucht, dass auch die Venen einsaugen, und hat sogar dieses Geschäft in manchen Thieren, in welchen sonst Lymphgefässe theils gefunden, theils angenommen wurden, den Venen allein zugeschrieben. Hr. Dr. *Fohmann* beobachtete dagegen, dass bey der Füllung der lymphatischen Ge-

fäſse des Gekröſes durch Queckſilber auch Venen, welche von den Gekrösdrüſen ihren Urſprung nahmen, mit Queckſilber gefüllt wurden; er nahm dieſe Beobachtung auf, verfolgte ſie weiter, und theilt uns die Reſultate in der vorliegenden Schrift mit.

Zuerſt füllte der Vf. die chylöſen Gefäſse am Darmcanal mehrerer menſchlichen Leichen (I), und fand, daſs das Queckſilber zu den lymphatiſchen Gekrösdrüſen linlief; von hieraus aber zeigte ſich daſſelbe theils in Lymphgefäſsen, theils in Venen. Zur richtigen Beurtheilung dieſer Beobachtung iſt die eigene Angabe des Vfs. wohl zu beachten (S. 25): „Der Übergang in Venen findet ſelten ſchon in den *erſten kleinen* Drüſen ſtatt, wiewohl zuweilen auch ſchon hier, regelmäſsig aber in den *folgenden gröſseren*, dagegen wiederum ſeltener *in denen, aus welchen ſich die ausführenden Saugadern in den Milchbruſtgang begeben.*“ Rec. wird hierauf unten zurückkommen, und bemerkt noch, daſs der Vf. auch *einmal* (S. 29) eine weiſse chylöſe Flüſſigkeit in den Wurzeln der Venen, die vom Darmcanal entſpringen, fand. Auch beobachtete er bey der Füllung der Lymphgefäſse der Hand einen theilweiſen Übergang des Queckſilbers in Venen in den Drüſen des Ellenbogengelenkes. — Der Vf. ſetzte ſeine Verſuche an einer bedeutenden Anzahl von Hunden (II) fort, und bemerkte, daſs in der groſsen Gekrösdrüſe die meiſten Saugadern ſich mit Venen verbinden; an den Drüſen in der Nähe des Dickdarmes ſah er gar keine Ausführungsgänge, „alles Queckſilber trat aus allen Drüſen, die ich damit füllte, nur in Venenzweige.“ Auch fand er einmal an zwey Hunden in den Venen, welche von Drüſen entſpringen, aus welchen er früherhin das Queckſilber in Venen hinübertreten geſehen hatte, nur eine *gelbliche* Flüſſigkeit, als er ſie vorher von ihrem Blute entleert und unterbunden hatte!! Er füllte auch die Lymphgefäſse der Gliedmaſsen, und fand, daſs auch dort das Queckſilber aus den lymphatiſchen Drüſen theils in Venen, theils in ausführende lymphatiſche Gefäſse überging, und in einem Falle ging es ſogar bloſs in Venen, und in gar keine Ausführungsgefäſse über. Der Vf. beobachtete (III) bey einer wilden, und bey zwey zahmen Katzen, ſowie (IV) bey einem Baummarder, denſelben Übergang des Queckſilbers weiterhin in Venen. An zwey Seehunden (V) ſah er alles Queckſilber aus den gefüllten Saugadern des Darmcanals in Drüſen, und aus dieſen *bloſs in Venen* übergehen, und glaubt hienach ſagen zu dürfen, daſs an den Gekrösdrüſen dieſer Thiere gar keine Saugadern vorhanden ſeyen!! Ebenſo ſah er hier das Queckſilber aus den Bronchialdrüſen bloſs in Venen übergehen. An einer Fiſchotter (VI) füllte der Vf. das ganze Saugadernetz des Darmcanals mit Queckſilber (S. 50), und ſah daſſelbe nur in den ſchwachen, ſeitlich abtretenden Saugadern, und in einigen Blutaderzweigen dieſes Darms zum Vorſchein kommen. Ebenſo ſtellte er ſeine Beobachtungen an Pferden (VII), an Kühen (VIII), und an Vögeln (IX), namentlich beym Storch, Reiher, der Rohrdommel, Gans, Ente und einem Mäuſe-Buſſard an, und erhielt dem Weſen nach ähnliche Reſultate. Auch glückte es ihm, bey dem Mäuſe-Buſſard „eine Saugader an der äuſseren Seite des Oberſchenkels zu injiciren, und bis zu ihrer Verbindung mit Venen zu präpariren.“

Dieſes iſt der weſentliche Inhalt der vom Vf. angeſtellten Beobachtungen. Er ſtellt nun noch die Frage auf, ob keine Zerreiſsung der Gefäſse innerhalb der Drüſen Statt gefunden habe, ſucht dieſe Frage durch mehrere Gründe zu entkräften, und ſchlieſst dann, daſs eine Verbindung der Saugadern mit Venen nicht länger zu bezweifeln ſey, wodurch dann das von *Magendie* aufgeſtellte Einſaugungsvermögen der Venen wieder zweifelhaft werde, worüber ſich der Vf., *Magendie's* Verſuche und Bemerkungen prüfend, noch weiter verbreitet. — In der Vorrede beſtätigt Hr. Geh. Hofr. *Tiedemann* die angeführten Beobachtungen, ſucht phyſiologiſche Anwendungen von denſelben zu machen, und ſchlieſst mit dem Ausſpruche *Baco's*: „*Non fingendum aut excogitandum, ſed quid natura faciat, obſervandum.*“

Rec. Anſicht hierüber iſt nun dieſe: wenn je *Baco's* Regel: — *ſed quid natura faciat, obſervandum,*“ bey angeſtellten Beobachtungen überſehen worden iſt: ſo war es hier; denn die Anfüllungen der Gefäſse mit Queckſilber ſind nicht von der Natur, ſondern vom Hn. Dr. *Fohmann* gemacht, dagegen hat derſelbe über das, *was hier die Natur thut*, faſt gar keine Beobachtungen angeſtellt. Nur die Beobachtungen einer weiſslichen Flüſſigkeit in den Venen (S. 29), die Beobachtung einer gelblichen Flüſſigkeit in den Venen zweyer Hunde (S. 38), die Beobachtung von Chylusſtreifen in den Venen (S. 58), und die aufgefundene Einmündung eines Lymphgefäſses in eine Vene beym Mäuſe-Buſſard (S. 66), können einigermaſsen als ſolche angeſehen werden. Alle übrigen ſogenannten Verſuche, ſo viele Mühe ſich auch Hr. Dr. *Fohmann* ganz unverkennbar gegeben hat, kann Rec. doch nur für *Kunſtproducte* erklären, *von welchen ein Schluſs auf die wirkliche Natur nicht zugegeben werden kann.* Überhaupt können Einſpritzungen der Gefäſse uns *nie über die lebendige Bewegung der Säfte* belehren, ſie dienen nur dazu, uns das *Daſeyn der Gefäſse* vor Augen zu führen; doch müſſen wir auch in dieſer Beziehung nicht vergeſſen, daſs wir nur die Gefäſswandung, und dieſe wieder in einer nicht natürlichen Ausdehnung ſehen, demnach nicht das lebendige Gefäſs in ſeinem lebendigen Zuſammenhange und in ſeinem lebendigen Wirken. Jede weitere Folgerung aber, welche in Beziehung auf das innere Leben aus *bloſsen anatomiſchen Kunſtproducten* gemacht wird, iſt von der Art, daſs *Baco* dazu ſagen würde: „*non fingendum aut excogitandum.*“ Das Queckſilber iſt wahrlich kein leichtes Metall, und in den Drüſen verfeinern ſich die Gefäſse ungemein; ein Zerreiſsen der feinen Zellenanwandungen bey ſtets andringendem Queckſilber iſt daher in einem hohen Grade wahrſcheinlich, und wird dieſs in den angeführten Verſuchen noch mehr, da meiſtentheils von den gröſseren Drüſen aus, in

welchen demnach der Andrang des Queckfilbers stärker war, die Venen mit diesem Metalle gefüllt wurden. Wenn nun auf diese Art der Andrang des Queckfilbers gemindert wurde: so hielten die folgenden Drüsen den Andrang wieder aus. In den meerbewohnenden Säugthieren, wie in den Seehunden, ist das Zellgewebe lockerer, als bey den landbewohnenden, und so ist es begreiflich, dass dort das Queckfilber aus den Drüsen bloss in Venen überging.

Rec. ist übrigens gar nicht geneigt, die Möglichkeit der Verbindung einiger Saugadern mit Venen in Abrede zu stellen; warum sollte sie nicht ebensowohl Statt finden können, als dass die Stämme des lymphatischen Systems in das Hohlvenensystem einmünden? Aber unser würdiger Veteran in der Anatomie, Hr. Geh. Rath *von Sömmerring*, hat vollkommen Recht, wenn er verlangt, dass man nachweisen möge, dass *wirkliche* Lymphgefässe in Venen einmünden; in anatomischer Hinsicht bleibt wirklich kein anderer Ausweg. Nun hat zwar Hr. Dr. *Fohmann* eine einzige solche Beobachtung gemacht, aber sind wir sicher, dass er in diesem Falle nicht etwa eine Vene für ein Lymphgefäss angesehen hat? Und dürfen wir aus einer einzigen Beobachtung einen allgemeinen Schluss machen? In physiologischer Hinsicht hält es indess Rec. für gleichgültig, ob die Einmündung von Lymphgefässen in Venen nachgewiesen ist, oder nicht, *sobald es keinem Zweifel unterliegt, dass in den Venen zwischen dem wirklichen Blute sich wirkliche Lymphe, wirklicher Chylus, und nicht etwa Blutwasser, zeigt.* Am ersten dürfte dieses an den Gekrösevenen bey den Säugthieren auszumitteln seyn, weil der Chylus dort die Milchfarbe hat. Um aber hier zu sehen, *was wahrhaft die Natur thut*, müssen nach Rec. Überzeugung *alle Einspritzungen, alle gewaltsamen Behandlungen*, durchaus vermieden werden. Man untersuche bey getödteten gesunden Thieren, welche kurz vor ihrem Tode gut genährt wurden, mit Genauigkeit und Vorsicht die Gekrösvenen, ob sich in dem Blute derselben Streifen von Chylus zeigen; man forsche genau nach, wenn diess der Fall ist, ob nicht etwa beym Durchschneiden der Vene auch ein chylöses Gefäss durchschnitten sey; man wiederhole diese Untersuchungen bey mehreren Thieren, und unter Zuziehung mehrerer scharfer Beobachter. Zeigt sich nun wirklich *so oft* Chylus im Blute, dass man die *Allgemeinheit* dieser Thatsache nicht bezweifeln kann: so ist zunächst auch nur zu denken, dass es von chylösen Gefässen aus in dasselbe hineinkam, denn der Chylus ist seiner Natur nach an seinem Ursprunge mit den chylösen Gefäsen organisch vereinigt. An ein Aufsaugen durch die Venen kann aber um so weniger gedacht werden, da ein solches Aufsaugen offene Mündungen voraussetzt, welche kein Naturforscher je gesehen hat. Doch dürfen die Untersuchungen nicht an lebenden Thieren gemacht werden, weil man nicht weiss, welche krampfhafte Zuckungen unter einer solchen schmerzhaften Operation den etwaigen Erguss des Chylus widernatürlich veranlassen können. Sollte sich nun die Thatsache bestätigen: so würde Rec. in derselben keine weitere physiologische Bedeutung sehen, als eine nähere Andeutung des Zusammenhanges dieser Thiere mit denjenigen, worin alle Säfte nur lymphatischer Natur sind, wie dieses z. B. bey den Mollusken der Fall ist. Auf keinen Fall würde er aber der vom Hn. Geh. Hofr. *Tiedemann* in der Vorrede aufgestellten Ansicht beytreten können, weil sie mit der wirklichen Natur nicht zu vereinigen ist, und Rec. sich streng an *Baco's* Rath: „*non fingendum aut excogitandum*" hält. Er möchte daher Hn. *Tiedemann* die Frage dringend ans Herz legen, wie mit jenem Ausspruche *Baco's* der kurz vorher aufgestellte Satz: „Unverkennbar bestrebt sich die Natur, in den thierischen Organismen die Wege, durch welche Ernährungssubstanzen zum Ersatze der Blutmasse ins Blutgefässsystem ergossen werden, *möglichst zu vervielfältigen* und *zu vermehren*" (?!) u. s. w. sich vereinigen lasse. Rec., welcher bereits 20 Jahre sich fleissig mit der Naturkunde beschäftigt, weiss nicht, welche Gründe in der wirklichen Natur für diesen Satz sprechen. Übrigens bemerkt er diess unbeschadet der Hochachtung, die er Hn. Geh. Hofr. *Tiedemann*, als einem Naturforscher, dem es ernstlich um die Sache gilt, schuldig zu seyn glaubt; so wie auch der Eifer, den Hr. Prof. Dr. *Fohmann* bey diesen Untersuchungen bewiesen, alles Lob verdient, obschon die Untersuchungen selbst, nach den vom Rec. angegebenen Gründen, für den beabsichtigten Zweck fast ganz fruchtlos sind.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Schwelm*, b. Scherz: *Der Jahresanfang.* Eine Weihnachtsgabe für die gebildete Jugend, verfasst von *J. H. Ch. Nonne*, evangel. Prediger zu Schwelm. (Ohne Jahrzahl.) 145 S. kl. 8. (12 gr.)

An eine gemeine Erzählung, die, eben weil sie zu trivial ist, kein Interesse der Jugend erregen kann, knüpft der Vf. seine religiösen Betrachtungen zur Erweckung jugendlicher Herzen. Auf Jünglinge, welche zur Universität gereift sind, wird das, was aus Welt und Menschenleben hier aufgestellt ist, schwerlich den geschilderten Eindruck machen. Der Vf. vergriff sich im Stoff; seine Worte sind wahr, und gut gemeint, die Gedanken aber flach, — oft und viel eindringlicher und kräftiger an tausend anderen Orten ausgesprochen. Auch mit Verslein ist das Schriftchen ausgestattet, dem wir die Aufnahme und wenigstens einen Theil *des* Erfolges wünschen, den sich der Vf. wohl mit einigem Selbstvertrauen versprochen haben muss, als er durch seine Arbeit die Zahl gehaltreicherer Andachtsbücher für die Jugend vermehrte.

Pus.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ALTE LITERATUR.

Tauchnitzische Stereotypenausgaben der alten Classiker.

Wie viel zu einem ausgebreiteten Studium der classischen Literatur, nicht bloss in Deutschland, sondern auch in Holland, England und Frankreich, wohlfeile und bequeme Handausgaben der alten Schriftsteller beygetragen haben, ist bekannt genug: nicht minder ist bekannt, wie selten bey solchen Ausgaben ein richtiger Plan befolgt, und wie wenig neben der Wohlfeilheit zugleich auch die Correctheit derselben berücksichtigt worden. Um hier nur die in Deutschland erschienenen Ausgaben zu erwähnen, wie viel ist durch die Zweybrücker, Manheimer, Nürnberger, Hallischen u. a. Schulausgaben für das leichtere und vielseitigere Lesen der Alten gewonnen worden; aber wie unendlich mehr hätte für das bessere Verständniss, für Schärfung des kritischen Gefühls, und überhaupt für Gründlichkeit gewonnen werden können, wenn diese Ausgaben mit grösserer Genauigkeit veranstaltet worden wären! Denn nicht selten gesellte sich zu einem schlechten, nicht berichtigten Texte eine Menge neuer Druckfehler, welche den Anfängern oder Dilettanten den Gebrauch erschwerte; und nur äusserst selten war es der Fall, dass man die Besorgung einzelner Ausgaben tüchtigen Männern anvertraute, welche, wie *Brunck* bey der zweyten Zweybrücker Edition des Plautus, so mit gleicher Umsicht und Vertrautheit bey Herausgabe der übrigen Autoren verfuhren. Auch wurde bekanntlich für die lateinischen Schriftsteller weit mehr, als für die griechischen, gesorgt, wie überhaupt das Studium jener dem griechischen Sprachstudium vorauseilte. Rec. erinnert sich noch wohl aus der ersten Periode seines akademischen Lehramtes, wie schwer es war, die schönsten Werke des Platon, Demosthenes, Sophokles, Euripides, Aristophanes u. s. w. lernbegierigen Jünglingen in akademischen Vorträgen zu erklären, weil es nicht etwa bloss an zweckmässigen, sondern an Ausgaben überhaupt, gebrach. Schullehrer werden diesen Mangel vielleicht noch öfter gefühlt, und wie oft mögen Männer von Geist und Bildung, die nicht gerade Philologen von Profession waren, sich nach einer vollständigen und bequem eingerichteten Ausgabe des Aristophanes und Lucian gesehnt haben, seitdem *Wielands* den beiden Griechen verwandter Genius sie auf diese Lectüre zurückgeführt hatte!

Um so verdienstlicher in allen diesen Hinsichten ist das Unternehmen des Hn. *Karl Tauchnitz* in Leipzig, den oben erwähnten Bedürfnissen durch eine vollständige Reihe der alten Autoren abzuhelfen. Wir haben von diesem *Corpus scriptorum Graecorum et Latinorum* folgende, nach Inhalt und Chronologie geordnete, Schriftsteller vor uns:

1) Leipzig, b. Tauchnitz: *Homeri Ilias.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1819. Tom. I. 271 S. Tom. II. 291 S. *Homeri Odyssea.* 1819. Tom. I. 296 S. Tom. II. 268 S. 12. (Wohlf. Ausgabe 1 Rthlr. 16 gr., auf fein Papier 2 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Hesiodi Carmina.* 1819. 80 S. 12. (Wohlf. Ausg. 4 gr., auf fein Pap. 6 gr.)

3) Ebendaselbst: *Anacreontis Carmina.* Accedunt *Selecta quaedam e Lyricorum reliquiis.* E recensione et cum notis *Rich. Fr. Phil. Brunckii.* 1819. VII u. 99 S. 12. (Wohlf. Ausg. 6 gr., auf fein Pap. 8 gr.)

4) Ebendaselbst: *Poetae Graeci Gnomici.* 1819. 195 S. 12. (Wohlf. Ausg. 9 gr., auf fein Pap. 12 gr.)

5) Ebendaselbst: *Aeschyli Tragoediae.* Ad exemplar Glasguense accuratae expressae. 1819. 320 S. 12. (Wohlf. Ausg. 14 gr., auf fein Pap. 20 gr.)

6) Ebendaselbst: *Sophoclis Tragoediae.* Ad optimorum librorum fidem accurate editae. 1819. 500 S. 12. (Wohlf. Ausg. 20 gr., auf fein Pap. 1 Rthlr. 4 gr.)

7) Ebendaselbst: *Euripidis Tragoediae.* E recensione *Sam. Musgravii* passim refictae 1819. Tom. I. Contin. *Hecuba, Orestes, Phoenissae, Medea, Hippolytus, Alcestis, Andromache, Supplices, Iphigenia Aulidensis.* 496 S. Tom. II. Contin. *Iphigenia Taurica, Rhesus, Bacchae, Cyclops, Heraclidae, Helena, Ion, Hercules furens, Electra.* 502 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 16 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr. 8 gr.)

8) Ebendaselbst: *Aristophanis Comoediae.* 1819. Tom. I. *Plutus, Nubes, Ranae.* 280 S. Tom. II.

Aves, *Equites*, *Pax*, *Lysistrata*. 339 S. Tom. III. *Acharnenses*, *Vespae*, *Thesmophoriazusae*, *Ecclesiazusae*. 387 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr.)

9) Ebendaselbst: *Pindari Carmina*. 1819. 264 S. 12. (Wohlf. Ausg. 12 gr., auf fein Pap. 16 gr.)

10) Ebendaselbst: *Theocritus*, *Bion et Moschus*. 1819. 194 S. 12. (Wohlf. Ausg. 8 gr., auf fein Pap. 12 gr.)

11) Ebendaselbst: *Apollonii Rhodii Argonautica*. 1819. 204 S. 12. (Wohlf. Ausg. 9 gr., auf fein Pap. 12 gr.)

12) Ebendaselbst: *Anthologia Graeca* ad Palatini Codicis fidem edita. 1819. Tom. I. 196 S. Tom. II. 300 S. Tom. III. 431 S. 12. (W. A. 2 Rthlr., auf fein Pap. 2 Rthlr. 18 gr.)

13) Ebendaselbst: *Herodoti Halicarnassei Historiarum libri IX*. Ad fidem optimorum librorum editi. 1815. Tom. I. 374 S. Tom. II. 273 S. 1819. Tom. III. 283 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr. 6 gr.)

14) Ebendaselbst: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo*. Ad optimorum librorum fidem editi. 1815. Tom. I. 409 S. Tom. II. 358 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 8 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr.)

15) Ebendaselbst: *Xenophontis Opera*. Ad optimorum librorum fidem edidit *Godofredus Henricus Schaefer*. Tom. I. *Cyropaedia*. 1811. 382 S. Tom. II. *Memorabilia Socratis*. 176 S. Tom. III. *Anabasis*. 1811. 288 S. Tom. IV. *Historia Graeca*. 1811. 339 S. — Tom. V. *Oeconomicus*, *Apologia Socratis*, *Convivium*, *Hiero*, *Agesilaus*. 1818. 208 S. Tom. VI. *Opuscula politica equestria et venatica* continens. 1818. 159 S. 12. (Wohlf. Ausg. 2 Rthlr. 16 gr., auf fein Pap. 3 Rthlr. 17 gr.)

16) Ebendaselbst: *Platonis opera*. Cum Scholiis a *Rhunkenio* (muss heissen *Ruhnkenio*) collectis ad optimorum librorum fidem accurate edita. Tom. I. Insunt: *Euthyphro*, *Apologia Socratis*, *Crito*, *Phaedo*, *Theages*, *Amatores*, *Theaetetus*. 1818. 364 S. Tom. II. Insunt: *Sophista*, *Euthydemus*, *Protagoras*, *Hippias minor*, *Cratylus*. 451 S. Tom. III. Ex recensione *Henrici Stephani* passim emendata adjectis scholiis et nott. critt. edidit *Christ. Dan. Beck*. 1816. 408 S. Tom. IV. Insunt: *Alcibiades uterque*, *Charmides*, *Laches*, *Lysis*, *Hipparchus*, *Menexenus*, *Politicus*, *Minos*. 1818. 308 S. Tom. V. *De Republica sive de Justo libri decem*. 1818. 436 S. Tom. VI. *De legibus libri XII et Epinomis*. 1819. 534 S. Tom. VII. *Timaeus*, *Timaei Locri de anima mundi*, *Critias*, *Parmenides et Symposion*. 1819. 307 S. Tom. VIII. *Phaedrus*, *Hippias major*, *epistolae*, *dialogi nothi*, *et definitiones*. 1819. 303 S. 12. (Wohlf. Ausg. 3 Rthlr. 6 gr., auf fein Pap. 5 Rthlr.)

17) Ebendaselbst: *Lysiae orationes*. Ad optimorum librorum fidem accurate editae. 1818. 280 S. 12. (Wohlf. Ausg. 12 gr., auf fein Pap. 18 gr.)

18) Ebendaselbst: *Isocratis orationes et epistolae*. Ad optimorum librorum fidem accurate editae. Accedit plenior oratio de permutatione ab *Andr. Mustoxyde* inventa exque ejus editione diligenter expressa. 1820. Tom. I. 310 S. Tom. II. 404 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 8 gr., auf fein Pap. 1 Rthlr. 20 gr.)

19) Ebendaselbst: *Isaei orationes*, quae vulgo in editionibus leguntur. Ad optimorum librorum fidem accurate editae. Accedit oratio de Meneclis hereditate, Londini primum expressa et duplo auctior de Cleonymi hereditate edita per *Angelum Maium*. 1820. 208 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 14 gr.)

20) Ebendaselbst: *Demosthenis opera*. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1812. Tom. I. 354 S. 1817. Tom. II. 302 S. 1818. Tom. III. 298 S. Tom. IV. 317 S. Tom. V. 301 S. 12. (Wohlf. Ausg. 2 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 3 Rthlr. 18 gr.)

21) Ebendaselbst: *Aeschinis oratoris opera*. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1815. 270 S. 12. (Wohlf. Ausg. 12 gr., auf fein Pap. 18 gr.)

22) Ebendaselbst: *Polybii Historiarum* quae supersunt. Ad fidem optimorum librorum edita. 1816. Tom. I. 409 S. Tom. II. 371 S. Tom. III. 386 S. Tom. IV. 454 S. 12. (Wohlf. Ausg. 3 Rthlr., auf fein Pap. 4 Rthlr. 8 gr.)

23) Ebendaselbst: *Strabonis rerum geographicarum libri XVII*. Ad optimorum librorum fidem accurate editi. 1819. Tom. I. 407 S. Tom. II. 467 S. Tom. III. 503 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 6 gr., auf fein Pap. 3 Rthlr.)

24) Ebendaselbst: *Plutarchi vitae parallelae*. Ad optimorum librorum fidem edidit *Godofredus Henricus Schaefer*. 1812. Tom. I. 276 S. Tom. II. 304 S. 1820. Tom. III. 294 S. 1818. Tom. IV. 299 S. 1813. Tom. V. 284 S. 1814. Tom. VI. 272 S. Tom. VII. 287 S. Tom. VIII. 567 S. Tom. IX. 251 S. (Wohlf. Ausg. 4 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 6 Rthlr. 18 gr.)

25) Ebendaselbst: *Plutarchi Chaeronensis varia scripta*, quae *Moralia* vulgo vocantur. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1820. Tom. I. 400 S. Tom. II. 440 S. Tom. III. 454 S. Tom. IV. 524 S. Tom. V. 551 S. Tom. VI. 574 S. 12. (Wohlf. Ausg. 4 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 6 Rthlr.)

26) Ebendaselbst: *Arriani Nicomediensis expeditio Alexandri*. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1818. 368 S. 12. (Wohlf. Ausg. 14 gr., auf fein Pap. 20 gr.)

27) Ebendaselbst: *Appiani Alexandrini Romana-*

rum Historiarum quae supersunt. Ad optimorum librorum fidem accurate editae. 1818. Tom. I. 511 S. Tom. II. 252 S. Tom. III. 558 S. Tom. IV. 292 S. 12. (Wohlf. Ausg. 2 Rthlr., auf fein Pap. 3 Rthlr.)

28) Ebendaselbst: *D. Imperatoris Marci Antonini commentariorum quos sibi ipsi scripsit libri XII.* Ad optimorum librorum fidem diligenter recogniti. Cum selecta varietate lectionis et adnotationibus criticis. Cur. *Io. Matth. Schultz.* 1820. VII u. 216 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 14 gr.)

29) Ebendaselbst: *Pausaniae Graeciae descriptio.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1818. Tom. I. 339 S. Tom. II. 376 S. Tom. III. 372 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr. 6 gr.)

30) Ebendaselbst: *Luciani Samosatensis Opera.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1819. Tom. I. 407 S. Tom. II. 422 S. Tom. III. 404 S. Tom. IV. 424 S. 12. (Wohlf. Ausg. 3 Rthlr., auf fein Pap. 4 Rthlr.)

31) Ebendaselbst: *Aeliani varia historia, Heraclidis Pontici et Nicolai Damasceni* quae supersunt. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1819. 319 S. 12. (Wohlf. Ausg. 16 gr., auf fein Pap. 22 gr.)

32) Ebendaselbst: *Cassii Dionis Coccejani historiae Romanae* quae supersunt. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1818. Tom. I. 592 S. Tom. II. 396 S. Tom. III. 480 S. Tom. IV. 398 S. 12. (Wohlf. Ausg. 3 Rthlr., auf fein Pap. 4 Rthlr. 18 gr.)

33) Ebendaselbst: *Herodiani historiarum Romanarum libri octo.* Ad optimorum librorum fidem editi. 1819. 243 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 14 gr.)

34) Ebendaselbst: *M. Tulli Ciceronis opera.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1814. Tom. I. 252 S. Tom. II. 238 S. Tom. III. 244 S. 1816. Tom. IV. 540 S. 1817. Tom. V. 336 S. 1820. Tom. VI. 407 S. Tom. VII. 363 S. Tom. VIII. 539 S. Tom. IX. 479 S. Tom. X. 342 S. Tom. XI. 379 S. Tom. XII. 423 S. 12. (Wohlf. Ausg. 6 Rthlr. 18 gr., auf fein Pap. 9 Rthlr. 18 gr.)

35) Ebendaselbst: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium Imperatorum.* Ad optimorum librorum fidem accurate editae. 1820. 120 S. 12. (Wohlf. Ausg. 4 gr., auf fein Pap. 6 gr.)

36) Ebendaselbst: *M. Accii Plauti quae supersunt Comoediae* cum fragmentis priorum editorum et novis *A. Maii.* 1820. Tom. I. 484 S. Tom. II. 498 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr.)

37) Ebendaselbst: *T. Terentii Afri Comoediae.* Ad editionem *Bentleii* diligentissime expressae. 1819. 270 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 16 gr.)

38) Ebendaselbst: *P. Virgilii Maronis Opera.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1820. 412 S. 12. (Wohlf. Ausg. 12 gr., auf fein Pap. 18 gr.)

39) Ebendaselbst: *Q. Horatii Flacci opera.* Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1820. 244 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 16 gr.)

40) Ebendaselbst: *Catullus, Tibullus, Propertius.* Ad optimorum librorum fidem accurate editi. 1819. 268 S. 12. (Wohlf. Ausg. 10 gr., auf fein Pap. 14 gr.)

41) Ebendaselbst: *P. Ovidii Nasonis* quae supersunt. Ad optimorum librorum fidem accurate edita. 1820. Tom. I. 327 S. Tom. II. 343 S. Tom. III. 380 S. 12. (Wohlf. Ausg. 1 Rthlr. 12 gr., auf fein Pap. 2 Rthlr. 6 gr.)

Sowie Hr. *Tauchnitz* überhaupt die Typographie im höheren Sinne mit seltenem Kunstfleiss und Geschmack und mit einer Uneigennützigkeit betreibt, welche auch von seinem Landesfürsten durch eine würdige Auszeichnung anerkannt worden ist: so hat er, was deutsche Schriftkunst leiste, nicht blos durch die Prachtausgabe des Tryphiodorus erprobt, sondern durch vorliegende Autorenreihe auch im Kleinsten zu zeigen sich bemüht. Die ersten, aus seiner Officin hervorgegangenen Ausgaben der Griechen, namentlich des *Homerus, Sophocles, Pindarus* und der *Bukoliker,* sind bereits gleich nach ihrer Erscheinung in den Erg. Bl. unserer A. L. Z. (1813. No. 64) angezeigt, und, wie sie es verdienten, empfohlen worden. Seitdem hat Hr. *Tauchnitz* sein Unternehmen mit dem rühmlichsten Eifer fortgesetzt; die Nützlichkeit desselben ist, wie aus den wiederholten Abdrücken mehrerer Classiker hervorgeht, in und ausser Deutschland anerkannt worden, und wir halten diese Anerkennung für desto gerechter, da auch wir durch eigenen Gebrauch und durch das Urtheil Anderer, denen diese Ausgaben empfohlen waren, uns von der Zweckmäsigkeit derselben immer mehr überzeugt haben. Die grosse Wohlfeilheit der Preise darf dabey nicht unberücksichtigt bleiben.

Was zuvörderst das *Typographische* anlangt: so ist nicht blos das gefällige Format, sondern auch das feine weisse Papier und der saubere Druck aller Empfehlung werth. Die Lettern sind klein, aber richtig und schön geformt; keine geschmacklose Verzierung beleidigt das Auge, und wenn mit der Einfachheit auch die nöthige Schärfe verbunden werden musste: so ist diese durch das Runde und Volle auf eine angenehme Art vermindert worden. Diess gilt besonders von den späteren Ausgaben. Denn in den ersten waren die Dichter mit kleineren Typen, als die Prosaiker gedruckt; und wenn auch das kleinere, niedlichere Format derselben Wohlgefallen erregte:

so klagte doch Mancher, und wohl nicht mit Unrecht, über die Schädlichkeit der kleinen Lettern für die Augen. Der eine Herausgeber selbst, der mühsamen Druckcorrectur eingedenk, erwähnt die *magna typorum parvitas* in der Vorrede zum Pindar. Dafür sind nun in den neuen Ausgaben die Dichter in demselben Format und mit denselben Lettern, wie die Prosaiker erschienen, ohne dass dadurch der Preis erhöhet worden. In der Correctheit des Druckes sind diese Ausgaben sich nicht überall gleich geblieben; im Ganzen aber ist Aufmerksamkeit schon jetzt nicht zu verkennen: Mehreres verspricht die Zukunft. Denn durch die Vortheile der hier aufs zweckmässigste angewandten Stereotypie ist Hr. *Tauchnitz* in den Stand gesetzt, völlig correcte Texte zu liefern, und er hat desshalb auch die Gelehrten eingeladen, vorkommende Druckfehler ihm anzuzeigen. Überdiess aber ist er, wie wir hören, eben jetzt beschäftigt, sämmtliche Ausgaben nach einer neuen, genauen Revision im Publicum erscheinen zu lassen.

Wichtiger jedoch und lobenswerther, als diese Correctheit des Druckes, ist in *literarischer* Hinsicht die Sorgfalt, mit welcher die Texte der Autoren in diesen Ausgaben theils nach den besten Recensionen gewählt, theils hin und wieder durch eigene Kritik berichtigt worden sind. Hr. Prof. *Schäfer* in Leipzig hat wenigstens einen Theil der Griechen, namentlich den *Anakreon*, *Aeschylus*, *Euripides*, *Xenophon* und *Plutarchus*, nicht bloss als Corrector der Druckbogen, wie bey den übrigen, sondern als Editor, in den ersten Ausgaben besorgt, auch diese Schriftsteller hie und da mit kritischen Nachträgen ausgestattet. Denn Nachträge sind es mehr, als Noten, was Hr. *S.* in jenen ersten Abdrücken manchen Autoren zur Verbesserung oder Erläuterung der früher herausgegebenen beygesteuert hatte, und zu wünschen bleibt allerdings, dass es ihm gefallen haben möchte, Jedes an seinen Ort zu stellen. In den neuen Abdrücken hat Hr. *Tauchnitz* diese Bemerkungen, sowie die, einigen Autoren vorausgeschickten, Präfationen des Hn. *Schäfer* weggelassen. Man kann nicht leugnen, dass solche nur zufällig entstandene Noten für den Plan dieser Ausgaben nicht geeignet waren, und dass sie der Anfänger und Dilettant nicht vermissen wird: indess werden doch jene Ausgaben, eben jener kritischen Zugabe halber, für manche Philologen einen bleibenden Werth behalten. Gut ist es, dass die Texte aus jenen früheren Ausgaben, nur von typographischen Fehlern gereinigt, in die späteren übergetragen worden sind. Doch wir wollen kürzlich von den einzelnen Ausgaben berichten.

Bey den *Homerischen* Gedichten (No. 1) hat man, wie es scheint, eine Collision mit der Göschenschen Buchhandlung dadurch vermeiden wollen, dass nicht, wie man wahrscheinlich erwartete, die *Wolfische* Recension, sondern der *Clarkische*, von *Porson* nicht selten verbesserte, Text zum Grunde gelegt worden. Wer diess tadeln wollte, wird wenigstens in der ersten, im J. 1810 erschienenen Ausgabe der Odyssee durch eine Zugabe entschädigt, die man sonst in Deutschland nicht für so wohlfeilen Preis erhalten haben würde. Wir meinen *Richard Porsons* Anmerkungen, welche die Collation des *Codex Harleianus 1674 cum Odyssea editionis Ernestinae 1760*, nebst der *Praefatio editoris Oxoniensis praemissa Iliadi* enthalten. Angehängt sind in der mehrmals erwähnten ersten Ausgabe *Indices in notas ad bucolicos poetas*, *Homerum*, *Pindarum et Sophoclem*, welchen Hr. *Schaefer*, nach seiner Weise, manche scharfsinnige grammatische oder kritische Wahrnehmung einverleibt hat.

Die *Hesiodischen* Gedichte (No. 2) werden freylich dereinst, wenn wir uns einer kritischen Ausgabe erfreuen werden, eine andere Gestalt gewinnen; jetzt konnte nichts Besseres geschehen, als den gewöhnlichen Text beyzubehalten. Die wahrscheinlich interpolirten Verse in der Theogonie sind, wie gewöhnlich, eingeklammert worden.

Beym Abdruck der *Anakreontischen* Lieder (No. 3) ist den Käufern dieser Ausgaben wieder zu etwas Seltenem verholfen worden. Sie erhalten nämlich hier die *zweyte Brunckische* Ausgabe nebst der Vorrede (warum ist in der 2ten *Tauchnitzischen* Auflage anstatt *Iterata hac editione*, wie *Brunck* geschrieben, *Altera hac editione* gesetzt worden?) und mit den Noten des berühmten Kritikers, ohne alle Änderung, bis auf einige Verbesserungen der Interpunction. Es ist diess die seltene Ausgabe, welche *Brunck*, nach seiner bekannten Grille, an demselben Tage desselben Jahres (*Calendis Aprilibus a. 1786*) zugleich mit einer anderen hat ans Licht treten lassen, und welche sich von dieser auf dem Titel durch die Worte *Editio nova locupletior* unterscheidet, aber verschiedene Anmerkungen enthält. Da indess auch jene andere Ausgabe, welche auf dem Titelblatte als *Editio secunda emendatior* angekündigt wird, zu den Seltenheiten zu gehören anfängt: so wünschten wir, Hr. *Schäfer* hätte das Gute beider Ausgaben, und vielleicht auch der ersten, in dem Wiederabdrucke vereinigt, und so, durch die Vermehrung des Büchleins um Einen oder anderthalb Bogen, die sämmtlichen *Brunckischen* Ausgaben der *Anacreontica* entbehrlich gemacht. Hn. *Schäfers* Vorrede, die sich bey der ersten *Tauchnitzischen* Auflage (1811) befindet, ist in der zweyten weggelassen worden. Sie betrifft auch nicht eigentlich die Anakreontischen und andere hier vereinte lyrische Gedichte — nur eine Stelle in dem Päan des Aristoteles wird hier behandelt, wo Hr. *S.* im vorletzten Verse Διὸς Ξενίου σέβας αὔξοντα, st. [illegible] lesen will, eine Verbesserung, welche vorher schon *Matthiä* in s. *Eclogis poet.* Altenb. 1802, vorgeschlagen, und späterhin, so viel wir uns erinnern, Hr. *S.* selbst wieder zurückgenommen hat — sondern sie weiset bloss einige Stellen nach, welche in diesen Handausgaben des Euripides und Xenophon durch Hn. *Schäfers* Kritik gewonnen haben.

(*Der Beschluss wird nächstens folgen.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) BERLIN, b. Reimer: *Geschichtliche Entwickelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse Deutschlands*, von ihrem Ursprunge bis auf die jetzige Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der auf dem rechten Rheinufer noch bevorstehenden Gesetzgebung über diesen Gegenstand; oder *praktische Geschichte der deutschen Hörigkeit*, von Dr. *W. Gessner*, königl. preuss. Regierungssecretär. 1820. VIII u. 110 S. gr. 8. (12 gr.)

2) BREMEN, b. Heyse: *Rechtshistorische Untersuchungen, das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniss in Deutschland betreffend*, nebst einem kurzen Anhange über den Abzug an den bäuerlichen Leistungen, wegen der westphälisch-preussischen Grundsteuer, von *Ferdinand Friedrich Weichsel*, Justiz-Commissarius und Notarius zu Magdeburg. 1822. Th. 1. IV u. 222 S. Th. 2. 208 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der in diesen Schriften behandelte Gegenstand gehört unter diejenigen, deren Bearbeitung man selbst in dem Falle willkommen heissen kann, wenn die Erörterung auch eben keine neuen Ergebnisse, noch bedeutendere Berichtigungen darböte. Denn auch in diesem Falle würde eine Schrift nicht unnütz seyn, welche veranlasste, dass Manche sich belehrten, Andere sich erinnerten, auf welchem Wege, dem des Unrechts nämlich und der Gewalt, die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, Leibeigenschaft, Frohndienst und Zinspflicht, sich ausgebildet haben. Zudem aber, so viel auch über diesen Gegenstand nachgeforscht und geschrieben, so viel auch für die Erörterung geleistet worden seyn mag: so bleibt doch immer noch viel zu thun übrig. Zwey Ursachen vorzüglich stehen uns im Wege, um zur Klarheit zu gelangen: erstens die Verschiedenheit des Rechtszustandes, der sich in diesem Puncte mehr, als in jedem anderen, in den verschiedenen Gegenden Deutschlands anders ausbilden musste, wegen der verschiedenartigen Entstehung, und weil jenes Verhältniss kein allgemeineres Interesse, durch das ganze Reich oder auch nur für einen bedeutenden Theil gemeinschaftlich, erregte, daher dem besonderen Herkommen unter jeder Herrschaft freyerer Spielraum blieb; zweytens die grosse Unsicherheit und Unbestimmtheit der Begriffe in dem ersten Ursprunge und in der weiteren Fortbildung, da über den eigentlichen Grund und das Wesen des Verhältnisses keine deutlichen Ansichten gewonnen worden waren, römische und deutsche Rechtsbegriffe und Wörter vermischt, dieselben Worte für sehr verschiedenartige Dinge gebraucht wurden, und ähnliche Zustände in vielfacher, kaum mehr zu unterscheidender, Verschiedenheit vorkommen. Die Lösung solcher Verworrenheiten, hauptsächlich durch Zusammenstellung der Verschiedenheit des Rechtszustandes nach den verschiedenen Gegenden, würde sehr wünschenswerth seyn. Können wir nun in den anzuzeigenden Schriften für diesen Zweck, den sich die Vff. gar nicht gesetzt haben, eben keinen bedeutenden Gewinn entdecken: so dürfen wir dabey zuerst nicht übersehen, dass dadurch der Brauchbarkeit kein Eintrag geschieht, welche sie aus der oben angegebenen Rücksicht, No. 2, auch als Materialiensammlung haben können, und zweytens dass in diesen Schriften noch andere, als rechtshistorische Gesichtspuncte genommen werden. Denn dieses müssen wir zuvörderst, und zwar bey beiden Schriften gemeinschaftlich, bemerken, dass ihr Inhalt nicht bloss, wie man nach den Titeln vermuthen könnte, rechtshistorisch ist. Wir werden uns vorzüglich mit dem Geschichtlichen beschäftigen, und den übrigen Inhalt kürzer anzeigen.

Die erste Schrift, von Hn. *Gessner*, enthält in der ersten, kleineren Hälfte, S. 1 — 57, eine Geschichte der deutschen Hörigkeit, in kurzen Umrissen der Verfassung, und ohne Hinzufügung von Beweisen. Sie zerfällt in drey Perioden, deren *erste* bis auf Karl den Grossen geht. Wir wollen mit den eigenen Worten des Vfs. hersetzen, worin er den Keim der Hörigkeit findet: „Der erste Hof ward der Stammhof aller übrigen in der neuen Bauer- oder Dorfschaft, und hiess daher der Althof. Der Besitzer jenes ward als das Stammhaupt aller übrigen Hofbesitzer angesehen, und hiess der Altmann. Die sich so dem Stammhofe anschliessenden Hofbesitzer hiessen: die gemeinen Männer. So trug man das Bild einer patriarchalischen Verfassung auf die erste Gemeindeverfas-

fung über, gewiss nicht ahnend: *dass das Stammhaupt später der Unterdrücker des freyen Gemeindewesens werden würde.*" Damit ist zu verbinden, wie der Vf. S. 79 den Ursprung der Frohndienste aus der Entschädigung des Besitzers des Oberhofes für die Vertretung der übrigen im Gericht und für sein jedesmaliges Mitziehen zum Heerbann als Hauptmann darstellt. Man findet also hier ganz *Mösers* und *Kindlingers* Darstellung der alten Verfassung Westphalens, und *Kindlingers* Ansicht von den Rechten der Oberhöfe und der Entstehung der Hörigkeit daraus zum Grunde gelegt. Wir wollen die Frage bey Seite setzen, bis wie weit im übrigen Deutschlande die Verfassung übereinstimmend mit der westphälischen gewesen sey; allein wir können nicht verhehlen, dass uns jene Ansicht *Kindlingers* von der frühen Hofhörigkeit aller freyen Erben nicht gegründet zu seyn scheint, wie er denn den Beweis dafür nicht geführt hat. *Möser* und *Kindlinger* haben sehr oft aus der späteren Verfassung auf die frühere zurückgeschlossen. Auf diesem Wege haben sie sich ein nicht zu bezweifelndes grosses Verdienst erworben. Allein dieser Weg hat seine grosse Unsicherheit. Um so mehr ist, bey aller Achtung für ihr Verdienst, wenn man ihnen folgt, die Prüfung nicht zu unterlassen. Rec. ergreift die Gelegenheit, dieses zu erinnern, weil es ihm geschienen hat, als ob die grosse Achtung für jene Männer, hauptsächlich für *Möser*, zuweilen bey Aufnahme ihrer Darstellungen das Geschäft der Kritik aufhöbe. Einer Verwahrung hiebey gegen den Verdacht, als ob diese Bemerkung aus Verkleinerungssucht fliesse, bedarf es wohl nicht. Rec. hat gewiss vor *Möser* hohe Achtung; allein in der Forschung ist nichts gefährlicher, als übermässiger Einfluss der Autorität. Und warum soll man sich nicht auch von einem so achtungswerthen Manne gestehen, dass er nicht untrüglich gewesen, ja vielleicht zuweilen von seinem gewöhnlichen Scharfsinne verlassen worden ist, wie es sich z. B. bey *Möser* im ersten Abschnitte §. 16 (Th. 1 S. 27 der 2 Ausg.) findet, wo er behauptet, bey den alten Deutschen habe der Priester Antheil am Wehrgelde gehabt, und zum Beweis eine Stelle aus Strabo L. IV p. 197, Ed. Par. 1620 (Cap. 4 Th. 1 S. 318 der Tauchnitz. Ausg.) über die Verfassung der Gallier mit folgenden Worten anführt: *Maxime judicia de caede Druidis commissa sunt, quorum multus est proventus.* So hat er also nicht nur den Beweis für die Verhältnisse der germanischen Priester aus einer Stelle genommen, welche die gallischen Druiden betrifft, sondern er hat auch, wahrscheinlich durch die Übersetzung, sich in einen unglücklichen Irrthum über den Sinn der Worte selbst führen lassen, indem er *proventus* für Einnahme von den Urtheilssprüchen genommen hat, da doch von der Menge der Anklagen die Rede ist, worüber er nicht irren konnte, wenn er die Bedeutung des Wortes *proventus* und den Zusammenhang der Stelle genauer erwogen, oder den griechischen Text auch nur angesehen hätte: αἱ δὲ φονικαὶ δίκαι μάλιστα τούτοις (den Druiden) ἐπετέτραπτο δικάζειν· ὅταν τε φορὰ τούτων ᾖ, φορὰν καὶ τῆς χώρας νομίζουσιν ὑπάρχειν. Jene Meinung nun von dem Verhältnisse der Hofhörigkeit der gemeinen Erben zu dem Haupthofe und von der Entstehung der späteren Hörigkeit daraus näher zu beleuchten, ist hier keineswegs Raum, es kann nur in einer eigenen Abhandlung geschehen. Wir begnügen uns, einstweilen bloss zu fragen, wie in dieser Voraussetzung die überall und schon sehr früh, z. B. zu Karl's des Grossen Zeit in Sachsen nach einer Urkunde bey *Kindlinger* (Th. 2, No. 1, S. 1) vorkommende Veräusserung einzelner *mansi* zu erklären sey. Denn was wurde veräussert? Der Besitz von Erbhöfen, die im Verhältnisse der Hofhörigkeit zu dem bisherigen Oberhofe geblieben wären, gewiss nicht an Stifter u. s. w. Blieben sie aber nicht in der Hofhörigkeit zu dem bisherigen Oberhofe, so war das ganze Verhältniss der Dorfgemeinden und Bauerschaften schon ganz früh zerstört. Und wo fremde Colonisten aufgenommen werden, wurde doch nicht das alte Verhältniss der ursprünglichen freyen Erbeigenthümer fortgesetzt. Übrigens nimmt Hr. *G.* an, dass in dieser Periode das Eigenthum noch vollkommen frey, der Hofbesitzer zu keinen anderen Leistungen verpflichtet gewesen sey, als die er zum Besten der Mannschaft selbst übernommen hatte; und Knechte und Mägde seyen nicht unfrey, sondern bloss vermöge Dienstvertrags nicht ledig gewesen. — *Zweyte Periode.* S. 6. Von Karl dem Grossen bis auf den westphälischen Frieden. Wie sich seit der fränkischen Herrschaft nach der Art des Frankenreichs auch in Deutschland ein Unterthanenverhältniss gebildet habe, zuerst im Ministerial- und Lehns-Systeme, wie die Klöster als Besitzer des Althofes ihre Gerechtsame erweitert, wie so verschiedene Arten von Schutzleuten und Hörigen entstanden, wie die gemeine Ehre des Heerbannes sich verloren, und auf den Ritterstand übergegangen, wie die Städtebewohner ursprünglich auch in Hörigkeit gewesen, aber zu einem freyen Bürgerstande übergegangen, und welche Rückwirkung diess auf die Dorfbewohner gehabt habe, ist kurz entwickelt. Am Schlusse lesen wir, dass in dieser Periode „schon eine Art von persönlicher Unfreyheit sichtbar zu werden *anfing.*" Uns scheint schon sehr früh mehr, als ein Anfang zu einer Art von persönlicher Unfreyheit gewesen zu seyn, worüber wir aber lieber bey der ausführlicheren Darstellung des Hn. *Weichsel* ein paar Worte sagen wollen. — *Dritte Periode.* S. 15. Vom westphälischen Frieden bis zur Zeit der Gesetzgebung der Franzosen in Deutschland. Aufhebung des alten Begriffes vom Eigenthum und der gemeinen Ehre; Auflösung des alten Hof- und Gemeinde-Verbandes, insbesondere durch Entstehung der Sonderleute, worin der Grund der vermehrten Abgaben, Dienste und Lasten aller Art liege. In dem Verhältnisse zwischen dem Sonderherrn und Sondermanne erscheine uns das erste deutliche Bild der späteren gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Uns scheint hiemit die Sache keineswegs erschöpft; wo

gehört noch viel Anderes dazu. Und alles dieſs erst nach dem westphälischen Frieden? — Hierauf folgt S. 20 ein Abschnitt: *Entstehung der Leibeigenschaft in Deutschland. Rückblick auf die zweyte Periode.* Die Entstehung der Leibeigenschaft wird aus dem Verhältnisse der Sonderleute weiter entwickelt, wie es ursprünglich gewesen, wie die nicht gesessenen Sonderleute aus der Hofhörigkeit in die Eigenhörigkeit gekommen, welche drückendere Verhältnisse daraus entsprungen, wie diese auch auf die gesessenen Sonderleute übergegangen sey. Leibeigenschaft, meint der Vf., sey ein unpassendes Wort; es habe nie in Deutschland rechtlich eine Leibeigenschaft gegeben, sondern, was man so nenne, habe kein anderes allgemeines Kennzeichen, als die Verpflichtung zu Diensten. — *Ein Blick auf die verschiedenartige Ausbildung und Gestaltung der Hörigkeit in den westlichen und nördlichen Gegenden Deutschlands.* S. 27; gegen die gewöhnliche Behauptung, daſs die Nationalfreyheit in den westlichen Gegenden auf einer höheren Stufe stehe, als in den nördlichen. Vielmehr bestehe die alte Hofverfassung in den östlichen viel sichtbarer und wirksamer fort, als in den westlichen, wenn gleich nicht zu leugnen sey, daſs die sogenannte Leibeigenschaft in den nördlichen und östlichen Gegenden durch Leistungen und Dienste mehr gedrückt habe und noch drücke, als in den westlichen.

Die zweyte Hälfte des Buches ist überschrieben: Praktischer Theil. *Über den Einfluſs der französischen Gesetzgebung wegen der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse — auf die Cultur des Bodens, die Bildung des Volkes und die Erhöhung des Nationalwohlseyns, sowie über die demselben noch entgegenstehenden Hindernisse, mit Berücksichtigung des gegenwärtigen Besitzstandes, nebst Ansichten über eine künftig einzuführende allgemeine Hof- und Gemeinde-Verfassung.* Abschn. 1. *Über die Gegenden des Niederrheins* u. s. w. S. 38. Hier sey, bey allen Vortheilen, welche die französische Gesetzgebung gebracht habe, doch der Bauer nicht durchaus in günstigen Verhältnissen; unter den Ursachen, welche dargelegt werden, wird vorzüglich diese hervorgehoben, daſs an die Stelle erblichen Besitzes Zeitpacht getreten sey. — Abschn. 2. *Über die zum ehemaligen Groſsherzogthume Berg gehörig gewesenen Landestheile* u. s. w. S. 57. In diesen waren die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse zum Vortheile der Bauern durch das kaiserliche Decret vom 13 Sept. 1811 umgestaltet, allein nach Beendigung der französischen Herrschaft 1814 die auf diese Verhältnisse sich beziehenden Processe einstweilen aufgeschoben, und erst 1817 nur bey denjenigen Processen, deren Fortsetzung dem Gerichte unbedenklich scheine, gestattet worden, deshalb anzufragen. Man kann sich den hieraus entstandenen Zustand leicht denken. Da in jenem kaiserlichen Decrete vom J. 1811 Einiges abgeschafft, Anderes beybehalten worden ist: so hat sich der Vf. bemüht, den Gesichtspunct aufzufinden, welcher dabey zum Grunde gelegt worden, und dieser soll gewesen seyn: alle aus einer persönlichen oder vermischten Dienstbarkeit herrührenden Leistungen und alle Leistungen ohne Gegenleistung abzuschaffen, hingegen alle nicht persönlichen, einst bey Überlassung des Grundes und Bodens bedungenen Leistungen beyzubehalten, und bloſs für ablöslich zu erklären. Bey der Durchgehung der einzelnen, hier und im folgenden Abschnitte aufgeführten, Leistungen der Bauern kann sich der Leser an dem reichhaltigen Verzeichnisse erbauen. Im *dritten Abschnitte* S. 75 werden als Fortsetzung des vorigen, die ohne Entschädigung abgeschafften Rechte und die bloſs ablösbaren durchgegangen, zum Theil die Entstehung der einzelnen angegeben, zweifelhafte Rechtsfragen gelöst, und zuletzt Vorschläge zu einer neuen Verfassung gethan, insbesondere in Hinsicht auf die Ablösung der Lasten und eine künftige Gemeindeverfassung. Was die Hauptfrage betrifft, für welchen Theil die Vermuthung des Rechtes sey: so ist der Vf. der Meinung, daſs im Zweifelsfalle für den Bauer die Vermuthung des vollen Grundeigenthums, für den Gutsherrn die der Rechtmäſsigkeit der hergebrachten bäuerlichen Leistungen, mithin des Rechts auf Entschädigung sey, ungeachtet die Geschichte im Allgemeinen eine unrechtmäſsige Entstehung auch der Leistungen bezeugt.

No. 2, Hn. *Weichsels* Schrift, enthält im *ersten Abschnitte* eine mit Zeugnissen belegte Erörterung der Frage: *Wie entwickelte sich geschichtlich das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniſs in seinen wesentlichsten Beziehungen?* Der Vf. sucht die Ansicht zu widerlegen, „daſs die Bauerngüter den Vorfahren der Besitzer derselben von den Gutsherren, Stiftern und Klöstern, welche die Prästationen fodern, als ein bloſses nutzbares Eigenthum oder erbpachtsweise als Emphyteuse u. s. w. überlassen worden, und die Bauern früher ihre Sklaven gewesen wären.“ Mit dieser Frage ist freylich der Gegenstand noch nicht erschöpft. Denn wenn auch die Rechte der Gutsherren diese Entstehung gehabt hätten: so käme es erst noch darauf an, ob die ursprünglich ausbedungenen Rechte nicht auf unrechtmäſsigem Wege ausgedehnt worden seyen. Wenn nun der Vf. seinen Satz zuerst *A.* im Allgemeinen, aus der Natur der Sache zu erweisen sucht, weil es nämlich nicht möglich gewesen, daſs zu einer Zeit, „wo die Nation noch in der Kindheit war,“ Einzelne groſse Ländereyen besessen und Andere in der Kindheit gehalten haben können: so müssen wir die auch zum Theil für den nachfolgenden historischen Beweis geltende Erinnerung machen, daſs hier bloſs der Zeitpunct, wo die Rechte der Gutsherren entstanden, und die Entstehung dieser Rechte festzuhalten war, indem es ja möglich wäre, daſs sie ein Grundeigenthum erst später erworben, und dann unter Bedingungen wieder abgetreten hätten. Der historische Beweis *B.* ist unter zwey Sätze gebracht: *AA. Die vormaligen Besitzer der jetzigen*

Bauergüter waren freye Leute, und ihre Güter ihr freyes Eigenthum. Dieſs wird von der älteſten Zeit an, nach Tacitus, bis auf ſpätere Zeiten durchgeführt. Was der Vf. zur Ausführung ſeiner, allerdings auch nach unſerer Meinung in der Hauptſache und zum groſsen Theil wahren, Sätze zuſammengeſtellt hat, verdient alle Achtung. Dabey wäre zu wünſchen, daſs er nicht, nach Art der Sachwalter, nur auf die Durchführung ſeiner Anſicht gedacht, und, Alles, was dahin zu gehören ſchien, ergreifend, zuweilen Unhaltbares aufgeſtellt hätte, deſſen er doch gar nicht bedurfte, da ſein Satz auch ohnedieſs beſtand. Dahin gehört z. B. die Behauptung S. 10: In des Tacitus Stelle, *reges ex nobilitate, duces ex virtute ſumunt*, könne *nobilitas* den Adel der perſönlichen Eigenſchaften bezeichnen, was weder die Worte, noch die bekannte Verfaſſung geſtatten. Ein paar Vermuthungen über Stellen des Tacitus werden ſchwerlich Beyfall finden. S. 12, daſs nämlich *Germ.* C. 12, *Centeni ſingulis ex plebe comites — adſunt*, ſtatt *centeni ceterum* zu leſen ſey (dann hätte *ſingulis* keine Bedeutung, und die Wortfügung wäre ſchleppend), und S. 13 in Cap. 12: *inſignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adoleſcentulis aſſignant*, *non* ſtatt *etiam*. Die Beweiſe ſelbſt aber für die Freyheit der Beſitzer kleinerer Feldgrundſtücke in der früheſten Zeit, ſowie unter Karl dem Gr. und Heinrich I, wird man gröſstentheils triftig finden. Freylich wenn der Vf. S. 22 f. ſo weit geht, zu behaupten, es finde ſich durchaus nirgends eine Spur von Überlaſſung der Bauergrundſtücke von Gutsherren an die Bauern, und hinzuſetzt, dieſs hätte nur durch eine gewaltſame Umwälzung aller grundeigenthümlichen Verhältniſſe geſchehen können, und deſshalb Spuren zurücklaſſen müſſen, ſo können wir nicht einſtimmen. Es war ja nicht Etwas, das auf einmal, überall gleichzeitig geſchehen wäre. Und daſs auch auf dieſem Wege Bauergüter ausgethan worden ſind, davon zeugen ſchon allein die Anſiedelungen von Coloniſten hinreichend, die gewiſs nicht, wie der Vf. meint, überall unabhängiges Eigenthum erhalten haben. Das Recht freyer Veräuſserung der Grundſtücke der „Bauern" läſst ſich aus der, in der Note S. 26 angeführten Stelle nicht beweiſen, denn jene *ruſtici dediti* waren gar nicht Unterthanen des Herrn v. Sonnewalde, da in derſelben Urkunde für Recht geſprochen wird, daſs er keine Gerichtsbarkeit über ſie haben, ſondern ſeinen Honig durch den Abt eintreiben ſoll. (*Ludewig Rel.* 1, 112.) Der Satz S. 26 f., daſs von Klöſtern und Stiftern keine Grundſtücke an Bauern haben überlaſſen werden können, weil ſie ſelbſt nur durch Schenkungen zu Grundeigenthum gekommen ſeyen, iſt nicht zuzugeben. Sie konnten ſpäter wieder weggeben, was ſie ſelbſt früher geſchenkt erhalten; gerade die Urkunden über Abtretungen an Stifter geben zahlloſe Beweiſe, daſs ſogleich die alten freyen Eigenthümer ſelbſt die Grundſtücke als Zinsgüter u. ſ. w. zurück erhielten; und der aus den Beſchwerden der Stifter und Klöſter über Gewaltſamkeiten der Ritter genommene Beweis, daſs ſie weniger von dieſen, als von Bauern, Schenkungen erhalten, iſt theils an ſich nicht treffend, theils widerlegt er ſich geſchichtlich. Am wenigſten beweiſt die Note f. S. 27. Auf die Darlegung der eigenen Anſicht folgt S. 28 ff. eine Widerlegung der von Anderen für das Gegentheil angeführten Gründe. Es wird hier manches zu Berückſichtigende geſagt; die Anwendung des römiſchen Begriffes von *ſervitus* auf die verſchiedenen Arten der deutſchen Unfreyen, die auch *ſervi* heiſsen, hatte Verwirrungen herbeygeführt. Aber nicht einſtimmen können wir dazu, daſs (S. 35) „die ganze Unfreyheit wohl wenig Drückendes gehabt haben möge," noch daſs man, wo *ſervi* u. ſ. w. vorkommen, nicht ſowohl eine bürgerliche Knechtſchaft, als vielmehr nur eine polizeyliche und kirchliche Ordnung darunter zu verſtehen habe. Verbote gegen die Leibeigenſchaft findet der Vf. S. 36 in Stellen, wo bloſs verboten wird, Kinder in Leibeigenſchaft zu übergeben, oder Schiffbrüchige zu Leibeigenen zu machen. Eine ſonderbare Verwirrung iſt S. 42: Knechte hieſsen auch arme Leute, gleichwohl ſolle nach dem bairiſchen Geſetze Niemand, weil er arm ſey, Freyheit und Erbrecht verlieren, folglich ſeyen die Knechte nicht unfrey geweſen. Bey der Stelle aus Tacitus (*Germ.* C. 25), die der Vf. S. 43 anführt, um zu beweiſen, daſs der Zuſtand der *ſervi* kein harter geweſen ſey, hätte er nicht unbeachtet laſſen ſollen, daſs dieſelbe Stelle ganz klar bezeugt, was er in Zweifel zieht, daſs *ſervi* das Feld bauten, als Grundbeſitzer. Ebenſo wenig hätte er S. 49, wo er für unmöglich hält, daſs immer ſo viel neue Sclaven ſich gefunden hätten, die Fortpflanzung derſelben aus der Acht laſſen ſollen. Die allgemeine Anſicht des Vfs. von der *ſervitus*, dem Stande der Eigenen, iſt nach S. 42. 50. 51, daſs es bloſs ein Dienſtnexus geweſen ſey, nicht perſönliche Unfreyheit, nicht Leibeigenſchaft. Allein, iſt nicht der Begriff der Unfreyheit, oder nach dem ſpäteren Ausdrucke Leibeigenſchaft, vollkommen anwendbar auf jedes Dienſtverhältniſs, aus dem der Dienende nicht treten kann, und das nicht bloſs auf Lebenszeit dauert, ſondern auch forterbt? Anderer Beſchränkungen der Freyheit jenes Standes nicht zu gedenken. Wir müſſen den Vorwurf wiederholen, daſs der Vf., im Beſtreben, das in der Hauptſache allerdings Wahre und Rechte auszuführen, ſich zu unrichtigen Sätzen und gezwungenen Beweiſen hat verführen laſſen, deren er keines bedurfte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin, b. Reimer: *Geschichtliche Entwickelung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse Deutschlands* — — von Dr. *W. Gessner* u. s. w.

2) Bremen, b. Heyse: *Rechtshistorische Untersuchungen das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniss in Deutschland betreffend* — — von *Ferdinand Friedrich Weichsel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Satz, dass nur Dienstnexus sey, wo man gewöhnlich Unfreyheit annehme, wird S. 51 an dem Beyspiele des Sachsenspiegels ausgeführt. So weit sind wir mit dem Vf. einverstanden, dass die verschiedenen Arten der Abhängigkeit, wie wir das Verhältniss im Allgemeinen nennen wollen, mit grosser Sorgfalt zu unterscheiden, und auf keine Art derselben die römische Vorstellung vom Eigenthumsrechte über die Personen der Sclaven anzuwenden ist. Aber der Vf. sieht auch hier wieder nicht, was seiner Meinung entgegensteht. Wir wollen nur z. B. an die Glosse zum Sachsenspiegel erinnern (III, 42), die er selbst S. 169 als Quelle anführt, worin Erbdienstmann und Frey von Eigen unterschieden wird. Sehr flüchtig muss der Vf. die S. 56 angeführte Stelle des Sachsenspiegels III, 80 angesehen haben, da er daraus die Rechtsfähigkeit der eigenen Leute beweisen will, als ob von der Art die Rede wäre, wie sie „ihr Bauergülden vererbten," nach den Worten: „Erstirbet ein eigen von eierm Bawergülden erbloss" u. s. w. Hier ist grosse Verwirrung. Eigen ist hier nicht eigener Mann, sondern eigen Gut, freyes Gut. Bauergülden ist nicht Bauergut, wie es der Vf. nimmt, sondern Bauergülden sind die pfleghaften Leute, welche eigen haben, ohne Verpflichtungen. (S. Sachsenspiegel B. 3 Art. 64 mit der Glosse.) Aus der Glosse zum Sachsenspiegel I, 20 beweist der Vf. S. 58, dass Jeder durch Ehrbarkeit und ritterliche Übung ein Ritter habe werden können. Allein man lese nur weiter in der Glosse, so wird man finden, dass vorausgesetzt wird, er sey rittermässigen Geschlechts, und dass die Eigenen ausdrücklich ausgeschlossen waren. Wenn aber der Vf. S. 58 f. sagt, der Bauernstand werde im Sachsenspiegel zu den freyen Leuten gerechnet, und in den sieben Heerschilden begriffen: so müssen wir erst fragen, was wir uns denn unter dem Bauernstande denken sollen. Gab es denn im Mittelalter einen Bauernstand, von dessen gemeinschaftlichem Rechte die Rede seyn könnte? Was man Bauern nennen mag, waren theils Freye, theils Unfreye. Dass alle Freye in dem Heerschilde begriffen waren, ist ebenso gewiss, als dass keine Eigenen dazu gehörten, wie das schwäbische Landrecht ausdrücklich sagt. Unser Vf. scheint zu meinen, dass auch zu dem 5 und 6 Heerschilde der Bauernstand (nach seinem Ausdrucke) gehörte. Nach dem schwäbischen Landrechte waren im fünften die Mittelfreyen, im sechsten die Dienstmanne. In der Note 1 S. 61 f., wird behauptet, eigentliche Sklaven habe es nie in Deutschland gegeben. Darin läst sich auch der Vf. durch den Verkauf, selbst in das Ausland, nicht stören. Wäre auch immer noch ein Unterschied zwischen Sklaven des römischen und des deutschen Rechts geblieben, warum soll man das Wort Sklaven nicht brauchen für Menschen, die rechtlos waren, für deren Ermordung nicht einmal eine Busse, sondern nur dem Herrn Ersatz des Werthes bezahlt wurde, welche als Gegenstand der Vindication und des Diebstahls oder als gegebenes Pfand neben Pferd und Rind gestellt werden, wie wir diess Alles z. B. in dem Gesetzbuche der freyen Friesen Tit. 1 §. 11 und *Additio Sap.* Tit. 8 und 9 finden?

Wir können nicht umhin, den zweyten Hauptsatz in dem historischen Beweise *BB.* (S. 63) vollständig abzuschreiben: „*Nicht zur Anerkennung eines Obereigenthums* (*in recognitionem dominii*), *sondern nur einzig und allein zur Beysteuer zu den Kriegslasten und dem obrigkeitlichen Schutz, Anfangs bittweise, nachmals als ordentliche Besteuerung, wurden die jetzigen bäuerlichen Prästationen ursprünglich bestimmt, und durch Missbrauch dieser ursprünglichen Bestimmung vielfach erweitert. Ja selbst durch Raub, Gewalt, Drohung und Furcht vor noch grösseren Drangsalen wurden sehr häufig die Besitzer der bäuerlichen Grundstücke bewogen, gegen Entrichtung alles Möglichen, was verlangt wurde, sich unter den Schutz und* (*die*) *Rechtshülfe eines oder des anderen der Ritter und Klöster zu begeben, um so einigermassen gegen stete Plünderung geschützt zu seyn; so weit diese erzwungenen Abgaben nicht selbst Erpressungen waren.*" Wir können in diesem Satze drey Behauptungen unterscheiden. Zwey davon sind unbedenklich einzuräu-

men: 1) dass die Entstehung der bäuerlichen Leistungen grossentheils durch Gewalt und Furcht vor Bedrückungen veranlasst, und 2) dass die Leistungen durch Missbrauch und Gewalt erhöht worden. Zu der dritten wollen wir vorläufig bemerken, dass wohl bestimmter hätte gesagt werden können, die bäuerlichen Leistungen seyen nicht auf einem Obereigenthum begründet gewesen, sondern ursprünglich zu den Kriegslasten und für obrigkeitlichen Schutz entrichtet worden. Denn ob sie *zur Anerkennung* eines Obereigenthums *bestimmt* waren, entscheidet nichts; die Absicht mag leicht nicht dahin, sondern auf den Gegenstand der Leistungen selbst, gerichtet gewesen seyn. (Ausführlich wird zuerst (S. 64 ff.) von dem Zustande der Gewalt und dem Faustrecht überhaupt gehandelt; auch werden Beyspiele von Robheit, Schlägereyen und andere Züge der Verdorbenheit des Mittelalters, nicht durchaus in Beziehung auf Gewaltthätigkeit, beygebracht. Diese Ausführung scheint hier eben nicht nöthig zu seyn. Die Stellen aus dem sächsischen und schwäbischen Landrechte S. 72 ff. über die Verschiedenheit des Dienstmannrechts gehören wohl gar nicht zur Sache. Auch rührt diese Verschiedenheit bloss von dem Mangel einer allgemeinen Gesetzgebung her, und zeugt nicht von Gewaltthätigkeit; Herkommen, wo nicht Verträge, lagen immer zum Grunde. Zweckdienlicher und bedeutender, als der Artikel vom Faustrecht u. s. w., ist der von den Bedrückungen der Vögte S. 82 ff. Diess ist ohne Zweifel ein Hauptpunct in der Geschichte der Hörigkeit. Von dem Vogteyrechte und der Gerichtsbarkeit mag wohl grossentheils der Druck ausgegangen seyn und der Ursprung der bäuerlichen Leistungen; theils dass diese, wie wohl wenigstens von einem grossen Theil anzunehmen ist, in Rücksicht auf die Gerichtsbarkeit aufgelegt wurden, theils dass die Ausübung des Vogteyrechts und der Gerichtsbarkeit zu Erhöhung der Leistungen und zu Schmälerung der Rechte der Untergebenen gemissbraucht ward. Auch ist wohl grossentheils die Verwechselung oder Vermischung der Rechte der Obrigkeit mit den Rechten, welche auf besonderen Verhältnissen einzelner, mit Zinsen und Frohnen belasteter Grundstücke beruhten, die Veranlassung gewesen, dass die letzten auf alle Untergebene, auf alle Bauern eines Gebietes, ausgedehnt wurden, worin Rec. ein Hauptmoment des gutsherrlichen Verhältnisses zu liegen scheint. Ursprünglich beruhten die Verpflichtungen auf einzelnen Verhältnissen, besonderer Übereinkunft; später, zum Theil schon ziemlich früh, finden wir gemeinschaftliches Recht aller Glieder einer Gemeinde, aller Bewohner eines Dorfes, so dass die Leistungen der Übrigen als Beweis für die Verpflichtung des Einzelnen betrachtet werden. Hierin scheint die Vollendung des gutsherrlichen Rechts zu liegen. Dass der Vf. jene Leistungen ursprünglich als „Steuern" betrachtet, dünkt uns doch bedenklich. Auch scheint uns die Rücksicht auf Schutz und auf Rechtspflege bey der Entstehung der Abgaben ein wenig unter einander geworfen zu seyn. Unter mancherley Gründen, die der Vf. für seine Meinung anführt, scheint die Frage S. 89 besonders wichtig: „Wenn die frühere Überlassung des Grundbesitzes der Grund dieser Prästationen gewesen wäre, wie käme es, dass so viele Höfe oft an eine ganze Menge von Stiftern, Klöstern, Rittergütern u. s. w. Abgaben entrichten, die theilweise ganz entfernt sind, und oft auch nicht eine Scholle Erde in der Gegend oder Feldmark haben?" Es lässt sich aber doch darauf die einfache Antwort geben: Das Recht, solche Leistungen zu erheben, war von den ersten Berechtigten auf jene, wenn auch entfernte, Stifter u. s. w. übertragen worden, wovon man ja zahllose Beweise in den Urkunden findet. Auch würde jener Umstand noch mehr gegen andere Ableitungen der Prästationen zeugen, namentlich gegen die des Vfs. aus Gerichtsbarkeit, Schutz, Steuer. Wie hat der Vf. wohl in der Note w. S. 92 gemeint, dass „schon der Name Centgerichtsbarkeit auf eine Verbindung dieser Gerichtspflege mit der Abgabe deute"? Die Bemerkung S. 97, dass *Viele* freyes Grundeigenthum besessen haben müssen, weil solcher Besitz nöthig war, um Zeuge zu seyn (doch nur in Realklagen, *propter res alterius*), verdient Berücksichtigung. Doch ist die Frage nicht zu übergehen, wie lange diess gedauert habe. Der Vf. hat kein späteres Zeugniss, als das Capitulare vom J. 829, und man erinnere sich, wie früh in den Urkunden die Ministerialen als Zeugen vorkommen. — Wir können zum Schlusse dieses Abschnittes die Bemerkung nicht unterdrücken, dass der Vf. freyer untersucht haben würde, wenn er nicht Alles, was doch ohne Zweifel mehrfachen Ursprunges ist, aus Einer Quelle hätte ableiten wollen. Dabey wollen wir noch erinnern, dass schon darum nicht alle bäuerlichen Leistungen ursprünglich die Natur von Steuern gehabt haben können, weil sie zum Theil Solchen geleistet wurden, welche keine Gerichtsbarkeit über die Verpflichteten hatten, und an Mehrere.

Die Ausdehnung, welche unsere Anzeige bereits erhalten hat, mahnt uns, bey dem Folgenden kurz zu seyn, da es uns zu einer detaillirten Darstellung weniger geeignet schien, als die eigentlichen rechtshistorischen Untersuchungen. Im *zweyten Abschnitte* wird das gutsherrlich-bäuerliche Verhältniss aus dem Standpuncte des *Naturrechts* beurtheilt, im *dritten* aus dem des *gemeinen Rechts*, im *vierten* nach verschiedenen deutschen (vorzüglich den älteren brandenburgisch-preussischen) *Particulargesetzen*, so weit solche nicht selbstständige Gesetzbücher geworden sind. Diese drey Abschnitte haben jeder zwölf Nummern, mit denselben Rubriken, nach den verschiedenen Gesichtspuncten, aus denen die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse betrachtet werden können. Diese Anordnung mag für die ausführliche Darstellung in dem Buche angemessen seyn. Für unsere Anzeige dünkt es uns angemessener, die zwölf Rubriken anzugeben, und was wir etwa aus jedem Abschnitte zu jeder zu erinnern gefunden haben, zusammen zu stellen. Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse werden nämlich betrachtet: I. *Als Überbleibsel roher Gewalt.* Hier möchte am meisten anziehen, was im vierten Abschnitte (Th. 1. S. 5 ff.) aus brandenburgischen älteren Anordnungen (vorzüglich

des 16 Jahrhunderts) beygebracht worden, aus denen hervorgeht, wie sehr die Bauern von Gutsherren und Beamten gedrückt, und gewaltsam zu Leistungen genöthigt wurden, zu denen sie nicht verbunden waren, dass dennoch Strafen festgesetzt wurden für Bauern, die Klagen gegen die Gutsherren anstellten, und den Process verloren, und dass (nach S. 8) wohl auch die Leistungen gesetzlich erhöht wurden. Solche Thatsachen müssten allein hinreichend seyn, Jeden von der Vertheidigung der Frohnen und Zinsen abzubringen. — II. *Als Überbleibsel der Sclaverey.* Die Beweise in Abschn. IV (Th. 2, S. 9 ff.), dass im Brandenburgischen keine Leibeigenschaft gewesen sey, waren, wie uns scheint, nicht einmal nöthig, und haben uns doch nicht überzeugt. Dagegen hätte im II Abschn. (Th. 1, S. 112) nicht zugegeben werden sollen, dass positive Gesetze so etwas, wie Sklaverey, je zum gültigen Recht machen könnten. Vielleicht hat diess der Vf. gar nicht sagen wollen, allein es klingt so. — III. *Als ohne weitere Bestimmung und Vorbehalt von jedem jetzigen Besitzer übernommene Belastung.* Unter diesem Titel wird ein Hauptbedenken gegen die Aufhebung bäuerlicher Leistungen, dass nämlich in Rücksicht auf diese Leistungen die Bauergüter wohlfeiler, die Rittergüter theuerer bezahlt worden, im 2 Abschn. (Th. 1, S. 115 ff.) vorgetragen, und durch die Bemerkung, dass in neueren Zeiten bey den Kaufpreisen auch auf die Erwartung Rücksicht genommen worden, dass die Aufhebung der Leistungen erfolgen könne, doch nicht befriedigend gelöst. Richtig ist des Vfs. Bemerkung, dass diess überhaupt nur ein Billigkeitsgrund, kein Rechtsgrund sey. Rec. sieht übrigens die Beziehung nicht recht zwischen der obigen Rubrik und diesem Bedenken, oder auch dem, was in dem 3 Abschn. (Th. 1, S. 170) über Abänderungen, Novationen, Cessionen, oder im 5 Abschn. Tit. 1 unter derselben Nummer und Rubrik (Th. 2, S. 97 ff.) über Verjährung gesagt wird, noch auch zwischen allen diesen Gegenständen unter einander. — IV. *Als Verbindlichkeiten für frühere Überlassung der Grundstücke.* Diese Voraussetzung wird wieder (Th. 2, S. 16) geleugnet, wobey unter 1) zwar ausgeführt ist, dass die Abgaben *onera publica* waren, aber doch aus dem Angeführten selbst hervorgeht, dass Grundstücke den Bauern überlassen worden sind. Zugleich wird im 5 Abschn. (Th. 1, S. 173) und im vierten (Th. 2, S. 18 ff. 25) nach gemeinem Rechte und Particulargesetzen geleugnet, dass es ein Obereigenthum gebe; vielmehr könne dem Begriffe nach nur Ein Eigenthum gedacht werden, und in den Gesetzen komme keine Spur von Obereigenthum vor. Rec. kennt die brandenburgischen Gesetze nicht, aber in Kursachsen kommt schon in der 39sten Constitution des anderen Theils vom J. 1572 das *dominium directum* an Erbzinsgütern als altes Recht vor. Wahrscheinlich ist das *dom. dir.* aus dem Lehnrechte auf die bäuerlichen Verhältnisse übergegangen. Wir bemerken noch zu dieser Nummer aus dem dritten Abschnitte die Sätze: dass der Beweis eines Eigenthums dem Grundherrn obliegen würde (Th. 1, S. 177), und dass die Annahme einer *praescriptio immemorialis* ein Irrthum sey (S. 183, Note 1). Wenn nach Abschn. 4 (Th. 2, S. 19) bäuerliche Leistungen unter dem Titel *servitutes reales* in Gesetzen vorkommen: so ist es bloss Missbrauch des Wortes. Dass der Erbpacht nur in neueren Zeiten eingeführt worden (S. 23), folgt nicht aus der angeführten Stelle. — V. *Als Remuneration oder Ersatz für erhaltene Leistungen.* — VI. *Als Gegenleistung für eine zu gewärtigende Leistung.* — VII. *Als Geschenke.* — VIII. *Als Steuern.* Was im vierten Abschnitte (Th. 2, S. 34 ff.) über die brandenburgisch-preussische Steuerverfassung gesagt wird, scheint uns Alles nicht hieher zu gehören. Es ist doch überall sichtbar, dass die Steuern von den Leistungen der Bauern durchaus verschieden sind. — IX. *Als Privilegien.* Da die bäuerlichen Leistungen nie als solche betrachtet werden: so ist wohl die ganze Nummer, sowie No. VII von den Geschenken, unnöthig. — X. *Als Schutzgeld.* Dahin hätte wohl nicht im 4 Abschn. (Th. 2, S. 68) der Kriegsdienst des Adels und die Ausschliessung der Bauern in früheren Zeiten gezogen werden sollen. Denn dieses ist allgemeines Verhältniss zum Staate; es käme aber zum vorliegenden Zwecke auf ein *besonderes* Schutzverhältniss zwischen dem einzelnen Gutsbesitzer und gerade *seinen* Bauern an. Zum Schutz gehört doch auch nicht (S. 70 ff.) die Obrigkeit. In älteren Zeiten scheint häufig Obrigkeit und Herrschaft verwechselt zu werden, wie man schon aus dem Gegensatze von Obrigkeit und Unterthanen sieht. Der Ausdruck: *Erb-* und Gerichts-Herrn ist gegen den Vf. — XI. *Welchen Einfluss die veränderten Umstände auf jenes Verhältniss hervorbringen.* Auch in dieser Hinsicht müsse im zweifelhaften Falle für die Bauern entschieden werden. — XII. *Welche allgemeine Principien aus der Natur dieses Sachverhältnisses gezogen werden müssen.* Im zweyten Abschnitte (Th. 1, S. 129) wird nach dem Naturrechte erörtert, dass das gutsherrliche Recht *strictissime* zu interpretiren und überall zu erweisen, nicht vorauszusetzen sey. Die Ergebnisse des gemeinen deutschen Rechts im 3 Abschn. (S. 219 ff.) sind ungefähr: Das gutsherrliche Recht sey nicht zu vernichten; im Zweifelsfalle sey volles Eigenthum der Bauern an ihren Grundstücken vorauszusetzen, die Verbindlichkeiten nur als Gegenleistungen für Leistungen aus dem Schutzverhältnisse zu betrachten, und deshalb, wenn die letzten sich verringert haben, zum Vortheil der Leistungspflichtigen auszulegen, und die Besteuerung der Prästationen treffe die Prästationserheber.

Fünfter Abschnitt. In welcher Art wurde das Wesen des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses durch nachstehend zu erörternde selbstständige Gesetzgebungen Deutschlands erhalten, und resp. geändert? Tit. 1. *Vom preussischen Landrechte.* (Th. 2, S. 89 ff.) Nach den zwölf Nummern der vorigen Abschnitte. Eine grosse Lobrede auf das preussische Gesetzbuch. Was dem Vf. übrigens zuwider zu seyn scheint, wird hier gut geheissen. So werden S. 94 f. die Verordnungen wegen Einwilligung der Herrschaft in die Heirathen aus der Absicht gerechtfertigt, dass die Unterthanen an der Herrschaft einen einsichtsvollen Führer bey ihrer Handlungsweise ha-

ben sollen, und die Verbote, die Herrschaft zu verändern — aus der Sorge für Bevölkerung und Cultur des Bodens; als Remuneration aber für jene Fürsorge rechtfertigen sich die Leistungen der Unterthanen (S. 95. 141 ff.). Die undankbaren Bauern, welche die Wohlthat, die ihnen durch solchen Zwang erzeigt wird, nicht erkennen, noch weniger gern mit Frohnen und Zinsen bezahlen wollen! — Tit. 2. *Vom Code Napoleon.* S. 154 ff. Er enthält die meiste Befreyung der Bauern. Nur die *prestations purement foncières* bleiben, und eine *causa debendi* wird vorausgesetzt. — Tit. 3. *Badisches Landrecht.* S. 175 ff. Aufnahme der Grundsätze des *Code Napoleon*, aber mit sehr widersprechenden Modificationen. — Tit. 4. *Österreichisches Gesetzbuch.* S. 180 ff. — Tit. 5. *Der Codex Maximilianeus Bavaricus civilis.* S. 185 ff. In allen diesen Titeln werden die Hauptgrundsätze über jene Verhältnisse durchgegangen, wobey wir nicht in das Einzelne eingehen können.

Anhang. Über den Abzug des fünften oder sonst verhältnissmäfsigen Theils an den bäuerlichen Präftationen wegen der in dem ehemaligen Königreiche Westphalen eingeführten Grundsteuer, nach dem Gesetze d. d. Berlin, 25 Sept. 1820. S. 190 ff.

Rec. hofft, es werde aus seiner Anzeige hervorgehen, dass nichts, als Interesse an dem Gegenstande und an der Wahrheit ihn bestimmt hat, genau zu seyn, und manche Einwürfe auszusprechen. Keineswegs konnte ihn Misswollen gegen die angezeigten Bücher leiten. Vielmehr heisst er gewiss jede Ausführung des Hauptsatzes willkommen, dass der Ursprung der Leibeigenschaft, Frohnen und Zinsen, und jeder persönlichen Unfreyheit, grösstentheils ein abscheulicher gewesen, dass er aus Unrecht, Gewalt und Trug, aus dem Verleugnen alles Rechtssinnes und der Verkennung aller Rechtsgrundsätze geflossen ist.

T. T.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Unterhaltungen für Geist und Herz.* Jungen Christen gewidmet, welche in das reifere Alter übertreten, hauptsächlich bey der Erinnerung ihres Taufbundgelübdes und erstmaligen Gedächtnissfeyer des Todes Jesu im heiligen Abendmahle. Betrachtungen, Gebete, Lieder u. s. w. Mit einem Vorworte von Dr. *C. C. Flatt*, Oberconsistorialrath u. Stiftsprediger. 1817. 385 S.

Rec. kann zur Empfehlung dieser Unterhaltungen nichts Besseres sagen, als was der verdiente *Flatt* in dem Vorworte derselben von ihnen gesagt hat: Sie theilen dem Geiste und Herzen junger Christen unter verschiedenen äusseren Formen, in Betrachtungen, Gebeten, Liedern und kurzen Sprüchen, ächt christliche Ideen mit Einfachheit, Würde, Lebendigkeit und Herzlichkeit mit; sie sprechen daher jedes jugendliche Gemüth, in welchem der Sinn für Sittlichkeit und Religiosität angeregt worden ist, an; sie machen ihm die religiöse Weihe für den Eintritt in das Leben, die kirchliche Einsegnung und die erste Abendmahlsfeyer wichtig; sie stimmen es zu festen Entschliessungen und Vorsätzen; sie drücken die religiösen Wahrheiten, welche den Menschen auf seiner ganzen Laufbahn in der Welt und besonders am Anfange derselben leiten sollen, dem Inneren tief ein. — Die Unterhaltungen sind aus den Schriften berühmter Männer: eines *Förster*, *Gessner*, *Schulthess*, *Häfeli*, *Schmidt*, *Ackermann*, *Lavater*, *Hess*, *Ehrenberg*, *Ewald*, *Sailer* u. A. genommen, deren Namen schon für den Werth derselben, welcher durch den Reiz der Abwechselung noch erhöht wird, bürgen. Das Buch ist ein schönes Geschenk, nicht nur für junge, sondern auch für erwachsene Christen, welchen daran gelegen ist, sich auf eine vernünftige Weise zu erbauen. Wir stimmen um so viel mehr in den Wunsch, mit dem sich das Vorwort schliesst, dass diese Unterhaltungen in die Hände vieler Söhne und Töchter kommen, ihre Verbreitung viel Segen unter der christlichen Jugend stiften möge, von ganzem Herzen ein, je mehr davon abhängt, dass christliche Religiosität in dem heranwachsenden Geschlechte tiefe Wurzel fasse.

Den trefflichen Unterhaltungen sind noch vermischte kurze Gedanke zur Beförderung christlicher Lebensweisheit und Tugend angehängt, die von ungleichem Werthe sind. Rec. bemerkt aus denselben nur folgende. „Es ist nichts gross, was nicht gut ist; und es ist nichts wahr, was nicht besteht. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.“ (Dieses Gleichniss ist unpassend. Die Sonne bezieht sich in jenem Satze auf Menschen; die Gottesfurcht hat ihre Beziehung auf Gott. Jene thut anderen Menschen wohl, diese thut dem Menschen selbst, der sie besitzt, wohl. Und wie kam der Vf. auf ein Prädicat der Sonne, das ihr nicht beygelegt werden kann — eine redende Sonne —? Welchen Unterschied macht der Vf. zwischen wahrer und falscher Gottesfurcht? Ist nicht Gottesfurcht, als Furcht betrachtet, immer falsch? Verträgt sich die Furcht mit der Liebe?) — „Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.“ Dieser Satz scheint, so bloss hingestellt, den blinden religiösen Autoritätsglauben anzuempfehlen. Aber wie, wenn der Rationalist dagegen fragte: Sollten denn die Propheten mehr gesehen haben, als andere weise Menschen viele hundert Jahre nach ihnen? Oder sollte Christus mehr von Gott gesehen haben, als was ein Mensch von ihm sehen und erkennen kann; und mehr, als was unsere, durch sein moralisches Licht erleuchtete Vernunft nach einer Reihe von Jahrhunderten von ihm sehen und erkennen kann? Ist nicht das Licht der Vernunft in moralischen Dingen im steten Fortschreiten? Und finden sich nicht auch Äusserungen in den Schriften der Propheten und Apostel, denen unsere Vernunft nicht beypflichten kann, weil sie theils individuell waren, theils nach Zeit und Umständen sich richteten? Und wie verschieden sind nicht viele Äusserungen in der Bibel selbst? An welche sollen wir uns also halten?

Das Buch ziert ein sprechendes Kupfer, welches Jesum vorstellt, wie er zu dem vor ihm knieenden Jünglinge sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Matth. 19, 17.

4.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

TOPOGRAPHIE.

1) Amsterdam, b. Doormann u. Comp.: *Verzameling van hydrographische en topographische Waarnemingen in Holland.* Door *C. R. T. Krayenhoff.* 1813. XX u. 216 S. Text, $7\frac{1}{2}$ Bog. Tab., nebst 62 u. 63 S. gr. 8. Nebst 2 Charten u. einer Kupfertafel in gr. Median-Fol.

2) Haag, in der Staatsdruckerey: *Précis historique des opérations géodesiques et astronomiques, faites en Hollande; pour servir de base à la topographie de cet état.* Executées par le Lieutenant général *Krayenhoff*, Gouvern. d'Amsterd., Insp. génér. des Fortifications etc. 1815. XVI u. 180 S. gr. 4., nebst einer Folio-Charte über die Triangulation von Holland.

Diese Schriften, ungeachtet ihr gelehrter Vf. im In- und Auslande längst rühmlich bekannt ist, scheinen bisher im deutschen Buchhandel noch wenig literarische Aufmerksamkeit erhalten zu haben. Nichts desto weniger verdienen dieselben auch bey uns näher bekannt zu werden, da hydrographische und topographische Beobachtungen, die bey den deutschen Fluss-, Canal- und Cadaster-Vermessungen seit einigen Jahren so häufig in Anwendung kommen, gleichsam die Normale sind, an welche sich die Bemühungen deutscher Gelehrten und sachkundiger Beobachter anschliessen können. In dieser Hinsicht wollen wir von beiden Werken, deren Inhalt genau mit einander verwandt ist, unseren Lesern eine möglichst kurz gefasste Anzeige, mit einigen wenigen Bemerkungen, vorlegen.

No. 1 zerfällt in 2 Hauptabtheilungen, wovon die *erste* in 15 Abschnitten die hydrographischen Beobachtungen aller Hauptströme, welche die Provinzen Gelderland, Utrecht, Nord- und Süd-Holland durchfliessen, enthält. Daher werden im 1 Abschn. die Standpuncte der Pegelmassstäbe (*Peilschalen*), die wir künftig schlechtweg *Pegel* nennen wollen, längs dem Rheine, der Leck und der Maas, von den Städten Emmerich an bis nach Brielle (dem Ausflusse der Niedermaas in die Nordsee), in Beziehung des Nullpuncts vom Amsterdamer Pegel, in 35 Stationen angegeben. Demnach sind Emmerich und Brielle die beiden Grenzpuncte der holländischen Pegelanstalt für die genannten Hauptflüsse. Da nun Emmerichs Nullpunct dennoch über den Amsterdamer Nullpunct erhaben ist:

	= 10,823 Meters,	oder	= 34 F. 5 Z. $8\frac{1}{2}$ Lin. rheinl. Mass,
Brielle dagegen:	4,408 —	—	= 14 — 0 — $6\frac{1}{2}$ — — —:
so folgt, dass Emmerich höher, als Brielle liegt:	6,415 Meters,	oder	20 F. 5 Z. 2 Lin. rheinl. Mass.

Indem nun von Emmerichs Hafenpegel, der von Holz gemacht, an der Hafenmauer seitwärts der Zugbrücke des Hafens, sich befindet, bis an das Spyksche Fährhaus, wo der zweyte Pegel angebracht ist, eine Entfernung von 1450 rheinl. Ruthen = 5462,7 franz. Meter liefert, wobey auch die Höhe der Deiche zu beiden Seiten des Rheins, nach franz. Metern und rheinl. Masse, jedes Mal angegeben worden: so folgt, da diese Einrichtung bis zur 35ten Station über Pannerden, Arnheim, Wyk bey Duurstede, Cülenburg, Vianen, Schoonhaven, Crunpen, Rotterdam, Delfshafen, Schiedam, Vlaardingen, bis Brielle, auf 35 gemessene Pegelabstände fortgesetzt worden ist, dass die Totalentfernung zwischen Emmerich und Brielle längs jenen Flüssen = 45,547 rheinl. Ruthen beträgt. Der Vf. hat dagegen im 3 Abschnitte S. 44—57 den kürzeren Abstand von Emmerich aus über Nymegen, Thiel, Gorinchen, Dortrecht, Crimpen u. s. w. bis Brielle, längs dem Rheine, der Waal, Maas, Merwede und der Untermaas in 21 geometrischen Vermessungen für 23 Pegelabstände anschaulich gemacht, und die Entfernung beider Grenzpuncte = 43,605 rheinl. Ruthen gefunden. Rec. hat sich die Mühe gegeben, sowohl diese, als jene Totaldistanz, aus den ad 1) und 3) tabellarisch aufgeführten einzelnen Entfernungen der Pegel zu summiren, aus welchen Resultaten hervorgeht, dass die letzte Stromfahrt um 1942 rh. R. kürzer, als jene ist. Im 2ten und 4ten Abschnitte S. 28—41 und S. 60—79 werden die Höhen der fixen Wasserstandszeichen (*Hakkelbouten*) und andere solche Merkpfähle über den Amsterdamer Pegel-Nullpunct, von Emmerich bis Brielle, sowohl neben dem Rheine, dem Leck und der Untermaas über Arnheim u. s. w., als auch längs dem Rheine, der Waal, Maas, Merwede und der Untermaas über Nymegen, von Ort zu Ort in 119

verzeichneten Beobachtungen tabellarisch genau angezeigt. Das erste dieser Wasserstandszeichen ist zu Emmerich an der Aussenseite des Wasserthors, 4 Fuss oberhalb der Erde, mit der Jahreszahl 1808, angebracht, und 24′ 4″ 7‴ rheinl. = 7,655 Met. über 0 am dortigen Hafenpegel erhaben. Diesemnach beträgt diese Höhe = 58′ 10″ 5½‴ oder 18,478 Met. über den Amsterdamer Pegel-Nullpunct. Der 5te Abschn. S. 82 91 ist, wie der 7te, S. 108 — 115, wieder den Pegelmaſsen, in sofern solche, theils längs der (vormaligen) Obermaas, von Grave aus bis Woudrichen, wo dieselbe sich bey der Veste Löwenstein mit der Waal vereinigt, theils demselben längs der Yssel von Westervoort bis zur Südersee gewidmet, und bey jeder Station die Höhe über den Amsterdamer Nullpunct in rheinländischem und metrischem Maſse angebracht. Diess ist auch im 6ten und 8ten Abschn. S. 94 — 106, und S. 116 — 124, mit den Wasserstandszeichen (*Bakkelbouten*), die längs diesen Strömen angebracht sind, der Fall, eine Einrichtung, die auch vom 9ten bis 14 Abschn., S. 126 — 170, für die übrigen Ströme der nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande, nach den genau gemessenen Stationen hier tabellarisch anschaulich gemacht werden. Im 15ten Abschnitte, S. 172 — 182, wird der Stand der Oberfläche, oder des Wasserspiegels aller holländischen Ströme, im Verhältniss des Nullpunctes vom Amsterd. Pegel am 26 Aug. 1812, nach den in den vorigen Abschnitten enthaltenen Hauptbestimmungen, in 6 Doppelcolonnen dargestellt, und in der 7ten angemerkt, wie weit die Ebbe und Fluth, sowohl von der Nord-, als von der Süder-See, in den Strömen wahrgenommen wird. Diesen sind S. 183 — 192 zwey Vergleichungstafeln zwischen dem Stande der Waal und der Merwede, dem Rheine und dem Leck, unter gleichen Mittagslinien angehängt, die, wie die beygefügte Erklärung dieser Tafeln, äusserst lehrreiche Resultate liefern. An diese reihet sich die gelehrte Abhandlung, S. 193 — 216, über das Vermögen der Ströme, besonders in Holland, welche eine Menge theoretisch-praktischer Beobachtungen enthält, die der Vf. bis zum 26 Aug. 1812 im Staatsdienste zu machen Gelegenheit hatte. Die jetzt folgenden, nicht besonders paginirten, bloss nach Jahrgängen bezeichneten, 7⅞ Bogen Tafeln der höchsten, mittleren und niedrigsten Stände des Wasserspiegels in den Hauptströmen von Holland, nach den täglich Morgens 8 Uhr an den Strompegeln zu Cöln, Emmerich, Pannerden, Nymegen, Arnheim, Gorinchen, Vianen, Doesburg (an der Issel), Zütphen und Grave veranstalteten Beobachtungen vom 1 Jan. 1781 bis 30 Nov. 1810 einschliesslich, denen S. 1 — 62 eine kurze historische Darstellung folgt, welche, weil sich diese Bemerkungen auf officielle Angaben gründen, dem Hydrotekten und Topo-Hydrographen in wissenschaftlicher Hinsicht äusserst lehrreich, wichtig und willkommen seyn werden. Die Tab. I beygefügte, in französischer Sprache abgefasste, grosse Strom-Charte über den Lauf des Rheins, der Waal, der Maas, des Leck, der Merwede und der Issel in den nördlichen Provinzen des Königreichs, auf welcher auch alle Deiche neben den Hauptströmen verzeichnet stehen, und die nach einem doppelten Maſsstabe, dem metrischen und rheinländischen, aufgenommen worden, ist sehr schön gezeichnet, und trefflich gestochen. Mit vollem Rechte kann sie daher den neuesten Stromcharten an die Seite gesetzt werden, die wir seit 1818 den berühmten General-Wasserbau-Inspectoren *J. Blanken*, *J. Sohn* und *Goudriaan* verdanken. Auf Tab. II, ebenfalls französisch abgefasst, sind dagegen die verschiedenen Wasserstände der niederländischen Hauptströme figürlich dargestellt, welche obigen Text erläutern.

Die *zweyte Hauptabtheilung* beschäftigt sich S. 1 — 63 mit den Resultaten, die der Vf. aus seiner Triangular-Vermessung aller nördlichen Provinzen des Königsreichs der Niederlande, welche er seit den Jahren 1802 bis 1811 vorgenommen, gezogen und hier anschaulich gemacht hat. Diese werden in der Tafel S. 5 — 33 in 163 Hauptdreyecke eingetheilt, wovon jedes die drey Standorte, die Grösse der Winkel, den Abstand oder die Länge der Seiten des Dreyecks, und das Azimut des Hauptorts in jedem Triangel enthält. Der Vf. hat bey dieser trigonometrisch-astronomischen Vermessung von Holland das letzte Dreyeck des französischen Triangelnetzes, nämlich das von Hn. *Delambre* selbst gemessene äusserste Glied der bekannten Dreyeckskette vom nördlichen Frankreich, zum Grunde gelegt. Danach ist jenes das erste Dreyeck dieser holländischen Vermessung, wovon der Abstand von Duinkirchen bis Mont-Cassel, als die von *Delambre* gemessene Standlinie, zur Basis angenommen wird. Daher beruhen die, aus der *Base du Systèm metrique*, Tom. II p. 810, hier entlehnten Data auf folgenden Angaben:

No. der Dreyecke.	Namen der Standorte.	Grösse der Winkel.	Länge der Dreyecksseiten in Meter.	Azimut.
1.	Duinkirchen.	42° 6′ 9″, 590.	19106, 653.	205° 12′ 29″, 65.
	Watten.	74° 28 44, 830.	27458, 582.	
	Mont-Cassel.	63° 25 5, 780.	25485, 506.	

welches auch S. 5 in der Note *) bestimmt erklärt worden. Angehängt sind S. 34 — 36 einige Bemerkungen, welche die Standpuncte, wo die Beobachtungen geschehen, und die Signale betreffen, deren man sich bey dieser geodätischen Vermessung bedient hat. S. 37 — 46 findet sich ein alphabetisches Verzeichniss der Städte, Dörfer und anderer merkwürdigen Orte, welche zu Standpuncten der Hauptdreyecksmessung in Holland gedient haben, und deren geographische Länge und Breite, nach den Beobachtungen des Hn.

Gen. *Krayenhoff* und feiner Gehülfen, hier genau angegeben wird. Überall liegt bey den Längenbestimmungen der Meridian von Paris im Zero (20° östlich von Ferro), daher die östliche Länge von Paris = 0 allenthalben die Angaben feststetzt, und die Differenz in Zeit bestimmt. (Rec. findet diese Methode von der königl. niederl. Plankammer im Haag, selbst bey den neuesten Charten von Holland und denen des gesammten niederländischen Königreichs, angewandt; dagegen die jetzigen holländischen See-Capitäns auf ihren Seereisen sehr häufig der östlichen und westlichen Länge von Greenwich (Sternwarte von London = 17° 39′ 45″ östliche Länge von Ferro) sich bedienen, und zu ihren nautischen Beobachtungen den *Nautical almanak* sowohl, als die englischen Seecharten der königl. Marine gebrauchen, ohne sich an den Pariser Meridian zu wenden, noch die frühere Sitte der holländischen Seeleute, welche den Canarischen Pic von Teneriffa für das Zero der östlichen Länge annahmen, in den neuesten Zeiten allgemein beyzubehalten.) Mehrere Ortsbestimmungen der Länge und Breite haben in diesem alphabetischen Verzeichnisse, durch die Sorgfalt des Vfs. genauere Data, als sie früherhin von demselben in anderen astronomischen Zeitschriften angegeben worden, erhalten; wir wollen davon ein paar Beyspiele anführen. S. 39 ff. a. a. O. wird

	die östl. Länge von Paris (= 20° von Ferro),	die östl. Entfern. von Paris in Zeit,	und die Orts- nördl. Breite } angegeben von
Alkmaar, oder dessen Stadtwage-Thurm	2°. 24′. 53″,7726	9′. 39″,5848	52°. 37′. 54″,9665.
Amsterdam, Wester-Kirchthurm . .	2°. 32′. 54″,3656.	10′. 11″,6244	52°. 22′. 30″,2048.
Antwerpen	2°. 5′. 54″,9955.	8′. 15″6664.	51°. 13′. 14″,4138.
's Gravenhaag, großer Kirchthurm .	1°. 58′. 16″,2524.	7′. 53″,0835.	52°. 4′. 20″,0383.
Rotterdam	2°. 8′. 58″,7300.	8′. 35″9153.	51°. 55′. 18″,7053.
Utrechts Domthurm	2°. 47′. 10″,8979.	11′. 8″,7265.	52°. 5′. 27″,9484.

Dagegen werden von dem Hn. Gen. *Kr.* in *von Zach's* Monatl. Corresp., 8 Bd., alle diese Orte folgendermaßen bestimmt:

Alkmaars Stadtwage-Thurm	= 22°.	24′.	30″	östl.	Länge,	und	52°.	34′.	2″	nördl.	Breite.
Amsterdams Wester-Kirchthurm	= 22°.	32′.	52″	—	—	—	52°.	22′.	33″	—	—
Antwerpen (nach der *Conn des temps*)	= 22°.	4′.	4″	—	—	—	51°.	13′.	22″	—	—
Haag gr. K. Th. (Monatl. Corr. l. c.)	= 21°.	58′.	13″	—	—	—	52°.	4′.	42″	—	—
Rotterdam (a. a. O.)	= 22°.	8′.	56″	—	—	—	51°.	55′.	22″	—	—
Utrechter Domthurm (desgl.)	= 22°.	47′.	9″	—	—	—	52°.	5′.	51″	—	—

Man sieht also, dass die früheren Bestimmungen von den späteren mehr oder minder abweichen, welches fast überall hier der Fall ist. S. 47 — 55. Alphabetische Tafel der geographischen Länge und Breite der vornehmsten Orte und Dörfer längs den schiffbaren Strömen und der Nord- und Süder-See in Holland gelegen. Den Beschluss machen S. 56 — 63 einige Reductionstafeln zur Verwandlung der rheinl. Masse in französ. Meter, und umgekehrt. Übrigens sind die angehängten Strom- und Dreyecks-Netz-Charten ganz vorzüglich gestochen, und erläutern das Ganze vollständig.

No. 2 hat der Vf., dem Vorworte zufolge, der ersten Classe des königl. Instituts der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste in Amsterdam gewidmet, und ist von diesem Gelehrtenverein herausgegeben. Der beständige Secretär dieser Gesellschaft, Hr. *G. Vrolik*, erklärt im Voraus, dass dieses Werk deswegen in französischer Sprache erscheine, damit es an die, in dieser Sprache bereits erschienenen Werke über die geodätischen Meridiansmessungen, und besonders an das von *Delambre's Base du Système metrique*, sich anschliessen könne, indem der Hr. Gen. Lieut. *Krayenhoff* seine geodätisch-astronomische Vermessung von Holland auf die französische von Dünkirchen bis Barcelona (und Formentera) gebaut, und die, von den Franzosen bey Dünkirchen zu jenem Zwecke gemessene Standlinie auch bey seiner holländischen Vermessung zum Grunde gelegt habe. Eine eigene Commission jener Gelehrten-Gesellschaft, an deren Spitze der vor Kurzem (9 März 1823) gestorbene Veteran, *Joh. Henr. van Swinden*, in Amsterdam stand, hat, wie der S. VII — XVI gelieferte Auszug aus den Verhandlungen des Instituts lehrt, dieses treffliche Werk herausgegeben, und in der Staatsdruckerey im Haag abdrucken lassen. Dieser gelehrte Sachkundige war gerade der Mann, der am besten über das Unternehmen (welches die ehemalige *untertheilbare Batavische Republik*, oder deren Gouvernement, im J. 1798 zu beschliessen, und durch unseren Vf. und dessen Gehülfen ausführen zu lassen, gut fand) gründlich zu urtheilen, um so mehr im Stande war, da Ersterer mit dem verstorbenen holländischen Gelehrten *Aeneas*, gegen das Ende des XVIII Jahrhunderts, dem Gelehrten-Congresse zur Prüfung der, von den Franzosen damals unternommenen, bekannten Meridiansmessung, und zur Bestimmung des daraus abzuleitenden metrischen Mass-, Gewicht- und Münz-Systems, nicht nur beygewohnt, sondern in diesem Pariser Gelehrtenvereine bekanntlich durch seine gründliche Gelehrsamkeit und Sachkenntniss eine bedeutende Stimme abgegeben hatte. Diess beweist seine gründliche *Verhandeling over volmaakte Maten en Gewigten*, welche in 2 Theilen zu Amsterdam im J. 1802, gr. 8., mit Kupf., erschien. Der Hr. Gen. *Kr.* giebt daher S. 5 — 20 eine genaue Darstellung von dem, was seit *Willibrod Snellius* Zeiten (im Anfange des XVII Jahrh.) bis jetzt zur geodäti-

schen Vermessung von Holland geschehen ist, wobey er über sein eigenes Verfahren, das er dabey beobachtet, Rechenschaft ablegt, welches er in 7 Abschnitte eintheilt. I, S. 20 — 22. Übersicht (*Régistre*) der geodätischen Beobachtungen bey der ersten Triangulation. II. S. 22 — 36. Reduction der beobachteten Centralwinkel auf den Horizont, und ihrer Chorden für jeden Standort. Dieser zufolge hat der Vf. S. 24 ff. vom Thurme der Westerkirche zu Amsterdam 40 Standorte beobachtet und berechnet, welche ringsum den Gesichtskreis von Amsterdam einschliessen, und den Westerthurm im Mittelpuncte halten. Dieser Kreis bildet sieben Hauptstationen: Alkmaar, Edam, Naarden, Utrecht, Nieuwkoop, Haarlem und Alkmaar, deren Gesammtwinkel = 360°. 0'. 0",149 betragen, folglich nur im Ganzen einen Beobachtungsfehler = + 0",149 liefern, der äusserst unbedeutend ist, und die möglichst genaue Vermessung anzeigt. III u. IV. S. 36 — 41. Berechnung der definitiven Dreyecke und der geographischen Stationen bey der ersten Triangulation. Hierin hat der Vf. meistens *Delambre's* Methode befolgt, und zugleich die von Letzterem beobachtete Breite von Dünkirchen = 51° 2' 8"73 (f. *Base du syst. metr.* p. 648) angenommen. V. S. 41 — 45. Übersicht der astronomischen Beobachtungen, welche von Amsterdam aus bis Jever angestellt worden sind. Die S. 42 u. 44 eingeschalteten Tafeln über die beobachteten Polarbreiten und des Azimuts im Frühjahr 1811 zu Amsterdam geben eine vorzügliche Genauigkeit der Instrumente und der damit veranstalteten Beobachtungen zu erkennen. VI. S. 45 — 52. Berechnung der, zwischen Amsterdam und Jever gemachten astronomischen Beobachtungen, wobey, vermöge eines grossen und kleinen Passage-Instruments, die Breite von Amsterdam, im Mittel von 24 Beobachtungen . . . . = 52°. 22'. 30",1286.
erscheint. Durch geodätische Berechnung, nach der von *Delambre* für Dünkirchen bestimmten Breite, kommt die Breite von Amsterdam zu stehen . . . . . . = 52°. 22'. 30",1876.
Folglich beträgt die unbedeutende Differenz nur . . . . — 0,0590.
Dagegen hat der Hr. Gen. *K.*, zur Bestimmung der Breite von Jever, sich mehrerer Sternbeobachtungen im grossen Bären bedient, wovon das Resultat der Breite ist . . . . . . = 53°. 34'. 23",46111
Die geodätische Berechnung, aus der Breite von Dünkirchen abgeleitet, liefert für Jever . = 53°. 34'. 23",43260.
Der geringe Unterschied beträgt demnach nur . . . . + 0",02851.
Dieser ist noch ungleich geringer, wenn man den, von dem Vf. aus 7 Polarsternsbeobachtungen gefundenen, Unterschied in Rechnung bringt, und beträgt nur — 0",00289.

VII. S. 53 — 280. Übersicht der Beobachtungen bey der zweyten Triangulation. Diese enthält die Resultate von 252 verschiedenen Stationen, auf welchen die Winkel der Dreyecke zweyter Classe gemessen worden. Diese sind in der *ersten Tafel* S. 55 — 86 von Dünkirchen aus bis Varel in 103 Dreyecken für alle gemessenen Stationen ausgedrückt. Die *zweyte Tafel*, S. 87 — 121, enthält dagegen die 163 Dreyecke erster Classe mit ihren gemessenen und rectificirten Winkeln, dem Logarithm. Sin. der Winkel, dem Abstand in Metern, und dem Logarithm. der Entfernungen in Metres. Mehrere Noten erläutern die, in den Resultaten mitunter vorkommenden Differenzen. Die *dritte Tafel*, S. 122 — 155, ist von ähnlicher Art, jedoch mit dem Unterschiede, dass die Differenzen der Winkel aller ebenen und sphärischen Dreyecke dieser definitiven Triangulation = 165 △ in Sekunden und Tausendtheile derselbe in einer eigenen Colonne angegeben sind. Die *vierte Tafel*, S. 156 — 160, enthält in alphabetischer Ordnung die Länge und Breite aller Stationen, die bey der ersten Dreyeckmessung von Holland gefunden worden. In Absicht der Länge wird notorisch Paris im Zero angenommen, und sowohl die Äquatorialentfernung in östlicher Länge nach Graden u. s. w., als in Zeit angegeben. Daran schliesst sich S. 161 — 180 die Tafel des Azimuts aller Orte im Königreich Holland und einiger benachbarter Stationen, die ebenfalls hier alphabetisch aufgeführt werden. Das Ganze aller aufgeführten Resultate ist nicht nur sehr gut zu übersehen, sondern zeugt auch von der genauesten Sorgfalt, die auf diese geodätisch-astronomische Vermessung und deren Ausführung verwendet worden.

Das angehängte Chartennetz (*Carte de la Triangulation de la Hollande*) ist im Wesentlichen der Charte ähnlich, welche dem Werke No. 1 beygefügt worden; jedoch schliessen sich nach Nordosten, von Jever und Varel aus, mehrere Hülfsdreyecke an das Hauptnetz, deren beobachtete Stationen sich in das Oldenburgische und Bremensche erstrecken. Übrigens ist die Charte mit der äussersten Genauigkeit gestochen, und sowohl die Äquatoriallänge, als Meridianbreite, nach Graden und Minuten dergestalt eingetheilt, dass man jene sehr füglich auf 30, diese dagegen auf 20 Secunden schätzen kann. Auf den Grund dieser geodätischen Triangularvermessung ist nunmehr die neue Specialcharte des Königreichs der Niederlande aufgenommen, und mit der genauesten Sorgfalt ausgeführt, ein Verdienst, das den Hn. Gen. *Kr.* bey seinen Landsleuten, wie vor mehr, als 200 Jahren seinen berühmten Vorgänger *Snellius*, unsterblich macht.

S. G. H. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

HEIDELBERG, b. Groos: *Bemerkungen über Brasilien*, mit gewissenhafter Belehrung für auswandernde Deutsche. Von *G. H. von Langsdorf.* 1821. 107 S. 8. (12 gr.)

Die Bemerkungen, welche der Vf. über Brasilien mittheilt, um diejenigen zu berathen, welche nach diesem Lande auszuwandern gedenken, sind ganz zweckmäsig, und können auch für sich als ein interessanter Beytrag zu der Kenntniss dieses Landes, dessen Klima und Fruchtbarkeit, betrachtet werden. Obschon Brasilien, mit Ausnahme der südlichen Spitze, zwischen den Wendekreisen gelegen ist: so herrscht doch in einem grossen Theile dieses ausgedehnten Reiches, und insbesondere in der Provinz Rio-Janeiro, eine sehr gemäsigte Temperatur, welche die bedeutende Anzahl der grossen Flüsse, die dieses Land durchströmen, und die hohe Lage, welche die Gegend in einiger Entfernung vom Meere annimmt, bewirken. Die Provinz Rio Janeiro besteht in hohen, gebirgigen, und sehr flachen, niedrigen Gegenden. In letzten, wo die Hitze ebenso gross ist, wie in anderen Tropenländern, werden alle Colonialproducte und die Gewürzbäume Ostindiens gezogen, die hier gleich der Theestaude und den vielen Fruchtbäumen des Orients vortrefflich gedeihen. Auf den beynahe 3000 Fuss hohen Gebirgen, die, mit Ausnahme der urbar gemachten Stellen, bis zu ihrem Gipfel mit undurchdringlichen Urwaldungen bedeckt sind, werden die edelsten Holzgattungen und alle Producte Europas erzeugt. Von einem Klima begünstigt, in welchem man weder die Kälte der europäischen Gegenden, noch die anhaltende und drückende Hitze der Tropenländer kennt, steht hier das Pflanzenreich im üppigsten Wachsthum. Die mit ewigem Grün geschmückten Bäume, deren hohe Kronen mit vielfarbigen Blumen prangen, bilden malerische Gruppen, die von rauschenden Bächen oder den spielenden Fluthen der Seen umgeben, dem entzückten Auge die reizendsten Landschaften darbieten. „Die reichste und glücklichste Einbildungskraft, und die vollkommenste, von Menschen erschaffene Sprache, ist unvermögend, sagt der Vf., die Fülle des Reichthums, überhaupt die Schönheit dieser Natur, auch nur entfernt zu erreichen.“ Zum Beweise, wie fruchtbar dieser Boden sey, führt er das Beyspiel eines im Gebirge von Estrella wohnenden Landwirthe an, welcher von einem Sester Reis, den er ausgesäet, das 500fache einerntete. Der Ertrag des Welschkorns beträgt gewöhnlich 120 — 130 mal die Aussaat; in besonders ergiebigen Jahren steigt er bis auf 200. Der Kaffeebaum, welcher im Durchschnitt jährlich 1¼ Pf. Bohnen in Westindien giebt, liefert in Brasilien wenigstens 2 — 3, und nicht selten 5 — 6 Pf. — Dieses schöne Gemälde einer fruchtbaren Gegend wird nicht durch die Schilderung der fürchterlichen Stürme und Orkane verdunkelt, welche in anderen tropischen Ländern oft in wenigen Stunden alle Pflanzungen zerstören, und die Wohnungen der Colonisten in einen Schutthaufen verwandeln. Auch die ansteckenden Krankheiten, welche in West- und Ost-Indien den Europäern so gefährlich werden, sind hier unbekannt.

Wer indessen Brasilien hienach beurtheilen, und dieses Land für ein irdisches Paradies halten wollte, wo der glückliche Bewohner im Wohlstande und Überflusse lebt, der würde sehr irren, denn auch dieses Land hat, so wie jedes andere, seine Schattenseite. Der Mangel an Industrie macht den Lebensunterhalt in der Hauptstadt und in deren Umgebungen äusserst kostbar, sowie der gänzliche Mangel an Heerstrassen und Transportmitteln den im Inneren des Landes erzeugten Producten fast allen Werth benimmt. „Kaum wird man mir glauben, sagt der Vf., wenn ich versichere, dass im ganzen Lande keine ordentliche Heerstrasse ist, dass die Caravanen, welche auf dem Rücken der Maulesel die Baumwolle von Minas novas (über 200 Stunden von Rio-Janeiro entfernt) nach dieser Hauptstadt bringen, fast vor den Thoren derselben mit den grössten Schwierigkeiten des Wegs zu kämpfen haben. Baumwolle und baumwollene Güter, die jene Weite glücklich bis auf 7 Stunden von der Residenzstadt zurückgelegt haben, müssen hier mit Lebensgefahr (die baumwollenen Güter?) Sümpfe, Moräste und Flüsse durchziehen, und nicht selten gehen im Angesichte der Königsstadt Waaren, Maulthiere und Treiber zu Grunde.“ So lange die Brasilianische Regierung nicht für die Beförderung des inneren Verkehrs Sorge tragen wird, muss im Lande des Überflusses Elend und Armuth herrschen. Die Vortheile, welche dem fremden Colonisten zugesichert sind, der bey seiner Ankunft 200 Morgen Lan-

des umsonst erhält, bringen ihm keinen Nutzen, wenn er nicht bedeutende Capitalien besitzt. Derjenige, welcher, von allen Geldmitteln entblösst, nach Brasilien wandert, sieht sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, einem Herrn als Knecht zu dienen, und geräth aus dem Zustande der Armuth in den der Sclaverey. Die Lage dieser Unglücklichen hängt alsdann von den individuellen Eigenschaften ihrer Gebieter ab. Dass in diesem Falle ihr Schicksal in anderen Colonieen, und namentlich in Nordamerika, trauriger, als in Brasilien, seyn soll, ist eine Behauptung, die der Vf. nur aus Vorliebe für dieses Land, in welchem er viele Jahre lang wohnte, aufstellen konnte. Das schöne und gesunde Klima von Brasilien, die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, auf dem die Erzeugnisse aller Welttheile gedeihen, und die Vortheile, welche die Regierung den Answanderern zugesichert hat, werden Viele bestimmen, nach diesem vielverheissenden Lande zu ziehen. Diejenigen, welche den Besitz der Freyheit zu schätzen wissen, und in dem Genusse derselben das höchste Gut des Menschen und das sicherste Mittel erblicken, die Cultur eines Landes und das zeitliche Wohl seiner Bewohner zu befördern, werden sich nach den nordamerikanischen Freystaaten begeben, wo die Gleichheit der Rechte einem Jeden den vollen Gebrauch seiner Kräfte sichert.

Eine Verordnung der Brasilianischen Regierung, welche die fremden Colonisten betrifft, und des Vfs. Ansichten über die Mittel, eine deutsche Ansiedelung zu errichten, bilden einen zweckmäfsigen Anhang zu dieser interessanten Schrift.

W. P.

Prag, b. Calve: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.* Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völker-Kunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu *Zimmermanns* Taschenbuche der Reisen. Herausgegeben von *Johann Gottfried Sommer*, Verfasser des Gemäldes der physischen Welt. Erster Jahrgang, mit Kupfern und Charten. 1823. 484 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Werk soll, der Aufschrift gemäss, eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völker-Kunde enthalten, und als fortlaufende Ergänzung zu *Zimmermanns* Taschenbuche der Reisen dienen. Mit dieser Anzeige ist der Masstab gegeben, nach welchem dieses Taschenbuch beurtheilt werden muss. Dasselbe ist, abgesehen von dem angezeigten und in der Ausführung misslungenem Plane, nicht ohne Werth; aber leider wusste der Vf. das zweyfache Ziel, welches er sich vorgesetzt hatte, nicht zu erreichen. Anstatt das Wissenswürdigste zu erfahren, vernimmt der Leser sehr oft nur das Wundervollste, das die in neueren Zeiten gemachten Entdeckungen darbieten: Von der höchst interessanten Reisebeschreibung des Hn. *von Humbold* theilt der Vf. die aus dem Werke dieses berühmten Gelehrten wörtlich entnommene Schilderung der Schildkröteninsel am Oronoko, und die Beschreibung des Erdbebens mit, welches im J. 1812 die Stadt Caracas in einen Schutthaufen verwandelte. Beide Erzählungen gewähren eine unterhaltende Lectüre, ohne dass man sie jedoch als den interessantesten Theil eines Werkes betrachten könnte, das unstreitig die schätzbarsten Beyträge zur Länder- und Völker-Kunde enthält, die wir von Amerika besitzen. Der Vf. scheint mehr die Neugierde der Leser, als ihre Wissbegierde, befriedigen zu wollen. Auf diese Weise konnte auch das Versprechen, durch dieses Taschenbuch das von *Zimmermann* zu ersetzen, nicht erfüllt werden. Obschon letzteres keinesweges ohne Mängel ist: so muss man doch dem Verfasser desselben das Verdienst zugestehen, seine Arbeit nach einem zweckmäsigen Plane angeordnet zu haben; die Resultate der interessantesten Entdeckungen sind darin mit richtiger Auswahl zusammengetragen, und zu einem geordneten Ganzen verbunden. An dem vorliegenden Werke ist aber dieser Vorzug nicht zu rühmen; die 29 Schilderungen, die es enthält, machen grösstentheils den Leser nur mit einzelnen Puncten und Naturerscheinungen bekannt, ohne eine allgemeine Übersicht der Reisebeschreibungen zu gewähren, zu welchen sie als Bruchstücke gehören. So theilt der Vf. von *Jauberts* Reise nach Persien nur den Theil mit, welcher die Provinz Kurdistan betrifft. Einige Stellen, welche auch in *Zimmermanns* Taschenbuche enthalten sind (s. Jahrgang 1804, S. 135, und *Sommers* Taschenbuch, S. 477), stehen mit dem Versprechen des Vfs., zu jenem Werke die Fortsetzung zu liefern, im Widerspruche. Hn. *Sommers* Taschenbuch kann als eine Sammlung von Anekdoten angesehen werden, die, aus dem Gebiete der Völker- und Länder-Kunde entnommen, zum Theil nicht ohne Interesse sind. Der Vf. gesteht in der Vorrede ein, dass dieser erste Jahrgang nicht Alles erfülle, was er zu leisten sich vorgesetzt habe. Ob der Mangel an Zeit, den er vorgiebt, ihn entschuldigen könne, wollen wir nicht untersuchen; wir hoffen aber, dass der nächste Jahrgang nach einem zweckmässigeren und der Anzeige mehr entsprechenden Plane abgefasst werde.

W. P.

Altenburg, b. Richter: *Ostindien, in Hinsicht auf Europa*, von *Anquetil Duperon*, Verfasser der Ostindischen Reisebeschreibung und ehemaligem Mitgliede der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften. Übersetzt von *Elieser Gottlieb Küster*. 1799. 1ter Theil. 320 S. 2ter Theil. 430 S. 8.

Dieses Werk wurde zu einer Zeit geschrieben, da die National-Ökonomisten, in zwey scharf getrennte Parteyen getheilt, lebhafte Discussionen über die Vorzüge des physiokratischen und des Merkantil-Systems führten. Der Vf., welcher sich zu letzterem bekennt, sucht, seinen Ansichten gemäss, die Vor-

züge der Handlungsgesellschaften, und insbesondere der ostindischen Compagnie, zu vertheidigen. Diese Streitfrage füllt einen bedeutenden Theil seines Werkes aus, welches, schon früher beendigt, erst im J. 1791 erschien. Seit dieser Epoche hat der Handel von Ostindien und die von den Engländern und Franzosen in diesen Ländern usurpirte Gewalt sehr wesentliche Modificationen erlitten, so dass dieses Werk als ein Beytrag zu der Geschichte einer verflossenen Periode, durch welchen man den gegenwärtigen Zustand von Ostindien und dessen Handel nur unvollkommen kennen lernt, betrachtet werden kann. Auch fehlt es dieser Schrift durchaus an systematischer Ordnung, ein Mangel, der den Leser verhindert, zu einer klaren Anschauung des abgehandelten Gegenstandes zu gelangen. Dieser Fehler ist um so fühlbarer, da in diesem Werke geschichtliche Berichte und statistische Angaben, Ansichten über den Handel und die Nationalökonomie, von politischen Erörterungen begleitet, enthalten sind. Verschiedene, von dem Vf. angestellte Betrachtungen sind nicht ohne Gehalt, und würden an Werth gewinnen, wenn er sein Werk zu einem regelmässigen Ganzen zu ordnen gewusst hätte.

W. P.

Ohne Angabe des Druckorts: *Beschreibung zweyer Reisen auf den Montblanc*, unternommen im August 1820 von *Joseph Hamel*. 1821. 55 S. 8. (12 gr.)

Das majestätische und ernste Schauspiel, welches die Schweizer Alpen darbieten, und der erhabene, diesem Gebirge eigenthümliche, Charakter geben der Beschreibung des Montblanc, des höchsten Berges von Europa, einen besonderen Reiz. — Obschon dieser Beherrscher der Alpen, dessen Gipfel in ewigem Schnee eingehüllt ist, im J. 1787 von Hn. *von Saussure*, und seitdem von mehreren Anderen, erstiegen und beschrieben wurde: so dürfte doch der Schilderung des Hn. *Hamel*, die sich durch Kürze und eine belebte Schreibart auszeichnet, eine günstige Aufnahme zu Theil werden. Der Vf. unternahm zwey Reisen auf den Montblanc; die erste trat er von der westlichen Seite, von St. Gervais aus, an. Dieser Weg scheint der kürzeste, aber auch der gefahrvollste zu seyn; nicht ohne Entsetzen verfolgt der Leser den Pfad des Wanderers. Auf diesem Wege gelang es Hn. *H.* nicht, den Montblanc, dessen Spitze 14,700 Pariser Fuss über das Meer emporragt, zu ersteigen. Auf einer Höhe von 13,200 Fuss sah er sich genöthigt, umzukehren, und die nicht minder gefährliche Rückreise anzutreten. Die zweyte Reise unternahm der Vf. über Chamouny, von der Nordseite aus, in Begleitung mehrerer Engländer. Um den Bossun-Gletscher zu ersteigen, sahen sich die Wanderer den grössten Gefahren ausgesetzt. Ein von senkrechten Eiswänden gebildeter Abgrund schien das Ende ihrer Reise zu bezeichnen, doch ihr Muth überwand auch dieses Hinderniss. „Jene Spalte", sagt der Vf., war an ihrem schmalsten Orte 20 Fuss breit, und in ihrer Mitte erstreckte sich hier der Länge nach eine steile Eiswand, deren obere Fläche, nur etwa 1 Schuh breit, 10 Schuh tiefer lag, als die äusseren Ränder der so vereinigten zwey Spalten. Die Führer liessen die Leiter auf diese dünne Scheidewand hinunter, und während zwey ihr oberes Ende hielten, stieg einer hinab, und stellte sich rechts daneben, um sie auch unten zu halten. Nun musste ich hinab steigen; ich gestehe, es war mir nicht wohl dabey zu Muthe; ich stellte mich behutsam links, neben die Leiter, stiess meinen Dornstock fest ins Eis, und blieb, auf demselben gestützt, stehen, indem ich vermied, in die blauen Eisschlünde hinabzublicken, die mich von beiden Seiten angähnten, um beym geringsten Verlust von Gleichgewicht ihre Beute zu verschlingen. Unterdessen richtete der unten stehende Führer die Leiter behutsam mit dem oberen Ende gegen den entgegengesetzten Rand der Spalte, und nachdem ich hinaufgestiegen, wieder zurück an die vorige Seite, um einen anderen Reisenden zu empfangen. Wenn wir an eine Spalte kamen, die nur um etliche Zoll weniger breit, als die Leiter lang war: so ward letztere als Brücke darüber hingeschoben, und wir krochen auf allen Vieren hinüber." Das unglückliche Ende, welches diese letzte Excursion hatte, auf welcher die Reisegesellschaft von einer Lavine fortgerissen ward, wobey mehrere Führer in einen Abgrund stürzten, ist bereits dem Publicum durch die Zeitungen bekannt geworden. — Der Schilderung dieser beiden Versuche, den Montblanc zu ersteigen, ist eine allgemeine Übersicht aller Reisen beygefügt, die in gleicher Absicht unternommen wurden. — Einige interessante Bemerkungen über die Wirkung, welche der menschliche Körper in der dünnen Luft der höheren Regionen empfindet, machen den Schluss dieser kleinen Schrift, die allen denjenigen zu empfehlen ist, die in wenigen Seiten die Hauptzüge einer der merkwürdigsten Gestaltungen unseres Continents kennen zu lernen wünschen.

W. P.

Altona, b. Hammerich: *Flug von der Nordsee zum Montblanc, durch Westphalen, Niederrhein, Schwaben, die Schweiz, über Baiern, Franken, und Niedersachsen zurück.* Skizze zum Gemälde unserer Zeit, von *W. L. Müller*. 1821. 1ter u. 2ter Theil. 673 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Wenn die Beschreibung eines neu entdeckten, unter einem fernen Himmelsstriche gelegenen Landes schon wegen der Neuheit des Gegenstandes selbst Interesse erregt: so ist dagegen die Darstellung eines nahen, und in geographischer Hinsicht hinlänglich bekannten — wenn sie die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln, und ihm wahrhaft nützen soll — eine ungleich schwerere Aufgabe. Will diese ein Reisebeschreiber genügend lösen, so darf er sich nicht auf

die Betrachtung der Aussenseite der darzustellenden Gegenstände beschränken, sondern muss die Bedeutung und das Innere derselben klar zu erforschen suchen, das schon Bekannte in den mannichfaltigsten Beziehungen aufzufassen, und von neuen, interessanten Seiten zu zeigen, das Eigenthümliche der Bewohner des Landes, ihre verschiedenen Verhältnisse, und die im Lande bestehenden Einrichtungen dem Leser anschaulich zu machen wissen, wie diess z. B. von Hn. *Niemeyer* in seinem Werke über England geschehen ist. Allein der Vf. der hier angezeigten Schrift entspricht keinesweges dieser Foderung, da es seinen Beschreibungen durchaus an innerem Leben fehlt — ein Mangel, der diesem Werke fast allen Werth benimmt.

W. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts, auf Kosten des Herausgebers: *Vermächtniss an mein Vaterland*, Staatswissenschaftlichen, geschichtlichen, vermischten und erheiternden Inhaltes. Von *Karl August von Rade*, früher Prediger zu Gemünd an der Brabanter Grenze, später zu Hartha bey Waldheim im Königreich Sachsen, und von beiden Stellen selbst abgegangen. I u. II Heft. 1822. 190 S. 8.

Statt der vielen Epitheten wäre wohl das eine: vermischten Inhalts, genug gewesen, denn wirklich ist dieser fast in jedem einzelnen Aufsatze so sehr vermischt, dass man zweifelhaft bleibt, welches Epitheton ihm vorzugsweise zukommen möchte, oder auch bey einigen der 19 Aufsätze noch ein fünftes und sechstes herbeyzurufen versucht wird. So ist einer von mittlerer Grösse, eine Sammlung von Wörtern, die aus dem Deutschen ins Französische übergegangen seyn sollen, der höchstens in die Rubrik der erheiternden gehören könnte. Die grösste Abhandlung der beiden Hefte, von S. 9 — 70, Universalmonarchie und deren Folgen, ist der Angabe des Vfs. zufolge nach der Geschichte, sowie nach dem Studium des menschlichen Herzens berechnet. Der Vf. verräth darin eine mehr als Napoleonische Idee von einer Alleinherrschaft. Er will nämlich den ganzen Erdkreis unter ein Gesetz, ja nach S. 29 sogar unter *eine Sprache* versammeln. Aus der Geschichte nun ist dieser Erfolg einer Alleinherrschaft wohl nicht berechnet, und ob er aus irgend einem Studium des menschlichen Herzens berechnet seyn könnte? Aus dem des deutschen gewiss nicht, denn das widersetzt sich seit der Erfahrung, dass eine französische Oberherrschaft möglich werden konnte, der französischen Sprache gewiss weit mehr, als ehemals. Und nach der Geschichte? Was spricht denn noch jetzt das Volk im Elsass? Was in Finnland, in Esthland, in Lievland? Und die letzten stehen schon so viele Jahrhunderte unter fremder Herrschaft. Ist *Ramlers* schöne dichterische Hinweisung auf die Macht von Maria Theresia, „für die in vierzehn Sprachen zu Gott geflehet wird," nicht auf Wahrheit gegründet? Konnte nicht Katharina II, als sie das vergleichende Wörterbuch aller Sprachen sammeln liess, den grössten Theil derselben in ihrem eigenen Reiche auffinden? Nein, nur von den Gerichten mag der Regent es fodern, dass sie ihre Geschäfte in der Hauptsprache des Landes betreiben; und wie viele Ungelegenheiten und Missverhältnisse auch diess hervorbringt, mag jeder Ausländer bezeugen, der irgend einmal vor einem russischen Gerichte stand; und doch ist Russland noch lange nicht Universalmonarchie. Aber der Vf. hat überherrliche Aussichten von einer solchen, und der aus ihr nach seiner Meinung erfolgenden Einheit der Sprache. Man lese von S. 29 bis 54 selbst nach; — und in seinem Enthusiasmus für das Künftigwerdende erhöht er auch das jetzt schon Gewordene oder Erworbene bis ins Unmögliche. „Durchbräche, heisst es S. 54, der Mensch nicht vielleicht die stärksten Schranken, welche die Gottheit ihm zu setzen schien, und durchflöge den Erdball von Innen, sowie er jetzt dessen Aussenseite *überfliegt*." Oder soll Überfliegen hier nur das Collectivum seyn von Überfahren und Überschiffen? Sollte man nicht fast versucht werden, dem Vf. den Rath zu geben, den er gleich nachher S. 55 seinem Leser giebt: „Gehe hin, mein Bruder, in deine Kammer, und schleuss die Thür hinter dir zu. Weide dich an den schönen Träumen" u. s. w., aber mit dem Zusatze: doch erzähle sie nicht vor aller Welt, wenn du wieder herauskommst! — S. 67 fällt der Vf. wenigstens in grossen Verdacht, dass er die Volscer nach Spanien versetze.

S. 103 in der Vorrede zu der langgedehnten Abhandlung: Die heilige Schaar, heisst es: „Ganz reines Verdienst kann sich der Mensch hienieden nimmer erwerben, es ist schon Vermessenheit, danach zu streben, die sich dadurch bestraft, dass man nicht einmal so vollkommen wird, als man werden kann." — Welche Ausnahme vom ganz Reinen soll denn der Mensch machen? Oder auf welchen Theil des Weges zur Vollkommenheit soll er es anlegen? Sollte der Vf. nicht haben sagen wollen: Nie darf ein Mensch sich rühmen, dass er schon vollkommen sey, aber stets muss er dahin streben?

Die kleinen Aufsätze, welche von S. 170 an das zweyte Heft beschliessen, sind vermuthlich erheiternden Inhaltes; wir wünschen denn, dass sie viele Leser wirklich erheitern mögen; doch aus einem derselben wenigstens kann man auch die Belehrung nehmen, dass, wenn man durch Wasser gehen will, man wasserdichte Stiefeln anziehen müsse.

H. E. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

1) München, in Commiss. b. Fleischmann: *Über den Islamismus, das Türkthum, dann die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabey.* Vom Staatsrath v. *Hazzi*, Ritter des Ord. b. Sic., correspond. Mitgliede der königl. und Central-Ackerbaugesellschaft in Paris u. s. w. 1822. XII u. 212 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

2) Eben Ezer (Erlangen, b. Palm): *Der Türkenkrieg und Muhameds Fall, aus dem theologischen Gesichtspuncte nach den Weissagungen der heiligen Schrift betrachtet.* 1822. XII u. 75 S. 8. (10 gr.)

3) Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Die Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen, und die Versuche der Griechen zur Freyheit.* Von dem ersten Erscheinen der Osmanenmacht bis zum allgemeinen Aufstande des hellenischen Volkes im Jahr 1821. Aus den Quellen bearbeitet durch Dr. *Ernst Münch*, ehemaligem Professor an der Kantonsschule zu Aarau. *Erster Theil.* 1822. VIII u. 220 S. *Zweyter Theil.* 1823. 263 S. 8.

Die Entstehung und Verbreitung des Islamismus ist eine der universalhistorischen Weltbegebenheiten, wodurch die menschlichen Ansichten und Principien in religiösen und bürgerlichen Dingen, und somit die Staatsverfassung, der Gottesdienst, die politische und moralische Gestalt ganzer Länder, ja ganzer Erdreiche, umgeändert wird. Noch nie ist eine solche Weltbegebenheit ohne Kampf und Blut bewirkt worden, selbst der Religion der Humanität und des Friedens — welche Ströme von Blut sind ihr geflossen! Diess an sich kann also Weltrevolutionen der Art nicht zum Vorwurf gereichen. Eine andere Ansicht gewinnt die Sache, wenn das Zerstörende aus dem Geiste, aus den Principien und innerlichen Lebenselementen solcher Begebenheiten hervorgeht, und die endlichen Resultate derselben das Geschlecht nicht in Sittlichkeit, Cultur und bürgerlicher Wohlfahrt fördern, sondern zurücksetzen. Da der Islamismus durch die gegenwärtigen Zeitereignisse eine erneuerte Wichtigkeit für den denkenden Zeit- und Welt-Beobachter erhalten hat: so ist es uns ohne Zweifel vergönnt, als Einleitung zur Beurtheilung vorstehender Schriften, einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Zuerst bemerken wir, was der Geschichtskenner freylich weiss, dass Arabismus, Islamismus und Türkenthum wohl von einander zu unterscheiden sind. Die Araber standen seit den frühesten Zeiten mit den vorzüglichsten und ältesten Inhabern der asiatischen (wenigstens der südasiatischen) Cultur, den Hindus, in Verbindung, und erhielten von daher (vgl. *Brissonius de antiquo regno Persarum*, Lib. II. §. 52 sq.) manche Kenntnisse und Künste, besonders in der Astronomie und Astrologie, denn — was die Philosophie betrifft, so bescheerte ihnen der Allmächtige, wie ein arabischer Schriftsteller, *Hamedani*, sagt, in den Zeiten vor dem Islam nichts davon. (Worauf sie aber nach eben diesem Schriftsteller auch schon in den Zeiten der Unwissenheit (vor Muhamed) stolz seyn konnten, war die Kunde und das Studium ihrer Sprache.) Mit den Hebräern waren sie bis ungefähr 1900 oder 2000 Jahre vor Chr. eng vereint, und hatten mit denselben Eine Sprache, die sich erst nach der Trennung und grösseren Entfernung beider Nationen in verschiedene Dialekte auflöste. In einer freyen patriarchalischen Verfassung lebend, blieben sie ihren Nationalgebräuchen vielleicht mehr, als irgend ein Volk auf der Erde getreu. Daher die Reinheit ihrer Sitten und ihrer Sprache, die Einfachheit und, wenn man will, die stolze nationale Beschränktheit ihres Wissens, Thun und Lebens. Ihr Geist in seiner ganzen Originalität spricht sich in ihren ältesten Denkmalen ihrer Natur- und National-Poesie aus. Indess hatten sie vor Muhamed keine eigentliche literarische Cultur, daher die arabischen Historiker die Geschichte der Nation gemeiniglich auch nur in die zwey Epochen — in die Zeiten der Unwissenheit (vor Muhamed) und in die Zeiten des Islams (nach Muhamed) eintheilen. Schon frühe fand das Christenthum in Arabien Eingang. Daneben fast zu gleicher Zeit das Judenthum, welches sich sogar einmal bis zum Throne erhob, und das Christenthum sammt dem Heidenthume verdrängen zu wollen schien: eine interessante Geschichtserscheinung, die so lange im Dunkeln gewesen, und erst in neueren Zeiten gehörig aufgeklärt worden ist. Ungefähr von der letzten Hälfte des 5 Jahrhunderts an ward die Verbindung mit Persern

und Griechen in mercantilischer und literarischer Hinsicht häufiger. Eine lebhaftere Bewegung der Geister war von dem Allen die Folge. Die verschiedenen Religionsparteyen lagen mit einander in unaufhörlicher, oft blutiger Fehde, besonders zeichneten sich die Juden durch Fanatismus und Grausamkeiten aus. Die Nation war in politischer, oder vielmehr volksthümlicher Hinsicht in verschiedene Volksstämme zertheilt, die sich einander bekämpften. Alles war zu einer grossen Krisis vorbereitet. Da trat Muhamed auf, und verkündigte den Islam, d. h. die reine Ergebung an Gott, nicht, wie wir das Wort etwa ascetisch nehmen könnten, sondern vielmehr theokratisch-politisch, die Ergebung an Gott als Einen, im Gegensatze des Christenthums, welches eine scheinbare Dreyheit, und der älteren heidnischen Nationalreligion, die Götter und sogar Göttinnen hatte, kurz den Monotheismus oder Unitarismus. Diess ist im Koran geschehen, einem Buche, das die bürgerlichen und religiösen Ansichten, die Schriftsprache, die literarische Richtung, den Nationalcharakter der Araber bestimmte. Muhamed behauptete, wenn er von Juden, Christen oder Heiden aufgefodert ward, Wunder zu thun, er könne keine thun, und Christus und die anderen Propheten hätten deren schon genug gethan. In der That aber hat er ein Wunder gethan, das alle anderen Wunder aller früheren Religionsstifter sammt und sonders weit übertrifft. Er hat durch ein *schlechtes* Buch seine Nation, vermittelst einer fanatischen religiösen Begeisterung zur mächtigsten des Erdbodens erhoben, und die beiden edelsten und schönsten Religionen, die christliche und die parsische, in fast ganz Asien vertilgt.

Durch ein *schlechtes* Buch, d. h. durch ein geistloses, schlecht geschriebenes Buch, durch ein Buch voll fast unglaublicher historischer Irrthümer (auch wenn wir die Verwechselung von Aarons Schwester, Mirjam, mit Maria, der Mutter Jesu, nicht hieher rechnen wollen), durch ein Buch voll gedankenloser, unerträglicher Wiederholungen, voll innerer thetischer Widersprüche u. s. w., und worin sich kaum eine Spur zeigt von jenem reinen, tiefen Humanitäts- und Religions-Gefühl, welches das Göttliche beurkundet, und das sich in der christlichen Bibel so unverkennbar ausspricht. Mag dieses dem Anscheine nach harte Urtheil immer manchem Leser auffallen — wir können unserer innigsten Überzeugung nach den aus dem Original uns wohlbekannten Koran nicht anders beurtheilen. In der That, es ist beynah unbegreiflich, wie erst vor noch nicht langer Zeit ein achtungswürdiger Gelehrter sagen konnte, der Koran sey nach der Bibel das einzige Buch, welches auf die Prüfung als eine göttliche (übernatürliche) Offenbarung Anspruch machen könne. Wirklich, diess getrauten wir eher von den Sastras und Vedams, von Manus Gesetzbuch, vom Zend-Avesta, kurz, von fast jedem angeblichen Offenbarungsbuche der Art zu behaupten, als von Muhameds Koran, dem man die menschliche Erfindung und die Mühe so deutlich ansieht, mit welcher er zusammengesetzt ist. Mag auch Manches hievon den späteren Überarbeitern und Ordnern des Buchs zur Last fallen — die Grundlage gehört doch dem Engel Gabriel an, und ist unmittelbare übernatürliche Offenbarung! Was das Buch als literarisches Product in Betreff seiner Ansprüche auf unmittelbare Offenbarung noch verdächtiger macht, ist, dass Muhamed selbst (z. B. Sur. II, 21. 22) die Göttlichkeit seiner Sendung aus der schriftstellerischen Vortrefflichkeit desselben beweist, was für einen Propheten ziemlich seltsam klingt, und sich in einem handgreiflichen Zirkel herumdreht. Er thue keine Wunder und könne keine thun, aber es möge einmal Einer auftreten, und so ein Buch schreiben!!! Die schönste Stelle im ganzen Koran soll, nach den muhamedanischen Commentatoren, die folgende aus der zweyten Sure seyn, wenigstens hat sie den Dichter *Labid* so gerührt, dass er sich auf der Stelle bekehrte. „Die Unglaubigen sind dem gleich, der ein Feuer anzündet, und wenn es die umstehenden Dinge erleuchtet hat, so nimmt ihnen Gott ihr Licht weg, und lässt sie in der Finsterniss, dass sie nicht sehen. Taub, stumm und blind sind sie, darum wird sich ihr Sinn nicht verändern.“ Oder sie sind denen gleich, welche ein vom Himmel „herab geschicktes“ Wetter, das durch „dicke“ Finsternisse, durch „rollende“ Donner und „spaltende“ Blitze erschrecklich ist, „überrascht.“ Diese stecken bey dem Krachen des Donners aus Todesfurcht ihre Finger in die Ohren, und Gott umgiebt die Unglaubigen, dass sie keinen Ausweg finden. Nicht viel fehlt, dass sie der Blitz nicht des Gesichts beraubt. So oft die Blitze leuchten, wandeln sie in denselben. Aber Gott dürfte nur wollen, so würden sie ihr Gehör und Gesicht verlieren. Denn Gott ist allmächtig.“ Diess ist die gepriesene Prachtstelle, die ohne Zweifel keinen Leser dieser gelehrten Zeitung bekehren wird. War *Labid* kein Heuchler, und ist er wirklich durch diese himmlischen Verse zum Proselyten des Islams gemacht worden: so ist hier offenbar ein Wunder der übernatürlichen Gnade geschehen, welche der Koran lehrt. Indess gehört die Stelle in der That zu den schönsten im Koran, und nun beurtheile der Leser, der den Koran noch nicht gelesen hat, das Ganze nach dieser Probe. (Wir haben die Stelle absichtlich nach der *Boysen*'schen Übersetzung angeführt, die das Original verschönert, wie wir durch die Zeichen „ — “ anzudeuten gesucht haben. Eine mehr wörtliche Übersetzung, die aber noch weniger geeignet ist, von der unübertrefflichen Schönheit dieser Verse zu überzeugen, steht in der Vorrede zu *Michaelis* arabischer Grammatik, S. 40.) Um noch einmal namentlich auf die Fabeln und historischen Irrthümer im Koran zurück zu kommen, so ist das Lustigste dabey, dass Muhamed bey den entstellten biblischen Erzählungen selbst eine wichtige Rolle spielt; er ist überall zugegen gewesen, er hat die Helden seiner Legenden *facie ad faciem* gesehen, er hat an den Berathschlagungen, zu denen er hinzugezogen worden ist, thätigen Antheil genommen u. s. f. Daher bey dergleichen historischen Kabinetsstücken die Worte: Wir sprachen, Gott sprach

zu uns u. s. w. Vgl. *A. Th. Hartmann*, Über einzelne Theile des muhamedanischen Religionsgesetzbuches, in *Henke's* N. Magazine, B. VI. S. 290 f.

Dieses Buch nun ist das Gesetzbuch oder die Offenbarung des Islamismus, der dadurch begründet wurde. Zunächst für eine blosse Nationalreligion bestimmt, um die Araber durch den Glauben an Einen Gott bürgerlich und religiös zu vereinigen, gegen Andersdenkende zu wildem, kriegerischem Muthe zu entflammen u. s. w., finden wir im Islamismus verhältnissmässig nur wenig Spuren von der wahren Religion, die sich ohne den Geist der Humanität nicht denken lässt, vielmehr hat solcher überall bey den Völkern, welche ihn freywillig annahmen, oder denen er durch die Gewalt der Waffen aufgedrungen wurde, bald das Gemüth, Gefühl und Phantasie verödet, und alle Fortschritte der Vernunft, Cultur und Kunst gehemmt, wo nicht, wie z. B. im Türkenthum, gänzlich zernichtet. Von Neuem wird diess ohne Zweifel Manchem auffallen, weil die Grundlage des Islamismus ja doch — die natürliche Religion sey. Gewiss, die natürliche Religion des Korans würde den europäisch-christlichen Verehrern der Vernunftreligion wenig zusagen. Es ist wahr, das: Es ist ausser Gott kein Gott, und Gott hat keinen Sohn (gegen die Christen) und keine Töchter (gegen die heidnischen Araber), kommt im Koran oft genug vor; auch die Lehre von der Vergeltung wird ebenso oft wiederholt. Aber diese beiden Grundwahrheiten der natürlichen Religion kommen in einer Hülle von so abgeschlossenem Dogmaticismus vor, wie es bey den vielseitigeren und, wenn man will, mysteriösen Ansichten des Christenthums der Natur der Sache nach nicht möglich war. Die Lehre von Gott und der Providenz ist bis zum unbedingten Rathschlusse gesteigert (so wollen wir uns aufs billigste ausdrücken), die Lehre von der Vergeltung mit den rohesten Vorstellungen von der körperlichen Auferstehung, dem jüngsten Gerichte, dem höllischen Feuer u. s. w., amalgamirt, welches letzte namentlich fast auf jedem Blatte des Korans sengt und brennt, worin man unbequem zu liegen kommt (Sur. III, 10), welchem die Ungläubigen zur Speise dienen (das. V. 8. 20. 23, und an hundert anderen Orten), und wovon man im Samum einen Vorschmack haben kann u. s. f. Nicht viel anders ist in seiner Art das Paradies des Islams, auch wenn man die schönen schwarzäugigen Mädchen, die keiner Menstruation unterworfen sind, wie billig, allegorisch erklärt. Die Angelologie und Dämonologie ist die tollste und albernste, die sich denken lässt. Wie weit die Koranisten es in der Kenntniss der ersten (der Engellehre) gebracht haben, folgt daraus, dass sie eine eigene Wissenschaft davon unter dem Titel haben: علم معرفة النفس الملكية, d. i. die Wissenschaft von den Engel-Seelen. Was aber die letzte betrifft: so sieht sie fast so aus, als ob Muhamed den Teufel- und Dämonen-Glauben des 16 Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung anticipirt hätte. Und was das Schlimmste ist, der dämonische Wunderglaube greift im Koran und Islam recht in das wirkliche praktische Leben ein, so dass das, was der Koran vom Teufel und den Dämonen und Geistern aller Farben hat, (*Dschinns*, nach den arabischen Scholiasten überhaupt das Geistergeschlecht, im Gegensatz von *Ins* (انس) oder dem Menschengeschlechte, und zwar mit der Bestimmung, dass *Ins* von dem gebraucht werde, was in die Sinne falle, wie man z. B. sage: آنست النار, hast du das Feuer gesehen, *Dschinn* dagegen von dem, was nicht in die Sinne fällt, z. B. جن عليه الليل, die Nacht *schwirrt* (dämmert, dunkelt) herein über ihn u. s. w.) also — dass der Koran hierin bey weitem Alles hinter sich zurücklässt, was wir in der Bibel davon haben, die den erhabenen Grundsatz aufstellt, Christus sey gekommen, das Reich des Teufels zu zerstören.

Dann hat bis jetzt auch keine Religion von Allen in bürgerlich-politischer Hinsicht so nachtheilige Folgen für das menschliche Geschlecht gehabt, als der Islamismus. Zu welcher Stufe von Macht, Kriegsruhm und Furchtbarkeit erhob diese Religion innerhalb zweyer oder dreyer Menschenalter die vorher so unbekannten Araber! Welche Anstrengungen und welche Thaten, welche Siege und welche Eroberungen bis in die innersten Einöden von Afrika hinein, bis in Gegenden, wohin weder Griechen, noch Römer gedrungen waren! Und welche politische, bürgerliche, kirchliche Veränderungen und neuen Schöpfungen überall, wo der Islamismus die Oberhand erhielt! Aber nirgends die bleibenden, die geordneten, die sanften und beglückenden der christlichen Religion (warum diess nicht, werden wir nachher sehen); überall gewaltsame blutige Umkehrung des Bestehenden; unaufhörlicher Thronwechsel; ewige Revolutionen im Inneren der Staaten, und zerstörende Kriege nach Aussen u. s. f. Und in und bey dem Allen, so viel Unglück der Völker auch damit verbunden war, nirgends eigentliche Cultur, nirgends eigentliche bürgerliche Freyheit, oder auch nur erhöhetes Glück und äusserer Wohlstand der Nationen, wie man diese unschätzbaren Güter der Menschheit durch das Christenthum bey seiner Verbreitung überall unter den Völkern anregen, vermitteln und begründen sieht, sondern nur Frechheit, Übermuth und Gesetzlosigkeit auf der einen, Druck, Herabwürdigung und roher Despotismus auf der anderen Seite. Von Kunst und veredeltem Lebensgenusse ist ohnehin im Muhamedismus keine Rede. Wahrlich, das Gemälde der Begründung und Ausbreitung des Muhamedismus kann mit keinen anderen, als dunkelen Farben aufgetragen werden, und hat nur wenige oder keine heitereren Züge, die Einen mit der Düsterheit des Ganzen in etwas aussöhnen könnten. Noch bis zu dieser Stunde sehen wir keinen einzigen muhamedanischen Staat durch Künste und Wissenschaften cultivirt, oder durch gute staatsrechtliche und bürgerliche Gesetze und Einrich-

tungen glücklich. Ja, nicht einmal im eigentlichen Sinne mächtig, ungeachtet die Bekenner des Islams gerade ungefähr die herrlichen Länder besitzen, welche in den älteren Zeiten so ziemlich der Mittelpunct aller Macht, Cultur und Kunst waren. Der mächtigste Staat von allen ist noch immer, seines Verfalles ungeachtet, der türkische. Aber kann er mit einem europäisch-christlichen Staate verglichen werden, der nur ungefähr die Hälfte oder einen Drittheil seines Flächeninhaltes, seiner Bevölkerung, seiner Mittel besitzt? — Es muss demnach doch wohl Etwas im Islamismus an sich seyn, das zuletzt politisch und bürgerlich nachtheilig auf das Bestehen und Gedeihen der Staaten und Völker wirkt. Was diess sey? — Wir können hier nur Einiges davon berühren.

Im Koran befindet sich nirgends die Lehre von den Pflichten gegen — die legitime Obrigkeit, was Manche, welche eben gegenwärtig dem Islamismus so wohlwollen, vielleicht noch nicht bemerkt haben. Die Sache ist aber gewiss, und jeder Politiker oder Geschäftsmann kann sich, ohne gerade das arabische Original zur Hand zu nehmen, selbst davon überzeugen, wenn er das langweilige Buch in einer seiner Übersetzungen von *Marraccius* (lateinisch), *Sale* (englisch), *Megerlin*, *Boysen* u. A. (deutsch), von Anfang bis zu Ende aufmerksam durchlesen will. Im Koran wird bloss Gehorsam gegen den Propheten verkündigt und geboten. Und diess ganz consequenterweise, denn Muhamed war zugleich Prophet und Regent in Arabien, und so sollten es (weiter reichte sein Plan nicht) seine Nachfolger in diesem Lande auch seyn. Diess musste in staatsbürgerlicher und politischer Hinsicht in muhamedanischen Ländern überall von Anfange an um so nachtheiliger wirken, da Staat und Religion nach den theokratischen Principien des Islams unzertrennlich sind. Daher sofort von Muhameds Tode an durch die unaufhörlichen, sich durchkreuzenden theokratisch-politischen Staatsinteressen die innerlichen Kämpfe unter den Anhängern des Propheten über die Nachfolge in der geistlichen und weltlichen Würde desselben: daher das beständige Schwanken der verschiedenen religiösen und politischen Parteyen, sowie der Staaten selbst u. s. f. Aber wer die Geschichte der muhamedanischen Staaten und Völker, der Araber, der Saracenen, und namentlich das blutige Drama des Kalifats, näher kennt, für den haben wir nicht nöthig, weder zur Erläuterung, noch zum Beweise obiger Behauptung etwas weiter hinzuzusetzen. Es musste Alles so kommen. Der Prophet hatte gelehrt, dass ihm ausschliesslich das Recht zu herrschen gebühre, dass nur seine Anhänger Rechtglaubige, und wie für die Freuden des Paradieses, so für die Beherrschung der Welt prädestinirt wären. Dadurch gab er dem Islam eine rein politische Tendenz — im geraden Gegensatze mit dem Christenthume, das alle Fürstenmacht ehrte, dagegen der Muhamedismus keine. So eröffnete er ein weites Feld zu Kriegen, Eroberungen, Revolutionen, Thronen- und Staaten-Umwälzungen, und es ist vielleicht nicht gut und nicht gerathen, dass man sich hierüber täuscht.

Ein anderer Grund der politischen Übel des Muhamedismus ist, dass der Islam, jede Untersuchung, die er bey den inneren Widersprüchen, den offenbaren historischen Irrthümern, den lächerlichen Albernheiten des Korans nicht vertragen kann, sich wohlweislich verbittend, alle freye Geistesthätigkeit hemmt, den Sinn für Wissenschaften und Künste erstickt, wo nicht gar gewaltsam bekämpft, und so die ihm ergebenen Völker nach und nach unvermeidlich in Gleichgültigkeit, Stumpfsinn und Barbarey versenkt. Eine solche Religion, voll Unwissenheit und Geistesdruck auf der einen Seite, und voll Stolz und Fanatismus auf der anderen, musste der Natur nach viel bürgerliches Unglück stiften, und hat dessen seit Jahrhunderten, und bis auf den heutigen Tag, in drey Welttheilen übergenug gestiftet. Die Bemerkung ist von Anderen schon gemacht, dass auch der Deismus des Fanatismus und Terrorismus fähig sey (neuerdings hat diess eine Epoche der französischen Revolution bewiesen!), und dass überhaupt Religionen, welche, wie *Michaelis* in der oben angeführten Stelle sagt, die Prätension haben, vernünftiger oder klüger, als andere, zu seyn, leicht zu Stolz und Einseitigkeit geneigt machen. Diess Alles ist beym Islamismus recht eigentlich und buchstäblich der Fall, dem sein stolzer Monotheismus jede Prüfung, jeden Fortschritt, jede Veredlung untersagt. Treffend sagt *Ammon* in dieser Beziehung, eine Parallele zwischen dem muhamedanischen, dem Anscheine nach edlen Monotheismus, und der christlichen, dem Anscheine nach den reinen Monotheismus verdunkelnden Trinitätslehre ziehend: Bey der grossen Zahl von Eigenschaften, die sich aus der Natur des höchsten und einzigen Wesens entwickeln lassen, sollte man glauben, dass der Monotheismus vollkommen hinreichen müsse, eine vernünftige und praktische Religion unter den Menschen zu begründen. Dennoch artete, nach der Geschichte, der Glaube der Juden an Einen Gott in einen einseitigen Particularismus, der Monotheismus der Moslemim in einen inhaltsleeren stolzen Deismus, und der mancher Denker und Philosophen in trostlose Speculationen aus. Dagegen hat das Christenthum bey seinem scheinbaren Tritheismus eine vielseitige (bescheidene) Ansicht der göttlichen Vollkommenheiten auch bey dem Volke befördert, die der Religion die wichtigsten Dienste geleistet, und selbst auf dem Wege der Einbildungskraft die reinere Gotteserkenntniss erzeugt und genährt hat. Bibl. Theologie, Bd. I, S. 73.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

1) München, in Commiss. b. Fleischmann: *Über den Islamismus, das Türkthum, dann die Sache der Griechen und Europas Pflichten dabey.* Vom Staatsrath *v. Hazzi* u. s. w.

2) Eben Ezer (Erlangen, b. Palm): *Der Türkenkrieg und Muhameds Fall, aus dem theologischen Gesichtspuncte nach den Weissagungen der heiligen Schrift betrachtet* u. s. w.

3) Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freyheit.* — — Aus den Quellen bearbeitet durch Dr. *Ernst Münch* u. s. w. I u. II Th.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Endlich verdient unstreitig ein grosser Theil der politischen Übel des Islamismus auch der bis zum absolutesten Fatalismus gesteigerten Prädestinationslehre, oder dem Grundsatze des unbedingten Rathschlusses, wovon oben bereits die Rede war, zugeschrieben zu werden. Die muhamedanische Religion musste bis jetzt überall, wo sie herrscht, die Staaten zu Grunde richten, und wird sie überall, wo sie ohne mögliche, aber bey ihrer hartnäckigen Beschränktheit durchaus nicht wahrscheinliche, innerliche Veredlungen fortbesteht, auch in Zukunft zu Grunde richten, so lange sie diesem verhängnissvollen Irrthume treu bleibt, und solchen nach Muhameds Beyspiele (der sich, weil er keine Wunder thun konnte, in Verlegenheiten, z. B. wenn er ein Gefecht verlor, nicht anders zu helfen wusste) nicht bloss auf das Geistliche anwendet, sondern auch auf Dinge des gemeinen Lebens, überhaupt auf Schicksal, Leben und Tod der Menschen. Wie weit aber die furchtbare Consequenz, besonders der Türken, hierin geht, davon nur ein einziges Beyspiel! *Schulz* (Leitungen des Höchsten, Th. III) begegnete auf der Strasse zu Constantinopel einmal einem Türken, der, von der Pest ergriffen, eben niedergesunken war. Indem ein vorbeygehender Türke einen Augenblick bey ihm stehen blieb, nahm der Sterbende seine Pfeife oder Cigarro aus dem Munde, und reichte sie diesem mit den Worten: Da, Bruder, rauche fort! Sofort steckte dieser die Pfeife in den Mund, und rauchte fort. *Schulz* eilte von dem Auftritte weg in ein nahes Kaffeehaus. Nach ein paar Minuten kam der Türke mit der Pfeife im Munde auch hinein. *Schulz* drückte sein Erstaunen darüber aus, und welcher Gefahr er sich aussetzte. Der Türke rauchte kaltblütig fort, lachte aus vollem Halse, und gab dem besorgten Europäer zur Antwort: Gott ist allmächtig und barmherzig! und ward — vielleicht noch denselben Tag — das Opfer eines so unvernünftigen Glaubens. Daher die ewigen Verwüstungen der Pest in den muhamedanischen Ländern, welcher eine Regierung steuern würde, die keinen Fatalismus oder unbedingten Rathschluss glaubte; daher so viel anderes Staats-, Familien- und bürgerliches Unglück, in Rücksicht dessen durchaus an keine Abhülfe bey diesem so tief ins wirkliche Leben eingreifenden Lehrsatze zu denken ist. Welchen verderblichen Einfluss überdiess diese Lehre auf das ganze Moralsystem des Korans hat, ist unter Anderem selbst von *J. Berger*, dem man gewiss keine Parteylichkeit gegen den Islamismus vorwerfen kann, gezeigt worden. „Die Moral des Korans ist durchaus auf einen groben Eudämonismus, ja selbst auf Egoismus, gegründet u. s. w. Sie macht das moralische Betragen, wodurch jene Glückseligkeit erlangt werden soll, so ganz bloss zur zufälligen, und von der blossen göttlichen Willkühr abhängigen Bedingung, dass sie dem Gedanken an eine durch Tugend zu erlangende Würdigkeit der Glückseligkeit auch nicht den geringsten Eingang verstattet" u. s. w. Über die Moral des Korans, in *Stäudlins* Beyträgen zur Philos. und Gesch. der Relig. und Sittenlehre. Bd. V. S. 292 — 298.

Diese politischen und religiösen Grundsätze des Islams mussten die natürliche und nationale Indolenz und Insolenz, den Stolz und den Übermuth, die Todesverachtung und die zerstörende Kriegslust eines Volkes, wie die Türken waren, sind, und bey ihrer nationalen Abneigung gegen alle Cultur und Civilisation immer seyn werden, der Natur der Sache nach noch ungemein vermehren, und — so entstand und begründete sich bey diesem Völkerstamme, unter vielfachen inneren und äusseren Revolutionen, das, was einer der obigen VV. mit Recht das Türkenthum nennt.

Die Türken, welche das arabische Chalifat, dessen Söldner sie gewesen waren, gestürzt hatten, charakterisiren sich vom Anfange ihres Auftrittes auf der Weltbühne an als ein rohes, aber kraftvolles, nicht geistloses, aber der Cultur widerstrebendes, furchtbar grausames, kriegerisches, eroberungssüchtiges Volk. Nachdem sie sich den schönsten Theil von Asien unterworfen hatten, setzten sie nach Europa über, um hier ihre, mit unmenschlichen Verheerungen verbundenen, Eroberungen fortzusetzen. Dass unersetzliche Werke der Kunst durch die Zerstörungssucht der Türken, besonders im alten Lande der Kunst, in Griechenland, für immer verloren gingen, kann nicht genug beklagt werden. Im 16 und 17 Jahrhundert war ihre Macht aufs Höchste gestiegen, und wer weiss, ob wir in gegenwärtigem Augenblicke, d. h. im Frühjahre 1823, in Deutschland den Koran ein elendes Buch nennen dürften, wenn es ihnen gelungen wäre, im Sommer 1683 Wien wegzunehmen, und dem österreichischen Staate ein Ende zu machen, was damals ihre Absicht war. Sie wurden seit ihren furchtbaren Kriegen mit der europäischen Christenheit, namentlich mit Österreich, die Erbfeinde des christlichen Glaubens genannt, und waren noch bis zu den letzten politischen Veränderungen auch in mehreren deutschen Ländern und Ortschaften, z. B. in der weiland sogenannten Reichsritterschaft, in die kirchliche Litaney, als solche, nämlich als Erbfeinde, über welche der Herr der Heerschaaren den christlichen Völkern Sieg verleihen wolle, eingeschlossen. Wenn Muhamed Sur. V, 56, Juden und Christen verdammt, und seinen Rechtgläubigen verbietet, irgend eine Gemeinschaft mit ihnen zu unterhalten, weil Gott ein so ungerechtes Volk nicht beschütze; wenn er Sur. IX, 29. XLVII, 4 f., zum Krieg gegen die Christen auffodert, bis sie den Islam annehmen oder Tribut bezahlen, wobey der Krieg so geführt werden müsse, dass die Zahl der Ungläubigen dünne werde (nach Sur. IX, 29), und Gott sie gar vertilge (das. 30): so haben namentlich die Türken, als ächte Moslemim, diese Gebote recht *con amore* bis diese Stunde erfüllt. Es ist wahr, an anderen Orten verbietet er blutige, gewaltsame Bekehrungen, z. B. Sur. II, 257 (hier ist indess doch nur von heidnischen Arabern die Rede), L, 44. Aber diese Stellen rechnen die Türken zum منسوخ, wo nicht zu den vom Teufel eingegebenen Versen. Bestimme man hienach, ob sie den Namen Erbfeinde des Christenthums verdienten, oder nicht. Zeitansichten, politische Combinationen u. s. w., heben die Geschichte nicht auf. Um mit einem Worte Alles zu sagen, die Türken sind *ein* Volk, sagt *Wachler* in s. Handbuche der allg. Gesch. der lit. Cultur, Th. II, S. 814, bey welchem morgenländischer Regierungs-Despotismus, fanatische Religions-Pedanterey, und eine zum Hauptzug im Nationalcharakter gewordene Superstition durchaus keine literärische Cultur, und, setzen wir hinzu, überhaupt nichts Grosses, Edles, Humanes, Dauerndes, aufkommen lässt. Was sie von jeher an Kenntnissen besassen, war arabischen Ursprunges, und Alles äusserst ärmlich, pedantisch, einseitig und beschränkt. Doch besitzen sie einige mehr oder weniger schätzenswerthe historische Werke, und auch in der Poesie haben sich verschiedene bessere Köpfe unter ihnen hervorgethan. (Näheres von ihren Historikern und Dichtern in der oben bereits angeführten Encyklopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients u. s. w., a. m. Orten, Th. I. S. 5 f., besonders Th. II. S. 377 f.) Erst im J. 1726 dachte man daran, eine Druckerey zu Constantinopel anzulegen, die aber so wenig zu drucken, und überhaupt von Seiten der Regierung so geringe Unterstützung fand, dass sie einige Zeit nachher mit des Veziers Ibrahim Tode, durch dessen Bemühungen hauptsächlich sie zu Stande gekommen war, und sich nothdürftig erhalten hatte, wieder einging. (Sie hat gleichwohl einige, für die orientalische Literatur dankenswerthe Werke gedruckt, vgl. Encyklop. Übersicht der Wiss. des Orients, Th. II. S. 377.) Im J. 1784 ward solche endlich nach manchen Hindernissen (auch die türkischen Kalender-Abschreiber setzten sich dagegen) von Neuem wieder eingerichtet, und druckte türkische Katechismen, astrologische Brochüren u. dgl. — Was man in unserer Gegenwart von gewissen Seiten auch wünschen, hoffen und, so weit als thunlich, selbst befördern mag — es ist bey dem mit Indolenz und gränzenloser Superstition gepaarten Übermuthe des Volkes schlechterdings keine Aussicht zu europäischer Civilisation. Nicht einmal die in den neuesten Zeiten, namentlich seit 1800, versuchte Europäisation des türkischen Militärs und Kabinets ist bis jetzt gelungen, obgleich mehrere europäische Mächte (zuerst Frankreich, später und jetzt England, und mehr oder weniger Österreich) kräftig dazu mitzuwirken gestrebt haben. Alles zeigt, dass ähnliche, von einer vorübergehenden ungewissen Politik gemachte Versuche auch in Zukunft scheitern, und sich zuletzt vielleicht gar mit gewaltsamen Auftritten und Revolutionen, die leicht eine reine Janitscharen-Regierung zur Folge haben könnten, endigen werden, wie es schon jetzt (mag auch eine bekannte deutsche Zeitschrift ganz andere Ansichten darüber aufzustellen oder in Schutz zu nehmen suchen), mehr oder weniger der Fall ist.

Auf keiner der von den Türken unterjochten Nationen oder Völkerstämmen ruhte die türkische Oberherrschaft drückender, als auf den Griechen, und vielleicht, weil keines von den übrigen Völkern den Druck so lebhaft fühlte, als dieses alte, tapfere und hochherzige Volk, wozu im Peloponnes noch kam, dass dieses schöne Land erst in neueren Zeiten (im J. 1718) der türkischen Botmässigkeit unterworfen ward, während die Türken zu derselben Zeit Belgrad und Servien an Österreich abtraten. Mit ihrer Unabhängigkeit und Freyheit ging zugleich die literarische Cultur und der bis damals noch nicht völlig erloschene edlere Kunstsinn der Griechen, unter dem Drucke

asiatischer Barbaren, fast gänzlich zu Grunde: Aber ihr empfänglicher Sinn dafür, ihr Nationalstolz, nebst ihrem alten Ruhm, ihre Liebe zu den Wissenschaften, namentlich zur nationalen Poesie und ihrer classischen Sprache, ihre mercantilische Regsamkeit, welche sich seit einigen Jahrzehenden besonders in den griechischen Inseln so erstaunlich entwickelt hat, und hauptsächlich und vor Allem ihr altes Unabhängigkeitsgefühl, das die türkische Oberherrschaft nie abzustumpfen, oder gar auszurotten, im Stande war — konnten ihnen nicht geraubt werden. Die Unterrichtsanstalten waren bis vor Kurzem schlecht, die Unterrichtsmethoden nicht besser. Aber die Griechen gehören nicht zu den Völkern, denen einzig und allein durch Schulen und Lehren fortgeholfen werden kann, und auch beym Anfange ihrer Cultur, vor länger, als 3000 Jahren, als wir nördlichen Europäer noch Barbaren und Bärenhäuter waren, war die Nation in der Bildung schon weit fortgeschritten, als durch Pythagoras und Solon (vgl. *Hartmanns* Versuch einer Culturgesch. der vornehmsten Völker Griechenlands u. s. w. 2 B. 1796 — 1800) die ersten vollkommeneren Unterrichtsanstalten eingerichtet wurden. Für die Neugriechen übrigens Verdienst genug, dass sich bey so dunkelen äusseren Umständen, während einer 400jährigen Sklaverey, von dem alten Glanze auch nur ein dämmernder Schatten erhielt. Die Mönche und Geistlichen waren seit der türkischen Invasion die fast alleinigen Inhaber und Besitzer der literarischen Kenntnisse, und zeigten sich, vielleicht aus Neigung und eigener Beschränktheit, vielleicht aber auch aus Furcht vor der türkischen Regierung, zur Verbreitung derselben unter die niederen Volksclassen bis zur Zeit der in der neuesten Gegenwart Statt gefundenen Insurrection nicht eben sehr geneigt. — Dabey existirte nur Eine Druckerey, nämlich die zu Bucharest, die meisten neugriechischen Schriften wurden seit der wiedererwachten neuen literarischen Betriebsamkeit der Nation zu Paris, Wien, Venedig, Leipzig u. s. w., gedruckt. Seit den letzten Jahrzehenden des verflossenen Jahrhunderts ist ein in jeder Hinsicht frischer Geist unter dem Volke rege geworden, neue Ansichten und neue Einsichten, neue Hoffnungen, neue Bestrebungen begannen. Eine Menge Franzosen, Deutsche, Italiäner, Schweden u. s. w., und hauptsächlich Engländer, durchreisten seit ungefähr 30 Jahren das interessante classische Land weit häufiger, als zuvor, und regten liberale Ideen an, Parallelen zwischen dem jetzigen und dem alten Zustande, mitunter Ansichten zur Befreyung (namentlich die Franzosen in den Jahren 1809—1811, Napoleon beabsichtigte damals, nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten, ein griechisches Königreich für den Prinzen Eugen; gewiss ist, dass Griechenland von französischen Genie-Officieren in allen Richtungen durchreist ward, dass man Gewehre zu Tausenden heimlich ins Land schaffte, mit Ali Pascha einige Einverständnisse einleitete u. s. w.); viele Neugriechen besuchten deutsche, italiänische und französische Schulen und Universitäten, und übersetzten seit 40 bis 50 Jahren viele wissenschaftliche Werke in ihre Landessprache u. s. w. Auch ihre alte, durch klaren Verstand, kühne, kunstmässig geregelte Phantasie und kraftvolle Herrschaft über die Sprache ausgezeichnete classische National-Literatur ward von Neuem mit gerechtem Stolze und vaterländischer Begeisterung bearbeitet. Die Handelsverbindungen wurden mit jedem Jahre bedeutender, ausgebreiteter, folgereicher. Mehrere Söhne Hellas, darunter ausgezeichnete Köpfe, nahmen am Befreyungskriege Theil u. s. f. Und so erfolgte, was — in unseren Tagen erfolgt, was vor unseren Augen geschehen ist, und worauf die Geschichte ewig mit theilnehmender Wehmuth zurückblicken würde, wenn es sich, wie man schon ziemlich gleichgültig angedeutet gelesen hat, mit der Ausrottung des alten, ruhmbedeckten Volkes endigen sollte, was wir inzwischen geradezu für politisch und moralisch unmöglich erklären. Für den unbefangenen Zeit- und Welt-Beobachter ist in dem Erfolgten nichts geschehen, das er nicht seit 20 Jahren erwarten konnte und musste. Ewig wird es der Geist seyn, der die Welt beherrscht; materielle Kräfte können ihn für Zeiträume schwächen, lähmen, unterdrücken — zuletzt siegt er gewiss. Aber die Leidenschaften täuschen, die vorgefassten Meinungen verwirren die Blicke, die Politik der Staatskünstler setzt sich trügerisch an die Stelle der Providenz — und so kommt es, dass fast immer die Geschichte das Schicksal, und das Schicksal das Weltgericht ist.

Wir gehen sofort zur Anzeige und Beurtheilung vorliegender Schriften über, wobey wir uns nach dieser allgemeinen einleitenden Übersicht nun desto kürzer fassen können.

No. 1, „*über den Islamismus, das Türkthum*“ u. s. w., ist folgenden Inhalts. Einleitung. Eine kurze Übersicht der Entstehung des Islams. Dann Abschnitt I. Die Geschichte des Chalifats. Das Bekannte, zweckmässig zusammengestellt. Hierauf Abschnitt II. Das Türkthum, oder die ottomanische Pforte. Es versteht sich, dass auf diesem engen Raume ganze grosse Partieen der Geschichte nur mit allgemeinen Zügen angedeutet seyn können. Die Darstellung ist lebhaft, dabey historisch unparteyisch; auch das Gute der Araber, Saracenen, Mauren, die persönlichen Verdienste, die Wissenschaftsliebe einzelner ihrer Beherrscher, ist nicht vergessen. Über Eines und das Andere liessen sich freylich Bemerkungen machen. Beym Entsatze von Wien 1683 z. B. ist der Antheil der Baiern daran wohl zu hoch, und der der Polen und Sachsen zu gering angeschlagen. Wir wollen mit Anderen nicht behaupten, dass Sobiesky mit den Polen und Sachsen die Schlacht allein entschied: gewiss ist, dass er mit den Truppen beider Völkerschaften vorzugsweise das Schicksal des Tages bestimmen half. Es ist dem Vaterlandsfreunde zu verzeihen, aber die Geschichte nimmt Alles genau. S. 88 sagt der Vf., Catharina II habe die Thei-

lung von Polen *vorgeschlagen*. Diess ist nicht ganz historisch richtig. Österreich, Russland, Preussen, hatten ihre Blicke bey den damaligen Umständen auf Polen geheftet, Gerüchte von einer Theilung waren bereits ihr selbst vorausgegangen. Die erste (äussere) Veranlassung gab, dass Österreich einen unbedeutenden Theil vom Lande besetzte, worauf es alte Ansprüche machte. Catharina II, darüber aufgebracht, äusserte gegen den preussischen Gesandten, dass, wenn Österreich das Recht habe, die Republik zu zerstückeln, jede andere Macht sich dasselbe Recht anmassen könne. Friedrich II, der schon mit dem Gedanken vertraut war, den preussischen Staat auf dieser Seite zu vergrössern (oder, wie er es nennt, die aus einander liegenden Theile desselben wieder mit einander zu verbinden), ergriff diese Äusserung auf der Stelle, um die aufgeregten Gemüther zur Mässigung zurück zu bringen, und den Krieg zwischen Österreich und Russland, der dem Ausbruche nahe war, zu verhindern. Er legte die Idee einer freundschaftlichen Ausgleichung der verschiedenen Interessen durch eine gegenseitige vertragsmässige Ausbreitung in Polen bey seiner Vermittelung zum Grunde, und — so kam die erste Theilung Polens hauptsächlich durch seine Bemühungen zu Stande. Von einem directen Theilungsvorschlage oder einer officiellen Erklärung deshalb von Seiten der Kaiserin ist keine Rede. So erzählt der König selbst die Sache in seinen Denkwürdigkeiten (Sämmtliche Werke, Th. IV), und zwar mit solcher Unbefangenheit, dass er es für ein Meisterstück der Politik und Unterhandlungskunst erklärt, auf diese Weise einen allgemeinen Krieg verhindert haben. — III Abschn., oder neueste Zeit. Versuche zur Befreyung von Griechenland. Hier manches geschichtlich Interessante aus neuer und neuester Zeit. Zum Beyspiel, als die Türken zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Österreichern Ankona erobern halfen, kam ein Theil derselben gegen den Willen des Feldherrn als Besatzung in die Stadt. Hier raubten und mordeten sie nach Gefallen. Mancher rief, um sich diesen oder jenen von der Seite zu schaffen, vom Fenster herab dem ersten besten eben vorübergehenden Türken zu: *Signore Turco, è un Giacobino!* Sofort nahm der Türke seinen Dolch oder sein Messer, und mordete und plünderte den Bezeichneten auf offener Strasse. Viele achtungswürdige Familien konnten solche Schlachtopfer zählen. „Mit Schrecken, setzt der Vf. hinzu, hörte ich diess selbst, als ich bald darauf nach Ankona kam.“ Es ist vielleicht Ironie, wenn man uns verschiedentlich berichtet, welche feine Mannszucht sie hie und dort im gegenwärtigen Kriege beobachtet haben sollen, denn — die Türken werden nie andere werden. Man vergleiche nur, was der Vf. S. 156 f. durchaus historisch wahr darüber sagt. S. 98 f. Bairaktars Plane, überwiegender Einfluss der Janitscharen, unerhörte Grausamkeiten der Türken im letzten Kriege gegen Russland, Kampf mit den Serbiern und Wechabiten, Alex. Ypsilanti, Aufstand in Griechenland u. s. w. — IV bis VIII Abschn., oder Nothwendigkeit, der türkischen Herrschaft ein Ende zu machen. Diese Abschnitte sind keines Auszugs fähig; wen die Sache interessirt, muss sie selbst lesen. Wenn man sich die ausserordentlichen Vortheile vergegenwärtigt, welche aus der Civilisation der türkischen Länder in Europa, aus der innigeren Verbindung zwischen Asien und Europa u. s. w., in jeder Hinsicht hervorgehen würden, so kann man, bey gerechtem Vertrauen auf die Vorsehung, nicht glauben, dass so schöne Aussichten und Erwartungen etwa an einer Eifersucht der Mächte, an beschränkten commerciellen Berücksichtigungen (denn dass selbst England nichts verlieren, eher dabey gewinnen dürfte, wenn Stambul christlich würde, hat Hr. *v. H.* mit berücksichtigungswerthen Gründen dargethan), kurz an dem, was man Politik und Diplomatik nennt, scheitern sollten. Der Vf. betrachtet namentlich die Sache der Griechen unter den Gesichtspuncten der allgemeinen Civilisation, des Christenthums, der Menschheit. Auf diesem Standpuncte hat er ohne Widerspruch Recht; er lässt sich gegen alle und jede Angriffe siegreich vertheidigen. Aber anders fallen Ansichten, Grundsätze, Urtheile, vom Standpuncte des politischen Gleichgewichts und des neuesten sogenannten Stabilitätssystems aus. Hr. *v. H.* übersieht diess nicht, und macht bescheidene Bemerkungen über das Unzulängliche und Täuschende in diesen Systemen, besonders über das letzte, wie man ein Stetigkeitssystem begründen wolle, da doch das Rad der Zeit nie still stehe, und den leicht zerschmettert, der gewaltsam in seine Speichen einzugreifen wagt. Es ist gewiss, dass er von Neuem hierin auf seinem Standpuncte Recht hat. Allein, wenn nun die Politik sich rücksichtslos und eigenmächtig über diese Standpuncte stellt, so helfen leider alle Räsonnements nichts, und man muss sie in dem Gebiete, das sie sich, es sey mit Recht oder Unrecht, angeeignet hat, walten lassen. Inzwischen sey dem, wie ihm wolle, der Vf. hat mit einer edlen Freymüthigkeit, und einem, stellenweise rührendem, Interesse für die Ansichten und Überzeugungen geschrieben, wozu er sich in dem gegenwärtigen, für Civilisation, Christenthum und Menschheit so wichtigem Kampfe zwischen Griechen und Türken bekennt, und Rec., der mit ihm im Ganzen durchaus übereinstimmend denkt, bezeugt ihm hiemit öffentlich seine aufrichtige Achtung. Gründe und Gegengründe können wir hier nicht abwägen; auf Eines und das Andere wollen wir aufmerksam machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

1) München, in Commiss. b. Fleischmann: *Über den Islamismus, das Türkthum, dann die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabey.* Vom Staatsrath *v. Hazzi* u. s. w.

2) Eben Ezer (Erlangen, b. Palm): *Der Türkenkrieg und Muhameds Fall, aus dem theologischen Gesichtspuncte nach den Weissagungen der heiligen Schrift betrachtet* u. s. w.

3) Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Die Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen, und die Versuche der Griechen zur Freyheit.* — — Aus den Quellen bearbeitet durch Dr. *Ernst Münch* u. s. w. I u. II Th.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 171 — 195 spricht der Vf. mit Ernst und Sachkenntniss über die Verbindung der Donau mit dem Rhein. Schon Karl den Grossen beschäftigte bekanntlich diese Idee. Unter dem französischen Consulat kam der Gegenstand nach tausend Jahren ernstlich von Neuem zur Sprache (ernstlich, denn gesprochen ward in dieser langen Zwischenzeit mehrmals davon); 1799 liess der General Moreau Hn. *v. Hazzi*, als damaligem bairischem General-Commissär bey der französischen Armee, Papiere deshalb zustellen, um seine Meinung darüber abzugeben. Er setzte über die Sache ein Memoire auf, welches Beyfall fand, erhielt aber, nach ernster Prüfung seiner Vorschläge, einige Zeit darauf zu Paris, die Antwort: „dass sich die Verbindung der Donau und des Rheins allerdings für Deutschland und Frankreich von grösster Wichtigkeit zeige; so lange aber von keinem wesentlichen Nutzen sey, als Deutschland nicht das *Debouché* der Donau in den Händen habe, und die Türken mit eisernem Scepter das schwarze Meer beherrschten." Man lese, was der Vf. zur Erläuterung dieser vollkommen richtigen Ansicht der Sache bemerkt. Sogleich an Ungarns Grenze, sagt er unter Anderem, ist die Welt wie mit Bretern verschlagen. Nur Sümpfe, Wüsteneyen, düstere Waldungen, erscheinen — das Reich der Rossschweife ganz bezeichnend. Contumazgebäude gegen das grösste Übel, die stets drohende Pest, fallen fürchterlich in die Augen. Dann giebt es keine ordentliche Strasse, selbst kein Wirthshaus. Überall Räuber, nirgends Justizhöfe, Polizeyanstalten sind nicht dem Namen nach bekannt u. s. w. Die Flüsse wühlen umher, wie wilde Thiere, nur mit grösster Gefahr kann man sie befahren. Gleichwie, sobald der Lauf der Ströme sich hemmt, sie weit und breit nur Sümpfe, Verheerungen, Seen und stinkende Pfützen lassen, so muss ganz Ungarn obigen Zustand Serbiens, der Wallachey u. s. w. mit allen gleichen Übeln fühlen. Dieses schöne Land sieht dadurch die volle Hemmung seines Aufschwunges. Und so wirkt der Zustand dieses Flusses in den türkischen Provinzen bis zu ihrem Ursprunge zurück. Wirtemberg und Baiern haben von diesem so mächtigen Flusse nur sehr geringe Vortheile. Der gleiche Fall ist es selbst mit Österreich. Unbedeutend erscheint die Donaufahrt auch hier. Dass diess Alles anders seyn könnte, müsste, würde, wenn der Strom bis zu seinen Ausflüssen in der Gewalt civilisirter Mächte wäre, versteht sich, und ist vom Vf. bis zum Augenschein gezeigt. — S. 128 f. von den Rajas, und wie solche von den Türken behandelt werden. Wenn nur *Chateaubriand*, der reisende Gelehrte, sein Tagebuch durch Griechenland nach Palästina nicht geschrieben hätte! Es kommen darin fast unglaubliche Thatsachen von der unmenschlichen Grausamkeit der Türken gegen die Rajas vor. Wie *Chateaubriand*, der Diplomat und Minister, nun wohl auf Manches in diesem seinem Buche zurückblicken mag? Wir hätten gewünscht, dass der Vf. in diesem Nachtstücke dessen Reise benutzt hätte, zum Beyspiel, wie der Pascha einen griechischen Bauer in weiter Entfernung daniederschiesst, bloss um seine Geschicklichkeit im Schiessen zu zeigen, wie der Unglückliche noch dazu geprügelt wird, weil er vor Schmerzen weint und wehklagt, wie der Türke in ein Hohngelächter über die Entrüstung und das Mitleid ausbricht, welches *Chateaubriand* bey dem abscheulichen Auftritte verräth u. s. f. Aber aus anderen Quellen führt der Vf. Ähnliches an. Mit Recht erklärt sich Hr. *v. H.* nach dem Allen in den stärksten Ausdrücken dagegen, dass man die Griechen der Empörung, des Aufstandes gegen die Legitimität beschuldige. Wo nichts Legales, sagt er S. 127, nichts Gesetzliches besteht, worauf kann wohl der Wortklang Legitimität da nur passend werden? Das ganze Türkthum ist bloss eine Räuberzunft, kein Staat, wo Gesetze die Sicherheit, das Wohl der Glieder schützen. Nicht Bürger des Landes sind die Rajas, die als Menschen und Christen in der Regel nur mit dem Namen *Hunde* belegt werden.

Sie genieſsen keinen Antheil an der Regierung, keiner Stelle, keines Amtes werden ſie fähig gehalten. Ihr Leben, ihr Eigenthum, ſtehen in des Paſchas und jedes Türken Hand. Von jedem Türken ſind die Rajas täglich jeder Art Beleidigung, Erpreſſung und Miſshandlung bloſsgeſtellt. Kein Raja darf ſeine Felder, Weinberge, Gärten benutzen, wie er es für das Beſte hält, es hängt von den Launen des Paſcha ab. Begegnet der Raja auf der Straſse einem Türken: ſo muſs er mit den Zeichen der gröſsten Ehrerbietung, ja, wie ein Sclave vor ſeinem Herrn, vorübergehn. Gemeiniglich wirft der Türke dem armen Raja einen bloſsen Blick der Verachtung zu; beliebts ihm aber, ihn zu miſshandeln: ſo muſs er ſichs auch gefallen laſſen. (Selbſt Hn. v. *Chateaubriand* ſchoſs auf offener Straſse einmal ein Türke unverſehens eine Piſtole ganz dicht vor der Stirne los, aus blöſsem Übermuthe, und um ihm ungefähr damit zu ſagen, er habe ihm ebenſo gut die Kugel durch die Stirne ſchieſsen können.) Des Türken Pferd darf ungehindert in dem Kornfelde, in dem Garten des Raja weiden, ja der Türke kann ungeſcheut des Rajas Weib und Töchter ſchänden, für einen Raja übt der Cadi ſelten oder nie Gerechtigkeit; auch können nur Türken, und keine Chriſtenhunde, Zeugen ſeyn. So ſehen die Rajas ihrer allmählichen gänzlichen Vertilgung und gewaltſamen Ausrottung klar entgegen. Unter ſolchen Umſtänden kann von keiner muthwilligen Empörung, von keiner frevelhaften Auflehnung gegen die legitime Obrigkeit, die Rede ſeyn — hier handelt es ſich bloſs von einer unvermeidlichen und gerechten endlichen Nothwehr. „Mit einem Worte, ſagt *Pouqueville* in ſeiner Reiſe durch Griechenland (Paris, 1820), das Reich der Türken iſt das Reich des Unglücks und der Verzweiflung. Es iſt keinem anderen Lande auf der Welt ähnlich. Seine wilden und gefühlloſen Bewohner haben keinen Sinn für öffentliche Wohlfahrt. Von Conſtantinopel bis an die Ufer des Euphrats, und von dem Bosphorus bis nach Cattaro, ſind die Städte nur Miſtgruben, und die Dörfer Einöden. Man hört kein anderes Geſpräch, als von Peſt, Feuersbrünſten, Hungersnoth und Hinrichtungen. An den groſsen Städten ſieht man nur Thürme und Thore mit Menſchenſchädeln gekrönt. Die Höfe der Satrapen haben keinen anderen Schmuck, als blutende Köpfe, Pfähle zum Spieſsen, und andere Marterwerkzeuge. Man begegnet auf den öffentlichen Straſsen nur Menſchen in der Tracht des Elends, und da die Polizey erſt geſchaffen werden ſoll: ſo giebt es weder Ordnung, noch Ruhe, noch Sicherheit. Die ſanfteren Tugenden ſind gänzlich verbannt. Man vergräbt ſein Geld, man lebt ohne allen Aufwand, um nur dem Verdachte, der Raubgier, der Folterung und dem Tode zu entgehen. Welch ein Leben! Iſt der Tod nicht gröſsere Wohlthat? Und wäre es ein Wunder, wenn die Verzweiflung endlich um ſich griff, und dieſe Ketten ſprengte?"

No. 2, „*Der Türkenkrieg und Muhameds Fall*" u. ſ. w. Wir ſtellen dieſe Brochüre neben das eben angezeigte Werk, ungefähr wie der Schatten neben dem Lichte ſteht. Wenn Hr. v. *B.* die Sache, wovon ſichs hier handelt, unter den Geſichtspunct von Civiliſation und Humanität bringt, findet dieſer Vf. das Princip zur richtigen Würdigung derſelben im Daniel und Johannes. Wir wollen dem Vf. ſeine apokalyptiſchen Einſichten, Anſichten und Ausſichten nicht verkümmern, indeſs wird das Büchelchen auſser den Geiſtesverwandten ſeines Vfs. ſo leicht Niemand erquicken. Man muſs die Bibel gerade ſo einſeitig erklären, wie er, wenn man ſeine Freude daran haben ſoll. So viel wir von der kabbaliſtiſch-prophetologiſchen, oder richtiger epigrammatiſch-neologiſchen, geheimen Weisheit des Vfs. begriffen haben, erklärt er die berüchtigte Zahl 666 von Muhamed, und bringt ſo viel heraus, daſs das türkiſche Reich in Europa und Aſien noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert werde zerſtört werden, dagegen den völligen Sieg über den Muhamedismus überhaupt würden die chriſtlichen Völker erſt ums Jahr 2000 erhalten, da mit dem Schluſſe von 2001 ohne Zweifel der jüngſte Tag Statt haben werde. Solche chimäriſche, aus einer willkührlichen Bibelerklärung herausgebrachte Prophezeihungen erinnern doch gar zu ſehr an die erſte Hälfte des 17 Jahrhunderts, da ſie Mode und an der Zeit waren. Dabey zeigt, wie wir aufrichtig geſtehen, der Vf. durch das ganze Schriftchen mancherley, ſelbſt philologiſche, beſſere Kenntniſſe. Nur Schade, daſs Alles, was er dadurch zu Tage fördert, den Stempel apokalyptiſcher Thorheiten trägt. Sogar kritiſche Verbeſſerungen des Textes wagt er, noch dazu eine, die wirklich nicht übel gerathen iſt, S. 29; auch S. 38 iſt die gewöhnliche Lesart mit einer anderen vertauſcht. Erſchrickt unſer Vf. nicht vor ſeiner Verwegenheit? Wenn man dem Worte der Wahrſagung durch menſchlichen Witz nachhelfen darf, ſo iſt ja Alles ungewiſs. Wer im Geiſte unſerer alten Theologen ſchreiben will, der muſs auch ſo conſequent ſeyn, wie ſie. Die folgende, gar nicht abſichtlich ausgewählte Stelle (S. 15), mag anſtatt einer Kritik dienen: „Wir kommen nun auf die 10 Hörner bey Daniel und Johannes. Sie ſind nichts Anderes, als Europa. Selbſt der Naturaliſt kann dieſs zugeſtehen. (Gewiſs! Auch Rec., kein Naturaliſt, ſondern ein proteſtantiſcher Theolog, geſteht es dem Vf. mit Vergnügen zu.) Schon Nebukadnezar kam bis an die Säulen des Herkules, und drang in Spanien ein. Und ſchon deſshalb konnte ihm von einem vierfachen Reiche, in deſſen Hörnern Griechenland und Italien, träumen. Und wenn er an den ſüdlichen Küſten Europas überhaupt 5 Hörner kennen lernte, ſo konnte er ſich auch 5 dergleichen im nördlichen Europa denken, wie nachher Pomponius Mela *de ſitu orbis*, Lib. I. Cap. 3., Lib. 2, 1, wirklich zehn Hörner, d. h. zehn Reiche in Europa, anzunehmen ſcheint. Es ſind die in 10 Fuſszehen auslaufenden Füſse im aſiatiſch-europäiſchen Coloſs, Dan. 2, und ihre Subſtanz iſt Eiſen und Thon (d. i. ſie bedeuten das eiſerne Zeitalter), wogegen das Haupt von Gold, Bruſt und Arme von Silber, Bauch und Lenden von Erz ſind, d. i. goldene, ſilberne und eherne Zeit. Die Sprache des Sehers aber nimmt Zeitliches und Räumliches, d. i. Hiſtoriſches und

Geographisches (das lautet ja beynahe, wie aus der Identitätsphilosophie!) und Ideales in Eins zusammen. Es sind auch die 10 Hörner in der Vision des Daniel selbst, Cap. 7. Denn auch den Römern wird eine *Decarchia* in Europa zugeschrieben, vgl. Strabo, XVII. p. 840. Ed. Paris. 1620 u. s. w.!!! — Charakteristisch ist auch S. 48. „Die Bundeskiste steht da als Contrast gegen die falsche Religion, gegen den Ismaelitismus oder Islamismus. Beten muss man zwar auch für den Feind, dass er bekehrt werde zur milden Menschlichkeit und zum Glauben an den Erlöser, und der das Reich Christi zertritt, verdient nicht weniger Mitleid, als der zertretene Märtyrer. (Diess ist über die Gebühr human.) Aber Gott wendet neben den milden, auch die harten Mittel an, um die Barbaren zu bekehren in dieser grossen Zeit. Jetzt passte das gut auf den Brand zu Constantinopel, die Niederlagen der türkischen Flotten u. s. w. Von der dadurch bewirkten Bekehrung aber spürt man noch nichts. Noch einen originellen Einfall des Vfs. müssen wir doch anführen. Um England ist es bey der künftigen Restauration der Erde, von der 1 Petr. 3, 13 handelt, geschehen. Es ist, sagt unser Vf. S. 72, lauter festes Land auf der künftigen neuen Erde. Es giebt alsdann, setzt er hinzu, auch keine Seemacht mehr, gegen welche Johannes überhaupt so oft eifert. Das Feuer, 1 Petr. 3, 13, wird die künftige Beschaffenheit der Erde sehr verändern u. s. w. Also im J. 2001 da diese Katastrophe eintritt, hats mit den englischen Flotten ein Ende, auch der ostindische Handel und die Seeräubereyen der Barbaresken hören dann auf!!

No. 3. „*Münchs Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen*" u. s. w. Da von diesem Werke, laut einer dem zweyten Theile beygedruckten Anzeige des Vfs., in der Kürze noch ein dritter Theil erscheinen wird, der die neuesten Ereignisse in Griechenland enthalten soll, und der sowohl an sich, als für die Zeitgenossen, leicht der interessanteste werden dürfte: so begnügen wir uns damit, solches hier vorläufig bloss angezeigt zu haben. Aber sofort nach Vollendung desselben werden wir eine ausführliche Beurtheilung sämmtlicher Theile in diesen Blättern mittheilen. Nach unserer aufrichtigen Überzeugung sprechen wir hier nur das allgemeine Urtheil über das Werk aus, dass es mit Sachkenntniss, historischem Ernst, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit (zur Unparteylichkeit gehört nicht, dass man keine Partey hat, den Kampf des Türkthums gegen die Christenheit in einem gewissen diplomatischen Sinne unparteyisch schreiben, wäre, wie der Vf. mit Recht bemerkt, Verrath an der Menschheit), in einer männlichen, und im Ganzen (denn hie und da leuchtet die schweizerische Mundart zu sehr durch) reinen Sprache abgefasst ist. Der erste Theil geht bis zu den Türkenkriegen zu Maximilian I Zeiten, der zweyte endigt mit dem Frieden von Szistowe. Wir sehen dem dritten Theile, der die neueste Periode in der Geschichte der Osmanenkämpfe, die mit dem Szistower Frieden beginnt, und hauptsächlich den Aufstand der Griechen enthalten soll, mit Verlangen entgegen.

M. M.

ELBERFELD, in der Büschlerschen Verlagshandl.: *Von dem Aufstande der christlichen Nationen in der europäischen Türkey, von seinen Ursachen, seinen muthmasslichen Resultaten und seinem wesentlichen Einflusse auf die gegenwärtigen und zukünftigen Interessen Europas.* Nach dem Französischen des *Emil Gaudin*, vormals Tribun und später Mitglied der französischen Gesandtschaft zu Constantinopel. Von *J. F. K.* 1822. IV u. 116 S. 8. (12 gr.)

Das vorliegende Heft behandelt nur die erste Hälfte des Gegenstandes, nämlich die *Ursachen des Aufstandes*. Man sollte freylich meinen, diese lägen so auf der Hand, dass es unnöthig sey, 116 Seiten darüber zu schreiben; indess haben die allerschönsten Räsonnements, die man anderwärts wohl hat lesen müssen, nicht so viel Gewicht, wie die historischen Entwickelungen, welche hier gegeben werden. Der Vf., welcher sich längere Zeit in der Türkey aufhielt, suchte und fand Gelegenheit, die inneren Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Der Inhalt zerfällt in zwey Capitel; im ersten werden die Türken betrachtet, und zwar *a*) nach ihrem politischen, *b*) gesellschaftlichen, *c*) moralischen Zustande. Das zweyte Capitel ist den christlichen, in der Türkey wohnenden, Nationen gewidmet, welche zuerst einzeln aufgeführt werden, mit Erwähnung ihrer Schicksale u. s. w., als: *a*) die Völkerschaften der Moldau und Wallachey, *b*) die Bulgaren, *c*) die Servier, *d*) die Griechen. Darauf geht die Untersuchung wieder denselben Weg, der beym 1 Cap. angegeben worden. Wir können nicht umhin, der kleinen Schrift recht viele aufmerksame Leser zu wünschen; dem Übersetzer müssen wir aber rathen, sich, ehe er zur Übertragung der zweyten Abtheilung schreitet, mit dem Genius der deutschen Sprache etwas bekannter zu machen.

E.

GÖRLITZ, in Commiss. b. Zobel: *Schilderung einer enthusiasmirten Reise nach Griechenland*, im J. 1822, von *F. A. Lessen*, königl. preuss. Premierlieutenant a. D., Ritter u. s. w. 1823. VI u. 194 S. 8. (18 gr.)

Die sehr geringe, um nicht zu sagen, ungünstige Meinung, welche Rec. immer von den moralischen und kriegerischen Eigenschaften der Landgriechen gehabt hat, wird zwar durch die vorliegende Schrift vollkommen gerechtfertigt; gleichwohl hat er derselben keinen Geschmack abgewinnen können. Sie hält sich denn doch ein wenig zu sehr auf der Oberfläche der Dinge, berührt zu oft Unwesentliches, und ist überdiess in zu burschikoser (Rec. wüsste kein anderes gleich bezeichnendes Wort) Darstellung gehalten, als dass sie fesseln könnte; indess ist die gute Absicht, junge Leute vor einem unüberlegten Schritte zu bewahren, immer zu ehren, wenn auch der Eifer, nach Griechenland zu ziehen, oder Leute dazu aufzustiften, gar sehr nachgelassen zu haben scheint.

Der Vf., der uns auch seine Reisebemerkungen

von Mecklenburg bis Marseille nicht vorenthält, war kaum in Argos angekommen, als er auch schon beschloss, wieder zurückzugehen: die Anstellung als Gemeiner beym Philhellenen-Bataillon, mit den übrigen Umständen zusammengenommen, macht das begreiflich. Er begab sich dann noch in das Feldlager vor Patras; aber durchaus nicht erbaut von dem griechischen Kriegswesen über Messalongi nach Zante. Von hier nach Triest, hier zurückgewiesen, nach Ankona; Besuch von Rom, Rückreise nach Deutschland. — Zu bemerken haben wir noch, dass der Vf. dem griechischen Senate allen Ernstes vorgeschlagen, dem Herzog von Wellington die Krone von Griechenland anzubieten, ja er hat sich sogar erboten, die desshalb nach England zu sendende Gesandtschaft zu begleiten und zu protegiren. Gewiss eine possierliche Idee!

c.

DEUTSCHE SPRACHE.

Quedlinburg, b. Ernst: *Fassliche und vollständige Anweisung zur deutschen Rechtschreibekunst, nebst Aufgaben und Übungen* (sis), *wie auch* (nebst oder mit) *einer Auswahl kurzer Denksprüche zum Vorschreiben und Lernen* (,) *in alphabetischer Ordnung.* Für den Schul- und Haus-Gebrauch (!) nach den besten Hilfsmitteln (*sic*) bearbeitet (warum denn nicht ausgearbeitet?) von *Gustav Friedrich Neumann*, Prediger zu Jädikendorf bey Königsberg in der Neumark. Erster Theil. 1818. 328 S. gr. 8.

Der zweyte Theil auch unter dem Titel: *Kleines Wörterbuch für die Rechtschreibung, Beugung, Abänderung und den Gebrauch der Endungen*, mit besonderer Rücksicht auf die theils landschaftlichen, theils veralteten, theils weniger edlen Ausdrücke. Von *Gustav Friedrich Neumann* u. s. w. 1821. 328 S. gr. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 18 gr.)

Rec. fühlt sich immer in einiger Verlegenheit, wenn er Schriften von der Art, wie die oben genannten sind, anzuzeigen hat. Er sagt einem harmlosen Manne, wie der Vf. zu seyn scheint, nicht gern etwas Unangenehmes; und doch gebietet ihm seine Pflicht, den Werth der Schriften, deren Anzeige er übernommen hat, dem Publicum bestimmt und offen anzugeben. Der Vf. versichert uns im Anfange der Vorrede, dass er über zwanzig Jahre seine amtsfreye (?) Zeit damit ausgefüllt habe, sich mit dem Deutschen, durch Benutzung der vorzüglichsten Schriftsteller darüber, eines *Adelung*, *Angerstein*, *Heinsius*, *Heynatz*, *Hünerkoch*, *Kuhn* und *Rumpf*, vertrauter zu machen. Diess ist gewiss sehr lobenswerth. Allein was konnte ihn dazu bestimmen, dasjenige, was er von Anderen gelernt hat, in diesen Büchern, die zum Nachschlagen beym Rechtschreiben und in zweifelhaften *sprachlehrigen* (*sprachlehrig* heisst *per analogiam* und nach der Grundbedeutung der Sylbe *ig eine Sprachlehre habend!*) Fällen dienen sollen, nochmals abdrucken zu lassen? Was soll, diess beantworte er sich doch selbst, sein Wörterbuch neben dem eines *Adelung*, das einen gleichen Zweck hat?

Es würde eine harte Zumuthung seyn, wenn Rec. von dem Vf. verlangte, ihm auf das Wort zu glauben, dass er, trotz seiner 20jährigen Benutzung der von ihm genannten Sprachlehrer, in den Geist unserer Sprache noch nicht eingedrungen ist, ja dieselbe nicht einmal fehlerlos schreibt. Rec. muss sich darum die Mühe nehmen, die erste Seite des Buches, die obendrein nur eine halbe ist, zu corrigiren; wenn der Vf. dann das Facit mit der Seitenzahl des Buches in ein Regel detri-Exempel bringt: so kann er sich sehr leicht die Rechnung auf das Ganze machen. Das *Adjectivum deutsch* muss klein geschrieben werden. Der Comparativ *mehrere* ist jedem Schriftsteller als altväterische Gewohnheit, aber keinem Sprachlehrer zu verzeihen, weil dieser wissen muss, dass der veraltete Positiv *meh*, der Comp. *mehir* oder *mehr*, der Superl. *mehist*, contr. *meist*, lautet. Man theilt sie *ein in* u. s. w. und *für sich allein*, wie es hier vorkommt, sind Pleonasmen. *Vokale* und *Konsonanten* müssen, als *nicht* eingebürgerte Wörter, mit den Buchstaben ihrer Sprache, also *Vocale* und *Consonanten*, geschrieben werden. Der Ursachsatz in der letzten Zeile sagt, wie der Vf. bey aufmerksamer Überlegung selbst sehen wird, etwas Sinnloses; an seiner Stelle müsste, wie in dem ersten correlativen Satze, eine Erklärung stehen. Das Wort *Hilfe* in diesem, auf die andere Seite fortgehenden Satze muss, weil es von dem veralteten *Hulf* abstammt, *Hülfe* geschrieben werden. Diess mag genug seyn, um den Vf. zum Glauben zu bringen. Rec. nimmt es zwar genau, aber er misst dem Vf. keinesweges mit dem Masse, mit dem dieser in der Vorrede einen, übrigens ungenannten und von Rec. nicht errathenen, Sprachlehrer gemessen hat, wenn er demselben ganz richtige Wortformen als Fehler vorzählt.

Angehängt sind dem ersten Theil unrichtig geschriebene Aufsätze zum Corrigiren. Nun wird aber der Hr. Prediger aus der Moral wissen, dass böse Beyspiele gute Sitten verderben. Ebenso verwirrt auch im Intellectuellen das Irrige den Sinn für das Wahre. Nie darf darum das Verkehrte und Missgestaltete vor der Jugend Auge und Einbildungskraft, die sich so leicht an Alles gewöhnt, vorsätzlicherweise gerückt werden; vielmehr ist alles Unreine möglichst fern zu halten, damit seine zufällige Erscheinung alsobald auffalle, und dem an das Schöne und Fleckenlose gewöhnten Blicke Schmerz verursache.

Noch mehr Ausstellungen, als an dem ersten Theile, liesse er sich an dem zweyten, dem *Wörterbuche*, machen. Wenn der Vf. laut der Vorrede die Wortformen *Sträucher*, *allwo*, *obwohl*, *um desto* (z. B. besser, bey einer Absicht), *buck* u. s. w. verbannen will: so protestirt Rec. feyerlich gegen diese tyrannische Proscription. Im *Hausgebrauche*, für den der Vf. schreibt, sind *buck* und *backte* wohl zu unterscheiden.

F. r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Die heiligen Schriften in ihrer Urgestalt*, deutsch und mit neuen Anmerkungen, von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und zu Kleinschirma. Erster Band. *Salomonische Schriften.* 1815. XIV u. 384 S. Zweyter Band. *Mosaische Schriften.* Erstes Buch. *Moses Geschichte über die Vorzeit.* 1817. LXVIII u. 445 S. Dritter Band. *Mosaische Schriften. Moses Geschichte seiner Zeit*, aus dem zweyten bis fünften Buche herausgezogen. 1819. XXVIII u. 390 S. 8. (5 Rthlr.)

Dankbar nimmt Rec. jede Schrift auf, welche zur Aufhellung so mancher Dunkelheiten und zur Beseitigung so mancher Schwierigkeiten, mit welchen der Ausleger der biblischen Bücher, trotz so vieler bereits geschehener Versuche und Vorarbeiten, noch immer zu kämpfen hat, irgend etwas beyzutragen vermag. Auch dem Vf. oben genannter 3 Schriften zollt er willig diesen Dank, ob er gleich in gar vielen Ansichten und Darstellungen mit demselben nicht übereinstimmen kann. Loben muss er den ausdauernden Fleiss, mit welchem Übersetzungen und Anmerkungen bearbeitet worden sind; loben ferner die Sprachkenntnisse des Vfs., die Gewandtheit im Übertragen aus denselben; loben endlich den Eifer, möglichst nach Vollkommenheit zu streben. Beklagen muss er sich aber über gar Vieles, das ihm in diesen Schriften gänzlich missfallen hat. So ist Hr. *K.* z. B. mit den vorzüglichsten Arbeiten, die in den letzten Decennien der gelehrten Welt mitgetheilt worden sind, bekannt; er hat sie benutzt, aber das Bessere, was er aus ihnen genommen, so wiedergegeben, als wäre es seine eigene Erfindung. So ist er auch nicht billig genug gegen seine Vorgänger, und reisst manchen aus seinem Zeitalter heraus, ohne ihn nach dem, was er in diesem leisten *konnte*, zu beurtheilen. Wer sollte nicht z. B. mit Bedauern sein Urtheil über die früheren Übersetzer der Salomonischen Schriften lesen? „Die Feyer der Weisheit aus Salomos Zeitalter (sagt er Bd. I. S. 1), was ist sie in unseren bisherigen Übersetzungen? Ein zerbrochenes, entstelltes Gebilde, an welchem nur hie und da noch grosse und schöne Züge zum Vorschein kommen." „Die heiligen Schriften (heisst es das. S. IV) haben fast allen Reiz für das jetzt lebende Menschengeschlecht verloren. Ja, weil das Urbild des menschlichen Lebens, welches sie uns aufstellen, verdunkelt, verwischt, übertüncht, und nur in einzelnen Zügen noch sichtbar ist." Solcher Stellen und solcher Urtheile finden sich in den Vorreden zu diesen 3 Bänden, in den Einleitungen und Anmerkungen noch gar viele, ja oft noch weit härtere Äusserungen. So ist Hr. *K.* nicht so bescheiden und anmasungsfrey, als man billigerweise erwarten sollte. Von seiner Arbeit ist er sehr eingenommen; es fehlt nur wenig, dass er nicht auf sie anwende, was 1 B. Mos. I, 31 gelesen wird. Ja (sagt er Bd. I. S. IX), ich habe mir vorgenommen, laut und kühn wiederhol' ichs, ich habe mir vorgenommen, *alle* Dunkelheiten unserer heiligen Schriften zu erhellen, *jede* Schwierigkeit in denselben zu lösen, ihre Wahrheiten und Schönheiten *alle* ins Licht zu stellen; aber auch die Pflanzen, welche, wie Christus spricht, der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, auszurotten." Hierauf beziehen sich auch unstreitig die Worte des Titels: die heiligen Schriften *in ihrer Urgestalt* — mit *neuen* Anmerkungen. Auch dergleichen Stellen kommen noch gar viele vor. Besonders las Rec. mit Unmuth die ersten Seiten der Vorrede zum III Bande. Wie verträgt sich aber nun mit solchen Äusserungen das de- und wehmüthige Bitten des Vfs. um Beurtheilungen seiner Arbeit? Kann man, auch mit dem besten Willen, etwas Anderes darin finden, als die unangenehme Voraussetzung, der Vf. erwarte bloss Lob und Beystimmung? Vgl. dazu Bd. I. S. IX. X. Bd. II. S. X f. So eifert ferner der Vf. gegen Vermuthungen der früheren Ausleger und gegen die Interpretationsgrundsätze derselben; aber man schlage in den genannten 3 Bänden nach, fast wo man will, und man wird sich wundern, wie eine Conjectur des Vfs. die andere drängt und treibt. Was die hie und da vorkommenden besseren Interpretationsgrundsätze des Vfs. betrifft (vgl. besonders Bd. II. S. XII): so freut man sich zwar derselben — kann sie aber nichts weniger, als neu, und von ihm erst erfunden, zur Nachahmung empfehlen. Dabey klagt er endlich oft auffallend über unsere Kritiker; aber welchen Charakter trägt seine Kritik? Beyspiele werden es bald zeigen. Wenn also Rec. die Arbeit des Vfs. empfiehlt: so kann es nur mit Bezug auf die Worte des Apostels geschehen: Prüfet Alles, und u. s. w. Zu behalten werden die Leser Manches finden.

Dem Vf. Schritt vor Schritt zu folgen, seine Ansichten vor den Augen der Leser zu prüfen, seine Conjecturen und Kritiken einzuschränken oder zu widerlegen, würde die Grenzen einer Recension weit überschreiten. Eine Übersicht seiner Arbeit aber darf in diesen Blättern, die nicht für den Augenblick geschrieben werden, nicht fehlen, wenn sie auch jetzt zur eigentlichen Bekanntmachung des Werkes selbst zu spät kommen sollte. Diese Übersicht geben wir mit des Vfs. eigenen Worten, und erlauben uns nur hie und da einige Bemerkungen.

Mit den Salomonischen Schriften macht der Vf. Bd. I den Anfang seiner Bibelbearbeitung, weil diese „gleichsam eine Vorhalle in die Heiligkeit der heiligen Schriften sind, indem ihr Inhalt mehr den Umgang mit Menschen, als die Verbindung mit Gott, betrifft.“ Er glaubt auch zugleich auf diese Art vom Leichteren zum Schwereren überzugehen. Nun fährt er fort: „Am wichtigsten sind wohl die neuen Ansichten, aus welchen die eine und die andere der Salomonischen Schriften im Ganzen aufgefasst worden ist. Wir finden nämlich in denselben: I. Eine Feyer der Weisheit, welche zwar als ein Singestück im Tempel zu Jerusalem aufgeführt, aber doch eigentlich mehr über den Umgang mit Menschen, als mit Gott, geschrieben worden ist; Spr. C. I, 7 — C. IX, 18.“ [Woher die Vermuthung eines Singestücks? S. 11 steht zwar: „Aus dem angeführten Stimmenwechsel, besonders der Chorstimme (die mit der Stimme des Vaters, der Mutter u. s. w. wechselt) und aus der ganz poetischen Einkleidung sey zu beweisen, dass es ein Singestück sey, und einmal (?) im Tempel statt der gewöhnlichen Gesänge abgesungen worden sey; wenigstens war das Publicum, auf welches unser Stück berechnet ist, gewiss (?) kein *lesendes* (?) Publicum.“ Warum nannte es der Vf. nicht lieber — um doch etwas Modernes zu haben, ein *Schulbuch für den ... Cursus*; worauf denn, vgl. S. 162. No. III ein *Compendium* hätte seyn können! Wer Verfasser von No. I sey? „lässt sich ebenso wenig entscheiden, als es zur Würdigung des Stücks beyträgt.“ Rec. denkt hierin ganz anders!] II. „Denksprüche Salomos, welche wohl grösstentheils aus Salomos Munde gekommen seyn mögen; Spr. C. X — XII, 16. [Das Wörtchen *mögen* mag der Vf. verantworten. Was die Bearbeitung von No. II betrifft: so gab sich Hr. *K.* hier vorzüglich viel Mühe, namentlich mit Überschriften, welche er jedem Spruche vorsetzte, und die man zugleich für eine Erklärung desselben ansehen kann. C. X, 4 z. B. lautet die Überschrift: „Ohne Mühe hat der Mensch nichts,“ und die Übersetzung: „Die lasse Hand macht arm, die Hand der Fleissigen bereichert.“ Dagegen fehlt es in den Noten nicht an gewagten Conjecturen, welche die Übersetzung dieses Abschnittes erläutern sollen. Ob übrigens die früheren Ausleger desselben Hn. *K.* so ganz im Stiche liessen, dass er sich genöthigt gesehen, S. 58 zu sagen: Aber Gott sey Dank! ich habe, ob ich gleich meinen Weg allein wandeln musste, mein Ziel erreicht!“] — III. „Einen dreyfachen Anhang (C. XXII, 17 — XXIV, 22. C. XXIV, 23 — 34. C. XXV — XXXI) zu diesen Sprüchen, aus späteren, meist aus Hiskias Zeiten; C. XXII, 17 — bis zu Ende.“ Der Einleitung S. 53 — 55 zu Folge „muss der erste Anhang seiner Stellung nach von einem Weisen zwischen Salomos und Hiskias Zeit gemacht worden seyn; aber seiner Sprache (?) nach sollte man ihn von einem Manne herleiten, welcher griechischen Redegeist (!) eingesogen hatte. Der zweyte gehört seiner Stellung, aber bloss seiner Stellung, nach in die Zeit zwischen Salomo und Hiskias. Im dritten verräth die Sprache, oder vielmehr die Einkleidung, den Geist einer Zeit, in welcher die Bildung einer vorhergegangenen Zeit in das Künstliche, in das Unnatürliche, überzugehen anfängt; gleichwohl haben aber alle Sprüche ihren Werth, manche einen sehr hohen.“ Übrigens dürften die Gelehrten gegen die Übersetzung und Erklärung der Anhänge mehr einzuwenden haben, als gegen No. I und II. So ist, um nur auch von dieser Seite etwas zu berühren, z. B. C. XXII, 24 die Überschrift: „Das hitzige Wesen *vornehmer Leute* steckt an“ ... und die Übersetzung lautet: „Geselle dich nicht zu zornigen Herren“ u. s. w. Wer möchte aber in dem בעל אף *vornehme Leute* finden wollen! Hat nicht einer der so verachteten Vorgänger, z. B. *Dahler*, den Hebraismus weit richtiger ausgedrückt, wenn er übersetzt: „Mit dem, *der reizbar ist zum Zorn*, lass dich nicht ein“ u. s. w. In dem folgenden 26 V. soll nach dem Vf. von einem *Mitbürgen* die Rede seyn (worüber sich auch die Anmerkung weiter auslässt); Rec. glaubt aber, es komme ein weit passenderer Sinn heraus, wenn man übersetzt: Lass dich auf keine *Bürgschaft* ein u. s. w. — IV. „Einen Brautgesang der Unschuld (das hohe Lied), welches zwar auf Salomos Hochzeitsfeyer mit einer ägyptischen Prinzessin, nach einem meisterhaft entworfenen Plane gedichtet (der, nach unserer Art zu reden, den Preis davon trug), in welchem aber Salomo durchaus nicht selbst, sondern bloss ein junges Hirtenpaar vom Berge Libanon, ein Chor jerusalemischer Jungfrauen, und zuletzt ein Brüderpaar der Braut und ein Nebenbuhler des Bräutigams, redend eingeführt war. Nie hat die Liebe zwischen Mann und Weib sich unschuldiger und reiner, nie hat sie menschlicher und rührender sich ausgesprochen, als hier. Aber es hat dieses unvergleichlich schöne Stück einen sehr unlautern, obgleich immer auch poetisch schönen, Zusatz an der Einschaltung C. VII, 1 — 10 erhalten.“ [Den Abstand der Sprache, mit seiner Annahme der Zeit der Abfassung, erklärt der Vf. aus dem Umstande, dass das hohe Lied in der Sprache des gemeinen Lebens, welche späterhin erst zur Büchersprache erhoben ward, geschrieben ist. Wirklich? Warum dreht aber der Vf. in der Einleitung und den Bemerkungen zu No. V den Beweis so schnell wieder um? Gegen die Zerlegung des Ganzen in X Abschnitte (C. 1, 2 — 4. C. 1, 5 — 27. C. 2, 8 — 17. C. 3, 1 — 5. C. 3, 6 — 11. C. 4, 1 — 5, 1. C. 5, 2 — 6, 9. C. 6, 10 — 12 und C. 7, 11 — 8, 4. C. 8, 5 — 7.

C. 8, 8 — 14) liefse fich wohl Manches fchon erinnern; gewifs aber noch weit mehr gegen das hier befonders ftarke Modernifiren. Von C. 2, 6 an fpricht die Hauptperfon faft immer fchlafend und träumend, macht dabey aber immer die nöthigen Paufen, und was vielleicht noch künftlicher ift, die übrigen auftretenden Perfonen antworten fo paffend auf das, was die Schlafende geträumt hat. Die verrufene Stelle C. VII, 1 — 10, von der es S. 239 heifst: „Hinweg alfo, hinweg damit!" folgt dem bearbeiteten hohen Liede als Beylage. Rec. ift noch lange nicht gefonnen, über diefen Abfchnitt das Verdammungsurtheil zu fprechen. Das Befpötteln deffelben S. 240 f. ift wenigftens kein Grund, und andere Gründe will der Vf. erft geben, wenn fie verlangt werden.] — V. „Eine Widerlegung der fogenannten Lebensweisheit, welche das Vergnügen zur Hauptfache macht (Koheleth, oder der fogenannte Prediger Salomo). Der Vf. läfst fie von Salomo behaupten, und von einem ungenannten Weifen, gleich vom erften Capitel an, widerlegen. Auch diefes Stück hat, *man fage dagegen, was man wolle* (! Wozu alfo das Streiten?), vom Anfange bis zum Ende einen genauen Zufammenhang." [Die umftändlichere Inhaltsanzeige giebt der Vf. S. 286 ff. „Die Zeit der Abfaffung kann wegen des Ausfalles auf Salomo kaum eher, als nach dem Untergange der Davidifchen Regentenfolge zu fetzen feyn." In der Überfetzung diefes Buches findet der Lefer „die Stellen, die immer noch falfch verftanden wurden, gefperrt abgedruckt, in den vorhergehenden Schriften konnte diefs, ihrer Menge wegen, nicht gefchehen." Sonderbar, der Vf. ift von der Überfetzung des Koheleth ganz vorzüglich eingenommen, und Rec. hat fie unter allen am wenigften gefallen wollen.] — VI. „Eine Ehrenrettung der Salomonifchen Weisheit (Buch der Weisheit). Hier wird ebenfalls die fadducäifche, oder, wie fie unter den Griechen hiefs, die epikuräifche Philofophie angegriffen; aber nicht, wie im vorhergehenden Stücke, dem Salomo beygelegt. Diefem wird vielmehr die wahre Weisheit zugefchrieben, aber, freylich nur nach dem Ideale, welches der Vf. des Buches von derfelben fich machte. Es ift diefs Buch in einem fehr prächtigen Stile gefchrieben, hat viele fehr fchöne Stellen, lebendige Schilderungen, wichtige Wahrheiten, aber auch manchen Aberglauben, befonders von Cap. 15, 4 bis ans Ende. Doch ift auch von da an nur ein Anhang zu finden, welcher eine Art von Sinngedichten über die Thorheit der Abgötterey, und zwar ihrer zehn, zufammenreihet." [Der Inhalt diefes Buches wird S. 331 genauer angegeben. Er befteht aus 3 Theilen und einem Anhange. Der erfte, C. 1 — 5, zerfällt wieder in 6 Abfchnitte; ebenfo der zweyte, C. 6 — 9; der dritte aber, C. 10, 1 — 15, 3, nur in fünf. Über die Originalfprache des Buches fagt der Vf. nur im Allgemeinen: Der Ideengang und der Geift in demfelben ift ganz jüdifch; aber die Sprache ift ganz griechifch. Von dem Werthe feiner Überfetzung ift der Vf. wieder fo vollkommen überzeugt, dafs es fich fchwerlich der Mühe lohnen dürfte, ihn defshalb auf andere Gedanken bringen zu wollen. Ob es übrigens alle Lefer billigen werden, dafs er das Buch der Weisheit fo ohne Weiteres, als gehöre es mit zum Kanon, auf die vorhergehenden kanonifchen Schriften folgen läfst, dürfte vielleicht noch die Frage feyn.] So weit der erfte Band.

Mit dem zweyten Bande führt der Vf. feine Lefer „aus der Vorhalle in das Heiligthum der heiligen Schriften felbft allmählich ein." Auf die Vorrede (ein *Prolog. galeat.*) folgt S. XXIX — LI eine allgemeine Einleitung in die heiligen Schriften überhaupt. „Heilige Schriften nennen wir im genaueften Sinne des Wortes nur diejenigen, welche fich nach der ftrengften Prüfung als Urkunden einer wahren Verbindung der Menfchen mit Gott bewähren." Der Merkmale, an welchen man die göttliche Eingebung einer Schrift erkennen kann, find nun nach unferem Vf. folgende: „1) Eine übermenfchliche Urfache der Abfaffung; 2) glaubwürdige Darftellung des neuen Lebens, welches Menfchen durch ihre Verbindung mit Gott zu führen begannen; 3) ein unerklärliches Hinwirken auf die Einigkeit im Geifte, welche unter allen Menfchen Statt finden kann und foll; 4) endlich, fichere Kenntnifs von dem Gange der Vorfehung." [Der Vf. fucht nun jeden diefer Sätze genauer zu entwickeln, um feine Grundprincipien für die Heiligkeit des Inhalts feiner heiligen Schriften recht ficher, und, wie er glaubt, recht feft zu begründen. Gerade diefe Entwickelung aber dürfte, gegen die Erwartung des Vfs., bey manchem Lefer wegen einzelner, oft gar zu allgemeiner Behauptungen hie und dort einige Zweifel veranlaffen, die nachher, wie leicht begreiflich, auf die ganze Beweisführung nachtheilig einwirken. So z. B. zu 1) die Äufserung: „Befonders ift in den Schriften der alten Welt *diefe* Abficht ihrer Verfaffer (nämlich zu fchreiben, was man gern hört und lieft, um gelefen, gelobt, bewundert und belohnt zu werden) ganz unverkennbar. Sie fchrieben für das Vergnügen und für die Unterhaltung, für die Laune und für den Eigenfinn ihrer Zeitgenoffen, und hüteten fich alfo wohl, den Meinungen und Vorurtheilen, den Wünfchen und Neigungen derfelben zu widerftreben."

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Sulzbach*, b. Seidel: *Vergleichung der van Efsifchen Überfetzung des neuen Teftaments mit der Regensburgifchen.* Oder Frage: Ob das zu Regensburg 1809 — 1815 approbirt gedruckte neue Teftament aus der lateinifchen Vul-

gata sinn- und worttreu übersetzt sey? In dem Briefe an die Römer zur Probe dargestellt. Nebst Aufstellung der *Regensburgischen* Übersetzung des Briefes an die Römer neben der *van Essischen* revidirten, von mehreren Erz- und bischöflichen Behörden approbirten, in drey verschiedenen Auflagen 1816 zu Sulzbach neugedruckten Übersetzung. 1816. 42 S. 4. (8 gr.)

Auf den sechs ersten Seiten dieser sonderbaren Schrift findet man „Vergleichung der zu Regensburg 1809 gedruckten deutschen Übersetzung des neuen Testaments mit der kirchlichen lateinischen Vulgata, in Beziehung auf den Brief an die Römer und einige andere Stellen" (deren Resultat ist, dass manches Wort der Vulgata unübersetzt geblieben, oder anders übersetzt worden, oder dass manches Wort in die Übersetzung aufgenommen worden, welches in der Vulgata fehlt" u. s. w.; darauf „folgen (bis S. 8.) noch einige zufällig bemerkte Unrichtigkeiten in derselben Übersetzung;" die Hauptsache aber ist, S. 9 ff.: „Der Brief Pauli an die Römer neben einander gestellt in folgenden Übersetzungen (1ste Columne), nach der lateinischen Vulgata; (2te Col.) aus der Übersetzung unter dem Titel: *Heilige Bücher des neuen Testaments unseres Herrn Jesus Christus*, Regensburg, 1809. (3te Col.); aus der van *Essischen* revidirten Übersetzung, Sulzbach, 1816, in drey Auflagen." — Von S. 10 an sind die Überschriften der drey Columnen bloss: *Vulgata*, *Regensburgische*, *van Essische*. Die erste Columne cessirt von S. 21 oder von Cap. V, 13 an, „zur Bequemlichkeit für das Auge und um mehr Raum für die deutschen Texte zu gewinnen."

Wer diese Vergleichung u. s. w. angestellt und ins Publicum befördert habe, ist nirgends bemerkt worden; was sie bezwecken soll, lassen schon die auf der Kehrseite des Titelblatts abgedruckten Stellen aus *Mariana*, *Andradius*, *Andreas Vega*, *Erasmus*, *St. Augustinus*, *J. Bonfrerius* und *J. Acosta* errathen; S. 8 aber erklärt die Absicht des unbekannten Vergleichers unumwunden: „Man ist weit entfernt, die Übersetzung in der Regensburger Ausgabe wegen ihrer Abweichung von einzelnen *Sinnen* und *Worten* in der Vulgata, die hier bemerkt worden, und durch die folgende Nebeneinanderstellung mit der *van Essischen* Übersetzung herabzuwürdigen (vgl. S. 42, wo es heisst: Auch haben wir durchgängig gefunden, dass das *Bessere* in der Regensburger Übersetzung des N. T. aus den früheren Ausgaben der *van Essischen* Übersetzung genommen, was wir indess mehr zu ihrem Lobe, als zu ihrem Tadel erwähnen); im Gegentheil ist man überzeugt, dass Christi und seiner Jünger frommende, tröstende Worte des Lebens sowohl jene, als diese Übersetzung enthalte, und durch die Verbreitung beider Christus und seine Kirche verherrlicht werden kann. ... Man ist von der anderen Seite ebenso weit entfernt, als ob man mit Herabwürdigung des Regensb. N. T. das *van Essische* zu erheben trachte. ... Was uns hauptsächlich bewog, beide Übersetzungen hier gegen einander über zu stellen, und die Abweichungen der Regensburgischen von der Vulgata bemerkt zu haben, ist, um den blinden Eiferern und den ängstlichen Lärmschlägern in die ungezähmten Zügel zu fallen, welche Gefahr für die Kirche und Verlust für die heiligen Dogmen wittern bey jeder Wortabweichung von der Vulgata, die aus *kirchlich-rechtlicher* und *zulässiger* Benutzung des Grundtextes fliesst. S. *Leander van Ess Pragmatica doctorum cathol. Tridentini circa Vulgatam decreti sensum etc.* Sulzb., 1816.) Wer also desshalb ein so blindes Geschrey erhob und erhebt wider die *van Essische* Übersetzung, weil hierin der Grundtext *benutzt*, und dadurch in wenigen, auf die *Glaubens*- und *Sitten-Lehre* sich *gar nicht* beziehenden Stellen, abgewichen ist, der dachte und denkt nicht, dass sein Geschrey und blinder Eifer als Rückwirkungen die volle Anwendung verdienen in Beziehung auf die Regensburgische Übersetzung, welche in unzähligen und weit mehreren Worten und Sinnen von der Vulgata abweicht, als die *van Essische*." Rec. will nicht entscheiden, ob durch diese Schrift die „blinden Eiferer" bekehrt, und ob durch sie „den blinden Lärmschlägern" in „die ungezähmten Zügel" gefallen wird. Ihm will es vielmehr dünken, als ob durch diese Bogen der guten Sache des Hn. *van Ess* kein vorzüglicher Dienst geleistet worden wäre: denn er selbst hat sich schon durch seine *Pragmatica etc.* auf eine bessere Weise gerechtfertigt und vertheidigt. — Übrigens sind dieser Schrift die Probebogen der drey neuen Auflagen als Anlage beygefügt, welche sich sehr gut ausnehmen. Der Verleger ist gesonnen, noch eine *vierte* Auflage in kl. 12 Format, mit der feinsten Schrift, zur Bequemlichkeit für Reisende, nachfolgen zu lassen. Das ganze alte Testament, *van Essischer* Übersetzung, ist ebenfalls schon unter der Presse.

Σλς.

Leipzig, b. Laufer: *Animadversiones ad Cap. III et XIII epistolae Pauli I ad Corinthios*, scripsit D. *Ant. Georg. Hollmann*, Eccles. et schol. Duc. Oldenb. Antistes generalis, Senat. sacr. a consiliis. 1819. 46 S. 8. (6 gr.)

Eine gut geschriebene Abhandlung, durch Belesenheit, Sprachkenntnisse und bescheidene Kritik sich empfehlend. Ihr Vf. geht die auf dem Titel genannten Capitel exegetisch durch, und erläutert die von jedem Verse gegebene Übersetzung. Rec. hat mehrere Stellen angestrichen, welche er zum Belege seines Urtheils anzuführen gedachte; für den Kenner reichen aber schon einige Proben hin. Bey Cap. III geht das Hauptaugenmerk des Vfs. auf eine leichtere und ungezwungenere Darstellung des Sinnes von V. 12 ff. Seiner Meinung nach (S. 22) *Metaphorae per integram sententiam continuationem seu allegoriam loco inesse, in aperto est. Jam vero dubio non caret, quin Paulus* Christianos *ipsos comparet cum* aedificio *v. 9.* Θεου οικοδομη εστε. *V. 16.* ναος Θεου εστε, *cf. Eph. 2, 21 et 1 Petr. 2, 45, ubi Christiani homines* οικος πνευματικος, λιθοι ζωντες *appellantur. Inde et ex lege allegoriae apparere videtur, ea, quae V. 12 scripta sunt, non* ad dogmata *tradita, sed* ad homines, *doctrina christiana informatos, esse referenda.* Daher wird S. 26 zum Sinne der gedachten Stelle und der *Summa* derselben angegeben: *Omni cura et diligentia prospiciant doctores Evangelii, quales sint cives, quos religionis christianae societati adsciscant. Inde eorum laus et praemium, aut dedecus et detrimentum.* — Auch eine Probe aus dem zweyten Abschnitte, aus Cap. XIII. Bey V. 9 beschäftigen den Vf. vorzüglich die Worte: εκ μερους γινωσκομεν. Die gewöhnliche Interpretation, wonach der Sinn des Apostels seyn soll: *Cognitionem nostram esse imperfectam*, befriedigt ihn nicht. Die Worte εκ μερους bezieht er daher nicht auf Sachen (wie γνωσις, προφητεια), sondern auf Personen, und nimmt (S. 37) zum Sinne an: *Nos singuli tantum, minime omnes* γινωσκομεν, *cum contra cuncti possunt* διωκειν την αγαπην. ... *Cap. XII, 27* (fährt er zur Erläuterung fort) εκ μερους *sine dubio significat singulos, nonnullos, oppos.* ὑμεις, *vos omnes.* απο μερους *2 Cor. I, 14 et C. II, 5 eodem modo uti Rom. XI, 25 pro* τισι, *τῳ* Ισραηλ. *Sic apud Latinos partim pro nonnullis. Eorum partim ejusmodi sunt. Cic. Offic. II, 21. Quorum partim invitissimi castra sunt secuti. Nep. Attic. VII.* — Hier und dort sind in den gegebenen Sach- und Wort-Erläuterungen noch mehrere Stellen aus den sogenannten Profanautoren sehr zweckmässig von dem Vf. selbst angeführt, oder von einem Freunde ihm zu diesem Behufe mitgetheilt worden.

Σλς.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Die heiligen Schriften in ihrer Urgestalt*, deutsch und mit neuen Anmerkungen, von M. *Karl Gottfried Kelle* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sollte bey dem, was zur Begründung von 3 gesagt wird, keinem Leser eine Reihe Stellen einfallen, welche die Juden von allen Völkern absondern sollen? Ist es zu erwarten, dass alle Leser den S. XL geführten Beweis, dass Gott sich den Menschen auf eine besondere Weise offenbart habe, und der sich auf die, den Menschen von der Gottheit mitgetheilte *Rede* gründen soll, so wie er geführt ist, für überzeugend halten werden? Wird jeder sich beruhigt fühlen, wenn der Vf. S. XLII für die Äusserung: Ja, selbst die Schriften, welche den Namen der heiligen oder von Gott eingegebenen in der That verdienen, sind, wie bekannt, gar nicht von gleichem Werthe," die Worte des Apostels citirt: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond, eine andere Klarheit haben die Sterne." Der Vf. hat diese Grundprincipien aufgestellt, um sie in der Folge bey seinen vorzunehmenden Sonderungen der ächten und unächten biblischen Abschnitte zum Grunde zu legen. Wer möchte aber dabey, und so, wie sie vorliegen, immer für *Willkühr* einstehen? Wer nicht zuweilen einem oder dem anderen Abschnitte, den der Vf. verwirft, wenigstens doch die Klarheit der Sterne zugestehen?] — Von S. LII — LXVIII folgt nun die allgemeine Einleitung in das erste Buch Mose insbesondere. Reicher an Hypothesen war noch kein Abschnitt, als dieser. Die eines *Astruc* u. A. werden verworfen, und — unwahrscheinlichere, abentheuerlichere kommen an ihre Stelle. Nach unserem Vf. besteht 1 B. Mose aus 2 Berichten (S. LXV), die völlig verschieden, und doch zusammenhängend sind, einander aber entgegenstehend, wie Glaube und Aberglaube. Der eine enthält die mosaischen [vormosaischen] Urkunden, deren Inhalt und Beschaffenheit es wahrscheinlich macht, „dass *Joseph* Niemand anders, als *Joseph*, der ägyptische Statthalter, ihr Vf. gewesen sey; woranf jedoch (nach der folgenden Seite) wenig ankommt (!); genug, dass sie von Moses der Nachwelt erhalten wurden. Der zweyte sey ein nachmosaischer, dem mehrere fremde Einschaltungen beygemischt worden. Die Ursache ihrer Entstehung „war höchst wahrscheinlich keine andere, als die Beylegung eines verderblichen Zwistes unter den beiden Priesterstämmen, welche sich um die Oberherrschaft im Priesterthume stritten. Und dieser Streit war auch wohl die Ursache, dass zu Samuels Zeiten von unseren mosaischen Urkunden Nachbildungen gemacht wurden. Die Priesterfamilie des Eleasar, die ältere, scheint im Besitze der ächtmosaischen Schriften gewesen zu seyn; die jüngere hingegen, die des Ithamar, scheint ihr den Vorzug, Moses Schriften zu besitzen, durch nachgebildete streitig gemacht zu haben. Um aber das Volk für diese nachgebildeten Schriften zu gewinnen, wurden sie so viel als möglich nach dem *Volksglauben*, und um den *Volksherrscher* für dieselben einzunehmen, wurden sie den Absichten desselben gemäss eingerichtet. Erleichtert ward das Aufsetzen solcher nachgebildeter Erzählungen durch die Prophetenschulen, welche Samuel stiftete u. s. w. David suchte nun diese Priesterstämme zu vereinigen. Bey geschehener Vereinigung geschah es nun aller Wahrscheinlichkeit nach, dass die Urkunden der einen und der anderen Partey, die ächten und unächten, mit einander vereinigt oder vielmehr vermengt würden, damit keine Partey beleidigt oder zurückgesetzt würde. ... Mochten doch Wiederholungen, mochten doch Widersprüche daraus entstehen, so viele wollten, sie kamen doch allesammt in keinen Betracht gegen die so wichtige Vereinigung der beiden Priesterparteyen." Wer nur im geringsten an der Wahrheit dieses — Conjectürchens — zweifeln will, dem führt der Vf. drey Zeugen dafür vor, „die unabhängig von einander ihr Zeugniss ablegen, und doch übereinstimmen, nämlich den Geist der Sprache, den Geist der Geschichte, und besonders auch den Geist göttlicher Offenbarungen." Rec. enthält sich aller Gegenbemerkungen, und lässt über sich ergehen, was S. LXVII der Vf. über ihn verhängt; nur fragt er den Vf., ob auch ihm Paulus, als er dieses niedergeschrieben, zugerufen habe: So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit!

Nun folgt die Bearbeitung der Genesis in 8 Abtheilungen, deren jeder ein Schmutztitel, den Inhalt der Abtheilung angebend, vorgesetzt ist. Voran stehen immer die mosaischen Stücke, und auf sie folgen die nachmosaischen als Einschaltungen und Beylagen. Sämmtlichen Stücken geht immer eine Ein-

leitung voran, dann folgt die Übersetzung mit untergesetzten Anmerkungen. Die nachmosaischen sind auf gleiche Weise bearbeitet. Die I Abth. ist überschrieben: Moses erste Urkunde, nebst Beylage. Der Schöpfungsgesang als Urkunde, die Paradiesgeschichte als Beylage. Die Einschaltungen in diesem Liede folgen auf dasselbe, und betreffen die Eintheilung in Tagewerke, die nach unserem Vf. der Sabbathsfeyer wegen gemacht worden, um diese von der Schöpfung selbst herzuleiten; Einschaltungen seyen auch noch im 14 und 16 Verse zu finden. II. Moses zweyte Urkunde: „Die Stammtafel des Menschengeschlechts, als Urkunde, Kains Wesen, Schicksal und Stamm, als erste Beylage, die Göttersöhne der Urwelt, als zweyte Beylage. [Dieser Abschnitt hat in der Urkunde sehr viele Einschaltungen. Der Urtext ist nur folgender, den wir als Probe der Sonderung und der Übersetzung geben wollen: C. 5, 1. „Sowie Gott Menschen schuf, hat er durch Ähnlichkeit mit Gott sie vollendet. 2) Er hat sie, Mann und Weib, geschaffen und gesegnet sie, und den Menschennamen ihnen gegeben, sowie sie nur erschaffen waren. 3) Adam aber lebte 130 Jahr [nicht: Adam war 130 Jahr alt u. s. w.], und erzeugte mit Seinesgleichen (Eva) gleichsam sein Ebenbild, und gab ihm den Namen Seth. 6) Seth aber lebte 105 Jahr, und zeugte Enos. 9) Enos aber lebte 90 Jahr, und zeugte Kenan. 12) Kenan aber lebte 70 Jahr, und zeugte Mahalaleel. 15) Mahalaleel aber lebte 65 Jahr, und zeugte Jared. 18) Jared aber lebte 102 Jahr, und zeugte Henoch. 21) Henoch aber lebte 65 Jahr, und zeugte Methusalah. 24) Es ging aber Henoch mit Gott um, und war nicht mehr: denn Gott hatte ihn aufgenommen. 25) Methusalah aber lebte 187 Jahr, und zeugte Lamech. 28) Lamech aber lebte 182 Jahr, und zeugte einen Sohn, 29) und nannte ihn Noah.“ Nun folgen die Einschaltungen, mit den Gründen, die sie nach der Meinung des Vfs. als solche anklagen, namentlich die Angaben eines übermenschlichen Alters u. s. w. Doch sollen sie Werth haben für die Chronologie! III. Mos. Bericht über die Vertilgungsfluth, als Urkunde (C. 6, 9 — 9, 19); nachmos. Bericht über die Vertilgungsfluth, aus jenem abgesondert, als erste, Noahs Vaterfluch, als zweyte Beylage. IV. V. Ableitung der Urvölker von einem Stammvater (C. 10), und semitische Stammtafel, als Urkunden (C. 11, 10 — 26); die Verwirrung der Sprachen, als Beylage.“ C. 11, 1 — 9. [Einschaltungen seyen C. 10, 8 — 12. C. 11, 11 — 32.] VI. Mos. Erzählung von Abraham, als Urkunde, C. 11, 27 — C. 25, 18; nachmos. Erzählung von Abraham, aus der vorigen abgesondert, als Beylage, C. 12, 1 — 25, 18. [Einschaltungen: C. 20, 18. C. 22, 14 — 18.] — VII. Mos. Erzählung von Isaak und Jakob, als Urkunde, C. 25, 10 — 36, 43; nachmos. Erzählung von Isaak und Jakob, aus der vorigen abgesondert, als Beylage, C. 25, 21 — 36, 39. — VIII. Mos. Erzählung von Jakob und Joseph, als Urkunde, C. 37, 1 — 2 Mos. 1, 5; nachmos. Erzählung von Jakob und Joseph, aus der vorigen abgesondert, als Beylage, C. 37, 1, — 50, 26, wohin auch C. 49 gerechnet wird. — So sehr der Vf. Witz und Scharfsinn aufgeboten hat, namentlich in den Einleitungen zu den von ihm sogenannten nachmosaischen Stücken, so darf er sich doch keinesweges Hoffnung machen, den Lesern überall ein Genüge gethan zu haben; besonders da er mehrere dieser Stücke, wie sie es auch verdienen, von ihrer vortheilhaften Seite zu schildern und zu empfehlen dringende Veranlassung hatte. Der ungelehrte Bibelleser, dem vielleicht zufällig diese Arbeit zur Hand kommt, wird nun öfters gar nicht wissen, was er aus dem ersten Buche Mosis machen solle. Bey den folgenden Büchern würde er wohl in dieselbe Verlegenheit kommen.

Der *dritte* Band dieses Werkes ist ganz nach der Methode des zweyten bearbeitet. Die Abschnitte, in welche er zerfällt, sind folgende. I. Der Mosaischen *Zeitgeschichte* erste Urkunde, nebst Beylage. Mosaische Erzählung von Moses persönlicher Geschichte, als Urkunde, 2 Mos. 9 — 13, 10; und nachmosaische Erzählung von Moses persönlicher Geschichte, aus der vorigen abgesondert als Beylage, 2 Mos. 1, 15 — 13, 19. [Die Einleitung zur nachmosaischen Erzählung eröffnet eine nicht uninteressante Abhandlung über *Wunderbares* und *Wunder*. Sie ist überschrieben: Was für den Verstand das Wunderbare ist, das ist für die Vernunft das Wunder. Zur Ausführung dieses Satzes „nöthigt uns die nachmosaische Erzählung von den Wundern, welche Moses in Ägypten verrichtet haben soll.“ Die Hauptidee des Vfs. dabey lässt sich wohl am besten aus den Kriterien entnehmen, die er von *wahren Wundern* giebt, welche keinen anderen Endzweck haben, als die höhere Weltordnung im irdischen Leben sichtbar zu machen: „1) Ein wahres Wunder bestätigt und bekräftigt die Weisheit der sinnlichen Weltordnung, anstatt sie zu unterbrechen; 2) Lässt sich von einem Wunderwerke ein selbstsüchtiger, eigennütziger, kurz, ein unheiliger Endzweck darthun: so war es gewiss kein wahres Wunder. Ja selbst in dem Falle, dass man nicht einsieht, wie es eine Probe der höheren Weltordnung seyn konnte, wird seine Ächtheit billig bezweifelt. Wunder also, von Menschen verrichtet, sind sinnliche Proben von dem Eindringen des menschlichen Geistes in den Geist der übersinnlichen Weltordnung; 3) denn das Hauptersodernis wahrer Wunder ist Erläuterung und Bestätigung der übersinnlichen Weltordnung.“ Sowie nun der Vf. im 1 B. Mose nach seinen Inspirationsbegriffen die Trennung des Ächten vom Unächten veranstaltete: so liegen hauptsächlich beym 2 — 5 B. Mose die Begriffe von Wunder bey dem Separationsacte zum Grunde.] II. Mosaische Erzählung der Geschichte vom Auszuge aus Ägypten bis zu dem ersten Angriffe auf Kanaan und der Flucht nach Horma, als Urkunde, 2 Mos. 13, 17. 4 Mos. 14, 45, und nachmosaische Erzählung der Geschichte eben dieses Zeitraumes, aus der vorigen abgesondert, als Beylage; 2 Mos. 13, 20 — 4 Mos. 14, 38. Die Einleitung zu der nachmosaischen Beylage hat die Überschrift: „Den wahren Gott zum Abgott zu machen ist für die Menschen ebenso verderblich, als jede andere Abgötterey,“ und giebt also zugleich die Ursache der Absonderung der 23 Abschnitte an. III. Mosaische

Erzählung des Korah'schen Aufruhrs und des endlichen Einrückens in das versprochene Land, als Urkunde; 4 Mos. 16, — 5 Mos. 4, 41; nachmosaische Erzählung derselben Begebenheit und Sagen, aus der vorigen abgesondert, als Beylage, in 15 Abschnitten, mit der Aufschrift: Willkühr wird durch keinen Machtbeweis, durch keine Wunderthat gerechtfertigt, vielweniger geheiligt.

Zum Schlusse will Rec. nur noch die Rechtfertigung des Vfs. (III Bd., S. XXVII), warum er *Edomiden, Leviden, Israeliden* u. s. w. schreibt, ausheben. Er macht nämlich zwischen beiden (Israelid und Israelit) eben den Unterschied, welchen die hebräische Sprache zwischen Söhnen (Kindern) Israels und israelitischen Leuten zu machen scheint: denn erstere sind die eigentlichen Nachkommen Israels (2 Mos. 39, 32), wer aber zum israelitischen Volke sich hielt, ohne eigentlich von Israel abzustammen, war ein Israelit (3 Mos. 24, 10). Da wir nun im Deutschen kein Volk nach einem besonderen Stammvater benennen: so nahm der Vf. eine aus dem Griechischen entlehnte Benennungsweise an.

Σλε.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Lehrbuch zum Vortrage der Religion in christlichen Bürger- und Land-Schulen*, von M. *Traug. Aug. Seyffarth*, Superint. zu Belzig. 1817. Erste Abth. Der Vorunterricht über *religiöse* (?) Wahrheiten für die untersten Classen christlicher Bürger- und Land-Schulen. 34 S. 8. Zweyte Abth. Unterricht über die *Offenbarungszuverlässigkeit* (??) und über das Geschichtliche der christlichen Religion, für die mittleren Classen christlicher Bürger- und Land-Schulen. (4 gr.)

Erst in der zweyten Abth. erklärt sich der Vf. über den Inhalt der ersten: Es soll ein *Präliminarunterricht*, ein von der christlichen Religion gereinigtes *Materiale* seyn. Aber ist denn das Aussprechen der alltäglichsten Erfahrungen und Lehren ein Unterricht? *Unterrichten* heisst die Ursachen begreiflich machen, warum Etwas so und nicht anders ist oder geschehen soll. Nicht genug, dass man dem Kinde sagt: Du hast Ältern, denen musst du gehorchen; zeigen muss man ihm, warum es gehorchen soll, wie zweckmässig der Gehorsam sey. — Die ersten 39 §§. enthalten Dinge, welche wohl jedem Kinde fast von Jedermann gesagt werden könnten, wenn auch nie ein Jesus gelebt hätte, nie ein Gott geglaubt worden wäre. Die Worte sind zwar nicht kindisch, bisweilen aber auch nichts weniger, als kindlich; die Sachen ebenfalls: §. 27 heisst es: „Tödte dich nicht selbst." — Welches *Kind* wird sich wohl selbst tödten? Gehört diess in die Präliminarartikel des Unterrichts?

Über die *Offenbarungszuverlässigkeit* sagt der Vf. den Kindern: „Es habe von jeher nur Eine Religion bloss unter verschiedenen Gestalten gegeben. §. 2. Eigentlich hätten doch auch die abgöttischen Völker an einen *Hauptgott* geglaubt, §. 4. Das Nachdenken über Gott sey auch eine Offenbarung (§. 6), es sey Vernunftoffenbarung, §. 7. Rec. hat immer geglaubt, dass wahre Religion und falsche Religion wie Tag und Nacht verschieden seyen, indem die letzte aus der menschlichen Neigung entspringe, überirdische Hülfe zu willkührlichen Zwecken durch sinnliche Mittel zu erlangen. Gleich beym ersten Religionsunterrichte sollte Aberglaube und ächter Glaube scharf unterschieden werden. Ebenso verschieden ist die Erkenntniss Gottes aus der sinnlichen Welt und die Mittheilung dieser Kenntniss aus der übersinnlichen. Den grössten Theil des Werkchens nimmt eine Art von Religionsgeschichte, und zwar nicht bloss der israelitischen und christlichen, sondern auch der muhamedanischen ein. Die Lehren sind mit bekannten, aber nicht immer mit guten Liederversen belegt. Auch der Stil ist oft incorrect. So heisst es z. B. 1 Abth. § 8: — gegen den Landesherrn und *seine Obrigkeiten.* Über die Definitionen des Vfs. liesse sich sehr Vieles sagen; aber es ist der Sache wegen über dieses Buch schon mehr gesagt worden, als hier erwartet werden darf.

mf.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

HALLE, in der Rengerschen Buchhandl.: *Hebräisches Elementarbuch*, von Dr. *Wilhelm Gesenius.* Erster Theil. Hebräische Grammatik. Zweyte, verbesserte und vermehrte, Aufl. 1816. 204 S. 8. Dritte, verbesserte und vermehrte Aufl. 1818. XVIII u. 219 S. 8. (*Hebr. Grammat.*, von *W. G.*, der Theol. Dr. u. ordentl. Prof. zu Halle. Zweyte, verb. u. verm. Aufl. Dritte, verb. u. mit vollständ. Paradigmen verm. Aufl.) (18 gr.)

Dem regen Eifer des Vfs., das Studium der hebräischen Literatur zu fördern, verdanken wir eine Reihe grösserer und kleinerer Schriften, welche von ihren Beurtheilern mit verdientem Beyfalle aufgenommen worden sind. Auch das Publicum hat diesen Beyfall auf eine reelle Weise bethätigt, was namentlich von den grammatischen Arbeiten des Vfs. gilt. Es macht dem Freunde des biblischen Sprachstudiums gewiss viel Vergnügen, dass dadurch zugleich beurkundet wird, die Klagen über die Vernachlässigung dieses Zweiges des theologischen Studiums, die noch hie und da ertönen, können nicht so ganz allgemein gegründet seyn.

Die erste Auflage dieser Grammatik (vgl. diese A. L. Z. Jahrg. 1815. No. 227) hat, trotz der Stärke der Auflage, bald eine zweyte nöthig gemacht, welche sich, ob sie gleich die Anordnung der ersten Ausgabe möglichst beybehielt, doch von ihr durch viele, wenn gleich oft kaum bemerkbare, aber gewiss zweckmässige, Zusätze und Abänderungen unterschied. Das Wichtigste, das ihr noch zu Theil geworden, ist die, auch besonders abgedruckte Beylage, welche vollständige Paradigmen des regelmässigen und unregelmässigen Verbi enthält, und die in der dritten Auflage immer an ihrem Orte (gewiss noch weit passender) eingeschaltet wurden.

Auch die dritte Auflage ist nichts weniger, als

ein raſcher, bloſser Abdruck der zweyten. Vor allen Dingen werden es die Lehrer, die ſich beym Unterrichte dieſes Buches bedienen, dem Vf. Dank wiſſen, daſs er erſtlich in der Vorrede ſeine Bemerkungen und Erfahrungen über die Methode *dieſes* Sprachunterrichts ihnen mitgetheilt, und zweytens in dem Buche ſelbſt bey jedem §. in Parentheſe die §§. des kritiſchen Lehrgebäudes, wo ſie weitere Auskunft finden können, angezeigt hat. Beſonders angenehm war es Rec., den Vf. auch darin auf ſeiner Seite zu haben, daſs nämlich gegen alles mechaniſche Auswendiglernen feyerlich zu proteſtiren ſey. Schon vor mehreren Decennien proteſtirte derſelbe, und drang, wie noch jetzt, darauf, daſs der Schüler ſelbſt *bilden* lerne. Er zeige, wie aus יְקְטֹל habe יִקְטֹל werden können, dann wird es ihn auch nicht irren, wenn er hier יֵלֵךְ, dort יֶחְפַּץ u. ſ. w. punctirt findet. Lernt er mechaniſch יִקְטֹל, יִקָּטֵל u. ſ. f., was Wunder, wenn ihm יִשְׁלַח, תַּעֲשֶׂה u. A. auffällt? Noch einmal, was der Vf. hier ſagt, kann nicht oft genug geſagt, wiederholt, und den Lehrern ans Herz gelegt werden. — Was übrigens dieſe dritte Auflage weiter betrifft: ſo veranlaſste die bereits erwähnte Aufnahme der vollſtändigen tabellariſchen Paradigmen in die Grammatik ſelbſt die vorzüglichſte Abänderung von der zweyten. Manche §§. haben auſserdem nicht unbedeutende Zuſätze erhalten, wie z. B. §. 7 zu No. 2 und 3; §. 9 die No. 3. Andere Umarbeitungen wurden nöthig; z. B. bey §. 52, das Präteritum mit Suffixen betreffend; bey §. 86 der zweyten Ausgabe, welcher in dieſer der 117 iſt; bey §. 31^{b}, auf welchen §. 31^{c} eingeſchaltet iſt, der im Weſentlichen das enthält, was in der zweyten Auflage §. 32 begreift; bey §. 55, wo in einer Anmerkung eine kurze Notiz von den Imperfectis ל״ה und ל״ן ſteht (wenn man anders hier auch dieſe Bezeichnung brauchen mag). Von der Bedächtlichkeit, mit welcher der Vf. ſeine Arbeit durchführte, auch noch nur ein und das andere Beyſpiel. Im 4 §. Anm. II gegen das Ende hat die zweyte Ausgabe: „Ebenſo in יְהוָה, welches Wort aber *falſche* Vocale, *nämlich* die von אֲדֹנָי hat; dafür hat die dritte Ausgabe: „Eben ... welches Wort *nicht ſeine eigenen* Vocale, *ſondern* u. ſ. w. Im §. 12, wo von der Conſonantenveränderung die Rede iſt, werden in der zweyten Ausgabe angeführt: Aſſimilation, Verſetzung, *Verwechſelung;* in der dritten Ausgabe dafür: Aſſimilation, Verſetzung, *Vertauſchung.* Ebendaſelbſt hat die zweyte Ausgabe: ... auch wenn es ein *verſtohlenes* Segol hat; die dritte Ausgabe aber: auch wenn es ein *tonloſes* Segol hat (doch kommt S. 35 der neuen Ausgabe der Ausdruck *verſtohlene* Vocale wieder vor, obgleich am Schluſſe von No. 4 ſehr richtig die Worte: ... *haben den Ton nicht und fallen — weg,* eingeſchaltet ſind. Endlich bemerkt Rec. noch, daſs den meiſten hebräiſchen Worten, die als Beyſpiele angeführt ſind, in der neuen Auflage Überſetzungen beygefügt ſind. — Statt eines Verzeichniſſes der Stellen, in welchen Rec. von dem Vf. verſchieden denkt, ſchlieſst er lieber dieſe Anzeige mit dem Wunſche, daſs bald eine vierte Ausgabe nöthig werden, und das, was S. XIV der Vorrede ſteht, bald in Erfüllung gehen möge.

Σλ.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Tübingen*, b. Oſiander: *Die Erneuerung des Taufbundes vor dem erſten Zugange zum heiligen Abendmahl, für die chriſtliche Jugend in der katholiſchen Kirche.* Mit Gutheiſsung des Biſchöfl. Conſtanziſchen Ordinariats, von einem Pfarrer des Biſthums Conſtanz. Mit dem Motto: Einen anderen Grund kann Niemand legen, auſser dem, der gelegt iſt, welcher iſt Jeſus Chriſtus. 1822. VIII u. 54 S. 8. (5 gr.)

Eine Schrift, wie die vorliegende, iſt in der gegenwärtigen Zeit, wo Hierarchie und blinder Fanatismus von Neuem ihr Haupt erheben, wo die Anſchläge und Umtriebe der katholiſchen Kirche, Proſelyten zu machen, und unwürdige Mitglieder des Proteſtantismus in den Schooſs der ſogenannten untrüglichen und allein ſeligmachenden Kirche zu nöthigen, immer allgemeiner und ſichtbarer werden, wo der ſchlaue, dem Proteſtantismus von jeher ſo gefährliche, Jeſuiterorden nach einem vieljährigen unthätig geſchienenen Schlummer zu einem neuen, deſto thätigeren Leben wieder erwacht iſt, wo ſelbſt proteſtantiſche Fürſten mit dem Oberhaupte der römiſchen Kirche Concordate ſchlieſsen, bey welchen die Wohlfahrt der proteſtantiſchen Kirche ebenſo wenig, als die den Fürſten zuſtehende Landeshoheit beachtet iſt, wo endlich ſelbſt Proteſtanten, wie der Bauer Hahnrieder, aus Unwiſſenheit und ſchimpflichem Indifferentismus den Feinden unſerer Kirche Waffen — wenn auch nur unſchädliche — in die Hände geben, in einer ſolchen Zeit iſt eine Schrift, wie die vorliegende, eine erfreuliche Erſcheinung. In ihr wehet ein ſo ächt evangeliſcher Geiſt der Duldung und Liebe, der Beſcheidenheit und Frömmigkeit, der Wahrheitsliebe, einer gemeinnützigen Strebſamkeit und einer freymüthigen Verehrung der Bibel, daſs man den Vf. als einen Lehrer der katholiſchen Religion liebgewinnen müſste, wenn man auch den gewöhnlichen Lehrſätzen dieſer Kirche noch ſo abgeneigt wäre. Rec. würde in Verſuchung gerathen ſeyn, dieſes Büchlein keinesweges für die Arbeit eines katholiſchen Pfarrers zu halten, wenn nicht am Schluſſe, wo von der erſten Communionfeyer der Schuljugend die Rede iſt, es bemerkbar würde, daſs das heilige Mahl nur unter einerley Geſtalt dargereicht wird. Ja, man ſieht aus der Art, wie der Vf. die Lehre vom heil. Abendmahl in dem hier befindlichen Katechismus abhandelt, daſs er die Sitte ſeiner Kirche, das heilige Mahl nur *ſub una* auszutheilen, keinesweges gut heiſsen mag. Der Inhalt des Büchleins ſelbſt iſt folgender: A. Formular zur öffentlichen Erneuerung des Taufbundes. Dazu gehört 1) Anrede an die Gemeinde. 2) Gebet. (Beides kurz und zweckmäſsig.) 3) Prüfung, beſtehend in 65 Fragen und Antworten. (Nichts, was zum Weſentlichen des Evangeliums Jeſu gehört, iſt übergangen, und Alles mit treffenden Bibelſtellen nach Luthers Überſetzung bewieſen.) 4) Act der Taufbundserneuerung, beſtehend aus einer kurzen Anrede an die Confirmanden — aus der Handlung ſelbſt, aus 50 verſchiedenen bibliſchen Segenswünſchen — aus dem Schluſsgebete. B. Erſte Communionfeyer. Der Vf. verſpricht in der Vorrede, noch eine Einleitung zu dieſer Schrift, die den Lehrern als Handbuch bey Ertheilung des Confirmandenunterrichts dienen ſolle, herauszugeben, und ſich dann ganz zu nennen, da er ſich hier am Schluſſe der Vorrede nur mit *J. A. G.* unterzeichnet hat. Möge nur nicht Intoleranz und Verketzerungsſucht ihn an der Ausführung ſeiner Abſicht hindern!

7. 4. 5.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PÄDAGOGIK.

Mainz, b. Kupferberg: *Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer.* Von *Ignaz Demeter*, Pfarrer zu Sasbach bey Achern, Decan, der in Paris errichteteten Unterrichtsgesellschaft, auch des landwirthschaftlichen Vereins zu Ettlingen correspondirendem Mitgliede. 1821. XVI u. 368 S. 8.

Diesem Handbuche sind beygegeben: Mainz, b. Kupferberg: *Materialien für Schullehrer und Schulen.* Als Beylagen zu dem Buche: *Vollständiges Handbuch zur* u. s. w. Von *J. Demeter* u. s. w. 1821. 476 S. 8. (Beide Abtheilungen 2 Rthlr. 4 gr.)

Auf den Gebrauch dieser Materialien wird im Handbuche an den gehörigen Orten verwiesen. Eigentlich ist dieses Werk als eine dritte Ausgabe der vom würdigen Vf. früher, da er noch Director des Schullehrerseminars zu Rastatt war, für seine Zöglinge herausgegebenen und 1815 in einer zweyten Ausgabe erschienenen wichtigsten Sätze der Erziehungs- und Unterrichts-Lehre zu betrachten; es erscheint aber hier als eine völlig neue, durchaus veränderte Bearbeitung. Hr. *Demeter*, längst rühmlichst als ein thätiger, einsichtsvoller Beförderer eines besseren Schulunterrichts bekannt, beurkundet in diesem Buche seine tiefen Einsichten und seine lange, vielseitige Erfahrung im Schulwesen. Er leistet selbst Verzicht darauf, seine Arbeit für eine „Originalschöpfung" auszugeben; das unbefangene Richterauge aber begegnet, wie er mit Recht erwartet, „vielen ganz neuen, durch eigene Forschung gewonnenen Ideen und Lehrarten." Selbst im Zusammentragen und weisen Benutzen dessen, was die Literatur über diesen hochwichtigen Gegenstand darbietet, verdient der umsichtige, in seltenem Grade belesene Vf. vieles Lob. Rec. trägt kein Bedenken, dieses sehr „vollständige Handbuch" den besten Schriften ähnlicher Art, z. B. von *Denzel*, *Dinter* u. A., obgleich diese für den forschenden, nach Vollkommenheit strebenden Schullehrer nicht entbehrlich werden, an die Seite zu setzen. Die Bekanntschaft des Vfs. mit *Pestalozzi's* Ideen über Erziehung und Unterricht leuchtet überall hervor, und lobenswürdig ist der Gebrauch, den er von dem Bewährten der *Pestalozzi'*schen Methode gemacht hat. Der junge Schullehrer wird hier auf eine leichte Art mit dem Kern und Wesen derselben bekannt werden. Vorzüglich groſs wird der Nutzen dieses schätzbaren Werkes seyn, wenn es in Schullehrer-Bildungsanstalten zum Erklären gebraucht wird. Beym Privatgebrauche setzt es nicht ganz ungebildete Schullehrer voraus, wiewohl auch der Versäumte hier Vieles zum Nachholen finden wird. Zunächst ist es zwar für Schullehrer-Bildungsanstalten und Schullehrer der katholischen Kirche berechnet; aber auch für Protestanten wird es in beiden Hinsichten seine grosse Brauchbarkeit und seinen hohen Werth bewähren. Dieſs geht schon aus einer Übersicht des Inhalts hervor. A. Grundsätze für die selbsteigene Bildung des Lehrers, a) für seine Person, b) für seine verschiedenen Verhältnisse zur Obrigkeit, zum Pfarrer, zu den Eltern u. s. w. (Hier auch beherzigenswerthe Klugheitsregeln für die neu angestellten Lehrer.) B. Grundsätze für die Bildung des Lehrers als Erzieher seiner Schulkinder. 1) Als Erzieher hat er beyzutragen a) zur Entwickelung ihrer Leibeskräfte, b) zur Entwickelung ihrer Seelenkräfte, durch Bildung des Vorstellungsvermögens (der Anschauungen, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, des Verstandes, der Vernunft), des Gefühlvermögens (für das Wahre, das Gute, das Heilige, das Schöne), des Begehrungsvermögens (des niederen, des höheren). II. Der Lehrer hat als Erzieher dazu beyzutragen durch Bekämpfung besonderer Sittlichkeitsfeinde, durch Bestrafungen, durch Belohnungen. C. Grundsätze für die Bildung des Lehrers als Lehrer seiner Schulkinder. Er muſs verstehen a) die allgemeine Methodik; sie umfaſst den Zweck, die Eigenschaften, die Gegenstände, die Form (akroamatische, dogmatisch-pestalozzische, tabellarisch-bildliche, heuristische, katechetische), den Plan, die Mittel des Unterrichts. b) Die besondere Methodik; sie lehrt 1) die unbedingt nothwendigen Gegenstände, Religion, Lesen (hier Vieles über Buchstabir- und Laut-Methode), Schreiben, Sprechen, Rechnen; 2) die bedingt nothwendigen, Gesang, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Vaterlandsgeschichte, Ge-

werbskunde, Landwirthſchaft. Anhang, von Induſtrie- und Sonntags-Schulen.

Es iſt begreiflich, daſs ſich dem des Gegenſtandes kundigen Leſer und dem Beurtheiler eines ſolchen Werkes häufig Veranlaſſungen zu Bemerkungen, auch wohl zu zweifelnden Einwürfen, darbieten müſſen. Auch Rec. hatte ſich eine Menge von Stellen angeſtrichen. Gern unterdrückt er das Meiſte von dem, was ihm beym aufmerkſamen, prüfenden Leſen als Stoff zu Einwendungen und Zweifeln begegnete. Nur als Beweis der Aufmerkſamkeit, die er einem ſo verdienſtvollen, wichtigen Werke widmen zu müſſen glaubte, möge hier Einiges folgen. Die Leiden des Schulſtandes ſind §. 17 mit zu dunkelen Farben gemalt. Der himmliſche Lohn, die ſeligen Freuden, die der wahre Lehrer in ſeiner Schule ſelbſt in ſo vollem Maſse findet, hätten jenen Schatten erleuchten ſollen. — Über ſogenannte Überbildung in Volksſchulen, §. 26, hätte Rec. Vieles zu ſagen. Sie findet nur da Statt, wo ein Seelenvermögen, etwa hauptſächlich der Verſtand, ausgebildet, und das andere daneben vernachläſſigt wird. Allerdings aber kann dem künftigen Landmanne ein Übermaſs gegeben werden, das ihm ſeinen Beruf verleidet. — §. 32. Das Zurufen: „Kinder! beide Hände in die Höhe, die flache Hand auswärts“ u. ſ. w., kann nicht auf Beyfall Anſpruch machen. — Ebenſo wird es nicht nöthig ſeyn, die Baderegeln, §. 33, „zu dictiren oder auf eine im Zimmer hängende Tafel zu ſchreiben.“ — §. 73 hätten bey Empfehlung der Gleichniſſe als Verdeutlichungsmittel nichtſinnlicher Begriffe auch *Krummachers* Parabeln angeführt werden ſollen. — §. 84. Vernunft hat der Vf. nicht genug vom Verſtande unterſchieden. Was hier vom allmählichen Fortſchreiten von der Übung des Verſtandes zur Übung der Vernunft geſagt wird, genügt nicht. — Rec. würde, wie §. 104 vorgeſchlagen wird, nie zum Kinde ſagen: „Setz' einmal, du wäreſt Schullehrer, und ich wäre du: was würdeſt du zu mir ſagen, was über mich beſchlieſsen?“ Wie? wenn das kühne Kind antwortete: ich würde Sie einen — nennen, und Sie tüchtig abprügeln u. ſ. w.? — Der Schularreſt ſollte, §. 133, nie als Strafe erkannt werden. Das Kind muſs die Schule nur als einen heiligen Ort kennen, an welchem zu ſeyn Freude und Belohnung iſt. — §. 204. Der Vf. iſt den Schulgeſetzen Feind. Rec. iſt jedoch der Meinung, daſs ſie, nach *Denzels* Vorſchlag, mit dem Ausdrucke des ſittlichen Imperativs: Du ſollſt u. ſ. w., in möglichſt geringer Zahl den Kindern bekannt gemacht, wenn jeden Sonnabend über die aufgeſchriebenen Übertreter Gericht gehalten würde, von groſsem Nutzen ſeyn müſsten. — Gefreut hat er ſich aber über das, was §. 210 von den Bell-Lancaſterſchen Schulen geſagt wird: „Sie ſind und bleiben für groſse Städte und eine groſse Menge bedürftiger, unterrichtsloſer Kinder wohlthätige Schulen, aber immer nur Nothſchulen. Sie ſind und bleiben nur Surrogate, und verdienen keine beſſere Aufnahme und Würdigung, als alle Surrogate anderer Art.“ — Das „neue“ Mittel, §. 212, Schulverſäumniſſen vorzubeugen, daſs man nämlich die, welche die Schule oft verſäumt haben, über das gewöhnliche Entlaſſungsalter hinaus zu längerem Schulbeſuche verpflichten ſolle, iſt ſchon früher vorgeſchlagen worden. — §. 237 will der Vf., daſs der Prediger den eigentlichen und höheren Religionsunterricht *auch in der Schule* übernehme. Rec. kann ſo wenig der Meinung *Schwarz's* und *Greiling's*, daſs die Schule für den Religionsunterricht in Beziehung auf die Kinder und auf den Ort ſelbſt nicht ſchicklich ſey, beyſtimmen, daſs ihm die Religion vielmehr immer der Mittelpunct, der Trag- und Halt-Punct des geſammten Schulunterrichts und aller Gegenſtände deſſelben ſeyn wird. Er unterſchreibt indeſſen aus vielen Gründen den Vorſchlag des Vfs., daſs der Prediger den eigentlichen Religionsunterricht ertheilen ſolle. Wie ſoll das aber in den Ländern geſchehen können, in welchen der Kirche nur noch in ſofern eine Aufſicht über den Religionsunterricht in den Schulen geſtattet wird, daſs dem kirchlichen Lehrbegriffe nicht entgegen gelehrt werde, übrigens aber alle Lehrgegenſtände, auch der Religionsunterricht, unter der Aufſicht des Staates ſtehen, und durch Mitbeaufſichtigung der Schulen von Seiten der Kreisräthe der böſe, den Predigerſtand mit grimmigen Augen anſehende, Schulmeiſtergeiſt ſo genährt wird, daſs die Wirkſamkeit des beſten Predigers in Nichts zurückſinkt? — Der Beſchränkung des Zuſammenleſens, ſey es auch im peſtalozziſchen Tacte, §. 259, ſtimmt Rec. aus Erfahrung bey. Der Miſsbrauch dieſes gewöhnlich ſogenannten Chorleſens rührt nur daher, weil es ein Ruhepolſter für die Trägheit mancher Lehrer iſt. — §. 329 hatte der Vf. die Gewerbskunde und die Landwirthſchaft zu den bedingt nothwendigen Gegenſtänden des Unterrichts gezählt. Was dort Rec. dagegen einzuwenden ſich vorſetzte, bemerkt der Vf. §. 339 und 340 ſelbſt; er verweiſt beide Gegenſtände, als *ſpecielle* Theile des Unterrichts, aus der Schule, nach dem richtigen Grundſatze: „Was das Leben lehrt, ſoll die Schule nicht lehren;“ und: „Geht man vom Puncte des Nützlichen aus: ſo wäre den meiſten Kindern nützlicher, ihre Strümpfe flicken und ihre Schuhe beſohlen, als neue Ackermaſchinen verfertigen zu lernen.“ — Den Sonntagsſchulen, §. 342, iſt Rec. nie günſtig geweſen. Sie ſind Nothſchulen. Der Handwerker arbeitet im Nothfalle und aus Noth auch am Sonntage. Schlimm genug! Aber gar aus Noth am Sonntage Schule zu halten, ſchändet die heilige Sache. Selbſt Realſchulen für verſäumte Handwerksgeſellen in groſsen Städten ſind nur ein erbärmliches Surrogat, das nie nöthig ſeyn ſollte. Der Vf. ſcheint, wie ſeine Beſchränkungen §. 343 zeigen, daſſelbe Gefühl zu haben. — Seine letzten Worte §. 349 und 350, Warnungen vor gewöhnlichen Schullehrerſünden, Lieblingslectionen, Schuleitelkeit, Schulmeiſterdünkel, Schulſchlendrian, Methodenwechſel u. ſ. w., ſind beherzigenswerth.

Dass in einem Werke dieses Inhalts und Umfangs dem Einen hier, dem Anderen dort, etwas zu viel oder zu wenig gegeben zu seyn scheint, ist leicht erklärlich. Es soll desswegen kein Tadel seyn, wenn Rec. das über den Unterricht im Rechnen von S. 286 bis 343 Bemerkte im Verhältnisse zum Übrigen fast zu ausführlich findet. Der einiges Nachholens bedürfende Lehrer findet dagegen auch hier, was von der *Pestalozzi*schen Anschauungsmethode sich auf Volksschulen übertragen lässt, von einem Meister vorgezeichnet. Von diesem Meister vermisst desswegen Rec. eine Anweisung, wie der Lehrer auf die elterliche häusliche Erziehung, auf sittliches Betragen der Kinder, und überhaupt auf Disciplin *ausser* der Schule wirken könne. Eine besondere Erörterung hierüber wäre um so viel wünschenswürdiger gewesen, weil der Vf. dem Aufseheramte des Kindes über das Kind, dem sonst hauptsächlich zu diesem Zwecke empfohlenen Mittel, nicht günstig ist.

Rec. wirft noch kurz einen Blick auf die *Beylagen*, muss aber zum Voraus gestehen, dass ihm diese weit weniger, als das Handbuch selbst, gefallen haben. Die Wohlanständigkeitslehre A. ist für jeden Menschen anwendbar, und berücksichtigt die specielle Lage des Schullehrers zu wenig. B. „Der Lehrer als Kirchendiener" weist bloss die Eigenschaften und Geschäfte eines katholischen Messners nach. C. D. E. Giftpflanzen nach der Tafel von *Plato*, *Flachslandi*sche Noth- und Hülfs-Tabellen, Gesundheitsgefahren in Beyspielen, sind recht brauchbar. F. Höflichkeitslehre für Schüler in Reimen. Die Schüler würden genug haben, wenn ihnen diese Regeln etwa nach A. bloss gesagt würden. Ohnehin eignen sich solche Reime, wie diese, nicht zum Auswendiglernen. So gleich der Anfang: „Was ist die Höflichkeit? Ein sittsames Bezeigen, wodurch wir Andrer Gunst und Liebe zu uns neigen. Was ist der beste Grund zur wahren Höflichkeit? Wenn man sein Herz recht gern der Lieb' und Sanftmuth weiht. Wer aber soll sich denn der Höflichkeit befleissen? Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie, und wie wir immer heissen" u. s. w. — Unter den Denksprüchen G., deren Zahl wohl überhaupt zu gross ist, befindet sich sehr viel Mittelgut. — Unter den Räthseln H. (wenn Räthsel überhaupt in Schulen zu dulden sind; wenigstens ist weiser Gebrauch und Beschränkung zu rathen) sind leider gar sehr triviale. In der Auflösung von 39: „Wie schreibt man eilftausend, eilfhundert und eilf mit Zahlen?" ist wohl „111111" (einhundert elftausend, einhundert und elf) nur ein Druckfehler, statt 12111. — Unter den Schulgebeten I. sind gar viele, die dasselbe, nur mit kleiner Abänderung der Worte, sagen. Es wäre, um Muster zu geben, mit einer geringeren Zahl genug gewesen. Warum ist S. 312 das *Witschel*'sche Gebet des Herrn seines schönen Schlusses beraubt? Etwa weil die Katholiken die Doxologie: Denn dein ist das Reich u. s. w. in ihrem V. U. nicht haben? — Die Formulare und Tabellen K., „zur Schulordnung gehörend," erinnern an ein Formenwesen, das viel Zeit wegnimmt, und als Mittel mit dem Zwecke in keinem Verhältnisse steht. Der Buchstabe tödtet. — C. und M., Rechtschreiberegeln, sind sehr schätzbar. — Die „halbwahren Sprichwörter und Bauernregeln" N. sind, wenn auch *einige* darunter Stoff zu nützlicher Unterhaltung und Belehrung geben, hier nicht an ihrem Orte. — Der Briefwechsel O., als Muster, gute Briefe zu schreiben, enthält eine ganz gute lehrreiche Geschichte, hätte aber entbehrt werden können. — Druckfehler, wie „Bildung des Vorstellungsvermögens des Kopfes," und Provincialismen, wie „wachbar," übersieht man gern. Druck und Papier sind recht gut.

— ex.

WIEN, b. Kaulfuss: *Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde* im Auszuge. Als Leitfaden bey den öffentlichen Vorlesungen, von *Vincenz Eduard Milde*, gewesenem Prof. dieses Lehrgegenstandes an der Wiener Universität. Erster Theil. IV u. 234 S. Zweyter Theil. 1821. 208 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieses Lehrbuch behauptet in der Reihe ähnlicher Werke einen ehrenvollen Platz. Auch als Auszug verdient es sowohl wegen der trefflichen Anordnung, als auch wegen der klaren, genauen und bestimmten Abfassung, vorzügliche Beachtung. Dabey fehlt es nicht an feinen Beobachtungen, scharfsinnigen Bemerkungen über Gegenstände des Unterrichts und der Erziehung, welche gebildeten Eltern, Lehrern und Erziehern sehr willkommen seyn werden. Diese finden in diesem Handbuche wiederholt Gelegenheit, sich über die Geistesangelegenheiten ihrer Kinder und Zöglinge genau und gründlich zu unterrichten, sowie lehrreiche Winke zur glücklichen Erreichung ihrer Absichten. Dieser Umstand allein schon, sowie der geringe Preis dieser Schrift, wird sie allen Freunden der Pädagogik von selbst empfehlen.

Der erste Theil zerfällt in zwey Hauptstücke, wovon das erste vier, das zweyte aber sieben Abschnitte enthält. Sie handeln von den physischen Anlagen, Bildungs- und Heil Kunde derselben, und von der Selbstbildung, wo man mehrere, für unsere Zeit sehr zu beherzigende Belehrungen über wichtige Puncte in der physischen Erziehung findet, auf welche wir denkende Erzieher aufmerksam machen. Mit vielem Scharfsinne ist besonders das zweyte Hauptstück, das die Diätetik der formellen Cultur, formelle Cultur der intellectuellen Anlagen, Heilkunde der Gebrechen der intellectuellen Anlagen, Diätetik der materiellen Bildung der intellectuellen Anlagen, Heilkunde des materiellen intellectuellen Zustandes u. s. w. enthält, bearbeitet; es zeigt den in das innere Leben des Geistes oft tief blickenden Vf. von seiner eigenthümlichen Seite. Wie wahr und beherzigungswerth ist unter Anderem die Behauptung desselben

über Zerstörung, Verwahrlosung, Erschlaffung oder Anstrengung der intellectuellen Anlagen! Wie wichtig für Lehrer in der Diagnosis der intellectuellen Anlagen die Bemerkung, dass eine natürliche Lebhaftigkeit oder witzige Einfälle der Kinder täuschen, und kein sicheres Kennzeichen hoher Geisteskraft sind, so wenig, als Mangel an Äusserung in den Jahren der Kindheit ein sicheres Kennzeichen der Schwäche ist, dass verschiedene Anlagen in einem Subjecte nicht nothwendig im gleichen Grade vorhanden sind, woraus *Einseitigkeit* im Urtheile *mehrerer Lehrer* über *einen* Schüler entsteht, dass alle Eigenschaften nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, damit der allgemeinen, unbestimmten Benennung über einen Schüler: *gut*, *schwach*, vorgebeugt werde. Man vergesse nicht, den gegenwärtigen Zustand und die ursprüngliche Beschaffenheit der natürlichen Anlagen sorgfältig zu unterscheiden. — Über unmittelbare und mittelbare Erforschung der Anlagen, Fixirung der Geistesthätigkeit, die unserer Jugend, die sich einer fast unvertilgbaren Zerstreuung Preis giebt, so Noth thut, über Dauer, Übung und Leitung der Geisteskräfte, werden treffliche Ansichten und Regeln mitgetheilt. Als goldene Regel für Alle, deren hoher Beruf Lehren heisst, möchten wir die Wahrheit aufstellen, dass die materielle Bildung nie *ohne* die formelle Bildung des Geistes, und zu ihrem Nachtheile, wodurch die innere Thätigkeit des Geistes erstickt, und das Selbstdenken vernichtet wird, betrieben werden dürfe, und dass jeder Gegenstand des Unterrichts zugleich auch ein Gegenstand der inneren Bildung des Geistes seyn müsse. — Welch eine ganz andere Richtung würde oft die erste Geistesentwickelung eines Zöglings nehmen, wenn insbesondere Elementarlehrer, wie überhaupt Alle, denen die erste Bildung obliegt, die Bemerkung beherzigen wollten, „dass Kinder bey einem Leseunterrichte mit *unverständlichen* Worten auch das *Denken* verlernen," dagegen sichs zur unverbrüchlichen Regel machten: „die Jugend einzelne Merkmale an äusseren Objecten aufsuchen, in ihre Bestandtheile auflösen, den Inhalt der Begriffe angeben, und allgemeine Vorstellungen bilden zu lassen." Nicht minder reich an trefflichen Bemerkungen und Ansichten ist für Lehrer und Erzieher der zweyte Theil dieser Schrift. Wir erwähnen daraus nur zwey Bemerkungen über die Cultur des Gefühls. „Allzu frühe Anstrengung mit bloss speculativen Gegenständen, zweckwidriges Sprachstudium, ist sehr nachtheilig. Ein trockener Unterricht in der Religion oder Moral (der allein den Verstand durch trockene Definitionen in Anspruch nimmt) ist keine Nahrung, sondern oft eine Schwächung des moralischen Gefühls. Der Lehrer zeige darin Innigkeit, Erwärmung und Begeisterung für den hohen Gegenstand. — Es ist ein grosser Irrthum, wenn man glaubt, die Jugend sey für das intellectuelle Gefühl für Wahrheit, Deutlichkeit, Gewissheit und Ordnung ganz unempfänglich. Diess ist nur dann der Fall, wenn sie durch physische Gewalt zum Unterrichte, der in einem trockenen Vorsagen oder mechanischen Memoriren unverständlicher Sätze besteht, gezwungen wird. — Über die traurige Erfahrung, dass die moralische Cultur des Menschen durch die ausschliessende Begünstigung der intellectuellen so oft und häufig gefährdet wird, heisst es: „Die sittliche Cultur wird oft ganz übersehen, oft irrig angesehen. Eltern und Erzieher machen oft die intellectuelle Bildung ihrer Kinder zur Hauptsache: die Bildung des Willens überlässt man dagegen dem Zufalle, und um den moralischen Zustand der Kinder bekümmert man sich nicht. Manche wähnen, Alles gethan zu haben, wenn sie verhindern, dass der Zögling kein äusseres Vergehen begeht; Andere verwechseln die sittliche Cultur mit der Verfeinerung des äusseren Anstandes, oder Legalität mit Moralität." — Erwägt man, welche grosse Schuld sich ein Lehrer durch das Bewusstseyn aufladet, durch Murrsinn und immerwährende Unzufriedenheit den holden Frühling der Jugend verdüstert zu haben, so wird man die Wahrheit der Behauptung desto lebhafter empfinden: „Ein frohes und zufriedenes Herz ist des Bösen nicht so leicht empfänglich, als ein missvergnügtes und unzufriedenes Gemüth. Ein solcher Frohsinn, der sich von lärmender Lustigkeit oder excentrischer Ausgelassenheit unterscheidet, sich durch stille, gleichbleibende Heiterkeit äussert, und auf innere Ruhe der Seele gründet — ist ein köstliches Eigenthum des jugendlichen Gemüthes! — Aber wie oft verschwindet er durch eigene Schuld, wie häufig auch durch den finsteren Unmuth derer, die dem Herzen der Jugend nicht mit Liebe und Heiterkeit entgegenkommen! — Blicke sorgfältig in manches Haus oder in manche Schule. Dort wirst du finden, wie der reine Einklang der jugendlichen Seele durch äussere Disharmonie gestört wird, wie beständiger Unmuth das heitere Antlitz der Jugend zuletzt mit dunkelen Wolken überzieht, und im Inneren der Seele der Grund zum Verdrusse, zur Unlust und Abneigung gegen den Ort, gegen Pflicht und Beschäftigung, auf immer gelegt wird." — In der That eine Wahrheit, die nicht genug beherzigt werden kann.

Die Darstellung in diesem trefflichen Werke ist rein, edel und anziehend. Nur die beiden Ausdrücke: „*Inzeichen*" statt Kennzeichen, und: „*talentirte* Jünglinge" erregten in uns gegen die Reinheit der Sprache gerechte Bedenklichkeit.

M. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MUSIK.

Leipzig, b. Vogel: *Sammlung von ein-, zwey-, drey- und vierstimmigen Gesängen*, und als viertes Heft des musikalischen Jugendfreundes herausgegeben vom Prof. *Lindner*. 1821. IV u. 96 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch in der Fortsetzung dieser schon als nützlich anerkannten Liedersammlung bewährt sich des Vfs. Einsicht und Fleiss in dem Bereiche der Gesangbildung, und wir glauben in einem höheren Grade, als je. Die Aufgabe, eine an Mannichfaltigkeit reiche, für das Bedürfniss minder oder mehr geübter Sänger genau berechnete, durch Melodie und Harmonie anziehende, wie durch die Wahl des Textes ausgezeichnete Sammlung mehrstimmiger Gesänge alter und neuer Zeit zu liefern, ist auf eine befriedigende Weise gelöst. Der Vf. hat in einem Vorworte die Schwierigkeit der Vereinigung aller von Kennern an eine solche Sammlung gemachten Anfoderungen gründlich dargelegt, und mit lehrreichen Winken zugleich auf die Möglichkeit derselben im Einzelnen hingedeutet. Die vor uns liegende Sammlung enthält einen schätzbaren Reichthum an einstimmigen Liedern, figurirten oder choralförmig geschriebenen Duetten, Terzetten, Quartetten, Chorälen, Hymnen, Motetten und Chören, in mannichfaltiger Abwechselung. Dem Vf. hat, wie es uns scheint, die Absicht „nicht nur mit dieser Sammlung dem Unterrichte in den Bürger- und Volksschulen ein zweckmäsiges Hülfsmittel darzubieten, sondern sie auch in die Kreise des gebildeten Lebens zur Beförderung des religiösen Sinnes einzuführen, bey ihrer Abfassung vorgeschwebt, was wir sehr billigen. Daher wechseln nach Inhalt und Melodie die höchst einfache mit feyerlichen und erhabenen Liedern ab. Am ansprechendsten darin sind, mit Übergehung mancher anderen, die Melodieen von *Harder*, *Naumann*, *Himmel*, *Kreutzer*, *Sterkel* und *Righini*, dessen hier besonders glücklich bearbeitete Tageszeiten durch ihre hohe Simplicität das Gefühl einnehmen. Wir wünschen übrigens, dass der Vf. auch bey der Fortsetzung dieses nützlichen Unternehmens so glücklich, wie bisher seyn, und lauter Treffliches den Freunden des Gesanges darbieten möge. M. R.

1) Frankfurt a. d. O., b. Hoffmann: *Auswahl der besseren deutschen Volkslieder*, zunächst für Schulen, zwey-, drey- und vierstimmig eingerichtet von *J. G. Hientzsch*, Oberlehrer am Schullehrer-Seminar zu Neuzelle. Erstes Heft. IV. 50 S. u. VIII. (18 gr.)

2) Ebendaselbst: *Auswahl der besten, sowohl alten, als neuen Volkslieder*, mit vorgedruckten Melodien in G-Schlüsseln, zunächst für Schulen. Erstes Bändchen. 59 S. (5 gr.)

Des Vfs. Absicht geht dahin, durch Mittheilung dieser Volkslieder den religiösen Sinn im Volke beleben und begründen zu helfen. Es bildete sich nämlich, während seiner Beschäftigung mit dem Gesangunterrichte in Yverdün, allmählich in ihm die Idee von der pädagogischen Bedeutung und Wichtigkeit des Volksliedes, als einer Anweisung aus, fittig und sinnig über die Verhältnisse des Lebens und die Erscheinungen der Natur zu denken, zu fühlen und sich zu freuen. Aus dem Volksliede im engeren Sinne, wie es der Vf. nimmt, kommt gleichsam der Frühlingshauch des religiösen Lebens, der allmählich Blüten und Früchte hervortreibt. Aus diesem Gesichtspuncte ist mit groser Sorgfalt und Genauigkeit von dem Vf. Alles gesammelt oder geschieden, was diesen Zweck zu befördern oder zu hindern schien, und diese Sammlung wird unstreitig vielen Freunden des Gesanges, besonders aber denen willkommen seyn, welche gleiche Ansicht mit ihm theilen. Insbesondere sind darin die erhebenden Gegenstände der Natur, der Tages- und Jahreszeiten, des Vaterlandes, der Freundschaft u. s. w., berücksichtiget, und mit anziehenden Melodien versehen. Bisweilen ist dasselbe Lied zwey-, drey- und vierstimmig behandelt. Mehr Raum würde allerdings gewonnen seyn, wenn sich der Vf. nur auf zwey- oder dreystimmige Setzart beschränkt hätte. Die Compositionen sind von den besten Meistern, *Schulz*, *Reichhard*, *Hiller*, *Kuntzen*, *Weber*, *Nägeli*, *Righini* u. s. w. Der Vf. hat in einem Vorworte die Einübung der Melodien dieser Sammlung, welcher noch mehrere folgen sollen, auf eine, wie uns dünkt, nicht

ganz befriedigende Weise, angedeutet. Desto aufrichtiger wünschen wir ihm zur Fortsetzung seines nützlichen Verhabens Glück. M. R.

Breslau, b. Korn: *Sammlung 56 zwey- und dreystimmiger Gesänge für Kinder, bloss moralischen Inhalts*, wobey sich auch Canons, nebst Gesängen vor und nach Schulprüfungen, an Geburtstagen der Eltern und Freunde befinden. Ein Beytrag zur Beförderung des Gesangs in Volksschulen und des häuslichen Frohsinns. Herausgegeben von *G. B. Bog*. 61 S. (1 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Melodien zu den Liedern*.

Beide Werkchen, die ein Ganzes ausmachen, und mit den vorher angezeigten ungefähr gleiche Tendenz haben, da sie in ähnlicher Form bearbeitet sind, verdienen Aufmerksamkeit, und werden ohne Zweifel die angedeutete Absicht befördern helfen. Es sind darin bekannte, wohlgewählte Lieder, moralischen Inhalts, mit leichten, gefälligen Melodieen, worunter 14 neu componirte sich befinden. Der eigentlichen Lieder sind 56, worunter wir aber statt der unter No. 1, 8, 18, 24 befindlichen Melodieen lieber die allerdings fliessenderen und gefälligeren von *Mühling*, *Bergt*, *Sterkel* u. A. gewünscht hätten. S. 65 — 68 folgen einfache und leichte Canons von *Hering* u. A. Ein Anhang enthält die Scala in der harten und weichen Tonart, mit kurzen Übungen zur Auffindung des Tonverhältnisses, welcher dem Gesanglehrer eine zweckmässige und willkommene Zugabe seyn wird. Eine Unrichtigkeit der Vorzeichnung, wo statt eines ♯ ein *b* stehen soll, findet sich unter No. 14, wie auch der typographische Mangel, dass häufig der Strich eines Achtels, welcher statt rechts, links geht, was unnatürlich aussieht, wegzuwünschen wäre.

Wir verbinden mit der Anzeige dieser praktischen Hülfsmittel zur Beförderung des Gesanges noch folgende theoretische:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Gesangs-Unterrichtsmethode für höhere und niedere Schulen*, von *J. A. G. Heinroth*, Dr. und Director an der Universität Göttingen. Erster Theil. Enthaltend die Melodik. 1821. 47 u. XII S. nebst 5 Bogen Notentafeln mit Beyspielen.

Der Vf., welcher sich in der Einleitung gegen die Ziffermethode im Singen, wiewohl, wie es scheint, nicht durchgängig aus überwiegenden Gründen, erklärt, theilt die Art und Weise seiner, seit 20 Jahren angewendeten und erprobten Gesangmethode mit, welche durchgängig den denkenden und beobachtenden Lehrer verräth. Diese erste Abtheilung des Ganzen enthält nur die Melodik, welcher aber die Rhythmik und Dynamik folgen soll. Diese Trennung des musikalischen Stoffes im Gesangunterrichte, welche in einigen neueren Lehrbüchern wieder unberücksichtigt geblieben ist, billigen wir sehr, und halten sie zum glücklichen Fortschreiten in dieser Art des Unterrichts für Anfänger. Die besonderen Abschnitte der Melodik sind: Übungen für Ohr und Kehle, mit gründlichen Nachweisungen für den Lehrer; Übungen für das Auge, welche die stufenweise Entstehung unseres Liniensystems höchst einleuchtend machen, und psychologische Winke enthalten. Dann Übungen für die Denkkraft, die, obwohl auch in den vorigen zulässig, besonders auf Schlüssel und Versetzungszeichen beschränkt, und von dem Vf. lehrreich behandelt sind. Vereinfachung der Melodik, welche im Allgemeinen, nach Rec. Meinung, unstreitig am besten durch Transponirung aller Gesangstücke in *C dur* bewirkt würde, hingegen nach des Vfs. Vorschlage in die 3 Tonarten *c*, *g* und *f dur* wieder mannichfaltiger werden, und an Einfachheit verlieren müsste. In dem Plane, welcher der Schrift zum Grunde liegt, ist das Streben nach einem natürlichen und stufenmässigen Fortschreiten, sowie eine gewisse Eigenthümlichkeit, die dem danach unterrichtenden Lehrer willkommen und erspriesslich seyn wird, unverkennbar. Der geringe Preis und die äussere Ökonomie dieser kleinen Schrift empfehlen sich selbst.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Schulgesangbuch*, von *C. C. G. Zerenner*, königl. preuss. Consistorial- und Schul-Rathe, Schulinspector der Stadt Magdeburg, und erstem Prediger an der Kirche zum heil. Geist. (7 gr., in Partieen 4 gr.)

Diese an Umfang kleine, an Bedeutung aber nicht unwichtige Schrift kommt von einem Manne, der bey genauer Kenntniss des religiösen Bedürfnisses der Jugend, zugleich es vermag, demselben auf eine würdige Weise abzuhelfen. Vornämlich unterscheidet sich diese Sammlung vor anderen ähnlichen dadurch, dass sie überall und durchaus nur das Schulleben und seine Verhältnisse im Auge hat, statt dass andere auch den Schulzweck nicht berücksichtigende Lieder aufnehmen. Aus dieser Hinsicht wird sie auch allen Lehr- und Erziehungs-Anstalten nützlich seyn. Das Ganze zerfällt in 6 Abschnitte, welche Morgenlieder, Anfangslieder, allgemeinen Inhalts, vor den Religionsstunden, Schlusslieder, Abendlieder u. a. enthalten, wovon die Gründe für diesen Plan in einem Vorworte von dem Vf. gründlich und lichtvoll entwickelt sind. In dem Buche selbst findet man eine vorsichtige Auswahl und zweckmässige Abkürzung oder glückliche Veränderung, bisweilen auch eine ganz neue Gestaltung der Lieder, wie es der Zweck des Buches und die Kürze der Zeit erfodert, welche die Schule der Andacht widmen kann. Möge dieses neue Hülfsmittel zur Erweckung des religiösen Sinnes der Jugend auch recht häufigen Eingang in den Schulen finden, und Herzen für das Höchste gewinnen und erhalten, damit sich dieser Geist von da aus auch in das Leben verpflanze, und darin verherrliche. M. B.

Glogau, b. Günther: *Gesanglehre* für höhere Schulen und Singchöre, von *A. Irgang.* 1819. 87 S. 4. (18 gr.)

Der Vf. hat diese Gesanglehre für *Schulen und Gymnasien* bestimmt, die, wie er sich ausdrückt, durch sechs bis sieben Jahre grosse Fortschritte im Gesange machen können, und schon in höhere Kenntnisse eingeweiht sind, als die Elementarschüler, für welche besonders durch die Gesanglehren von *Natorp, Schulz* u. A. hinlänglich gesorgt ist. Rec. findet eben nicht, dass der Unterschied in der Methode und die Abweichung dieser von anderen Elementar-Gesanglehren so bedeutend sey. Nicht einmal grössere Vollständigkeit findet man in dieser Gesangschule; und dem Vortrage fehlt es durchaus an logischer Präcision.

Der Gang des Vfs. ist dieser. Nachdem er einiges Oberflächliche und Halbwahre über den *Gesang* gesagt, und ihn so definirt hat, dass, wer nicht wüsste, was Gesang ist, auch allenfalls die Instrumentalbegleitung darunter verstehen könnte, in diesem Falle aber: die *Fertigkeit*, nach Noten zu singen, gemeint ist, theilt er die Gesanglehre 1) in die Lehre von der Höhe und Tiefe, 2) von der Dauer (Länge oder Kürze), und 3) Stärke und Schwäche des Tons, oder (?) von der richtigen Declamation beym Gesange. Im ersten Cap. berücksichtigt der Vf. zuerst die Kenntniss der Noten, dann das *Singen* der Noten. Eine methodische Singlehre muss erst das Bezeichnete, dann die Zeichen, oder jenes mit diesen, kennen lehren. Für Gymnasiasten konnte wohl auch der *Grund* verschiedener Schlüssel angegeben werden. Der Vf. lehrt die Intervalle, wie sie in der Tonleiter folgen (also erst Secunde, dann Terz u. s. w.) kennen, und giebt Übungen für jedes Intervall, die er überflüssiger Weise mit allen 4 Schlüsseln ausgeschrieben hat. Was das Letzte anlangt, so sagt „die Vorrede: In einer Schule, deren Schüler alle 4 Stimmen singen, muss jeder sich an die Noten halten können, die für seine Stimme passen" — richtig; aber bedenkt denn der Vf. nicht, dass man auf solchen Schulen nicht als Bassist, Tenorist, sondern als Discantist singen lernt, und es schlimm wäre, wenn die Bassisten eines Singchors mit den Discantisten die ersten Übungen machen müssten? Ferner setzt der Vf. Stimmübungen hin, ohne anzugeben, ob Vocale oder die Namen der Noten dazu gesungen werden sollen: und wie bedeutend ist nicht dieser Gegenstand in Hinsicht auf das richtige Prononçiren beym Gesange, die Bildung des Tons im Gesange? Endlich folgen die Übungen so, dass man wohl einsieht, „man *könne* sie vornehmen (vgl. S. 18 unten), aber nicht, *warum* man diese zunächst anwenden müsse. — Auf das Singen der Noten (d. h. der Intervalle der *C*-Tonleiter) folgt der Unterricht in den Veränderungszeichen. Wie wenig der Vf. über seinen Gegenstand nachgedacht hat, sieht man hier aus den Worten: „Ausser den bis jetzt gegangenen Tönen *c, d, e, f, g, a, h, c* giebt es noch andere, welche entweder zwischen denselben liegen, oder unter veränderten Namen *dieselben* sind." Das begreife, wer kann! „Diese Töne, heisst es weiter, erhält man durch Veränderungszeichen." Nein, man bezeichnet sie nur damit. Der Vf. sieht sich *nun* genöthigt, von *ganzen* und *halben* Tönen zu reden. Aber es fragt sich, ob dieser Unterschied nicht vielleicht schon vor dem Singen der diatonischen Tonleiter hätte berührt werden sollen, die ganze und halbe Töne enthält. Am besten hätte der Vf. bey dem Wege, den er geht, diesen Unterschied an den übrigen Tonleitern zeigen sollen, auf deren Kenntniss in dem darauf folgenden §. hingearbeitet wird. Im zweyten Cap., von der Länge und Kürze der Töne, und daher vom Werthe der Noten und Pausen, vom Tacte, wo weder der Begriff zur Klarheit kommt, noch bemerkt wird, dass es auch tactlose oder solche Musik giebt, bey welcher die Bewegung der Melodie nicht streng rhythmisch abgemessen wird, z. B. Recitativ, Choräle. Vom Vorschlag und Niederschlag keine Sylbe. Die Erklärung der italiänischen Wörter, welche auf *Tempo* Beziehung haben, ist zur Erklärung des Begriffs vom *Tempo* nicht hinreichend, besonders wenn die Geschwindigkeitsverhältnisse nicht, wie z. B. in *Logiers* Elementarbuche geschehen ist, durch eine tabellarische Übersicht in Noten anschaulich verzeichnet werden. Unter der dritten obigen Rubrik giebt der Vf. eigentlich mangelhafte Bruchstücke aus der Lehre vom *Vortrag*, wo z. B. auf den Unterschied zwischen Melodie und Harmonie, Hauptstimme und Begleitung, gar keine Rücksicht genommen worden ist. Von 49 bis zum Schlusse folgen kleine, ein-, zwey-, drey- und vierstimmige Compositionen zur Übung. Bey den zwey- und dreystimmigen hätte der Componist bemerken sollen, ob er die Stimme durch Octaven verdoppelt haben will, wie es fast scheint, oder ob *entweder* die oberen, oder die unteren Stimmen *allein* gemeint sind. In den zweystimmigen ist nämlich der Discant auch in die Altstimme geschrieben, wodurch es geschieht, dass die letzte sogar bis ins eingestrichene *g* steigt. Die Melodieen sind leidlich, aber in der Harmonie sind manche Schwächen, z. B. S. 79 in den drey letzten Tacten, S. 81 in den zwey letzten Tacten, wo das *fes* nicht aufgelöst, und die ganze Modulation unklar, und für die äusseren Stimmen kaum zu treffen ist, worauf der Discant zwey Tacte hindurch mit dem Alte geht. Schwerlich hat der Vf. den Text verstanden, sonst würde er nicht mitten im Sinne mit *exilium* einen vollkommenen Tonschluss angewendet haben. Bey No. 15 lässt sich nicht einsehen, wie die unteren Stimmen mit dem Texte zu Rechte kommen, da ihnen viele Noten dazu fehlen.

M..s.

Königsberg, bey Unzer: *Beyträge zur Beförderung des mehrstimmigen Gesanges in Schulen*; (bestehend) in dreystimmigen Melodieen für Kin-

der, von *Johann Friedrich Dorn.* 1816. 23 S. Querfol. (10 gr.)

Rec. kann diese Liedersammlung zu dem angeführten Behufe, namentlich für Erziehungsinstitute und Elementarschulen, aus voller Überzeugung, und zwar aus folgenden Gründen empfehlen. Erstens sind die Melodieen dieser Lieder, sowie die begleitenden Stimmen, grösstentheils gefällig, fasslich, mit Rücksicht auf den Umfang von Kinderstimmen gesetzt, und der Satz ziemlich rein (S. 17 im 7 Tacte bildet jedoch die Oberstimme mit der Unterstimme einmal Octaven — *c d* —, was leicht hätte vermieden werden können, wenn der Componist statt *c d* in der Oberstimme *a b* gesetzt, und der Mittelstimme *f f* gegeben hätte). Zweytens sind auch die Gedichte, welche hier componirt sind, dem jugendlichen Alter angemessen, und rühren fast durchaus von guten Dichtern her. Was unter den hier gegebenen Beschränkungen nur erwartet werden kann, ist geleistet. Das unter 20 Liedern einige gelungener sind, als die anderen, versteht sich übrigens von selbst. Zu den weniger gelungenen rechnet Rec. die Composition zu *Stolbergs* schönem Liede: Süsse, heilige Natur, wo die Melodie bey Weitem nicht so natürlich und ansprechend ist, wie in anderen uns bekannten Compositionen, ferner die Composition des Herbstliedes von *Mahlmann,* welches nicht ernst genug gefasst ist.

M..s.

Gera u. Altenburg, in der Papier- und Kunst-Handlung: *Sammlung üblicher alter und neuer Kirchenmelodieen in enger Harmonie, mit Zwischenspielen und Text, für Orgel oder Pianoforte,* von mehreren theoretisch-praktischen Organisten bearbeitet. XVI u. 200 S. 4. (Subscript. 2 Rthlr. 12 gr., Ladenpr. 4 Rthlr.)

Die Anzeige dieses neuen Choralbuchs dürfte manchem Freunde der öffentlichen und häuslichen Erbauung vielleicht nicht unangenehm seyn. Es enthält 212 der üblichsten alten und neuen Kirchenmelodieen, wodurch sowohl dem etwaigen Mangel einer Melodie begegnet, als auch der entgegengesetzte Fehler allzu grosser Weitläuftigkeit, durch Aufstellung mehrerer Choräle über eine und dieselbe Melodie, wie man sie in manchen Choralbüchern antrifft, vermieden wird. Die Abfassung desselben ist absichtlich in *enger Harmonie,* eine Einrichtung, deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit für die Mehrzahl der Orgel- oder Pianoforte-Spieler in dem Vorberichte mit guten Gründen von dem Herausgeber dargethan ist; die Bearbeitung selbst aber, zur Vermeidung einer gewissen Einförmigkeit, von Mehreren, namentlich von *Ebhardt, Bergt* u. A., welche die meisten Beyträge geliefert haben, wodurch zugleich eine angenehme Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Behandlung bewirkt wurde. Die Bearbeitung genannter Mitarbeiter empfiehlt sich durch Festhaltung des reinen Satzes, einen natürlichen Bass, sowie durch eine möglichst bequeme Accordstellung für die rechte Hand. Innerhalb der Choräle aber sind passende, aus der vorhandenen Harmonie entwickelte, und dem melodischen Charakter zusagende, zugleich auch leicht ausführbare, Zwischenspiele eingewebt, die dem Liebhaber des Choralspiels, der nur geringe Kenntniss von der Harmonie besitzt, gewiss erwünscht seyn, und ihn vor Missgriffen verwahren werden. Durch die Überschrift eines jeden Chorals wird das Lied angezeigt, worauf sich die darunter stehende ursprüngliche Melodie bezieht. Überdiess ist der erste Vers eines neueren Liedes von ähnlichem Charakter, zur Erhaltung der Aufmerksamkeit und Theilnahme des Spielers, untergelegt, dem Ganzen aber ein zweckmässig geordnetes, und die Gleichheit des Metrums nachweisendes, Register beygefügt. Als Probe zu einer Sammlung von leichten Orgelstücken, die Heftweise im laufenden Jahre und in demselben Verlage erscheinen sollen, sind am Ende zwey von oben genannten Mitarbeitern beygefügt, die wir, wo möglich, und für den angegebenen Zweck, noch einfacher und melodischer wünschen würden. Hätte übrigens die Kritik etwas zu bemerken, so beträfe es nur Kleinigkeiten, worüber wir um so weniger rechten wollen, da die Herausgeber und der Verleger mit sichtbarem rühmlichem Eifer strebten, dem musikalischen Publicum etwas Würdiges zu liefern, das Schullehrern, Organisten und allen Freunden des Chorals mit Recht empfohlen werden kann. Zu dem Unbedeutenden, das uns vorkam, rechnen wir, dass einzelne Choräle, wie No. 66, 82, 85, in einer für den Gesang nicht ganz günstigen, und besonders bey Orgelwerken von tiefer Stimmung unbequemen, Tonart gesetzt sind, und daher lieber für: O Lamm Gottes; O Gott, du frommer u. s. w.; Straf mich nicht — die Tonarten *g, es, f* hätten gewählt werden sollen. Auch schien uns in No. 59 zu Anfange in dem ersten Zwischenspiele der sonst durchaus gleichgehaltene Rhythmus durch die zwischen Achteln unvermuthet eintretenden Sechzehntheile etwas gestört und ungleichartig zu seyn. Möge übrigens der wackere Choralcomponist in dem Angegebenen nur die Aufmerksamkeit erkennen, womit Rec. seine Leistungen betrachtet hat! Druck und Papier sind gut, sowie das Äussere dieses Choralbuchs empfehlend.

M. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchhandl.: *Die Pilgerfahrt in das heilige Land*, in sechs Gesängen von *Johann Carl von Fichard*, genannt *Cour von Eysseneck*. Ausgabe für Freunde. 1817. 204 S. 8.

Die Kunst stellt die Welt dar, nicht, in sofern sie *ist*, sondern in sofern sie vom Gemüth aufgenommen und empfunden wird. Auf diese Weise wird das äussere Leben zugleich wieder ein inneres, und das innere tritt mit dem äusseren in gleiche Rechte, so dass es nun dem Wesen nach einerley ist, ob die Seele zunächst von inneren Erscheinungen, oder mittelbar von äusseren angeregt, ob sie zur Selbstbeschauung eingeladen, oder durch die Phantasie in einen anderen, menschlich - gleichartigen, Zustand versetzt wird. Deshalb trifft Musik und Plastik im Inneren der Seele auf *einem* Standpuncte zusammen, und die Kunstlehre kann so gut mit dem Einen, als mit dem Anderen anfangen. Wenn die Theorieen gewöhnlich von der Plastik ausgehen: so rührt das daher, weil sie die *griechische* Kunst zum Vorbild nehmen, und in dieser das Plastische vorherrscht, was denn zur Folge hat, dass die Musik nicht gehörig gewürdigt, oder wohl gar gegen die Kunst überhaupt in ein falsches Verhältniss gesetzt wird. Der umgekehrte Fall kann ebenso gut eintreten, und in der That würde bey den Neueren das Musikalische (Lyrische, Romantische) dem Plastischen auch in den Theorieen voranstehen, wenn diese aus dem Leben, und nicht aus den Schulen hervorgingen. Indess — die Zeiten mögen immer einseitig seyn: die Kunstphilosophie muss sich darüber erheben, und beide Enden mit allen dazwischen liegenden Möglichkeiten zusammenfassen. Zu dieser Betrachtung wird man besonders durch vorliegendes Gedicht geführt, das, wie man sieht, von einem Liebhaber der Poesie herrührt, der, wie es scheint, dabey einem vorsätzlichen Streben gefolgt ist, und dadurch gegen die ersten Grundgesetze der Kunst verstösst, was nicht leicht einem Anderen, der seinem natürlichen Gefühle sich überlässt, begegnen wird. Hier fühlt man recht den Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft, wovon die letzte ein Vieles (entweder nach einem bestimmten Begriffe, oder auch *ausser* der Ordnung) dem Verstande und Gedächtnisse überliefert, ohne erst zu verlangen, dass diess vom Gemüthe als ein Gesammtes empfunden werde. Wenn der Vf. selbst eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe in Gedanken machte (was man auch wohl einen Gegenstand *besingen* nennt): so würden wir mit ihm reisen und empfinden, der Gegenstand spiegelte sich in seiner Vorstellung ab, oder wenn er unsere Theilnahme für einen Anderen erregte, der das Alles sähe: so würde ebenfalls der Gegenstand zu einer inneren Vorstellung werden, und eine Stimmung zur Grundlage haben; so aber thut er keines von beiden, oder vielmehr, er wechselt mit beiden, und fügt noch ein Drittes hinzu, was ganz ausser der Sphäre des Gemüths fällt, d. h. er giebt Geschichtliches und Geographisches, was aus der Wissenschaft entlehnt, und hier noch nicht zur Poesie verarbeitet und verschmolzen ist, zu welchem Mancherley der Vf., wie aus der Vorrede erhellt, durch sein Studium verleitet worden ist, indem er Schilderungen und Reisebeschreibungen, und *zugleich* eine einzelne Geschichte, für seinen Gegenstand benutzen wollte. Bald reist man mit Ambrosius, bald mit der allgemeinen Schaar, bald sind beide vergessen, und man hört nur den Vf., oder es gleitet geographisch und geschichtlich weiter, oder es führt uns gar mit kurzen Übergängen hin und her, so dass nicht nur die Einheit der Empfindung, sondern selbst die Deutlichkeit für die Vorstellung verloren geht. Dieses Dunkel ruht auch auf manchen Einzelnheiten, die erst nach den hinzugefügten Erläuterungen ganz verstanden werden, und zur gehörigen Erwägung kommen. Gleich im ersten Gesange giebt die Schilderung der Meerfahrt uns nur einzelne Küsten, wie geographische Nachrichten, keinen fortschreitenden Zusammenhang, der in der Seele des Reisenden zu erhalten gewesen wäre, wenn dieser nicht als blosser Ballast mitgehen sollte. Der zweyte Gesang schildert gar Mancherley: viel heilige Örter, den Empfang von den Türken, das Leben der Beduinen, und nach den Worten: Hier hallte *einst* (!) mit jedem Jahre die Klage um den Tod der Tochter Jephta's — die biblische Geschichte dieser Geopferten, und nebenbey erfahren wir dann, dem reisenden Ambrosius sey das Geld ausgegangen. Aber kaum haben wir demselben unsere Theilnahme geschenkt: so geht es wieder an Beschreibungen und Schilderungen, so dass wir auf manchem Hügel mit dem Vf. wieder allein stehen, und die Mitreisenden

außer Acht lassen. Im vierten Gesange werden wir sogar nach Frankfurt zu einem fürstlichen Vermählungsfeste und Turniere versetzt, dem Ambrosius früher mit beygewohnt hatte. Diess singt der wandernde Cholin, der jetzt im gelobten Lande den Ambrosius mit Geld unterstützt, das er im letzten Gesange unter besonderen Umständen wiedererhält. Dazwischen liegt aber wieder Judäa, die Kirche zu Bethlehem, die Geschichte der Ruth, die Beschreibung der Gegend um Sodom und an dem Jordan, die Heimfahrt und eine Betrachtung über Tapferkeit und Frömmigkeit, der auch eine Vertheidigung der päpstlichen Würde beygefügt ist, so dass man sich oft selbst fragen muss, wo man sich befinde, und wie weit man in der Erzählung vorgerückt sey. Sicher wäre diess dem Vf. nicht begegnet, wenn er die Überlieferungen erst vom Papiere in sich aufgenommen, und dann als einen Ausdruck *seines* Gefühls, *seiner* Vorstellungen wiedergegeben hätte. Der herrschende Ton im Gedichte erinnert übrigens, wenn auch nur schwach, an *Tasso's* befreytes Jerusalem. Der Vers ist in fünffüssigen Jamben, hat aber nur sechs Zeilen. Wohin der Vf. strebt, sieht man aus gelungenen Stellen, wie diese:

Die Armuth ist das Schild der Karavane,
Gebet ihr Schwert, ihr Schutz die Kreuzesfahne.

So gelingt es ihm aber nur selten. Bey nicht gehöriger Gewandtheit in der Sprache, ist er mit manchen Wörtern behaftet, die er nicht dienstbar machen, und auch nicht los werden kann, wie z. B. *weben*. Da soll sich gleich Anfangs der Waaren Pracht zahllos dem Auge *verweben*, deutsche Treue und Sprache sich *verweben* u. dgl. m. S. 21 steht eine Grotte, die ans Meer *sich reiht*. S. 160. „Des Glaubens Trost zur Lebenskraft zu *reihen*.“ S. 47 von Christi Geburt hier — „erglühte einst des höhern Daseyns Leben, das sich vereint in einem Kind ergoss.“ An mangelhaften Reimen, wie *bieten* und *Hesperiden*, *bezeichnet* und *ereignet*, *gürten* und *bürden*, fehlt es auch nicht. Indess ist in manchen Einzelnheiten poetische Anlage, besonders das Streben nach dem Malerischen und Kräftigen, keinesweges zu verkennen.

T. Z.

Brandenburg, b. Wiesicke: *Chrysostomus*. Drama in fünf Aufzügen von *Fr. von Üchtritz*. 1823. 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Motto, welches der Vf. diesem Drama vorgesetzt, „Ein *geduldiger* Geist ist besser, denn ein *hoher* Geist“ — Pred. Sal. 7, 9, hat sich Rec. beym Durchlesen desselben als sehr wirksam bewährt, und er empfiehlt es jedem Kunstrichter, der ein ähnliches Machwerk *ex officio* bis zu Ende lesen muss. — Zuvor mag der Leser wenigstens *Schröckhs*, oder eines Anderen, christliche Kirchengeschichte, oder eine Biographie des herrlichen Johannes, genannt *Chrysostomus* (Goldmund), und die allgemeine Weltgeschichte zur Hand nehmen (was unser Vf. gewiss auch gethan hat), um darin zu lesen, was vom Kaiser Arkadius und seiner Gemalin Eudoxia erzählt wird, und dann erst an die Lectüre dieses Drama's gehen.

Ein schwelgerisches Mönchsgastmal eröffnet die Bühne; betrunkene Geistliche lallen und schlafen ein, nachdem sie gesungen haben:

Lasst uns, ihr Freund', unter Jubeln und Scherzen,
Rings geblendet von flimmernden Kerzen,
Stürzen den Wein in die glühende Brust,
Bis wir in taumelnd Vergessen uns trinken,
Matt von den brechenden Stühlen sinken u. s. w.

Darauf tritt Chrysostomus ein, straft sie durch seinen Goldmund, lässt die Schwelger fesseln und abführen. Da singen sie nicht mehr, wie vorher:

Auf jauchzt, ihr Brüder! Klingt, ihr Gläser, wild,
Dass jedes Herz von tollem Jubel schwillt,
Dass wir nichts wissen, denken mehr und sinnen,
Als wie der Wein mag durch die Kehle rinnen u. s. w.

Der Vf. hätte auch vielleicht wohlgethan, wenn er ein altes Mönchelied hätte absingen lassen, z. B.

Edit Nonna, edit Clerus,
Ad edendum nemo serus.
Bibit ille, bibit illa,
Bibit servus cum ancilla etc.

Als Goldmund die Schwelgeteufel ausgetrieben hat, erzählt er einem seiner Jünger seine Begebenheiten ziemlich breit von S. 15 bis 19, und sagt zuletzt:

Du weisst nun Alles. Komm, geliebter Sohn,
Die Frevler richt' ich, eh' die Nacht entflohn.

Da ohne Liebe fast kein rechtschaffenes Drama seyn kann: so darf dieselbe auch in diesem nicht fehlen. Desshalb hat Ataulf, der Bruder des Westgothen-Königs Alarich, eines Diakonus Tochter, Ännchen, sich erkoren. Es kommt zur Erklärung, in welcher man vernimmt (S. 128):

Er.

Du hast mich nun erwählt, mich rauhen Knaben,
Drum will ich treu seyn, wie kein Andrer *je*,
Sonst hab' ich ja für deine schönen Gaben
Dir nichts zu bieten, — und das macht mir Weh.

Du bist so schön! — so klug! — so sonder Gleichen!
Und ich — wie du mich lieben nur gekonnt!
O dass ich solches Glück noch konnt' erreichen!
O es ist herrlich, wo die Liebe sonnt.

Sie.

Nun fühl' ichs erst, was Liebe sey zu nennen, —
Das heitre Sehnen, selber zu vergehn
In dem Geliebten; — *in des Busens Brennen*
Den Widerschein des Theuern nur zu sehn.

Das ist doch arg! Dasselbe Ännchen mit dem brennenden Busen spricht ferner:

Aus deinen Augen will ich Leben trinken,
Ein Leben, Ataulf, welches gänzlich dein,
Wo tausend Wonnen lächelnd mich umblinken,
Ich mag nicht länger für mich selber seyn.

Erschlossen ward mir's ja, als du erschienen,
Dass nun mein eignes Leben sey dahin.
Du süsser Tod, der in mein Herz geschienen!
Dein Leben, Ataulf, glühet nun darin.

Nun wird der Tod gar zum Monde oder zur Lampe! — Übrigens reimt auch der Vf. *erfährt* und *zerstört*,

spät [illegible] *neuhen* [illegible], *Kehlen* und *wählen*" u. s. w. Endlich sieht [illegible] ,,ein zierlich *ausgebogener Fuss* Liebe." — Wie muss er das angefangen haben? Das wunderliche Ganze endet mit einem Gebete und Amen des Predigers Chrysostomus.

M. n.

LONDON, b. Berthoud jun.: *British Theatrical Gallery*. A Collection of whole length Portraits with biographical Notices, by *D. Terry*, Esq. 1822. gr. 4. No. I. II.

Nachdem schon früher die Franzosen ihre Theater-Costums-Gallerieen herausgegeben hatten (*Costumes des Grands Theatres de Paris*, 1786 — 1788), fingen nach und nach auch, jedoch später, die Deutschen an, etwas und Mehreres dieser Art zu unternehmen. Es erschienen die Berliner, die Wiener Theater-Costums, und hie und da von einzelnen anderen Bühnen, woran sich die Abbildungen der Maskenzüge, Redouten u. s. w. reihten. Alles lag auf der Basis von den Abbildungen zu *Goethe's Römischem Carneval*, welches zuerst in Weimar erschien. Schon mehr, als 40 Jahre vorher kamen einzelne Abbildungen von dergleichen Darstellungen heraus, sind aber jetzt nur noch in Sammlungen alter Kupferstiche u. s. w., die man wohl erhalten sollte, zu sehen. Man fand ehemals (besonders an den Dresdner und Berliner Höfen, wie an denen zu Kopenhagen und Wien) ungemein viel Vergnügen an den sogenannten *Wirthschaften (Convivia ludrica personarum aulae optimatum)*. Von diesen haben besonders *Küchelbecker*, *Rohr* und *Flögel* gesprochen, und auch der Verfasser der: Rückflüge durch zwey verflossene Jahrhunderte hat S. 79 — 81 nicht vergessen, dieselben zu erwähnen. Die Franzosen ahmten diese Vergnügungen in Masken nach, und feyerten dieselben unter der Benennung *Hôteleries*. So kamen die Beschreibungen und Abbildungen nach und nach in Umlauf. Endlich erstreckten sie sich nur auf die Theaterwelt. Um den Text derselben den Lesern unterhaltender zu machen, webte man biographische Notizen der dargestellten Personen ein. — Jetzt erscheinen auch in England dergleichen Vorstellungen, und man muss gestehen, der Kupferstecher *R. Cooper* hat redlich gethan, was in solchen Dingen gethan werden kann. Die vor uns liegenden Kupferplatten zeigen 1) Mr. Kean, als Gloster in Richard III, kniend, die Hand auf der Brust, vor ihm liegend das gezogene Schwert, bey den Worten: ,,*Take up the sword again, or take up me.*" 2) Mr. Knight, als Hodge, in *Love in Village*. In dergleichen Rollen scheinen die Wiener Schauspieler sich ansprechender zu costumiren, wie auch in No. 3, wo Mr. Gattie als Morbleu sich zeigt. 4) Mr. Harley als Caleb Quotem in *the Review*, mag ächt englisch costumirt seyn. 5) Mlle Noblet, die Ballettänzerin, als Bauermädchen. Dergleichen Formen gelingen den Französinnen besser und mit grösserer Leichtigkeit; die Tänzerinnen der Theater zu Wien und Berlin stehen ihnen jedoch nicht nach. 6) Mr. C. Young, als der Fremde in den *Play of Stranger*. 7) Mr. Wilkinson. Dergleichen damalige Livreeformen sind dem französischen Theater ganz zugeschnitten. 8) Signor Debegnis als Geronimo in der Oper *Il Turco in Italia*. Ächt italiänisches ehemaliges Costum. 9) Mrs. Bland. Wohlcostumirte alte französische Gouvernante. 10) Miss S. Both als Christine in *Love in Humble Life*. Die Figur ist zu schwerfällig. — Fünf Bogen Text enthalten zu diesen Figuren kurze Nachweisungen und biographische Notizen, welche wir (so viel sich für unser Publicum davon nehmen lässt) einem Theaterjournale oder einer Zeitschrift für Abend- und Morgen-Leser aufbewahren wollen.

L. P.

1) TÜBINGEN, b. Laupp: *Zwey Bühnenstücke*, vom *Freyherrn von Thumb*. 1820. 279 S. (1 Rthlr.)

2) MAINZ, b. Kupferberg: *Neueste kleine Lustspiele und Possen* von *Karl Lebrun*, Schauspieler. 1820. (Jedes Stück besonders paginirt, um es, mit eigenem Titel versehen, einzeln verkaufen zu können.) 8. (2 Rthlr.)

No. 1. Vor mehreren Jahren erschien ein Roman: Die Prinzessin vom Wolfenbüttel (den der Vf. zu *Zschocke's* Romanen-Sünden zählt) eine sehr unwahrscheinliche Erdichtung, welche die weibliche Lesewelt in gar theilnehmende Bewegung setzte. Vielleicht fühlte der Frh. *v. Th.* auch etwas davon, und schrieb das prosaische Schauspiel: *Christian von Wolfenbüttel*, so prosaisch, wie möglich. Rec. muss offen gestehen, dass es ihm nicht nöthig schien, durch dieses Bühnenstück die grosse Menge unbedeutender Schauspiele zu vermehren, und dass der Vf. weit besser gethan haben würde, wenn er nur sein Lustspiel (*Ehestands-Repressalie*) hätte drucken lassen. Dieses ist eine recht unterhaltende dramatische Kleinigkeit, (die auch auf dem Theater zu Berlin gefallen hat), ganz aus der menschlichen Natur und der Ehestandswelt gegriffen. Wer kennt nicht solche Ehemänner und solche Eheweiber? Flattersinn bey den Einen, Ängstlichkeit und eheliche Würde, gepaart mit der Sorgfalt, sie zu erhalten, bey den Anderen? Es ist als hätten Originale zu diesen Bildern gesessen. Dass aber Amalie immer ihren Ehemann: Mein Freund! nennt, und sich des französischen *Mon ami!* so häufig bedient, ist auf keine andere Seite als auf die der Gewohnheit zu schreiben, die aber nicht fein, nicht deutsch, und gar nicht theatralisch ist. Übrigens wird, wie gesagt, das Stück, gut gespielt, auf der Bühne nicht ohne Beyfall erscheinen.

No. 2. Wenn Einer eine Schauspielerin zur Geliebten hat, oder zu haben glaubt: so wird er oft bey ihren Äusserungen zu der Frage veranlasst werden: Aus welcher Rolle war das? Eben so geht's dem Leser bey den von Hn. *L.* hier dargebotenen Schauspielen. Man sieht ihnen das Wiederholende theatralischer Coups, gefallender Reminiscenzen, und das Gleissende des Theaters gar zu sehr an. Da ist von

keinem tiefgegriffenen Seelenzuge die Rede, sondern Alles wird so gefügt, wie es passen muss, um bey dem Zuschauer Lachen oder Trauer zu erregen. Dagegen können wir nichts haben. Es ist die Sache der Spectatoren und Vorsteher der Theater. Diese müssen freylich zu allerley Speise ihre Zuflucht nehmen, um die schaulustigen Gourmande zu befriedigen. Als ein guter dramatischer Pastetenbecker empfiehlt sich unser Vf. Sein *Hautgout* bleibt aber überall der burschicose. Daher ist ihm auch die Posse: *Der alte Jüngling*, so gut gelungen. Diese wird (einige Auswüchse abgerechnet) auf der Bühne gefallen, wenn die Rollen des Mediateurs Flink und des alten — jungen Herrn von Boissec gut besetzt sind, und mit Laune ohne Übertreibung gegeben werden. *Die beiden Philibert* hat Rec. aufführen sehen, als sie noch nicht gedruckt waren; weiss sich aber nicht wohl mehr zu entsinnen, was davon weggeblieben ist oder nicht. Der *Deutschthümler* ist recht gut gezeichnet. Es ist Alles für eine gewisse Classe berechnet, für welche der Vf. hauptsächlich compilirt zu haben scheint. Vaudeville-Lustspiele: *Man muss nichts übertreiben. Die geheimen Triebe*, welche allenthalben, und (S. 16) gar zweymal vorkommen, dürfen die Schauspieldirectoren nicht verführen: denn es sind Irrlichter. Die lieben Eheleute werden persiflirt, können aber zufrieden seyn, denn es geschieht in Versen, die kein Mensch weder lesen, noch sprechen wird. Nein, Hr. *L.*, man muss nichts übertreiben!

L. P.

Ulm, in der Ebner'schen Buchhandlung: *Der schwarze Ritter*, oder *das Turnier auf der Wetterburg*. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1820. 62 S. 8. (6 gr.)

2) Wien, b. Wallishausser: *Der Korb*. Schauspiel in zwey Aufzügen. Von *M. Dily*. 1820. 48 S. 8. (6 gr.)

No. 1. Wenn der Vf. vor 50 Jahren, zur Zeit der Sternberge, der Wittelsbacher, der Thoringer, sein Schauspiel geschrieben, wenn er es damals, als alle empfindsamen Herzen die Spadas, die Dassels, die Friedriche mit der gebissenen Wange u. dgl., mit Vergnügen lasen, der Bühne übergeben hätte, er würde Wunder gesehen haben. Jetzt kommt er zu spät. Dergleichen Monologe, Erzählungen, Perioden u. s. w., die er schreibt, lernt kein Schauspieler mehr auswendig, alle *studiren*, das weiss der Souffleur am besten! Ein jetziges Zug- und Knall-Stück muss die Verworfenheit so gut, als den Heldenmuth und die Tugend mit sich führen. Je schauerlicher, desto besser. Es muss gleichsam aus allen Elementen zusammengesetzt seyn, wenn es gefallen soll. So lässt sich jetzt der Effect auf der Bühne so gut, als der auf der Kanzel berechnen. Etwas Mystisches darf auch nicht fehlen. Es kann wohl noch Städte und Bühnen geben, wo der *schwarze Ritter* sein Publicum findet.

No. 2. Dass ein ehrlicher Hausknecht 3000 Gulden findet, und dieselben zurückgiebt, ist eine rührende Seltenheit; dass ihm der Fürst für seine Ehrlichkeit 100 Ducaten schenkt, und ihn in seine Dienste nimmt, das ist klug und fürstlich gut zugleich gehandelt; dass der Korbträger ein Schätzchen hat, und dasselbe nun heirathet, ist auch ganz gut. Wem nun so Etwas gefällt, der wird auch dieses Stück gern sehen. Dem Vf. wünschen wir ein gutes Theater-Gretchen, dann wird der Effect des Schauspiels gar nicht fehlen.

U. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Rostock* u. *Leipzig*, b. Stiller: *Die Turnkunst, ein Mittel höherer Geistes- und Körper-Bildung.* Eine vaterländische Skizze von D. *Schmidt* zu Boizenburg. 1819. 61 S. 8. (6 gr.)

„Diese Worte zeigen nur die Einheit der Linie, was sich in meinem Gemüthe durch das dreyeinige Licht der Philosophie, Kunst und Religion ausdehnen soll. Denn man kann erst dann in der Erscheinungswelt recht zuversichtlich und fruchtbar wirken, wenn sich das Chaos der idealischen Welt durch Philosophie, Kunst und Religion im Gemüthe völlig geordnet und aufgehellt hat. Wer urtheilen will, der merke diess." — Rec., dem diese Worte, womit Hr. *Schmidt* seine Schrift schliesst — so wenig, wie die ganze Schrift — nicht haben klar werden wollen, und dem eben desshalb auch die Foderung, die hier an ihn zu ergehen scheint, dunkel geblieben ist, kann die Besorgniss nicht unterdrücken, dass das dreyeinige Licht der Philosophie, Kunst und Religion in dem Gemüthe des Vfs. seine selige Wirkung noch nicht erreicht habe, und sie darum noch viel weniger in dem Gemüthe des Leser erreichen werde. Dem Vf. scheint allerdings die gute Sache der Turnkunst sehr am Herzen zu liegen, und er legt zugleich eine sehr ausgebreitete Belesenheit an den Tag; aber es ist ein so unaufhörliches Drängen und Wogen in seinen Ideen, dass er darüber seinen Zweck oft ganz aus den Augen verliert, und Alles liegt so kraus und bunt durch einander, dass man nicht weiss, was er will; und da er dabey, wie man schon aus den angeführten Worten sieht, den Mund ziemlich voll nimmt: so wird es dem Leser vollends unmöglich, ihm zu folgen. Wir ehren des Vfs. edles Streben; aber wir zweifeln, dass seine Schrift die Gegner und Feinde der Turnkunst bekehren, oder auch nur die Gönner und Freunde derselben in ihrer Überzeugung befestigen werde, und rathen ihm daher wohlmeinend, sich mit der Philosophie und der Turnkunst überall nicht zu befassen, da ihn als thätigen praktischen Arzt seine Berufsarbeiten hinlänglich beschäftigen werden.

i — n — i

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1823.

PÄDAGOGIK.

GLOGAU, b. Günther: *Elementar-Katechismus für Volksschulen, zu einem Leitfaden für Lehrer; nebst Vorlegeblättern zur Wiederholung für Schüler*, verfasset von *C. F. Dihm*, evang. Prediger in Samitz bey Hainau. Erster Theil. *Welt- und Naturkunde.* 1821. XXIII u. 272 S. 8. Ohne die Vorlegeblätter. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. sucht sich in der Vorrede gegen einige Vorwürfe zu verwahren, die seinem Buche von unserem gegen katechetische und encyklopädische Lehrbücher eingenommenen Zeitalter gemacht werden könnten. Die Katechetik hat allerdings, und wie Rec. glaubt, mit Recht, einen Theil ihrer sonstigen übertriebenen Werthschätzung verloren. Man wollte sie überall im Unterrichte anwenden, auch da, wohin sie durchaus nicht gehört, in Lehrgegenständen, die dem Menschen bloss von aussenher gegeben werden können. Solcher Missbrauch, die Katechetik aus ihrer eigenthümlichen Sphäre, wo sie nur zur Entwickelung dessen dient, was ursprünglich im Menschen liegt, oder zur Anknüpfung noch nicht erkannter Wahrheiten an bereits Erkanntes gebraucht wird, herauszuziehen, konnte nicht lange dauern. Zudem kamen andere wieder hervorgezogene oder neu erfundene Mode-Lehrarten, die akroamatische, die dogmatisch-pestalozzische durch Vor- und Nachsprechen, die heuristische u. s. w., an die Tagesordnung, und schoben die gemissbrauchte Katechetik in den Hintergrund. — Ist denn aber jeder Lehrvortrag in Fragen und Antworten eine Katechese? Eigentlich will sich der Vf. bloss entschuldigen, dass sein *Katechismus in Fragen und Antworten* verfasst ist. Er hätte sich dieser Mühe überheben können. Wenigstens nach Rec. Meinung ist ein *Lehrbuch* in lauter kurzen Sätzen noch kein *Katechismus*, in dessen herkömmlichem, einmal angenommenem Begriffe es liegt, dass er in Fragen und Antworten verfasst sey. Überhaupt giebt diese Form einem Buche, das zum populären Unterrichte bestimmt ist, für den Lehrer und den Lernenden eine gewisse Lebendigkeit, und stellt die Hauptpuncte, worauf in jedem Satze zu merken ist, ohne Mühe vor Augen. Weit weniger ist Rec. mit den diesem Buche angehängten Vorlegeblättern (123 in 8.) zufrieden. Die Fragen des Katechismus sind darauf wieder abgedruckt, damit das Kind sie zur Wiederholung des Unterrichts mündlich oder schriftlich beantworte. Der beabsichtigte gute Zweck wird nicht erreicht werden. Zur mündlichen Wiederholung könnte ja wohl der Lehrer die Fragen aus dem Buche selbst vorlesen, und zur schriftlichen sie der ganzen Classe dictiren. Wird denn ohnehin für diese grössere Zahl von Kindern das einzelne, die Fragen der Lection wiederholende Blättchen hinreichen? Es ist diess also eine unnütze Papierverschwendung und eine schädliche Vertheuerung des Buchs. — Den zweyten Einwurf befürchtet der Vf. „gegen Encyklopädien oder sogenannte Realien." Die encyklopädische Darstellung und Zusammenfassung giebt eine Übersicht über mehrere zusammengehörige Wissenschaften oder über alle einzelnen Theile einer und derselben Wissenschaft. Diese Zusammenstellung ist auch rücksichtlich der in den Volksschulen zu lehrenden Realien vielfältig versucht worden; Rec. denkt darum, dass der Vf. *Encyklopädie* und *Realien* nicht für synonym halten werde. Auf die Frage aber, ob in den Volksschulen neben der *formellen* Bildung auch *materieller* Unterricht nöthig sey, auch in Realien Unterricht gegeben werden solle, hat der Vf. in der Vorrede recht gut geantwortet. Er hätte noch hinzusetzen können, dass der Unterricht in den Realien an sich zur formellen Bildung beyträgt, und durch geschickte Methode noch mehr dazu geeignet wird. Überhaupt ist die ganze Streitfrage unnützlich auf den Unterricht in den Volksschulen übergetragen worden. Seit Basedow's Philanthropismus die Ideen *Locke's* und *Rousseau's* in Deutschland verbreitete, fing man in den Gelehrtenschulen an, neben den alten Sprachen und der Mathematik, auch dem Unterrichte in Sachkenntnissen (Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre u. s. w.) ein Plätzchen zu gönnen, das sich vielleicht jetzt zum Schaden der alten Sprachen zu sehr ausgedehnt hat. Die Gelehrtenschulen mögen also immerhin noch Streit führen über die Nothwendigkeit der Realien neben der formellen Bildung; die Realschulen und polytechnischen Institute mögen ihre Sache gegen Gymnasien u. s. w. vertheidigen: der künftige Bürger und Bauer muss schon im Elementarunterrichte, auf welchen bey ihm kein anderer folgt, das finden, was er nachher zu lernen keine Gelegenheit mehr hat, und um dazu nur Zeit zu gewinnen, muss schon der Realunterricht zugleich als formelles Bildungsmittel benutzt werden. Eben darum aber gehört

der Unterricht im Landbau, in den Gewerben und Handwerken u. s. w., durchaus nicht dahin, und der Vf. hat, in Beziehung auf diese Wahrheit, die in einen solchen Katechismus aufzunehmenden Gegenstände richtig beschränkt. Drey Haupttheile sind es, welche er vortragen will: Naturkenntniss, Menschenkenntniss, Religionskenntniss. Da wir in Volksschulen allen Unterschied zwischen formellen Bildungsmitteln und Realunterricht aufheben: so wollen wir mit dem Vf. nicht darüber rechten, ob die Realien in Volksschulen sich so eintheilen lassen, ob namentlich die Religion in diese Kategorie gesetzt werden können u. s. w., sondern zufrieden seyn, wenn er das Versprochene zweckmässig giebt. Diess erste Bändchen trägt die Naturkenntniss in folgenden Abtheilungen vor: Kenntniss des Weltgebäudes; 2) Kenntniss der Erde insbesondere oder Geographie; 3) Naturgeschichte; 4) Naturlehre; 5) Mechanik; 6) Scheidekunst (Chymie). — Das zweyte Bändchen soll die Menschenkenntniss enthalten, und zwar 1) Kenntniss des menschlichen Körpers; 2) der menschlichen Seele, ihrer Eigenschaften und Kräfte, und deren Ausbildung und Anwendung, a) auf Sprache, sowohl ihrem grammatischen, als auch ihrem praktischen Theile nach; b) auf Zahlen oder die Rechenkunst, c) auf zusammenhängende Grössen oder die Messkunst; 3) eine Übersicht der menschlichen Beschäftigungen und Gewerbe, 4) eine kurze Geschichte des menschlichen Geschlechts. (Rec. will diese Abtheilung der Anthropologie, besonders in Beziehung auf das, was unter a, b, und c hineingezogen ist, die Ausführung mit Vergnügen erwartend, zum Voraus nicht sonderbar finden.) — Das dritte Bändchen endlich wird die Religionskenntniss unter den Abschnitten: Kenntniss der heil. Schrift; 2) Geschichte der Religion; 3) Religionslehren, mittheilen.

Im Ganzen hat der Vf. in diesem ersten Bändchen das Nothwendige über die verzeichneten Gegenstände mit vielem Fleisse zusammengetragen. Freylich wird der Lehrer hie und dort Manches zusetzen und anschaulich erläutern müssen, wenn es verstanden werden soll. So wird in der Sternkunde ohne Abzeichnungen an der schwarzen Tafel Vieles dunkel bleiben; in der Geographie werden einige Landcharten, in der Naturgeschichte einige Kupfer u. s. w., nicht entbehrt werden können. Erläuternde Zusätze des Lehrers werden z. B. S. 13 bey der Belehrung über die Jahreszeiten, S. 15 über den Kalender, nöthig seyn. Manche Schullehrer werden auch, um diess und jenes erklären zu können, der Hülfe anderer Bücher bedürfen. Die Aufzählung der grossentheils unbekannten Producte und Thiere S. 32 fg. ist vor dem Unterrichte in der Naturgeschichte unnütz. S. 35 hätten die Staatsverfassungen lieber in unumschränkte monarchische und constitutionelle eingetheilt werden sollen; denn jene sind darum noch nicht despotisch. Es ist zweckmässig, dass der Vf. die Geographie des Vaterlandes, Schlesiens, am ausführlichsten giebt, dann stufenweise kürzer zu Deutschland und den übrigen Ländern fortgeht, und dass er eine allgemeine Übersicht von der ganzen Erde und von Europa vorangehen lässt. Überhaupt hat Rec., obgleich die Erdbeschreibung in diesem so Vieles umfassenden Buche einen bedeutenden Raum, von S. 17 bis 147, einnimmt, doch überall nur das allgemein Wissenswürdigste und im Ganzen eine weise Auswahl gefunden. — Weniger hat uns die Naturgeschichte gefallen. Allerdings ist auch in ihr das Wissenswürdigste fleissig gesammelt; aber sie giebt oft eine nackte Nomenclatur, die an sich zu nichts dient, und den Lehrer, wenn er Alles ausfüllen, und den Kindern vom Einzelnen deutliche Begriffe geben wollte, zu einer unstatthaften Weitläuftigkeit nöthigen würde. Ohnehin ist sie wohl zu ihrem Zwecke zu systematig. Ein Auszug des Merkwürdigsten, etwa wie *Funke's* erster Leitfaden u. s. w. würde zweckmässiger seyn. — Weit mehr ist Rec. mit der Naturlehre, von S. 208 an, zufrieden. Mit Manchem darunter wird aber der Lehrer ebenfalls nicht viel ausrichten können, besonders wenn er keine Hülfsmittel zur Erläuterung hat, z. B. in der Lehre von der Elektricität, S. 249 fg. Besser also wäre es wohl, sich in Volksschulen mit einer populären Erklärung der gewöhnlichen Naturerscheinungen zu begnügen, als in eine scheinbare Tiefe hinabzusteigen, in welcher am Ende noch weniger Licht ist. Hiedurch wird ein dem Menschen überhaupt, und dem gemeinen Manne besonders, nicht zuträgliches Halbwissen erzeugt. Die Anwendung S. 252 fg. von den elektrischen Lufterscheinungen ist recht gut.

Gegen den Vorwurf, dass Manchem zu viel, Manchem zu wenig gegeben zu seyn scheinen werde, hat sich der Vf. in der Vorrede hinlänglich vertheidigt. Wie es jedem scheinen möge, so wird ein geschickter, gewandter Lehrer viel Nützliches in diesem Buche finden. Gegen Einzelnes, wobey Tadel so leicht ist, liesse sich diess und jenes einwenden. Wir wollen indessen über Kleinigkeiten, z. B. dass, S. 224, die atmosphärische Luft bloss aus Lebensluft oder Sauerstoffgas und Stickluft (nicht auch aus kohlengesäuertem Gas) bestehe, dass, S. 224, Schwarz, ein Mangel aller Farben, und Weiss, eine Zusammensetzung aus allen, unter die Hauptfarben gezählt werden, mit dem Vf. nicht rechten. — Die Scheidekunst, die als Vorbereitung für manchen Handwerker, im Verhältnisse zum Übrigen, wohl eine ausführlichere Behandlung verdient hätte, ist (von S. 269 bis 272) sehr ärmlich bedacht worden. — Übrigens erkennt der Vf. sehr richtig, dass Religion der Mittelpunct alles Unterrichts in Volksschulen seyn soll. Rec. findet es daran lobenswürdig, dass überall auf Bibelstellen hingewiesen ist. Nur hätten diese zur Ersparung des Raums, und um die nützliche Übung des Aufsuchens zu veranlassen, bloss angegeben, nicht wörtlich abgedruckt werden sollen. Zu solchen Hinweisungen auf Religion hätten wohl noch mehrere Veranlassungen benutzt werden können. Auch schöne Liederverse würden ihren Raum nicht unnützlich eingenommen haben.

—'gz.

Jena, b. Schmid: *Versuch einer gemeinfasslichen, doch auf Selbstverständigung gegründeten Entwickelung der dem Volksschullehrer unentbehrlichsten wissenschaftlichen Vorkenntnisse.* Ein er-

[illegible] Einleitung in die Erziehungslehre zunächst solchen gewidmet, denen es bey dem Mangel an ausreichender Bildung des Geistes an Wärme eines redlichen Herzens nicht fehlt, von Dr. *Gottlieb Anton Gruner*, Seminar-Director und Schulinspector. 1825. VIII u. 216 S. 8.

Abgesehen von dem etwas langen Titel müssen wir dieser Schrift im Allgemeinen nur Gutes nachrühmen. Zwar enthält sie Einzelnes, das manchen Lehrern, die der Vf. zunächst im Auge hat, noch immer zu hoch seyn dürfte; dagegen wird der denkende Lehrer, durch die bündige Zusammenstellung des Ganzen, die lichtvolle und natürliche Entwickelung des Einzelnen, durch den Reichthum praktischer Bemerkungen, eine gebildete Sprache u. s. w. angezogen. Der Vf. will seine Schrift als eine Vorübung zu seiner grösseren Erziehungslehre für Lehrer, denen ihr Beruf noch nicht völlig klar, aber über Alles wichtig ist, betrachtet wissen, und hofft daher, durch dieselbe seine zunächst nur denkenden Lehrern gewidmete Erziehungslehre auch mindergeübten zugänglich zu machen. Mit Recht gründet der Vf. das Ganze auf den Grundsatz, dass der Volksschullehrer nicht durch vorgesagte Regeln, sondern durch lebendige Anerkenung der aus sich selbst entwickelten Gesetze, den Weg zum Unterrichte finden könne. Die Schrift zerfällt in 16 Vorträge. Im ersten, mit der Aufschrift „der Volksschullehrer soll unterrichten, und also muss er die Menschenseele kennen lernen", wird der grosse Unterschied, zwischen (mechanischem Unterricht) *abrichten* d. i. ein verstandloses Wesen durch Eindrücke dahin bringen, irgend etwas zu bewirken, von *unterrichten*, d. h. zur Einsicht führen, *warum* eine Sache so ist, oder etwas gethan werden soll, auf eine lichtvolle, fassliche Weise dargelegt, und an mehreren Gegenständen des Elementarunterrichts: Buchstabiren, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre u. s. w. gezeigt, zugleich aber der hohe Vorzug der Unterrichts: Erkräftigung der geistigen Anlage im Menschen, nachgewiesen. Diesen Abschnitt sollten nicht bloss Lehrer niederer, sondern auch diejenigen höherer Schulen lesen und beherzigen, welche in Gefahr sind, einen geistlosen Unterricht zu treiben! Vom zweyten bis achten Vortrage werden die Anlagen der menschlichen Seele, ihre Eigenthümlichkeiten, Kräfte, Selbstbewusstseyn, Erkenntniss, Urtheilskraft, Vernunft u. s. w. in gedrängter und eingreifender Darstellung entwickelt. Gerade dieser Abschnitt aber dünkt uns für manche Volksschullehrer zu abstract und weniger gemein fasslich. Vielleicht würde er verständlicher geworden seyn, wenn der Vf. denselben auf ähnliche Art, wie *Bahrdt* in seiner Moral für Bürger die Psychologie, behandelt hätte. Dadurch würde er, bey den unleugbaren Vorzügen dieser Schrift, sich dennoch seinem Zwecke um Vieles genähert haben. In dem folgenden wird von den höchsten Gütern des Menschen, Vernunft, Freyheit, Unsterblichkeit, Glaube, Tugend — von dem Wesen und der Erkenntniss des Lehrers, gehandelt. Das letzte ist mit interessanten Bemerkungen durchwebt. Die drey folgenden Vorträge: über die Natur der Kindesseele, ihre Entwickelung, Eigenthümlichkeit, sind mit manchen feinen, den Unterricht fördernden, Bemerkungen begleitet, und die beiden letzten Vorträge verbreiten sich über den Unterricht im Allgemeinen und die Selbstfortbildung des Lehrers. Jener geht von der Anschauung aus, und endet in der Frömmigkeit, dem letzten Ziele des Unterrichts, die in innerer Anschauung wurzelt. Bey den hierauf gegründeten Erörterungen und Folgerungen über verschiedene Lehrgegenstände, als: Sprache, Zahl, Geschmackbildung u. s. w. erregt der Vf., der hier ganz eigentlich in seinem Gebiete zu seyn scheint, ein besonderes Interesse. Mit seltener Klarheit und Innigkeit ist Alles abgefasst, und darf von keinem Lehrer, der manchen Punct aus dem Unterrichte erhellt wünscht, übersehen werden. Nur eine Stelle aus dem reichhaltigen Ganzen über das grosse Uebel, das oft den Volksschullehrer beschleicht, — *Gemeinheit*, stehe zugleich zur Probe der körnigten und gemüthlichen Darstellung hier: „Gemeinheit, naturwidrige Übermacht des äusseren Sinnes über den ursprünglich freyen, gottverwandten Geist! und der Mensch schreitet nicht mehr vor, er steht auch nicht stille; er schreitet zurück! Nun ist keine Rede mehr von Erhebung und ausharrender Begeisterung in dem heiligen, aber einfachen, stillen, nur bey redlichem Streben für das Gute freudigen Berufe; keine Rede mehr von Würdigkeit, von Wohlgefallen vor Gott und Menschen; keine Rede mehr von Zufriedenheit durch Wirksamkeit und Liebe. Was er bisher von Bildung sich erworben hat, das verschwindet; es tritt zum Dienste des eigentlich gemeinen Lebens über. Es ist nicht wahre Bildung mehr, ihr fehlt der belebende Hauch, der Athem Gottes, der den Leib beseelte; es ist an ihm nur todte Form" u. s. w. Am Ende der Schrift werden richtige Ansichten, ernste und beherzigende Worte über die Selbstfortbildung des Lehrers mitgetheilt, der Unterschied derselben von mechanischer Ordnungsliebe dargethan, auf den Grund derselben, selbstthätige Begeisterung, so wie auf deren Hindernisse, Trägheit und Gemeinheit, hingedeutet, zugleich aber auch die Mittel derselben, das Lesen nützlicher Bücher, Anschauen der Natur, Umgang mit Menschen, Selbstbeobachtung, nachdrücklich empfohlen, und mit nützlichen Bemerkungen begleitet. Daher wird diese Schrift schon von dieser Seite, wie überhaupt, allen Schulmännern, die das Bedürfniss, sich über den Zweck ihres Berufs zu unterrichten, fühlen, mit Recht empfohlen werden können.

M. R.

Landshut, b. Krüll: *Aufsätze pädagogischen Inhalts.* Ein Buch für Seelsorger und Volksschullehrer, zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung, von *Augustin Engelbrecht*, Elementar-Volkslehrer. Mit 1 K. u. einer Musikbeylage. 1821. VIII u. 279 S. 8.

Der Vf. giebt in einem Vorworte den Massstab an, nach welchem er seine Schrift beurtheilt wünscht. Sie ist nämlich nicht für die bestimmt, welche Grund zu hohen Foderungen in sich selbst haben, kleine literarische Unternehmungen mit scheelem Auge betrachten, oder über dieselben mit neidischem Herzen

[illegible] hinweg, und findet in dem Bewuſstseyn, daſs mehrere seiner Schriften Glück gemacht haben, eine entschädigende Beruhigung. Wir wollen ihn darin nicht stören, müssen aber der Wahrheit gemäſs bekennen, daſs uns diese Schrift, obgleich wir das Gute, das sie enthält, gern anerkennen, dem angedeuteten Zwecke „einer angenehmen und belehrenden Unterhaltung" in der Ausführung nicht durchgängig zu entsprechen scheint. Die Schrift beginnt mit dem Monologe eines alten, glücklichen Lehrers, am ersten Morgen des neuen Schuljahres, im Ganzen gut, in der Darstellung aber etwas wortreich, fast geschwätzig. Die Skizze eines guten Schullehrers, welche einen liebenswürdigen Charakter enthält, ist zugleich ein Spiegel, in welchem sich junge Schulmänner und Seminaristen beschauen, und darin das Bild der Demuth, Anspruchlosigkeit, stiller Bescheidenheit und Genügsamkeit erblicken können. Der Dialog: es ist nicht Alles Gold, was glänzt, und die Schulprüfung, sind unbedeutend; instructiver sind die Lehren eines alten Schulmannes, wie die Bruchstücke aus der Lebensgeschichte eines armen Schullehrers, welche traurige Wahrheiten aus der Wirklichkeit enthalten. Der Geschichte des Schulwesens, die in einem Lehrbuche am rechten Orte seyn würde, dagegen in einer Schrift zur Unterhaltung nicht zweckmäſsig scheint, fehlt die nöthige Ausführlichkeit und Gründlichkeit. Die Erziehungs-Maximen aus der alten und neuen Zeit enthalten über einen so reichhaltigen Gegenstand manches treffliche und zu beherzigende Wort. Einzelne dürften jedoch dem Leser, der sie auſser dem Zusammenhange findet, nicht auf den ersten Anblick verständlich seyn. Dagegen wird man durch die in den Aphorismen und Memorabilien vorkommenden, lehrreichen, und weiteres Nachdenken fördernden Bemerkungen reichlich entschädigt. Von den Anekdoten sind viele allbekannt, und hätten wegbleiben, dagegen dieser Abschnitt durch ähnliche Sammlungen u. s. w. vermehrt werden können. Die mitgetheilten Parabeln scheinen nicht gelungen, und einer gröſseren Biegsamkeit und Natürlichkeit zu ermangeln. Sehr interessant sind die nekrologischen Denkmäler und Scenen aus dem Leben berühmter Pädagogen und verdienter Schulmänner. Doch sollten die meisten davon ausführlicher und detaillirter in der Darstellung seyn, wodurch sie gewiſs anziehender und lehrreicher geworden wären.

M. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Rostock*, b. Adlers Erben: *Fragmentarische, patriotische und freymüthige Gedanken über öffentliche Schulen überhaupt, und die Mecklenburgischen insbesondere; doch nur solche, aus denen junge Leute zur Akademie abgehen.* Ein Gutachten an ein patriotisches Publicum von einem wahren Patrioten und Jugendfreunde. 1819. 43 S. 8.

Weit entfernt, in die gute Absicht des Vfs. ein Miſstrauen zu setzen, oder es zu leugnen, daſs er manche beherzigungswerthe Vorschläge zur Verbesserung der Schulen überhaupt, und der Mecklenburgischen insbesondere, gethan habe, können wir doch in sehr vielen Puncten aus Gründen nicht mit ihm einverstanden seyn. — Daſs auch einsichtsvolle, bedachtsame und gelehrte Väter, die aus ihren hoffnungsvollen Söhnen etwas Vorzügliches zu bilden wünschen, ihre Söhne auf berühmte Schulen im Auslande schicken, dagegen die Mecklenburgischen Schulen nicht von Ausländern besucht werden, kann sehr zufällige Ursachen haben, und möchte höchstens nur beweisen, daſs unter den Lehrern derselben weniger berühmte Namen prangen. Aber der Vf. behauptet selbst, daſs die literarische Berühmtheit eines Mannes über seinen Werth als Lehrer nicht entscheide, und die Güte einer Schule nicht von der Frequenz derselben abhänge. — Auch stellt er manche Bedenklichkeiten dagegen auf, daſs Lehrer aus dem Auslande gerufen worden. Da nicht lange vor der Erscheinung seiner Schrift mehrere Ausländer, und unter ihnen der Director *Görenz*, an die Mecklenburgischen Schulen gerufen sind: so scheint es fast, als ob der Vf. vermuthe, daſs diese dadurch nicht gewonnen hätten. Wir müssen dieſs, da wir die Mecklenburgischen Schulen zu wenig kennen, dahin gestellt seyn lassen, obgleich wir wissen, daſs an ihnen einzelne, wenn auch nicht eigentlich berühmte, doch sehr achtungswürdige und brauchbare Männer stehen. — Wenn der Vf. verlangt, daſs die Lehrer von den Scholarchen sorgfältig beobachtet, und durch Geldstrafen zum Fleiſse angehalten werden sollen: so zweifeln wir, daſs irgend eine Schule durch eine solche Maſsregel gehoben werden könne. Die Erfahrung lehrt es allerdings, daſs nicht alle Schullehrer sich mit gleichem Eifer ihrem ehrwürdigen Berufe widmen; aber wenn sie, wie das oft der Fall ist, Hunger leiden müssen, und, um nur leben zu können, sich genöthigt sehen, auſser ihren Schulstunden, vom frühen Morgen bis in den späten Abend Privatunterricht zu geben: wie kann man da erwarten, daſs ihr Eifer sich immer gleich bleibe? Wie kann man es ihnen verargen, daſs sie nach einer Pfarre sich sehnen, die sie dann oft in einem Alter erhalten, in dem sie auch für diesen Beruf untauglich sind, und billig auf Pension gesetzt werden sollten? — Recht hat der Vf., wenn er die Zänkereyen der Lehrer unter einander für die Schule sehr nachtheilig findet, und er mag hier wohl, wie bey der ganzen Schrift, eine bestimmte Schule vor Augen gehabt haben. — Wie er überhaupt auf eine strengere Disciplin dringt: so ist er auch sehr unzufrieden damit, daſs die Schüler in den oberen Classen mit dem „Sie" beehrt werden, und will sie durchgängig in allen Classen mit „Du" angeredet wissen. Wenn der Lehrer sich nur sonst bey dem Schüler in Achtung zu setzen weiſs: so wird er schwerlich diese dadurch verscherzen, daſs er sich nach dem Geiste der Zeit [illegible] bey dem [illegible]wachsenden Jünglinge das „Sie" [illegible] Und wenn wir auch weit entfernt sind, es zu tadeln, daſs der Lehrer auch in den oberen Classen streng auf Ordnung halte: so scheint es uns doch aus psychologischen Gründen nöthig, daſs der Jüngling durch Freyheit zum rechten Gebrauche der Freyheit geleitet werde. — Die Carcerstrafen hält er für ganz zweckwidrig, worin wir seine Überzeugung theilen, obgleich wir nichts vorzuschlagen wagen, wodurch sie bey den oberen Classen zu ersetzen seyn möchten. — Auch mit der Verwandlung der Generalclassen in Specialclassen ist der Vf. unzufrieden. Bey den unteren Classen sind wir mit ihm darin einverstanden, daſs die ersteren den Vorzug verdienen; nicht so bey den oberen Classen. Wir würden daher zu einer Vereinigung beider rathen.

Wir schlieſsen unsere Beurtheilung mit dem Wunsche, daſs man in dem Vaterlande des Vfs. die Vorschläge desselben einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, und, was man an ihnen als richtig und ausführbar erkannt hat, dankbar benutzen möge.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

LITERATUR-ZEITUNG

EILFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1825.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MATHEMATIK.

1) Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Kurze Anleitung zur praktischen Feldmesskunst, Arithmetik und Quadratrechnung, nebst einer kurzen Anweisung zur Kubikrechnung* u. s. w. Von *L. Reinhard*, Cantor zu Obervorschütz in Kurhessen. 1821. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Kupfertafeln. XIV u. 172 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Münster, b. Coppenrath: *Allgemeinnützliches und vollständiges Rechenbuch für Lehrer und Lernende.* Von *Salomon Cohen*, Lehrer der Rechnenkunst in Cleve. 1820. X u. 462 S. 8. (1 Rthlr.)

3) Marburg, b. Krieger: *Kleine Sammlung algebraischer Aufgaben und deren Auflösung vom 1sten, 2ten und 3ten Grade.* Zum Gebrauche für Lehrer und Anfänger dieser Wissenschaft. Von *Joh. Gundlach*, weiland Prof. der Mathem. der Universität Marburg. Zweyte Auflage. 1821. IV u. 119 S. kl. 8. (6 gr.)

4) Augsburg u. Leipzig, b. von Jenisch u. Stage: *Neue Tabellen der Münz-, Mass- und Gewichts-Verhältnisse von vierzig Wechselplätzen, für Handlungs-Zöglinge.* Als Auszug aus *Nelkenbrechers* Taschenbuch, ergänzt und herausgegeben von *C. A. Rumpf*, öffentlichem Lehrer an der Bürgerschule u. [illegible] zu Lindau. Ohne Jahrzahl. (18 gr.)

No. 1 ist für Schullehrer zum Privatgebrauche, und vorzüglich zur Belehrung solcher Schüler, welche sich dem Forstwesen widmen, bestimmt. In der 1sten Abtheilung werden die nöthigsten Figuren und Kunstwörter der Geometrie erklärt; die 2te Abth. handelt von dem Risse oder von der Zeichnung der Figuren; die 3te lehrt die Grundrechnungen in gemeinen und zehntheiligen Brüchen, die Ausziehung der Quadratwurzel, die Verhältnisse und Proportionen, nebst ihren praktischen Anwendungen auf die Regel de tri, Gesellschaftsrechnung und Kettenregel; die 4te und 5te Abtheilung handelt vom Ausrechnen und Eintheilen der Figuren, die 6te lehrt die bekanntesten Körper der Stereometrie kennen, und giebt Anweisung zur Berechnung ihres Inhaltes. In einem *Anhange* werden sodann noch allerley Aufgaben der theoretischen und praktischen Elementar-Geometrie aufgelöst. — Aus dieser Übersicht geht hervor, dass die Schrift ungefähr dasjenige umfasst, was einem niederen Forstbedienten zu wissen nöthig ist. Auch zeugt die *vierte* Auflage für ihre Brauchbarkeit. Worin sich diese von der dritten Auflage unterscheidet, können wir nicht angeben, da uns letztere nicht zu Gesicht gekommen ist. Für eine fünfte Auflage theilen wir folgende Bemerkungen mit. — Die Erklärungen in §. 1. 2. 7. 9 sollten schärfer bestimmt seyn. — §. 20 fehlt die Erklärung des *ungleichseitigen* Dreyecks. — In §. 28 f. ist das Wort Hypotenuse unrichtig Hypo*th*enuse geschrieben. Die Entstehung der Kreislinie §. 29 ist nicht klar genug; auch fehlen die Begriffe des Ausschnitts, Abschnitts, der Tangente u. s. w. — In §. 43 wird gelehrt, wie man ein Grundstück, welches die Figur eines Dreyecks hat, in den Riss legen soll, ohne dass zuvor gezeigt worden wäre, wie man eine gerade Linie auf dem Felde mit der Kette zu messen habe. Erst die Anmerkung zu §. 48 spricht (und zwar viel zu kurz) davon. Überhaupt vermissen wir öfters in dieser Schrift den nöthigen und naturgemäßen Zusammenhang der einzelnen Sätze. — Der Vortrag ist überhaupt bloss mechanisch, was wir ebenfalls nicht billigen können, da es sehr leicht ist, fassliche Beweise beyzubringen. — Das Capitel von der Arithmetik, S. 34 — 102, würden wir weit zweckmässiger zu Anfange der Schrift gestellt haben. — Bey der Erklärung der gemeinen Brüche §. 59 ist der Begriff des Nenners und Zählers nicht befriedigend bestimmt; eben dieses gilt auch von den Decimalbrüchen. — §. 73 heisst es irrig, *wenn man Längen mit Längen multiplicirt: so kommen zum Producte Flächen heraus*, da man keine Linien mit einer Linie, sondern nur ihre Masse mit einander multipliciren kann. — Die Ausziehung der Quadratwurzel wird §. 89 nur mechanisch gelehrt. Wir verlangen nicht, dass diese Lehre hier mit aller Schärfe dargestellt werde; allein sie sollte doch einigermassen begründet seyn. Die Ausziehung der Quadratwurzel aus gemeinen und aus Decimal-Brüchen wird ganz übergangen. — Die

beiden, in §. 98 enthaltenen Sätze von der geometrischen Proportion sollten erläutert, und durch fassliche Gründe unterstützt seyn. — Die Aufgaben der Regel de tri sind S. 75 — 89 befriedigend vorgetragen. Die Gesellschaftsregel sollte mit grösserer Ausführlichkeit behandelt seyn. — In der Abtheilung von der Ausrechnung der Figuren sollte die Berechnung des Parallel-Trapez gelehrt, und dessen Anwendung zur Ausmessung krummlinig-begrenzter Figuren vorgetragen worden seyn. — Die Aufgabe in §. 156, ein unregelmässiges Grundstück in gleiche oder in verhältnissmässige Theile zu theilen, ist allzu kurz und unbefriedigend dargestellt. — In der 6ten Abtheil., von der Cubikrechnung, fehlen die Begriffsbestimmungen vom dreyeckigen, viereckigen u. s. f. Prisma, vom Parallelopipedum u. dgl. Daher sind solche Sätze, wie der in §. 163: Eine Pyramide ist der dritte Theil von einem Prisma, welches mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hat, den Anfängern durchaus unverständlich. Die gewöhnlichen Körper der Stereometrie müssen denselben in guten Zeichnungen, zuvor aber in guten Modellen, zur Anschauung gebracht werden. Die Erklärung des Cylinders §. 164 ist unbefriedigend. — Die Berechnung des Inhaltes vom abgekürzten Kegel ist §. 168 zu weitläuftig vorgetragen. Warum hat der Vf. die bequeme Formel: $K = (R^2 + R \cdot r + r^2)\, h \times 1{,}04719 \ldots$ nicht angegeben, worin K den Inhalt des abgekürzten Kegels, R den Radius der oberen, r den der unteren Kreisfläche, und h die Höhe des Kegelstücks bedeutet? — Die in dem Anhange enthaltenen vermischten Aufgaben enthalten manches Lehrreiche für die Praxis, und sind im Ganzen gut gerathen. — In der Hand eines verständigen Lehrers, welcher die grösseren oder kleineren Mängel dieser Schrift gehörig zu verbessern weiss, wird sie recht sehr nützlich seyn. Druck, Papier und Kupfertafeln sind zweckmässig.

No. 2 behandelt die Lehre von reinen und benannten Zahlen, von gemeinen Brüchen, von Decimalbrüchen, von Verhältnissen, Proportionen und Progressionen, von den verschiedenen praktischen Proportionsrechnungen des gemeinen Lebens, vom Ausziehen der Quadrat- und Cubik-Wurzel, von der Regula Coeci und Falsi, und von der Eintheilung der Münzen, Masse und Gewichte. Hierauf folgen 860 Aufgaben zur Übung in den vorgetragenen Rechnungen, und den Beschluss machen die Resultate dieser Aufgaben. Des Vfs. Streben ist mehr auf praktische Fertigkeit, als auf theoretische Gründlichkeit gerichtet, obwohl er in der Vorrede S. V sagt: „Mein Bemühen war daher bey den Anfangsgründen hauptsächlich darauf gerichtet, Gründlichkeit mit Fasslichkeit zu verbinden, und solche Rechnungen weitläuftiger darzustellen, welche im gemeinen Leben von entschiedenem Nutzen sind." Diese Worte waren uns um so auffallender, als wir die verheissene Gründlichkeit oft in der Schrift vermissten, und dieselben aus der Vorrede einer bekannten Schrift (Anleitung zur Arithmetik für Anfänger, Offenbach a. M., bey Brede. 1804), nebst einem anderen Perioden, beynahe ohne einige Veränderung, entlehnt zu seyn scheinen. Von der *bloss praktischen* Seite verdient dieses Rechenbuch mehr Lob. Es enthält eine grosse Mannichfaltigkeit von Regeln zur Auflösung der im gemeinen Leben, im Handel und Wandel vorkommenden Fragen, und wird, zumal unter der Leitung eines sachkundigen Lehrers, praktische Rechner bilden. Indessen haben wir eine andere Ansicht von der arithmetischen Praxis, und glauben, dass die Theorie auch hier nicht so durchaus vernachlässigt werden dürfe, überzeugt, dass es nicht bloss möglich, sondern sogar leicht ist, diese Regeln auf gemeinverständliche Weise zu begründen. — Zur näheren Belegung unseres Urtheils fügen wir folgende Bemerkungen bey. — Die Erklärung der Rechenkunst als einer Wissenschaft, mit Zahlen umzugehen, ist sehr unbefriedigend, und die Lehre vom Numeriren allzu kurz behandelt, indem der Anfänger keine klare Einsicht in die Natur unseres zehntheiligen Zahlensystems erhält. Ebenso unrichtig wird S. 5 gesagt: Der schon zusammengezählte Posten heisst die Summe. — Nach S. 15 sind ungleich benannte Zahlen solche, die verschiedene, aber ähnliche Sachen anzeigen. — Die Regel de tri ist S. 23 weder richtig erklärt, noch durchaus befriedigend aufgelöst. — Was man eigentliche und uneigentliche Brüche nennt, nennt der Vf., abweichend vom allgemeinen Sprachgebrauche, *regelmässige* und *unregelmässige Brüche*. Die Rechnungen in Brüchen sind im Allgemeinen befriedigend für das praktische Resultat, jedoch durchaus ohne Angabe der Gründe des Verfahrens, durchgeführt. — Dasselbe gilt von der Rechnung in Decimalbrüchen, wobey auch nicht alle Fälle entwickelt sind, welche den Anfänger öfters in Verlegenheit setzen. Der Begriff des Verhältnisses ist S. 57 nicht mit gehöriger Schärfe bestimmt. Ebenso die S. 61 aufgestellte Erklärung der Proportion. Auch sind die Eigenschaften der Verhältnisse und Proportionen bloss historisch aufgezählt. Eben dieses gilt auch von den Eigenschaften der Progressionen. — Bey der sogenannten umgekehrten Regel [illegible] S. 85 tritt wieder der Missstand ein, dass die b[illegible] Glieder des ersten Verhältnisses ungleichartige Grössen sind, welche bekanntlich nicht mit einander verglichen werden können. — Ähnlicher Bemerkungen könnten hier noch mehrere beygebracht werden, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. Wir fügen daher nur noch bey, dass die nun noch folgenden praktischen Rechnungen meist verständlich durchgeführt, und die 860 Übungsaufgaben grösstentheils sehr gut gewählt sind. Druck und Papier verdienen Empfehlung.

Das Schriftchen No. 3 können wir den Liebhabern der Algebra, und besonders den Anfängern dieser Wissenschaft, empfehlen, weil es eine meist gut gerathene Auswahl solcher, in Erzählungen u. dgl. eingekleideter Aufgaben enthält, welche auf Gleichun-

gen von ..., stets und ... Grad führen. Zu Gleichungen, welche nur eine unbekannte Grösse auf der ersten Potenz enthalten, gehören 38 Aufgaben. 6 Aufgaben geben einfache Gleichungen mit zwey, und 3 Aufgaben geben solche Gleichungen mit drey Unbekannten. Zu reinen und vollständigen quadratischen Gleichungen führen 10, und zu cubischen Gleichungen 4 Aufgaben. Die Auflösungen sind meist so verständlich, dass auch der Anfänger, wenn er nur mit den Elementen der Algebra vertraut ist, nur selten der Beyhülfe des Lehrers bedarf. Manche Erzählungen könnten indessen besser gewählt seyn.

Die Tabellen No. 4 sind zum Gebrauche bey dem Unterrichte in Wechselrechnungen bestimmt. Der Vf. hat ihnen das bekannte *Nelkenbrecherische* Taschenbuch zum Grunde gelegt, und nach unserer Überzeugug hiedurch den angehenden Comptoiristen einen angenehmen Dienst erwiesen, indem jene Schrift theils zu kostspielig, theils auch zum Gebrauche für Anfänger zu weitläuftig ist. Diejenigen, welche mit der kaufmännischen Terminologie und mit der Lehre von den Brüchen und Proportionen in ihren mannichfaltigen praktischen Anwendungen bekannt sind, werden diese Tabellen mit vielem Nutzen gebrauchen können. An ihrer Spitze stehen, als Anleitung zu ihrem praktischen Gebrauche, einige berechnete Beyspiele zur Vergleichung der Längen, Getreide- und Flüssigkeits-Masse, der Gewichte, Rechnungs-Münzen und Werthe; zu einfachen Wechselreductionen, zur Coursberechnung, zu indirecten Wechselrechnungen und zu Wechselcommissionen. Hierauf folgen die Tabellen selbst, nach alphabetischer Ordnung der Städte und Länder, mit den Rubriken: Rechnungsmünzen. — Münzverhältnisse, Währung. — Werth einer köln. Mark fein Silber — Längenmasse — Getreide- und Flüssigkeits-Masse. — Handels-, Gold-, Silber- und Münz-Gewicht. — Sonstiges (d. h. besondere Local-Masse und Gewichte u. dgl.) — Wechselpreise, Uso- und Respect-, Tage-, Sorten-Preise.

Δ

MÜNCHEN, ohne Angabe des Verlegers: *Anleitung zur geradlinigten Trigonometrie, und zwar zur Arithmetik der Sinus durch die Constructions-Methode.* Von *Franz von Spaun.* 1818. IV u. 84 S. 4. Nebst 3 Kupfert. (20 gr.)

Mit Recht bemerkt der Vf., dass die Constructionsmethode der geometrischen Wissenschaften in neueren Zeiten vielfach vernachlässigt worden sey, und dass insbesondere die französischen Geometer einen Vorzug darin gesucht haben, alle Zeichnungen von ihren Werken auszuschliessen, um ihre Lehren durch bloss analytische Deductionen zu begründen. Auch wir missbilligen dieses unverhältnissmässige Umund Eingreifen der Analysis in das Gebiet der Geometrie, da wir überzeugt sind, dass die Evidenz der letzten offenbar hiedurch gefährdet wird. Vor Allem sollte man in geometrischen Schriften, welche zur Belehrung der Anfänger bestimmt sind, diesen, der Geometrie fremdartigen, analytischen Weg nicht betreten, damit der Geist dieser Wissenschaft, so wie ihn die Alten erkannt und gelehrt haben, sich von den Neueren nicht immer mehr entferne. Unser Vf. hat, von ähnlichen Ansichten geleitet, in dieser Schrift den Versuch gemacht, Alles, was *Cagnoli* in seinem bekannten Werke über die Trigonometrie, und das Meiste von dem, was *Euler* im I B. seiner Einleit. zur Diff. und Integr. Rechnung analytisch deducirt, und zum Theil nicht befriedigend erwiesen hatte, aus rein geometrischen Constructionen abzuleiten. Dieser Versuch ist demselben so wohl gelungen, dass wir diese kleine Schrift allen Liebhabern, ja selbst Anfängern des trigonometrischen Studiums, wenn sie nur mit den Elementen der Planimetrie und Algebra vertraut sind, bestens empfehlen. Die erste Abtheilung entwickelt die nöthigen Vorbegriffe und Vordersätze der geradlinigten Trigonometrie aus Betrachtung der Figuren, durch Anwendung geometrischer und algebraischer Hülfslehren so einfach und verständlich, dass sie jeder Anfänger zu fassen im Stande ist. Hierauf werden S. 27—56 nicht nur die in den gewöhnlichen Lehrbüchern vorkommenden Aufgaben, sondern ausser diesen noch mehrere sehr interessante aussergewöhnliche Probleme gebaut, und durch ausgeführte Musterrechnungen in Zahlenbeyspielen erläutert. Nur Einiges ist uns in dieser ersten Abtheil. aufgefallen. Die geometrischen Sätze: Alle Kreise sind einander ähnlich; die Kreislinien verhalten sich gerade, wie ihre Radien; die Kreisflächen aber wie die Quadrate dieser Radien, nennt der Vf. *Postulate*, welche weder erwiesen, noch erweislich seyen. Nach unserer und nach der allgemeinen Meinung der Geometer sind es Theoreme, deren Wahrheit überzeugend dargethan ist. — Auch missbilligen wir die so harte, als übereilte Äusserung in der Vorrede: „Alle unsere Geometer, *Newton* und *Euler* nicht ausgenommen, sind erbärmliche Logiker. *Carnot* und *l'Huiller* allein verdienen eine ehrenvolle Ausnahme." Es bedarf wahrlich nicht viel Logik, um diese unlogische Behauptung zu entkräften. — Die zweyte Abtheilung dieser Schrift handelt von der „Arithmetik der Sinus," und der Vf. stellt hier einen neuen, durch leichte Construction erwiesenen, Lehrsatz auf, woraus diese Berechnungen auf eine Weise abgeleitet werden, welche unseren vollen Beyfall hat. Das Nähere hievon dürfen wir hier, um nicht zu weitläuftig zu seyn, nicht anführen; doch wird das Bemerkte hinreichen, unsere Leser auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche ihnen reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung und Belehrung geben wird. Druck, Papier und die Kupfertafeln verdienen Lob.

Δ Σ.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Flitner: *Die Nachtviolen, oder kleine Romane, Erzählungen und Gedichte in einsamen Abendstunden.* Herausgegeben von *Edwin Florindor.* 1817. 152 S. 8. (16 gr.)

2) Wien, b. C. Gerold: *Romantische Blüthen,* von *Luise Brachmann.* Erstes Bändchen. 1817. 168 S. 8. (18 gr.)

3) Berlin, b. Rücker: *Neue Spiele müssiger Stunden.* Dritter Theil. 202 S. Vierter Theil. 198 S. 8.

4) Braunschweig, b. Vieweg: *Ferdinand von Felsenthal und Alwina von Lindenhain.* Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 1817. 456 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Leipzig, b. Hartknoch: *Glitts gesellige Abende.* Herausgegeben von *Friedrich Laun.* 1817. 408 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

6) Leipzig, b. Hinrichs: *Waldrosen.* Von *L. von Germar.* 1817. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

7) Jena, b. Schmid u. Comp.: *Die feindlichen Stammhäupter,* oder *Liebe und Ritterthum.* Ein Roman aus dem Englischen der Miss *Houghton.* 1817. Erster Theil. 272 S. Zweyter Theil. 254 S. 8.

8) Leipzig, b. Hartknoch: *Kleinigkeiten,* von *Friedrich Laun.* Drittes Bändchen. *Die Reise zur Hinrichtung* u. s. w. 1817. 552 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

No. 1. Wir könnten eben nicht sagen, dass die *Nachtviolen* uns starke, erquickende Gerüche entgegengeduftet hätten. Vielleicht verschliessen sie dieselben in sich selbst, sowie die Vff. der Beyträge zu diesem Violengarten die gute Meinung von sich und ihren Producten. Alles ist sehr mittelmässig, was hier ein Hr. *Korth* geliefert hat, welcher der Inspector dieses Nachtgartens zu seyn scheint, und, wie seine Reime beweisen, sehr unzufrieden mit der Welt, jedoch weit zufriedener mit seinem Reimgeklingel ist. Aber (S. 148):

> Du Verwaister! Donn're, rase, stürme!
> *Drachenbilder,* sind diess Spiel und Scherz?
> Ist der *Giftkelch* eine süsse Birne,
> Die bezuckert das *zerriss'ne* Herz?

Doch diess ist vielleicht auch nur eine poetische Übung — allein sie ist ebenso misrathen, als es alle Dichtungen des enragirten Sängers überhaupt sind.

No. 2. Die Gabe der Dichterin, angenehm zu unterhalten, ist bekannt; ihre Gedichte verdienen vor anderen, welche zuweilen der Feder dieser oder jener Dichterin entfliessen, Auszeichnung. Die *Poesie* (S. 152) ist ein sehr angenehmes Gedicht, aber die *Flügel* (S. 154) hätten sich auch unter die schon benachbarten *Nachtviolen* (S. 108) verschwingen, wo sie eben nicht in der lieblichsten Gesellschaft waren. — Das Titelkupfer von *Pfeiffer* ist äusserst schlecht gerathen.

No. 3. Der Vf. dieser *Spiele,* deren erste Theile in der Jen. A. L. Z. 1818. No. 152 bereits von einem anderen Rec. beurtheilt sind, besitzt eine leichte und gefällige Erzählungsmanier; seine Verse lassen sich grösstentheils gut lesen; Witz findet man hie und da; und so werden die Leser diese neuen Spiele müssiger Stunden den älteren gern beygesellen. Das letzte Epigramm ist:

Die schöne Betty.

> O Schade, dass sie lebt! Könnt' ich sie marmorn sehn!
> Als Urbild ist sie schlecht, als Abbild wär' sie schön.

Den Roman No. 4 werden sich die Lesebibliotheken anschaffen müssen, da er sich ganz für das jetzige Lesepublicum eignet. Einige allzu breite Digressionen und einige Sprachfehler wird man dem Vf. verzeihen, da die Unterhaltung keine Zeit giebt, dieselben streng zu rügen.

No. 5. Die bekannte Laune des Vfs. hat diese ersten sechs Abende Glitts recht angenehm belebt. Der alte Bekannte hat seine Gäste auch diessmal ganz gut bewirthet. Was *wir* dabey etwa zu wünschen hätten, wird bloss in der etwas vernachlässigten Correctheit des Stils zu suchen seyn.

Der Vf. von No. 6 muss doch sein Publicum gefunden haben, da er so viel und mancherley in kurzer Zeit zum Druck befördern konnte. Und wer könnte etwas dagegen haben? Etwa die Leserinnen? Je nun! sie lesen zwar (S. 145): „Euch würde der Teufel selbst gefallen, wenn er eine schöne Uniform anhätte, und mit glatten Worten euch *speiste!* Ja, wenn sein Pferdefuss nur Mode wäre, so möchte auch dieser euch allerliebst scheinen. Und liess denn nicht die edle Stammmutter sich von ihm bethören, und brachte den Krieg in diese Welt des Friedens?" Doch was schadet das, wenn man unterhalten seyn will? Aber Verse sollte der Vf. doch ja nicht machen!

No. 7. Es ist zu beklagen, dass dieser Roman, der gewiss nicht zu den schlechteren seiner Art gehört, in so ungeübte Übersetzerhände gefallen ist. Die Leser müssen sich leider mit einem gewissen (ehemals sogenannten) Advocatendeutsch begnügen, wenn sie ihre Unterhaltung bey der Liebe und dem Ritterthume suchen wollen. Belege zu diesem Urtheile werden sie auf allen Seiten finden, und es bedarf deshalb keiner Hinweisung.

No. 8. Was von No. 5 gesagt worden ist, gilt auch von diesen *Kleinigkeiten,* deren erste beiden Bände ebenfalls ein anderer Mitarbeiter in den Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1819. No. 77 angezeigt hat. Sie dürfen in keiner Lesebibliothek fehlen, welche ihren Lesern gern Unterhaltung verschafft.

N. K.

Num. 60.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

Wien, b. Gerold: *Die ächten Hippokratischen Schriften*, verdeutscht und erklärt, zum Gebrauche für praktische Ärzte und gebildete Wundärzte, von Dr. *H. Brandeis*. Erstes Bändchen. *Die Aphorismen*. 1822. XVIII u. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist sehr erfreulich, dass zu einer Zeit, da alle denkenden Ärzte, der trügerischen Systeme und Theoreme endlich müde, überzeugt sind, dass die Heilkunst nur auf dem Wege der Erfahrung gefördert, und ihrem heilbringenden Zwecke genähert werden könne, eine erneuerte Bekanntschaft mit den frühesten Denkmälern der Wissenschaft wieder in Anregung gebracht wird, und unter Anderem die goldenen Wahrheiten und mit beyspiellosem Beobachtungsgeiste aufgefassten Erfahrungssätze des Vaters der praktischen Heilkunde, des *Hippokrates*, ins Gedächtniss zurückgerufen werden. Leider aber waren eben jene feststehenden Urkunden des ersten Gründers der Arzeneykunde, wegen der heut zu Tage mehr als jemals vernachlässigten Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache, sehr vielen Ärzten bisher verschlossen. — Darum ist es ein sehr rühmliches Unternehmen des Hn. *Br.*, die ewig geltenden Dictate des *Hippokrates* durch Hülfe einer deutschen Übersetzung auch den der griechischen Sprache Unkundigen bekannt machen zu wollen, und dadurch den vielen guten Saamen, der in denselben verborgen liegt, auszustreuen. Dieses Unternehmen ist um so dankenswerther, da die bisherigen lateinischen Übersetzungen und wortreichen Interpretationen und Exercitationen, jene Überbleibsel eines unverdrossenen Fleisses und einer bewunderungswürdigen Beharrlichkeit ihrer Verfasser, eher geeignet sind, davon abzuschrecken, die Urschrift unverständlicher zu machen, oder durch die unverzeihlichsten, zur Bestätigung ihrer eigenen Meinungen, herrschenden Theorieen und Systeme, eingemischten Auslegungen zu entstellen.

Von den Hippokratischen Schriften eine deutsche Übersetzung zu liefern, welche ganz dem Genius unserer Muttersprache und den einmal eingeführten Kunstausdrücken, sowie der Fassungskraft der ihr bestimmten Leser entspricht, ist keine leichte Arbeit, zumal da die kräftige, mit lakonischer Kürze vielsagende Schreibart des Lehrers von Kos nicht selten dunkel, sogar hie und da unverständlich wird. Freylich kommen hier sowohl dem Übersetzer, als dem Ausleger, bey der genauen Bestimmung der dem Nichtarzte oft unverständlichen einzelnen Ausdrücke und Wendungen des Idioms, die noch heut zu Tage durch unverbrüchliche Treue der Natur wiederkehrenden, und nicht selten im Deutschen danach benannten, Erscheinungen im menschlichen Körper gar sehr zu Statten, und erleichtern ungemein die ohne dieselben oft nicht zu enträthselnden Schwierigkeiten und Zweifel. Hienach lassen sich nun die Anfoderungen, welche wir an einen deutschen Übersetzer einer solchen Schrift machen, bestimmen; und wenn gleich der Vf. in der Vorr. S. VIII versichert, dass er treu und bündig, jedoch nicht sclavisch, übersetzt habe: so hat er doch hiemit noch nicht Alles geleistet, was einem Übersetzer einer medicinischen Schrift zukommt. Zwar ist diese Übersetzung unter den bisher in verschiedenen Sprachen erschienenen nicht nur in Hinsicht der Treue, sondern auch der getroffenen Gleichstellung unserer Kunstausdrücke, unstreitig die gelungenste; aber dennoch scheint es uns, als wenn der Übersetzer hie und da zu sehr, gleichsam wie ehedem die lateinischen Interpreten, ans Wort gefesselt gewesen wäre. Wir wollen desshalb einige wenige Stellen der Schattenseite des Buches ausheben und prüfen, um zu beweisen, dass der Vf. bey allem, nicht zu verkennendem Fleisse dennoch noch mehr hätte leisten können.

Erwägen wir zuvörderst die Worte des Titels: *Die ächten Hippokratischen Schriften*, streng: so kann uns in denselben eine Zweydeutigkeit nicht entgehen, indem nämlich alle jene Schriften gewiss von den sogenannten Hippokratikern, sie mögen nun wirkliche Familienmitglieder oder Schüler gewesen seyn, herrühren, und als solche waren sie *sensu strictiori* alle ächt, obgleich wegen ihres inneren Gehaltes und der weniger entsprechenden Trefflichkeit der darin aufgenommenen Beobachtungen, von anderen, dem eigentlichen Gründer der Hippokratischen Schule und der Heilkunst als Wissenschaft, dem Hippokrates, als des Heraklides Sohne oder dem Lehrer von Kos zugeschriebenen, Schriften zu unter-

scheiden; und aus diesem Grunde würde ein hieraus entlehnter Beysatz zur näheren Bestimmung jener Schriften passender, und sogar nöthig gewesen seyn.

Dieses erste Bändchen enthält die Ἀφορισμοὺς, weil sie die meisten medicinischen Grundsätze und Ansichten des Hippokrates wiedergeben, und deswegen am geeignetsten sind, das Studium seiner übrigen Werke zu erleichtern. Wohl wahr; aber eben desshalb hätten wir gewünscht (da schwerlich irgend ein Leser aus eigenem Antriebe sich während der Lectüre der Übersetzung eine umfassende Vorstellung der Hippokratischen Theorie, die in der That ost erweisend und der Natur und Heilungsart angemessen ist, entwerfen wird, wenn wir auch gern dem Vf. eine oft wiederholte Biographie, wegen der S. XVI angezeigten Gründe, schenken wollen), dass der Vf. eine, aus den Schriften selbst entlehnte Darstellung des Hippokratischen Systems als allgemeinen Commentar mancher Abweichungen und als Beleg des versuchten Heilungsverfahrens als nöthige Zugabe mitgetheilt hätte; es würde durch ein solches Vorwort mancher in unserer Sprache fremdklingende Ausdruck, z. B. die durch weissen Schleim (Aph. VII, 29) übersetzte λευκοφλεγματίη, oder ῥεῦμα u. a., klarer geworden seyn. Ausserdem hätte der Übersetzer, wenn wir auch gleich mit demselben eingestehen, dass im Ganzen kein inniger Zusammenhang in den Aphorismen nachzuweisen sey, immer in einer gedrängten Überschrift den Hauptinhalt der einzelnen Bücher angeben sollen, besonders da ein alter Codex, den *Brasavolus* benutzte, einige allgemeine Inhaltsandeutungen, z. B. im zweyten Theile des V Buches mit: περὶ γυναικείων παθῶν καὶ θεραπείας, zu verrathen scheint. Endlich fragen wir, warum wohl der deutsche Übersetzer die griechische Benennung der Schrift beybehalten habe, da wir durch unser: *Lehrsätze* dieselbe genügend wiedergeben können.

Jetzt als Beleg unseres, oben im Allgemeinen ausgesprochenen, Urtheils einige Stellen, in welchen der Sinn entweder verfehlt, oder zu buchstäblich, und desshalb sprach- und kunstwidrig wiedergegeben ist. Aph. I, 11. ἐν τοῖσι παροξυσμοῖσιν ὑποστέλλεσθαι χρὴ, τὸ προστιθέναι γὰρ βλάπτει, übersetzt Hr. *Br.*: Während der Verschlimmerungen muss man die Nahrung entziehen: denn es ist schädlich, deren zu reichen. Wir möchten statt *entziehen* lieber *aussetzen* sagen, und *deren* in *dieselben* umändern. — Aph. I, 14. γέροντες ὀλίγων ὑπεκκαυμάτων δέονται, übersetzt unser Vf.: Alte Leute gebrauchen nur wenig *Zunder*. Hierin erkennen wir den *fomes* der lateinischen Interpreten. Wir glauben dieses μεταφορικῶς angewendete Wort am besten durch *Anfeuerung* wiederzugeben, ebenso, wie letzte der Engländer *animating* nennt. — Aph. I, 20. Hier möchten wir ἐρέθισμος nicht, wie Hr. *Br.*, durch: in Bewegung setzen, sondern vielmehr durch *anschärfen* übersetzen. — Aph. II, 9. τὰ σώματα sind in dieser Stelle nimmermehr, unserem Sprachgebrauche gemäss, *Körper*, sondern *Stoffe* (der ersten Wege). — Aph. II, 12. τὰ ἐγκαταλιμπανόμενα ἐν τῇσι νούσοισι μετὰ κρίσιν, ὑποστροφὰς ποιέειν εἴωθεν, übersetzt Hr. *Br.*: Was nach der Krankheiten nach einer Entscheidung im Körper zurückgeblieben ist, pflegt Rückfälle zu verursachen. Wir suppliren σώματα, und übersetzen: In Krankheiten pflegen nach einer Entscheidung zurückgebliebene Stoffe Rückfälle zu erregen, — denn die Leseart ἐν statt ἐν stimmt nicht mit dem Zusatze. — Aph. II, 14. μὴ ἐς τὰ πονηρὰ μεταβάλλῃ, — wenn der Stuhlgang nicht ins Schlimmere geht; — warum nicht kürzer: in sofern er nicht schlimmer wird? — Aph. II, 17. παρὰ φύσιν πλείων, — mehr Nahrung, als man vertragen kann. Warum nicht lieber: widernatürlich viel? da das Vertragenkönnen relativ ist. — Aph. II, 46. ἀφαυρότερος πόνος ἀμαυροῖ τὸν ἕτερον; Hr. *Br.* zu buchstäblich: der heftigere Schmerz verdunkelt den anderen. Im Deutschen gebrauchen wir in diesem Sinne: betäuben. — Aph. IV, 1. τὰς κυούσας φαρμακεύειν ἢν ὀργᾷ, übersetzt Hr. *Br.*: Schwangere darf man abführen, wenn Aufwallung zugegen ist. Hier ist der Sinn zwar richtig gefasst, nur unpassend verdeutscht, indem die Worte: abführen und Aufwallung einen Doppelsinn zulassen, und da überdiess nicht die Schwangeren, sondern die Unreinigkeiten derselben aus den ersten Wegen, abgeführt werden, letzteres aber nicht von dergleichen Stoffen, sondern vom Blute gebraucht zu werden pflegt. — Aph. IV, 19. ὁκόσοι ἐν τῇσι φαρμακοποσίῃσι μὴ διψῶσι, καθαιρόμενοι, οὐ παύονται πρὶν ἢ διψήσωσι. Hr. *Br.* übersetzt: Die nach einem genommenen Abführungsmittel nicht dürsten, während sie abgeführt werden, hören nicht eher auf, es zu werden (!), als bis sie Durst bekommen. Hier sind gerade noch einmal so viele Worte, als im Griechischen. Kürzer gesagt: Die während eines mit Erfolg genommenen Abführungsmittels nicht dursten, bey solchen ist nicht eher, als mit dem Durste, Stopfung zu erwarten. — Aph. IV, 38. καὶ ὅκου ἐν τοῦ σώματος θερμὸν, ἢ ψυχρὸν, ἐνταῦθα ἡ νοῦσος. Hr. *Br.* verdeutscht: Und in demjenigen Theile des Körpers Hitze und Kälte ist, ist auch der Sitz der Krankheit. Kürzer: Ebenso, wo im Körper Hitze und Kälte empfunden wird, daselbst ist die Krankheit. In diesem Lehrsatze, wie in dem vorhergehenden, steht καὶ als *particula copulativa*, und ist nicht durch und, sondern, wie das Lateinische, *aeque* und *item*, durch: ebenso, ingleichen u. s. w., zu übersetzen. — Aph. IV, 32. ὁκόσοισιν δὲ ἀνισταμένοισιν ἐκ τῶν νούσων, übersetzt Hr. *Br.*: Wenn von der Krankheit Auferstehende, — warum nicht: von Krankheiten Genesende, und sowohl νούσων, als ἀνισταμένοισιν im Plural? — Aph. IV, 73. ὁκόσοισιν ὑποχόνδρια μετέωρα διαβορβορύζοντα, übersetzt Hr. *Br.*: Die Knurren haben in den ausgetriebenen Hypochondern. Besser: denen es im aufgetriebenen Leibe poltert. Knurren ist ein Provincialismus, und Hypochondern kein deutsches Wort. Obgleich übrigens Aristoteles (Th. G. I, 13) τὸ ὑπὲρ τῶν ὀμφαλὸν [illegible] ausdrücklich bestimmt: so glauben wir dennoch in dieser Stelle das Wort *Leib* beybehalten zu können. — Aph. V, 7. τὰ ἐπιληπτικὰ ὁκόσοισι [illegible] γίνονται, μετάστασιν ἴσχει. Hr. *Br.*: Die vor der [illegible]barkeit ausgebrochene Fallsucht hebt sich. Wir [illegible] [illegible] Verbesserung an, sowie Celsus: [illegible] *tionem* [illegible] — Aph. V, 12. [illegible]

[illegible] nicht, wie Hr. Br., Haare; sondern Haupthaare. — Aph. V, 43. ἢν γυναικὶ κυούσῃ ἐρυσίπελας ἐν τῇ ὑστέρῃ γένηται; Hr. Br.: Wenn eine Schwangere eine Rose in der Bärmutter bekommt. Hier möchten wir, in sofern Hippokrates wirklich eine solche Krankheit, und nicht bloss eine Entzündung, meint, Rothlauf der Gebärmutter sagen. — Aph. V, 42. γυνὴ ἔγκυος εἰ μὲν ἄῤῥεν κύει, übersetzt Hr. Br.: Wenn ein Frauenzimmer mit einem Knaben geht! Warum nicht lieber, eine mit einer männlichen Frucht Schwangere? — Aph. VI, 4. τὰ περιμάδηρα ἕλκεα, κακοήθεα, wird hier verdeutscht: Die ringsherum glatten, haarlosen Geschwüre. Diess ist der Natur und der griechischen Sprache zuwider. Hippokrates versteht unter περιμάδηρος ein mit trockenem Rande umgebenes Geschwür, und obgleich μαδαρὸς in der ersten Bedeutung haarlos heisst: so erinnert sich Rec., ausser dieser, einer anderen Stelle im Aristoteles, wo das in Rede stehende Wort im Gegensatze von ὑγρὸν, oder Feuchtigkeit, vorkommt. — Aph. VI, 38. καρκίνοι κρυπτοὶ, verborgene Krebse; wir würden lieber Krebsschaden oder Geschwüre sagen. — Aph. VII, 30. ὁκόσοισιν ἀφρώδεα τὰ διαχωρήματα ἐν τῇσι διαῤῥοίῃσι, τουτέοισιν ἀπὸ τῆς κεφαλῆς ταῦτα καταῤῥεῖ, übersetzt Hr. Br.: Bey denen im Durchfall das Abgehende schaumig ist, diesen fliesst Schleim aus dem Kopfe ab. Hier sind die Worte nicht treu wiedergegeben. Wem übrigens der von Hippokrates etwas zu natürlich erklärte Ursprung der sogenannten Schleimflüsse (ῥεύματα) bekannt ist, den kann folgende Übersetzung nicht befremden: Die schaumigte Ausleerungen während eines Bauchflusses erleiden, denen träufeln sie vom Kopfe aus! — Aph. VII, 43. γυνὴ ἀμφιδέξιος οὐ γίνεται; Hr. Br.: Ein Frauenzimmer ist nicht auf beiden Händen rechts. Hier ist γίνεται übersehen, welches vielleicht am schicklichsten durch: Wird nicht durch Übung, — verdeutscht werden kann. Übrigens sind die Frauenzimmer nicht, wie Hr. *Br.* schreibt, *ambidexter*, sondern *ambidextrae*.

Dergleichen Mängel lassen sich freylich bey genauer Vergleichung der Urschrift noch mehrere auffinden. Hie und da stossen wir ferner auf einige entweder fehlerhaft erklärte, oder zu streng verdeutschte Worte, von welchen wir einige ausheben wollen. Τὰ φύματα übersetzt Hr. *Br.*, z. B. Aph. II, 15, durch Hautausschläge. Wir verstehen hier und an anderen Orten kleine Blutschwären darunter, denn Aristoteles sagt ausdrücklich: φῦμα περιφερὲς, ἀπόστημα μικρὸν, [illegible]. — Ἡ θέρμη glaubt Hr. *Br.* Aph. II, 21 durch den Genuss des ungemischten Weines wiederzugeben. Dieser kann aber dennoch schwach seyn, und jenen Genuss nannten die Griechen ἀκρατοποσίαν (*meri potio, haustus Cels.*); unter jenem Hippokratischem Worte verstand man aber, zufolge der Ableitung (ἀπὸ τοῦ θέρμειν) nach unserer Erklärung, alle herzstärkenden, belebenden Getränke, dergleichen wir mit dem Mittelalter im Allgemeinen *cardiaca* aus einer ähnlichen Ursache nennen; und da der Wein besonders sich durch diese Eigenschaft auszeichnet, den Genuss eines feurigen, kräftigen Weines. — Ὁ σατυριασμὸς, Geschwulst der Ohrendrüsen. Da sich der Vf. über den Begriff dieses Wortes verbreitet hat: so hätte eine classische Stelle im Aristoteles (*gener. anim.* IV, 3), wo die Krankheit σατυρία genannt, für Erzeugniss der rohen Säfte auf das Gesicht erklärt, und wegen der thier- oder satyrähnlichen Gesichtsverunstaltung die Namenserklärung hinzugefügt wird, hier angeführt werden sollen. Rec. erinnert hiebey gelegentlich an den ganz analogen vaterländischen Ausdruck: Ziegenpeter. — Ὁ σκοτόδινος übersetzt Hr. *Br.* Aph. III, 31. IV, 17 und anderwärts, Glastschwindel; wir haben immer diese Krankheit Glatzschwindel nennen hören. Ausserdem wird in letzter Stelle ὁ καρδιωγμὸς durch Schmerzen des Magenmundes verdeutscht; wir verstehen darunter ein spannendes, drückendes Gefühl in der Magengegend, in der sogenannten Herzgrube. — Ἡ ἀποσιτίη ist Aph. IV, 17 nicht Abscheu vor Speisen, sondern Appetitlosigkeit: ebenso, wie τὰ σπάσματα (Aph. V, 25) nicht Zerreissungen der Muskelfasern, wie Hr. *Br.* verdeutscht, sondern heftige Zuckungen, *distentiones* der Römer. Ἡ γνάθοι möchten in dem Aph. IV, 51 wohl nicht, wie Hr. *Br.* will, die Theile um die Wangen herum, sondern vielmehr die Kinnbackengegend seyn, an welcher Stelle besonders leicht, nach typhösen Fiebern, metastatische Abscesse entstehen. Im ersten Falle setzt Hippokrates und Aristoteles τὸ λεπτὸν hinzu. — In dem 19 Aph. des VI B., zu welchem ausserdem Arist. (Gesch. I, 13) als gleichbesagende Stelle hätte angeführt werden können, ist sowohl ὁ νευρὸς, als ἡ ἀκροποσθίη übel gedeutet. Unter den ersten verstand Hippokrates u. A. keineswegs, wie wir, Nerven, sondern die Sehnen, *tendines*. In denselben Fehler verfällt der Vf., wenn er Aph. V, 16 νεύρων ἀκρατέων durch Nervenschwäche verdeutscht, von welcher die Alten keine Vorstellung hatten; wir würden lieber *Kraftabspannung* gesagt haben. Unter ἀκροποσθίη versteht Hr. *Br.* allein Vorhaut; wir hingegen berufen uns auf Aristoteles, welcher ausdrücklich sagt: κοινὸν δὲ τοῦτο καὶ τῇ βαλάνῳ ἀκροποσθία, und suchen darunter die Eichel sammt ihrer Vorhaut. — Ὀφθαλμιᾶν glaubt Hr. *Br.* durch: an den Augen leiden, zu erschöpfen. Wir verstehen darunter stets eine Entzündlichkeit des Auges, ohne welche dennoch das Auge leiden kann. — Τὰ ἀρώματα sind keineswegs in diesen Zeiten, wie Hr. *Br.* meint, Gewürze (Aph. V, 28), sondern vielmehr alle wohlriechenden Substanzen, sogenannte Specereyen.

Noch Einiges liesse sich im Betreff der verschiedenen Lesearten erinnern, welche Hr. *Br.* bey der alleinigen Benutzung der *van Linden*'schen Ausgabe nebenher benutzen oder erwägen konnte. So möchten wir z. B. lieber Aph. VII, 13 statt καύμασιν, τρώμασιν lesen, besonders weil *Galenus* diese Leseart begünstigt, und dieselbe mit einer anderen Stelle Aph. V, 2 übereinstimmt. — Aph. VI, 22 lesen wir statt der in der Übersetzung angenommenen ῥήγματα, ῥεύματα oder ἀλγήματα, da beide Sinn geben, jenes aber demselben zuwider ist. — Aph. II, 43 übersetzt der Vf. zwar richtig: Ertrunkene, zeigt jedoch eine falsche Leseart, καταδυομένων, an. Eine kleine Änderung in καταπνιγομένων ist sowohl dem Sinne, als der Übersetzung günstig

Was die übrigen Zugaben zu dieser Übersetzung betrifft: so fand sich Hr. *Br.* veranlasst, sich nicht auf eine geflissentliche Untersuchung, Erörterung und Prüfung der Hippokratischen Dictate einzulassen, indem er den Lesern lieber freystellt, sich über die Zweifel selbst Hypothesen zu bilden; doch glaubte er zur möglichst vollkommenen Verständigung jedes Lehrsatzes, Parallelstellen aus den übrigen Schriften und aus Celsus anführen zu müssen, und theils durch diese, theils durch andere Erklärungen, von welchen er *Philotheus*, *Fuchs*, *Martian* und *von Gorter* als Quellen nennt, Licht einzustreuen. Alles diess ist mit gehöriger Umsicht geschehen; jedoch nimmt es uns Wunder, in einer deutschen Übersetzung alle Citate aus griechischen Werken in lateinischer Sprache zu finden, die den Leser leicht zu der Vermuthung führen könnten, als wären Hn. *Br.* jene *Glossemata* geläufigere Wegweiser gewesen, als die Urschrift selbst. Auch das sehr geschmackvolle Äussere des Buches, die im Ganzen genommen genügende Correctheit in der Schreibart und dem Druck u. s. w., laden zum Gebrauche ein. Wir wünschen, dass durch diese gehaltreiche Übersetzung der Hippokratische Geist recht vielfältig verbreitet, und der Vf. die übrigen Bücher des Hippokrates, mit eben dem rühmlichen Fleisse ausgearbeitet, und mit Berücksichtigung unserer Erinnerungen, recht bald erscheinen lasse.

Q. R. S. T.

Gotha u. Erfurt, in der Henningsschen Buchhandlung: *Schule der Wundarzneykunst.* Ein Leitfaden zum zweckmässigen Unterricht der Lehrlinge. Zweyter Theil. 1822. II u. 398 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Auch unter dem doppelten Titel: *Die Heilmittel der Wundärzte.* Ein Handbuch zum Gebrauch praktischer Wundärzte, nach den bewährtesten Erfahrungen bearbeitet. Und: *Kunst, die äusserlichen und chirurgischen Krankheiten der Menschen zu heilen, nach den neuesten Verbesserungen in der Wundarzneywissenschaft.* Von einem Vereine praktischer Ärzte und Wundärzte bearbeitet. Fünfter Theil. *Die Lehre von den Heilmitteln der Wundärzte.*

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 26.]

Die Seltenheit eigener Vorlesungen über die *materia chirurgica* hat den Vf. (überall spricht nur ein einziger) zu gegenwärtigem Werke veranlasst, worin er nach vorausgeschickter Einleitung die gebräuchlichsten Mittel in alphabetischer Ordnung, mit Wiederaufnahme mancher alten, jetzt mit Unrecht vergessenen, abhandelt, auch hin und wieder beurtheilt, berichtigt und modificirt, wie nicht weniger eigene, darüber gemachte Beobachtungen einschaltet. Zur Ersparung des Nachschlagens in den Dispensatorien sind an den mehresten Orten die Magistralformeln mit eingereiht. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit desselben, wobey wir nur wünschten, dass die unter anderen Artikeln mit angeführten Mittel auch hier erwähnt worden wären. Ein anderes Gebrechen, welches der Vf. zum Theil in dem „Vorworte" zu entschuldigen sucht, liegt in der, bey Weitem nicht vollständig angezeigten, Menge Druckfehler, sowohl in Rücksicht auf Orthographie, als Construction und Interpunction, deren Abstellung besonders für die Lehrlinge sehr nöthig gewesen wäre. Demungeachtet wird Niemand die Brauchbarkeit des Ganzen in Zweifel ziehen.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturwissenschaft. *Mainz*, b. Kupferberg: *Das Verhältniss der vier Elementarstoffe zur Natur, und insbesondere zum menschlichen Organismus, von Heinrich August Paez*, Dr. der Philos., Med. u. Chir., und praktischem Arzte in Wiesbaden. 1813. 58 S. gr. 8.

Diese Schrift scheint, wie auch die Vorrede nicht undeutlich zu verstehen giebt, ihren Ursprung dem ersten Studium des Vfs. zu danken, und beweist in sofern hinlänglich, dass Hr. *P.* die Schriften mehrerer denkender Naturphilosophen, vorzüglich aber *Schellings* und *Steffens* Darstellungen der Urverhältnisse der Natur, mit empfänglichem Geiste in sich aufgenommen, und bis zu *dem* Puncte innerlich verarbeitet habe, wo fremde Ideen in eigenthümlicher Gestalt für eine äussere Selbstanschauung hervorzutreten vermögen. Indem wir daher das Bestreben des Vfs., die innere Einheit seiner Anschauungen in einem solchen Reflex noch mehr zu beleben, gern billigen, dürfen wir um so weniger die Überzeugung bergen, dass es füglich bey dieser bloss subjectiven Bestimmung hätte sein Bewenden haben können. Nicht leicht wird Jemand, der sich nicht schon zu eigenen Ideen über diesen Gegenstand erhoben hat, aus dieser Schrift durchgreifende Belehrung schöpfen. Sie liefert zerstreute Resultate, gesammelte Thatsachen. Mit *Steffens* trennt sich die Formation der Erde in eine Kiesel- und Stickstoff-Reihe, sprosst auf der einen Seite in Pflanzen empor, und regt sich auf der anderen im Thiere; und von oben greifen die Pole des Wasserstoffs und Sauerstoffs ein, lösend und verzehrend, was, wie der Vf. glaubt, die *Materie* in ewige starre Bande schlagen wollte. So ist der Vegetationsprocess die lebendige Bildung des Kohlenstoffes, und im Thiere wird der Pflanze selbst das entkohlende Princip, als innere Verbrennung durch den Athmungsprocess, zur Darstellung des Stickstoffes, aufgesetzt. Die Darstellung des Athmungsprocesses ist nicht übel gerathen. Es wird gut angedeutet, wie das höhere Princip im Thiere nur durch ein Zerstören des Besonderen (durch ein Verbrennen) sich dieses aneignen, und hier wiederum gerade durch dieses Aneignen des objectiv Zerstörten in sich nothwendig das Bedürfniss neuer Aneignung, unter der Form des Ausathmens, setzen müsse, so dass der Kreislauf, im Athmungsprocesse ausgedrückt, wirklich ein schönes Bild der durchgreifenden Wesenlosigkeit aller besonderen Actionen, als solcher, innerhalb der Sphäre des thierischen Organismus, abgeben könnte. Dafür aber kommt der Versöhnungsact der vier Elementarstoffe in der Thierheit allzu zufällig und wie geliehen, von aussen herein, und der Geist wird, nicht minder zufällig, gegen die noch immer starre Materie zu Hülfe gerufen, so dass im Ende doch nicht viel heraus kommt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

KIRCHENRECHT.

Pforzheim, im Verlage des Vfs. (Mannheim, b. Schwan u. Götz): *Versuch eines Badischen evangelisch-lutherischen Kirchenrechts, vorzüglich für Pfarrer und Candidaten des Predigtamtes,* von *P. L. Roman,* Diakonus an der Stadtkirche und Prediger am Irren- und Siechen-Hause zu Pforzheim. 1807. XXII u. 429 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine möglichst vollständige Übersicht der im Gebiete des Grossherzogthums Baden in Kirchensachen, besonders der Protestanten, erlassenen Verordnungen gehörte schon seit einem halben Jahrhundert zu den angelegentlichsten Wünschen, nicht nur der Geistlichkeit dieses Landes, sondern auch der Freunde wissenschaftlicher Fortschritte in auswärtigen Staaten. Beide Classen von Lesern müssen es dem Vf. Dank wissen, dass er ihnen in dem vorliegenden Werke das Resultat desjenigen vorlegt, was er, zunächst für seinen eigenen Gebrauch, aus einer Menge zerstreut liegender Quellen mit dem mühsamsten Fleisse und der sorgsamsten Umsicht gesammelt hatte. Beide haben bereits über den Werth dieses Werkes entschieden. Wenn die Anzeige desselben in diesen Blättern durch zufällige Umstände verspätet worden ist: so dürfte sie demungeachtet auch jetzt nicht ohne Interesse seyn, weil nicht nur das kirchliche Leben dieses in der neueren Zeit durch den Geist seiner Verwaltung so hoch ausgezeichneten Landes im gegenwärtigen Augenblicke ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden ist, sondern auch weil die vorliegende Schrift selbst bey Weitem nicht so allgemein bekannt geworden zu seyn scheint, als es ihr Inhalt verdient, und weil sie zu mehreren Bemerkungen Gelegenheit darbietet, die nicht nur für das Badische, sondern auch für das allgemeine Kirchenrecht der Protestanten Erwägung verdienen. Das Ganze, dessen Plan und Übersicht der Abhandlung vollständig vorausgeht, umfasst 659 Paragraphen, welche unter acht Titel vertheilt sind, von denen die meisten in mehrere Abschnitte, sowie diese wieder in mehrere Capitel, zerfallen. Es wird genug seyn, hier den Inhalt der einzelnen Titel und Abschnitte anzudeuten; jene sollen durch römische, diese durch arabische Zahlen nachgewiesen werden. I. Verhältniss der verschiedenen Religionen gegen einander. 1) Wechselseitiges Verhältniss der reichsbürgerlichen Religionen. 2) Verhältniss der Separatisten gegen den Staat und die evangelische Landeskirche. II. Öffentlicher Religionsvortrag, 1) dessen Beschaffenheit, Richtschnur, Gelegenheiten; 2) Beförderungsmittel desselben; Synoden. III. Einzelne gottesdienstliche Handlungen, Gebräuche, und die dazu gehörigen äusserlichen Gegenstände; 1) Taufe, Confirmation, Beichte, Abendmahl, Trauung, Beerdigung u. s. w. 2) Kirchengebäude, Kirchhöfe u. s. w. IV. Unterrichtsanstalten, 1) während der Schuljahre, 2) nach zurückgelegten Schuljahren. V. Fürsorge für Arme und Elende. VI. Kirchliche Sittenzucht. 1) Gegenstände derselben. 2) Mittel zu ihrer Beförderung. VII. Ehe und Ehesachen. 1) Eheverlöbnisse. 2) Ehehindernisse. 3) Wirkungen der Ehehindernisse und ihrer Beseitigung. 5) Feyerlichkeiten der Ehe. 5) Religionserziehung der Kinder. VIII. Rechte und Pflichten der Candidaten, Vicare und Pfarrer. 1) Übertragung eines Pfarramtes. 2) Verhältniss der Geistlichen zum Staate. 3) Vorrechte und Freyheiten der Geistlichen. 4) Subjectionsverhältnisse der Pfarrer. 5) Diensteinkommen der Pfarrer. 6) Führung der Kirchenbücher. 7) Privatleben, Studium und Kleidung der Geistlichen. — Wir wollen mit dem Vf. über die von ihm gewählte Ordnung nicht streiten. Dass sie nicht wissenschaftlich sey, ergiebt sich aus diesem bunten Gemisch der einzelnen Gegenstände von selbst; nach dem, schon auf dem Titelblatte bemerkten, Zwecke des Vfs. konnte aber wissenschaftliche Kenntniss dieses Rechtstheils aus anderen Schriften vorausgesetzt werden, und die vorliegende Arbeit würde sodann einen Ergänzungsband abgeben, dem sich jedes System um so leichter anschliessen könnte, als nicht nur die bereits erwähnte Übersicht, sondern auch ein gleich vollständiges, alphabetisches Register, den Gebrauch ausnehmend erleichtern, der wichtigen Vorfrage: ob es noch im gegenwärtigen Augenblicke ein durchweg probehaltiges System dieses so verschieden beurtheilten Erkenntnisszweiges gebe, nicht zu gedenken. Zweckmässiger dürfte es seyn, auf einzelne Bestimmungen aufmerksam zu machen, welche den Geist dieses, in vielfacher

Hinsicht ausgezeichneten, Particular-Kirchenrechts kenntlich machen. Wir rechnen dahin folgende. Als einzige Norm des Glaubens werden die klaren Aussprüche der heil. Schrift angenommen. Von einem Religionslehrer wird nicht gefodert, dass er in seinen freyen Vorträgen von den Formen und Ausdrucksarten, deren die ersten Verfasser unserer Religionsbücher sich bedient haben, Gebrauch mache, wenn ihn nicht seine eigene Überzeugung dazu treibt. Jeder Lehrer hat die Freyheit, diejenigen der verschiedenen, für eine und ebendieselbe Hauptsache in der h. Schrift dargereichten Vorstellungsarten vorzüglich zu wählen, die ihm am meisten geeignet scheinen, das praktische Christenthum dadurch zu befördern, ohne desswegen andere Lehrer, welche eine andere dieser Vorstellungsarten als Mittel zur Erreichung des Zweckes brauchbar finden, zu tadeln, oder von ihnen Tadel besorgen zu dürfen. (§. 23. Eigene Worte der vortrefflichen Kirchenraths-Instruction von 1797.) Das sogenannte *juramentum confessionis* auf die innere Annahme und das äusserliche Bekenntniss der symbolischen Bücher war schon längst ausser Übung gekommen, und wurde 1788 ausdrücklich aufgehoben. Der hieher gehörige Theil des bey der Ordination abzulegenden Versprechens enthält die Verpflichtung des Religionslehrers, „das ihm anvertraute Kirchenamt *nach Gotteswort*, und der evangelischen Kirchenverfassung gemäss, treulich und fleissig zu verwalten, die Kenntniss der Religion vollständig, *rein und unverfälscht*, wie solche von Christo und seinen Aposteln gelehrt worden, in der Gemeinde zu verbreiten." (§. 566. 567. Bey der bekanntlich im J. 1821 auf einer Generalsynode von lutherischen und reformirten Geistlichen dieses Landes beschlossenen, und von dem Grossherzoge genehmigten, Vereinigung beider protestantischen Kirchen wurde eben dieser Grundsatz feyerlich ausgesprochen, und nur für diejenigen Bekenntnissschriften normatives Ansehen in der vereinten evangelischen Kirche beybehalten, welche vor der Trennung zwischen beiden Brüderkirchen erschienen, die Augsburgische Confession, Luthers und der Heidelbergische Katechismus.) Wie wenig man beabsichtige, durch untergeordnete Symbole den Geist in Fesseln zu schlagen, und allen weiteren Untersuchungen ein Ziel zu setzen, beweisen u. A. die seit 1794 angeordneten wissenschaftlichen Synodal-Ausarbeitungen, bey denen nicht sowohl auf den Lehrbegriff, als auf Gründlichkeit der Abhandlung gesehen wird, unter der Voraussetzung jedoch, dass solche freyere Untersuchungen, die dem Reiche der Wissenschaften angehören, nicht in den Volksvortrag überfliessen werden (§. 65). Auch bezeugen dieses die, anstatt des sonst üblich gewesenen zweyten oder Dienst-Examens den Candidaten halbjährlich vom Consistorium aufgegebenen Abhandlungen, in welchen der Vortrag von dem Kirchensystem abweichender Lehren dem Verfasser keinesweges zum Nachtheil gereicht, indem es dem Consistorium genügt, bey dieser Gelegenheit auf die Blössen gewagter Behauptungen aufmerksam zu machen, und den Verfassern eine zweckmässige Anweisung zu geben, wie man das Recht des Forschers von der Pflicht des Lehrers *im öffentlichen Vortrage* sorgfältig unterscheiden müsse (§. 540 — 545). Auch ist es einem, mit gründlichen Kenntnissen und reinen Absichten ausgerüsteten Religionslehrer unverwehrt, in Privatunterredungen jenen, die über den Sinn einzelner Bibelwahrheiten, welche ihnen mit der Masse ihrer übrigen Kenntnisse nicht übereinstimmend scheinen, mehrere Aufklärung verlangen, solche unter denjenigen Denkformen und Ausdrücken zu geben, die er selbst nach eigener gewissenhafter Forschung für die richtigste, und nach den Fähigkeiten und Vorkenntnissen des Fragenden für die fasslichste hält (§. 25, mit Verweisung auf die bereits erwähnte Kirchenraths-Instruction vom J. 1797 und auf die Schrift des Geh. Raths *Brauer:* Über den Protestantismus. Karlsr., 1802. 8.). Nach Synodalbefehlen von 1794 und 1802 wird von den Geistlichen des Landes erwartet, dass sie alle Neuerungen in der Lehre mit Sorgfalt prüfen, und, fern vom Nachbeten, selbst sehen, denken und glauben lernen, und mit der unverbotenen Lectüre der Bücher, deren Inhalt mit der Ruhe ihrer Gemeinden nicht wohl vereinbar ist, vorzüglich das Lesen der wahre Aufklärung, Besserung und Erbauung befördernden Schriften eines *Griesbach, Plank, Reinhard, Flatt* und anderer verdienstvoller Männer, verbinden, das wichtige Studium der Menschen, unter welchen sie leben, nicht vernachlässigen, und durch eine genaue Bekanntschaft mit ihren Schicksalen, Meinungen, Vorurtheilen, Maximen, Sitten und Gewohnheiten, sich in den Stand setzen werden, sie weise zu leiten (§. 659). — Die, bekanntlich aus dem Zeitalter Karls des Grossen herrührende, Perikopensammlung erhielt 1794 vom Consistorium eine zweckmässige Revision (§. 29 — 32), die keinem protestantischen Lande abgehen sollte, aber in den meisten leider noch zu den frommen Wünschen gehört). In jeder Pfarrey müssen wenigstens Einmal jährlich Predigten gehalten werden: über Eidestreue, Erziehung, Keuschheit, Sonntagsfeyer, Luxus, Händel und Todtschläge (§. 33. 34. Ungern vermissen wir hier das schöne Thema: über die Ordnung, von dessen Behandlung *Hugo Blair* ein so treffliches Beyspiel in der Sammlung seiner Predigten aufgestellt hat). — Die Einschränkung der Feyertage geschah seit 1756 nach allmählicher Vorbereitung. Der Dreykönigstag und Mariä Verkündigungstag wurden aufgehoben, und auf immer für gewöhnliche Werktage erklärt. Das Fest der Empfängniss wurde 1803 auf den Ostermontag verlegt, und 1804 mit Stillschweigen übergangen. (§. 38. Wir konnten kaum unseren Augen trauen, als wir hier in einer Anmerkung lasen, dass auch das *Reformationsfest*, welches dem Andenken der 1756 im Baden-Durlachischen geschehenen Einführung der evangelischen Lehre gewidmet war, gegen das Ende des 17ten Seculums wieder aufgehoben

ben sey. Allem Ansehen nach eine Wirkung geheimer Umtriebe des damals mächtig sein Haupt erhebenden Jesuitismus. Sollte nicht der erste Adventssonntag, welcher, nach der §. 36 — wohl nicht ganz im Geiste der ursprünglichen Anordnung — gegebenen Andeutung, zum Andenken des Segens beybehalten wurde, der der Menschheit durch Stiftung der christlichen Kirchengemeinschaft zu Theil wurde, oder einer der drey darauf folgenden Sonntage, einem Theile nach, auch zum Andenken jener hochwichtigen Begebenheit, durch welche die mächtigsten Hindernisse dieses Segens hinweggeräumt wurden, sich eignen, und diess um so mehr, da schon die beiden Pfingsttage („zum Andenken der Ausbreitung der Offenbarung unter die Völker") in letzter Auflösung mit dem angeführten Gegenstande des Adventsonntages identisch sind?) — Jeder zum erstenmal anzustellende Geistliche muss nach der Examinations-Ordnung von 1794 vor dem Consistorium geprüft worden und bestanden seyn, auch wenn er zur Aushülfe von einem Superintendenten und zwey Geistlichen schon geprüft worden ist. (§. 539. Über dieses Examen vermissen wir ungern das Nähere. Gewiss ein höchst wichtiger Gegenstand, der es so sehr, wie irgend ein anderer, verdiente, in einer eigenen, einerseits die Gewohnheiten mehrerer protestantischen Länder und Kirchen, andererseits die Bedürfnisse des Zeitalters und der Nachwelt berücksichtigenden, Schrift erörtert zu werden.) Bey dem schon erwähnten Dienstexamen, welches die Bedingung weiterer Beförderung zu Pastoraten enthält, sind diejenigen Schullehrer und Geistlichen, welche sich durch gelungene Druckschriften aus ihrem Fache über ihren Fleiss öffentlich legitimirt haben, von der Ausarbeitung eines theoretischen Specimen frey (§. 550). — Die seit den 1770ger Jahren in mehreren Diöcesen des Landes unter verschiedenen Modificationen bestehenden Lesegesellschaften der Geistlichen sind nicht mehr, wie ehedem, als Privateinrichtungen, sondern als kirchenobrigkeitlich befohlene Institute anzusehen, durch welche den Geistlichen des Landes eine Gelegenheit zum Fortschreiten in den Wissenschaften, besonders den theologischen und pädagogischen, eröffnet wird. In allen Diöcesen muss, nach einem zwischen dem Special und den Diöcesanen zu verabredenden Plane, unter Aufsicht und Leitung des Ersteren, ein solches Lese-Institut beständig unterhalten werden, und es darf von demselben kein Diöcesan, der noch Promotion erwartet, sich ausschliessen. Über den Fortgang desselben und die darin in Umlauf gegebenen Schriften wird alljährlich Bericht an den Kirchenrath eingesandt (§. 598 und 658). — Landesherrliche und andere Befehle sind nur in soweit von der Kanzel zu verkündigen, als ihr Inhalt unmittelbaren Bezug auf Religion und gute Sitten hat. Alle gerichtlichen Verhandlungen, obrigkeitliche Verrichtungen, als: Versteigerungen, Aufbietungen der Unterthanen zu Frohnen, Verladungen vor Gericht u. s. w., sollen von derselben unterbleiben. Die General-Synodal-Ordnung von 1756 will sogar, dass, wenn Unterthanen von Landsassen an Sonn- und Feyer-Tagen, oder auch nur an einem der 12 jährlichen Bettage, Frohnen zugemuthet würden, sie befugt und schuldig seyn sollen, einem solchen unchristlichen Ansinnen sich (auf dem Wege Rechtens) zu widersetzen. (§. 47 und 76. Wie sehr verschieden von der noch in so manchen anderen Kirchen eingerissenen Sitte, die Kanzel in dieser Hinsicht zu einem Frag- und Anzeige-Blatte herabzuwürdigen!) — Als Beyspiel, wie vortheilhaft man eingeführte Religionsgebräuche für die Veredlung einzelner Menschenclassen zu benutzen gesucht hat, dient die Confirmation. Am Morgen dieser, schon an sich die protestantische Kirche ehrenden Feyerlichkeit erscheinen, nach vorhergegangener Einladung von der Kanzel, auf ein gegebenes Glockenzeichen die Eltern und Taufpathen in der Schulstube mit ihren zu confirmirenden Kindern, welche ihnen, sowie den Lehrern, unter der Bitte um Verzeihung vormaliger Beleidigungen, ihren Dank für Erziehung zum Christenthum und das Versprechen neuen Gehorsams zu erkennen geben, und sodann paarweise unter Anführung des Pfarrers aus der Schule zur Kirche gehen. (§. 100.) — Die Kirchenbücher müssen mit der grössten Sorgfalt, und zwar doppelt geführt werden. Eine Abschrift derselben, als das zweyte Exemplar, muss nach Verfluss jedes Jahres mit des Pfarrers Unterschrift, im Monat Januar, an das Specialat geschickt, von diesem durchgegangen und berichtigt, und sodann, nebst einer tabellarischen Übersicht, an das Consistorium zur Aufbewahrung eingesandt werden. (Eine Menge hieher gehöriger nachahmungswürdiger Verfügungen sind in den §§. 629 — 653 enthalten. Die Aufbewahrung des zweyten Exemplars in den Consistorialarchiven ist offenbar zweckmässiger, als die an mehreren Orten übliche Niederlegung desselben in der Sacristey.) Ausser diesen Kirchenbüchern hat jeder Geistliche noch ein Befehlbuch für die in Kirchen- und Schul-Sachen ergehenden Verordnungen, und ein Notabilienbuch für andere Denkwürdigkeiten seiner Pfarrey zu halten. Ersteres wird dem Special jedesmal bey der Visitation vorgelegt. (Wenn man diese Maasregel auch auf das letztere erstreckte: so würde die, selbst von dem Vf. (§. 655) angedeutete Klage über nachlässige Führung desselben allem Anschein nach in Kurzem verstummen, und eben dadurch ein interessantes Institut mehr für den Staat und die Kirche gewonnen seyn.) Kirchenvisitationen, von denen §. 596 ff. ausführlich die Rede ist, werden mit Recht als Mittel betrachtet, das Band zwischen Staat und Kirche, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, immer fester zu schlingen, gute Ordnung und Sitte aufrecht zu erhalten, und Hindernissen aller Art entgegenzuwirken. Anstössigkeiten, wie die bey der ersten Visitation von 1556 noch hin und wieder vorkommenden Erkundigungen, z. B. ob in ihrem Fle-

cken Wiedergetaufte, Zauberer, Teufelsbeschwörer oder dergleichen Leute vorhanden (*Sachs*, Einl. in die Gesch. von Baden, Th. IV, S. 102), sind in den neu durchgesehenen Visitationsfragen von 1796 mit Recht weggeblieben, und mit zweckmäsigen Untersuchungen, z. B. über die Methode, den Unterricht mehr in Verstand und Herz, als ins Gedächtnis zu prägen, vertauscht worden. — Auf den alljährlich in jeder Diöces unter Leitung des Specials abzuhaltenden Synoden soll die Landesgeistlichkeit sich berathschlagen, wie man bey entstandenen Neuerungen im Wissenschaftlichen der Religion sich zu verhalten habe, damit die Untersuchung der Wahrheit und biblischen Aufklärung nicht gehindert, aber auch ebensowenig die Privatmeinung Einzelner dem Volke statt der Bibelwahrheit vorgetragen, vielmehr die von den ersten Kirchenreformatoren empfohlene Gleichförmigkeit der öffentlichen Lehrvorträge gehandhabt werde. Viel Merkwürdiges über diese Berathungen ist §. 60 ff. enthalten. (Auch in der bereits erwähnten vereinten protestantischen Kirche ist das Institut der General- und Special-Synoden geblieben. Man sehe: *Evangelischer Kirchenverein* im Grosherzogth. Baden, nach seinen Haupturkunden und Documenten. Karlsr., 1821. 8.) — Durch die Kirchen-Censur (§. 348 ff.) werden Fehler, die der Aufmerksamkeit des Staates entgehen, unter die Aufsicht und Bestrafung des Kirchspiels-Vorstandes gezogen, dessen Pflicht es ist, Empfänglichkeit für moralische Wahrheiten zu wecken, ohne jedoch die unschädliche Freyheit der Gemeindeglieder zu beschränken, noch auch die kirchliche Aufsicht auf eine inquisitionsmäsige Ausspürung häuslicher und Privat-Verhältnisse auszudehnen, so lange diese nicht zu öffentlichen Ausbrüchen kommen, oder sonst dem Pfarrer bey Gelegenheit seiner Amtshandlungen bekannt werden. Sie besteht aus dem Pfarrer und einigen obrigkeitlichen Personen, nebst mehreren ausgezeichneten Mitgliedern der Gemeinde, und hält regelmäsig alle Monate ihre Versammlung, vor welcher in Gemäsheit einer, auf Befehl des Pfarrers gegebenen, Vorladung nicht nur alle Personen bürgerlichen Standes, bey denen eine vorhergegangene Privat-Ermahnung des Pfarrers fruchtlos blieb, sondern auch die niederen fürstlichen Bedienten (Jäger, Zollbeamte u. s. w.) erscheinen müssen, um durch feyerliche Ermahnungen, und nöthigenfalls durch sanfte Strafmittel, auf den Weg der Sittlichkeit zurückgeführt zu werden. Schlagen diese Besserungsmittel nicht an, so geschieht die Anzeige an die vorgesetzte weltliche Behörde, mit Bemerkung der vergebens angewandten Besserungsversuche. Öffentliche Übertretungen, welche die höhere, von der Kirchencensur eximirte Dienerschaft sich zu Schulden kommen läst, sollen von den Censoren dem Pfarrer, von diesem dem Specialat, sodann, wenn dessen Privat-Ermahnungen fruchtlos wären, dem Kirchenrathe angezeigt werden, welcher in solchen Fällen die Stelle des Kirchenrathes vertritt. (Anstalten dieser Art ehren ohne Zweifel den Staat und die Kirche zugleich. Sie sind, so zu sagen, ein zweytes Gewissen, welches da mit sanft schonender Menschlichkeit seine Stimme erhebt, wo das erste zu schlafen scheint, und in seinen wohlthätigen Folgen dem Staate sein trauriges nothwendiges Strafamt bedeutend erleichtert. Der wichtige Grundsatz, den ersten Ausbrüchen des Übels mit liebevoller Festigkeit zu begegnen (*Principiis obsta!*), findet sich hier auf eine achtungswerthe Weise in Anwendung gebracht: Fehler der Erziehung und des ersten — leider nur zu häufig auf Anfüllung des Gedächtnisses beschränkten — Religionsunterrichts werden hier ausgeglichen, und nicht selten für die ganze künftige Lebenszeit unschädlich gemacht. Man kann sogar nach Gründen des angewandten Staatsrechts zweifeln, ob ein Staat das Recht habe, gegen seine Mitglieder härtere Strafmittel zu gebrauchen, wenn er alle gelinderen Besserungsversuche verschmähte. Zwischen dem Religionsunterrichte in Kirchen und Schulen und — der bürgerlichen Behandlung grober Verbrecher befindet sich häufig eine Lücke, ohne deren zweckmäsige Ausfüllung der Weg vom Verbrechen zur gesetzlichen Strafe zu schroff scheinen kann.) — Kirchenbann oder Ausschliesung aus der Kirchengemeinschaft wurde schon seit 1756 den Pfarrern untersagt. In den äusserst seltenen Fällen, wo das Consistorium ihn zu verfügen für nothwendig hält, darf derselbe auf den Stand im Staate und auf die weltlichen Rechte des Ausgeschlossenen keinen Einfluss haben. Wegen Eigenheiten oder Abweichungen der Grundsätze von dem angenommenen Lehrtypus darf Niemand, der sich zur protestantischen Kirche bekennt, und einen ehrbaren Wandel führt, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. (§. 366 ff.)

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, in der Gebauer'schen Buchhandlung: *Grundriss der Logik*, zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *Gottlob Wilhelm Gerlach*, ord. Professor der Philosophie zu Halle. Zweyte, verbesserte Auflage. 1822. VIII u. 184 S. 8. (12 gr.) S. die Recension der ersten Auflage in der Jen. A. L. Z. 1818. No. 56.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch des gemeinen, in Deutschland gültigen peinlichen Rechts*, mit besonderer Rücksicht auf das preussische Recht. Von Dr. J. *Salchow*. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. 1822. XVI u. 614 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.) Die Recension der zweyten Ausgabe s. Jen. A. L. Z. 1818. No. 118.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

KIRCHENRECHT.

Pforzheim, im Verlage des Vfs. (Mannheim, b. Schwan u. Götz): *Versuch eines Badischen evangelisch-Lutherischen Kirchenrechts, vorzüglich für Pfarrer und Candidaten des Predigtamtes,* von *P. L. Roman* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Über das Schulwesen findet sich §. 192 — 261 eine Menge der achtungswerthesten Verfügungen. Folgendes dürfte hinreichend seyn, den Geist derselben kennbar zu machen. Durch den Trivialunterricht oder die Hauptschulen soll der Landmann und Stadtbürger dasjenige erlernen, was ihm für seinen Lebensberuf als Christ und Staatsbürger zu wissen nöthig ist, ohne ihn jedoch zu einer Geistesentwickelung hinauf zu schrauben, wobey seine Berufsarbeit versäumt, oder für ihn unschmackhaft würde. Die Gegenstände dieses Unterrichtes sind auf dem Lande und in grösseren Städten verschieden. Auch für Industrieschulen, sowohl der Knaben, als der Mädchen, ist gesorgt. Dem Pfarrer ist es erlaubt, wo es der Fonds leidet, für jede Schule einige Exemplare von *Beckers* Noth- und Hülfs-Büchlein, *Campens* neuem Robinson u. s. w., zum Vorlesen in der Schule anzuschaffen; wo aber die Einkünfte einer Gemeinde nicht hinreichen, da wird die Bestreitung dieser Ausgabe vom Consistorium ausgemittelt. Vierteljährlich hat der Pfarrer, in Gegenwart der Ortsvorgesetzten, eine Prüfung über alle Unterrichtsgegenstände vorzunehmen, die der grösseren Feyerlichkeit wegen in der Kirche, nach vorangegangener Einladung der Eltern, vorgenommen werden kann. Der Erfund derselben wird zu Protokoll genommen, und dasselbe, nebst den Probearbeiten und dem Register über die bestraften Schulversäumnisse, an den Special geschickt, welcher auch seinerseits bey der, mit der jährlichen Kirchenvisitation verbundenen Schulprüfung sich durch eigenes Anschauen von dem jedesmaligen Zustande des Schulwesens seiner Diöces überzeugt. (Öffentliche Prüfungen dieser Art werden leider bey den meisten Trivialschulen noch vermisst. Selbst in manchen Gymnasien hat man neuerdings angefangen, die halbjährlichen Prüfungen in den Schleyer des Geheimnisses zu hüllen. Die Herren Gymnasiarchen mancher Orte streichen unbedenklich die ihnen für diesen Geschäftszweig zugesicherte Besoldungszulage ein, ohne denselben für etwas Anderes, als eine Nebensache, zu halten, und schmerzlich müsste es ihnen allerdings seyn, wenn durch öffentliche Prüfungen dem Publicum über manche Vernachlässigungen die Augen geöffnet würden.) Die Schulcandidaten erhalten ihre erste Bildung bey einem geschickten Schullehrer und Pfarrer, deren das Specialat in seiner Diöces 3 — 4 vorzuschlagen hat. Die fähigeren Subjecte werden nach und nach in das Seminar zu Karlsruhe aufgenommen, wo sie freyen Unterricht und andere Vortheile geniessen. In jeder Diöces besteht eine eigene Schullehrer-Lesegesellschaft unter Direction des Specials. Unter dem Vorsitze eben dieses Kirchenbeamten werden alljährlich in dessen Wohnorte sämmtliche Trivial-Schullehrer einer Diöces zu einem Schulconvente versammelt, welcher zur gemeinschaftlichen Besprechung über Angelegenheiten ihres Berufes bestimmt, und über dessen Verhandlungen jedesmal an den Kirchenrath Bericht zu erstatten ist. Die hieher gehörigen Fragen (§. 233) sind ganz geeignet, dem Schullehrer Achtung für sich selbst, und eine grössere Aufmerksamkeit auf Gegenstände seines Faches zu empfehlen, und ihn von der innigsten Theilnahme der Oberen an dem Fortgange seiner mühevollen Arbeiten, sowie an der Verbesserung seiner äusseren Lage, zu überzeugen. Auch für einen Schullehrer-Wittwenfiscus scheint nach Fr. XII gesorgt zu seyn. An jenes Vornehmthun der Geistlichkeit gegen den Schullehrer, wodurch so manches Talent in der Knospe erdrückt wird, ist unter solchen Verhältnissen nicht zu denken. Grössere Ausbildung des Schullehrers verschönert auch den geselligen Zirkel des Pfarrers, und wenn der Letztere bey den ihm obliegenden häufigen Schulbesuchen zuweilen versucht werden sollte, sich gegen den Ersteren zu vergessen: so kann ein Blick auf den Schulconvent ihn im Gleise jener Achtung erhalten, die dem Schullehrerstande so unentbehrlich ist. (Die in mehreren protestantischen Ländern übliche Beförderung verdienter Schullehrer zu Pfarr-Ämtern scheint nach §. 542. 550 und 555 auch hier nicht zu fehlen; unserer Überzeugung nach sollten, bey übrigens gleichen Geschicklichkeiten, die besten Pfarreyen eine Belohnung hochverdienter Schullehrer seyn. Man vergleiche *G. W. Böhmer:* Grundriss des protestant. Kirchenrechts, S. 58. 59 und 219 — 228.)

Dass es bey der kaum übersehbaren Menge von Bestimmungen, welche das Kirchenrecht dieses Landes ausmachen, nicht auch solche geben sollte, die zu gerechten Zweifeln oder Ausstellungen Veranlassung geben, haben wir bereits an einzelnen, im Zusammenhange des Obigen mitgetheilten, Beyspielen gezeigt. Folgende Bemerkungen scheinen hier ebenfalls einen Platz zu verdienen. §. 81. Wenn ein Pfarrer bey „gottesdienstlichen Handlungen" einzelne Personen zu nennen hat, wie z. B. bey Proclamationen, Leichen und Kindtaufen: so handelt er der Vorschrift gemäss, wenn er die Titel Herr, Frau und Jungfrau nur bey fürstlichen Bedienten und städtischen Rathsverwandten gebraucht. (Dass der Gottheit mit Unterschieden dieser Art gedient werde, will uns nicht einleuchten. Jedes: *Unser* Vater scheint an das Gegentheil zu erinnern.) §. 373 — 395 enthält einen Auszug der Eidesordnung vom J. 1802. Ihrem Inhalte zufolge herrscht hier eine auffallende Ungleichheit zwischen katholischen und protestantischen Gerichten. In jenen, und wo Katholische zum Schwören vorstehen, hat nur der Richter selbst a) eine kurze Warnung vor Meineid vorauszuschicken, b) die Eidesformel, wo es nöthig ist, zu erklären, und c) darauf unmittelbar zur Abnahme des Handschlages und der Bestabung fortzuschreiten. In protestantischen Gerichten hingegen findet für Protestanten, die durch kein Ehrenamt ausgezeichnet sind, eine, mit eigenen Weitläuftigkeiten und Kosten verbundene Eidesvorbereitung durch den Seelsorger Statt. (Unserem Bedünken nach würde jenes erste Verfahren auch für protestantische Gerichte um so mehr hinreichend seyn, da, wie bereits bemerkt worden ist, in jeder (protestantischen) Pfarrey jährlich wenigstens Ein öffentlicher Vortrag über Eidestreue gehalten werden muss. Solche Eidesvorbereitungen enthalten eine unverdiente Herabsetzung derjenigen Kirche, die, mehr als irgend eine Religionsparley in der Welt, durch sittliche Begründung des Eides sich auszeichnet; der dadurch entstehenden Processverlängerung und Kostenvergrösserung nicht zu gedenken. Überhaupt scheint dieses ganze Capitel nach allgemeinen Gründen mehr der Processordnung, als dem Kirchenrechte, anzugehören, und nur in sofern in dem letzten einen Platz einnehmen zu können, als dasselbe zu einer lichtvollen Darstellung der Grundbegriffe über den Eidschwur die, wenigstens provisorisch, beste Veranlassung giebt.) — §. 511. „Wenn Verlobte sich mit einander selbst verfehlt, und die ehelichen Rechte durch zu frühen Beyschlaf anticipirt, mithin sich selbst ausgeboten haben, dann unterbleibt die Proclamation, als unnöthig." (Unserer Überzeugung nach sollte dieselbe, als eine weislich eingeführte Sitte, in keinem möglichen Falle ganz unterbleiben. Hat man — um bey dem Vorigen stehen zu bleiben — nicht Beyspiele, das heirathslustige junge Männer unter dem Versprechen der Ehe ein armes Mädchen zum Beyschlafe verführten, dann aber, von Habsucht geblendet, sich einem reicheren zuwendeten, und auch mit diesem die ehelichen Rechte anticipirten? Und kann nicht in diesem letzten Falle das öffentliche Aufgebot der zuerst Verführten Gelegenheit geben, ihre Verhältnisse mit ihrem Verführer ins Reine zu bringen?) — Nach §. 343 sollen zur Beförderung der, den Eltern schuldigen Verehrung Kinder vom Schulalter an ihre Eltern nicht dutzen. (Allem Ansehen nach eine, auf dunkelen oder verworrenen Vorstellungen beruhende Verfügung, zu welcher es schwer seyn dürfte, im ganzen Staatsvertrage einen Text aufzufinden. Auch das höchste Wesen wird, der tiefsten Verehrung unbeschadet, mit *Du* angeredet, und Eltern, die an ein *Er*, *Ihr* oder *Sie* die ihnen von ihren Kindern gebührende Achtung gebunden glauben, verrathen nicht ganz undeutlich ihre Unbekanntschaft mit solideren Mitteln, diese Achtung, unabhängig von einer kindlich-zutraulichen Form der Anrede, geltend zu machen. — §. 556 steht eine vier volle Seiten lange Rolle von Dispensations- und anderen in Ehesachen geordneten Taxen. (Bey einer Revision der Civilgesetzgebung dürfte ein bedeutender Theil als unzulässig erscheinen, z. B. Dispensation zur Heirath mit der Schwester der Frau 10 fl.... mit des Bruders Frau, 12 fl. ... mit der Nichte der verstorbenen Frau, 15 fl. ... mit der leiblichen Nichte, 20 fl. Schon unzählige Male ist es gesagt worden: Giebt es in der protestantischen Kirche haltbare Gründe, Ehen dieser Art zu verbieten: so dispensire man nie; giebt es keine dergleichen, wozu eine kostspielige Dispensation?) — §. 577 ff. ist in einem eigenen Abschnitte von den Rechten und Pflichten der Geistlichen in weltlichen Angelegenheiten die Rede. Sehr richtig wird bemerkt, dass sie als unmittelbare Beförderer der Moralität zu jeder Mitwirkung im Weltlichen berechtigt und verbunden seyen, welche ihrem Hauptberufe nicht hinderlich entgegenstehe, und von ihren speciellen Einsichten in die Localkenntnisse eines Ortes erwartet werden könne. Merkwürdige Beyspiele hievon werden an mehreren Stellen dieses Werkes angeführt. Aufträge dieser Art können, so beschränkt, als Beweise der öffentlichen Achtung, dem Geistlichen nicht anders, als willkommen seyn. Ob und in wiefern auch die Bestimmung dahin zu rechnen sey, dass Bettelwächter und Hatschiere angehalten werden sollen, bey ihrem Durchstreifen durch einen Ort sich jedesmal im Pfarrhause einzufinden, um nach herumstreifenden Bettlern sich zu erkundigen (§. 580), lassen wir dahin gestellt seyn. (Irren wir nicht: so werden durch Besuche dieser Art manche unnöthige Störungen hervorgebracht, und gewiss dürfte es zweckmässiger scheinen, dergleichen Erkundigungen bey dem weltlichen Ortsvorgesetzten einzuziehen, dem der Pfarrer, nach seiner Gelegenheit, alle hieher gehörigen Notizen, und selbst in besonderen Fällen den Wunsch, diese Polizey-Agenten persönlich zu sprechen, mittheilen könnte.)

Wir schliessen mit der Bemerkung, dass das Studium dieses Werkes Theologen und Rechtsgelehrten gleiches Interesse gewährt. Möchten günstige Ereignisse uns recht bald in den Stand setzen, ein ähnliches, möglichst vollständiges Werk über das katholische Kirchenrecht dieses Landes anzeigen zu können!

G. H. L.

1) [illegible], b. Fleischer: *Kurzes und leichtes Rechenbuch für angehende Kaufleute und Rechnungsbeamte, sowie auch für Alle, die mit Geldgeschäften zu thun haben.* Von *Joh. Phil. Schellenberg.* 1818. VIII u. 331 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Frankfurt a. M., b. Jäger: *Theoretisch-praktische Anleitung zur Verfertigung zweyer neuer Arten von Arbitrage-Tabellen, durch deren eine das Resultat ganz geschwind, und durch die andere ganz ohne Rechnen, erhalten wird.* Von *G. K. Chelius.* 1818. IV u. 96 S. gr. 8. Nebst 7 angehängten Tabellen. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendaselbst, b. Demselben: *Gründliche und deutliche Anleitung zur Verfertigung solcher logarithmischen Arbitrage-Tafeln, vermittelst welcher das Facit jederzeit durch eine leichte Addition erhalten wird.* Ein Beytrag zur Erweiterung des nützlichen Gebrauches der Logarithmen. Von *G. K. Chelius.* 1820. 38 S. gr. 8. (8 gr.)

Der Vf. von No. 1 ist dem kaufmännischen Publicum schon längst bekannt, und seine Lehrbücher werden von Vielen mit Nutzen gebraucht. Das vorliegende bildet die Fortsetzung des *Kurzen und leichten Rechenbuchs für Anfänger, wie auch für Bürger- und Land-Schulen*, von eben diesem Vf., welcher in demselben das Wichtigste über Geld- und Wechsel-Course und über andere verwandte Gegenstände des kaufmännischen Rechnens dargestellt hat. Nachdem wir diese Schrift aufmerksam geprüft, müssen wir sie als eine wohlgelungene Anleitung zur mercantilischen Arithmetik empfehlen. Die Schreibart des Vfs. ist verständlich, seine Erklärungen sind befriedigend, und die überall beygebrachten praktischen Anwendungen sehr erläuternd. Sie ertheilt jungen Kaufleuten oder auch Anderen, welche Geldgeschäfte treiben, eine Anleitung zur Führung ihrer kaufmännischen Rechnungen, welche in den meisten Fällen ihrem Bedürfnisse entsprechen wird. Mit diesem allgemeinen Urtheile verbinden wir eine kurze Übersicht der Schrift, und einige Bemerkungen über das Einzelne. In den Vorübungen wird die Verfertigung einiger einfachen Tabellen und die Anwendung vieler Rechnungsvortheile bey Aufgaben der Regel de tri gelehrt. Hier kommen nun freylich manche Vorschriften als *Vortheile* vor, welche diesen Namen nicht verdienen, indem die gewöhnliche Rechnung oft ebenso schnell zum Ziele führt, als diese sogenannten Vortheile. — Der erste Theil enthält die Geldberechnungen, der zweyte die Waarenberechnungen: I Abschn. Von Zinsen und Discont. II Abschn. Verschiedene Arten der Verwechselung der Münzen. III Abschn. Das Nöthigste über Wechselbriefe. IV Abschn. Erklärung und Berechnung der Wechselpreise. V Abschn. Wechselberechnungen mit Kosten. VI Abschn. Arbitragerechnungen. VII Abschn. Übersicht der Rechnungsmünzen in einigen in- und ausländischen Handelsplätzen. VIII Abschn. Berechnung der Thara und des Gutgewichts. IX Abschn. Der Rabatt und dessen Berechnung. X Abschn. Fracht- und Spesen-Berechnung. XI Abschn. Waarenpreis-Berechnung. XII Abschn. Kurze Übersicht der Längenmaße, Getreidemaße und des Handelsgewichts in mehreren in- und ausländischen Handelsplätzen. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit den nöthigsten Erklärungen, welche wir im Allgemeinen klar und verständlich gefunden haben. Doch wären hie und da mehrere Erläuterungen durch Beyspiele zu wünschen, um die ersten Anfänger mit denselben so recht in das Praktische einzuführen. Aus eben diesem Grunde wäre es sehr zweckmässig, wenn wenigstens das erste Beyspiel jedes besonderen Rechnungsfalles mit ausführlicher Anweisung zur Auflösung durchgeführt worden wäre. Hiedurch würden die Anfänger eine deutlichere Einsicht in den Grund und in den Mechanismus dieser Auflösungsweisen erhalten haben, und das Buch würde auch für diejenigen um so brauchbarer seyn, welche das oben bemerkte *Rechenbuch für Anfänger* nicht besitzen. — Auch hat die Art, wie der Vf. die Regel de tri-Aufgaben mit indirecten Verhältnissen ordnet, nicht unseren Beyfall, indem die Glieder des ersten Verhältnisses zuerst unrichtig, und dann erst (durch Umkehrung) richtig angeschrieben werden. Wie leicht ist es, alle Fälle der directen und indirecten Verhältnisse unter Eine höchst einfache und verständliche Regel zu bringen? — Druck und Papier dieser Schrift sind gut, und wir wünschen, dass dieselbe von recht Vielen, welche ihr Inhalt interessirt, benutzt werden möge.

Die Schrift No. 2 entstand aus Vergleichung und Benutzung der beiden französischen Werkchen: *Le Banquier suisse, ou nouveau système de Parités* .... Par *Phil. Herrmann.* A Basle, chez l'auteur, 1796, und: *Arbitrages mécaniques, ou Collection de Tablettes, au moyen desquelles on peut résoudre sans calcul les Arbitrages usuels.* Par *J. R. Argand.* Première livraison. Arbitrages de la France, avec dix Places étrangères. A Paris, 1817. In der ersten Abtheilung giebt Hr. *Ch.* eine Übersicht des *Herrmannischen* Werkchens, und theilt auch einige seiner Tabellen mit. Da aber *H.* nirgends bemerkt, wie er auf die Idee dieser Paritätentabellen gekommen ist, und weder ihren Grund, noch die Art ihrer Verfertigung angiebt: so übernimmt Hr. *Ch.* Beides, und führt es mit gewohnter Klarheit und Gründlichkeit durch. Der Liebhaber theoretisch-mathematischer Lehren freut sich, hier eine interessante Anwendung der Progressionen zu finden, welcher Vf. sehr wohl zu seinem Zwecke benutzt hat, und der praktische Kaufmann erkennt hieraus abermals die Nothwendigkeit des mathematischen Studiums für seine Berufsgeschäfte, wenn er sich nur über die Mittelmässigkeit einer mercantilischen Bildung zu erheben strebt. Vermittelst dieser Hülfsätze der arithmetischen und geometrischen Progressionen lehrt der Vf. nun die Anwendungen davon auf Tabellen für die Paritäten der Wechselcurse u. s. w., und zeigt sodann die Verfertigung dreyer verschiedener Paritätentabel-

len nach Art der *Herrmann'ischen*. Der ersten dient folgender Fall als Muster: Wenn der Cours von Frankfurt auf Hamburg = a, und der Cours von Frankfurt auf Paris = b ist, welcher Cours von Frankfurt auf Paris ergiebt sich hieraus? — Zur zweyten Tabelle gehört der Fall: Wenn der Frankfurter Currentcours zu Frankfurt = a ist, und wenn zu Amsterdam die holländische Troie-Mark feines Gold den Preis = b hat, welcher Goldpreis ergiebt sich hieraus für die Frankfurter kölnische Mark? — Der dritten Paritätentabelle dient die Frage zum Muster: Wenn der Cours von Frankfurt auf Hamburg = a = 146, und der Currentcours von Hamburg auf Amsterdam = b = 106 ist, wie stellt sich hiedurch der Currentcours von Frankfurt auf Amsterdam? — Sämmtliche Fälle sind mit Klarkeit und Gründlichkeit durchgeführt. — In der zweyten Abtheilung dieser schätzbaren Schrift giebt der Vf. zuerst Nachricht von *Argands* Tabellen, deren Grund und Berechnungsweise ihr Verfasser ebenfalls nicht angegeben hat. Da diese Verfertigungsart, nach unserem Vf., äusserst mühsam ist, und ihr Resultat nicht immer auf einen wirklich daseyenden Cours, sondern oft nur zwischen zwey Course fällt: so hat derselbe, statt der *Argand*'schen, ähnliche *Schieber-Tafeln* von anderer Art entworfen, welche viel leichter zu verfertigen sind, und auch niemals ein solches Zwischenresultat liefern. Um unseren Lesern die Einrichtung und den Gebrauch dieser Tafeln zum Theil anschaulich zu machen, theilen wir folgende drey Täfelchen mit:

Cours von Frankfurt auf Hamburg.	Cours von Hamburg auf Paris.	Cours von Frankfurt auf Paris.
$145\frac{1}{2}$	$25\frac{19}{32}$	$77\frac{5}{16}$
$145\frac{5}{8}$	$25\frac{9}{16}$	$77\frac{3}{8}$
$145\frac{3}{4}$		$77\frac{7}{16}$
$145\frac{7}{8}$	$25\frac{17}{32}$ $(\frac{33}{64})$	$77\frac{1}{2}$
146	$25\frac{1}{2}$ ↣	$77\frac{9}{16}$
$146\frac{1}{8}$	$25\frac{15}{32}$ $(\frac{31}{64})$	$77\frac{5}{8}$
$146\frac{1}{4}$		$77\frac{11}{16}$
$146\frac{3}{8}$	$25\frac{7}{16}$	$77\frac{3}{4}$
$146\frac{1}{2}$	$25\frac{13}{32}$	$77\frac{13}{16}$ $(\frac{27}{32})$

Jedes dieser drey Täfelchen wird auf ein verhältnissmässig verfertigtes Stück Holz oder einen Pappdeckel so aufgeleimt, dass das mittlere zwischen dem ersten und dritten bequem auf und abgeschoben werden kann. Wenn nun gefragt würde: Welcher Cours von Frankfurt auf Paris ergiebt sich daraus, dass der Cours von Frankfurt auf Hamburg $146\frac{1}{8}$, und der Cours von Hamburg auf Paris $25\frac{7}{16}$ ist? so schiebt man das mittlere Täfelchen so lange hinauf, bis der darauf befindliche Cours $25\frac{7}{16}$ gerade neben dem, auf dem ersten Täfelchen sichtbaren Course von $146\frac{1}{8}$ steht, und nun deutet der auf dem mittleren Täfelchen angebrachte Zeiger auf den Cours $77\frac{7}{16}$ in dem dritten Täfelchen (wie man sich leicht vorstellen wird, ohne diese Verrückung wirklich vorzunehmen), welches der zu findende Cours von Frankfurt auf Paris ist. — Für die Frage: Wenn der Cours von Frankfurt auf Hamburg $146\frac{1}{2}$, und von Hamburg auf Paris $25\frac{1}{2}$ ist, welcher Cours von Frankfurt auf Paris ergiebt sich hieraus? schiebe man den Cours von $25\frac{1}{2}$ in der mittleren Tabelle neben den von $146\frac{1}{2}$ in der ersten Tafel, so zeigt der Zeiger in der dritten Tafel den zu findenden Cours $77\frac{11}{16}$ an. — Wie bequem diese Einrichtung ist, wie einfach die Anleitung, brauchen wir nicht weiter zu erörtern. Wir schliessen daher mit dem Wunsche, dass diese Schrift, welche sich auch durch ihr Äusseres empfiehlt, bey dem mercantilischen Publicum immer mehr Eingang finden möge.

Gleiche Empfehlung verdient die Schrift No. 3, von eben diesem Vf. Ihre Veranlassung war das Werk: „Neue Tafeln zu kurzer und leichter Berechnung der Wechsel- und Geld-Arbitragen zwischen Amsterdam und Hamburg, in Banco und in Courant, über alle möglichen Plätze, und sowohl in gemünztem, als ungemünztem Gold und Silber. Nach einer neuen .... Methode, mittelst welcher man diese Rechnungen durch eine alleinige und sehr einfache Addition vollführt u. s. w., von *Joh. Christ. Noback*. Amsterdam, b. Holtrop. 1804." worin der Vf. die Regel aufstellt: „Man addire alle Hülfszahlen der vorkommenden Course, suche die erhaltene Summe in der zugehörigen Auflösungstafel: so stehet neben ihr das richtige Facit. Da nun Hr. *Noback* aus der Theorie seines, allerdings sehr zweckmässigen Verfahrens ein Geheimniss gemacht hat: so suchte unser Vf. die Gründe desselben aufzufinden, was ihm denn auch sehr befriedigend gelungen ist. Nachdem derselbe die drey Hauptsätze aufgestellt hat, worauf Hn. *N's.* Methode beruht, fügt er mehrere Beyspiele zur Erläuterung bey, und zeigt mit vieler Klarheit, wie die hier in Rechnung kommenden Logarithmen gebraucht werden. Dann handelt er noch von der Verkleinerung dieser logarithmischen Hülfszahlen, wodurch sie weniger Unterrichteten um so eher als Wunderzahlen erscheinen mögen. Hr. *Noback* hat nämlich von der Summe der Hülfszahlen sämmtlicher Curse eines Kettensatzes, welche die Hülfszahl des Resultates ist, jederzeit die willkührliche Zahl 9330500 abgezogen, dann aus dem Reste den tausendsten Theil gesucht, und diesen als Hülfszahl des Resultates angenommen. Die Art, wie unser Vf. dieses versteckte Verfahren ausfindig gemacht hat, ist interessant, und S. 28, 29 und 30 auseinandergesetzt. Am Schlusse folgen noch einige Muster dieser *Noback*'schen Tafeln zur Einsicht der Leser, welche diese Schrift nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werden.

Δ

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

Leipzig, b. Liebeskind: *De faba Sancti Ignatii* commentatio (medica), scripta a *Guilielmo Andrea Haasio* (,) in univers. litterarum Lipsiensi therapiae et materiae medicae Professore P. O. et Facultatis med. Assessore. 1822. 32 S. 4. (16 gr.)

Theils überhaupt die bisher zu wenig beachtete Wirksamkeit der Ignatiusbohne (*Faba St. Ignatii s. indica s. febrifuga*) in mehreren Krankheiten, theils und vorzüglich die Absicht der Bekanntmachung des berühmten, bisher nur als *arcanum* bekannten, *antepilepticum* des verstorbenen Dr. *Waitz* in Naumburg, haben dem Vf. die Veranlassung zu dieser medicinischen Abhandlung über die Ignatiusbohne gegeben. Gleich im Eingange erzählt der Vf., wie er zur Kenntniss dieses *arcani* gelangt sey; es habe nämlich der Dr. *A. Ch. Weitz* (also nicht *Waitz?*) bey ihm, ursprünglich wegen des richtigen Eintreffens einer, von demselben mit vieler Zuversicht gestellten, Prognose bey einem 20jährigen epileptischen Mädchen, seine ganze Hochachtung gewonnen, und er habe desshalb jede Gelegenheit benützt, ihm und nachher seinem, in Leipzig die medicinische Doctorwürde erlangendem, Sohne seine besondere Aufmerksamkeit zu erkennen zu geben; dieser Letztere habe sich daher verpflichtet gefühlt, ihm gegen die Zusicherung, dasselbe bis zu seines Vaters und seinem eigenen Ableben als ein Geheimniss zu bewahren, das Hauptingrediens ihres Geheimmittels, oder vielmehr dieses selbst, anzuvertrauen; da nunmehr bereits beide *Waitze* verstorben seyen, könne er nicht umhin, es öffentlich mitzutheilen: es sey die Ignatiusbohne. Gar sehr verwundert und befremdet habe es ihn daher, dass Hr. *Löbenstein-Löbel* in seiner Schrift: „Wesen und Heilung der Epilepsie. Leipzig, 1817. 8.," behauptet oder vielmehr vorgegeben habe, das *Waitzische antepilepticum* bestehe aus Baldrian-, Calmus-, Gentianwurzel und Wismuthkalk, mit bald diesem, bald jenem Zusatze, sowie er sich höchlich verwundere, dass Hr. *L. L.* das Publicum glauben machen wolle, er habe nach langem, vergeblichem Streben, Zeitverluste und Kostenaufwande, die Vorschrift dazu von Apothekern erlangt, da *Waitz* sie bey solchen niedergelegt habe. So unwahrscheinlich diese letzte *Löbenstein-Löbel*'sche Behauptung ist, so wahrscheinlich scheint es dem Hn. Prof. *H.*, dass Hn. *L. L.* nur der bittere Geschmack, der dem *Waitzischen arcanum* in der That eigen ist, verleitet habe, die Gentianwurzel als ein Ingredienz dieses Mittels zu betrachten, da dieser doch vielmehr dem eigentlichen Specificum selbst, der Ignatiusbohne, zuzuschreiben sey. Wenn nun allerdings die *Löbenstein-Löbel*'sche vorgebliche Entdeckung des *Waitzischen arcani* keinesweges auf zuverlässigen Wegen geschehen ist, und daher wenig Glaubwürdigkeit verdient: so ist es doch von der anderen Seite auch wieder wohl zu berücksichtigen, dass ganz kürzlich aufs Neue ein Arzt aus der Bekanntschaft des verstorbenen Dr. *Waitz*, unter dem Namen des *Waitzischen antepileptici* einige Vorschriften öffentlich mitgetheilt hat, deren Hauptbestandtheil die Baldrianwurzel ist, in denen aber ebenfalls die Ignatiusbohne nicht mit einbegriffen ist. Dieser Arzt ist Hr. Dr. *Emsmann* in Eckartsberga, welcher (Allg. Anz. d. D. 1823. No. 76) versichert, durch die Erben des sel. Dr. *Fr. Aug. Waitz* (*sic*) in den Besitz dieses so bekannt gewordenen *antepilepticum* (also zu der Vorschrift dazu?) gekommen zu seyn. (In einer der von Letzterem angeführten Formeln muss man wahrscheinlich statt *flor. Aurantior.*: *foliorum Aurantii* lesen). — Nunmehr also schon drey verschiedene Angaben, und also bleiben, hinsichtlich des *Waitzischen* Geheimmittels, immer noch Zweifel zu lösen übrig.

Rec. muss jedoch über den ferneren Inhalt der vorliegenden Abhandlung berichten. Nach jenem Eingange führt der Vf., von *Camelli*, der ihrer zuerst gedacht hat, bis auf *Gren* und *S. Hahnemann*, die Schriftsteller an, welche den medicinischen Nutzen der Ignatiusbohne rühmen, sowie diejenigen, *Murray* und *Cullen*, welche sie als überflüssig betrachten. Die Ignatiusbohne gehört, nach *Camelli*, *Valentin*, *Paldamus* und *Hahnemann*, zu den reizenden, nach *Burdach* und dem Vf. zunächst die Nervengeflechte des Unterleibes erregenden, nach *Loureiro* und *Stein* zu den tonischen und zugleich einschneidenden (diese letzte Wirkungsart ist ihr wohl kaum zuständig), nach *Linné d. J. Supplem. plant. gen.* 1370. p. 20 (vielmehr p. 149; s. auch dessen *Mat. med. ed.* V. p. 76,

Puihn Materia venenar. regn. veg., p. 68, *Niemann ad Pharm. Batav.* II., p. 58, *Murray* und *Stein* zu den betäubenden, nach *Voigtel* zu den betäubenden, zugleich aber auch erregenden Mitteln, wie auch in anderen Arzeneymitteln das betäubende in Verbindung mit dem scharfen Princip vorkomme; hauptsächlich aber ist es der scharfe Pflanzenstoff, der diesem Mittel seine primitiven oder, nach *Hahnemanns* Nomenclatur, positiven Wirkungen verleiht; diess sucht der Vf. durch eine umständlichere Aufzählung derselben darzuthun, und scheint aus den von *Delille*, *Magendie*, *Pelletier* und *Caventou* angestellten Versuchen hervorzugehen. Die chemische Analyse der Ignatiusbohne von *Neumann* ist sehr unvollkommen, die von *Stein* mit *Frischmanns* Beystande angestellte schon genauer; *Pfaff* fand ihre Bestandtheile denen der Krähenaugen sehr ähnlich; *Pelletier* endlich und *Caventou* (auch in dem *Journal de Pharmacie*, 1819. *Avril.*, und daraus in *Buchners* Repert. f. d. Pharm., Bd. VII. Hft. 2. S. 169 f.) fanden darin die auch in *Strychnos Nux Vomica* und *Str. colubrina* (nicht *columbrina*) von ihnen entdeckten Bestandtheile, namentlich das von ihnen ebenfalls in den Krähenaugen und dem Schlangenholze entdeckte, sehr bittere Strychnin, und zwar in beträchtlich grösserer Menge, als in jenen Strychnosarten wieder, und eine eigenthümliche Säure, die Igasursäure; beide Stoffe aber in Verbindung als igasursaures Strychnin, welchem Salze die vorzüglichste Wirksamkeit der Ignatiusbohne, und namentlich ihr scharfes Princip, beygemessen werden muss. Die hauptsächlichste Wirkung der Ignatiusbohne hängt demnach von ihrem scharfen Princips ab, und diess bezeugen auch in der That die Erscheinungen, welche sie im menschlichen Körper hervorbringt. Sie wirkt, wie bereits gesagt, zunächst auf die Nervengeflechte des Unterleibes excitirend ein, in welcher Hinsicht sie der Senegawurzel, den Wohlverleihblumen, der Ipecacuanha und dem Brechweinsteine gleich gestellt wird, und ist daher und der Erfahrung gemäss, heilsam in Krankheiten, die theils in einem Torpor dieser Theile selbst ihren Grund haben, theils durch die antagonistische Reaction dieser Nerven auf entferntere Theile heilbar sind. Diesem nach theilt der Vf. die Krankheiten, in welchen sich die Ignatiusbohne bereits heilsam erwiesen hat, in zwey Classen ein, nämlich erstlich in solche, die ihren Sitz im Unterleibe selbst haben, und worauf sie also unmittelbar einwirkt, und zweytens in krampfhafte Krankheiten, die in einer gesteigerten Receptivität entfernter Nervenpartieen beruhen, und durch den Antagonismus der, durch die Ignatiusbohne erhöhten Receptivität der Unterleibsnerven, also mittelbar, gehoben werden können. In die erste dieser Classen gehört das Wechselfieber, gegen welches sie nach dem Vf., zumal in langwierigen und hartnäckigen Fällen, wobey sich Torpor der Unterleibseingeweide zu erkennen giebt, erfahrungsmässig heilsam ist; so auch, nach *Hahnemann*, einige periodische Krankheiten, namentlich das periodische, krampfhafte Asthma und Blutharnen, wofür jedoch Erfahrungen fehlen; ferner die Amenorrhoe; endlich, nach *Gren*, die Wassersucht, und zwar, nach dem Vf., die torpide, und die Wurmkrankheit, letztere, weil *Hahnemann* Askariden, und der Vf. Lumbricoe, danach abgehen sah. In die zweyte Classe gehört das krampfhafte Asthma, zumal das nach unterdrückten oder zurückgetretenen Exanthemen entstandene, in welchem *Velentin*, *Wendt* und *Stein* sie mit gutem Erfolge anwandten; insbesondere aber die Epilepsie, jedoch, wie der Vf. sehr richtig näher bestimmt, nicht die materielle, sondern nur allein die, welche von dynamischen Ursachen abhängig ist. Vier Krankengeschichten, Fälle dieser letzten Art, welche sich der Beobachtung und ärztlichen Behandlung des Vfs. dargeboten haben, und durch die Ignatiusbohne, täglich zwey bis vier Mal zu einem bis drey Gran gereicht, geheilt wurden, machen den Beschluss dieser lehrreichen, vom Rec. mit Vergnügen gelesenen Abhandlung, deren Titel Rec. in der Anzeige das Beywort *medica* einzuschalten sich erlaubt hat, da er eine Beschreibung der Frucht, eine nähere botanische Angabe ihres Ursprungs, wie der Abstammung ihres Namens u. dgl., welche man, dem Titel zufolge, wohl hätte erwarten können, vergeblich darin gesucht hat. Der Druck ist ziemlich correct, das Papier gut; der Preis ist aber auch nicht gering zu nennen.

n..

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Die Blausäure, das wirksamste Heilmittel in Lungenbeschwerden und einigen nervösen Krankheiten, nebst chemischen Bemerkungen über die beste Bereitungsart derselben*, von *Wilhelm Elwert*, dem jüngeren, Dr. der Medicin in Hildesheim. 1821. 126 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hatte zuerst bey einem heftigen epidemischen Katarrh Gelegenheit, die Blausäure mit grossem Nutzen anzuwenden, indem sie nicht nur den Husten minderte, sondern auch die Ausdünstung beförderte. Er wendete dieselbe in der Folge öfter an, und es ergab sich ihm, dass sie vorzüglich beruhigend auf die Respirationsnerven einwirke, und daher in den Fällen, wo ein krampfhafter Zustand, zuweilen selbst unter dem Scheine eines entzündlichen Zustandes, obwaltet, anzuwenden; hingegen wo wahre, Blutentziehung heischende Entzündung obwalte, dieselbe unpassend sey, wie auch zwey ausführlich erzählte Fälle ergeben. Der Vf., welcher durch die Kochsche Schrift zur Anwendung dieses Heilmittels veranlasst war, wendete dieselbe zuerst nach dessen Vorschrift als Zusatz zu einer Mandel-Emulsion an; da diese jedoch leicht in Säure übergeht, so bediente er sich späterhin des reinen Wassers mit solchen Zusätzen, welche die Mischung nicht stören konnten. Der Vf. wendete die Blausäure sehr häufig in Verbin-

[illegible] Extracte an; dessen grosse Wirksamkeit er früherhin erkannt hatte. Wir mögen ihm dieses in praktischer Hinsicht gar nicht verargen; aber es ist doch nicht zu leugnen, dass bey der Ähnlichkeit der Wirkung beider Mittel, und bey der überhaupt nicht grossen Menge der hier dargebotenen Erfahrungen, der Werth dessen, was dadurch für die Blausäure erwiesen werden soll, sehr geschmälert worden ist. — Das Brennen im Halse, welches mehrere Beobachter nach Anwendung der Blausäure haben entstehen sehen, entsteht nach Hn. *E.* nur in den Fällen, wenn die bereits lange dauernde Absonderung zu schnell gehemmt wird; erweichende Mittel schaffen dann wieder Linderung. Ausser den nachher besonders zu erwähnenden Fällen hat der Vf. auch bey dem Zahnhusten der Kinder und bey den schmerzhaften langwierigen, skrophulösen Augenentzündungen Nutzen von dem Gebrauche der Blausäure erlangt; im letzten Falle wendete er sie äusserlich so an, dass er zwey Tropfen davon mit einem Quentchen Kirschlorbeerwasser versetzte. Da die nach *Vauquelin*, selbst mit dem von *Schrader* angegebenen Zusatze von Alkohol, bereitete Blausäure sehr leicht zersetzlich ist: so zieht der Vf. die in *Buchners* Journal für Pharmacie angegebene Bereitung des Apothekers *Trautwein* vor. Die von Hn. *E.* gemachten Beobachtungen sind jedoch grösstentheils mit der *Vauquelin-Schrader*'schen Blausäure gemacht worden, welches schon in sofern wichtig ist, als nach mehreren bey Thieren und einigen bey Menschen angestellten Versuchen die *Trautwein*'sche Bereitung mehr, als doppelt so stark, wie die obige, ist. Die Masse der im Wasser von Kirschlorbeerblättern, Mandeln und anderen blausäurehaltigen Stoffen vorhandenen Menge dieser Säure wird nach *Schubert*, die Vergiftungszeichen bey dem Gebrauche der Blausäure nach *Ittner* und *Magendie*, angegeben. Die ausführlich erzählten Fälle, in denen die Blausäure nützlich war, sind folgende: 1) *Lungenentzündung*. Es war bereits der Zeitraum eingetreten, in welchem Blutentziehung nicht mehr rathsam war. Eine Mixtur von 8 Unzen Wasser mit ebenso vielen Tropfen Blausäure, stündlich zu einem Esslöffel; eine häufig vom Vf. angewendete Formel, bezeigte sich sehr nützlich. 2) *Scharlachfieber mit Brustbeschwerden.* Der Nutzen des Mittels ist hier weniger erweislich. 3) *Katarrhalfieber mit Heiserkeit und chronischen Brustleiden.* 4) *Schleimschwindsucht.* Die Gabe der Blausäure wurde hier bis auf 70 Tropfen in 9 Unzen Wasser, stündlich zu einem Esslöffel voll, mit Nutzen gesteigert, ohne dass sich narkotische Wirkungen zeigten. Man könnte diesem Einen Falle sehr viele ähnliche entgegensetzen, in denen dieses, jetzt wahrlich nicht zu selten angewendete, Mittel fruchtlos blieb. 5) *Chronischer Husten mit Vollblütigkeit.* 6) *Schwarze Krankheit mit chronischem Husten.* Hier sind mehrere ähnliche Fälle beygefügt, während in den früheren nur einzelne Krankheitsgeschichten mitgetheilt wurden. 7) *Chronischer Husten mit Blutauswurf aus fehlender Menstruation.* 8) *Chronischer Husten mit Neigung zur Brustwassersucht.* Nur dieser Kranke starb, und zwar angeblich auf Veranlassung von unpassenden Mitteln, die von einem anderen Arzte ohne Wissen des Hn. *E.* gereicht worden waren. 9) *Chronische Brustbeschwerden bey schwindsüchtiger Constitution.* Der Grund des Leidens war hysterischer Natur, und die Blausäure leistete hier sehr vieles Gute, unter so verschiedenen Formen sich auch das Übel darstellte. Bey starken Gaben der Blausäure entstand hier ein Gefühl von Überreizung und allzu grosser Lebhaftigkeit, welches sich jedoch bald wieder verlor. 10.) 11) *Zwey Fälle von Keuchhusten*, denen sich viele ähnliche anreihen liessen. Jedoch scheinen die verschiedenen Epidemieen hier, wie bey allen gegen dieses Übel vorgeschlagenen Mitteln, die Wirksamkeit sehr zu modificiren. — 12) *Epilepsie.* Die Anfälle traten wöchentlich einmal an demselben Tage ein, und hatten noch nicht lange gedauert. Sie wurden glücklich gehoben. 13) *Klonische Zuckungen der Arme und Beine.* Die Kranke litt an der blauen Krankheit, und hatte jene Zuckungen von einer bedeutenden Fieberkrankheit zurückbehalten. In 28 Tagen wurden 562 Tropfen Blausäure mit gutem Erfolge angewendet. — Zum Schlusse folgt die Erzählung einiger, mit Thieren angestellter Vergiftungsversuche, welche die bekannten Erscheinungen gewährten. Zu bemerken ist, dass hier der Salmiakgeist nicht die Vergiftung zu heben vermochte, und dass auch die stärksten Vergiftungen, in denen jedoch das Leben erhalten wurde, keine lange Nachwirkung hinterliessen, und bald in vollkommene Gesundheit übergingen. — Wir bedauern, dass uns Hr. *E.* so sehr wenige Fälle mitgetheilt hat, in welchen die Blausäure die erwarteten Wirkungen nicht zu leisten vermochte, dergleichen Beyspiele Rec. und vielen anderen Ärzten vorgekommen sind, und dass er eben dadurch den Verdacht von zu grosser Vorliebe für das an sich sehr bedeutende Mittel erregt. Schliesslich machen wir den Vf. auf ein undeutsches, an vielen Stellen vorkommendes Wort: *geregt*, in dem Sinne von *oben erwähnt*, aufmerksam.

Rud.

1) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Magnetismus und Immoralität.* Ein merkwürdiger Beytrag zur geheimen Geschichte der medicinischen Praxis. Herausgegeben von Dr. *Johannes Wolframm.* 1821. 98 S. 8. (12 gr.)

2) FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Volckmar u. Comp.: *Briefe über Magnetismus, ärztliche Praxis und Gefahren der Täuschung.* Zur Ehre der Wahrheit herausgegeben von *D....s.* 1822. 234 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Schriften verhalten sich zu einander, wie Anklage und Vertheidigung. No. 1, laut der Vorrede angeblich ein Bruchstück aus einer italiänisch

geschriebenen, bis jetzt noch ungedruckten, Reisebeschreibung eines jungen griechischen Arztes durch Deutschland u. s. w., und von dem Herausgeber übersetzt, erzählt in 12 sogenannten Protokollen mittelst Frage und Antwort, wie ein Arzt, der durch magnetische Cur mit einem Fräulein in vertraute Bekanntschaft gerieth, sich durch Sinnlichkeit hinreissen liess. — Die Folge davon war, nach Angabe des Fräuleins, eine Schwangerschaft, welche dazu Veranlassung gab, dass von dem Arzte die Ehelichung des Fräuleins verlangt wurde, der aber vorerst nur bis zur Verlobung zu bringen war, und, da nach 6 Monaten das Fräulein auf einer Reise zu früh mit einem todten Kinde niederkam, die Heirath dem Fräulein verweigerte, worauf er von dem Vater desselben verklagt wurde. Anlagen sind: 1) Recepte, welche der Arzt dem Fräulein verordnet haben soll, und zwar, wie aus den beygefügten drey ärztlichen Gutachten abzunehmen ist, der Absicht verdächtig, einen *Abortus* bewirken zu wollen. Das erste dieser Gutachten erkennt aus Gründen, dass dem Arzt diese Absicht nicht zugeschrieben werden könne; die zwey letzteren Gutachten sprechen ziemlich dasselbe aus, werfen jedoch die Frage auf, warum der Arzt bey der Schwangerschaft Mittel verordnet habe, die für Menstruation befördernde angenommen seyen. Der Schluss giebt die Nachricht, dass dahin entschieden wurde, dass kein rechtlicher Grund zu einer Anklage gegen den Arzt vorhanden sey.

Wer etwa durch die ungewöhnliche Form der Protokolle, und den mehr, als freymüthigen, von einem Fräulein kaum glaublichen, Ton der Erzählung, diese für eine Erdichtung zu halten sich veranlasst finden könnte, den würde doch die Beyfügung der Recepte und Gutachten hierin wieder zweifelhaft machen. Allein die Schrift No. 2 (als deren Verfasser sich in *Wolfarts* Jahrbüchern f. d. Lebensmagnetismus, 6 B. 1 Hft. S. 158 *Ludwig von Voss* zu Berlin bekennt) enthält in Briefen zweyer Freunde an einander eine Bestätigung des Factums, dabey aber eine Berichtigung der Umstände, indem nach der in denselben enthaltenen Erzählung mit beygefügten Briefen und Actenstücken das Fräulein zu der That die Veranlassung gegeben habe, und jene verdächtig gemachten Mittel gegen Krämpfe, Verstopfung des Stuhlganges, Blutwallungen u. s. w., von dem Arzte offen und ohne Verheimlichung, mit seinem und der Patientin Namen in der Apotheke verordnet worden seyen. Es wird ferner hier dargethan, dass diese Mittel vor der Zeit, ehe das Fräulein den Arzt mit ihrer Schwangerschaft bekannt gemacht hatte, schon verordnet worden waren, dass der Arzt überhaupt nicht die Absicht gehabt haben konnte, einen *Abortus* zu bewirken, da er die auf das Uterinsystem wirkenden Mittel in so kleiner Gabe verordnet hatte, dass sie nur als eröffnende, krampfstillende Mittel wirken konnten; dass er überhaupt Ursache gehabt habe, die Schwangerschaft als von ihm herrührend zu bezweifeln; dass er durch ein Gewebe von Intriguen zu der Eheversprechung sey gedrängt worden, welche zu realisiren er sich jedoch, nach der zweydeutigen Niederkunft, nicht mehr für verpflichtet hielt u. s. w.

Rec. fühlt weder Beruf, noch Lust, in dieser Sache ein Urtheil auszusprechen; doch muss er in Beziehung auf die Titel beider Schriften bemerken, dass es jeden Unparteyischen befremden muss, den Magnetismus auf denselben mit angeführt zu sehen, da derselbe hier nicht weiter in Betrachtung kommt, auch dessen in beiden Schriften nicht weiter Erwähnung geschieht, als in wiefern die Aufnahme zur magnetischen Behandlung die Veranlassung zur Bekanntschaft des Arztes mit dem Fräulein gewesen ist. Die Gehässigkeit gegen denselben würde sich doch wirklich gar zu bloss stellen, und sich sogar lächerlich machen, wenn Jemand im Ernste behaupten wollte, dass der Magnetismus anders, als ganz zufällig, mit dieser unsauberen Geschichte in Verbindung gekommen sey.

(= 14)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Mylius: *Spittlers Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten.* Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von *Georg Sartorius.* Dritte Auflage. Erster Theil. 1822. XXI u. 601 S. Zweyter Theil. 1825. XII u. 851 S. 8. (5 Rthlr. 16 gr.) S. die Recension der zweyten Auflage Jen. A. L. Z. 1808. No. 270.

Einer neuen Empfehlung bedarf ein so bekanntes Buch nicht.

1) *Leipzig*, b. Gerh. Fleischer: *Guillaume Tell, ou la Suisse libre,* par M. *de Florian.* Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister, zum Behufe des Unterrichts. Dritte Auflage. 1825. 101 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Numa Pompilius, second Roi de Rome,* par *Florian.* Mit grammatischen, historischen, mythologischen Erläuterungen und einer Erklärung der Wörter und Redensarten, zur Erleichterung des Übersetzens ins Deutsche für den Schulgebrauch. Vierte Auflage. 1820. Fünfte Auflage. 1825. 354 S. 8. (10 gr.)

Beide Bücher sind durch langen Gebrauch bewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Quedlinburg u. Leipzig, b. Basse: *Wilhelm Meisters Wanderjahre.* 5 Bände. 1821. 1 B. 243 S. 2 B. 272 S. 1822. 3 B. 260 S. 4 B. 198 S. 5 B. 238 S. kl. 8.

Von *Goethe* stammt, was einigen Werth hat in diesem Buche wider *Goethe*. Figuren, Form, Begebenheiten, Stil, Colorit, bis auf den Titel, sind von ihm entlehnt, sind ihm nachgebildet, nachgemacht. Der Vf. befindet sich in Bezug darauf im Prädicament der Verdammten *Klopstocks*, welche Gedanken denken, ohne zu wissen, dass es die ihrigen nicht sind.

Sein reines Eigenthum ist eine Zuthat ganz achtbarer, doch alltäglicher, Gutherzigkeit und Rechtlichkeit zu den Figuren, welche er aus Meisters Lehrjahren erborgte, Meister, Felix, den Baron, die Baronesse, den Grafen, die Gräfin; zugleich eine Zuthat von Plattheit, welche das magische Geistesiegel ganz verdunkelt hat, das sie vom Vater her an der Stirne trugen.

Ihm gehören einige Gebilde, der äusseren Erscheinung nach mit flachen, und sehr einzelnen, doch lebendigen und nicht unglücklich gewählten Zügen geschildert, dem Wesen nach durchaus verfehlt, als der Hauptmann, Mathilde; oder von einer Gemeinheit, der man mit Ekel aus dem Wege treten würde, begegnete man ihr unglücklicherweise im wirklichen Leben, als der Gastwirth, der Stadtschreiber, Anselm; oder mit jenen Zügen des Äusseren ganz erschöpfte, so, dass wir nicht mehr Vorstellung von ihnen erhalten, als das Signalement eines Steckbriefes giebt, als Ottwalt, der Professor, Herr Romanus, der Reitknecht.

Von Stil und Form sind die seichte Breite, die Flachheit sein Eigenthum, welche Stil und Form in diesen Wanderjahren von der Fülle, der Behaglichkeit, dem Leben, der Klarheit und Bestimmtheit ausschliessen, die dem *Goethischen* Stile, den Formen *Goethes* eigen sind. Im Colorit besteht das ganze Talent des Vfs. Sein Colorit hat Etwas vom Licht, von der Farbenmischung des *Goethischen*; obgleich auch nicht im Entferntesten den Verein aller Eigenschaften des Colorites der Natur selbst, welcher jenes auszeichnet.

Pedantismus, Dünkel, völlige Ohnmacht des Verstandes, bey einer wahren Wuth zu räsonniren, Berücksichtigung aller nichtigen, halben, schiefen Ansichten, welche in der Fluth der Vorstellungen des Tages umhertreiben, leidenschaftliche Apotheose aller Mittelmässigkeit, sind Hn. *P's.* bezeichnendes Eigenthum; und jede Seite des Werkchens liefert einen neuen Beleg, dass, ohne die von *Goethe* entlehnten Gebilde, ohne die Nachahmung *Goethes*, ohne die Anklänge aus *Goethe*, ohne die Bildung durch *Goethe*, er auch nicht im Stande gewesen seyn würde, den herostratischen Ruhm zu erlangen, der seinen Wanderjahren allerdings gebührt.

Mit einer Landschaftsbeschreibung heben sie an, dem Besten, das wir in den fünf Bändchen fanden. Als Staffirung treten uns Meister und Felix entgegen. Meister macht verdriessliche Betrachtungen über seine Vergangenheit; dass er eigentlich zu Nichts, am wenigsten zum tüchtigen Menschen gebildet wäre, und verweilt mit besonderem Unmuthe bey seinem Verhältnisse zu den Personen der geheimen Gesellschaft, wobey er den Mangel an sittlichem Gefühl und Liebe Jarno's, Lothar's, vorzüglich den Abbé, mit Bitterkeit anklagt, „der sich nimmermehr als ein *ächter Geistlicher* bewiesen.

Hiemit sind die zwey Hauptrichtungen des Werkchens angedeutet, in denen der Vf. *Goethe* zu übertreffen, und *Goethes* Würde bey den Menschen als Dichter und Mensch zu Grunde zu richten sich vorsetzt.

Die Hauptfigur seiner eigenen Erfindung tritt nächstdem auf, der Hauptmann von Coucy. Auch zu diesem Gebilde hat *Goethe* wenigstens den Keim hergeben müssen: der Gedanke einer männlichen Natalie liegt ihm unverkennbar zum Grunde. Als einen streng sittlichen, überschauenden, praktischen Charakter erwähnt der Vf. seiner. Die ihm in den Mund gelegten Reden drücken *die Absicht* eben dieses Charakters aus; aber so lediglich diese Absicht, und eine so *absichtslose* Pedanterie und Prätension, dass man besorgt, jene werde nicht erreicht werden, letzte die bestimmenden Züge des Charakters bilden: eine Besorgniss, welche die Folge überschwenglich rechtfertigt. Im sechsten Capitel finden wir Meister in einer Bibliothek, welche jener überschauende und praktische Geist gesammelt, und — in einem Saale aufgestellt hat, *den er zur Orangerie benutzt.* Der Zustand eines Idioten, oder einen phantastischen

Schwärmer zu charakterisiren: in wenigen Jahren werden die Bücher verrottet seyn. Es ist übrigens nicht viel daran verloren, die Bibliothek sieht einer Leihbibliothek vollkommen ähnlich. Keinen Namen der classischen Autoren und Werke, deren blosser Laut die Seele mit Bildern genussreicher und edler Stunden umgiebt, nennt die uns mitgetheilte Probe aus dem Katalog derselben. Die Schriften von *Krummacher*, *Körner*, *Müllner*, *Kleist*, *Fouqué*, *Apel*, *Hoffmann*, *Kähler*, die *Schirin*, Blumen und Blätter von *Sylvio Romano*, die Perlenschnur, werden namentlich aufgeführt. Eine Buchhändleranzeige belehrte uns, dass die *Perlenschnur* ein Werk des Hn. *Pustkuchen* selbst sey, und ersparte uns die Frage, wie unter zahllosen ähnlichen Titeln des Mittelgutes unserer Literatur in den Messkatalogen eben dieser hier zur Anführung käme. Wir können es dem Vf. nicht verargen, der die Gelegenheit benutzt, sich selbst den Grad zum Parnassus zu ertheilen. „Nur mittelmässige Werke, wie die *Kotzebue*'schen, fehlen ganz," heisst es am Schlusse jenes Katalogs. Aber unter solchen Umständen sollte es heissen: „Nur die *Kotzebue*'schen mittelmässigen Werke fehlen ganz." Und auch diese, wie sie in vieler Rücksicht beschaffen seyn mögen, zeigen in doppelter ein hervorragendes Talent, das der Situationen und der Leichtigkeit der Diction.

Aber nicht nur diese Gelegenheit benutzt Hr. *P.* zu seiner eigenen Einschwärzung, wenigstens in die Zahl der bekanntesten Schriftsteller des Tages. Im vierten Bande findet man in einem Paragraph über die Dichtung lyrischer Sammlungen abermals *Jugendgedichte von Pustkuchen* (S. 169) als Beyspiel angeführt. In eben dem Bande vergleicht er sich auch ganz bescheiden, in Bezug auf Wilhelm Meister von *Goethe*, mit einem Portraitmaler, wie etwa *Van Dyk*, der die Idee des Menschen in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit darstellt, welche die Wirklichkeit (das ist *Goethe*) in halb verfehlten, entstellten Zügen erblicken läst (S. 12). Sehe die lange Vergleichung von S. 10 — 21 zwischen den Wanderjahren des Vfs. und den *Goethischen* dort selbst nach, wem diess unglaublich dünkt. Eine Note in ähnlichem Geiste (Th. 3, S. 133) stehe hier: „Wir würden für die gegenwärtige Schrift den Namen Pseudo-Wanderjahre vorziehen, wenn man sich über den Titel Pseudo-Lehrjahre für die frühere eine Übereinkunft der Leser versprechen könnte. Denn eigentlich sind beide Aufschriften verwechselt. Es haben unsere geistreichen Leser gewiss schon selbst bemerkt, dass Wilhelm Meister in der ersten Schrift zwar wandert, aber nicht lernt. Ebenso wird in der anderen Abtheilung (hier) mehr gelernt, als gewandert, wenigstens ist die Wanderung mehr geistig, als körperlich. Indess sind wir uns bey der doppelten Verwechselung unserer Schuldlosigkeit bewusst." Ebenso möge uns nicht zur Schuld gerechnet werden, wenn uns, beym Lesen dieser Note das Bild eines irgendwo erblickten Wahnwitzigen vor die Phantasie trat, der in seiner papiernen Krone sich selbstgefällig als einen König aufführte.

Die zweyte Hauptfigur des Vfs. lernen wir zunächst kennen, Mathilde, den Zögling des Hauptmanns, „*die vollkommenste Schülerin des trefflichsten Lehrers.*" Der Vf. beschreibt sie, „*als eine Jugendgöttin, deren Blüthezeit an keine Vergänglichkeit erinnert, weil die Weisheit zu ihr ohne das Geleit der Schuld kam.*"

Wir haben keine Schuld an ihr entdeckt, auch keine Weisheit. Einen Strich von Pedanterie bemerkten wir, den sie von ihrem Lehrer angenommen zu haben scheint. Sie macht so schlechte Verse, wie manches andere hübsche Mädchen in unseren Tagen, und sagt so triviale Dinge, wir wir von unzähligen hübschen Lippen gehört. Dass sie aber zur Abendzeit einen unerwarteten Gast in ihr Zimmer führen lassen muss, „*weil die Zimmer des Hauses, an dessen Spitze sie steht, theils noch verschlossen sind, theils unaufgeräumt,*" zeugt entweder wider die Trefflichkeit des Lehrers, oder wider die Vollkommenheit der Schülerin, oder wider die Geschicklichkeit des Dichters, dem ein so verunstaltender Zug im Bilde vollendeter weiblicher Anmuth und Rüstigkeit entschlüpft.

„Um ihren Gedanken *eigentlich* Form zu geben (giebt man den Gedanken auch *uneigentlich* Form, oder soll diess heissen, um in Versen zu denken?) halten diese drey Personen es fürs Beste, *einige Dichter* gemeinschaftlich zu lesen." Zuvor entwickelt der Hauptmann seine, d. h. des Vfs., Ansichten von einem Dichterwerke, und vom Lesen eines solchen.

Wir setzen die ersteren, nach allen Gedanken, welche sie enthalten, wörtlich her; einmal, damit sie zum unmittelbaren Beyspiel dienen von dem Durcheinander, der Schiefheit und Halbheit des Räsonnements, woraus der gröste Theil dieses Buches besteht; dann, weil darin der Wurzelknoten der unsinnigen Herabsetzung *Goethes* liegt, die allein dasselbe einiger Beachtung werth macht.

„Ein Dreyfaches, heisst es (Th. 1, S. 120) sey bey einem Dichterwerke zu unterscheiden, darum jedes Werk, über das man urtheilen wolle, *aufs Allerwenigste dreymal* (!!!) aufmerksam durchgelesen werden müsse."

„Zuerst die Idee des Dichters. *Selten* sey ein Werk gelungen, worin nicht eine *bestimmte, grosse Idee* vorwalte, und *alle Theile durchdringe.*

Die Liebe, das Schicksal, die Freyheit, die Tapferkeit, die Güte, und Alles, was man *wegen des weiteren Umfanges* nicht *Begriff*, sondern *Idee* nenne, habe diesen Namen wohl *ebendesswegen*, weil es *in einer schlichten Worterklärung nicht begriffen*, sondern nur durch eine *umfassendere bildliche Darstellung anschaulich gemacht werden könne.*

Im rechten Verstande müsste daher jede dichterische Arbeit *ideal* seyn; das heisse, dazu dienen, *eine grosse Idee* in ihr, wie *im Bilde aussprechen zu können.* Denn, was *alles Wissen* für denjenigen bedeuten wolle, der *die Liebe, die Freyheit, das Rechte, die ächte Tapferkeit*, kurz alle *Auszeichnungen der Menschenseele*, nicht anders, als aus Defini-

tionen begreife? (Dieselben, die kaum zuvor in einer schlichten Worterklärung, einer Definition zu deutsch, nicht begreiflich seyn sollten.)"

Und wenn die *eigene Erfahrung* auch, bey *glücklichen Einzelnen zum unmittelbaren Verständnifs* einer einzelnen Idee führe; *wie die Allseitigkeit der Bildung hier zu erwarten sey,* wenn nicht *Menschen mit offenem Sinn für das Edle und Göttliche, es aufzufassen, im Bilde festzuhalten, Anderen in seinem Wesen mitzutheilen,* und *die Anerkennung desselben bey ihnen herbeyzuführen wüfsten.*"

Beleuchten wir diesen Vortrag nun Satz für Satz.

Ein Dichterwerk wird nicht nur *selten*, es kann *nimmermehr* gelungen seyn, wenn keine Idee darin vorwaltet und alle Theile durchdringt. Sie muss ihm Einheit und Haltung geben. Eine *bestimmte* wird diese Idee seyn müssen; es giebt keine unbestimmten Ideen, als in einem verworrenen Kopfe. Eine *grosse* braucht sie nicht zu seyn. Wer würde das Mörsergericht Virgils, das schöne kleine Gedicht *Matthisons*: Der Schmetterling, oder *Wielands* Sonnemon, oder viele Fabeln *Lafontaines*, und unzählige andere Gedichte aller Literaturen, denen keine *grossen* Ideen zum Grunde liegen, für keine gelungenen Dichterwerke erklären dürfen?

Aber sogleich zeigt sich der Grund jener *nichtsbedingenden* und dieser *seltsamen* Bedingung.

Was der Vf. im folgenden Satze, und ebenso in der ganzen Folge des Buches, namentlich als Ideen anführt, sind, mit Ausnahme des Schicksals, dessen Begriff in der nächsten Beziehung zum Begriffe der Sittlichkeit steht, lauter Abstracte sittlicher Gemüthseigenschaften. Wir vermissen die Erwähnung des Abstractes einer sittlichen Eigenschaft des Geistes, eines Lasters, einer physischen Eigenschaft, einer allgemeinen, einer besonderen Erscheinung der Wirklichkeit unter seinen Ideen.

Schon hier drängt sich die Bemerkung auf, und die Folge bestätigt sie auf jeder Seite, dass der Vf. gar keine Idee von einer Idee habe.

Dass er etwas Abstractes bey der Idee bemerkt, aber diess nicht in ihrer Natur eines Begriffes, sondern in der der Gegenstände, deren Begriff sie ist, gesucht; dass er ferner den Begriff der Idee mit dem Begriffe der Sittlichkeit verwechselt, und auch diesen einseitig, nur in Bezug auf Eigenschaften des Herzens, genommen habe.

Diese verworrene und halbe Vorstellung veranlasst sein nichtsbedingendes „*selten*" am Eingange der angeführten Stelle. In vielen grossen, und unleugbar gelungenen Dichterwerken über kleine, wie die von uns erwähnten, sieht er hinweg von der Höhe seiner Philosophie, liess sich keine Idee eines einzelnen sittlichen Gemüthstriebes als wesentliches Motiv entdecken, sollte sie ihnen auch als solches aufgezwängt werden, mit Gewalt daraus hervorgesucht, oder in ganz allgemeinen Zügen gefunden, wie Hr. *P.* sie (Th. 3, S. 123 — 125) in den Werken *Klopstocks*, *Schillers*, *Fouqués*, „in einer Unzahl neuerer Schriften," legt, sucht, findet; wo er behauptet: „Dass in *Klopstocks* Werken die *wahre Heiligkeit* so lebendig ausgesprochen sey, wie nirgend sonst. Dass *Fouqué* den *reinen Muth glücklicher veranschauliche, als Klopstock und Virgil;* dass in vielen Stücken *Schillers eine gefühlte Symbolisirung der Freyheit* anzutreffen sey, und *in jener Unzahl die Liebe* als vorwaltende Idee bemerkt werden möge."

Eine solche Wahrnehmung hätte ihn aufmerksam machen sollen, ob sein Merkmal eines gelungenen Dichterwerkes das rechte sey, oder welches das rechte seyn möge. Mit seinem *selten*, das Erscheinungen dieser Art zu Ausnahmen macht, geht er der Sache bequem aus dem Wege: „*Selten ist ein Werk gelungen*" u. s. w.

Jene verworrene und halbe Vorstellung ist ferner Ursache, dass er fodert, einem Gedichte solle eine *grosse Idee* zum Grunde liegen; da das Ideale der Gemüthseigenschaften in ihrer Stärke, nach dem gewöhnlichen bildlichen Sprachgebrauche, in ihrer *Grösse*, liegt.

Sie erzeugt endlich das komische Merkmal *des Umfanges* zur Unterscheidung von Idee und Begriff, worauf wir zunächst stossen, nach welchem die *Dicke* eine Idee, die *Magerkeit* ein Begriff, seyn würde, und des sel. *Nikolai* dicker Mann idealischer, als der Apoll vom Belvedere.

Die Idee, *der Begriff eines jeden Dinges in seiner Vollkommenheit*, ist, auch in der Beschränkung genommen, die ihr der Vf. giebt, allerdings *in einer schlichten Worterklärung begreiflich*, und *nur* in einer solchen, nämlich dem Verstande. Im Bilde erscheint sie der Phantasie; im Ausdruck bewegt sie das Gemüth. Diese drey Formen der Anschauung, wobey die Phantasie das Geschäft der Sinne vertreten kann, gehören dazu, damit der *ganze Mensch* sie *unmittelbar* fasse.

Die *bildliche* Darstellung einer Idee, ohne Begriff von derselben, ohne ihren Ausdruck, ist nicht möglich; aber einer *umfassenden bildlichen Darstellung* bedarf es zu ihrer vollkommenen Anschauung nicht. Der *Umfang* der Darstellung richtet sich nach dem *Umfange* der Idee, welche dargestellt werden soll. Hier verwirrt den Vf. schon wieder seine unklare Idee von der Idee; vielleicht auch, indem er, wie die Folge zeigt, das Darzustellende mit der Darstellung vermengt, die Mannichfaltigkeit der Formen der Auffassung bey einem Kunstwerke.

Ideal muss allerdings jede dichterische Arbeit seyn. Trotz dieser Beypflichtung aber sind wir keinesweges einverstanden mit Hn. *P.* Es soll in einem Gedicht eine Idee, und zwar *im Bilde* und *so vollendet* dargestellt erscheinen, *dass die Darstellung eins* mit derselben sey; dass ihr Bild, ihr Begriff, ihre Empfindung, zusammt dadurch bewirkt werden. Etwas *Symbolisches* wird *auf diese Weise* jedes ächte Kunstgebild begleiten. Aber *symbolisch* ist nicht *ideal*, wie der Vf. (Th. 4, S. 100) behauptet, wo er meint, „das Streben nach *idealer*, oder, was gleich viel sagt, *symbolischer* Charakteristik in Dramen

wolle vornehmlich darum *keine allgemeine Anerkennung finden*, weil es so schwer mit *der kühnen Freyheit zu vereinigen sey, welcher die Erfindungen reichlich zuströmen*, und der Stil von selber sich ergiebt." Neue Schiefheit, und die alte! Das Symbolische in der Charakteristik findet keine allgemeine Anerkennung, und die Erfindungen strömen dem Künstler dabey nicht reich zu, weil der Mensch Mensch ist, das Ideal aus der Erscheinung, und nicht die Erscheinung aus der Idee abstrahirt, wie Gott. Ein solches Symbolisiren von oben herab ist ein Titanenwerk, das nicht glückt: die Züge der also gebildeten Gestalten werden immer die Kälte und Allgemeinheit des Begriffes haben, der sie erzeugt. Selbst Raphaels symbolische Bilder, deren der Vf. gedenkt, die Religion, die Weisheit u. s. w., sähen wir sie an gleichgültiger Stätte, ohne Kunde von der Religion, der Weisheit u. s. w., würden wir dadurch eine Vorstellung von diesen erhalten? Alles Lob dem natürlichen Sinne, der das Symbolisiren verschmäht, und aus der Poesie keine poetische Probe zu abstracten Exempeln gemacht wissen will! Versteht der Vf. unter *Symbolisch* und *Idealisch*, was ihm gleich gilt, ausschliesslich die bildliche Darstellung der Idee vom abstracten Begriffe eines sittlichen Gemüthstriebes? (wir müssen fragen: denn ein entschiedener Irrthum lässt sich erkennen; bey einem totalen Verschwimmen einer Vorstellung in der anderen, wie in diesem Buche, lässt sich nur muthmassen) — wie sollten Freyheit, Fülle, Kühnheit, nicht mit der Darstellung des Bildes sittlich idealer Grösse ebensowohl, als mit der Darstellung des Bildes vom Laster, verträglich seyn? Darum, „dass es dient, damit eine Idee darin, *wie im Bilde*, ausgesprochen werden könne," ist übrigens ein Gedicht nicht ideal, so wenig, als Pinsel und Palette und Leinwand, Marmor oder Meisel ideal sind. Die durch sie schaffende Kunst ist ideal; ihre Werke sind, sowie die Werkzeuge, die sie braucht, nur ideal durch eigene Vollkommenheit.

Ein Gedicht ist ideal, wenn durch dasselbe die Idee, welche ihm zum Grunde liegt, allen Vermögen des menschlichen Innern zugleich unmittelbar und vollkommen fasslich wird. In dieser Wirkung übertrifft allerdings die Kunst die Wissenschaft, welche die Dinge nur dem einzelnen Vermögen des Geistes unmittelbar überliefert. Aber wehe dem Menschen, dem das Ideale, und gar das Ideale in dem Sinne, worin es der Vf. nimmt, erst *durch die Kunst* begreiflich werden müsste! In der Wirklichkeit tritt das Ideale uns selten entgegen; die Kunst dient, diesen Mangel zu ersetzen. Glücklich ist *der Mensch* zu preisen, den *ein schönes Ideal* in der Wirklichkeit umfängt; nur *Einzelnen* kann, bey der Beschaffenheit derselben, dieses Glück widerfahren. Ob der Mensch, wegen *alles* Idealen, das er durch unmittelbare Lebenserscheinung kennen lernt, glücklich zu preisen sey, möge Ödip beantworten, der die Idee des Schicksals so kennen lernte.

Die *allseitige* Bildung dagegen, und eine allseitige Bildung viel tieferer Art, als ein Kunstwerk geben kann, gewährt die ideale Lebenserfahrung übrigens so gewiss, als *ein offener Sinn für das Edle und Göttliche* nicht hinreicht, es *im Bilde festzuhalten*, diess ist das Werk der Phantasie, oder gar, *es Anderen in seinem Wesen mitzutheilen*, dazu müssten sich ein Verstand, der die wesentlich idealen Züge zu erkennen, ein Gemüth, das sie zu fühlen vermag, mit einer Phantasie verbinden, die sie darstellen kann.

Bleibe nun die Entscheidung jedem Leser überlassen, ob der ganze eben beleuchtete Vortrag in seiner zuversichtlichen Breite etwas Anderes sey, als ein Geschwätz, und zu etwas Anderem dienen könne, als Menschen, die ebensowenig klare Vorstellungen haben, als der Vf., in den Wahn zu führen, sie wären über die wichtigsten Fragen der Kunst aufgeklärt, während sie darüber verwirrt sind.

Die Idee nun soll man bey jedem Werke zuerst aufsuchen, und sich fragen, welches die *eigentlich* herrschende sey. Leichte Mühe und Frage, wenn der Vf. die Idee im wahren Sinne nähme. Der trojanische Krieg ist die Idee der Iliade, die Irrfahrten des Odysseus sind die Idee der Odyssee u. s. w. Überflüssige Mühe und eitle Frage bey den trefflichsten Dichterwerken, wenn man die Idee im Sinne des Vfs. nimmt. Auch nur beym wahren Sinne dieses Ausdruckes werden die von ihm nächstdem empfohlenen Fragen zur Erkenntniss vom Werthe eines Gedichtes führen: „Bis zu welcher Klarheit nämlich der Dichter die Idee des Gedichtes herausgehoben habe? Welche Nebenideen er damit verknüpfe? In wie weit er sie rein behandle, oder missverstehe und verletze?"

Indessen liessen Schönheit und Klarheit sich doch als wesentliche Erfodernisse eines Kunstwerkes nicht verkennen. In seiner Definition vom Idealen hat Hr. *P.* sie nicht aufgenommen: er verweist sie in die Diction, und zieht nebenher die Composition, das Technische, wieder in deren Begriff herüber.

Beym ersten Lesen eines Gedichtes sollen wir dasjenige im Auge halten, was höher ist, als alle Kunst; beym zweyten sollen wir *an uns selber denken, an einen grossen Gewinn, den dichterische Werke uns allein verschaffen können.* Beym ersten Lesen also wäre noch kein Gewinn für uns zu bezwecken? Für wen aber? Für die Tugend (die Idee im Sinne des Vfs. genommen), dass wir uns mit ihr beschäftigen? Oder für die Literaturzeitungen, durch unsere Kritiken?

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Basse: *Wilhelm Meisters Wanderjahre* u. s. w. I — V Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir müssen hier noch einmal die breite Redelache vom Räsonnement des Hauptmannes unmittelbar in diese Blätter treten lassen; ihre trübe Verworrenheit, ist nur so ganz bemerkbar zu machen und aufzuhellen. (S. 127.) „Eine flüchtige Betrachtung unseres inneren Lebens wird uns erinnern, dass dasselbe eigentlich aus einer ganz einfachen, von Moment zu Moment sich aneinanderreihenden Kette von Gedanken bestehe. *Wirklich* (Prodigiös! möchten wir hier mit *Walter Scotts* redlichem Domine Sampson rufen) *denken wir, in ein und demselben Augenblicke, jedes Mal nur einen Gedanken in voller Klarheit*, und, so lange wir nicht von Aussen gestört werden (oder von Innen!), verknüpfen sich diese Gedanken und Bilder (hier kommen zu den Gedanken noch Bilder) nach einzelnen, sehr bestimmten, und, wie ich voraussetze, ihnen bekannten Gesetzen."

Wäre diese Rede an uns gerichtet, so würden wir nach den Gesetzen fragen, welche der Hauptmann als bekannt voraussetzt. Meint er den Zusammenhang der Gedanken, Gefühle, Bilder, Entschlüsse, Gesinnungen (denn wir nehmen Gemüth und Seele in den Begriff des inneren Lebens auf, welches er auf das Leben des Geistes beschränkt, wie wir Geist und Sinnlichkeit in dem Begriffe der Idee aufnahmen, die er daraus verbannte): so ist der Zusammenhang dieser Kräfte ein anderer in jedem Menschen, warum eben jener Gedanke, dieses Bild, jenes Gefühl, diesen Gedanken, diese Gesinnung erregte, ein Geheimniss unserer Natur, dessen Tiefen in seinem Inneren noch kein Mensch durchdrang, geschweige dessen Gesetze mittheilte; wenn auch nach der Analogie der Dinge zu schliessen ist, dass er auf *sehr bestimmten Gesetzen* beruht. Meint er aber die Logik, so sind wir begierig, zu hören, wie das Lesen eines Dichterwerkes eben die *logischen Fähigkeiten* in uns entwickeln soll.

„Sie sehen ohne Mühe, fährt sein Hauptmann fort, dass sich diese regelmässige Fortleitung unseres inneren Lebens ganz füglich mit der Melodie in der Tonkunst vergleichen lässt, die ebenfalls ihre bestimmten Gesetze hat, nach welchen die Künstler sich richten. In beiden Fällen (beym Denken und bey der Musik) *kommt es nicht sowohl auf die erlernte Kenntniss dieser Gesetze an, als auf Gefühl und Übung.*"

Mit Gefühl und Übung componire Hr. *P.* eine Oper, ohne Kenntniss vom Generalbass!

„Es ist unmöglich, dass Mozart bey jeder Note, die er schrieb, sich *deutlich erinnert* habe, welche Töne nunmehr, nach den Gesetzen, folgen durften." Was meint Hr. *P.* mit dem *Deutlich erinnern?* Mozart schrieb seine Noten, wie wir die Fälle der Grammatik setzen, unwillkührlich richtig, weil die Kenntniss der Gesetze des Contrapuncts ihm, wie uns die Kenntniss der grammatischen Gesetze, bis zur Gewohnheit geläufig, natürlich, geworden war.

„Wenn aber das ganze innere Leben, fährt unser Vf. fort, sich beynahe auf diese melodische Fortleitung der Gedanken beschränkt (diess *beynahe* hebt, beyläufig bemerkt, jenes *ganze* auf; und wie? Ist das innere Leben ein fortlaufender Monolog in Petto? Was sind die Blitze der Empfindung, des Willens, was das tiefe innere Sehnen, Betrachten, Leiden, die nicht zum stummen Worte des Gedankens werden?): so überzeugen Sie sich ohne Mühe, wie wichtig es für Jeden seyn müsse, dass er sich übe, um nicht bloss jeden einzelnen Gedanken richtig, deutlich und vollständig zu denken, sondern auch von einem zum anderen, nach den Gesetzen der *inneren Schönheit*, man könnte sagen, der *Melodie des Lebens*, überzugehen. *Wenn durch vertrauliche Bekanntschaft mit den grossen Ideen, von denen wir früherhin sprachen, die einzelnen Gedanken Leben, Gewicht, Adel, erhalten haben:* dann fehlt uns ja in Wahrheit nur diese Übung, auf den ersten, vielleicht zufälligen, Anklang unsere Gedanken in schöner Form hervortreten zu lassen, um ein geistiges Leben zu führen, das mit Recht *schön* genannt werden kann, und dessen Gedanken man nur unverändert aufzuschreiben brauchte, um sie in jedes dichterische Werk einzurücken."

Der Vf. sieht sich hier selbst genöthigt, die sittliche Wirkung eines Kunstwerkes auf die Seele mit

der geistigen und ästhetischen zu verbinden; bey Allem dem aber kommt sein, der Art gebildetes inneres Leben doch nur auf eine innerliche *Schönsprecherey* heraus, weil er keine richtige Vorstellung vom inneren Leben zugleich damit verbindet. Die Dinge, die er trennt, sind nicht zu trennen. Die Sprache, die innere unhörbare des Gedankens, wie die laute, vernehmliche Rede des Mundes, ist Klang und Wogenschlag der Empfindung, Ausbreitung und Schwung des Gedankens und der Bilder. Ein edles, feurig fühlendes Gemüth, ein kräftig, klar denkender, phantasievoller Geist, in lebendiger Wechselwirkung, werden sich schön und folgerecht ausdrücken, ohne je ein Dichterwerk gekannt zu haben: sie sind der Dichter von Natur. Und sie werden nichts danach fragen, ob sie sich so ausdrücken, dass man ihre Gedanken *in jedes dichterische Werk* einrücken könnte.

„*Alle* Wissenschaft und *alles* Lernen kann uns aber, fährt der Vf. fort, wie ich wiederholt behaupte, dazu wenig nützen; desto entschiedener jedes Dichterwerk. Denn von einem Dichter fodere ich, dass er sich geübt habe, seine Gedanken bestimmt und schön auszudrücken, und sie in einer schönen (soll heissen richtigen) Ordnung folgen zu lassen. Er soll mit sorgfältiger Durchsicht alles Unbestimmte, alles Aphoristische, vor der Bekanntmachung seines Werkes fortschaffen (wenn er kann). Dann besitzen wir an seinem Werke eine Handleitung, uns selbst in der Schönheit des Gedankenlebens aufs glücklichste zu üben. Wir brauchen nur mit einer ungetheilten Aufmerksamkeit die uns vorliegenden Gedanken nachzudenken, ohne eigene, fremde Einschiebsel, *von einem zum anderen überzugehen* (statt dieser, eine kleine Übung der Grammatik hätte den Vf. lehren können, dass es heissen müsste: *von einem derselben zum anderen überzugehen*, weil man dasselbe Hauptwort nicht ohne dessen Wiederholung im Plural und Singular brauchen kann), so werden wir *unleugbar*, zunächst während der Dauer unserer Lectüre (*unleugbar* sehe ich die Sonne, so lange ich die Sonne sehe) unsere Gedanken durchaus nach den Gesetzen des Schönen fortleiten. Oft und im rechten Sinne wiederholt, wird uns aber diese Übung bald zu einer, uns selber eigenen Fertigkeit in geregelter Gedankenverknüpfung führen, die von einer wahren Cultur unzertrennbar ist.“

Drey Dinge sind hier unaufhörlich mit einander und durch einander verwechselt und verwirrt: die veredelnde Wirkung der Dichtkunst auf die menschliche Seele, das innere Leben; die Bildung der Sprache durch das Studium der Poesie, wozu diess allerdings, die logische Bildung des Geistes, wozu es nicht verhelfen kann, die sich allein durch Übung im Unterscheiden, Folgern, Schliessen, erwirbt.

Ein Drittes soll nun noch beym Lesen eines Dichterwerkes, zu dessen Beurtheilung, zu unterscheiden seyn: dieses Dritte ist das vergleichende Urtheil zwischen den Dichtern, die Wahrnehmung einzelner Besonderheiten der Dichter. „Leider, versetzt Wilhelm, sind diese *so sehr richtigen* — (wir haben gesehen, wie es um die Richtigkeit steht; wie steht es aber um die Bescheidenheit eines Autors, der seinen eigenen Gedanken diess Zeugniss bestätigt?) — Gedanken über das Lesen der Dichter mir selbst noch nicht beygefallen! Immer blieb ich bey der, wo nicht flüchtigen, doch unbestimmten Manier, die man gewöhnlich befolgt.“

Und bey dieser wollen wir bleiben! Wer ein Kunstwerk nicht unbefangen, als ein Ganzes, auf alle Fasern seiner Seele wirken lässt, ohne fürs erste an dessen Recension zu denken, der wird so wenig zum vollen Genusse desselben, als zum klaren Urtheil darüber kommen.

Aber genug der Bangefangenenarbeit, die Verwirrung aufzuräumen, womit Hr. *P.* die Heerstrassen der gesunden Vernunft bedeckt, indem er sie zu lichten meint. Ein Einziges belebte dabey das Gemüth, Unwille über den Dünkel, womit er seine unmündige Unklarheit berufen hält, die seit funfzig Jahren sich gleiche Bewunderung der Zeitgenossen auf den rechten Weg zu leiten; über den schaamlosen Angriff wider den Mann, welcher ihren trefflichsten Empfindungen, im Munde seines Volkes, seinen Ausdruck gab, ihre Jugend verschönt, ihr männliches Alter erleuchtet hat; der, als Hauptgestirn eines Sternbildes, das schöneren Tagen unserer Literatur leuchtete, als die gegenwärtigen sind, so ausgezeichnet, als einzeln, am Rande ihres Horizontes steht.

Auf den so eben beleuchteten schiefen und halben Ansichten, die in Anwendung auf andere Gegenstände Hr. *P.* immer für neue Gedanken hält, beruht den Hauptzügen nach dieser Angriff. Jede Ausführung desselben ist mit anderen Schiefheiten und Halbheiten beladen. Ins Einzelne auf dessen Widerlegung einzugehen, alle diese Schiefheiten und Halbheiten zu enthüllen, ist unmöglich. Eine Recension, welche diess unternähme, würde Bände füllen, über die wichtigsten Fragen der Psychologie, Moral und Kunst. Wir begnügen uns, den Angriff wider *Goethe*, den Menschen, und *Goethe*, den Dichter, im Allgemeinen zu betrachten, und auf die abgeschmacktesten Ansichten und Behauptungen des Vfs. im Vorübergehen einen Blick zu werfen.

Allerdings ist unter den Kräften der menschlichen Natur die sittliche Kraft die edelste. Die Stärke der sittlichen Gemüthskraft gab dem poetischen Genie *Klopstocks* und *Schillers* die Richtung; dem Talente *Körners*, einzelnen Gemüthseigenschaften nach, auch dem viel einseitigeren Talente *Fouqués* in seinen besten Arbeiten, (und bey den gelungensten Stellen der übrigen. *Herder* und *Jakobi*, welche Hr. *P.* hier mit anzieht, müssen, als Philosophen, aus anderen Gesichtspuncten betrachtet werden. Das Genie *Goethes* beruht in dem wunderbaren natürlichen Umfange, in der Kraft aller Anlagen seines Wesens, in dem glücklichen Gleichgewichte zwischen diesen Anlagen. Die sittlichen Gemüthseigenschaften sind die schwä-

cheren in dieser seltenen Natur. Die Sittlichkeit *Goethes* darf nicht in absoluter Treue, Güte, Aufopferung, Entsagung, Religiosität, gesucht werden, sondern in den, dem Geiste verwandten sittlichen Tugenden, in Gediegenheit, Klarheit, Mase, Überschauung, Billigkeit, Bescheidung.

Aber wer wagt den grosen Mann über jenen Mangel überhaupt anzuklagen, und gar, wie hier geschieht, mit gänzlicher Verletzung aller vernünftigen Scheu, womit der Mensch, bey Urtheilen über den sittlichen Werth des Menschen, verfahren soll, der im Stande ist, die Spuren von dem, was seine eigene edle Seele dadurch gelitten, zu bemerken, die sich in allen seinen Werken finden; der erwägt, wie bey solchem Umfang, solcher Kraft der Anlagen, als in *Goethe*, auch die *Selbstempfindung* in ihm so viel stärker, als in gewöhnlichen Naturen seyn muss. *Goethes* Trefflichkeit, mit *Klopstocks* oder *Schillers* sittlicher Gemüthskraft begabt, würde das menschliche Mase überschreiten.

Diese von der Natur so wunderbar begünstigte Individualität umfing, von der Geburt an, eine vom Glück nicht minder begünstigte äussere Lage, welche ihre Kräfte, in den vielseitigsten Richtungen, so zu sagen, gegen die Wirklichkeit *lockte*.

Beidem verdankt *Goethe* seine Ähnlichkeit mit den Menschen des Alterthums, insbesondere mit den Griechen. Nur im Alterthum, nur unter dieser Nation, ist eine gleiche Fülle, Kraft und Harmonie der Anlagen, eine so entschiedene Richtung derselben gegen die Wirklichkeit einheimisch.

Aber diess Letztere hat zugleich seine Verschiedenheit von den Alten überhaupt, und von den Griechen insbesondere, bewirkt: denn die Wirklichkeit, die ihn umfing, gab seinen grosen Anlagen zu keiner verhältnissmäsigen Entwickelung Raum, wie die Wirklichkeit jener Zeiten; prägte ihnen vielfach einen Stempel auf, der ihrer natürlichen Herrlichkeit nicht werth war; liess vor Allem die Mängel seiner Natur deutlicher werden. Themistokles und Pausanias, um hier ein paar Helden Plutarchs anzuführen, die dem Vf. in Summa für Ideale menschlicher Gröse gelten, besasen nicht minderen Egoismus, als *Goethe*; aber wer wollte diesem antiken Egoismus nicht einen grosartigen Charakter zuschreiben?

In der Bemessenheit und Armseligkeit der ihn umgebenden Wirklichkeit wandten natürlich seine grosen Fähigkeiten sich dem zu, was ihnen zumeist in derselben entsprach, der *Natur und der Kunst*. Diesen Richtungen ist *Goethes* ganzes Leben treu geblieben: poetisch und wissenschaftlich, hat er sie in Jugend und Alter verfolgt: mit der Gewalt seiner Phantasie in irgend einer grosartigen Vergangenheit sich anzusiedeln, war ihm nicht möglich. Das abstracte Studium, welches erfoderlich gewesen wäre, ihm ohne Phantasterey, mit der er nichts zu thun haben kann, hier eine Heimath zu verschaffen, versagte ihm die Lebendigkeit seiner Kräfte, und hätte er vermocht, es dieser abzuringen: so waren einer solchen Heimath nimmermehr der Reichthum, die Entwickelung, die Individualität der Züge eigen, welche seine Sinnlichkeit und sein Geist zu ihrer Befriedigung brauchten. Er begnügte sich, Vergangenheit und Fernen zu Begleitern seiner Gegenwart, diese sich dadurch reicher und weiter zu machen. Wo er beide *unmittelbar* und in *individueller* Gestalt augenblicklich zu fassen vermag, trägt er in ihnen eine Lebendigkeit der Empfindung und des Anschauens, welche alles Fehlende ersetzt, und gleichsam die Grenzen der Zeit aufhebt. Man erinnere sich hier an die Scene in Jappachs Wohnung, an seine Darstellungen des Lebens in Herculanum und Pompeji, die seine Biographie enthält.

Die Liebe, welche den seltenen Mann gleichsam von seinen Mängeln erlöste, bey der Harmonie seiner Kräfte durchdrang, was sein reicher und mächtiger Geist umfasste, Natur, Kunst, Leben, zu ihrem Eigenthum machte, musste für ihn selbst einen wunderbaren Zauber annehmen, eine Gewalt, einen Reichthum, der sie in ihm zu einer Leidenschaft anderer, mächtigerer Art, als in den übrigen Menschen, machte.

So stellt er uns die Liebe im Werther dar. Diess gab jener Dichtung den Zauber, der wie übernatürlich wirkte, unzählige verunglückte Nachahmungen hervorrief, und dieses Buch so wesentlich von den Siegwarts und Consorten unterscheidet, für deren Nachahmung Hr. *P.* es auszugeben versucht, dass nur einem Geiste, wie dem seinigen, welcher nie mehr, als einzelne Seiten, und diese nie anders, als flach, schief, oder halb auffasst, einfallen kann, es damit zu vermengen.

Dieser Zauber dauert und wird dauern, wenn auch die Geschmacksperiode, von der Werther allerdings Spuren trägt, wenn auch die Verurtheile ganz verhallt sind, denen des Dichters Schwäche daran zu viel Antheil vergönnt, und worüber die rein menschliche Dichtung nicht frey genug schwebt. Sie hätte *Goethes* Ruhm erhalten, hätte dieser auch nichts, als sie gedichtet. Sein Ruhm *musste* wachsen, weil er mit seinem Genie fortdichtete: sein Genie *musste* sich immer eben dessjenigen bemächtigen, was den Zeitgeschmack ergriffen, bey der Anziehungskraft, welche die Wirklichkeit auf sein Genie ausübte.

Wir wollen nicht in Abrede seyn, dass er die äusseren Vortheile, welche diess für ihn mit sich brachte, nicht mitunter mehr berücksichtigt hätte, als der Gröse seines Genies gebührte, als er bey grösserer sittlicher Gemüthskraft gethan haben würde; so gern wir den grosen Mann auch von dieser Schwäche frey sprächen. Aber hiemit ist auch das Körnlein Wahrheit vollwichtig ausgesprochen, das sich in dem ganzen *Pustkuchen*'schen Urtheile über *Goethe* findet. Diess verfährt mit dem Dichter im Ärgeren auf dieselbe Art, als mit den Gebilden des Dichters. Es giebt ihm aus eigenen Mitteln einen

Zufatz von Armfeligkeit, von kleinlicher Nichtswürdigkeit, und entzieht ihm die grofsen Schöpfergaben, worin das Wefen feines Charakters befteht. Weil die fittlichen Gemüthseigenfchaften nicht den Kern diefes Wefens ausmachen, fpricht es ihm alle Sittlichkeit ab. Die Wirkungen feiner fittlichen Tugenden, welche Hr. *P.* nicht in feinen Begriff von der Sittlichkeit aufgenommen, vermengt es mit den Wirkungen feiner Fehler. Und wir machen Hn. *P.* diefs zum ernftlichften Vorwurf: reichte ihm hier der Geift nicht aus zur Aufklärung, fo hätte das Herz ihm diefelbe geben follen.

(Die Fortfetzung wird nächftens folgen.)

Hildburghausen, in der Kefselringifchen Hofbuchhandlung: *Giebelreden oder Zimmermannsfprüche, nebft zwey Briefen.* 1822. 134 S. 8. (10 gr.)

Es war ein fehr guter Gedanke des finnigen Verlegers, Reden und Gedichte zu fammeln, welche den alten löblichen Brauch, nach welchem der Zimmermann bey Hebung eines Gebäudes einen Spruch thut, d. h. eine Rede von des neuen Baues Giebel herab hält, zweckmäfsig für unfere Zeiten machen können. Die Feyerlichkeiten, welche dabey Statt zu finden pflegen, find bedeutungsvoll; die Gefühle des Dankes und der Freude über die glückliche Vollendung eines mühfamen, nicht ohne Gefahr hergeftellten Werkes, gefteigert durch das darüber geäufserte Wohlgefallen des Bauherrn und der verfammelten Befchauer, und der Andrang frommer Wünfche für jenen, müffen alle Theilnehmer ermuthigen und begeiftern. Um fo mehr ift zu wünfchen, dafs bey folcher Gelegenheit ein *fchicklicher* Spruch gefprochen, dafs vor der vermifchten Verfammlung gute Lehren ausgeftreut, gute Gedanken und Empfindungen geweckt werden. In diefer Hinficht find vorliegende *Giebelreden* fehr empfehlungswerth. Mannichfaltigkeit, Deutlichkeit, fittlicher Inhalt — find ihre Vorzüge. Wir wünfchen daher fehr, dafs fie durch Prediger und Schullehrer der Zunft, für welche fie beftimmt find, bekannt, und dadurch zur allgemeinen Bildung und Veredlung der niederen Stände beygetragen werde. Die angehängten beiden Briefe enthalten noch manchen lehrreichen Wink, wie folche Reden verfafst und beurtheilt werden müffen.

M. O.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthumswissenschaft. *Leipzig*, b. Tauchnitz: *De Athenienfium actionibus forenfibus Specimen I.* Commentatio grammatica et historica — — fcripfit *Carolus Eduardus Otto*, Dresdenfis, Phil. D. AA. LL. Mag. Jur. utr. Bacc. 1820. 42 S., und *Specimen II.* Differtatio juris historica. 1820. 55 S. 4.

Wenn die fpäteren griechifchen Grammatiker die einzigen und dabey zuverläffigften Quellen für das Attifche Actionenrecht wären: dann würde der Vf. der obigen Abhandlungen für die fleifsige Sammlung der darüber fprechenden Nachrichten aus den gedachten Nomenclatoren recht viel Lob verdienen: denn aus ihnen hat er hauptfächlich oder das Wichtigfte, nämlich die Definitionen der verfchiedenen Klagearten, gefchöpft. Da nun aber beffere Quellen vorhanden find, und ein genaueres Studium derfelben lehrt, welch eine ftrenge Kritik man bey den Angaben der Lexikographen befonders in diefer Materie walten laffen müffe: fo find wir zu der Behauptung gezwungen, dafs des Vfs. Syftem auf keinen guten Grund gebaut ift, um fo weniger, als er jene Kritik nicht angewandt hat, vielmehr das Meifte, was er giebt, nur Überfetzungen der Grammatiker find. Zwar zeigt fich, dafs er auch in den griechifchen Rednern nicht unbewandert ift, und dafs ihm ältere und neuere Bearbeitungen feines Gegenftandes nicht unbekannt waren; ob er fich aber dadurch auf einen höheren und ficheren Standpunct erhoben habe, mufs man fehr bezweifeln. Wäre nicht auf die Veranlaffung der vorliegenden Abhandlungen und auf die in der Einleitung angeführten Verhältniffe des Vfs. billige Rückficht zu nehmen: fo möchte fich wohl ein härteres Urtheil über feine Leiftung rechtfertigen laffen; es fey aber mit wenigen Anmerkungen abgethan. *Κατηγορία* foll der technifch-generifche Ausdruck für alle öffentlichen Klagearten, nämlich für die *ἀπαγωγή*, das *ἀνδρολήψιον*, die *εἰσαγγελία*, *ἔνδειξις*, *ἐφήγησις*, *φάσις* und *γραφή* (in diefer Ordnung werden fie aufgeführt und erklärt), im Gegenfatze zu *δίκη*, im engeren Sinne, gewefen feyn. Aus den Rednern läfst fich das nicht erweifen. Die Apagoge foll ein aufserordentliches Rechtsmittel gewefen feyn; man begreift nicht, warum. Das Androlepfion kann fchwerlich als eine Klageart angefehen werden; übergangen oder doch nur mit wenigen Worten ift die *ἐπαγγελία*, ebenfalls eine öffentliche, befondere Klageart, in einer Note berührt. S. 40 ftellt der Vf. die Haupteintheilung aller Actionen in *δίκας*, *feu actiones privatas*, in *γραφάς*, *f. actiones publicas f. populares*, endlich in *ἐγκλήματα*, *f. actiones promiscuas*, auf. Zu den letzten, die eine ganz neue Erfindung find, rechnet er unter Anderem die Probole und mehrere Klagearten, die ganz unzweifelhaft *γραφαὶ* oder *δίκαι* waren. Hiemit fchliefst die erfte Abhandlung. Die zweyte geht die Privatklagen durch, und zwar alphabetifch. Darunter ift das Verfahren in Erbfchaftsproceffen ohne alle Klarheit gemifcht. Man findet die *δίκας συμβολαίων* zufammengeworfen mit den *δ. ἀπὸ συμβόλων*; ferner die *δίκας ψευδοκλητείας* als blofse Privatklagen u. dgl. m. Eigenes, fcharfes Urtheil hat der Vf. felten gebraucht; feinem Fleifse wird es unter befferen äufseren Verhältniffen möglich werden, fich über alle diefe Dinge gröfseres Licht zu verfchaffen.

HFK.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 2 3.

MEDICIN.

Giessen, b. Heyer: *Über die Erkenntniſs und Heilung der gesammten Hämorrhoidalkrankheit*, von Dr. *G. L. Rau*, Physicus zu Lauterbach im Groſsherzogthume Hessen. In zwey Abtheilungen. 1821. 409 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter der groſsen Anzahl von Schriften, welche schon über diesen Gegenstand erschienen sind, zeichnet sich diese durch ihre praktische Brauchbarkeit, und durch ihren literarischen Reichthum, ganz vorzüglich aus, so daſs sie mit Recht jedem praktischen Arzte empfohlen werden kann. Wir wollen, so weit es der Raum gestattet, den Plan des Vfs. in seinen wesentlichen Beziehungen verfolgen.

Im *ersten Capitel, Bestimmung des Begriffs von der Hämorrhoidalkrankheit*, bestimmt der Vf., nach vorausgeschickter Angabe der von den Schriftstellern aufgestellten verschiedenen Begriffsbestimmungen derselben, den Charakter dieser Krankheit als „eine, durch regelwidrigen Blutandrang erzeugte Neigung der Hämorrhoidalgefäſse und deren Verzweigungen zu varicösen Ausdehnungen, Blutungen und krankhaften Absonderungen." *Zweytes Capitel. Von den vorbereitenden Ursachen.* Diese sind — im allgemeinen Ausdrucke — diejenigen Verhältnisse des Körpers, welche denselben, vermöge seiner organischen Bildung und der davon abhängenden Kraftäuſserungen, zu dem Hämorrhoidalübel geneigt machen. Sie sind theils ursprünglich im Organismus begründet, theils durch zufällige äuſsere Einflüsse erzeugt werden. Diese vorbereitenden Ursachen sind nun nach des Vfs. Eintheilung folgende: 1) *Angeborene Anlage.* Der Vf. nimmt eine gewisse Schlaffheit der Hämorrhoidalvenen an, welche von den Eltern auf die Kinder übergetragen werde, und rechnet noch örtliche Vollblütigkeit im Unterleibe, in sofern sie von organischer Miſsbildung, von zu groſser Weite oder Nachgiebigkeit, Schlaffheit der Gefäſse, herrührt, zu den hieher zu beziehenden angeborenen Anlagen. 2) *Lebensalter.* Die organische Entwickelung geht fortschreitend vom Kopfe nach den unteren Theilen. Das Kindesalter neigt zu Kopfkrankheiten, das Jünglingsalter zu Hals- und Brustkrankheiten, und das Mannes- und Greisen-Alter zu Krankheiten des Unterleibes und der unteren Extremitäten. Daher gehören nun die Hämorrhoiden vorzüglich dem männlichen Alter an: ihr Vorkommen in anderen Lebensperioden, und vorzüglich im Kindesalter, gehört zu den seltenen Erscheinungen. 3) *Geschlechtsverschiedenheit.* Im Allgemeinen läſst sich wohl nicht bestimmt angeben, welches Geschlecht am meisten zu den Hämorrhoiden geneigt sey. In Bezug auf das weibliche Geschlecht lieſse sich wohl einerseits annehmen, daſs bey diesem, in Berücksichtigung des monatlich Statt findenden Blutflusses, weniger örtliche Vollblütigkeit des Unterleibes möglich sey, und daher auch seltener Hämorrhoiden entstehen könnten; andererseits scheint die geringere Energie des weiblichen Organismus, die durch die Schwangerschaft hervorgebrachte Störung des Blutumlaufes im Unterleibe, die diesem Geschlechte eigene Neigung zur Hartleibigkeit, der Druck auf die Gefäſse des Mastdarmes während der Geburtsarbeit, die in jedem Wochenbette sich steigernde Verminderung des Contractionsvermögens im ganzen Unterleibe, und endlich die Congestion zur Zeit der eintretenden und wieder verschwindenden Menstruation, das Weib zu Hämorrhoiden geneigter zu machen. Rec. hat übrigens diese Krankheit häufiger beym männlichen, als beym weiblichen Geschlechte beobachtet, und dieselbe Erfahrung, wie der Vf., gemacht, daſs bey verzögertem Erscheinen des Menstrualflusses, und bey dadurch bedingter Vollblütigkeit, mehr Congestionen nach Kopf und Brust eintraten, und eher dafür Nasenbluten, Blutspeyen und Blutbrechen, als Hämorrhoidalblutung sich einstellten. 4) *Andere Krankheiten.* Unter diesen zählen wir vorzüglich auf: starke Blutflüsse, lange dauernde Fieber, Lustseuche, Scorbut, Gicht, Stein, Wassersuchten, Hartleibigkeit, Stockungen in den Organen des Unterleibes u. dgl. *Drittes Capitel. Von den Gelegenheitsursachen.* Diese sind vorzüglich gestörte Function der Haut, excitirende Speisen und Getränke, der Miſsbrauch stark purgirender und diuretischer Arzneymittel, unzeitiger und häufiger Gebrauch eisenhaltiger Mineralwasser, ausschweifende Befriedigung des Geschlechtstriebes, Excesse im Verhältnisse zwischen Ruhe und Bewegung, fest anliegende Kleidungsstücke, in sofern sie durch ihren Druck den Blutumlauf hemmen, Unterdrückung gewohnter Blutausleerungen, namentlich der Menstruation u. dgl. Daſs Ansteckung unter den ursächlichen Momenten einen Platz finden kön-

ne, muſs Rec. ſehr in Zweifel ziehen, da ſich dieſs in Betracht des Weſens dieſer Krankheit nicht wohl erklären lieſse, und daſs die Abnahme groſser Glieder durch die dabey veranlaſste Störung des Kreislaufs Gefahr der Hämorrhoiden nach ſich ziehen ſolle, ſcheint uns etwas zu weit hergeholt. *Viertes Capitel. Von der nächſten Urſache der Hämorrhoiden.* Die nächſte Urſache einer Krankheit, und das Weſen der Krankheit, ſind ſich gleich; daher iſt die nächſte Urſache des Hämorrhoidalleidens da zu ſuchen, wo die Krankheit ſelbſt ihren Sitz hat; und dieſs iſt „vermehrte Anhäufung des Blutes in den Hämorrhoidalgefäſsen." *Fünftes Capitel. Eintheilung der Hämorrhoiden.* Wenn eine Eintheilung einer Krankheit von praktiſchem Werthe ſeyn, und nicht auf unnöthigen Spitzfindigkeiten beruhen ſoll: ſo darf ſie nur weſentlich die Krankheit unterſcheidende Momente berühren, ſonſt wird die Krankheitsform ins Unendliche ohne Nutzen zerſplittert. Folgende Eintheilung könnte vielleicht für den praktiſchen Gebrauch aufzuſtellen ſeyn: 1) Nach dem Sitze der Hämorrhoiden, z. B. Hämorrhoiden des Maſtdarms (äuſsere, innere) — Hämorrhoiden der Blaſe — H. der Gebärmutter — H. der Scheide — H. der Harnröhre u. dgl. 2) Nach einer weſentlichen Verſchiedenheit ihrer Äuſserungen, z. B. blinde, flieſsende (blutige oder ſchleimigte). — 3) Nach ihrem Verlauſe, z. B. typiſche, atypiſche — unterdrückte. — 4) Nach ihren Beziehungen zu den übrigen Zuſtänden der Organiſation, z. B. ſymptomatiſche, idiopathiſche — complicirte — kritiſche u. ſ. w. *Sechſtes Capitel. Beſchreibung der Hämorrhoidalbeſchwerden.* Unter Hämorrhoidalbeſchwerden verſteht der Vf. die den Hämorrhoiden vorangehenden Zufälle, aus denen man eine hervorſtechende Anlage und Neigung zu dieſer Krankheitsform erkennt. Daher auch die Benennungen: Vorboten, Hämorrhoidalbewegungen, *conatus haemorrhoidales* u. dgl. Sollten dieſe vorangehenden Zufälle mit Recht den Namen Hämorrhoidalbewegungen verdienen: ſo muſs ſich ſchon in ihnen das Weſen der Congeſtion ausſprechen. Die vorzüglichſten ſind nun z. B. Kopfſchmerzen, Schwindel, erſchwerte Reſpiration, Kolikſchmerzen, Fieberbewegungen, ſtellvertretende Ausleerungen von Blut oder Schleim, Rücken-, Lenden- und Maſtdarm-Schmerzen, und vermehrter Geſchlechtstrieb. *Siebentes Capitel. Beſchreibung der blinden Hämorrhoiden.* Begriff und die bekannten Zufälle der blinden Hämorrhoiden. Was den Streit betrifft, ob die Hämorrhoidalknoten wirklich Venengeſchwülſte ſeyen, oder ob ſie ſo entſtünden, daſs ergoſſenes arterielles Blut im Zellengewebe Anhäufungen mache, welche ſich allmählich vergröſsern, die Haut ausdehnen, und nach und nach ſolche Säcke bilden: ſo ſcheint der Vf. für die erſte Meinung geneigter. Die Einwendungen, welche man gegen die Annahme, daſs die Hämorrhoidalknoten wirklich Venengeſchwülſte ſeyen, machte, und die Widerlegung derſelben, beſteht im Folgenden: 1) Man behauptete, daſs Venenknoten nur da entſtehen könnten, wo Klappen vorhanden ſind, welche aber bekanntlich den Venen des Unterleibes fehlen. Leichenöffnungen haben übrigens nachgewieſen, daſs die Klappen ganz und gar nicht erfoderlich ſind, um die Bildung der Venenknoten möglich zu machen. 2) Man ſagt, ein geöffneter Venenſack ſoll bedeutende Blutungen zur Folge haben; dieſes ſey aber nicht der Fall, wenn man groſse Hämorrhoidalſäcke abſchneide. — Allein dagegen läſst ſich anführen, daſs die Blutung aus geöffneten Venenſäcken um ſo geringer ſey, je dünner der Venenzweig iſt, durch deſſen Ausdehnung die Geſchwulſt entſtand. Es iſt ſogar möglich, daſs gar keine Blutung eintritt, wenn das Blut geronnen iſt, einen Pfropf bildet, oder durch Entzündung die Vene ſelbſt verwachſen war. Nebſtdem ſind auch noch Fälle bekannt, daſs aus geborſtenen Hämorrhoidalſäcken ſehr bedeutende, ja ſogar tödtliche Blutungen erfolgt ſind. 3) Der Einwurf, daſs wirkliche Venengeſchwülſte nicht ſo ſchmerzhaft ſeyen, als die Hämorrhoidalknoten, wird ſehr leicht dadurch widerlegt, daſs ebenſo gut durch eine Venenanſchwellung, als durch ein Extravaſat, die benachbarten Nerven gedrückt und geſpannt, und folglich dadurch bey beiden Schmerz hervorgerufen werden kann. 4) Das Zerplatzen einer Vene, behauptete man, ſey nur durch eine rückwärts gehende Bewegung des Blutes möglich: da nun die Hämorrhoidalknoten öfters aufplatzten, ſo müſsten ſie von anderer Natur ſeyn. Daſs rückwärts gehende Bewegung des Blutes nur die einzig mögliche Bedingung des Platzens einer Venengeſchwulſt ſeyn könne, iſt falſch: denn es iſt wohl ſehr klar, daſs der bloſs gehinderte Fortgang des Blutes Ausdehnungen und Zerreiſsungen des Gefäſses zu bewirken im Stande iſt. 5) Für die Annahme, daſs die Hämorrhoidalgeſchwulſtknoten Venenausdehnungen ſeyen, ſcheinen noch folgende zwey Puncte zu ſprechen: a) die bey der Hämorrhoidalkrankheit Statt findenden varicöſen Ausdehnungen im Gekröſe, im Hodenſacke, an der Gebärmutter, in der Blaſe u. dgl., deuten gewiſs auf ein weit verbreitetes Leiden des Venenſyſtems; es iſt alſo nicht wohl zu begreifen, warum man gerade bey den Knoten des Maſtdarms nicht auch eine ähnliche varicöſe Ausdehnung annehmen ſoll; und b) die Extravaſate, welche im Zellengewebe Statt finden, breiten ſich aus, ſenken ſich nach der tiefſten Stelle, beſchränken ſich alſo nicht auf einen ſo ſcharf begrenzten Raum, und bilden nirgends ſolche zapfenförmige Geſchwülſte, als die Knoten des Maſtdarms. — Rec. glaubt, daſs in den meiſten Fällen eine Venenausdehnung, in manchen Fällen aber auch wirklich ein Extravaſat Statt finde, welches Letztere vorzüglich bey ſehr groſsen Hämorrhoidalknoten der Fall ſey, wo ſich nicht wohl denken läſst, daſs die Venen eine ſo bedeutende Ausdehnung erdulden könnten. *Achtes Capitel. Beſchreibung der flieſsenden Hämorrhoiden. Neuntes Capitel. Beſchreibung der Schleimhämorrhoiden.* Angabe der bekannten, mit den flieſsenden und Schleim-Hämorrhoiden verbundenen Erſcheinungen. *Zehntes Capitel. Beſchreibung der Hämorrhoiden der Harnblaſe. Eilftes Capitel. Von*

der unterdrückten Hämorrhoiden. Unter den hier aufgestellten krankhaften Erscheinungen, welche Unterdrückung der Hämorrhoiden zur Folge haben kann, vermissen wir das eben nicht selten vorkommende Leiden der Sehorgane. Rec. hat einen merkwürdigen Fall dieser Art beobachtet; einem starken vollblütigen Manne blieb durch Erkältung sein zwey Jahre lang alle 4 — 5 Wochen eintretender Hämorrhoidalfluss aus. Die Folge war eine plötzliche Blindheit auf beiden Augen, welche sich durch Hervorrufung der Hämorrhoidalblutung wieder verlor. *Zwölftes Capitel. Von den kritischen Hämorrhoiden.* Rec. betrachtet diese aus einem zweyfachen Gesichtspuncte, nämlich: 1) Blutung aus den Hämorrhoidalgefäsen kann als kritische Ausleerung Statt finden, vorzüglich bey Entzündungen des Darmcanals, sowie sie auch überhaupt bey allen denjenigen Krankheiten eine vortheilhafte Erscheinung ist, welche im Allgemeinen Blutausleerungen erfodern. Ein solcher Hämorrhoidalfluss kann nun in Krankheiten auch bey solchen Individuen entstehen, welche nie an Hämorrhoiden gelitten, noch eine Anlage dazu haben. 2) In wiefern Hämorrhoiden das Resultat einer allgemeinen Anlage dazu sind, ist eine Blutung durch Hämorrhoidalgefässe, welche nach bestimmten Zeitfristen erscheint und verschwindet, vorausgesetzt, dass sie in keiner Hinsicht excedirt, der Organisation habituell geworden, und folglich relativ heilsam, deswegen, weil sie gleichsam ein relatives Gesundbleiben des Organismus bedingt, da bey dem Nichterscheinen der gewohnten Blutung andere gefährlichere Zufälle entstehen; daher kann auch für alle Krankheiten, welche die Folge eines Ausbleibens oder einer Unterdrückung des Hämorrhoidalflusses sind, nur eine eintretende Hämorrhoidalblutung gewünschte Entscheidung bewirken. *Dreyzehntes Capitel. Von der Erkenntniss der Hämorrhoidalkrankheit.* Vollständige und richtige Auseinandersetzung der Diagnose, und namentlich des Unterschiedes der Hämorrhoiden von anderen Krankheiten, welche leicht mit denselben verwechselt werden können. *Vierzehntes Capitel. Von der Voraussagung bey der Hämorrhoidalkrankheit.* Ziemlich vollständig; jedoch ohne strenge Ordnung abgehandelt.

Zweyte Abtheilung. Erstes Capitel. Von den allgemeinen Anzeigen zur Heilung der Hämorrhoidalkrankheit. Aus den allgemeinen Zwecken der Heilkunst, nämlich 1) krankhafte Zustände zu entfernen, und die frühere Gesundheit wieder herbeyzuführen; und 2) unheilbare Übel möglichst erträglich und gefahrlos zu machen, geht ein doppeltes, nämlich ein radicales und ein palliatives Verfahren hervor. Die allgemeine, auf alle Formen der Hämorrhoiden anwendbare, Anzeige zur radicalen Heilung derselben ist: Entfernung des regelwidrigen Blutandranges nach den Hämorrhoidalgefäsen. In dieser Beziehung liegt uns ein weites Feld offen: es ist nämlich nicht hinreichend, die Blutmasse der überfüllten Hämorrhoidalgefässe zu vermindern, denn durch dieses Verfahren würde nur das Product des krankhaften Zustandes entfernt; sondern es kommt hier wesentlich darauf an, die Ursachen dieses regelwidrigen Blutandranges zu entfernen, wodurch nur allein eine Radicalheilung bewirkt werden kann. Ist uns dieses nicht möglich, und liegt eine unheilbare Form vor: so verfahren wir symptomatisch; wir suchen den regelmässigen Goldaderfluss in seiner Ordnung zu erhalten, wir mässigen den zu heftigen, überhaupt, wir binden alle Zufälle, und suchen schlimme Folgen zu verhüten, oder zu entfernen. *Zweytes Capitel. Von der Heilung der hämorrhoidalischen Anlage.* Nach der voraus aufgestellten Behauptung, dass die Hämorrhoidalkrankheit aus Congestionen entspringe, drängt sich als die allgemeine Anzeige zur Heilung und Verhütung dieser Krankheit auf: Erhaltung und Herstellung des regelmässigen Kreislaufes. Als Gelegenheitsursachen sind vorzüglich zu berücksichtigen: Erhaltung der normalen Hautthätigkeit, Vermeidung kalter und nasser Atmosphäre, und excitirender Speisen und Getränke, Mässigkeit im Beyschlafe, und Sorge für mässige Bewegung. — Ein vorzüglich zu berücksichtigendes materielles mechanisches Hinderniss des Kreislaufes ist die Vollblütigkeit. Angezeigt ist: Verminderung der bereits vorhandenen Blutmasse durch Aderlassen, und Beschränkung der übermässigen Blutbereitung durch weniger nahrhafte Kost, fleissige körperliche Bewegung u. dgl. Wir haben nun im Allgemeinen folgende Anzeigen: 1) Aderlass, wenn die vorhandene Vollblütigkeit durch eingeschränkte Lebensart nicht so schnell vermindert werden kann, als die vorhandene Gefahr wünschen lässt; wenn eine so sehr gesteigerte Reizbarkeit der Gefäse vorhanden ist, dass die gewöhnliche Blutmenge zu heftige Reactionen veranlasst; und wenn die Blutmasse zu dick, zäh und schwer beweglich ist, so dass Stockungen in den kleineren Gefäsen entstehen. 2) Bey activen Congestionen ist die zu grosse Thätigkeit des arteriellen Systems herabzustimmen. Hier findet der antiphlogistische Heilapparat Statt. 3) Bey nervösen Congestionen Herstellung des Gleichgewichts der abnormen Reizbarkeit. Bey vielen Hämorrhoidalkranken befindet sich das dynamische Verhältniss der organischen Thätigkeiten in einem verletzten Zustande, in welchem sich der sogenannte nervöse Charakter, erhöhte Reizbarkeit des Nervensystems, ausdrückt. Hier findet das sedative Verfahren Statt: *Hyosciamus*, Blausäure, lauwarme Bäder u. dgl. Oft liegen der abnormen Reizbarkeit Fehler der Reproduction zu Grunde; daher müssen schwache, welke und magere Körper, besonders wenn schlechte Kost und Säfteverlust vorhergingen, besser genährt werden. 4) Entfernung der Schlaffheit des Hämorrhoidalsystems. In seltenen Fällen ist diese Schlaffheit primär; meistens ist sie die Folge vorhanden gewesener Congestionen. Hier sind tonische Mittel angezeigt, aber nur dann, wenn wir fest überzeugt sind, dass keine activen Congestionen, und kein aufgeregter arterieller Zustand vorhanden ist. Als vorzüglich wirksam nennen wir hier die Schaafgarbe, den Fieberklee, das Tausendgüldenkraut u. a. Blosse örtliche Laxität der Gefässe des

Mastdarms wird durch den alleinigen Gebrauch allgemeiner tonischer Mittel nicht geheilt, sondern es ist noch die örtliche Anwendung derselben angezeigt, als Waschen des Afters und Mittelfleisches mit kaltem Wasser, Einspritzungen von kaltem Wasser u. dgl. 5) Aufhebung der eigenthümlichen Störung des dynamischen Verhältnisses im Hämorrhoidalsysteme. Bey den Hämorrhoiden, wenn sie als allgemeine Krankheit betrachtet werden, ist neben dem gestörten dynamischen Verhältnisse des ganzen Organismus immer noch die Vitalität eines oder mehrerer Organe des Unterleibes vorzugsweise verletzt, welches bey der Behandlung noch besondere Berücksichtigung erfodert. Hieher gehören die Fehler der Verdauung, die unregelmässige Leibesöffnung, die Stockungen im Unterleibe, Anschwellungen und Verhärtungen in der Leber, in der Milz, im Gekröse, Anhäufungen von Galle und *Sordes* im Darmcanale u. dgl. m., wogegen die bekannten Verfahrungsarten, und namentlich der Gebrauch der sogenannten auflösenden und der gelind abführenden Mittel zu empfehlen ist. — Was die metastatischen Hämorrhoiden betrifft, so ist der Fall zweyfach. Sind sie ein kleineres Übel, als dasjenige, an dessen Stelle sie getreten sind, und können sie gleichsam als kritisch betrachtet werden: so wird es wohl nicht rathsam seyn, sie so unbedingt zu entfernen. — Sind hingegen die Hämorrhoiden durch Metastasen, oder Metaschematismen, ein [illegible] Übel, als die ursprüngliche Form: so muss man allerdings letztere wieder herzustellen suchen. *Drittes Capitel. Von der Behandlung der Hämorrhoidaltriebe.* Angabe der bekannten Behandlung der verschiedenen vorstehenden Zufälle, als Kopfschmerzen, Geistesverwirrung, Schlagflusse, Krämpfe, Kolik, stellvertretende Blutungen u. dgl. *Viertes Capitel. Von der Behandlung der blinden Hämorrhoiden.* Therapeutische Berücksichtigung der örtlich krankhaften Verhältnisse. Die Behandlung des Hämorrhoidalschweisses, der Entzündung der Knoten, der Mastdarmschmerzen, des Stuhlzwanges, des Mastdarmvorfalles, und der Verengerung des Mastdarmes, über welches Letzte wir vorzüglich *Copeland's* Schrift (*Observations on the principal diseases of the rectum and anus.* London, 1814; übersetzt von *J. B. Friedreich*; Halle, 1819) zum Nachlesen anempfehlen. — Die Abhandlung über die Ausrottung der Mastkörner enthält die bekannten, von verschiedenen Schriftstellern angeführten, Verfahrungsarten. *Fünftes Kapitel. Von der Behandlung der fliessenden Hämorrhoiden.* Diätetische Regeln während des Flusses, Stillung der excedirenden, Hervorrufung der unterdrückten, und Unterstützung der kritischen Hämorrhoidalblutung.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Paris: Considérations sur une altération organique appelée dégénérescence noire, mélanose, cancer mélané etc.*, par *G. Breschet*, Professeur d'anatomie, de physiologie et de chirurgie etc. 1821. 24 S. 4. nebst 1 Kpf.

Die von *Dupuytren*, *Bayle* und *Laennec* bereits unter dem Namen der Melanosen beschriebenen Aftergebilde werden hier genau, nach vielfachen eigenen Untersuchungen des Vfs., beschrieben. Hr. *B.* fand diesen Stoff in den Parenchym fast aller Gewebe. Sie zeigen durchaus keine Spur einer organischen Bildung, keine Gefässe, keine Nerven und kein Bildungsgewebe. Häufig beobachtete Hr. *B.* diese Geschwülste in verschiedenen Thieren, besonders in weissen Pferden, in denen sie auch *Girard*, Vater und Sohn, *Dupy* und *Gohier* häufig fanden. Die Melanosen kommen in verschiedenen Formen vor: 1) als eingebalgte Melanosen. Sie liegen dann auf eine ganz ähnliche Art, wie die Fettkügelchen, in dem Bildungsgewebe, welches ihnen Hüllen (Bälge) bildet; sie haben so eine traubenförmige Gestalt, Gefässe verbreiten sich in die einzelnen Bälge, aber nicht in die schwarzen Massen selbst; die in den Bälgen enthaltene Masse hat eine sehr verschiedene Consistenz, sie ist flüssig, breyartig, hart oder in Lamellen gelagert. Sie hat keinen auffallenden Geruch und Geschmack, mischt sich mit Wasser und Alkohol; 2) kommen die Melanosen auch in der Gestalt von Pseudomembranen oder Überzügen auf den serösen oder Schleim-Häuten vor; zuweilen sind die abgesonderten Flüssigkeiten durch sie gefärbt. Der Vf., sowie Hr. *Cruveilhier*, fanden die Melanosen auch innerhalb der Blutgefässe. Mehrere Kranke, in deren Leichnamen Hr. *B.* Melanosen fand, hatten an skorbutischen Zufällen gelitten. Der Vf. vermuthete, dass die Melanosen aus verändertem Blute gebildet seyn müssten, und die Analysen von *Lassaigne* und *Barruel* bestätigten seine Vermuthung. Der Erstere fand in den Melanosen: 1) gefärbten Faserstoff, 2) ein in verdünnter Schwefelsäure und in kohlensaurer Kalisolution auflösliches Pigment; 3) eine kleine Quantität Eyweissstoff; 4) salzsaures Kali, kohlensaures Natrum, phosphorsauren Kalk und Eisenoxyd; die weitläuftiger mitgetheilte Analyse *Barruels* muss man in der Schrift selbst nachlesen. Der Vf. äussert die Vermuthung, dass die in dem gelben Fieber abgesonderten gelben und schwarzen Stoffe von einer ähnlichen Beschaffenheit seyn möchten, und führt bey dieser Gelegenheit eine interessante, ihm von *Desmoulins* mitgetheilte Leichenöffnung eines am gelben Fieber Verstorbenen an. Die beygefügte Kupfertafel liefert eine deutliche Abbildung der Lage und Gestalt der Melanosen in dem Körper des Menschen.

Die Wissenschaft ist durch diese wenigen Blätter wahrhaft bereichert worden, wie diess die Gelehrten von den Schriften des geistreichen Vfs. ebenso sehr gewohnt sind, als seine zahlreichen deutschen Freunde seine Liebe und Gefälligkeit zu schätzen wissen: denn Hr. *Breschet* kennt die deutsche Literatur sehr gut, und weiss sie richtig zu beurtheilen; er schreyt nicht, wie so viele seiner Landsleute, *des folies allemandes!* oder, wie unsere überseeischen Nachbaren: *german extravagance!* wenn ihnen eine naturphilosophische Missgeburt in die Hände fällt; er weiss, dass in jedem Garten Unkraut wächst, und dass in jeder Heerde sich räudige Schaafe finden.

[illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1823.

MEDICIN.

GIESSEN, b. Heyer: *Über die Erkenntniſs und Heilung der gesammten Hämorrhoidalkrankheit*, von Dr. *G. L. Rau* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sechstes Kapitel. Von der Behandlung der Schleimhämorrhoiden des Mastdarms. Die Schleimhämorrhoiden sind selten ein isolirtes Übel. Meistens hat die denselben zu Grunde liegende Schwäche auch andere Organe ergriffen, deren Krankheiten mit einander in Verbindung stehen. Zuerst ist der allgemeine abnorme Zustand der Organisation aufzusuchen, und dieser zu verbessern, und nach Entfernung der allgemeinen ursächlichen Verhältnisse, wo die Blenorrhoe bloss noch symptomatisch, oder ein örtliches Übel ist, sind auch örtliche Mittel erfoderlich, um die Laxität der Schleimhaut des Mastdarms zu entfernen, wozu vorzüglich adstringirende Injectionen dienlich sind. *Siebentes Capitel. Von der Behandlung der Hämorrhoiden der Blase.* Die Blasenhämorrhoiden erfodern im Allgemeinen dieselbe Behandlung, wie die Hämorrhoiden des Mastdarms, nur verlangt die eigenthümliche Beschaffenheit des kranken Organs einige besondere Rücksichten. Bey den Blasenhämorrhoiden sind alle Zufälle heftiger, schmerzhafter, und in ihren Folgen gefährlicher; daher ist auch die allgemeine Heilanzeige, die Congestionen nach dem leidenden Organe zu vermindern, um so dringender, und erfodert thätigeres Eingreifen von Seiten der Kunst. Diese Krankheit ist selten primär, sondern gesellt sich meistens zu veralteten Hämorrhoiden des Mastdarms. Sind die Blasenhämorrhoiden an die Stelle der verschwundenen Hämorrhoiden des Mastdarms getreten: so müssen zuerst diese wieder hervorgerufen werden. Hämorrhoiden, welche zuerst an der Blase erscheinen, sind am schwersten zu heilen, weil es nicht leicht gelingt, sie auf den Mastdarm zu versetzen. Die blinden Hämorrhoiden der Blase, vorzüglich die am Blasenhalse, verursachen die heftigsten Zufälle, wenn sie sich entzünden, und anschwellen. — Congestion mit Gefässaufreizung erfodert den antiphlogistischen Heilapparat, besonders Schröpfköpfe an die innere Seite der Schenkel, aufs Kreuz, Blutigel an den After und ins Mittelfleisch. Krampfhafte Constrictionen der Harnröhre mit Harnverhalten indicirt das Kathetrisiren, und innerlich *antispasmodica*. Ist die Entzündung und der Krampf gehoben, so bleibt oft Ischurie mit dem Charakter der Lähmung, oder ein Unvermögen, den Urin zu halten, zurück: hier finden Reizmittel Statt: örtlich Aufschläge auf die Blasengegend von Essig, von rothem Weine, von Alaunauflösung, Douchebäder auf das Kreuz, Vesicatorien, Elektricität. Die Kanthariden haben sich in manchen hartnäckigen Fällen als sehr nützlich gezeigt. Rec. hatte das Glück, eine über 9 Monate dauernde Lähmung des Blasensphynkters, gegen die beynahe alle Mittel erfolglos angewendet worden, durch inneren und äusseren Gebrauch der Kanthariden vollkommen zu heilen. Eine ähnliche Erfahrung machte *Weinhold*; dieser heilte eine fast zwey Jahre dauernde Lähmung durch fortgesetzten Gebrauch des Kantharidenpulvers, wovon nach und nach 180 Gran genommen, und wobey reizende Kerzen in die Harnblase eingebracht wurden. (S. Hallische Allgem. L. Z. 4 Bd. 1818. S. 142.) — Zuweilen folgt auf die Entzündung ein eiterartiger Ausfluss aus der Harnröhre beym Uriniren, welcher von schwärenden Venengeschwülsten, oder einer Vereiterung der inneren Fläche der Blase entsteht. Man erleichtert den Ausfluss des Eiters, giebt viel verdünnendes Getränk: ist kein entzündlicher Zustand damit verbunden, innerlich *tonica*, Decocte von Eichenrinde, *China*, Bärentraube; Injectionen von Abkochungen der *Agrimonia*, Salbey, *China* u. dgl.; Verengerungen der Harnröhre erfodern die Kerze, Anschwellungen der Schamlippen, in der Leistengegend, an den Testikeln, an der Vorsteherdrüse u. dgl., Einreibungen von *Liment. volat.*, Merkurialsalbe, Schierlings- und Merkurialpflaster, und die übrigen Zufälle die ihnen entsprechende Behandlung. — Fliessende Hämorrhoiden der Blase werden behandelt, wie die des Mastdarmes; dasselbe gilt von den Schleimhämorrhoiden. *Achtes Capitel. Von den sympathetischen Heilmitteln der Hämorrhoiden.* Die auch in neuerer Zeit wieder rege gewordene Sucht, Krankheiten auf übernatürliche Art zu heilen, hat die verrücktesten Ideen erzeugt. Die Geschichte liefert hierüber mehrere Beyspiele, welche der Vf. anführt. Man rühmte als Heilmittel gegen

Hämorrhoiden Amulete von allerley Kräutern, das auf Menschenschädeln gewachsene Moos, das Tragen eines von Blutstein verfertigten Ringes am Finger, das Binden eines Smaragdes auf den Nabel u. s. w. Sehr richtig bemerkt er: „Es wurde für ein gutes Zeichen der Zeit gehalten, dass man angefangen hatte, sich selbst des Glaubens an die Wirkung dieser und ähnlicher Mittel zu schämen. Doch sind wir fast in Gefahr, wieder rückwärts zu schreiten."

d. W. R.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Salzbrunn und seine Mineralquellen.* Im Anhange: *Fürstenstein* in der Gegenwart und Vergangenheit. Von Dr. *Aug. Zemplin,* K. Preuss. Hofrathe u. Hochgräfl. v. Hochberg'schem Brunnenarzte zu Salzbrunnen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1822. XVIII u. 330 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift ist bey ihrer ersten Auflage im J. 1817 nur innerhalb Schlesiens und der angrenzenden Länder bekannt geworden, und daher nicht zur Anzeige in diesen Blättern gelangt. Wir eilen aber um so mehr, diese zweyte, sehr veränderte Auflage anzuzeigen, als der Gegenstand von grosser Bedeutung ist, indem wir mit einer Quelle bekannt werden, die schon gewaltige Heilkräfte bewährt hat, und einerseits mit Selters, andererseits mit Karlsbad, und endlich auch mit Marienbad wetteifert.

Salzbrunn, ein Dorf, $1\frac{1}{2}$ Meile von Breslau entfernt, in einem Thale der schlesischen Sudeten liegend, aber nicht eng von hohen Bergen umschlossen, mit einer reinen, nicht allzu reizend auf die Lungen wirkenden Luft versehen, wird von einem, in geistiger und körperlicher Rücksicht gesunden Menschenschlage bewohnt, und beweist die Milde seines Klimas vorzüglich durch einen üppigen Getreide- und Obst-Anbau. Die Höhe der Quellen ist nach *Brandes* 1220 Fuss über der Ostsee. Die umgebende Natur ist überaus freundlich, trägt jedoch nicht den ausgebildeteren romantischen Charakter an sich, der den höheren Gebirgsgegenden eigen ist.

Die ausgezeichnetste der dasigen Quellen ist der eigentliche Salzbrunnen oder Oberbrunnen. Der Name Salzbrunn ist schon 1333 in Chroniken erwähnt, und hat dem seit mehreren Jahrhunderten bestehenden Dorfe Namen und Wappen gegeben. Er wurde immer in der Umgegend als wohlthätiges Heilmittel gepriesen, und erhielt im J. 1601 ein sehr glänzendes Zeugniss von *Caspar Schwenckfeld* in dessen *Catalogo stirpium et fossilium Silesiae.* Allein trotz der gepriesenen Wirkungen wurde Salzbrunn während der verflossenen Jahrhunderte, und selbst bey der in den letzten Jahrzehenden erfolgten Hervorhebung der Heilkräfte anderer schlesischer Mineralquellen vernachlässigt, und erst seit 1815 durch die nicht genug zu lobende Anstrengung des Vfs. ein wahrer Brunnenort. Es ist seit dieser Zeit in einem bedeutenden Steigen begriffen, welches um so mehr der wahren Heilkraft zuzuschreiben ist, als die Unterstützung von Aussen fast ganz gemangelt hat. Alljährlich erscheinen mehr Brunnengäste, deren Zahl in dem letzten Jahre schon mehrere Hunderte betrug, und deren bey weiten grösster Theil sich nur dieser Quelle, nicht aber der anderen, später zu erwähnenden Quellen bedient. Der Salzbrunnen schmeckt säuerlich, dann gelind salzig und zusammenziehend. Er behält fast ganz denselben Geschmack zu jeder Zeit, wirft jedoch nicht immer gleich viele Blasen; diese entstehen besonders dann, wenn das Glas in der warmen Hand gehalten wird. Der Luft ausgesetzt, zersetzt er sich erst nach einigen Tagen, und ist daher bey guter Verwahrung ganz besonders zum Verfahren geeignet. Chemische Analysen sind in neuerer Zeit vielfach und mit grösster Sorgfalt angestellt. Sie ergeben alle einen festen Gehalt von 16 bis 17 Gran in einem Pfunde Wasser. Prof. *Fischer* aus Breslau hat bey wiederholten Untersuchungen folgende Bestandtheile des Salzbrunnens aus einem Pfunde gewonnen: Kohlensaures Natrum 8 Gran, Glaubersalz 5,2 Gr., Kochsalz 1,012 Gr., kohlensaure Kalkerde 2,02 Gr., kohlensaure Talkerde 1,1 Gr., Kieselerde 0,24 Gr., regulinisches Eisen 0,016, Kohlensäure im freyen Zustande in 100 C. Z.: 93 C. Z., Kohlensäure im freyen und gebundenen Zustande 130 C. Z. Der Eisengehalt war der einzige wechselnde Bestandtheil; der Wechsel war von $\frac{1}{28}$ bis $\frac{1}{21}$ Gr. kohlensaures Eisen im Pfunde; erstere Menge war am häufigsten, letztere am seltensten. Der Grund des Wechsels ist bis jetzt nicht aufgefunden. Dieser auch bey anderen Quellen von bedeutenden Chemikern angetroffene, und dem Salzbrunn ohne Zweifel immer eigenthümlich gewesene, Wechsel der Menge eines Bestandtheils hat zu der Meinung Veranlassung gegeben, dass der Salzbrunn wegen vermehrten Eisengehalts nicht mehr seine frühere lösende Kraft besässe, und besonders den Kranken, die das Eisen nicht vertragen können, zumal den Lungenkranken, nicht mehr zuträglich sey. Man hat hiebey nicht bedacht, dass Selters und Reinerz, welche den Lungenkranken so sehr gerühmt werden, anhaltend mehr als $\frac{3}{16}$ Gr. Eisen enthalten, und dass die anhaltende glückliche Erfahrung alles auf chemische Ansichten sich stützende Gerede widerlege. Die näheren Wirkungen auf den menschlichen Körper sind ganz die den salzig-alkalischen Quellen eigenthümlichen. Die Schleimhaut des Darmcanals, der Lungen und der Harnwege, das Hautsystem, das Gefässsystem, und besonders die Venen, und endlich das gesammte Drüsensystem werden angeregt, die Stockungen gelöst, die Absonderungen befördert, und die freye Wechselwirkung aller Theile begünstigt. Es entstehen kritische Bewegungen, oft nach dem Typus bestimmter Tage, und mit denselben beschwerliche Zustände, *perturbatio critica,* die aber nach geendigtem Kampfe in das Gefühl des Wohlseyns übergehen. In Hinsicht der einzelnen Krankheitsreihen hat die Lungen-

sucht in den ersten Stadien oft Heilung, in den letzten Erleichterung und Fristung, der chronische Katarrh, der Unterleibshusten, der als Nachkrankheit, z. B. bey Masern, zurückgebliebene oder skrophulöse Husten, die *plethora abdominalis*, Leberleiden, stockende Hämorrhoiden, Hypochondrie, Neigung zur Steinerzeugung und ähnliche Krankheitsformen haben, wie einzelne Krankheitsgeschichten des Vfs. beweisen, und wie Rec. zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt ist, dem Gebrauche dieser Quelle häufig weichen müssen. — Der in Salzbrunn befindliche Mühlbrunnen, erst seit 50 Jahren bekannt, weniger günstig gelegen und noch wenig gepflegt, hat bey einem geringeren Salzgehalte mehr Eisen, schmeckt erfrischend, stark stechend und etwas zusammenziehend, ist erwärmender, und bewirkt öfter den Brunnenrausch. Er ist daher mehr da anwendbar, wo man die auflösende Wirkung mit der tonischen verbinden mag, oder wo man nach erfolgter auflösender Wirkung durch den Salzbrunn eine ähnliche, aber minder erschlaffende, Wirkung wünscht. *Fischers* Analyse ergiebt: Kohlensaures Natrum 6,373 Gr., Glaubersalz 2,587 Gr., Kochsalz 0,464 Gr., kohlensaure Kalkerde 3,58 Gr., kohlensaure Talkerde 1,563, Kieselerde 0,783, regulinisches Eisen 0,095, Kohlensäure im freyen Zustande in 100 C. Z. 112, im freyen und gebundenen Zustande zusammen 130. — Der dritte Brunnen, Heilborn genannt, schon viel länger, als der Mühlbrunnen, bekannt, und in seinen Bestandtheilen dem Salzbrunnen verwandt, hat vorzüglich bey chronischen Hautkrankheiten einen Ruf erlangt, wird nicht zum Trinken, wohl aber erwärmt zum Baden benutzt. Die übrigen mineralischen Brunnen Salzbrunnens kommen nicht weiter in Betrachtung. — Zu warmen Bädern sind Anstalten getroffen; jedoch wird in Salzbrunn verhältnissmässig wenig gebadet, da das Trinken hier die Hauptsache ist, und einem grossen Theile der Brunnengäste, den Lungenkranken, Bäder nicht bekommen. Desto grössere Aufmerksamkeit verdient die treffliche Anstalt zur Bereitung der Ziegenmolken. Sie werden bald nach dem Melken ohne künstliche Erwärmung durch Kälberlabwasser bereitet, und sind, wie sich Rec. überzeugt hat, vortrefflich. Nur ein Drittel der Gäste trinkt den Salzbrunnen unvermischt, die übrigen trinken ihn meistens mit ⅓ Molke, zum Theil auch mit warmer Milch, selten mit etwas Wein. Die Anzeigen hiezu ergeben sich aus dem allgemeinen Befinden. Auf ähnliche Weise wird auch der Mühlbrunnen gemischt. Sehr zweckmässig sind die Vorschriften zum Gebrauche; besonders eifert der Vf. gegen das in vielen Bädern gewöhnliche sehr frühe Trinken, wodurch schwache Kranke sich den nöthigen und gewohnten Schlaf entziehen, und überdiess durch die kühle Morgenluft nicht selten gefährdet werden. Ebenso eifert der Vf. gegen das übertriebene Gehen beym Genusse des Brunnens, wodurch sich manche Kranke ganz erschöpfen. Den Gebrauch der Arzneyen beschränkt der Vf. etwas weniger, als Rec. thun würde; die zur Beyhülfe angewendeten Arzneyen sind meistens auflösend. Der Vf. hält eine Vorbereitungscur mit frischen Kräutersäften oft für passend; als Nachcur empfiehlt er mit Recht einen in der Heimath lange fortgesetzten schwachen Gebrauch des Salzbrunnens. Derselbe wird sehr häufig versendet, und kann in die entferntesten Gegenden mit Vortheil verführt werden. Seit 1815 sind 300000 Krüge versendet, und jährlich steigt die Nachfrage. — Der Vf. wagt, und nicht ohne Glück, eine Vergleichung des Salzbrunnens mit Selters, Karlsbad und Marienbad. Selters enthält mehr Kochsalz, hingegen weniger Natrum und Glaubersalz; das Kochsalz ist aber ein uns zu gewöhnlicher Reiz, und daher wirkt Salzbrunn kräftiger, Marienbad und Karlsbad wirken viel gewaltsamer und erhitzender; sie richten in einzelnen Fällen oft mehr aus, werden aber oft gefährlich, und sind besonders den zahlreichen Lungenkranken unbrauchbar. — Für passende ländliche Wohnungen ist gesorgt, wie für die übrigen Lebensbedürfnisse. Jedoch darf man hier den grossartigen Anstrich und das Städteleben mancher berühmter Bäder nicht erwarten, und wird beide gern vermissen, wenn man den wahren Zweck der Mineralquellen nicht aus den Augen lässt. — Der Anhang enthält eine Beschreibung und Geschichte des an Salzbrunn nahe gelegenen reizenden Fürstenstein, nur für Schlesier und für Badegäste interessant. Indem wir hierüber an diesem Orte nichts zu bemerken haben, können wir es uns nicht versagen, den Wunsch auszusprechen, dass die Brunnenschriften für Ärzte und für Brunnengäste in verschiedenen Ausgaben erscheinen möchten. Was der Arzt dem Arzte zu sagen hat, gehört nicht für die Brunnengäste, und was diesen zu wissen Noth thut, soll dem Ärzte nicht erst gesagt werden. In allen anderen Zweigen ist das Übel, welches aus Schriften, die Ärzten und Laien zugleich gewidmet sind, entspringt, nunmehr hinlänglich anerkannt; nur die Brunnenschriften leiden noch an dem alten Fehler. Hätte der Vf. das, was er den Ärzten zu sagen hatte, und was für die Brunnengäste gehört, in zwey verschiedenen Schriften erscheinen lassen: so würde er den Fehler einer unwissenschaftlichen und ungleichmässigen Sprache vermieden haben. Denn bald klingt sie rein ärztlich, bald schreitet sie in hochtönender poetischer Prosa einher, bald kommen auch provincielle und unedle Ausdrücke vor, als *Plumpeyschier* u. a. Dennoch scheiden wir mit grosser Dankbarkeit von einer Schrift, deren Gegenstand nicht als Erzeugniss der Mode bald wieder unserem Blicke entschwinden, sondern gewiss die Aufmerksamkeit des gesammten Deutschlands in solchem Maase auf sich ziehen wird, als er schon die Theilnahme Schlesiens und der angrenzenden Länder angeregt hat.

—ll—

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) *Berlin*, b. Reimer: 1821. *Jahresbericht über das klinische chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin*, abgestattet vom Director der genannten Anstalt, Geh. Rath *Gräfe*. Sechste Folge. 1822. 18 S. 4.

2) *Berlin*, b. Reimer: 1822. *Jahresbericht über das klinische chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin*, abgestattet vom Director der genannten Anstalt, *C. F. Gräfe*. Siebente Folge. 1823. 18 S. 4.

No. 1. Nach vorangeschickten Nachrichten über das Bestehen dieses vortrefflichen Instituts, welches mit wenigen pecuniären Hülfsmitteln (der jährliche Unterhaltungsfonds ist auf drey Tausend Thaler festgesetzt) sich so äusserst wohlthätig für die Menschheit beweist, — folgt zunächst die Aufzählung einiger der wichtigsten Ereignisse, die in der Anstalt vorgekommen sind. Z. B. 1) Ein junger Mann hatte auf dem Augapfel, ganz nahe an der Hornhaut, einen linsengrossen lipomatösen Fleck, aus welchem Haare in der Länge grösserer Wimpern hervorragten. 2) Eine doppelte Reihe von Wimpern setzten bey einem Anderen die Augen in Gefahr, durch beständige Reibung und Reizung ganz zerstört zu werden. Durch Ausschneidung der Augenliedränder so weit, als es der Sitz der Wimpern erfoderte, wurde das Übel entfernt. — 5) Steinschnitt an einem Kinde von zwey Jahren. — 8) Merkwürdiger Fall von der Heilung eines Aneurismus der vorderen Schienbeinarterie — durch Unterbindung. 10) Zwey merkwürdige Fälle, in welchen grosse Theile des durch *Hydrostosis carcinomatodes* verdorbenen Unterkiefers ausgesägt wurden. In dem zweyten, besonders wichtigen Falle hatte die Krankheit mehr, als die Hälfte des Unterkiefers zerstört, und reichte auf der linken Seite bis zum Gelenkfortsatze hin. Die Auftreibung des Kiefers dehnte sich tief abwärts bis zum Halse aus, zugleich war sie weit nach hinten verbreitet, und auf diese Weise fast mit den wichtigsten Gefässen und Nerven des Halses zusammengedrängt. Die inneren krebsartigen Wucherungen hatten die Zunge völlig an die rechte Wange herangedrückt, und die Mundhöhle so gefüllt, dass die Kranke in den letzten Tagen nur mit unendlicher Mühe etwas Flüssiges geniessen, nur undeutliche Worte hervorbringen, und äusserst beschwerlich athmen konnte. Der krankhafte Knochen mit allen verdorbenen Theilen wurde mittelst der sehr schwierigen Operation glücklich weggenommen. — Nach dem nun folgenden namentlichen Verzeichnisse der Ärzte und Studirenden wurde die Klinik von 185 derselben besucht. Die Tabelle über die chirurgische Abtheilung giebt zuvörderst eine Übersicht der in dem Jahre 1821 behandelten Krankheitsfälle, von denen wir nur einige der bedeutendsten und am häufigsten vorkommenden bemerken. Durch den Biss von tollen Hunden Verwundeter waren 16 — alle geheilt. Eingeklemmte, zum Theil schon entzündete, zum Theil schon brandige Darmbrüche — 7, von denen 4 geheilt wurden, 3 aber den Tod herbeyführten. — Zwey Kranke mit Phlegmone waren gestorben; bey beiden war ohne alle äussere Ursache eine tief sitzende, schnell mit Typhus verbundene, Entzündung eingetreten. Die Section zeigte in dem einen Falle bedeutende Eiterergiessungen längs des Oberarmbeines, Eiter am Brustbeine, in der Brusthöhle und in den Weichen. — Der Kranken mit Nagelgeschwüren waren 56, von denen 48 geheilt, 3 weggeblieben, Bestand 5. Hodenentzündungen — 6, alle geheilt. — Entzündungen der Brustdrüse 4, geheilt 3, Bestand 1. — Neuralgie des Saamenstranges 1, geheilt. Bösartige Geschwüre 109, wovon 90 geheilt. Halsfisteln 6, geheilt 4. Mastdarmfisteln 2, geheilt. *Caries* des Kiefers 3, geheilt 2, Bestand 1. *Caries* der Extremitäten 18, geheilt 10, gestorben 2. Verhärtungen der Drüsen des Halses 14, geheilt 12; der Brust 7, geheilt 6; der Hoden 3, geheilt; der Tonsillen 2, geheilt; der Prostata 1, geheilt. — Wasserbrüche 11, geheilt 7, gestorben 1, Bestand 3. — Krebs der Nase 3, geheilt 2, Bestand 1; Zungenkrebs 3, geheilt. — Hauptsumme der chirurgischen Kranken 675, von denen Geheilte 553, Gestorbene 17, Bestand 85. Eine andere Tabelle giebt ferner eine Übersicht der im J. 1821 vorgenommenen chirurgischen Operationen, von denen wir gleichfalls einige ausheben wollen. 1) Exstirpation der ganzen rechten Zungenhälfte wegen vorhandenen Karcinoms. Exstirpation verhärteter Tonsillen. 2) Ausrottung eines karcinomatösen Zungenbändchens. Zwey Blasenschnitte. Castrationen 6, geheilt 5, noch Bestand 1. Operationen der Mastdarmfistel 1, geheilt. Amputationen des Oberschenkels 4, geheilt 2, ohne Lebensrettung 2. Hauptsumme der chirurgischen Operationen 225.

In der augenärztlichen Abtheilung giebt die Tabelle A. eine Übersicht der in dem J. 1821 behandelten Augenkrankheiten. Die Hauptsumme derselben ist 321, von denen 203 als geheilt angegeben werden, und 59 als Bestand blieben. — Die Tabelle B. giebt eine Übersicht der in demselben Jahre vorgenommenen Augenoperationen, an 44 Individuen und 63 Augen, und zwar 48 mit vollkommener Heilung.

No. 2. Nachdem einige der wichtigeren in der Anstalt gesammelten Erfahrungen vorausgeschickt worden: 1) Nachricht von einer zweyschneidigen, äusserst zarten, sichelförmig gekrümmten Nadel, zum Behuf der Zerstückung und Niederdrückung grauer Staare. 2) Krebsschwamm, welcher den inneren Dritttheil des oberen und inneren Augenliedes, die Thränencarunkel u. s. w. bis zum Nasenrücken einnahm, und mit der Bindehaut des Augapfels zusammenhing, glücklich operirt. 7) Die Unterbindung der *Arteria anonyma* gegen ein fortwachsendes Aneurisma der Schlüsselbeinarterie, mit anfänglich gutem Erfolge; der Kranke starb jedoch am 67sten Tage.

Der theilnehmenden Ärzte und Studirenden waren 100 Prakticanten und 123 Auscultanten. — Hauptsumme der chirurgischen Kranken 987, von denen 822 als Geheilte angegeben sind. Hauptsumme der chirurgischen Operationen 29, mit vollkommener Heilung von 267. In der augenärztlichen Abtheilung war die Summe der Augenkrankheiten 400, von denen 275 geheilt. Der Augenoperationen waren 60 an 45 Individuen; geheilt wurden 53.

Möchten doch alle Ärzte, welche klinischen, chirurgischen und augenärztlichen Instituten, zumal auf Universitäten vorstehen, sich zur Pflicht machen, durch gleiche Jahresberichte ihre Thätigkeit *öffentlich* zu beurkunden!

(= R.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert*, Prof. in Leipzig. 1821. 67ster Band. 444 S., mit 8 Kupf. 68ster Band. 428 S., mit 5 Kupf. (6 Rthlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1822. No. 52 — 54.]

So wenig auch eine so kurze Anzeige, wie sie in einer allgemeinen Literaturzeitung Platz finden kann, darauf Anspruch macht, eine genügende Beurtheilung einer so reichhaltigen Zeitschrift, wie die *Gilbert*'schen Annalen sind, zu liefern, oder auch nur den Inhalt derselben vollständig darzustellen: so fahren wir dennoch fort, eine möglichst sorgfältige, wenigstens die Hauptsachen gründlich umfassende Darstellung des Inhaltes hier mitzutheilen, indem wir hoffen, dass dadurch vielleicht die Aufmerksamkeit Mancher, die sich nicht mit Physik beschäftigen, auf den Reichthum von wissenswürdigen Gegenständen hingelenkt werde, der sich hier vereinigt findet.

Der Vf. fährt fort, mit gleichem Fleisse die wichtigsten neuen Entdeckungen hier zusammenzustellen, die ausländischen Arbeiten in eigener Bearbeitung mitzutheilen, und uns mit dem, was von deutschen Physikern entdeckt worden, bekannt zu machen.

Der Inhalt dieser Bände ist folgender:

1. *Betrachtungen über die Natur und die Ursachen des Nordlichts*, von *Biot*. Diese vom Herausg. frey bearbeitete Abhandlung enthält zwar viel Beachtenswerthes, aber die letzte Hälfte hätte, als sehr ungenügend, eine noch grössere Abkürzung erlaubt. — Die Beobachtung, dass das Nordlicht die Magnetnadel in unruhige Schwankungen versetzt, und dass dieses am meisten geschieht, wenn die Mitte des Nordlichts erheblich vom magnetischen Meridian entfernt ist, war eine der ersten, welche auf die Verbindung dieses Phänomens mit dem Magnetismus hindeutete. Nachher haben die Beobachtungen gezeigt, dass der magnetische Meridian in der Regel die Himmelsgegend bestimmt, in welcher die Mitte der Nordlichtsbogen liegt: und die Nachrichten, die wir aus dem 17ten und dem Anfange des 18ten Jahrhunderts besitzen, lehren, dass dieses ebenso gut damals der Fall gewesen ist, als in Europa die Abweichung der Magnetnadel sehr gering war, wie es jetzt der Fall ist. *Dalton* machte zuerst darauf aufmerksam, dass die Krone, die man bey den sehr grossen Nordlichtern sieht, in der Richtung liegt, die durch die Inclinations-Magnetnadel angegeben wird; und dieses hat sich durch spätere Beobachtungen bestätigt. — Das Nordlicht begleitet die Erde in ihrer Umdrehungsbewegung, wie die oft längere Zeit gleich bleibende Gestalt der lichten Bogen beweist; es hat also, schliesst Hr. *Biot*, seinen Sitz in der Atmosphäre; und diesen Schluss wird man gewiss als richtig anerkennen, wenn unter Atmosphäre nicht gerade der eigentliche Dunstkreis verstanden wird, der unsere Erde umgiebt. Alle Beobachtungen scheinen deutlich anzugeben, dass die glänzenden Nordlichtsäulen der Richtung der frey schwebenden Magnetnadel parallele Cylinder sind, die nur durch optische Täuschung sich uns so darstellen, als ob sie, von einer Lichtkrone ausgehend, sich nach allen Seiten strahlend verbreiteten. Die Höhe des Meteors hat man bisher noch auf keine sichere Weise bestimmen können. Die Krone kann dazu nicht dienen; die Höhe der leuchtenden Bogen, deren Entstehen man noch nicht genau zu erklären weiss, giebt auch keine ganz sicheren Mittel dazu, und es ist daher allerdings ungewiss, ob man die älteren Angaben, dass das Nordlicht 50, 70 und mehrere Meilen hoch sey, annehmen dürfe. *Biot* ist geneigt, anzunehmen, dass es zuweilen bis in die Region der höheren Wolken herab sich erstrecke, und führt einige Erscheinungen an, die diese Meinung zu unterstützen scheinen: er erinnert dabey an das Geräusch, welches man beym Nordlicht gehört zu haben versichert, und an die Behauptung, dass Reisende in Norwegen sich vom Nordlicht umgeben gesehen haben sollen. (Schade nur, dass diese letzte Angabe allzu unsicher ist!) — Hienach, glaubt *Biot*, könne man das Nordlicht als aus wahren Wolken bestehend ansehen, die gewöhnlich aus Norden kommen, und unter gewissen Umständen leuchtend werden. — Bis hieher liest man *Biots* Abhandlung mit Vergnügen; aber das Folgende ist, wie auch Hr. *Gilbert* bemerkt, sehr schwach. Die heftigen Ausbrüche der Vulkane in jenen nördlichen Gegenden bringen, glaubt er, aus ihren Schlünden aufsteigende Winde hervor, welche den vulkanischen Staub sehr hoch hinaufführen; dieser sey zugleich magnetisch, werde unter gewissen Umständen elektrisch-leuchtend u. s. w. — Uns scheinen diese Inductio-

nen, wie *Biot* ſie nennt, kaum den geringſten Grad von Wahrſcheinlichkeit zu haben, da das Vorhandenſeyn ſolcher magnetiſcher Staubſäulen durch nichts erwieſen, ihre ſo ungemein weite und ſchnelle Verbreitung beym Nordlichte durchaus unwahrſcheinlich iſt, und bey der veränderlichen Lage des magnetiſchen Poles das Zuſammentreffen jener Schlünde, die magnetiſchen Staub hergeben, mit dem magnetiſchen Pole doch auch nur als ſehr zufällig erſchiene.

Beſchreibung der Dampfmaſchine, die in der königl. Eiſengieſserey bey Berlin das Cylindergebläſe treibt, von *Brömel*. Die Maſchine iſt aus der Fabrik des Mechanicus *Freund* in Berlin, und zeichnet ſich durch einige vorzügliche Einrichtungen vor den engliſchen aus. Die Beſchreibung erlaubt keinen Auszug, iſt aber ſo vollſtändig, und durch die beygefügten Zeichnungen ſo gut erläutert, daſs ſie Jedem, der ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, als höchſt lehrreich zu empfehlen iſt. Die *Freund*'ſchen Maſchinen verbrauchen weniger Steinkohlen, als die engliſchen, und ſind auch etwas wohlfeiler. Die hier beſchriebene Maſchine wirkt mit einer Kraft von 3004 Pfund, und das Kraftmoment bey der Statt findenden Geſchwindigkeit von 2,27 Fuſs in der Secunde iſt alſo 6819 Pfund: dieſs iſt ungefähr der Kraft von 11 bis 12 Pferden gleich. Auf eine Kraft von 1000 Pfund, die mit 3 Fuſs Geſchwindigkeit wirkt, werden 72 Pfund Steinkohlen ſtündlich verbraucht. — Hr. *B.* macht über dieſe Berechnung und über den *nützlichen* Effect der Maſchine noch einige Bemerkungen, die wir hier übergehen müſſen.

Prechtls Anſichten über den Magnetismus und deſſen Ableitung aus der Elektricität. — Die zwey Effecte der Elektricität, die wir bey der Voltaiſchen Säule bemerken, Attraction und chemiſche Wirkung, ſind immer, der eine auf Koſten des anderen, da. Der Leitungsdraht zwiſchen beiden Polen befindet ſich im wahren elektriſchen Ladungszuſtande; und dieſer iſt um ſo ſtärker, je geringer die chemiſche Wirkung iſt. Dieſer elektriſch geladene Leitungsdraht iſt, wie jeder elektriſch geladene Körper, *magnetiſch*, wie das feſte Aneinanderhängen der von beiden Polen her die Verbindung bewirkenden Drähte zeigt. .... Eine trockene Säule iſt eine wahre magnetiſche Säule, die nicht bloſs den Magnet afficiren, ſondern bey gehöriger Stärke auch Polarität zeigen muſs. — Daſs Hr. *P.* an dieſe Ideen nun die Behauptung knüpft, die ganze Erde ſey eine trockene oder magnetiſche Säule; daſs er aus dem Zuſtande der Elemente dieſer iſolirten trockenen Säule die Geſammtanziehung auf irgend einen Punct an der Oberfläche berechnen, und daraus die Inclination der Magnetnadel beſtimmen zu können glaubt, daſs er die Änderung der magnetiſchen Axen der Erde hiedurch erklärt findet, — ſcheint uns eine zu raſche Folgerungsweiſe, und wir werden noch ſehr viel unterſuchen müſſen, ehe dieſe Behauptungen gut begründet oder widerlegt werden können.

Ampère, über die gegenſeitigen Wirkungen, welche auf einander ausüben zwey elektriſche Ströme, ein elektriſcher Strom und ein Magnet, oder die Erdkugel und zwey Magnete. Die elektromotoriſche Wirkſamkeit zeigt ſich auf eine doppelte Weiſe. Wenn zwey, durch einen Nichtleiter von einander getrennte Körper auf einander einwirken (ſo drückt *A.* ſich aus): ſo werden ſie, ſo lange der Kreis nicht geſchloſſen iſt, in eine *elektriſche Spannung* verſetzt, und man kann ſich von der elektromotoriſchen Wirkſamkeit keinen anderen Begriff machen, als daſs ſie immer poſitive Elektricität in den einen, und negative Elektricität in den anderen dieſer Körper bringt, dieſe aber ſo lange anhäuft, bis der Unterſchied der elektriſchen Spannungen die gegenſeitige Anziehung beider Elektricitäten ſo verſtärkt, daſs ſie der elektromotoriſchen Wirkſamkeit das Gleichgewicht hält. In dieſem Falle entſteht die dauernde elektriſche Spannung, die ſich durch Anziehen und Abſtoſsen äuſsert. Wenn dagegen jene zwey Körper, in welchen die elektromotoriſche Wirkſamkeit vor ſich geht, durch leitende Körper verbunden werden: ſo bemerkt man dieſe Spannung faſt gar nicht mehr, ſondern es entſteht ein *elektriſcher Strom*, der die beiden Elektricitäten in entgegengeſetzter Richtung forttreibt; dieſe beiden Ströme begegnen ſich in dem die Schlieſsung des Kreiſes bewirkenden Körper, und dauern unaufhörlich fort, ſo lange die elektromotoriſche Wirkſamkeit fortdauert. *In der Voltaiſchen Säule* geht der poſitive elektriſche Strom von dem Ende, welches bey der Waſſerzerſetzung den Waſſerſtoff giebt, zu dem Ende, welches den Sauerſtoff giebt; *in dem leitenden Kreiſe* zwiſchen beiden Enden aber von dem Sauerſtoff gebenden zum Waſſerſtoff gebenden Ende. — Wenn in der Folge von der Richtung des elektriſchen Stromes die Rede iſt: ſo wird immer der poſitive elektriſche Strom verſtanden, der nach *Franklin* und *Volta* als der einzige anzuſehen wäre. — Dieſe elektriſchen Ströme, welche die chemiſchen Wirkungen hervorbringen, ſind es nun auch, welche die von *Oerſted* entdeckte Wirkung auf den Magnet hervorbringen. Ihre Stärke und Richtung anzugeben, fehlte es uns bisher an einem Inſtrumente; aber die Einwirkung auf den Magnet führt zu einem ſolchen Inſtrumente. Man bringt nämlich einen horizontalen Theil des Schlieſsungsdrahtes in die Richtung des magnetiſchen Meridians, ſtellt eine Magnetnadel unter oder über denſelben auf, und beobachtet die bey Schlieſsung der Kette ſich zeigende Entfernung der Magnetnadel von ihrer natürlichen Stellung. Die Richtung des elektriſchen (poſitiven) Stromes läſst ſich nach folgenden Geſetze erkennen. Man verſetze ſich in Gedanken in den elektriſchen Strom, ſo daſs deſſen Richtung von den Füſsen nach dem Kopfe gehe, und denke ſich, man habe das Geſicht nach der Magnetnadel zu gekehrt, ſo wird ſtets das nach Norden gerichtete Ende der Magnetnadel durch die Wirkung des elektriſchen Stromes nach der linken Hand zu abgelenkt. Dieſe Ablenkung findet genau ebenſo Statt, wenn man die Magnetnadel auf der horizontalen Säule (dem Trogapparate) aufſtellt, als wenn ſie ſich über oder

unter dem Schliessungsdrahte befindet. — Eine vorzüglich wichtige Entdeckung schliesst sich nun an diese genannten (die hier nur, um das Ganze besser zu verstehen, angeführt werden mussten) an. Wenn man zwey Voltaische Säulen in Thätigkeit setzt, und in den Schliessungsdrähten einer jeden ein gerades Metallstück anbringt, dieses aber in dem einen unbeweglich befestigt, statt dass es in dem anderen auf Spitzen ruht, und durch ein Gegengewicht sehr leicht beweglich gemacht ist; wenn man dann die Säulen so stellt, dass diese geraden Stücke sich parallel neben einander befinden: *so ziehen die beiden geraden Stücke der Schliessungsdrähte sich an, sobald,* bey Schliessung jeder der beiden Ketten, *beide Ströme einerley Richtung haben; dagegen stossen sie sich ab, wenn die Ströme beider Ketten sich in entgegengesetzter Richtung bewegen.* Die Anziehung dauert fort, wenn beide Stücke zur Berührung gelangt sind, und geht keinesweges dann, wie bey der elektrischen Ladung, in Abstossen über. Dagegen hört sie sogleich auf (ebenso, wie die chemischen Wirkungen), sobald man den leitenden Kreis unterbricht u. s. w. Es ist nicht nothwendig, dass jene parallelen Metallstücke Theile der Schliessungsdrähte verschiedener Säulen seyen, sondern sie können ebenso gut Theile eines und desselben Schliessungskreises seyn: die Wirkung findet hier ebenso gut Statt, obgleich in einem solchen Kreise der elektrische Strom überall in gleicher Stärke vorhanden ist.

Um die Einwirkung des elektrischen Stromes auf den Magnet zu erforschen, ist es vortheilhaft, die Magnetnadel so aufzustellen, dass ihre Richtung gar nicht mehr von der magnetischen Kraft der Erde abhängig, sondern gegen diese ganz gleichgültig sey. Um eine solche *astatische* Magnetnadel zu erhalten, versieht man sie mit einer, durch ihren Schwerpunct gehenden, auf sie senkrechten Axe, und stellt sie nun so auf, dass diese Axe mit der Richtung der Inclinationsnadel parallel ist, und die Magnetnadel sich frey um sie drehen kann. Die Statik lehrt, dass bey jeder anderen Stellung dieser Axe die Nadel in derjenigen Richtung ruhen wird, welche die Projection der Inclinationsnadel auf die gegen die Axe senkrechte Ebene angiebt; dass aber, wenn die Axe mit der Inclinationsnadel parallel ist, die richtende Einwirkung des Erdmagnetismus ganz verschwindet, und die Nadel in jeder Lage ruht. Stellt man mit dieser astatischen Magnetnadel den Versuch über die Einwirkung des elektrischen Stromes an: so findet man, dass sie um einen rechten Winkel von der Richtung des Drahtes abgelenkt wird, und zwar so, dass der nördliche Theil der Magnetnadel links von dem elektrischen Strome liegt. Aber ausser dieser *richtenden Einwirkung* des elektrischen Stromes auf die magnetische Nadel bemerkt man auch noch eine *anziehende und abstossende Einwirkung,* deren Hauptgesetz folgendes ist. Wenn der Magnet gegen den Leiter, durch welchen die elektrische Strömung geht, eine senkrechte Richtung hat: so ziehen beide einander an, wenn der sich nach Norden wendende Theil des Magnets (gewöhnlich Nordpol, von *Ampère* Südpol genannt) zur Linken des auf ihn einwirkenden elektrischen Stromes ist, beide also sich in derjenigen Lage befinden, welche sie vermöge ihrer gegenseitigen Einwirkung anzunehmen streben; dagegen stossen sie einander ab, wenn eben jenes Ende sich rechts von dem Strome befindet. — An diese beiden Haupterscheinungen lässt sich die Erklärung der übrigen Phänomene, die von Anderen beobachtet worden sind, leicht anschliessen.

Aus diesen Resultaten folgt nun auch, dass man gar wohl darauf fallen könnte, die natürliche Richtung des Magnetes gegen Norden daraus erklären zu wollen, dass auf der Erde ein positiv elektrischer Strom in der Richtung von Ost nach West, senkrecht auf den magnetischen Meridian, vorhanden sey. — Hr. *A.* scheint diese Hypothese wahrscheinlich zu finden; aber Hr. *Gilbert* bemerkt mit Recht, dass hier der Phantasie wohl zu viel Spielraum gelassen zu seyn scheine.

Die Wirkung zweyer Magnete auf einander glaubt *A.* völlig aus diesen elektrischen Strömen erklären zu müssen, und wenn gleich dieses nicht hinreichend begründet scheint: so ist doch nicht zu läugnen, dass des Vfs. Versuche eine grosse Übereinstimmung zwischen der Einwirkung elektrischer Ströme, und dem, was wir magnetische Einwirkung nennen würden, zeigen. Die Vergleichung der Wirkung eines elektrischen Stromes und eines Magneten auf einander mit der Wirkung zweyer elektrischer Ströme auf einander führt, sagt *A.*, zu der Überzeugung, dass der Magnet die ihn charakterisirenden Eigenschaften nur dadurch besitzt, dass sich in ihm in den Ebenen senkrecht auf seine Axe dieselbe Disposition der Elektricität findet, wie in dem schliessenden Leiter einer Voltaischen Säule; die Magnetisirung besteht also einzig darin, dass man den Theilchen des Stahles die Eigenschaft ertheilt, in der Richtung dieser Ströme die elektromotorische Wirksamkeit zu erzeugen; aber diese elektromotorische Wirksamkeit entsteht hier zwischen den Theilchen eines und desselben Körpers, der zugleich ein guter Leiter ist, und daher kann sich von elektrischer Spannung und chemischer Wirkung hier ebenso wenig eine Spur zeigen, als es bey einer ringförmig in sich selbst zurückkehrenden Voltaischen Säule der Fall seyn würde.

Diese Vorstellung von der Ursache der magnetischen Wirkungen bewog den Vf., die Wirkungen des Magnets durch schraubenförmig gewundene Leiter des elektrischen Stromes nachzuahmen. Man windet Messingdraht in schraubenförmigen Windungen um zwey Glasröhren, die so verbunden sind, dass man sie wie eine Magnetnadel aufstellen kann (die Einrichtung ist vollkommen deutlich in der Abhandlung beschrieben, und in einer Zeichnung dargestellt); man lässt durch diesen gewundenen Draht die elektrische Strömung gehen, und wirklich zeigt nun das rechts von dem elektrischen Strome liegende Ende

dieser Nadel in Beziehung auf einen Magnetstab ganz die Erscheinungen, welche uns der nach Norden sich wendende Theil einer Magnetnadel zeigt u. s. w.

Die folgenden theoretischen Untersuchungen über die Art, wie man die Einwirkungen der Rechnung unterwerfen könnte, müssen wir übergehen. Dagegen verdient noch zuletzt ein Versuch erwähnt zu werden, welcher zeigt, dass eine Ebene, in welcher der elektrische Strom seinen Kreislauf vollendet, ebenso ein Bestreben zeigt, eine bestimmte Stellung gegen die Erde anzunehmen, wie die ganz frey aufgehängte Magnetnadel. Hängt man nämlich einen kreisförmig gebogenen Draht, der sehr genau ganz in einer Ebene liegen muss, gehörig auf: so stellt er sich, wenn der elektrische Strom ihn durchläuft, nach einigen Schwankungen in diejenige Ebene, welche *senkrecht auf die Richtung der Inclinationsnadel* ist; — und dieses ist völlig die Erscheinung, welche man erwarten musste, wenn man annimmt, der Magnet erhalte seine Richtung nur dadurch, dass elektrische Ströme seine Axe in Ebenen auf diese senkrecht umkreisen.

Über die wahre Beschaffenheit des magnetischen Zustandes des Schliessungsdrahtes in der Voltaischen Säule, von *Prechtl*. — Die in der vorigen Abhandlung enthaltenen wichtigen Versuche *Ampères*, die auf ebenso scharfsinnige Weise ausgedacht, als mit Sorgfalt ausgeführt sind, und bey deren genauer Ausführung *A.* durch die besten, zu diesem Zwecke erfundenen Werkzeuge unterstützt wurde, haben, wie selbst aus unserer kurzen Darstellung erhellen wird, einen ungemein grossen Werth; ob aber die erklärenden Hypothesen die vollkommen richtigen seyen, scheint eher noch Zweifeln unterworfen. Hr. *Prechtl* theilt hier einige solche Zweifel mit, und sucht zu zeigen, dass man keiner neuen Hypothese bedarf, sondern mit der alten Erfahrung, dass ungleichnamige Pole sich anziehen, und gleichnamige sich abstossen, auch hier zur Erklärung ausreiche. Wir wollen versuchen, die Hauptgedanken hier auszuheben. — In der Säule liegen die entgegengesetzten Elektricitäten gleich stark an einander, neutralisiren sich, und werden in jedem Augenblicke durch die elektromotorische Wirkung neu hervorgebracht. Ebenso muss man sich den Schliessungsdraht denken, als aus unendlich vielen, nahe an einander liegenden Magnetismen bestehend, deren Pole nach der Länge des Drahtes an einander liegen, und sich gegenseitig binden, welche aber ihre Polaritäten nach dem Querschnitte des Drahtes äussern, und also Transversalmagnete sind. Magnete, die dieser Vorstellung von Transversalmagnetismen entsprechen, stellte *P.* auf folgende Weise dar. Er wickelte auf eine Glasröhre Stahldraht in Spiralwindungen so auf, dass diese einander berührten; setzte an das eine Ende dieses übersponnenen Cylinders den Nordpol eines Magnetes, und fuhr so über ihn hin, dass die Richtung des Striches mit der Axe parallel war: dadurch entstand ein Magnet, der an seiner ganzen [illegible] den Nord-, an der entgegengesetzten Seite den Süd-Pol zeigte, und dieses gleich stark in allen Puncten der ganzen Länge. Dieser Transversalmagnet über eine Magnetnadel in die Abweichungsebene gestellt, bewirkt eben die Ablenkung der Magnetnadel, welche der Schliessungsdraht der Kette bewirkt, und zwar weicht der Nordpol der Nadel rechts oder links ab, je nachdem der wirkende Nordpol der Transversal-Magnetismen links oder rechts liegt. Man kann Transversalmagnete machen, die am Umfange mehrere Pole haben, und diese stellen die Erscheinungen, welche wir am Leitungsdrahte des geschlossenen elektrischen Kreises beobachten, noch genauer dar.

Die von *Ampère* beobachteten Erscheinungen des gegenseitigen Anziehens und Abstossens erklären sich, nach *Pr.*, nun dadurch, dass, wenn die beiden Drähte von derselben Richtung aus in der Kette magnetisirt sind, bey beiden die gleichnamigen Pole einerley Lage haben, z. B. an der rechten Seite liegen, also die einander zugewandten Seiten entgegengesetzte Pole enthalten, und sich anziehen, das Umgekehrte aber Statt findet, wenn sie in entgegengesetzter Richtung magnetisirt sind.

Dieser kurze Abriss wird hinreichen, um *Prechtls* Meinung anzudeuten, und die Wichtigkeit dieser kurzen Bemerkungen zu zeigen; nur zwey Bemerkungen gegen *Ampère* müssen wir noch erwähnen. *Pr.* scheint uns Unrecht zu haben, wenn er das, was *Ampère* von Zerlegung der Kräfte bey der spiralförmigen Windung sagt, als eine neue Hülfshypothese ansieht; — nach unserer Ansicht folgt diese Zerlegung aus den zum Grunde gelegten Hypothesen von Strömen, welche der Richtung des Spiraldrahts folgen, ganz von selbst. Dagegen ist die Bemerkung, welche *Pr.* gegen *A.* macht, man dürfe „den Zustand des Schliessungsdrahtes nicht übertragen auf die Erklärung des Magneten oder des Erdmagnetismus," auch Rec. beym Lesen der *Ampère*'schen Abhandlung eingefallen, indem bey *Ampère* ein Cirkel im Schliessen Statt zu finden scheint.

Busse, über das Schwungrad am Berghaspel. Böckmann, Resultate aus den in Carlsruhe im J. 1819 angestellten Wetterbeobachtungen. Sehr belehrend ist die hier mitgetheilte Tabelle, welche für 20 Jahre (1800 bis 1819) die mittlere Temperatur jedes Monats angiebt. Darin zeigt sich z. B. sehr deutlich, warum die Sommer von 1801 und 1811 so sehr ungleich waren, da doch beide Jahre eine fast gleiche Mittelwärme = 9,2 und = 9,3 hatten; — die grosse Verschiedenheit lag darin, dass Jänner bis April und September bis December im J. 1801 eine Wärme hatten, welche die Mittelwärme dieser Monate sehr bedeutend übertraf; im J. 1811 dagegen waren es (den August ausgenommen) alle Sommermonate, die zu grosse Wärme hatten.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. s. w. LXVII — LXVIII Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

D'Aubuisson, über die Vergleichung der Barometerstände zu Genf und auf dem St. Bernhard. Die hier angestellten Betrachtungen gründen sich auf die Bemerkung, dass selbst in einer rundum eingeschlossenen, bis zum Ende der Atmosphäre reichenden Luftmasse ein in der Höhe befindliches Barometer steigen müsste, wenn die unterhalb liegende Luft erwärmt wird. Diese Erwärmung treibt nämlich, durch die Ausdehnung der unteren Luft, mehr Luft in die oberhalb des höheren Barometers liegenden Schichten, so dass dieses steigen muss, während das tiefere einen gleichen Stand behält. — Diese Bemerkung ist nothwendig, wenn man den Gang zweyer Barometer vergleichen will; aber es scheint Rec., dass bey unseren Höhenberechnungen schon auf diese Verschiedenheit Rücksicht genommen wird, indem wir ja den barometrischen Coefficienten so annehmen, wie es die mittlere Temperatur der ganzen Luftsäule, die zwischen beiden Barometern liegt, fodert. Will man die correspondirenden täglichen Stände beider Barometer etwa in einer Zeichnung darstellen: so ist es offenbar, dass man einen gleichförmigeren Gang beider findet, wenn man hierauf Rücksicht nimmt, und dieses ist auch, wie der Vf. bemerkt, bey der Vergleichung der Beobachtungen in Genf und auf dem Bernhard sehr merklich. Dennoch aber bleiben Ungleichheiten im Gange übrig, und namentlich erhält man für das höhere Barometer während des Tages einen zu niedrigen Stand. Diess hat unstreitig darin seinen Grund, dass wir früh Morgens, und vermuthlich schon von Sonnenuntergang an, die Temperatur der ganzen Luftsäule zu niedrig, am Tage dagegen, vorzüglich bey Sonnenschein, zu hoch angeben, dass also diese *D'Aubuisson*'sche Correction am Tage zu gross, Nachts zu klein ist, in Vergleichung mit dem, was sie eigentlich seyn sollte. Bey Sonnenschein nämlich sind die Luftschichten nahe an der Erde zu sehr erhitzt, und wenn wir diese, nur bis auf geringe Höhen merkliche, Erhitzung als der ganzen Luftmasse eigen ansehen: so berechnen wir die hinaufgedrängte Luftmasse zu gross, schreiben daher dem beobachteten Barometer einen zu niedrigen Stand — ein Sinken — zu, weil unsere Correction irrig einen zu hohen Stand foderte. Genaue Beobachtungen auf dem Bernhard und in einer nahe gelegenen niedrigen Station könnten uns also belehren, wie viel die wahre mittlere Temperatur von $\frac{1}{2}(t + t^1)$ in den verschiedenen Tagesstunden abweicht. — Diese und ähnliche Bemerkungen theilt der Vf. hier mit.

L. von Buch, über die Bewegungen des Barometers in Berlin. Die mittlere Barometerhöhe ist in Berlin = 27″ 11,137‴ pariser Mass. Die Variationen sind im Januar und Februar am grössten. Diese Variationen sind zwar im Allgemeinen in den nördlichen Gegenden grösser, aber an der See bey gleichen Breiten erheblich grösser, als mitten im Lande, z. B. in Middelburg im März 1783 23‴,2, statt dass sie in Berlin in eben diesem Monat nur 17,8 betrugen. Der Südwind bringt in Berlin den tiefsten, Nordostwind den höchsten Stand des Barometers hervor, indem der Barometerstand bey Südwind im Mittel 333,06, bey Nordostwind im Mittel 336,62 beträgt. Rechnet man die Barometerstände an Regentagen zusammen: so findet man sie im Mittel bey jedem Winde tiefer, als es dem allgemeinen Mittel für diese Winde entspricht. Beym Schneefall zeigt sich dieser Unterschied noch auffallender. — Diese wenigen interessanten Bemerkungen mögen genügen, um die Leser auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen.

Poenitz, worauf beruht das Magnetischwerden des Eisens bey mechanischer Behandlung und beym Ablöschen desselben? — Ein genau horizontal von Ost nach West gehaltener Eisenstab wird bey diesen Behandlungsarten nicht magnetisch; diese Behandlung macht also bloss das Eisen fähig, durch Einwirkung der magnetischen Kraft der Erde magnetisirt zu werden.

Graf Buquoy's Versuche über die Richtung des Wurzelkeims bey den Pflanzen. (Hier hätten wohl die aus englischen Zeitschriften bekannten, merkwürdigen Versuche von *Knight* u. A. angeführt, und das Wesentlichste der von ihnen aufgefundenen Thatsachen berücksichtigt werden sollen.) Die Versuche sind höchst merkwürdig, z. B. dass der Saame der Kresse in einer Kugel von Erde nach allen Seiten Wurzel- und Blüthen-Keime hervorsprossend zeigte,

als diese Kugel an einem Uhrzeiger unaufhörlich ihre verschiedenen Seiten bald nach unten, bald nach oben kehrte, dagegen, wenn die Kugel ruhte, die verticale Richtung herabwärts für die Wurzelkeime und heraufwärts für die Blüthenkeime Statt fand.

Physikalisch-chemische Bemerkungen, von Döbereiner.

V. Grotthufs, Untersuchung eines in Curland am 12 Juli 1820 herabgefallenen Meteorsteines. Eine Feuerkugel, die man 100 Grade am Himmel durchlaufen sah, erlosch mit einem Knalle, und gleichzeitig fielen in der Gegend, wo man sie gesehen hatte, Meteorsteine herab. Die Nachricht von dieser Begebenheit ist musterhaft, und verdient ganz gelesen zu werden.

Den von Hn. v. *G.* geäusserten Meinungen über die Feuerkugeln und Meteorsteine scheinen doch manche Zweifel entgegenzustehen. Dass durch den Gegenstoss der durch die höchst schnelle Bewegung des Körpers comprimirten Luft dieser zum Zerspringen gebracht werden könne, scheint Rec. nicht glaublich. Noch weniger besteht es mit einer mathematischen Ansicht, anzunehmen, dass die mit der Geschwindigkeit ungemein wachsende Kraft des Widerstandes bey sehr hohen Graden von Geschwindigkeit so gross würde, dass eine Kanonenkugel den Lauf der Kanone gar nicht, oder nur kaum verliesse.

Die sorgfältige chemische Untersuchung müssen wir übergehen.

Bechsteins Versuche über die Einwirkung der galvanischen Elektricität auf die Magnetnadel. Die Versuche betreffen vorzüglich die Frage, wie die Ablenkung der Magnetnadel bey verschiedenen Stellungen gegen den magnetischen Meridian sich ändert, und die darüber angestellte Reihe von Versuchen ist recht sorgfältig ausgeführt. Überdiess aber scheint aus dem Versuche zu folgen, dass da, wo die beiden Metalle in unmittelbarer Berührung sind, sich eine stärkere ablenkende Kraft auf die Magnetnadel äussert, als in der Gegend, wo die beiden durch die Metalle erregten Elektricitäten sich durch die Berührung mit dem feuchten Leiter wieder ausgleichen.

Ermans Untersuchungen über den Magnetismus des geschlossenen Voltaischen Kreises, frey und prüfend dargestellt von Gilbert. Diese Versuche wurden angestellt, als *Ampère's* Versuche noch nicht bekannt waren; daher wird hier Manches als neu und unerwartet angeführt, was wir aus jenen nun schon wissen. Da aber dieser Aufsatz selbst nur einen Auszug aus der, besonders abgedruckten, Abhandlung *Ermans* enthält: so werden wir hier nur einige Hauptpuncte erwähnen können. Um die gegenseitige Einwirkung des Schliessungsleiters eines einfachen galvanisch-elektrischen Kreises und eines Magnetes zu erforschen, wurde jener Schliessungsleiter mit dem ganzen geschlossenen Kreise so aufgehängt, dass er eine drehende Bewegung annehmen konnte. Die Erscheinungen, welche sich hier zeigen, wenn man einen Pol des Magnets auf den Schliessungsdraht einwirken lässt, sind denen sehr ähnlich, die man bey Transversalmagneten bemerken würde. Der Nordpol des Magnets nämlich stösst die *eine* Seite des Schliessungsdrahtes ab, und zieht die andere an; der Südpol hat die entgegengesetzte Wirkung. Aber eine wichtige Erscheinung lässt sich, gesteht Hr. *E.*, hieraus nicht erklären, nämlich die entgegengesetzte Wirkung oberhalb und unterhalb des Schliessungsleiters. Um diese zu erklären, nimmt Hr. *E.* eine diagonaloide Polarisirung an, so dass zwar der Draht ein Transversalmagnet ist, an einer ganzen Seite den einen, an der anderen ganzen Seite den anderen Pol hat; aber am einen Ende mit vorwaltender positiver Thätigkeit, am anderen Ende mit vorwaltender negativer Thätigkeit. — Doch wir wollen es dem Recensenten der *Erman'*schen Abhandlung überlassen, einen genaueren Abriss seiner Versuche und Erklärungsweisen mitzutheilen. Erwähnen aber müssen wir noch den *Condensator* oder *Multiplicator* der elektrisch-magnetischen Wirksamkeit, den *Schweigger* zuerst angegeben hat. Man nimmt einen mit Seide übersponnenen Kupferdraht, legt diesen in Kreisen 40 oder 50 Mal dicht neben und über einander, und schnürt diese Drahtgewinde fest zusammen, so dass sie einen Ring bilden, gross genug, um eine Magnetnadel in sich aufzunehmen; man giebt diesem Ringe eine elliptische Form, durch Zusammendrückung, und stellt nun die Magnetnadel darin auf. Hr. *Raschig* beschreibt die Versuche in dem gleich folgenden Aufsatze genauer; hier wird es genügen, zu bemerken, dass wenn man eine horizontal bewegliche Magnetnadel hat, diese Windungen in einer verticalen Ebene liegen müssen, und die Abweichungen der Nadel dann so erfolgen, wie man nach der *Ampère'*schen Regel sie leicht voraussehen kann.

Raschigs Versuche mit diesem Multiplicator. Auch Hr. *R.* ist der Meinung, dass man die Vorstellung von einem elektrischen Strome nicht gut werde entbehren können, und darin stimmt Rec. ihm bey.

Von Buch, über barometrische Windrosen. Wenn man die mittleren Barometerhöhen bestimmt, die bey N, bey NW Wind u. s. w., Statt finden: so ergiebt sich aus den Berliner Beobachtungen, dass dort bey West- und bey Ostsüdost-Winde der diesem Winde entsprechende mittlere Barometerstand mit dem mittleren Barometerstande der ganzen Jahre oder *aller* Beobachtungen zusammentrifft. In Middelburg sind die Winde, bey welchen der Barometer seinen mittleren Stand hat, zwischen WNW und NW, und zwischen OSO und SO. An dem letzten Orte ist die südliche Hälfte nur ein wenig grösser, in Berlin fast um 30 Grade kleiner, als der Halbkreis. Ofen bietet die Sonderbarkeit dar, dass nicht bloss zwey Winde, WNW und SSO den mittleren Barometerstand geben, sondern auch in Osten und nahe bey Osten noch zwey Windrichtungen sind, die den mittleren Barometerstand herbeyführen. Die Vermuthungen des Vfs. über die Ursachen, von denen dieses abhänge, müssen wir hier übergehen; wir glauben aber genug gesagt zu haben, um denen, welche Witterungsbeobachtungen anstellen, zu zeigen, wie

sich hier wichtige Betrachtungen darbieten, wozu sie ihre Beobachtungen benutzen könnten, und fodern fleissige Beobachter auf, uns mit mehreren solchen Zusammenstellungen, den hier gelieferten ähnlich, zu beschenken.

Versuche über die Erregung des Magnetismus im Stahl durch gewöhnliche Elektricität, von *Böckmann*. Eine grosse Reihe anderer Versuche, die zum Theil wohl der Bekanntmachung werth gewesen wären, werden hier nur erwähnt; die Versuche über Magnetisirung durch gewöhnliche Elektricität etwas vollständiger beschrieben.

Von Yelin, über denselben Gegenstand. Selbst der einfache Funke, auf ein metallisches Spiralgewinde schlagend, macht den darin liegenden eingewickelten Stahldraht magnetisch; aber auch ohne einen Erschütterungsfunken zu geben, kann man dasselbe bewirken.

G. G. Schmidt, Darstellung der von Ampère entdeckten Anziehung und Abstossung elektrischer Ströme durch gewöhnliche Elektricität. Zwischen zwey Kleistischen Platten wird ein positiv elekrischer Strom durch einen festen und einen beweglichen Leiter, die parallel sind, geleitet, dann ziehen sie sich an; durch eine ähnliche Anordnung, die sich nicht so kurz beschreiben läst, bringt man in jenen Leitern entgegengesetzte Ströme und Abstossung hervor.

Von Reichenbach, über seine Kreiseintheilungs-Methode.

Muncke, Vorschläge zu Verbesserungen der Luftpumpe und des Gebläses mit Knallgas; Bemerkungen über das Daniell'sche Hygrometer u. s. w. Sehr interessant, aber keines Auszugs fähig.

Lüdicke, über den Einfluss des magnetischen Wirkungskreises auf die Krystallisation einiger Salze. Die Versuche scheinen zu zeigen, dass die magnetische Materie eine Störung in der Krystallisation der hier angewandten Salze verursacht.

Döbereiners Bestätigung seiner Theorie der Ätherbildung; Beschreibung eines Gasometers u. s. w.

Giese, über ein neues Metall. G. erhielt es aus dem Bodensatze englischer Schwefelsäure. Es ist verschiedener Oxydationsgrade fähig, und zeigt bey einem gewissen Grade der Oxydation mehr die Eigenschaften einer Säure, als einer Basis.

Savarts Versuche über Längenschwingungen und über die Mittheilung der tönenden Erzitterungen fester Körper unter einander; nebst berichtigenden Bemerkungen von Chladni und Gilbert. Die Längenschwingungen eines an beiden Enden freyen Glasstreifens sind übereinstimmend mit denen einer Luftsäule in einer an beiden Enden offenen Röhre. Fasst man ihn möglichst lose in der Mitte mit zwey Fingern, und streicht ihn gegen das Ende mit feuchten wollenen Lappen: so erhält man den tiefsten Ton; hält man ihn in Puncten, die um $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$ der ganzen Länge vom Ende entfernt liegen: so erhält man höhere Töne, die den Zahlen 2, 3, 4 in Vergleichung gegen jenen, als 1, entsprechen. Wenn man diese Glasstreifen mit Sand bestreut: so ordnet sich der Sand in Querlinien, die aber keine eigentliche Schwingungsknoten bezeichnen; denn nicht jede von ihnen darf mit dem Finger berührt werden, ohne eine Störung oder Änderung des Tones hervorzubringen. Die Anzahl und Lage dieser Ruhelinien des Sandes wird hier in mehreren einzelnen Fällen sorgfältig angegeben. Bey verschiedener Dicke der Streifen bleiben die Längentöne einerley, wenn Länge und Breite dieselben sind; aber die Sandlinien sind minder zahlreich auf den dickeren Streifen. — Auf breiteren Streifen nehmen die Sandlinien gekrümmte Formen an. Sie finden sich nicht an einerley Ort, wenn man die eine, und wenn man die andere Seite zu oberst legt, und mit Sand bestreut, sondern die der einen Seite fallen in die Mitte zwischen denen der anderen Seite.

Von der Beschaffenheit und Richtung der durch Mittheilung entstandenen tönenden Erzitterungen wollen wir nur etwas Weniges mittheilen. *S.* befestigte zwey rectanguläre Streifen fester elastischer Körper senkrecht und mit ihren Seitenlinien rechtwinklich auf einander. Wenn nun der eine *in der Mitte* eines schwingenden Theiles des anderen aufsteht, und man setzt den letzteren in Querschwingungen: so geräth der erste in Längenschwingungen, und umgekehrt. Sind mehrere Streifen rechtwinklich auf einander befestigt: so kommen alle mit einander parallele in einerley Art von Schwingungen, die auf diesen senkrechten Streifen in die entgegengesetzte Art von Schwingungen, jene in Transversal-, diese in Longitudinal-Schwingungen, oder umgekehrt.

Bey den durch Mittheilung entstehenden schwingenden Erzitterungen werden die Töne verändert; *S.* untersucht, nach welchen Bedingungen sich diese Änderungen richten. — Dieses mag genug seyn, um den wichtigen Inhalt dieser Abhandlung anzudeuten, die noch eine Menge merkwürdiger Gegenstände enthält.

Berzelius, Ampère, Prechtl und Poggendorff, über den elektrischen Magnetismus.

Prechtl, zur Theorie des Magneten. Ein merkwürdiger Versuch, aus welchem erhellt, dass die Attraction, welche die einzelnen Theile des Magnets zusammenhält, von der Mitte an gegen die Enden abnimmt. — Der Ausdruck, dass die magnetische Wirkung sich durch die magnetisirbaren Körper hindurch in verkehrtem einfachem Verhältnisse der Entfernung verbreite, — scheint Rec. nicht ganz richtig das auszudrücken, was Hr. *P.* sagen will. Denn wird jede Hälfte des Magnets in vier Theile getheilt, und findet man die Kraft des Zusammenhanges in den einzelnen Theilungspuncten so, wie die folgende Zeile angiebt:

0.	1.	2.	3.	4.	3.	2.	1.	0.
a	*b*	*c*	*d*	*e*	*f*	*g*	*h*	*i*:

so ist nicht $ed : ec = 2 : 3$, sondern die Kraft des Zusammenhanges nimmt von der Mitte an um Quantitäten ab, die dem Abstande von der Mitte direct pro-

portional sind. Doch wie dem auch sey, die Erfahrung bliebe immer wichtig, dass die zusammenhaltende Kraft eines aus Stücken zusammengesetzten Magnets da am stärksten ist, wo seine Wirkung nach Aussen = o ist.

Auch eine andere hier angeführte Erfahrung ist merkwürdig. Bildet man aus einem Eisendrahte, dessen beide Enden fest an einander geschweisst sind, ein Vieleck, und magnetisirt *die eine Seite* desselben: so ist *jede* Seite ein einzelner Longitudinalmagnet, und die Eckpuncte sind wechselsweise Nord- und Süd-Pole. Hieraus lässt sich schliessen, dass bey einem Würfel, dessen eine Kante man magnetisirt, wenn ein Eckpunct *A* ein Nordpol ist, die Endpuncte der drey von ihm ausgehenden Seitenlinien Südpole seyn werden, der in der Diagonale *derselben Seite* liegende Punct mit *A* gleichnamig, aber der am anderen Ende *der durch den Körper gehenden Diagonale* liegende Punct dem *A* ungleichnamig seyn wird.

Müller, über die gänzliche Nutzlosigkeit der Lapostollschen Blitzableiter aus Stroh.

Coindet, Le Reyer und Dumas, Clarus, Matthey und De Carro über die Heilung des Kropfes durch Jodine. Die Wirksamkeit dieses Mittels wird von Allen anerkannt; aber Alle sagen einstimmig, dass man sie mit Vorsicht anwenden müsse. Bey anhaltendem Gebrauch zeigt sich manchmal Herzklopfen, trockener Husten, schnelles Abmagern, Verlust der Kräfte u. s. w., und es ist dringend nothwendig, sobald diese Zufälle sich im geringsten zeigen, den Gebrauch eine geraume Zeit auszusetzen. Diese Zufälle treten bey einigen Kranken schneller, als bey anderen ein, lassen sich aber, wenn man früh genug den Gebrauch der Jodine aussetzt, bald heben, und man darf nachher mit derselben fortfahren. Unter welchen Umständen sie Wirkung leistet; welche Kröpfe nicht dadurch geheilt werden; die Bereitungsarten dieser Mittel, und ebenso *Choulants Bemerkungen über Jodine-Schwefelwasserstoffsäure*, und *Cabillardiere über Verbindungen des Phosphor-Wasserstoffgas mit dem Jodine-Wasserstoffgas* müssen wir hier übergehen.

Scoresby's Versuche über Erzeugung und Zerstörung des Magnetismus im Eisen. Diese Versuche zeigen, übereinstimmend mit den merkwürdigen Versuchen von *Poenitz*, die wir oben erwähnten, dass die einzige Lage, in welcher ein unmagnetischer Eisenstab durch Hammerschläge, Feilen u. s. w., *nicht* magnetisch wird, die Lage im magnetischen Äquator ist. — Ferner: ein unmagnetischer Eisenstab, der sich in der Ebene des magnetischen Äquators befindet, zieht die Magnetnadel nicht an, und stösst sie nicht ab. Wenn man einen Eisenstab, der sich in der Ebene des magnetischen Äquators befindet, reibt oder feilt u. s. w.: so verliert er den Magnetismus, den er schon angenommen hatte. Ein elektrischer Entladungsschlag macht einen der magnetischen Neigungsnadel parallel gehaltenen Eisenstab magnetisch: das obere Ende wird Südpol, das untere Ende Nordpol; aber es entsteht keine Polarität durch den Entladungsschlag, wenn der Eisenstab sich in der Ebene des magnetischen Äquators befindet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altona*, in der Hammerich- und Heineking'schen Buchdruckerey: *Gedanken über die Frage: Was sind wir Menschen? Was wissen wir?* Von *H. Brarens.* 1818. VIII u. 56 S. 8.

Der Vf. giebt hier, dem Vorbericht zufolge, die Resultate seines lebenslänglichen Nachdenkens über unser menschliches Seyn und Wissen. Sehr wichtig und umfassend ist der Stoff, den er zum Nachdenken gewählt hat: denn er betrifft folgende Fragen: Was ist der Mensch? Vom Ursprunge unserer Kenntnisse. Von der Richtigkeit unserer Erkenntnisse. Von dem Umfange unserer Kenntnisse. Unsere Kenntnisse von dieser Erde. Unsere Kenntnisse vom Weltgebäude. Unsere Kenntniss von allgemeinen Naturgesetzen. Unsere Kenntniss vom Übersinnlichen. Christus, der grösste Weise. Stehen wir in Verbindung mit dem Geisterreiche? Sind je Wunder geschehen? Der Mensch bedarf Religion. Über den ersten Schritt zur wahren Weisheit, zum Glauben an Gott und unsere Unsterblichkeit. Dass aber über solche Fragen nichts Erschöpfendes und Befriedigendes auf vier Bogen gesagt werden könne, begreift wohl Jeder von selbst. Der Vf. bewährt ein frommes Gemüth; er zeigt den besten Willen; auch Kenntnisse mangeln ihm nicht: aber was er hier geliefert hat, ist so flach und mangelhaft, dass es allenfalls wieder zum Nachdenken reizen, eine genügende Belehrung hingegen durchaus nicht gewähren kann. Wir wollen nur Eines zur Probe anführen. Die wichtige Frage: Stehen wir in Verbindung mit dem Geisterreiche? Sind je Wunder geschehen? wird von dem Vf. bejaht. Und der Grund? Die Bibel bestätigt unsere Vermuthung, dass in dem grossen Gottesreiche noch unzählige Classen vernünftiger Wesen existiren. Christus, als er aus höheren Schöpfungsregionen kam, sprach bestimmt von guten und bösen Engeln. Diesen Äusserungen müssen wir Glauben beymessen, weil, wenn wir Christum bloss für einen weisen Mann, für einen klugen Arzt, ansehen, welcher den Aberglauben seiner Zeitgenossen benutzte — wir dabey unseren Glauben an eine höhere Weltregierung, und mit diesem unsere Ruhe und die frohe Aussicht auf ein Leben nach dem Tode verlieren. — Auf solche Argumentationen, die im Cirkel laufen, sind auch die übrigen Resultate gebaut!

M. G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. s. w. LXVII — LXVIII Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hansteen's Entdeckung einer täglichen und einer monatlichen Variation in der Stärke des Erdmagnetismus. Die Stärke der magnetischen Kraft wurde durch die Oscillationszeiten einer und derselben, an einem einfachen Seidenfaden aufgehängten Magnetnadel bestimmt. Diese Beobachtungen zeigen, dass die magnetische Kraft am schwächsten ist um 10 bis 11 Uhr Morgens, am stärksten um 4 bis 5 Uhr Abends; ferner dass sie um die Zeit der Sonnenferne (mitten im Sommer) bedeutend schwächer ist, als im December, um die Zeit der Sonnennähe. Diese Verschiedenheit in der auf die horizontale Nadel wirkenden Kraft liegt vielleicht, glaubt der Vf., an einer kleinen Änderung der Neigung, die im Sommer etwa 15' grösser, als im Winter, und Vormittags etwa 4' grösser, als Nachmittags, zu seyn scheint.

Das Nordlicht scheint einen, die magnetische Kraft schwächenden Einfluss zu äussern. — Noch merkwürdiger aber ist die Bemerkung, dass die Schwingungszeiten auf einem Thurme und am Fusse desselben auffallend ungleich waren. Diese Beobachtung, die *H.* weiter verfolgte, scheint zu dem Resultate zu führen, dass an dem *unteren* Ende eines *jeden* lothrechten Körpers die Nadel schneller schwingt, wenn man sich an der Nordseite befindet, also der Südpol dem Körper zugewandt ist, und langsamer, wenn man sich auf der Südseite befindet; am *oberen* Ende findet das Gegentheil Statt; es scheint daher, als habe jeder solcher Körper unten einen magnetischen Nordpol, oben einen magnetischen Südpol.

Pfaff (in Kiel) *über Volta's Fundamentalversuch, über Jägers Theorie der Verstärkung der Elektricität in der Voltaischen Säule, und über den Zusammenhang des Galvanismus und Magnetismus mit dem Chemismus.* Der Vf. bemerkt mit Recht, dass wir bey so vielen neuen und überraschenden Entdeckungen, die uns allerdings immer weiter führen, doch ja nicht vergessen sollten, die Grundlagen unserer Kenntnisse zu befestigen. *Parrots* Einwürfe gegen die Voltaischen Fundamentalversuche, und die jetzt so oft von gründlichen Physikern gebrauchten Ausdrücke: chemischer Magnetismus u. s. w. (die auch Hr. *Gilbert* öfter gerügt, und mit der Bitte, man möge sie doch auf eine genügende Weise rechtfertigen, begleitet hat), bewogen Hn. *Pf.*, anzugeben, wie man jenen Fundamentalversuch anstellen müsse, um sich zu überzeugen, dass weder Reibung, wie *Parrot* meint, noch auch chemische Einwirkung, dabey angenommen werden könne. Der Reibung könne man schon deshalb nicht den Erfolg zuschreiben, weil dieser derselbe bleibe, man möge nur mit *einem* Puncte und mit möglichster Vermeidung aller Reibung berühren, oder mit grossen Oberflächen und absichtlich starkem Reiben; aber man könne den Versuch ohne alle Reibung der beiden Metalle an einander, während diese ganz ruhig liegen bleiben, ausführen, wozu der Vf. dann Anleitung giebt.

Woher die Vervielfachung der Wirkung in der Voltaischen Säule entstehe, — darüber giebt der Vf. keine neuen Aufschlüsse, sondern macht nur bemerklich, was gegen *Jägers* Ansichten einzuwenden sey. Von elektrisch-magnetischen Versuchen theilt er nur Weniges mit; — vorzüglich Versuche, welche zeigen, dass *nicht* eben die Säuren, welche einen starken chemischen Process hervorbringen, auch einen vorzüglich starken Einfluss auf die Magnetnadel zeigen.

Van Beeks elektrisch-magnetische Versuche. — Eine in einer Glasröhre befindliche Stahlnadel wurde vollkommen magnetisirt, wenn man den elektrischen Strom 5 Minuten lang durch einen schraubenförmig um sie gewundenen Draht fliessen liess; der Nordpol fand sich an dem Ende derselben, welches in einer rechts gewundenen Schraube dem negativen, in einer links gewundenen dem positiven Ende der Säule zugekehrt war; durch entgegengesetzte Lage der Nadel liessen sich die Pole, so oft man wollte, umkehren.

Nachrichten von merkwürdigen Hagelwettern. Das auf der Insel Stronsa (einer der Orkney's) ist merkwürdig wegen des schmal begrenzten Raumes, der davon mit zerstörender Heftigkeit getroffen ward, und weil man an diesem Beyspiele sieht, dass die Seegegenden nicht so gänzlich von Hagel frey sind, wie einige Meteorologen glaubten. — Bey dem Hagel in Mayenne glaubte *Delcross* sich zu überzeugen, dass seine Meinung, die meisten Hagelkörner müssten aus

der Zersprengung grösserer Hagelkugeln entstanden seyn, richtig sey. Er theilt hier die Abbildung des inneren Gefüges der Hagelkörner mit.

Chladni, neue Beyträge zur Kenntniss der Feuermeteore und der herabgefallenen Massen.

Du Menil, Analyse einer im Oldenburgischen herabgefallenen Masse.

Mohs, Gleichungen zur Entwickelung und Berechnung zusammengesetzter Krystallgestalten des rhomboedrischen, pyramidalischen und prismatischen Systems. Eine ohne Zweifel sehr gründliche Abhandlung, deren Gegenstand von den Studien des Rec. zu fern liegt, als dass er eine Inhaltsanzeige, so wie sie es verdiente, zu geben versuchen dürfte.

Pfoff (in Erlangen), *Ankündigung eines Taschenbuches der Astrologie.* — Man muss Jeden seinen eigenen Weg gehen lassen, und wir wollen daher auch Hn. *Pf.* nicht tadeln, wenn er auf seinem Wege zur Astrologie wohlgemuth fortwandelt; aber gefreut hat es uns doch, dass Hr. *Gilbert* seine Missbilligung über diese Hervorrufung der Astrologie, welche unstreitig dem Aberglauben die Hand bietet, laut ausgesprochen hat.

i. e. e.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

MEDICIN.

Berlin, b. Nicolai: *Über die Trunksucht und eine rationelle Heilmethode derselben.* Geschrieben zur Beherzigung für Jedermann von *C. v. Brühl-Cramer*, Dr. der Medicin, Chirurgie und Philosophie, der medicinisch-physischen Gesellschaft zu Moskwa Mitgliede. Mit einem Vorwort von Dr. *Hufeland.* 1819. 94 S. 8.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1820. No. 165.]

Kann die Trunksucht ein Gegenstand der Pathologie und Therapie seyn? Kann man den Säufer als einen Kranken betrachten, und als solchen einer, auf arzneywissenschaftlichen Gründen beruhenden Behandlung unterwerfen? Der Vf. hat sich angelegen seyn lassen, diese Frage bejahend zu beantworten, und eine förmliche Schilderung der Trinkkrankheit aufzustellen, 1) *Stadium prodromorum* (S. 32), 2) *Initium morbi* (S. 36), 3) *Stadium incrementi morbi* (S. 38), 4) *Stadium criseos* (S. 40); und sie in Hinsicht des Verlaufs einzutheilen 1) in die anhaltende Trunksucht (S. 24), 2) in die nachlassende (S. 25), 3) in die intermittirende (S. 26), 4) in die periodische Trunksucht, 5) in die gemischte Trunksucht (S. 29). Wir geben die Beschreibung der intermittirenden und continuellen Trunksucht unseren Lesern mit des Vfs. Worten: „Die Krankheit äussert sich in Paroxysmen, die zu sehr bestimmten Zeiten zurückkehren. Die Dauer der von mir beobachteten Anfälle waren (war) insgesammt von drey Tagen. Ich habe zwey Trunksüchtige behandelt, die in jeder Woche bestimmt drey Tage nach der Reihe, d. i. jeden Sonntag, Montag bis Dienstag, heftig betrunken waren, die übrigen Tage der Woche tranken sie gar nichts. Der eine hatte bis zur Heilung auf diese Weise mehr, als zwey Jahre getrunken; bey dem anderen aber, nachdem er öfter und längere Zeit hindurch zu unbestimmten Zeiten sich berauscht hatte, hatte das Übel vor Kurzem diese Ordnung zu behaupten angefangen. Von einem dritten Falle, in welchem der Mensch ebenfalls während drey bestimmter Tage jeder Woche betrunken war, hat man mir mit Verwunderung und mit allen Umständen, welche die Wahrheit charakterisiren, erzählt. Ferner habe ich eine Frau behandelt, die am 15ten, 16ten und 17ten Tage jedes Monats trunksüchtig wurde. Die Anfälle dauerten jedesmal drey Tage, und die Krankheit hatte sich unter solchen Umständen bis zu meiner Behandlung während zwey Jahren geäussert. Hieher möchte vielleicht auch der Fall gehören, in welchem ein Mensch nach eigener Versicherung, und nach der Versicherung seiner Verwandten, zur Zeit jedes Neumondes trunksüchtig wurde. Die Anfälle dauerten 7, manchmal auch 9 Tage. In einem anderen, mir nur erzählten, Falle wollte man auch den Eintritt des Trunkparoxysmus, der 5, oft aber auch 7 Tage dauerte, mit dem Neumonde bemerkt haben." — Die *continuelle Trunksucht.* „Nach einem unruhigen, traumvollen, nicht erquickenden nächtlichen Schlafe erwacht der Trunksüchtige mit besonderen unangenehmen und sehr lästigen Gefühlen; er ist überdiess mürrisch, und besonders zum Ärger geneigt, und hat Zittern in allen Gliedern, bekommt Ekel und Neigung zum Erbrechen, sowie öfters gelindes Frösteln, und nun spricht sich bey ihm das Verlangen nach Branntwein aufs lebhafteste aus, zu dem er jetzt, als zur Stütze seines traurigen Lebens, greift. Nachdem er nun eine Portion getrunken hat, fühlt er sich etwas erheitert, und seine gewöhnlich stumpfe und confuse Physiognomie wird um ein Weniges lebhafter; Ekel und Neigung zum Erbrechen haben aufgehört, das Zittern der Glieder hat sich vermindert, und er scheint mit sich und seinen Umgebungen zufriedener zu seyn. Bald aber verschwinden diese Wirkungen: die Unruhe kehrt, jedoch meistens mit Ausnahme des Ekels und der Neigung zum Erbrechen, zurück, so dass sich ihm die Sucht nach Branntwein von Neuem aufdringt. So geht es denn den ganzen Tag, und einen, wie alle Tage."

Die nächste Ursache der Trunksucht setzt der Vf. in einen gereizten Zustand des Hirns und der Nerven. Zur Cur empfiehlt er hauptsächlich die Schwefelsäure und die Salpetersäure. Die mit der Trunksucht verbundene Betäubung des Nervensystems, die dabey Statt findende Zersetzung des Blutes, und die Erwägung der guten Wirkungen vegetabilischer Säuren zur Entfernung der durch jeden narkotischen Stoff erregten Betäubung, leiteten zur Wahl dieser Mittel. Er lässt das *Elixir acidum Halleri* von 10 bis 15 Tropfen in einer Theetasse voll Wasser zwey oder dreymal, und dabey zwey bis viermal täglich Pillen von bitteren Extracten nehmen. Tritt nach kurzem Gebrauche der Säure Durchfall ein: so ist es nützlich, die Säure auszusetzen, und einstweilen dafür ein

Chinainfuſum mit Verbindung gelind aromatiſcher Mittel zu geben. Bey ſehr geſunkener Lebensthätigkeit; oder wenn der Reiz des Spiritus dem Menſchen ſchon ſo ſehr zum Bedürfniſs geworden, daſs er ohne denſelben gar nicht zu erhalten iſt, iſt vorzüglich der Gebrauch des Caſtoreums, in Verbindung mit den Säuren, zu empfehlen. In mehr, als einer Hinſicht iſt die *Arnica* bey dem Heilgeſchäfte höherer Grade der Trunkſucht ein nicht genug zu empfehlendes Mittel. Man gebe ſie in Verbindung mit dem *Oleo de cedro*. Noch verdient mit vollem Rechte der äuſserliche Gebrauch des Eſſigs zur glücklichen Vollendung der Cur in allen Fällen empfohlen zu werden. Die Behandlung wird mit einer Stahlcur beſchloſſen, nicht etwa in der Abſicht, um den Kranken nach den gewöhnlichen Begriffen bloſs zu ſtärken, ſondern weil das Eiſen an ſich, den gemachten Erfahrungen zufolge, ein ſehr kräftiges Mittel iſt, den Trieb zu berauſchenden Getränken zu vernichten. Junge Leute, die trunkſüchtig geworden waren, und bey denen eben keine Contraindication des Stahlgebrauches Statt fand, verſichert der Vf. durch das bloſse Eiſen — präparirte Eiſenfeile oder Eiſenmohr ohne allen weiteren Zuſatz, nur mit Zucker Morgens und Abends von 3 bis zu 8 Gran — nach vorher gegebenem Abführungsmittel, glücklich geheilt zu haben. — Der Salpeterſäure bediente er ſich beſonders in der Trunkſucht, wenn die Leber entzündlich zu leiden ſchien, und die Nerven zu ſtarke Reizung verriethen. Bey Torpidität des Nervenſyſtems, Stumpfſinn und Gefahr allgemeiner Lähmung empfiehlt er beſonders, Guajacdecoct mit der Schwefelſäure in Verbindung zu geben. — Die Diät während der Cur iſt vorzüglich Fleiſchdiät. Milch- und Eyer-Speiſen, die ſich nicht mit den Säuren vertragen, ſowie auch die ſcharfen Gewürznahrungsmittel, Meerrettig, Senf, Rettig, rohe Zwiebeln, ebenſo, wie alle ſtark geſalzenen Speiſen, ſind ſtreng zu verbieten. Zum Getränk iſt Waſſer mit Pflanzenſäuren, Citron-, Johannis-, Berberis-Saft, anzurathen, aber immer nur lauwarm, oder wenigſtens nicht kalt zu trinken.

So geneigt wir ſind, des Vfs. mediciniſcher Behandlungsmethode der Branntweinſäuſer unſeren vollen Beyfall zu geben, ſo abgeneigt ſind wir, ſein Bemühen, die Trunkſucht in der Noſologie und ſpeciellen Therapie namentlich aufzuſtellen, und die Völlerey nicht als eine Ausſchweifung des Willens, nicht als einen Leib und Seele verderblichen Hang zur vegetabiliſchen Begeiſterung, ſondern als eine Krankheit an ſich zu betrachten, lobenswerth zu finden. In dieſer Hinſicht wird ſeinem Verſuche nur in dem Curioſitätenfache der mediciniſchen Diſſertationen ſeine Stelle anzuweiſen ſeyn. Wenn wir die Triebe zu Ausſchweifungen nicht für Krankheitsurſachen, ſondern für die Krankheiten ſelbſt, erklären: was wird aus unſerer Noſologie und Therapie werden? — Wie ſich ein Menſch ausſchweifend dem Branntweintrinken ergeben kann, ebenſo kann ſich ein anderer dem Miſsbrauche des Opiums, des Tabaks, der Klyſtiere, des Aderlaſſens, Schröpfens u. ſ. w. überlaſſen, und dadurch Zerrüttungen in ſeiner Organiſation herbeyführen. Der Arzt hat dieſe übeln Folgen als die Krankheit anzuſehen, und ſein Beſtreben dahin zu richten, die Veranlaſſungsurſache unwirkſam zu machen, den Zuſtand der Organiſation zu verbeſſern, und in die Naturordnung zurückzubringen. Die Ausſchweifungen ſelbſt als ſpecielle Krankheiten aufzuſtellen, von einer Opiat-, Tabaks-, Aderlaſs-, Schröpf- und Klyſtier-Sucht zu handeln, wer würde das nicht lächerlich finden? — Gewiſs hätte der Vf. beſſer gethan, wenn er die Trunkausſchweifung, die Bier- und Wein-Völlerey, als eine der mächtigſten pathogeniſchen Potenzen aufgeſtellt, die Bekämpfungsmittel des verderblichen Hanges angegeben, und damit die Cur der durch ſie veranlaſsten Krankheiten verbunden hätte. Dabey konnte dann auch nebenbey von den beobachteten pathologiſchen Sonderbarkeiten des Durſtgefühls die Rede ſeyn.

Rec. ergreift dieſe Gelegenheit, ſeine Überzeugung von der Wirkungsweiſe der geiſtigen Getränke auszuſprechen. Es iſt ein Irrthum, wenn man annimmt, daſs dieſelben zunächſt auf das Gehirn und die Nerven wirken, und daſs der Schaden, den ſie ſtiften, am meiſten die Nerven betreffe. Ihre nächſte Wirkung erſtreckt ſich auf die Milz, als das Attractionsorgan der Kohlenſäure, und von dieſer auf die Leber, das Organ des thieriſchirdiſchen Feuers. In der Kohlenſäure beſteht das irdiſche Begeiſterungsmittel; ſie iſt gleichſam der Geiſt der Erde. Die Milz reſorbirt dieſen Geiſt, und verbindet ihn mit dem Blute des Pfortaderſyſtems, nicht anders, als wie in den Lungen das Oxygen mit dem Hohladerblute verbunden wird. Daher die ſchnelle, jedoch nur flüchtige Wirkung der ſpirituöſen Getränke zur Erleichterung aller der Beſchwerden, die man unter dem Namen Milzſucht und Hypochondrie begreift. Denn wenn das Syſtem des Irdiſchen in uns leidet und ſchwach iſt in ſeiner Kraft: ſo iſt ihm durch das Irdiſchgeiſtige auſser uns zu Hülfe zu kommen; in ſeinem Genuſſe fühlt es ſich erquickt, in ſeiner Verbindung geſtärkt. Aber das Irdiſchgeiſtige iſt an ſich dumm, und betäubt. Bringen wir des wilden, unverſtändigen Geiſtes zu viel in uns, ſo verliert der verſtändige Geiſt die Beſinnung und die Kraſt zur Herrſchaft; denn er ſinkt von ſeinem Einfluſſe ſelbſt in Betäubung. Je öfter dieſes geſchieht, deſto mehr werden ſeine Kräfte geſchwächt, deſto gröſser die Unordnungen in ſeinen Functionen.

V.

LONDON, b. Philips: *Reports on the diseases of London, particularly during the years 1796, 97, 98, 99 and 1800. By Robert Willan*, M. D. F. A. S. 1807. 359 S. 8.

Werke, wie das vorliegende, welche durch ſorgſame Zuſammenſtellung eigener und fremder Beobachtung den epidemiſchen Geiſt gewiſſer Gegenden und Jahre erforſchen, ſind für den Arzt um ſo willkommener, da ſie nicht allein als klare Belege für die

noſologiſchen und therapeutiſchen Wiſſenſchaften daſtehen, ſondern zugleich ihn auf den groſsen Zuſammenhang führen, in dem die ganze Menſchenmaſſe ſtets mit den phyſikaliſchen oder meteorologiſchen Veränderungen der äuſseren Natur ſich befindet. Die geſchätzteſten Ärzte bemühten ſich, in dem empfindlichen Maſs des Körpers in gröſseren oder kleineren Erdſtrichen jene einwirkende Urſache zu entdecken, und wenn ſeit Hippokrates Buch von den Landſeuchen auch ſchon mancher treffliche Beytrag zu der Überſicht der zeitlichen Conſtitution geliefert wurde, ſo liegt die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes von dieſer Seite doch noch in manches Dunkel gehüllt, und jede Bemühung, hier zu erhellen, wollen wir dankbar erkennen. — Wir wenden uns zu unſerem Werke, das zum Theil aus Aufſätzen aus *The monthly Magazine* und *The med. and phyſ. Journal* entſtand. Einen groſsen Theil nehmen des Vfs. eigene Beobachtungen ein; das Übrige iſt aus den Tagebüchern der Londoner Armenanſtalten geſchöpft, die auch vorzüglich dazu dienten, frühere Jahre mit den gegenwärtigen zuſammenzuhalten. Das Ganze iſt treu in *Sydenhams* Geiſte erzählt, und ſchreitet hiſtoriſch fort, indem überall Krankenliſten und ächt praktiſche Bemerkungen eingeſtreut ſind. In den erſten drey Monaten des Jahres 1796 waren unter Kindern und Erwachſenen Katarrhe, Halsentzündungen und Lungenkrankheiten ſehr häufig; auch *Huxhams* Nervenfieber zeigten ſich oft, im Februar und März kamen Rheumatismen, die Roſe und alle Arten von Entzündungen vor. — Vom 20 März zum 20 April wütheten die Maſern mit Anſchwellungen und Entzündungen der Halsdrüſen. Durch die Oſtwinde wurden in dieſem Zeitraume die Lungenſchwindſuchten viel gefährlicher. — Vom 20 April zum 20 May zeigten ſich die Blattern und Maſern ungewöhnlich ſtark. Der Keichhuſten war ſehr bösartig. — Vom 20 May zum 20 Jun.: Hier werden ſieben Fälle der *Scarlatina anginoſa* erwähnt, die in Einer Familie ausbrachen. Der Vf. fand, daſs, wenn im Anfange der Krankheit die Brechmittel nicht wirkten, der Kranke faſt immer verloren war. Es folgt eine genaue Beſchreibung der *Synochus bilioſa*, welche um London im Sommer häufig vorkommt. — Von da zum 20 Jul.: Blattern in der ſchlimmſten, Scharlach in einer milden Geſtalt, der Keichhuſten dauert fort. Von chroniſchen Krankheiten herrſchten vorzüglich die des Unterleibes. — Zum 20 Aug.: Halsentzündungen waren häufig, aber gutartig, ebenſo die Pneumonieen, die mit einem veränderlichen Wetter erſchienen. — Zum 20 Sept.: Das Scharlach wird ſehr böſe; Faulfieber ſind häufig, und verbreiten ſich durch Anſteckung. — Zum 20 Oct.: Die Faulfieber verſchwinden wieder, die Blattern, die ſich noch immer mit dem Keichhuſten zugleich zeigten, ebenfalls. Es entſtehen viele intermittirende und entzündliche Krankheiten in der eingetretenen kalten Witterung. — Zum 20 Nov.: Rheumatismus und Katarrhe prävalirten. Die Aſthenie *des Sauvages*, welche in den Sommermonaten beſonders häufig erſchien, findet hier eine Beleuchtung: ſie iſt als eine Erſchöpfung der Kräfte nach Krankheiten oder Anſtrengungen anzuſehen. — Zum 20 Dec. Die Faulfieber und Halsentzündungen mit Geſchwüren waren an der Tagesordnung, die übrigen Entzündungen und Hämorrhagieen gutartig. Die Maſern zeigen ſich mehr, als die anderen Hautausſchläge. — Zum 20 Jan. Die häufigen Entzündungen der Luftwege tödteten ältere Perſonen oft plötzlich, beſonders Lungenſüchtige. Im J. 1796 ſtarben an den Maſern 307, an den Pocken 3548, eine ſehr groſse Zahl!

Der Raum verbietet uns leider, noch genauer in das Einzelne der ferneren Monatsbeſchreibungen einzugehen, und wir begnügen uns, nur noch einiges Merkwürdige auszuheben, das beſonders als Charakteriſtik der ſelteneren Fälle angeführt iſt. Im folgenden Monate, der den gröſsten Überfluſs an Lungenkrankheiten hatte, verſetzte ſich in einer *Scarlatina anginoſa* die Halsentzündung auf das Augenlied, als eine roſenartige Geſchwulſt. Einer Abhandlung über die *Purpura chronica* oder die fieberloſen Petechien können wir nur erwähnen; ſie verdient aber volles Lob. Eine eigene Form der *Angina* nennt der Vf. *herpetica*, wobey ſich eine Menge Aphten und ein flechtenartiger Ausſchlag im und am Munde zeigte. Der Vf. widerſpricht *Sydenham*, der ein ganz conſtantes Geſetz im Gange der Maſern glaubte gefunden zu haben; er ſah ſie oft noch im November und December; auch fand er nicht, daſs die Hautausſchläge abwechſelten, wie wohl behauptet iſt, ſondern daſs ſie vielmehr auf einmal erſchienen. Über die aphthöſe Halsentzündung, welche im July und Auguſt nicht ſelten war, und die dem Vf. nicht (wie *Ketelaer*) kritiſch, ſondern als urſprüngliche Krankheit erſchien, findet ſich eine ſchätzbare Notiz. Im Keichhuſten empfiehlt er ſehr eine wäſſerige Opiumauflöſung, und in dem nachbleibenden kitzelnden Huſten das *Extr. papav. albi.* Im Herbſt 1799 kam in London ein allgemeiner Typhus vor, in welchem der 12te und 14te Tag gewöhnlich kritiſch wurde. — Aus den Liſten der Entbindungsanſtalten wird gezeigt, wie viel die beſſere Behandlung der Wöchnerinnen ſchon gefruchtet habe; hingegen iſt die Sterblichkeit armer Kinder aus Mangel an Wartung noch immer übermäſsig.

Aus allen Überſichten ergab ſich, daſs milde Winter und kühle Sommer der Geſundheit am zuträglichſten waren, und die Sterblichkeit in gleichmäſsiger Temperatur ſehr abnehme. Sehr tödtlich wurden Typhus und Scharlach, wenn plötzliche Kälte eintrat. Daſs ehedem alle Fieberarten und die Ruhr viel mehr Opfer verſchlangen, als jetzt; daſs Huſten, Aſthma, Schwindſucht allezeit prädominirten, und daſs Apoplexie und Lähmungen in 100 Jahren um das Vierfache zugenommen haben. Übrigens iſt es auffallend, wie ſehr die Sterblichkeit in London abgenommen hat, welches der Vf. gewiſs mit Recht gröſstentheils von den Verkehrungen der dortigen mediciniſchen Polizey herleitet.

A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schultz: *R. Nyerups Antiquariske Optegnelser paa en Reise til München* 1821. (Särskilt aftrykt af de Antiquariske Annalers, 4de Bind) 1822. 63 S. 8. (d. i. *Nyerups* antiquarische Anzeichnungen auf einer Reise nach München.)

Was uns *Nyerup* giebt, dient immer entweder zur Verbreitung, oder zu eigener Förderung der neuesten literarischen Forschungen. Dieser ehrwürdige Literator unternahm im J. 1821 eine Reise nach Deutschland, und kam bis nach München. Ungeachtet diese Hauptstadt Baierns (wie er selbst sagt) allein einer Reise nach Süddeutschland werth ist, war sie jedoch nicht der Zweck derselben, sondern sie wurde zunächst, um seine schwach gewordenen Augen wieder zu stärken, unternommen, und zwar mit königlicher Unterstützung. Allein da die Erreichung dieses Zweckes problematisch war: so glaubte er damit einige Nebenzwecke verbinden zu müssen, damit, wenn der eine misslänge, vielleicht ein anderer glücken könnte. Er nahm daher noch folgende drey Zwecke in seinen Reiseplan auf: 1) die Befriedigung eines patriotischen Anliegens, 2) die Lösung einiger paläographischen und bibliographischen Probleme, und 3) den Besuch der Bibliotheken und Museen. Und in Hinsicht auf diesen Plan nahm er seinen Weg über *Hamburg*, *Wolfenbüttel*, *Göttingen*, *Cassel*, *Frankfurt*, *Heidelberg*, *Stuttgart*, *Ulm* und *München*, und von da wieder zurück über *Gotha*, *Hildburghausen*, *Göttingen* und *Hamburg*, so dass er zwar einen Theil des südwestlichen Deutschlands bereisste, aber dagegen (wie er sagt) nicht so glücklich war, nach *Berlin*, *Dresden* oder *Wien* zu kommen.

I. *Das patriotische Anliegen Nyerups* war: „von Seiten der dänischen Literatoren, Alterthumsforscher und Mythographen, kurz der Wortführer des dänischen Alterthums, persönlich demjenigen Manne die verdiente Huldigung zu bezeigen, der sich über dreyssig Jahre ununterbrochen um die Ausbreitung der altnordischen Literaturkunde unter seinen deutschen Landsleuten verdient gemacht habe.“ Dieser Mann sey der Professor *Friedrich David Gräter*, Königl. Würtemb. Pädagogarch und Rector des Gymnasiums zu Ulm. Zwar liege dieses Ulm weit hinaus in Deutschland, dessen ungeachtet hab' es ihn gedünkt, dass er unter diesen Umständen von dem Genius der Literatur seiner Altvordern gleichsam den Beruf und die Vorahnung erhalten habe, seiner Jahre ungeachtet die Beschwerlichkeiten nicht scheuen zu sollen, die mit einer Reise dahin verknüpft seyn müssten. Auch erreichte er diesen Zweck, und kam bey *Grätern* mit allen den reichen Geschenken, die er bey sich hatte, von den Professoren *Magnusen*, *Müller*, *Möller*, *Boye*, Dr. *Hösi* und *Grundtvig*, glücklich an.

II. *Paläographische* (d. i. archäologische) *und bibliographische Probleme.* a) *Goldbracteaten.* Der sel. Graf *J. G. Möltke* (Ordenskanzler und Staatsminister) hatte dem Antiquarischen Museum zu Kopenhagen einige Goldbracteaten verehrt, die man in Seeland gefunden hatte, aber dabey den Wunsch geäussert, dass sie möchten in Kupfer gestochen, und erklärt werden. Diese Aufgabe, sagt *Nyerup*, gehöre sicherlich nicht unter die leichten, und nächst der Erklärung des *Tonder*'schen Goldhornes gäbe es kaum ein schwierigeres Problem in der nordischen Archäologie, als die Deutung dieser Bracteaten. Er nahm daher eine Anzahl Kupferabdrücke mit, und verschenkte sie auf seiner Reise an mehrere Gelehrte, um ihre Meinung darüber zu hören. Es ist wahr, der grösste Theil der Gesichter auf diesen Münzen (Tab. I — VII) sind wahre Fratzengesichter, und in sofern muss man mit den Hnn. *Völkel*, *Lebret*, *Jacobs* u. A., übereinstimmen, dass es *barbarische Münzen* seyen. Allein ob man sie desswegen für blosse Cloutierarbeit roher Nationen an der Gegend des schwarzen Meeres erklären dürfe, scheint dennoch zweifelhaft. Mehrere derselben haben so ziemlich den Charakter der angelsächsischen Münzen von den Königen Ceolwulf, Coenwulf, Cuthread u. s. w.

b) *Papst Nicolai V. Ablassbrief, das älteste gedruckte Document mit Jahrszahl.* In Deutschland hatte davon *Hanselmann* zuerst, und *Lichtenberg* zuletzt gehandelt. *Nyerup* rückte seine neueste Diatribe hierüber in den *Antiquariske Annaler*, 3 Bind, 2 Häfte, ein, und liess daraus auch einen Auszug in deutscher Sprache drucken. Diess gab ihm Gelegenheit, sein Urtheil hierüber auf der Reise zu bereichern und zu berichtigen. Vorzüglich machte ihn der Bibliothekar *Lebret* zu Stuttgart darauf aufmerksam,

dass der berühmte Engländer *Dibdin* in der *Bibliotheca Spenceriana*, Vol. I, und in einer Note zu seinem *Bibliographical Decameron*, Vol. I, ausführlich darüber gehandelt habe, und es eine *crux bibliographical* heisse. *Nyerup* berichtigt nun *Dibdin*, und zieht aus ihren beiderseitigen Forschungen folgendes gemeinsame Resultat: dass man die bisher bekannten Exemplare dieses Ablassbriefes in zwey Classen theilen könne, die *eine* mit der Jahrzahl 1454. Ihrer seyen in allem *vier*, das *Kopenhagener*, das *Schellhornische* in Holland, das *Häberlinische* in Göttingen: die *andere* Classe mit der *gedruckten* Jahrzahl 1455. Diese müsse man abermals in 2 Arten theilen. In der ersten sehe man die Jahrzahl mit Römischen *Zahlen* ausgedrückt (MCCCCLV), in der zweyten aber sey statt der Fünf das Wort *quinto* selbst hinzugefügt (MCCCCL*quinto*). Diese andere Art sey zugleich eine zweyte Ausgabe u. s. w.

c) *Inschrift auf Taufbecken.* Hierüber hatte schon der Etatsrath *Thorlacius* eine neue Probe seiner in kritischen Untersuchungen geübten Sagacität in den *Antiquarischen Annalen*, 8 Bd., S. 161 — 178, gegeben, und die Sache auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht. Allein es waren doch noch mehrere Data zur Bestärkung oder zu mehrfacher Beleuchtung dieses dunkelen Gegenstandes zu wünschen. Beyträge hiezu lieferten die *Curiositäten*, 5 Bd., *Büschings wöchentliche Nachrichten*, 4 Bd., und dessen *Reise durch einige Münster*. Am wichtigsten aber war die Nachricht in der Ankündigung von Hn. Geh. R. *Kopp's Schriften und Bilder der Vorzeit*, 2ter Theil, dass darin „von diesem grossen Meister in der Paläographie" selbst eine *Erklärung der unbekannten Schrift auf den bekannten messingenen Taufbecken* erfolgen werde. *Nyerup* suchte ihn daher den 14 Juny in Mannheim auf, allein vergebens. Wenige Tage vorher war er abgereist. Auch in Stuttgart, Ulm, München, traf er ihn nicht mehr. Dass übrigens die Inschrift *chaldäisch* sey, wie Hr. GR. *Kopp* meint, scheint ihm eine zu kecke Hypothese, noch unerwarteter aber die Erklärung in den Fundgruben des Orients, VI Bd., S. 117 f. *S. Gral. Recordare de Gnosi. Nux Vitae!*

d) *Die Keilschrift auf den babylonischen Mauersteinen.* Von Babylons ganzer Pracht ist nichts übrig geblieben, als seine Mauerwände, und ein ungeheurer Steinhaufen. Jahrtausende blieben diese Überreste unbeachtet. *Petrus de Valle*, der im 17ten Jahrhundert die grösste Hälfte von Asien bereiste, brachte die ersten jener babylonischen Mauersteine mit nach Europa, und verehrte sie *Kirchern* (s. dessen *Turris Babel.*). Allein gerade diese waren *ohne Schrift*. Der erste Europäer, welcher Charaktere darauf bemerkte, war der französische Karmelitermönch, *Emanuel de Sancto Alberto*. Seiner handschriftlichen Reise bediente sich *D'Anville*, und machte zuerst in den *Memoires de l'Acad. d. Inscript.*, T. XLVIII, Paris, 1772, auf jene Charaktere aufmerksam. Allein diess hatte keine Folgen, bis *Niebuhr* in jene Gegenden kam, der zwar von diesen babylonischen Mauersteinen nur einen losen und unbefriedigenden Begriff gab, allein durch die unermüdliche Genauigkeit, womit er die Ruinen von Persepolis, und ihre den babylonischen nahe verwandten Inschriften behandelte, plötzlich den Eifer mehrerer Gelehrten entflammte, diese persepolitanische Schrift zu entziffern, der man den Namen der Kegel-, Keil- oder Pfeil-Schrift gab. Ausser *Müntern*, *Tychsen*, *Hagern* und *Lichtenstein* hat sich in Deutschland vorzüglich *Grotefend* um ihre Entzifferung verdient gemacht. Mit dem Jahre 1802 beginnt die lange Liste seiner merkwürdigen, in einem Zeitraume von bereits 20 Jahren mit unermüdlichem Fleisse fortgesetzten Lucubrationen. Seine letzten archäologischen Discussionen stehen in *Dorow's* 1820 und 21 zu Wiesbaden herausgegebenen *Morgenländischen Alterthümern*, 2 Hefte, 4. Übrigens scheint Alles bis jetzt noch Danaidenarbeit zu seyn. Wenigstens schreibt *de Sacy*, dieses orientalische Orakel, an den Herausgeber noch vom 22 Jan. 1820: *„Quoique les monumens de l'écriture cunéiforme soient en grand nombre, on n'a rien jusqu' à present publié à cet égard qui me paroisse solide et digne de confiance. Je n'excepte de ce jugement ni les conjectures de Mr. Lichtenstein, ni les travaux de Mr. Grotesend."* Ja wohl, *travaux!* ruft *Nyerup* aus, und fügt hinzu, man könne sich erst dann einen Begriff von ihrem Umfange bilden, wenn man die grossen Apparate desselben vor Augen habe. Sein Besuch bey diesem Ehrenmanne sey einer der interessantesten auf seiner Reise gewesen. Übrigens glaubt *Nyerup*, dass nach den Bestrebungen und Vorarbeiten so vieler deutschen, französischen und englischen Paläographen die Untersuchung erst dann den Grad der Reife erhalten werde, wenn es dem dänischen Reisenden *Rask*, ausgerüstet in so reichen Masse, wie er sey, mit Sprachtalent und Sprachkritik und Localkenntniss des Morgenlandes, gelingen sollte, den letzten Saum des Vorhanges wegzunehmen, der bis jetzt noch die Mysterien des alten Asiens bedecke; was sich nun, da *Rask*, dem Vernehmen nach, von seinen Reisen wirklich zurückgekehrt ist, demnächst entwickeln muss.

III. *Besuch in Bibliotheken und Museen.* Die Bibliotheken, welche der Vf. besuchte, sind die *Göttinger*, *Wolfenbüttler*, *Heidelberger*, *Stuttgarter*, *Münchner*, *Gothaer* und *Hamburger*. Die Museen hingegen das *Braunschweigische*, *Göttinger*, *Casselsche* und *Münchner*. Allein wir müssen uns, wenn diese Anzeige nicht zu einer unverhältnissmässigen Länge anwachsen soll, enthalten, das viele Interessante, das uns dieser grosse Literator auch hier zu sagen weiss, auf gleiche Art auszuheben, und vielmehr wünschen, dass diese kleine, aber gehaltvolle Schrift in die Hände aller Gelehrten komme. Zum Schlusse giebt der Vf. unter der Aufschrift: *Blandinger*, noch einige Bemerkungen über fünf Hauptsehenswürdigkeiten auf seiner Reise zum Besten, nämlich über die *Löwenburg* bey Cassel, die *Schlossruinen*

bey Heidelberg, die *Gemäldesammlung* der Hnn. *Boisserées* in Stuttgart, die *Domkirche* zu Ulm, und die *St. Sebaldikirche* zu Nürnberg. Am interessantesten und freymüthigsten scheint darunter dasjenige, was er über die *Boisserée*'sche Sammlung sagt. Der *Tod der Maria von Schoreel* erhält, wie billig, volle Gerechtigkeit, und wir lernen nicht nur, dass *Johanna Schopenhauer* in ihrer *Ausflucht an den Rhein* (Leipz., 1818) davon eine meisterhafte Schilderung entworfen, sondern dass dieses Gemälde auch einen *dänischen Dichter* (*Ingemann* in seiner *Reiselyra*) entzündet, und zu einigen schönen Versen begeistert hat. *St. Barbara, St. Mauritius* und die *heilige Veronica* aber, meint er, entsprechen den grossen Erwartungen nicht, die Hr. Prof. *Speth* in No. 13 des Stuttgartischen Kunstblattes davon erregt habe. Wenigstens sey es ihm bey dem Anblicke des Christuskopfes auf dem Schweisstuche der Veronica ebenso ergangen, wie *Johanna Schopenhauer* davon schreibe: „Fremd und wunderbar, wie ein Traumgebild, starrte dieses Antlitz mich an, so dass ich beym ersten Blick darauf schaudernd zurückfuhr."

W.

Berlin, in der Flittner'schen Buchhandlung: *Das Band der Ehe.* Aus dem Archiv der Natur und des Bürgerstandes. Erster Theil. 1820. VI u. 213 S. Mit einem Kupfer. Zweyter Theil. VIII u. 250 S. 8. Mit einem Kupfer. (3 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift, deren erster Theil auf einem beygelegten Nebentitel noch den Zusatz führt: *Geschildert nach den Gesetzen des Socialvereins und der Natur,* ist ganz im Geiste und in der Art der vor vielen Jahren erschienenen, bekannten und bändereichen „Gynäologie," die in ihr auch häufig angeführt wird, und wahrscheinlich auch von demselben Verfasser.

Der erste Theil, den der Vf. selbst: *Bürgerlicher Ehestandscodex* überschrieben hat, enthält in fünf Abschnitten: „Darstellungen der Ehe und des ehelichen Lebens aus der Kunde der Völker und ihrer Gesetze. — Was die alten Geschichtschreiber von der Ehe sagen. — Über die ursprüngliche Entstehung der Ehe. — Ehen zwischen Blutsverwandten unter älteren und neueren Völkern. — Eheverbote mit Verwandten nach mosaischen Gesetzen, nach Solons und Lykurgs Gesetzen. — Frühe Ehen. — Vielweiberey. — Vielmännerey. — Das Kaufen der Bräute. — Behandlung der Ehegatten. Achtung und Verachtung derselben. — Aufmunterung zum Ehestande. Strafen der Ehelosigkeit. — Strafen des Ehebruchs. — Schicksal der Ehe unter den Bischöfen und Päpsten. — Über Nothwendigkeit und Entbehrlichkeit der priesterlichen Sanction. — Über den Zweck der Ehe. — Von den Ehehindernissen. — Natürliche Ehehindernisse. — Gesetzliche Ehehindernisse. — Rechtliche Wirkungen des Ehebündnisses und des Ehevertrags. — Persönliche Rechte und Pflichten der Eheleute gegen einander. — Rechtliche Wirkungen der Ehe in Ansehung des Vermögens. — Von der Ehescheidung. — Trennung der Ehe durch richterlichen Ausspruch. — Würdigung der Gründe für und wider die Ehescheidung. — Beurtheilung der Ehebruchsstrafen." — Der Vf., der eine sehr ausgebreitete Belesenheit zeigt, theilt viele mehr oder weniger anziehende, theils bekannte, theils unbekannte Nachrichten über die Ehe, und über die in ihr unter gebildeten und rohen Völkern der älteren und neueren Zeit vorhandenen Gebräuche und Verhältnisse mit, die sich aber schwerlich alle verbürgen lassen. — Wenn man es auch zugeben sollte, dass es zu gewissen Zeiten unter den Griechen und Römern Sitte gewesen sey, ihre Gattinnen auf eine bestimmte Zeit zu verleihen: so möchte doch der Kirchenvater Tertullian, der so lange nach Sokrates lebte, kein gültiger Zeuge dafür seyn, dass der Weise von Athen seine schöne, aber gegen ihn minder gefällige Xanthippe seinem Freunde Alcibiades auf gewisse Nächte geliehen habe, da darüber in älteren Schriftstellern sich keine bestimmten Nachrichten finden, und selbst Aristophanes, der des Philosophen sonst nicht schont, davon schweigt. — In dem, was der Vf. über die Nothwendigkeit und Entbehrlichkeit der kirchlichen Einsegnung der Ehen sagt, scheint er mit sich selbst nicht im Reinen zu seyn, da er es zuerst zuzugeben scheint, dass die religiöse Sanction, wodurch man der Ehe ein ehrwürdiges Ansehen giebt, ein Band mehr sey, und also von dem grössten Nutzen seyn könne, und einem anderen Vertrage eine grössere Heiligkeit keinesweges zuwachsen würde, wenn man der ehelichen Verbindung einen Theil der ihrigen entzöge, und dennoch hernach hinzusetzt: „Warum will man immerhin den Menschen in einem heiligen Wahne hinhalten, der für den aufgeklärten Theil unnütz, für den Nichtaufgeklärten aber, sobald es in seinem Kopfe hell wird, gefährlich ist? Wird man je auf diesem Wege den Menschen dem Gebrauche seiner sittlichen Freyheit nähern?" — Wir wissen in der protestantischen Kirche von keinem heiligen Wahne, wodurch die Menschen hingehalten werden, halten auch die kirchliche Einsegnung für keinesweges unentbehrlich zu einer rechtmässigen Ehe, sind aber doch der Meinung, dass ein Gebrauch, der eine wichtige Verbindung feyerlich einleitet, und die angehenden Eheleute zum ernsten Nachdenken über ihre Verbindung, und über die Pflichten, welche sie sich gegenseitig schuldig sind, auffodert, so wenig für den aufgeklärten Theil unnütz, als für den nicht aufgeklärten, sobald es in seinem Kopfe hell wird, gefährlich seyn könne, sowie wir auch nicht einsehen, wie der Mensch dadurch in dem Gebrauche seiner sittlichen Freyheit aufgehalten werde, da derselbe ihm vielmehr dadurch erleichtert werden kann. Auch sind die Gebräuche, wodurch der ehelichen Verbindung die kirchliche Weihe ertheilt wird, nicht von der Art, dass sie abergläubische Vorstellungen über das Wesen der Ehe begünstigen, oder ihr eine Hei-

lichkeit, die ihr an sich nicht zukäme, beylegen. — Im vierten und fünften Abschnitte hat der Vf. auf die preussischen Gesetze Bezug genommen. Wenn er die Ehescheidungen erleichtert wissen will: so mag er auf der einen Seite Recht haben. Auf der anderen Seite aber wird es sich auch schwerlich leugnen lassen, dass die häufigen Ehescheidungen in unseren Tagen für den Verfall der Sittlichkeit in unserer Zeit ein sehr trauriges Zeugniss ablegen, und eben nicht zu erfreulichen Hoffnungen für das künftige Geschlecht berechtigen. Unser Vf., der über die Quellen der ehelichen Unzufriedenheit sehr viel Richtiges sagt, und die Gebrechen unserer Zeit bey mehreren Gelegenheiten sehr freymüthig rügt, wird diess gewiss selbst zugeben, und mit uns darin einverstanden seyn, dass Ehescheidungen ein sehr zweydeutiges Mittel sind, das Glück der Ehen und die Wohlfahrt des Staats und der menschlichen Gesellschaft zu befördern.

Der zweyte Theil, oder der *moralische Ehestandscodex*, verbreitet sich über folgende Puncte: „Über die Tendenz des Geschlechtsunterschiedes. — Die Liebe und ihre Wirkungen, besonders in psychologischer Rücksicht. — Apologie der Liebe. — Nähere Bestimmung der Naturanlagen der Geschlechter. — Welcher Grad geistiger Ausbildung ist der Bestimmung des Weibes angemessen? — Darf man jungen Frauenzimmern Romane in die Hände geben? — (Der Vf. hält gute Romane für die Bildung junger Frauenzimmer nützlicher, als Geschichte, weil in ihnen die poetische Gerechtigkeit gehandhabt werde, da hingegen in der Geschichte der Tugendhafte sehr oft unglücklich, der Bösewicht aber beglückt und im höchsten Glanze erscheine. Unter den Romanen aber, die jungen Frauenzimmern in die Hände gegeben werden könnten, führt er bloss *Marmontels Contes moraux* an. — Rec., der den vom Vf. angeführten Grund nicht ausreichend findet, da eben dadurch auch der Hang, sich ein Ideal menschlicher und ehelicher Glückseligkeit zu träumen, genährt wird, der, wenn die Wirklichkeit dem schönen Traume nicht entspricht, wie der Vf. an anderen Stellen selbst zugiebt, leicht zur Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt verleiten könnte, wundert sich, dass der Vf. keine deutschen Romane anzuführen wusste, die in mehr, als einer Rücksicht unseren deutschen Frauenzimmern noch mehr zu empfehlen seyn möchten, und erinnert hier nur an die zu sehr vergessenen Romane von *Johann Timotheus Hermes*, deren grösster Fehler ihre zu grosse Weitläuftigkeit seyn möchte.) — Bildung durch Umgang. — Wahl eines Liebhabers und Gatten. — Das verlobte Mädchen. — Woher die tägliche Erfahrung so vieler unzufriedenen Ehen? — Allgemeine Quellen häuslicher Unruhe und Unzufriedenheit. — Besondere Ursachen der ehelichen Unzufriedenheit. — Die heiligen Misterien (Mysterien) einer glücklichen Ehe. — Sanftmuth. — Gefühl der Kränkung. — Weibliche Selbstständigkeit. — Eifersucht. — Der Talisman des Ehеglücks. — Ordnung. — Sparsamkeit. — Thätigkeit. — Unschuldige Künste. — Reinlichkeit. — Die Elemente des häuslichen Glücks. — Zum Beschluss.“ — In den philosophischen Abschnitten trifft man auf viele *Schiller*'sche Ideen, und Manches scheint wörtlich entlehnt zu seyn. — Zuweilen verliert sich der Vf. so tief in die Philosophie, dass er von dem Kreise der Leser und Leserinnen, auf die seine Schrift vorzüglich berechnet zu seyn scheint, schwerlich verstanden werden dürfte. — So viel Wahres und Gutes auch der Vf., besonders in dem praktischen Theile seiner Schrift, sagt: so vermisst Rec. hauptsächlich zweyerley: *Erstens* eine Warnung an junge Frauenzimmer, sich vor der übereilten Liebe zu einem bestimmten Gegenstande zu hüten, da sie nach unseren conventionellen Einrichtungen, die gewissermassen von der Natur selbst geheiligt werden, nicht wählen dürfen, sondern sich wählen lassen müssen, und *zweytens* die Hervorhebung des Einflusses der Religion auf die Ehe. Wenn auch die menschlichen Gemüther sich nicht mehr durch liturgische Formeln binden lassen, wie der Vf. sagt: so lässt sich doch der Werth einer ächt religiösen Bildung für die Glückseligkeit überhaupt, und für die häusliche insonderheit, schwerlich verkennen, und zunächst möchte es sich von dem weiblichen Geschlechte zeigen lassen, dass Religion die Krone aller seiner Tugenden sey. — Eine „Elisa, ein Weib, wie es seyn soll,“ das an der Unsterblichkeit der Seele zweifelt, scheint uns ein ganz verfehltes Bild zu seyn. — Die Sprache in dieser Schrift ist übrigens ungleich; in manchen Stellen, die aber auch entlehnt seyn können, hebt sie sich, und wird blühend und hie und da schön, in anderen ist sie uncorrect und schleppend. Auch trifft man zuweilen auf grammatikalische und orthographische Fehler, die wir aber für Druckfehler gelten lassen wollen. — Die Kupfer, obgleich sie keinen vorzüglichen Werth haben, dürften doch der Schrift bey Manchem zur Empfehlung gereichen.

Der Vf. verspricht in der Vorrede zum zweyten Theile noch „eine Darstellung der weiblichen Verhältnisse als Mutter“ (schwerlich möchte dieser Ausdruck als richtig und zweckmässig gewählt sich rechtfertigen lassen), von der wir nicht wissen, ob sie schon erschienen ist.

— m —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

LITERATURGESCHICHTE.

Landshut, b. Thomann: *Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit.* Zweyter Band. Men — Z. Herausgegeben von *Franz Joseph Waizenegger,* Seelensorger im Kloster Thalbach zu Bregenz. 1820. VI u. 548 S. gr. 8. Dritter Band. A. Ganze Biographieen von A — Z. B. Nachträge zu den Biographieen und Schriftenverzeichnissen des I und II Bandes. 1822. VII u. 589 S. (4 Rthlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1822. No. 122.]

Da dieses Lexikon, wie der Fortsetzer desselben in der Vorrede S. VI mit Recht behauptet, nicht nur den katholischen Geistlichen über das, was seine Mitbrüder auf dem Felde der Wissenschaften und Künste geleistet haben, in Kenntniss setzt, sondern auch einen wichtigen Beytrag zur Geschichte der deutschen Literatur liefert, und dem künftigen Bearbeiter der Literaturgeschichte reichlichen Stoff, und gleichsam das Richtmass an die Hand giebt, nach welchem er über das Verdienst der katholischen Geistlichen ein wahres Urtheil fällen kann: so ist es höchst erfreulich, dass die Fortsetzung dieses Werkes durch den Tod des Herausgebers des ersten Bandes, des verdienstvollen *Franz Karl Felder,* nicht ins Stocken gerieth. Wer gegen Wahrheit, Tugend und gemeinnützige Tugend nicht gleichgültig ist, wird dieses Werk höchst lehrreich finden, und mit grossem Vergnügen lesen. Man ersieht daraus, dass es in der That auf dem unermesslichen Gebiete der Wissenschaften keinen Zweig nützlicher Kenntnisse giebt, der nicht von katholischen Geistlichen jeder Classe, selbst bis zu dem niedrigsten Bettelmönch herab, mit rastlosem Eifer angebaut und zu hoher Vollkommenheit gebracht wurde. Selbst auf dem Felde der Kunst bemerkt man Männer, die, von der Liebe zum Schönen begeistert, und von der Natur selbst zu Priestern der Grazien geweiht, sich aus dem Kerker des Aberglaubens, über den nebelichten Dunstkreis des kirchlichen Priesterthums, mit Adlerflug auf eine Höhe schwangen, auf der sie Verehrung und Bewunderung verdienen. Und selbst unter denen, welche in Rücksicht auf Gelehrsamkeit weniger ausgezeichnet, und der Kunst entfremdet sind, trifft man eine Menge der vortrefflichsten Männer an, deren Tugend, entfesselt von den Banden des engherzigen, durch das kirchliche Lehrsystem nicht selten erzeugten, Particularismus, sowie über alle Reize und Schrecknisse der Sinnenwelt siegend, nur in der allgemeinen, sich selbst bis zum letzten Lebenshauche aufopfernden Menschenliebe ihre Seligkeit findet. Es erregt Erstaunen, wenn man so erhabene Repräsentanten der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur nicht nur auf dem freyeren und humaneren Gebiete des katholischen Klerus, sondern auch in den finstersten, keinem wohlthätigen und belebenden Lichtstrahle zugänglichen, Mönchszellen aller Ordensstände, wo nur Aberglaube, Geistesknechtschaft und Verfolgungssucht zu herrschen scheint, antrifft. Wie Geist und Herz erhebend ist dieser Anblick! Wie gross, wie über alle Hindernisse erhaben muss die Kraft des menschlichen Geistes seyn, der, nur auf sich selbst beruhend, so mächtig alle die Bande, welche ihm politischer und kirchlicher Despotismus, oder die Sinnenwelt, angelegt, sich seiner freyen, Gott ähnlichen, Thätigkeit freut! Für den Protestanten müssen dergleichen Lebensbeschreibungen noch interessanter seyn, als für den Katholiken, wenn er bedenkt, dass der Katholik, und besonders der Geistliche, mit ungleich grösseren und vielfältigeren Hindernissen zu kämpfen hat, als der Protestant, um sich zu einem hohen Grade intellectueller und moralischer Cultur, und überhaupt zu einer vielseitigen Seelengrösse, aufzuschwingen. Es müssen erst tausend Fesseln mit Heldenkraft von dem ängstlich-religiösen Katholiken zerrissen werden, ehe nur die Fähigkeit zu einem höheren Aufschwunge Statt finden kann. Unter allen Fesseln aber scheinen die des Gewissens schlechthin unbesiegbar zu seyn. Denn von der Kindheit an wird dem Katholiken auf das nachdrücklichste eingeprägt, dass auch der geringste Zweifel an irgend einer Lehre der katholischen Kirche die grösste Sünde sey; und nicht selten werden zu den wesentlichsten Lehren derselben auch die abscheulichsten Auswüchse des Aberglaubens gerechnet. Und doch ist ohne vorhergegangenen, sehr ernstlichen und tief in die Natur der Sache eindringenden Zweifel die Befreyung von irgend einem Irrthume und die Erkämpfung der entgegengesetzten Wahrheit nicht möglich. Hier erhält das Wort des Horaz: *Sapere aude,* eine hohe Bedeutung. Und in der That — wäre das Herz nicht mäch-

tiger, als der Verstand, wäre ein freyer, nur sich selbst bestimmender Wille nicht der Grundcharakter des Menschen: so wäre es nicht nur unbegreiflich, sondern durchaus unmöglich, dass ein gewissenhafter Katholik selbst durch moralische Kraft die, dem Gewissen angelegten Bande zerreissen, und so sich der Wahrheit bemächtigen könnte. Er muss sich gleichsam erst in die Hölle stürzen, um einen Weg zum Himmel zu finden.

Was diese Lebensbeschreibungen vorzüglich empfiehlt, ist nebst dem Inhalte der grösstentheils freymüthige, und überhaupt humane, nicht bloss von allen gehässigen Äusserungen gegen andere Religionsparteyen entfernte, sondern wahrhaft liebe- und hochachtungsvolle Ton derselben, eine einzige, im dritten Bande, S. 409 — 420, die mit Recht in mehr, als einer Rücksicht gerügt zu werden verdient, ausgenommen. Im zweyten Bande sind vorzüglich folgende Männer, deren Lebensgeschichte kürzer oder ausführlicher erzählt wird, merkwürdig: *Karl Aloys Neck*, Benedictiner in der Reichsabtey Neresheim, S. 29 — 34; *Johann Joseph Natter*, des Ritterordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern Commandeur, S. 34 — 35; *Herkulan Oberrauch*, Franciscanermönch, S. 47 — 71; *Franz Oberthür*, Weltpriester, S. 71 — 79; *Adam Joseph Onymus*, Weltpriester, S. 80 — 83; *Alexander Vincenz Pavizeck*, Weltpriester und infulirter Prälat, S. 84 — 87; *Joseph Valentin Faur*, Weltpriester, S. 87 — 92; *Benedict Peuger*, regulärer Canonicus zu St. Zeno, S. 93 — 102; *Ignaz Pickel*, Jesuit, S. 108 — 116; *Franz Pittroff*, Kreuzherr mit dem rothen Stern, S. 116 — 117; *Karl von Prugger*, Benedictiner, S. 130 — 131; *Daniel Christoph Ries*, Jesuit, S. 163 — 165; *Joseph Sebastian von Ritterhausen*, aus dem Orden der Theatiner, S. 167 — 168; *Kaspar Roiko*, Weltpriester, S. 171 — 176; *Joseph Alexander Rugel*, Benedictiner, S. 177 — 184; *Matthias Rumpler*, Weltpriester, S. 185 — 188; *Johann Michael Sailer*, Anfangs Jesuit, dann Weltpriester, S. 191 — 213; *Jakob Salat*, Weltpriester, S. 213 — 243; *Joseph Anton Franz Maria Sambuga*, Weltpriester, S. 244 — 262; *Aloys Sandbichler*, Augustinermönch, S. 262 — 264; *Maurus von Schenkel*, Benedictiner, S. 277 — 282; *Joseph Agricola Schirmer*, Kapuziner, S. 284 — 286; *Christian Schmid*, Weltpriester, S. 287 — 291; *Bonifaz Martin Schnappinger*, Discalceater-Karmelit, S. 298 — 300; *Johann Aloys Schneider*, ehemals Jesuit, nach Aufhebung des Ordens Weltpriester, zuletzt Beichtvater des Königs von Sachsen, und Bischof zu Argis, S. 302 — 308; *Franz von Paula von Schrank*, Jesuit, S. 311 — 320; *Anton Selmar*, Weltpriester, S. 331 — 340; *Augustin Stark*, lateranensischer Chorherr, S. 365 — 369; *Cölestin Steiglehner*, Benedictiner und letzter Fürstabt zu St. Emmeran in Regensburg, S. 369 — 392; *Johann Christoph Stelzhammer*, Jesuit, S. 404 — 412; *Johann Kaspar Stephan*, Weltpriester, S. 412 — 419; *Bernard Stöger*, Benedictiner, S. 422 — 425; *Joseph Willibald Strasser*, Weltpriester, S. 432 — 439; *Franz Ignaz von Streber*, Weltpriester, S. 439 — 441; *Franz Ignaz Thanner*, Weltpriester, S. 453 — 455; *Joseph Weber*, Weltpriester, S. 482 — 492; *Cajetan von Weiller*, Weltpriester, S. 495 — 496; *Benedict Maria von Werkmeister*, Benedictiner, S. 500 — 505; *Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg*, Weltpriester und Verweser des Bisthums Constanz, S. 509 — 510; *Lorenz Westenrieder*, Weltpriester, S. 510 — 516; *Patritius Benedict Zimmer*, Weltpriester, S. 540 — 543; *Gregor Zirkel*, Weltpriester und Weihbischof zu Würzburg, S. 543 — 546.

Vorzüglich interessant waren Rec. die Lebensbeschreibungen *Joh. Mich. Sailers* und *Jak. Salats*. *Sailer* ist ohne Zweifel einer der verdienstvollsten Theologen im katholischen Deutschlande. Sanftheit des Gemüthes, Reinheit des Herzens, lebendige, Geist und Herz durchdringende, alle Verhältnisse des Lebens umfassende, und zugleich erleuchtete, Liebe des Christenthums, reges und ausgebildetes Gefühl für alles Wahre, Schöne und Gute, duldende und stillschweigende Versöhnlichkeit gegen alle diejenigen, welche ihn beleidigen und zu schaden suchen, rastlose Thätigkeit in der Veredlung seiner selbst und Anderer, vorzüglich der ihm anvertrauten Schuljugend, sind die Grundzüge seines Charakters. Obschon den wesentlichen Lehren seiner Kirche aufrichtig ergeben, und sie zugleich mit Liebe und Achtung gegen andere Freunde des Christenthums vertheidigend, wovon alle seine Schriften den unzweydeutigsten Beweis geben, konnte er doch nicht von Seiten der Obscuranten dem Verdachte, ja der förmlichen Anklage, dass er ein offenbarer Illuminat sey, und dem unglücklichen Erfolge, dass er zu Dilingen von dem öffentlichen Lehramte entfernt wurde, entgehen. Dagegen wurde er von Finsterlingen oder vergeblichen Aufklärern theils unter Protestanten, theils Katholiken, als Obscurant, Proselytenmacher und Mystiker in verschiedenen Schriften ausgeschrieen. Allen dergleichen Lästerungen setzte er keine andere Wehre entgegen, als stillschweigendes Nichtachten, Rechtthun und ungestörte Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften. Nur dann vertheidigte er sich, wenn [illegible] die gute Sache selbst, als seine eigene Person angegriffen zu seyn schien. Lächelnd pflegt er über dergleichen unedle Angriffe zu sagen: „Ich will mich lieber unschuldig zehn Jahre lästern lassen, als einen Tag auf die Vertheidigung meiner Unschuld verwenden. Das erlittene Unrecht vergessen, ist bey mir keine Tugend: denn das Behalten desselben [illegible] Unruhe, und mir ist die Ruhe des Gemüthes so lieb, dass ich ohne sie nicht leben mag.“ Auch in einem Briefe an einen Freund äussert er sich über diese edle Art, sich an seinen Feinden zu rächen, auf [illegible] merkwürdige Weise: „Es ward mir von frühern Jahren einleuchtend, dass Christus auch hierin unser höchstes Muster seyn müsse, der, zu den Lästerungen des *Menschensohns* schweigend, nur da redete, wo ihn die *Ehre seines Vaters* oder die *Obrigkeit* dazu auffoderte. Überdem scheint es mir in der [illegible] Mannhaftigkeit zu liegen, dass der Mann von sich [illegible]

wenig als möglich, dem Publicum erzähle, um desto mehr für dasselbe wirken zu können. Ist es denn nicht genug, dass die Wahrheit auf deiner Seite ist: willst du auch noch das Lob der Menschen dazu haben? Lass das Lob denen, die ohne Wahrheit sind, damit sie doch auch etwas haben. Und wenn der Mann nicht zehn — funfzehn — zwanzig Jahre zu einer Lästerung schweigen kann, wo ist denn der Mann im Manne hingekommen?“ Über den Vorwurf und die Anklage, dass er geheimen Orden zugethan sey, erklärt er sich in demselben Briefe auf folgende Weise: „Ich habe mich und meine Freunde von jedem geheimen Orden, und von jeder Secte und Sectirerey, sie seyen literarischer, oder religiöser oder politischer Art, fern gehalten, und der Grundsatz, den ich dem seligen *Sambuga* in den Mund legte, war von jeher und ist noch mein eigenster Grundsatz: *Ich bin schon in zwey grossen, öffentlichen Orden, denen mein ganzes Leben angehört; der eine heisst Staat, der andere Kirche. Ich bedarf keines dritten, keines geheimen.*“ Über die Beschuldigung des Mysticismus: „Es haben mich unlängst fliegende Blätter mit der Beschuldigung eines *begriffscheuen Mysticismus* heimgesucht, und mir Etwas zur Last gelegt, was mit meiner ganzen Denk- und Anschauungs-Weise unvereinbarlich ist. Ich schwieg, weil ich mir nicht nur des geradesten Gegentheils bewusst war, sondern überdiess zur Wahrheit das Zutrauen hegte, dass sie auch dieser und allen ähnlichen Seifenblasen, so schön sie im Glanze des Tages spielten und spielen, das Stündchen ihres Zerplatzens bestimmt haben werde. Denn da die Religion eine Tiefe hat, die dem sinnlichen Menschen, sowie dem bloss verständigen Menschen unzugänglich ist, und nur mit dem Auge des Gemüthes erschaut werden kann: so liegt es helle da, dass diese Tiefe der Religion dem sinnliche Auge und dem blossen Verstandesauge verborgen (mystisch) seyn müsse. Wenn nun Alles, was von der Tiefe der Religion dem Sinnenmenschen und dem Begriffmenschen verborgen ist und verborgen seyn muss, z. B. das Erbverderben, die Erlösung, die Göttlichkeit des Mittlers, die Macht des Gebetes, die göttliche Einheit der Kirche u. s. w., unter das Auskehricht des begriffscheuen Mysticismus geworfen wird, wie man es bereits gethan hat: so lässt sich hoffen, dass kein erleuchteter Christ, der für Christus und dessen göttliche Lehre sein Leben daran zu geben bereit seyn muss, sich seinen Glauben an die Tiefe des Christenthums durch ein Paar Schimpfwörter von Schwärmerey und Mysticismus werde rauben lassen; lässt sich voraussetzen, dass das Nichts des Geschreyes wider Menschen, welche die Religion in ihrer Tiefe erfasst haben, in Kurzem jedem gesunden Blicke einleuchten, und alles wider sie aufgeregte Staubgewölk, weil es denn doch ohne inneren Haltungspunct ist, verschwinden, und somit kein künstlicher Niederschlag nöthig seyn werde.“ Wenn hier behauptet wird, dass die Tiefe der Religion dem sinnlichen Menschen, sowie dem bloss verständigen Menschen unzugänglich sey, und nur mit dem Auge des Gemüthes erschaut werden könne: so ist diese zwar in gewisser Rücksicht wahr; aber, so unbestimmt ausgesprochen, kann doch diese Behauptung auch zu dem vernunftwidrigsten Mysticismus führen, und ihm zur Stütze dienen. Denn auch dieser beruft sich auf innere Anschauung des Gefühls, die aber von der Art ist, dass sie auf keine deutliche Vorstellung gebracht, und Anderen durch Worte mitgetheilt werden kann. Der wahre Mysticismus, auf die möglich lauterste Reinheit des Herzens gestützt, der einzig das Göttliche zu schauen vergönnt ist, unterscheidet sich vorzüglich dadurch von dem falschen, dass er ein abgesagter Feind aller dunkelen und lichtscheuen Gefühle ist, so dass sein ganzes Streben dahin geht, die Natur der heiligsten und göttlichsten Gefühle auf das strengste zu untersuchen, sie aus dem Dunkel, in welchem sie Anfangs liegen, und nur hie und da in schwacher Dämmerung dem Geiste auf Augenblicke erscheinen, ans Licht zu ziehen, sie scharf ins Auge zu fassen, und ihnen durch die klarste Erkenntniss, die nur möglich, gleichsam Augen zu verleihen. Es giebt in uns, rücksichtlich des Übersinnlichen, absolute, der menschlichen Natur wesentliche, und daher allen Menschen gemeinschaftliche Bedürfnisse des Herzens und des Geistes, die der deutlichsten und evidentesten Erkenntniss fähig sind; an dieses Licht müssen alle dunkelen Gefühle des Göttlichen und Übersinnlichen gezogen, und davon ganz durchdrungen werden, so dass sie wirklich als Engel des Lichts erscheinen. Es ist nichts so *begreiflich*, z. B. in der Sinnenwelt, das nicht eine *unbegreifliche* Seite hat, und nichts so *unbegreiflich*, wie Alles, was das Göttliche betrifft — das nicht von einer anderen Seite *höchst begreiflich* ist. Das Begreifliche nun, das eben dadurch begreiflich ist, dass es durch die Erkenntniss unserer absoluten Bedürfnisse geprüft wird, so dass man diese Erkenntniss zugleich als Grenze bestimmt, über die nicht hinausgegangen werden darf — jede Überschreitung dieser Grenze führt auf Schwärmerey — darf durchaus keiner Dunkelheit der Gefühle überlassen bleiben, sondern muss immer vor dem Geiste, verklärt durch das herrlichste Lichtgewand, dastehen. Aber auch die Schattenseite, die ihrer Natur nach dem beschränkten Geiste des Menschen dunkel ist, und nie ganz aufgehellt werden kann, muss doch in sofern im Lichte erscheinen, als man sich bestimmt der Gründe bewusst wird, warum sie nothwendig uns in Dunkelheit und Unbegreiflichkeit erscheint. Unser Geist ist nur der Widerschein des Herzens, daher ist ursprünglich die Quelle alles Denkens das Gefühl. Das Gefühl ist aber doppelter Art, nämlich Gefühl des Sinnlichen, und Gefühl des Übersinnlichen: jenes steigert sich bey der Erwachung des Bewusstseyns *zum Verstande*, und dieses *zur Vernunft*. Daher muss in Rücksicht auf das Übersinnliche und Göttliche jede *innere Anschauung des Gemüthes*, als des Gefühlsvermögens, zur *Vernunftanschauung* erhoben werden. Das Gefühl des Göttlichen soll uns nie verlassen; es soll vielmehr, auch bey der höchsten Vernunftcultur, auf das sorgfältigste gepflegt und verstärkt werden; aber es ist des

Menschen unwürdig, und höchst gefährlich, sich von dem blossen Gefühle, selbst des Heiligsten und Göttlichsten, in sofern es nicht zur klaren Vernunfterkenntniss erhoben ist, leiten zu lassen: es ist vielmehr seine Bestimmung, das Gute, das ursprünglich blosses Gefühl ist, und dann in ein Helldunkel übergeht, auf das deutlichste kennen zu lernen, und der erhaltenen Erkenntniss gemäss zu vollbringen. Es war das blinde Gefühl des Göttlichen — nicht zur lichtvollen Erkenntniss gesteigertes Religionsgefühl —, das Jesus in Judäa ans Kreuz, und in Spanien Tausende seiner Verehrer auf den Scheiterhaufen brachte. Es ist hingegen der seligste und segensvollste Zustand, wenn das Gefühl mit der Vernunfterkenntniss vollkommen Eins wird, der Zustand der Begeisterung, wo man weder irren, noch sündigen kann, wo man das ewig Wahre, Schöne und Gute, diese heilige Trias, von Angesicht zu Angesicht in absoluter Einheit schaut, und von ihrer Liebe hingerissen, alles Irdische in den Staub tritt. Aber dieser Zustand kann und darf nicht lange anhaltend seyn; er würde sonst unser physisches Leben zerstören. Im gewöhnlichen Zustande sind das Gefühl des Übersinnlichen und die Erkenntniss desselben durch Ideen getrennt. In dieser Getrenntheit liegt die Möglichkeit des Irrthums und der Sünde. Von dem Zustande der Begeisterung bleibt oft nur eine mangelhafte, verstümmelte und kalte Idee zurück, die, weiter entwickelt, nicht selten gerade die grössten Denker zu falschen Principien und Resultaten führt. Das ist immer der Fall, wenn die abstracte Idee mit dem ursprünglich reinen Gefühle nicht schlechthin identisch ist. Um wieder auf den Weg der Wahrheit zu kommen, ist kein anderes Mittel denkbar, als das ursprüngliche Gefühl auf alle mögliche Weise wieder zu erwecken, durch innere Anschauung ganz zu durchdringen, und unsere ganze Gedankenreihe, besonders aber die Grundprincipien derselben, danach zu prüfen und zu läutern. Der grösste Denker irrt am gefährlichsten, und stürzt sich ohne Rettung in die Abgründe seiner Irrthümer, wenn er, diese Art des Mysticismus verachtend, in blosser gefühlscheuer Speculation leben will. Nein, das reine Gefühl, zu dem der wahre Mystiker immer zurückkehrt, um zu sehen, ob seine vermeintlichen Erkenntnisse mit demselben übereinstimmen, oder nicht, und sie auf solche Art, wie Gold im Feuer, zu prüfen, ist der einzige Schutzgeist, der dem Menschen bey dem Streben nach Wahrheit gegeben ist. Hat er einmal aus der Urquelle aller Wahrheit, aus dem reinen Herzen, richtige und lichtvolle Ideen geschöpft; hat er diese durch beständige Übung einer geschärften Selbstanschauung immer bewährt und sicher befunden: dann kann er auch leicht jedes aufsteigende dunkele Gefühl, das sich als göttlich ankündigt, beurtheilen, und erkennen, wessen Geistes Kind es ist; dann erlangt er eine Fertigkeit, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind. Und diese durch innere Selbstanschauung erlangte Erkenntniss des Göttlichen lässt sich auch Anderen durch bestimmte Ausdrücke, durch eine verständliche Sprache mittheilen, in sofern sie fähig sind, durch passende Vorstellungen und Bilder zu dem ursprünglichen Gefühl des Göttlichen erweckt zu werden, also Allen, die reines Herzens sind, und Allen, die ihre Vernunft noch nicht durch falsche Grundsätze verkrüppelt, und das ursprüngliche Gefühl nicht verfälscht haben. Im entgegengesetzten Falle sind die deutlichsten und bestimmtesten Ausdrücke, durch welche das Göttliche charakterisirt wird, durchaus nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Der Mysticismus in der bisher beschriebenen Bedeutung verdient daher so wenig Verachtung, dass vielmehr behauptet werden muss, ohne denselben könne es durchaus keinen wahrhaft guten Menschen geben. Rec. hat sich absichtlich über diesen höchst wichtigen Gegenstand etwas umständlicher ausgesprochen, weil darüber so viele falsche Ansichten im Umlaufe sind. Dass *Sailer* nur dem lichtvollen Vernunftmysticismus, der Alles in Gott erblickt und auf Gott bezieht, ergeben sey, beweisen alle seine zahlreichen Schriften, die sich ebenso durch Gemüthlichkeit, als durch Verständlichkeit und Gründlichkeit, auszeichnen. Merkwürdig sind seine Äusserungen über die Gesellschaft Jesu. Im Herbste des Jahres 1770 trat er als Noviz in diesen Orden, und blieb bis zur Auflösung desselben 1773 darin. „Ich habe", schrieb er an einen seiner Freunde, im Noviziat zu Landsberg ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen, und eine Andacht, die sich in diesem Doppelelemente bewegt, diess wahrhaft höhere Leben des Geistes war der Gewinn dieser Jahre." Als gereifter Mann pflegte er folgendes Urtheil über diese Gesellschaft zu fällen: „In der Entstehung des Ordens regte sich viel Göttliches, in der Ausbreitung viel Menschliches, in der Aufhebung Vieles, das weder göttlich, noch menschlich war." Dass er von der Gesinnung und Denkart solcher Menschen, denen weder das Göttliche, noch das Menschliche heilig ist, immer sehr weit entfernt war, beweisen die Verfolgungen, die er häufig von den Exjesuiten zu erdulden hatte. Mit gerührtem Herzen denkt er noch immer an seine, zwar nicht durch Stand, aber doch durch wahre Frömmigkeit ausgezeichneten Ältern, deren Unterricht und Beyspiele er seine Bildung zur Liebe der Wahrheit und Tugend vorzüglich verdankt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

LITERATURGESCHICHTE.

Landshut, b. Thomann: *Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit.* Herausgegeben von *Franz Joseph Waizenegger* u. s. w. II — III Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Salat hat mit *Sailer* in Rücksicht auf Charakter und Schicksale viel Ähnliches. Obgleich von Exjesuiten auf dem Gymnasium zu Ellwangen so weit gebildet, dass er die Universität zu Dilingen als Student beziehen konnte, riss er sich doch bald durch die Kraft seines Geistes von den Vorurtheilen los, welche der Jesuitismus der unbefangenen Jugend, besonders der studirenden, mit unvertilgbaren Zügen einzuprägen strebte. Aber das war auch die Ursache, dass er von den Exjesuiten und ihren Anhängern sehr harte und wiederholte Verfolgungen zu erdulden hatte. Es war ein grosses Glück für *Salat*, dass er schon in seiner Jugend eine grosse Neigung zum Reisen besass. Dadurch wurde er mit vortrefflichen Männern von der protestantischen Partey, wie auch mit den vorzüglichsten Schriften der Protestanten überhaupt, bekannt; aber ebendesshalb auch von den Jesuiten und ihren Zöglingen desto hartnäckiger verfolgt. Es ist diesen feinen Menschenspähern nur zu bekannt, welche, ihrem System höchst nachtheilige, Wirkung eine solche Erfahrung hervorbringt. Daher schärfen sie nichts nachdrücklicher ein, als die sorgfältige Vermeidung des Umganges mit Protestanten, und der Lesung ihrer Schriften. Auch in den vortrefflichsten Schriften derselben, z. B. in *Klopstocks* Messiade, wittern sie Ketzergift, sowie sie auch in dem lichtvollesten und zugleich frömmsten Protestanten den Satan, in einen Engel des Lichts verkleidet, erblicken. Sie pflegen auf Alles, was Protestanten betrifft, das Sprichwort anzuwenden: *latet anguis sub herba.* Wie streng das Gesetz, Protestanten zu meiden, in dem Bisthum Augsburg, wo der Jesuitismus herrschte, beobachtet wurde, und wie muthig sich *Salat*, als junger Geistlicher und Pfarrvicar zu Horn, über dasselbe hinwegsetzte, beweist folgende Begebenheit, die in seiner Lebensbeschreibung S. 221 erzählt wird. Er machte vertraute Bekanntschaft mit einem protestantischen Pfarrer, mit Namen *Pahl* (berühmt durch seine Nationalchronik der Deutschen und andere Schriften), als derselbe die Pfarrey Neuborn, eine Stunde von Horn entfernt, bezog. „Bald fanden sich Beide. Allein gross war in diesem Lande noch die Unduldsamkeit zwischen dem katholischen und protestantischen Volke; und *dass jemals ein katholischer Geistlicher Umgang mit einem protestantischen gehabt hätte, war unerhört.*" Allein beide gewannen bald auch im höheren Grade das Zutrauen ihrer Gemeinden, so dass, wenn sie einander besuchten, Arm in Arm durch das eine oder andere Dorf gingen, bey einander assen und übernachteten, Alles auf das Beste ausgelegt wurde. Freundlich lächelten die Leute von jeder Confession den Freunden zu; und nur darüber ward bey dieser und jener Zusammenkunft gestritten, ob der Herr Pfarrer den Pfarrvicar lutherisch, oder dieser jenen katholisch machen werde. — Das Andenken an so viele schöne Stunden des freundschaftlichen Umganges liegt tief im Gemüthe mit Rücksicht auf jede ächte Lebensfreude und jede höhere Bildung: auch ein Band, das keine Zeit zerstören wird. Noch erinnert sich *Salat* wohl, wie ihn Anfangs, wenn er z. B. in den gesellschaftlichen Kreis mehrerer Protestanten eintrat, eine Art von geheimer Abneigung, ja von kaltem Schauder überfiel, während er den helleren Begriff, wie solcher dem Princip der Duldung in ihrem Verbande mit der Humanität entspricht, wohl gefasst hatte (und sich vorhielt). „So waren Herz und Kopf mit einander im Widerstreite, eben nach jenen jugendlichen Vorbegriffen und jener früheren Schulbildung. Nur das sittliche Gefühl konnte ganz siegen bey näherem Anblicke und öfterer Beobachtung so vieler trefflicher Menschen, besonders im Kreise dieser und jener Pfarrersfamilie." Im J. 1795 bezog *Salat* die Pfarrey Zusamzell, zwischen Augsburg und Dilingen. Nachdem er bereits fünf Jahre lang, geschützt durch das Zutrauen und die Zufriedenheit seiner Gemeinde, ruhig an seiner Stelle gelebt hatte, brach endlich 1798 der lang verschlossene Ingrimm der Jesuiten zu Augsburg und ihrer Helfershelfer wider ihn los, so dass er in eine strenge und gefährliche Inquisition verfiel. Seine Lehrer, *Sailer* und *Zimmer*, waren bereits durch dieselbe Verfolgungssucht von Dilingen verdrängt, und *Weber* wenigstens von der Philosophie entfernt. Die Veranlassung, dass jene lauernden Zionswächter jetzt vorzüglich ihr Augenmerk auf *Salat* richteten,

war der Umstand, dass mehrere der Studirenden, die besten Köpfe, zu dem jungen Pfarrer kamen, mit denen er sich durch wissenschaftliche Gespräche, Lesungen und Vorträge theils in der ländlichen Wohnung, theils im Freyen, zu unterhalten pflegte. Auch verschrieb derselbe den jungen Männern gute Schriften, besonders von helldenkenden Katholiken und von Protestanten, jedoch nur solche, welche theils ästhetisch und philosophisch, theils nur, oder doch hauptsächlich, praktischer Art waren. Da nun die Jesuiten dieses auskundschaftet hatten: so verbreiteten sie mit lärmendem Geschrey das Gerücht, in Zusamzell sey der Sitz des Illuminatismus, da sey das Haupt, der Centralpunct. Diess hatte eine Inquisition gegen *Salat* zur Folge, wodurch sein ganzes Lebensglück hätte gestört werden können, wenn ihn nicht eine seltene Klugheit und Rechtschaffenheit gerettet hätten. Die Geschichte dieser Inquisition wird S. 223 — 228 auf eine sehr interessante Art erzählt. Obschon nun diese Intrigue der Jesuiten für *Salat* einen glücklichen Ausgang hatte, und er während der Untersuchung stets ebenso heiter, als ruhig gewesen war: so hatte sie doch auf die Gemüthsstimmung desselben eine nachtheilige Wirkung hervorgebracht. „Indem er, heisst es S. 231, über das Ganze nachdachte, befiel ihn, selbst nach diesem glücklichen Ausgange, eine Empfindung, die ihm bisher ganz fremd gewesen war; eine stille Trauer, selbst ein leiser Anfall von Melancholie und Hypochondrie. Wie oft drängte sich ihm der Gedanke auf, wie oft entrang sich ihm in dieser Zeit die Äusserung: zu leben in einem Lande und Stande, wo der Mensch sein Menschenrecht verloren, wo er keine Nacht vor einem neuen Überfalle sicher ist — nicht sicher vor dem Geistesdiebe, der in jeder Stunde wieder einfallen kann, welch ein Loos, welch ein Schicksal! — Fürwahr, der Geistesdruck ist für den gebildeten Studierten weit empfindlicher und drückender, als jene Despotie, welche den Körper trifft. Um diese Bemerkung ganz wahr zu finden, muss man gelebt haben in einem solchen Lande." Doch seine Gemüthsruhe wurde wieder hergestellt, als er aus dem Lande der jesuitischen Verfolgung, aus dem Bisthume Augsburg ins Baierische, Anfangs als Pfarrer nach Haberskirche, dann bald darauf als Lehrer nach München, endlich nach sechs daselbst vergnügt verlebten Jahren nach Ingolstadt und Landshut, wo er noch lebt und wohlthätig wirkt, als Professor versetzt wurde. Seine Lebensmaxime war immer, wie S. 234 gesagt wird: „Keiner Partie (sey) zu fröhnen, nur der Wahrheit nach seiner Überzeugung — wer kann, wer darf anders? — zu folgen, und daher auch als Schriftsteller jedem Extreme entgegenzuarbeiten. Und dieser Maxime gedenkt er ferner mit der Kraft, die nur von oben kommt, getreu zu bleiben." Hätte die katholische Kirche lauter solche Religionslehrer, wie *Sailer* und *Salat*: so würden beide Kirchen, die katholische und die protestantische, selbst in ihrer Getrenntheit, die für beide wohlthätig ist, nur Eine katholische Kirche ausmachen. Mit den Lebensbeschreibungen dieser vortrefflichen Männer contrastirt auf eine beynahe empörende Weise die des *Friedrich Ludwig Zacharias Werner*, welche im dritten Bande S. 409 — 421 vorkommt, eines Mannes, der, von Jugend auf den Grazien ergeben, mit den scharfsinnigsten Systemen der Philosophie vertraut, mit Welt- und Menschenkenntniss ausgerüstet, endlich zu Rom nicht nur zur katholischen Kirche überging, sondern in der Folge auch Priester wurde. Diese Lebensbeschreibung ist um so merkwürdiger, da sie, wie aus allen Merkmalen zu ersehen ist, aus der Seele und Feder des sich höchst glücklich fühlenden Convertiten selbst geflossen ist. Rec. will daher einige Stellen, die vorzüglich über diese Bekehrung Licht verbreiten könnnen, aus derselben ausheben. „*Werner* kehrte zu Rom, heisst es S. 413, erst heimlich, bald öffentlich, zum Glauben seiner Väter, dem katholischen, zurück!!! — (S. 414 wird gesagt, dass er in die Hände des ebenso gelehrten, als edlen und frommen Abbate *Don Pietro Ostini seinen Irrglauben abgeschworen habe.*) „Dass er diesen für die Ewigkeit entscheidenden Schritt aus reiner Absicht, mit vernünftiger Überlegung, ohne alle fanatische Schwärmerey that, dass er das unverdiente, nie zu verdienende allerunschätzbarste Glück, Katholik zu seyn, nicht nur mit einem Kaiserthume der Erde nicht vertauschen," sondern „demselben auch Blut und zeitliches Leben, und manches wohl noch Höhere zum Opfer bringen würde," das ihm zu glauben, darf er edle, vernünftige Menschen nicht erst bitten, die es beurtheilen können, was es heisst, ein und vierzig trostlose Jahre nach Wahrheit, Gewissheit und Frieden durchschmachten! Bitten muss aber *Werner* nicht sowohl diejenigen, die diesen seinen Schritt lieblos beurtheilen (denn die bittet er nur, künftig zu ihrem eigenen Besten liebevoller zu seyn), sondern diejenigen, welche meinen, man könne allenfalls wohl aus schwärmerischer Liebe zur Musik, Poesie, Malerey und Architektur, zur Kunst überhaupt, auch zur Noth, und in einem Anfalle fanatischer Phantasie wohl — katholisch werden; solche Beurtheiler muss *Werner* (um ihrer selbst willen nur) bitten, sich durch ein solches Urtheil nicht lächerlich zu machen, sondern wahrzunehmen, dass es ein Kriterium des ewigen Glaubens sey, keiner menschlichen Kraft, noch Kunst zu bedürfen, mithin auch von menschlicher Kraft ebenso wenig zerstört, als von menschlicher Kunst erhalten werden zu können." Wer findet nicht in der Gedankenreihe, und selbst in der Schreibart dieses, von dem über Alles erhabenen Glücke, seinen Irrglauben erkannt und abgeschworen zu haben, berauschten Mannes deutliche Spuren von Geisteskrankheit? Jeder Katholik, der in den ächten Geist des Christenthums eingedrungen ist, kann sich mit Recht freuen, dass er, ungeachtet der Mängel, die er in seiner Kirche bemerkt, dennoch alle die Heilswahrheiten antrifft, die zur Erreichung des höchsten Zieles des Menschen nothwendig sind; aber nie wird er mit Verachtung auf andere Religionsparteyen herabblicken, und behaupten, es sey in denselben durchaus keine Se-

ruhigung, keine Gewissheit in Rücksicht auf die nothwendigen Heilswahrheiten, die das Christenthum in seinen heiligen Urkunden auf das bestimmteste aufstellt, die in der Vernunft selbst ihre Anknüpfungspuncte finden, und folglich allen blinden Glauben ausschliessen. — Hat denn blinder Glaube eine festere Grundlage zur Beruhigung, als durchgängige Überzeugung, die aus der klaren Einsicht geschöpft ist, dass die christliche Offenbarung mit der Vernunft vollkommen übereinstimme, und den absoluten Bedürfnissen des Geistes, Herzens und Gewissens entspreche? Dass aber dieser Mann sein *allerunschätzbarstes Glück* der Beruhigung nicht auf dem Felsen einer aus Offenbarung und Vernunft hervorgehenden Überzeugung, sondern auf dem Sand des blinden, nur dem katholischen Pöbel eigenen, Glaubens gebaut habe, erhellt daraus, dass er sich sogar dem rohesten, von jedem vernünftigen Katholiken verworfenen, Aberglauben in die Arme geworfen hat. Denn S. 414 rühmt er sich, dass er bey seiner Rückreise von Rom *den Beystand der Gnadenmutter zu Loretto wohl nicht vergebens angefleht habe*, und S. 420, dass *seine leider noch stets unstät bleibende Pilgerschaft durch viele Gnadenörter, Gottlob, bezeichnet sey*.

Die übrigen Lebensbeschreibungen, die im dritten Bande vorkommen, und grossentheils ebenso wichtig sind, als die im zweyten, haben nichts Ähnliches mit der so eben gerügten, sondern zeichnen sich durch Humanität und lichtvolle Ansichten des Christenthums aus.

Ms.

ERDBESCHREIBUNG.

Essen, b. Bädecker: *Geographisch-poetische Schilderung sämmtlicher deutschen Lande.* Mit beständiger Rücksicht auf Geschichte und mit erläuternden Anmerkungen, von *Carl Hengstenberg*, evangelischem Pfarrer zu Wetter in der Grafschaft Mark. 1819. VIII u. 336 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Rec. hat es immer als einen Gewinn angesehen, dass der bessere Geschmack und der richtigere pädagogische Blick unseres Zeitalters die „singenden Geographieen" unserer Vorfahren verbannt hatte — und es war gewiss einer der grösseren Missgriffe des sonst so vielfach verdienten *Campe*, dass er es zuletzt versuchte, die Weltgeschichte der Jugend durch schlechte Reime schmackhaft zu machen — gleichwie der sonst gleichfalls hochverdiente *Basedow* in einer schwachen Stunde einst darauf verfiel, den Kindern durch das Verzehren von Backwerk in Buchstabenform die Buchstaben im eigentlichen Verstande des Worts *beyzubringen*. Auf dieses Letztere hat nun der Vf. dieses Werkes nicht eigentlich Anspruch gemacht: denn er selbst sagt in der Vorrede, dass sein Buch andere geographische Lehrbücher nicht überflüssig machen, sondern sich ihnen vielmehr freundlich anschliessen solle, indem es ihren Gebrauch voraussetze. Das heisst doch wohl mit anderen Worten: Geographie soll und kann man aus diesem Buche nicht lernen, vielmehr muss man schon Einiges von derselben wissen, wenn man dieses Buch gebrauchen will. Wir fragen also mit Recht: wozu denn dieses Buch? Erweiterung seiner geographischen Kenntniss wird nicht leicht Jemand aus diesem Buche hernehmen, es müsste denn ein Elementarschüler seyn. Denn deutlich wird in demselben nichts gelehrt, als was in jedem, auch dem allerkürzesten Abrisse einer Geographie von Deutschland steht, Namen der Länder und der vorzüglichsten Berge, Flüsse, Städte u. s. w. Alles, was darüber hinausgeht, ist so kurz und unbestimmt, so dunkel und oft so räthselhaft, dass ohne vorhergehende Kenntniss der Gegenstände der Leser oft nicht wissen kann, was der Vf. eigentlich wolle. Z. B. gleich, was unter der Überschrift: „Städte des Herzogthums Salzburg," steht:

Der Hauptort Salzburg liegt am Strom,
Der ihm den Namen leihet,
Vor allen prächtig ist sein Dom,
Darob das Herz sich freuet.

Die Kirche der Dreyfaltigkeit,
Das Schloss und viel Palläste,
Sind aus der schönen Bischofszeit
Noch theure Überreste.

Noch blüht die hohe Schule fort,
Noch Sinn für's Wahr' und Gute.
Doch nun zum netten Hallein fort,
Dass uns die Seele fluthe!

Im Dürrenberge wird der Stein
Des Salzes *bunt gebrochen*,
Dann aufgelöst, um zu Hallein
Weiss zum Krystall zu kochen.

Was die fluthende Seele hier solle, ist uns ganz unerklärlich, wenn wir nicht annehmen, der Vf. habe Ebbe an Reimen gehabt, und also diese Fluth herbeygebannt, damit die singende Geographie wieder flott werde — und warum man im Dürrenberge das Steinsalz *bunt breche*, würde uns ebenso unerklärlich seyn, wenn wir nicht das hüpfende Tanzmass des Verses bedächten, bey dem es leicht etwas bunt hergeht, und das „*bunt*," welches eigentlich vor dem „*Steinsalze*" hätte stehen sollen, sich unversehens vor das „*gebrochen*" geschoben sieht. — Ebenso S. 21: „Städte des Herzogthums Krain."

Am Flusse gleichen Namens webt
Der Hauptort Laibach Seide;
Ein Dom ist da, der Handel lebt
Hier, *nach der Völkerscheide*.
Viel schicken Deutsch' und Wälsche her,
Bald für das Land, bald *für das Meer*.

Die Höhle Adelsberg ist weit,
Wer hat sie nicht beschrieben?
Der Fürst von Auersberg erfreut,
Die ihn um Gottscher lieben.
Quecksilberreich ist Idria,
Und viel Zinnober macht man da.

Die unterstrichenen Stellen sind uns unerklärlich, sogar die letzte derselben, obgleich der Vf. ihr die

Bemerkung hinzugefügt hat, dafs des Fürsten Stammschlofs *Auersberg* in Krain stehe, und dafs er Besitzer von *Goltscher* und vielen anliegenden Örtern sey — denn selbst diese Bemerkung löst uns das Räthsel nicht. Wie geht es zu, dafs der Fürst *die* erfreut, die ihn *um Goltscher* lieben? Warum nicht auch die, die ihn *in* Goltscher, oder *um*, *an* und *in anderen Orten* lieben? Aber wir glauben, es zeigt sich uns hier nicht ein Eigensinn des Fürsten, sondern ein Eigensinn des Reims, den der Vf. nicht bändigen konnte.

Die bisher beschriebenen Provinzen von Österreich werden in einem nicht immer gleichen, aber doch im Ganzen kurzen, hüpfenden, leichten Versmafse abgehandelt, welches S. 24 mit den Worten scheidet:

> Im Lande der Kroaten
> Hat Karlstadt viel Soldaten.

Aber von hier an wird das Versmafs erstaunlich ernst und feyerlich, gleich von Tirol an. Zur Probe eine halbe Stanze S. 26:

> Trient, am Etschstrom wohlgebaut, webt Seide.
> Noch steht ihr Dom, einst galt ihr Bischof viel!
> Er herrschte rings — da sprach das Schicksal: scheide!
> Er schied! — Einst war hier lange Zeit Concil.

Und nachdem der Vf. in den Sand der Mark Brandenburg gerathen, erfolgen schwere Trochäen, z. B. das Geschichtliche S. 38:

> Wo nun brave Brandenburger wohnen
> Lebten einst zu Jesus Christus Zeit
> Deutsche, von dem Stamme der Semnonen,
> Sweven hiefsen sie, und zogen weit.
> Wenden nahmen ein die öden Plätze,
> Bauten viele Städt', auch Brannibor,
> Hatten Feldbau, Kunstfleifs und Gesetze,
> Und des Landes Wohl stieg hoch empor.
>
> Da begannen schwere blut'ge Kriege,
> Dauerten Jahrhunderte hindurch;
> Deutsche kämpften, und erfochten Siege,
> Öd und menschenleer ward Brandenburg.
> Jenes Ziel, das Kaiser nicht erreichten,
> Albrecht fand's — der Muth'ge hiefs der Bär —
> Ihm gehorchen ruhig die Gebeugten,
> Blieben Christen — deutsche Hand war schwer u. s. w.

In der Beschreibung von Berlin ist uns Folgendes sehr aufgefallen:

> Heldenbilder schauen ernst dich an.
> So Berlin auf *Sand* am *Spreegestade*,
> Und mit *goldnem Tand* und *Porzelan*.

Was es heifsen solle: „Berlin schaut mit goldenem Tand und Porzelan auf Sand am Spreegestade," ist uns unverständlich.

Wir könnten noch eine grofse Menge ähnlicher Stellen ausziehen, aber das Bisherige wird gewifs genügen, um uns die Beystimmung jedes Unbefangenen zu sichern, wenn wir den Vf. tadeln, nicht sowohl wegen des Mifslingens dieses Unternehmens, als weil er, ehe er an die Arbeit ging, über die Natur desselben nicht reiflich genug nachdachte. Hätte er dieses gethan, so würde er gefunden haben, dafs einzelne geographische Gegenstände einer poetischen Behandlung allerdings sehr fähig sind, dafs hingegen derjenige, welcher den Inbegriff dessen, was man mit Recht in der geographischen Beschreibung eines Landes erwartet, in gebundener Rede darzustellen gedenkt, sich nothwendigerweise auf werthlose und höchst unpoetische Reimschmiederey beschränken mufs.

B. Φ.

BREMEN, b. Heyse: *Vollständiges Lehrbuch der Geographie der Staaten des D. Bundes*, mit einer Einleitung und historisch-statistischen Erläuterungen, von *H. v. Kramer*. R. IIte Abtheilung. 1819. S. 435 — 789. 8. (Beide Abtheilungen 1 Rthlr. 20 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1819. No. 146.]

Wir berufen uns auf unsere Recension der ersten Abtheilung dieses Buches. Was dort gesagt ist, gilt im Allgemeinen auch für diese Abtheilung. In der ersten wurde der deutsche Bund im Allgemeinen, und die zu ihm gehörigen österreichischen und preussischen Staaten abgehandelt. Hier folgen die übrigen. So wie dort sind auch hier die der Geographie jedes einzelnen Bundesstaates vorgesetzten historischen Einleitungen die dem Werke eigenthümliche, aber auch seine schwächste Seite. Der Vf. scheint übersehen zu haben, dafs die historischen Wissenschaften sich auf möglichst reine Darstellung der Thatsachen beschränken, und nur sehr selten sowohl auf Lob, als auf Tadel sich einlassen sollen. Statt dessen macht er sich ein Geschäft daraus, von allen hier vorkommenden Staaten, besonders aber von den mächtigeren, etwas recht Voll- und Hochklingendes zu sagen. Das hat ihn in mehr, als einem Falle zu einer unpassenden Auswahl der erzählten Thatsachen geführt. Unwichtigere Dinge, aus denen sich aber ein Lob bereiten liefs, sind erwähnt, wichtigere dagegen, welche solchem Zwecke widerstrebten, mit Stillschweigen übergangen; andere Thatsachen unter Gesichtspuncte gestellt, zu welchen nur die Absicht des Darstellenden, keinesweges aber die Natur der Dinge selbst, führen konnte. Gleich die ersten Seiten dieser Abtheilung bieten recht auffallende Beweise solcher Bestrebungen dar.

In den, auf diese Einleitungen folgenden, speciellen Beschreibungen der Land- und Ortschaften ist viel weniger Historisches eingemischt, als in der ersten Abtheilung. Es fällt also, noch viel mehr, als dort, hier dasjenige weg, was diese Geographie vor ähnlichen Büchern auszeichnen sollte; auch ist sie, hier ebenso wenig, als dort, vollständiger in der Aufzählung und den Beschreibungen der einzelnen Gegenstände, als manche geographische Werke, welche den ganzen Erdboden umfassen — sie macht also mit Unrecht auf das Prädicat-Anspruch, mit welchem der Titel prangt. Endlich fehlt es auch nicht an Unrichtigkeiten, die wir anführen würden, hätten wir uns nicht schon mit diesem Buche, das wahrscheinlich keine zweyte Auflage erleben wird, zu lange aufgehalten.

G. Φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KULMBACH, gedruckt mit Spindlerischen Schriften: *Sammlung von Kanzelreden am Jahresschlusse von evangelisch-protestantischen Geistlichen im Königreiche Baiern*, herausgegeben durch Dr. *Christian Ernst Nicolaus Kaiser*, K. B. Consistorialrathe u. Hauptprediger zu Baireuth. 1822. XIV u. 246 S. 8.

Wir haben in neuerer Zeit zwey Sammlungen von „Kanzelreden am Schlusse des Jahres" erhalten, deren eine von *Baumeister*, Stuttgart, 1821, 8. (von einem anderen Rec. in No. 158 dieser A. L. Z. vor. Jahres beurtheilt), die andere und vollständigere die oben angezeigte ist. Es ist, laut der Vorrede, seit dem Jahre 1817 in den evangel. Kirchen Baierns für den letzten Abend des Jahres ein Gottesdienst angeordnet. Diess scheint Rec. sehr löblich, indem die Prediger, welche jeden schicklichen Zeitpunct zur Erweckung und Erbauung ihrer Gemeinden gern benutzen, hiedurch Gelegenheit erhalten, ihren Zuhörern an diesem Abende mehr die Vergangenheit, sowie am Neujahrstage mehr die Zukunft, vor Augen zu stellen. Diese Einrichtung verdient Nachahmung, da die eigenthümlichen Erinnerungen an die Vergangenheit, welche das Ende eines Jahres erweckt, das Gemüth für Einwirkung der Religion ganz besonders empfänglich machen.

Der würdige, um das Kirchenwesen seines Vaterlandes so sehr verdiente Herausgeber hat von obigen Reden eine Sammlung veranstaltet, welche 21 Vorträge von 15 verschiedenen Verfassern enthält, worunter manche vorzügliche sich befinden. So verbreitet sich gleich die erste, von dem Herausgeber selbst verfasste, Rede mit vieler Umsicht über die Ereignisse, Segnungen, Thaten, Freuden und Leiden im verflossenen Jahre, sowie über deren Wirkungen auf unser Inneres, und enthält viele zeitgemässe Ermahnungen, zugleich so manche genaue Beziehungen zu seiner Gemeinde; und diess Alles in eindringender, schöner Sprache, so dass wohl Niemand diese Rede ohne Erbauung aus der Hand legen wird. Auch die zwölfte Rede, von demselben Vf., eine Anwendung der Worte II Kor. XIII, 11 auf den damaligen Zustand der Gemeinde ist von gleichem ausgezeichnetem Werthe, voll Salbung, ein klarer, das Herz ergreifender Vortrag. Beide Reden sind Muster, wie ein christlicher Prediger an solchen Tagen zu seiner Gemeinde sprechen soll. Ungern enthalten wir uns hier, wo Alles trefflich ist, einzelner Anführungen. Von dem beliebten Nürnberger Prediger, Hn. M. *Seidel*, finden sich in dieser Sammlung 4 Reden, nämlich No. 2, 3, 8 und 13, welche das anerkannte Predigertalent ihres Vfs. beurkunden. Jede derselben enthält eine Fülle tröstender und warnender Ermahnungen, und eine Menge Auffoderungen zu christlichen Gesinnungen und Thaten; sämmtlich schöne, lehrreiche, gehaltvolle Vorträge. Jedoch die Form der vierten Rede (No. 13), in welcher der Vf. die Tage und Nächte, die guten und bösen, redend einführt, und sie Zeugniss geben lässt, was in ihnen von den Menschen geschehen ist, will Rec. nicht gefallen, da dieselbe doch wohl mehr dramatisch, als oratorisch ist. An heiliger Stätte ist es gewiss schicklicher, wenn der Prediger sich selbst redend darstellt, als wenn er Tage und Nächte personificirt, und diese statt seiner sprechen lässt. Nicht einmal in kirchlichen Gesängen würde diese Form gebilligt werden können. Die jeder dieser 4 Reden am Ende angehängten Schlussgebete in Versen enthalten zwar sehr viele ansprechende Stellen, scheinen aber der Form des öffentlichen Gebetes, welches immer ein Theil der Liturgik ist, nicht angemessen. Etwas Anderes ist es freylich, wenn der Prediger mit einem Verse bisweilen seinen Vortrag schliesst. Der Stil des Gebetes, als liturgischer Theil, ist eigentlich Prosa, wie der der Predigt, zumal da es nur der Schlussstein derselben seyn soll; die liturgische Sprache ist einfache, ungebundene Rede. Ein Gebet in Versen passt mehr zum Singen, als zum Sprechen oder Vorlesen, oder gehört zum häuslichen Gebrauch. Schade, dass gerade von unseren berühmtesten Kanzelrednern, selbst auch von *Dräseke*, die Grenzen zwischen Prosa und Poesie im Liturgischen nicht immer streng genug beobachtet werden! Zwey besonders ansprechende Reden sind auch die von dem Prediger *Rubner*, in deren erster er die *Gefühle* (der Rührung, Wehmuth, Dankbarkeit), *Vorsätze* (ungeheuchelte Frömmigkeit, reine, gottgefällige Tugend und aufrichtige Menschen- und Bruder-Liebe), *Wünsche in den letzten Stunden des scheidenden Jahres* ausspricht, die andere betrachtet, *wie wir die letzten Stunden des scheidenden Jahres auf eine würdige und Gott*

wohlgefällige Weise feyern können: nämlich nicht durch rauschende Feyerlichkeiten (ein Wort zur rechter Zeit), sondern durch Preis der göttlichen Vorsehung; durch gerührtes Andenken an unsere vollendeten Lieben; durch prüfende Blicke in unser Herz und unseren bisherigen Wandel; durch ernste und heilige Entschliessungen. Hier ist ein Schwung der Redekunst und ein Fluss der Rede, wie man sie nicht oft findet. Einzelne Ausdrücke indess, z. B. *flammende (?) Dankgefühle; fallet euch in die Arme; von dem Odem des Allgegenwärtigen umweht;* sind zu starke Metaphern, und die *Schiller*'sche Strophe: *Freude heisst die starke Feder, in der ewigen (?) Natur, Freude, Freude treibt die Räder in der grossen Weltenuhr; aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an* u. s. w., ist theils nicht populär genug, theils für Manchen in einer Predigt vielleicht störend. Doch sind diess Kleinigkeiten. Ausserdem sind zwey Reden von dem Prediger *Reuter* in dieser Sammlung vorhanden, deren erste die Betrachtung enthält: *Was uns den letzten Abend eines Jahres mit Recht (?) feyerlich mache.* 1) Dass ein Theil des Lebensweges zurückgelegt, und ein Schritt der Ewigkeit näher sey. 2) Die Erinnerung an die gemachten Erfahrungen. 3) Die Erwartung der Zukunft. Diese sind aber nur Zusammenstellungen einzelner Gedanken, die kurz zusammengefasst werden könnten, und das Meiste, was darin vorkommt, hat gewiss jeder Zuhörer schon zuvor für sich betrachtet. Die andere Rede über Hiob 1, 21 führt aus, was im verflossenen Jahre der Herr gegeben und genommen hat. Sie hat zwar viele schöne Stellen, geht auch in die besonderen Verhältnisse der Gemeindeglieder ein, und ist, wie die vorige Rede, in einem edlen Stile verfasst, aber auch an vielen Orten reicher an Worten, als an Gedanken. Auch haben diese Reden das mit vielen anderen Predigten gemein, dass sie die weichen Empfindungen des Menschen zu sehr anregen, und auch nicht in gleichem Grade die Kraft und Stärke, deren der Mensch doch wohl am meisten bedarf, zugleich mittheilen. Die von dem Stadtpfarrer *Faber* zu Ansbach an den Text 5 Mos. 30, 11 — 16 sich anschliessende Rede: *„Dass des Jahres letzte Stunden uns heilig sind um der Erinnerung willen, die sie in uns aufregen, um der Liebe willen, die sie erwecken, um der Hoffnung willen, mit welcher sie uns erfreuen,"* zeichnet sich durch Kraft und Kraft, durch Gedankenfülle und Form der Darstellung aus; Alles ist hier voll Salbung, wohlthuend ergreifen solche Worte das Gemüth. Ferner finden wir hier zwey in Regensburg von zwey verschiedenen Predigern gehaltene Vorträge, deren erster von dem Diakon *Keyser die frommen Empfindungen dieses Tages, und ihre Anwendung auf Lebensweisheit und Seelenruhe* behandelt, und einen besonders ernsten Ton hat; gewiss wird die Anhörung dieses gedachten Vortrages ihre Wirkung nicht verfehlt haben; eine gewisse Härte und Gleichtönigkeit des Stils ist das einzige Störende dabey. Der andere, von dem, wie die Vorrede sagt, während des Drucks verstorbenen Stadtpfarrer *Bartner* gehaltene Vortrag über Hiob 10, 12 steht dem ersteren nicht nach, hat hie und da mehrere ergreifende Stellen, als jener, beginnt zwar beym Anfange der einzelnen Theile etwas zu allgemein, ist aber nebst der vorigen Rede immer eine Zierde dieser Sammlung. Bey der von dem Diakonus *Bundschuh* zu Schweinfurth an Psalm 145, 5 sich anschliessenden Rede, welche *unsere Vergänglichkeit, unseren Dank, unser Verhalten und Entschliessungen an solchen Tagen* auseinandersetzt, ist gleichfalls zu bemerken, dass Manches mehr zusammengedrängt und weniger breit seyn könnte; sie enthält aber übrigens vieles Schöne und Ermunternde. Einzelne Ausdrücke, wie z. B. „der Prüfung in die Arme sinken," „ihn, dessen Haupt das ehrwürdige Silber des höheren Alters schmückt," sind, streng genommen, ebenso unpassend für den Predigtton, als die Apostrophe: „So fahre denn hin, scheidendes Jahr." Die Rede des Stadtpfarrers *Ackermann* in Würzburg behandelt ohne allen rhetorischen Schmuck in ganz einfacher, aber kräftiger Sprache Manches, was wir in den anderen Reden nicht so hervorgehoben fanden, unter Anderem namentlich: *„Dass uns auch das Bewusstseyn sträflicher Versäumniss oder wirklicher Übertretung des Gebotes Gottes anklagt,"* welches den zweyten Theil dieser Rede ausmacht. Denn gerade die Beziehung auf des Menschen Seelenheil und sein Verhalten vor Gott soll ja die Hauptsache jeder Predigt seyn.

Ausser diesen, vor grösseren Stadtgemeinden vorgetragenen Reden befinden sich in dieser Sammlung noch 6, wie es scheint, in Landkirchen gehaltene Vorträge, welche aber desshalb den ersten nicht nachstehen, und unter denen die des Pfarrer *Schätzler* zu Wildenreuth den Vorzug verdient, welche durchaus und in jeder Hinsicht, sowohl dem Inhalte, als der Form nach, gleich musterhaft, und eine der ausgezeichnetsten in dieser Sammlung ist. Die von dem Dekan *Sommer* in Seibelsbach gehaltene Rede über Ps. 103, 2 zeichnet sich durch Einfachheit und Popularität aus, und ist ein gut gemeinter, herzlicher Zuruf eines Vaters an seine Kirchkinder; jedoch könnte im dritten Theile Manches weggelassen seyn, z. B. dass die Juden und Katholiken ihre Gottesdienste besser besuchen, als viele Evangelische die ihrigen, da sich dergleichen Bemerkungen mehr für öffentliche Katechisationen eignen. Die Rede des Pfarrers *Aickinger* in Thumsenreuth fodert ausser zum Danke gegen Gottes mannichfache Wohlthaten, auch „zur Prüfung dessen auf, was uns fehlt, [illegible] Menschen zu werden." Die fassliche Darstellung und das Erinnern an eine Menge specieller Handlungen und Tage macht diesen Vortrag zu einem zweckmässigen und praktischen. Dasselbe Lob verdient auch die Rede des Pfarrers *Bauernfeind* zu [illegible], welche aus der Vergangenheit die Gesinnungen dieses Tages, und für die Zukunft die Entschliessungen zusammenfasst; nur ist sie im ersten Theile etwas zu weitläuftig, der Schluss kommt zu plötzlich [illegible] erwartet, und der Text 5 Mos. 5, 1. [illegible]

Übergänge zum Thema, wie die Predigt selbst aber nicht, benutzt. Die Rede des Pf. Steiler zu Langenau, über die unpassende Neujahrsepistel, „dass der Rückblick auf das scheidende Jahr wehmüthig, dankbar, beschämend, lehrreich sey,“ liest man nicht ohne Interesse; der Vf. geht aber bey Manchem zu leicht und rasch vorüber, und schweift in Anderes aus, wie im zweyten Theile in eine Art politischen Räsonnements. Es ist ein Fehler vieler Prediger, dass sie das, was sie besonders interessirt, für allgemein interessant ansehen, und zu einem Gegenstande ihres Kanzelvortrags machen. Die Ausdrücke: „Alles ist dahingerauscht, wie harmonisches Getön; stumm ist die Weltmusik des entflohenen Jahres;“ „Phantasie und Einbildungsvermögen verleiht die Zauberkraft der Verschönerung und rosenfarbenen Darstellung,“ gehören nicht auf die Kanzel. Auch ist der Ausdruck „ins Meer der Ewigkeit *vergraben*,“ nicht richtig. Den Schluss dieser Sammlung macht eine Predigt in gereimten Versen von dem Pf. *Schramm* zu Habel, welche aus Pf. 31, 15. 16 den Gedanken vorträgt, „dass unser Leben in Gottes Hand stehe.“ Unmöglich kann Rec. diesem Vortrage das Lob ertheilen, das den übrigen billig gehört. Schon an sich vermag ein Gedicht nie die Eigenschaften eines rednerischen Vortrages sich ganz anzueignen, daher auch alle poetischen Predigten nur vorübergehende, verfehlte Erscheinungen waren. Am wenigsten kann aber eine versificirte Predigt, deren Inhalt so schaal und leer, deren Jambenbau noch dazu fehlerhaft ist, wie in dieser, einem gebildeten Zuhörer gefallen. Der Vf. wird besser thun, sich bey seinen Vorträgen der Prosa zu bedienen; er wird dann gewiss freyer und eindringender zu seiner Gemeinde reden können.

Indem wir schliesslich den Herausgeber unseres Dankes versichern, sprechen wir zugleich den Wunsch aus, dass er uns auch noch andere Sammlungen dieser Art mittheilen möge, welches ihm in seinem Wirkungskreise leicht seyn wird. Dergleichen Sammlungen ähnlicher Predigten haben viel mehr Werth, als diejenigen, in welchen Verschiedenartiges unter einander zu stehen kommt.

R. — S.

Leipzig, b. Dürr: *Gesang- und Gebet-Buch für Bürger- und Land-Schulen*, gesammelt und bearbeitet von *F. W. W....l.* 1817. 104 S. 8. (4 gr.)

Die Vorrede kündigt einen Verfasser von Erfahrung in dem religiösen Bildungsfache und einen religiösen Mann an. „Wollen wir der Welt ein besseres Menschengeschlecht schenken: so müssen wir eine gottesfürchtige Jugend erziehen“ (soll heissen: die Jugend zur Gottesfurcht erziehen). Die Gesänge und Gebete hat der Vf. aus mehreren Schriften gesammelt, und hie und da grösstentheils zweckmässig und glücklich verbessert. Wir haben an dergleichen Schulerbauungsbüchern noch immer keinen Überfluss, und das angezeigte ist uns daher als brauchbar willkommen. — Die Vorschläge des Vfs. zum Gebrauche der Gesänge und Gebete sind empfehlenswerth. Es sind Lieder und Gebete beym Anfange der Frühstunden oder Morgengebete, und zwar am ersten Morgen einer Woche und am letzten Morgen derselben, beym Anfange der Nachmittagsstunden, beym Schlusse der Frühstunden, beym Schlusse der Nachmittagsstunden, am letzten Tage einer Woche, beym Anfang einer Schulprüfung, nach geendigter Prüfung, Gesinnung eines guten Kindes an dem Tage der Confirmation, reuevolle Gesinnung eines Kindes vor dem Abendmahlsgenusse, Morgen- und Abend-Gebete an diesem Tage, kurze Beichtgebete. Gleich das erste Lied aus *Gellerts* Gesängen ist für die Jugend ein wenig abgekürzt und verändert worden, und hebt mit dem Verse an: Gelobet seyst du, Gott der Macht u. s. w. Der letzte Vers ist verändert; anstatt: Dass ich das Glück der Lebenszeit in deiner Furcht geniesse, steht: Dass ich der Jugend Munterkeit in deiner Furcht geniesse. Der Jugend Munterkeit will uns nicht so voll ansprechen, als das Glück der Lebenszeit; es ist nur ein Theil der Lebenszeit. Die Jugend sollte wohl denken, es käme auf die Munterkeit im Leben Alles an, wozu sie ohnehin aufgelegt genug ist. Und sollte das Glück der Lebenszeit für die Jugend nicht verständlich genug seyn? Bey der Auswahl der Lieder sollte man nach Rec. Urtheil nicht bloss auf das Belehrende, zumal wenn die Belehrung gemein ist, als vielmehr auf das Erhebende sehen. So fehlt z. B. im zweyten Gesange: Nun ladet mich die Morgenstunde — das Erhebende gänzlich, und das Belehrende ist ganz gemein. Nach diesem Grundsatze könnten noch verschiedene andere Lieder beurtheilt werden. — Was die Gebete anlangt: so sind dieselben alle erwecklich, ungekünstelt und schön, so wie sie es für junge Christen seyn müssen, Gebete ohne Einmischung fremder Gedanken, welche nicht Wünsche, Bitten, Lob- und Danksagungen enthalten; es sind Gebete eines Vaters, der aus dem Herzen spricht, nicht eines Schriftstellers, der aus dem Kopfe schreibt. — Aber warum finden sich hier noch, wie gewöhnlich, zum Schlusse Bitten „um Christus willen?“ Kann nicht Gott für sich selbst geben? muss diess erst um eines Anderen willen geschehen?

Qr.

KATECHETIK.

Gmünd, in der Ritterschen Buchhandlung: *Christoph Schmidts biblische Geschichte in Form eines historischen Bibel-Katechismus*, zum Gebrauch für Schulen, Lehrer und Katecheten; auch für fromme Eltern bey ihren sonn- und feyertäglichen Abendgesprächen mit ihren Kindern, in Fragen und Antworten gesetzt von *Münch*, Dekan u. Pfarrer in Wurmlingen. 1817. 280 S. 8.

Diese Beurtheilung soll weiter nichts, als einige Erinnerungen gegen die Fragen und Antworten die-

der biblischen Geschichte enthalten. Gleich die erste ist für Kinder zu weitläuftig und unbestimmt: „Wie heisst das Buch, worin alle Anstalten enthalten sind, die Gott gemacht hat, um die Menschen gut und selig zu machen?“ Auf diese Frage könnte Mancherley geantwortet werden. Der Jude könnte antworten: der Talmud; der Muhamedaner: der Koran. Der Christ könnte antworten: das Gesang- und Gebet-Buch, welches seine Bibel ist, und welches auch Alles das enthält, was in der Bibel enthalten seyn soll. Abgesehen von dem Übelklange der Worte: Die Gott gemacht hat, um die Menschen gut und selig zu machen, sind auch die Ausdrücke zu hart, da sie leicht die Meinung veranlassen können, dass von Gott bey der Seligkeit Alles allein abhänge. Was versteht übrigens ein Kind von den Anstalten Gottes? Dieses Wort ist ihm zu dunkel. Die Antwort ist: Bibel — Wort Gottes — heilige Schrift — Offenbarung. Die Antwort müsste bestimmt seyn, nicht Bibel, sondern die Bibel, nicht Wort Gottes, sondern das Wort Gottes. Statt dass nun hätte gefragt werden sollen: Warum heisst dieses Buch die Bibel, fragt der Vf. sogleich: Warum heisst die Bibel Wort Gottes? Bey der Offenbarung hätte hinzugesetzt werden müssen: Gottes; denn es giebt ja mehrere angenommene göttliche Offenbarungen. Die Antwort auf obige Frage ist: Weil Gott in der Bibel den Menschen sein Wesen und seinen Willen offenbart (geoffenbart hat), wie der Mensch durch das Wort sein Denken und Wollen offenbart (anstatt durch Worte oder durch seine Rede u. s. w.). Nach dieser Antwort muss Gott zu den Menschen geredet haben; und gleichwohl fragt der Vf. hierauf: Hat denn Gott zu den Menschen geredet, wie ein Vater oder Lehrer zu den Kindern redet? Die Antwort ist: Ja, aber auf eine göttliche und geistige Weise. Da hätte aber wieder gefragt werden müssen: Wie denn? Auf eine göttliche und geistige Weise? Das weiss aber Rec. selbst nicht. Warum wird also auf eine solche Weise gefragt? Zwar setzt der Vf. hinzu: „Denn Gott ist ein Geist, und redet nicht mit menschlichen Lippen.“ Hier kann aber wieder gefragt werden: Wie redet denn Gott ohne menschliche Lippen? Der Vf. fragt weiter: Wie konnte er denn zu den Menschen reden? und giebt darauf zur Antwort: Durch weise und heilige Menschen u. s. w. Aber wie hat er denn zu diesen geredet? Das ist eben die Frage. „Warum nennt man die Bibel auch die heilige Schrift?“ Antwort: Weil heilige, von Gott erwählte Männer sie unter seiner besonderen Leitung aufgeschrieben haben. (Die besondere Leitung kann doch wohl keine Offenbarung im eigentlichen Sinne genannt werden), und weil sie das heilige Wort Gottes enthält, das auch uns heiligen soll. (Das Wort Gottes muss wohl an sich heilig seyn. Es hätte gesetzt werden sollen: heilige Lehren, und anstatt: das auch uns heiligen soll, das auch uns zu heiligen bestimmt ist.) Diese wenigen Erinnerungen geben schon den Werth des ganzen Buches zu erkennen.

e.

HIRSCHBERG, b. Thomas: *Katechismus der christlichen Lehre*, in Grundsätzen des Denkens und Handelns zum Auswendiglernen für Kinder von sieben bis vierzehn Jahren; in zwey Lehrgänge und funfzig Wochenlectionen geordnet. Dritte, von Neuem durchgesehene unveränderte Auflage. 1811. 130 S. 8.

Da der Vf. in der Vorrede zu dieser Auflage selbst sagt, dass auch die schärfste Kritik dieser Auflage nunmehr zu spät komme: so überhebt er uns der Mühe einer Beurtheilung, und wir zeigen daher diese dritte Auflage des Buches bloss an.

e.

KLEINE SCHRIFTEN.

KATECHETIK. *Gotha*, b. Perthes: *Kurze Religionssätze und Denksprüche zum Auswendiglernen*. Besonders zum Gebrauch für Töchterschulen bearbeitet von *Caspar Friedrich Lossius*, Diakonus und Director der Töchterschule in Erfurt. 1814. 88 S. 8. (5 gr.)

Ein sehr zweckmässiges Büchlein für Kinder überhaupt. Der Zusatz auf dem Titel: besonders zum Gebrauch für Töchterschulen, scheint Rec. daher ganz überflüssig, da es nichts besonders für Töchter enthält. Ein solches Büchlein, dessen Inhalt dem Gedächtnisse eingeprägt werden soll, muss billig nur Religionslehren, und keine Religionsmeinungen, enthalten. Doch haben wir von diesen nur eine einzige gefunden. „Ich habe die Hoffnung, dass auch mein Körper aus der Verwesung hervorgehen (auferstehen), und den Stoff zu einem neuen verklärten Körper für meine Seele geben wird“ (werde). Werden sich gegen diesen Satz späterhin nicht manche Zweifel einfinden? Zumal wie er hier ausgedrückt ist, dass der verweste Körper zu einem neuen verklärten Körper *Stoff* geben soll, da er doch in tausend Gewächsen und Thieren schon tausendmal wieder verwandelt und verändert ist. Warum wurde nicht lieber das Bild weggelassen, und die Hoffnung eines neuen *geistigen* Lebens gegeben und unterhalten? Übrigens schätzen wir den Vf. zu sehr, als dass wir mit dieser, wie wir glauben, nicht ungegründeten Bemerkung dem Büchelchen nur das Mindeste von seinem Werthe hätten entziehen wollen.

e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

1 8 2 3.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reclam: *Mac Benac; Er lebet im Sohne*, oder das Positive in der Freymaurerey, zum Gedächtniss der durch Luther wieder erkämpften evangelischen Freyheit, von M. *Friedr. Wilhelm Lindner*, ausserordentl. Prof. der Philos. an der Univers. Leipzig u. s. w. Dritte, verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1819. XVIII u. 278 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von einer Schrift, die in zwey Jahren drey Auflagen erlebte, kommt auch eine verspätete Recension nicht zu spät; man darf von einer solchen Schrift erwarten, dass sie des Anziehenden Vieles, und manche neue eigenthümliche Ansichten des Gegenstandes, den sie behandelt, enthalte. Diese neuen Ansichten, und wohl noch mehr die Öffentlichkeit, mit welcher der Vf. von einer Verbindung spricht, die sich von jeher, und noch gegenwärtig, so gern in ein geheimes Dunkel hüllt, mag auch wohl die Veranlassung des schnellen Absatzes dieses Werkes gewesen seyn.

Wir haben uns mit sehr braven und erfahrenen Freymaurern über dessen Inhalt besprochen, aber nur wenige günstige Urtheile darüber vernommen. Zwar giebt sich der Vf. das Ansehen, als ob er es mit dem Institute der Freyen Maurer sehr gut meine, und mehr dessen Verbesserung, als dessen Verwerfung, im Auge gehabt habe; allein wenn er dieses wirklich beabsichtigte: so hätte er mit mehr Schonung und Duldung zu Werke gehen sollen. Diess ist aber selten der Fall; vielmehr legt er fast durchaus der Verbindung, die gewiss eine sehr edle und schätzenswerthe Tendenz hat, Fehler zur Last, die nur von einzelnen Logen, oder gar nur von einzelnen Mitgliedern, begangen werden.

Was die Absicht des Vfs. betrifft, so sagt er darüber: Er wolle *das Positive in der Freymaurerey* aufsuchen, die Symbolik derselben auf ihre reine Urbedeutung zurückführen, den Kern von der Hülle, das Wesentliche von der äusseren Form scheiden. — Allerdings ein sehr lobenswerthes Beginnen! In wie weit er nun diesen Zweck erreicht habe, wird sich aus der Übersicht des Ganzen ergeben.

„Was er unter dem Positiven der Freymaurerey versteht, findet sich am deutlichsten S. 170 der neuen Ausgabe ausgesprochen, wo er sagt: „Er wolle die Freymaurer auffodern, laut und offen zu bekennen, dass es ausser dem kündlich grossen Geheimnisse der Erlösung der Menschheit durch Christus kein anderes gäbe; dass alle Geheimnisse, welche die Freymaurer nach Christi Zeiten zu besitzen vorgegeben haben, nur Einbildung, folglich Thorheit und Irrthum, gewesen." Bey unparteyischer Erwägung dieses Aufrufs, dass die freyen M. alle ihre bisherigen Zwecke (denn die ächte Freymaurerey versteht unter dem Worte Geheimniss doch nichts Anderes, als ihre Tendenz) dem Evangelio von Christo aufopfern, seine Erlösung des Menschengeschlechts als das Geheimniss aller Geheimnisse anerkennen, es laut verkünden, und danach handeln sollen, scheint es ganz klar, dass der Vf. gegen ein selbst geschaffenes Luftgebilde zu Felde ziehe, welches man in der Wirklichkeit vergebens suchen wird. Denn wie wollte er es gründlich nachweisen, dass die Freymaurerey von ihren Schülern fodere, dass sie Deisten seyen, oder die Offenbarung ableugnen sollen? Wo mag er in aller Welt einen Grund für seine Behauptung finden, „dass die F. M. (s. Vorr. S. VIII) ihre erträumten Geheimnisse über die der Offenbarung zu setzen begehre?" Fodert sie nicht vielmehr stillschweigend von ihren Schülern ganz das Gegentheil schon dadurch, dass die Bibel in jeder Loge, keine ausgenommen, auf dem Tische des vorsitzenden Meisters liegen muss; dass der Meister jeden Neuaufzunehmenden darauf verpflichtet, und dass — wenigstens in Deutschland niemals, in anderen Ländern nur selten, meist aber mit Widerspruch der erfahrensten Ordensglieder — die Pforten der Logen keinen anderen geöffnet werden, als Männern, die sich ausdrücklich als Glieder irgend eines christlichen Bekenntnisses beurkunden? Wäre dieses nicht durchaus anerkannter Grundsatz: würden sich dann die würdigsten und vorzüglichsten Geistlichen von jeher so gern in diese Verbindung haben einweihen lassen? Hätten sie auch nur auf das entfernteste Etwas gegen die Offenbarung und gegen die christliche Lehre darin bemerkt: so würden sie wohl nicht in diesem Vereine geblieben, oder, was so häufig der Fall war und noch ist, sogar Beamte und Vorstände der Logen geworden seyn.

Doch, wir wollen den Vf. weiter hören. „Die grossen Vereine (Vorrede der ält. Ausg. S. V, der neueren S. VI), welche sich in der menschlichen (besser bürgerlichen) Gesellschaft nach und nach bildeten, die

gefeyerten Vormünder der Menschheit, welche stets vorgaben, das Wohl Aller liege ihnen am Herzen, die Beförderung des Einen, was ewig Noth sey, sey auch ihre Aufgabe, im Grunde aber nur sich selbst bedachten; Kirche, Staat, Wissenschaft und Maurerey müssen sonach vorzüglich ins Auge gefasst werden, um zu sehen, ob sie in *der* Gestalt, wie sie jetzt vor uns stehen, das, was sie versprachen, leisten konnten, oder auch wirklich wollten. Diese Prüfung muss aber nicht bloss unserer eigenen Vernunft überlassen, sie muss vielmehr nach dem Evangelio, welches durch Christum uns für alle Zeiten als die einzig wahre Lebensregel geoffenbart worden ist, vorgenommen werden.“

Den Staat, die Wissenschaft, und selbst die Kirche, hätten sich oft an der wahren christlichen Lehre versündigt, und ebenso die Freymaurerey, oder, wie der Vf. sich S. VIII noch stärker ausdrückt, sie habe das Evangelium verleugnet. Er will sie davon in dieser Schrift ferner aus ihrer Symbolik überzeugen, wenn sie anders den wahren Sinn derselben erkennen will, „dass sie ebenso rettend und helfend in das bestehende und kommende Leben eingreifen könne und werde, als die Kirche, der Staat und die Wissenschaft.“

Diese Beschuldigungen des Vfs. sind um so härter, als sie nicht nachzuweisen sind. Wir halten uns zwar nicht für berufen, den Apologeten der F. M. zu machen; sie mag, wenn sie es für nöthig hält, ihre Ehre gegen den schweren Vorwurf, eine Verleugnerin des Evangeliums zu seyn, selbst retten; inzwischen ist es uns ganz unbekannt, dass die F. M. als solche jemals aufgehört haben sollte, der Lehre Christi zu huldigen. Wir finden vielmehr in allen Schriften, Reden und Gesängen ihrer Verehrer die reinsten christlichen Gedanken und Gesinnungen ausgedrückt, und zwar werden solche nicht als Nebensache, sondern die Verbreitung und Aneignung derselben immer als Hauptzweck ihrer Bestrebungen behandelt. Wohl eher möchte man es ihr zur Last legen, dass sich einige ihrer Verzweigungen zur Theosophie und zum Mysticismus hingeneigt haben, was jedoch ebenfalls nicht in ihrer ächten Tendenz begründet ist. Anstatt sie zu beschuldigen, sie bilde Ungläubige und Leugner göttlicher Offenbarungen, könnte man mit mehr Wahrheit aus ihren bekannt gewordenen Ritualen und Fundamentalgesetzen schliessen, dass sie vermöge ihres Strebens nach dem Höchsten und Reinsten zu einem sicheren Mittel dienen könne, redliche Zweifler und tugendhafte Rationalisten zur christlichen Bibellehre hinzuführen. Man prüfe die Reden und Gesänge ihrer ächten Schüler, und man wird überall finden, dass sie Christum für ihren grössten und ersten Meister erkennt, den sie ihren Jüngern zur Nachahmung aufstellt. Der Vf., welcher die F. M. der Ableugnung desselben beschuldigt, gesteht diess selbst an mehr als einer Stelle ein, und ist sich also selbst nicht klar. Bey Allen dem begehrt die F. M. keine Religions- Stifterin oder auch nur Lehrerin derselben zu seyn. Sie begnügt sich, ein geselliges, jede Überzeugung schonendes, Band um die ganze sittliche Menschheit zu schlingen; sie wünscht ihre Glieder möglichst zu veredeln, um sie zu brauchbaren Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft, d. h. im Reiche Gottes auf Erden, zu machen. Aber ein Reich Gottes, so wie dieses Zweck der Kirche ist, stiften zu wollen, scheint nie ihre Absicht gewesen zu seyn, und soll es nicht seyn. War sie auch ursprünglich ein Zögling der Kirche: so ist es doch immer ihrem Berufe entgegen, selbst eine Kirche bilden, oder eine der bestehenden controliren zu wollen.

Wir mögen, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht weiter mit dem Vf. rechten, oder, was sehr leicht wäre, ihn aus seinen eigenen Angaben widerlegen; wir mussten aber unsere Leser darauf aufmerksam machen, dass der Vf. der Maurerey eine ganz neue Tendenz unterlegen, sie zu einer Kirche in der Kirche machen, und um sie dazu aufzuregen, sie des Unchristenthums beschuldigen will. — Allein eben dadurch zieht er sich den Vorwurf zu, dass er das Evangelium missversteht: denn daran, sagt Christus, wird Jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt; diese Liebe leuchtet aber aus den harten Anklagen gegen die F. M. eben nicht hervor.

Um nun die F. M. zu prüfen, was sie leisten konnte und sollte, ruft der Vf. ihre Geschichte vor seinen Richterstuhl. Er erzählt deshalb in der ersten Abtheilung des Buchs die Entstehung und Entwickelung der F. M. in England, Frankreich und Deutschland. Sowohl in der ersten, als in der neueren Ausgabe ist dieser Abschnitt vorzüglich anziehend. Doch hat die neuere Ausgabe noch einige interessante Zusätze erhalten.

In der Geschichte der Brüderschaft, wie sie in England aufgekommen, und wie sie sich bis jetzt fortgepflanzt, wird zwar nichts Neues vorgetragen; das Bekannte ist aber gut geordnet, und in gedrängter Kürze erzählt. Wir können hiebey nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. bey dem Vortrage dieser Geschichte, neben den Vorwürfen, die er aus ihr gegen die F. M. herzuleiten sucht, welcher er alles Positive ableugnet, was wohl nach seinen Begriffen von diesem Positiven nicht anders seyn kann — eine zweyte Absicht zu erkennen giebt, nämlich darzuthun, dass die Jesuiten immer, und immer den grössten Einfluss auf die Logen gehabt hätten. Überall will er Spuren ihrer Einmischung finden; überall sollen sie sich zu Oberen des Ordens zu machen gesucht haben. Dieses Bestreben soll ihnen auch meist gelungen seyn (documentirte Beweise wären hier ebenso nothwendig, als interessant gewesen), und noch gegenwärtig sollen sie sich eifrigst bemühen, diesen Einfluss zu [illegible]. — Wohl mag diess in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich der Fall gewesen seyn; auch mögen diese schlauen Männer auch in Deutschland Ähnliches versucht haben; allein es ist bekannt, dass es ihnen hier gänzlich misslungen ist. [illegible] man doch aufhören, in jedem Ereignisse, in jeder Verbindung die Jesuiten als erste Triebfeder [illegible].

nen. Auch würde man wohl thun, ihren Einfluss, der ohnehin nur eingebildet ist, nicht für so wichtig zu halten, und vor ihnen, als dem fürchterlichsten Übel, zu warnen. Dadurch, dass man diesen Ordensleuten so viel Feinheit beylegt, und ihren möglichen Einfluss für so wirksam und folgenreich darstellt, könnte man sie wohl erst veranlassen, ihre Plane zu erweitern, und sie zu neuen Entwürfen aufreizen, die den Staaten ebenso, wie einzelnen Vereinen, gefährlich werden könnten. Die deutsche F. M. wird indess nie Etwas von ihnen zu fürchten haben, wenn sie — was auch in den neueren Zeiten hie und da geschehen — aus ihrem mystischen Dunkel ins freye Leben hervortreten, und aufhören wird, aus Dingen, die durchaus keine Geheimnisse sind und seyn dürfen, Geheimnisse machen zu wollen. Je offener sie ihre reinen Zwecke und ihre redlichen Absichten dem gesammten Publicum vorlegt, um so mehr wird sie an Achtung und Zutrauen gewinnen, und eben dadurch ohne Mühe und Anstrengung alle Finsterlinge aus ihrem Kreise verscheuchen; denn diese können nur im Dunkeln, nie aber im Sonnenlichte der Wahrheit und Öffentlichkeit, ihr schädliches Wirken betreiben.

Eins dürfen wir in der Geschichte der englischen Maurerey nicht ungerügt hingehen lassen, da es eine völlig grundlose Anschuldigung der deutschen F. M. betrifft. „In Deutschland, heisst es (S. 13 der neueren, S. 9 der älteren Ausg.), wird der Grad der Andreasritter gewöhnlich solchen Mitgliedern mitgetheilt, welche in der bürgerlichen Welt eine hohe Würde behaupten. Wird z. B. ein Professor, der Mitglied ist, Rector einer Universität, oder ein Senator, Stadtrichter, Bürgermeister, alsdann versammelt sich das sogenannte Capitel, und überrascht diese Brüder mit diesem Rittergrade: denn da ihn die Welt ehrt: so ist er auch *unbedingt* der höchsten Maurerwürde, oder, nach der Urbedeutung, der höchsten Tempelherrenwürde werth.“

Wäre es auch wirklich so, wie der Vf. versichert: so könnten wir nichts Tadelhaftes darin finden, wenn der Verein Verdienste, die sich eines ihrer Mitglieder in der bürgerlichen Gesellschaft erwirbt, auf eine auszeichnende Weise ehrt, um Andere aufzumuntern, auch ihrerseits ihren Mitbürgern nützlich zu werden; da es ohnehin Pflicht des ächten freyen Maurers ist, die Obliegenheiten seines Berufs, in ihren weitesten Ausdehnungen, auf das treueste zu erfüllen. Allein diese ganze Erzählung ist, nach der Versicherung alter erfahrener Maurer, aus der Luft gegriffen, und das um so gewisser, als der Grad eines Andreasritters nur in sehr wenigen deutschen Logen noch existirt, und, wie alle Grade, in der Regel nur denen mitgetheilt wird, die sich darum bewerben.

Manches Neue und Interessante bietet die Geschichte der F. M. in Frankreich dar. Unter Napoleon war dessen Bruder *Joseph*, König von Spanien, Grossmeister, und *Cambacérès* sein Gehülfe. Ersterem soll diese Würde zwey Millionen, Letzteren jährlich 100,000 Franken eingetragen haben. Aber freylich waren im J. 1812 vom grossen Orient in Frankreich nicht weniger, als 1089 Logen abhängig, die unter mehrfachen Titeln Steuern und Abgaben zahlen, oder durch eine jährliche bestimmte Leistung eine freye Verfügung über ihr Eigenthum sich erkaufen mussten. Wehe der deutschen F. M., wenn man auch aus ihr eine Finanzspeculation machen wollte! — Lieber möchte man ihr Beschränkung und stille Duldung, als eine solche anerkannte Öffentlichkeit wünschen. — In der Erzählung von der Stiftung der grossen Loge in Frankreich setzt der Vf. der Bemerkung, dass selbst Logenmeister ihre Stellen für schweres Geld erkaufen mussten, hinzu: „Besonders war dieses in Frankreich eine Speculation der Speisewirthe, in deren Häusern gewöhnlich Logen gehalten zu werden pflegten. Sie liessen sich als Logenmeister patentisiren, stifteten neue Logen, und nahmen ohne Unterschied auf, wer nur bezahlte. Diese Gewohnheit ist bis auf den heutigen Tag, bey allen Logen Frankreichs und Deutschlands beybehalten worden.“ Auch hier müssen sich die deutschen Logen einen ganz ungerechten und unbewiesenen Vorwurf machen lassen. Warum nennt denn der Vf. die deutschen Logen nicht, deren Vorstände Speisewirthe sind? Es müssen ihm doch deren viele bekannt seyn, weil er behauptet, dass es bis auf den heutigen Tag gewöhnlich sey, solchen Leuten die Direction der Logen anzuvertrauen! Wie stimmen dergleichen Angaben, welche sich sogleich aus den Freymaurer-Almanachen und den gedruckten Logenlisten widerlegen lassen, mit der Wahrheits- und der christlichen Liebe überein, der sich der Vf. an mehreren Stellen rühmt? Müssen solche Äusserungen nicht den Verdacht erregen, der Vf. habe mehr aus persönlichen Rücksichten, als aus Liebe zur guten Sache, die Feder ergriffen?

Die Geschichte der deutschen F. M. ist in der neuen Ausgabe viel vollständiger, als in der älteren, ausgefallen. Wäre sie durchaus reine Geschichte: so würde der Vf. nicht nur etwas Interessantes geliefert, sondern auch etwas sehr Verdienstliches geleistet haben. Allein in dem eigentlich Geschichtlichen findet sich wenig Neues, und manches Unrichtige, zu dessen Berichtigung es hier an Raum fehlt. Anstatt Geschichte giebt uns der Vf. die specielle Beschreibung der Grade, Symbole und Ritualien der templarischen und Johanniter-Maurerey, nebst seinen Bemerkungen darüber, und zwar nach den Ansichten des verstorbenen Oberhofpredigers, Freyherrn *von Starke*.

Diese Mittheilung mag allenfalls als maurerische Antiquität manchem Freymaurer angenehm seyn, doch gehörte sie unseres Bedünkens nicht hieher, da es dem Oberhofprediger, wie bekannt, nicht gelungen ist, sein System mit dem der sogenannten stricten Observanz zu vereinigen. Wenn aber der Freyherr *von Starke*, wie der Vf. behauptet, ein Commissär der Jesuiten, und selbst ein Eingeweihter dieses Ordens war (was wir gar nicht widerlegen wollen), und sich desshalb nach S. 75 in der Kutte und mit der Tonsur begraben liess: so mochte er zwar die F. M. zu einem Werkzeuge jener Freunde missbrauchen wollen; da ihr aber die deutsche Maurerey mit sei-

nen Anträgen immer zurückgewiesen hat, was der Vf. selbst eingesteht: so bedarf es wohl keines besonderen Beweises, dass sie allem jesuitischem Einflusse fremd geblieben sey. Aber dennoch will der Vf. diesen Einfluss allenthalben bemerken, und den Verein beschuldigen, er habe sein höheres Ziel, seine religiöse Tendenz verfehlt, und sich dafür falschen und schädlichen Zwecken hingegeben.

Auf diese Darstellung des *Starkischen* Systems folgen zuerst allgemeine, dann speciellere Erörterungen über die Systeme der Brüder *Fessler*, *Schröder* und *Krausse*, welche unsere Leser selbst nachlesen mögen, da selbst ein gedrängter Auszug aus denselben hier zu viel Raum erfodern würde. Sie mögen dann selbst urtheilen, ob es *Fessler* verdiene, ohne hinlänglichen Beweis unter die Freunde des Jesuitismus gezählt zu werden, und aus welchem Grunde der Vf. dessen System *jesuitische Maurerey* nennen dürfe. So schwer es dem Vf. werden möchte, seine Behauptung zu vertheidigen, ebenso schwer möchte es ihm seyn, zu beweisen, dass *Schröder* die wahre Idee der F. M. nie begriffen habe. Am gelindesten wird D. *Krausse* behandelt, was auch begreiflich ist, da seine Idee, nach welcher durch die F. M. das Reich Gottes auf Erden befördert werden soll, den Vorstellungen unseres Vfs. am nächsten kommt.

Um den Beweis zu führen, „dass die F. M. mit dem Ritual der Jesuiten auffallend übereinstimme, zum wenigsten gleiche Tendenz symbolisch andeute,“ bemüht sich der Vf. von S. 68 — 74, diese Ähnlichkeiten in den Aufnahme-Ceremonieen aufzusuchen, was wohl seinen Witz beurkundet, aber durchaus keinen Beweis abgeben kann, dass die F. M., und besonders die deutsche, unter dem Einflusse von Jesuiten stehe, oder von ihnen gestiftet sey; eine Vermuthung, die ohnehin Allen dem widersprechen würde, was der Vf. selbst von der weit älteren Entstehung der Gesellschaft vorgetragen hat.

So wie *Fesslers* System der Beyname *jesuitisch* zu Theil wurde, so wird dem *Schröder*'schen der Ehrenname *illuminatisch* beygelegt, und zwar, weil zu viel Schulmeisterey darin herrsche. Dann heisst es auch, „es wäre in der *Schröder*'schen Form zu viel Eklekticismus, mit etwas *Kantischer* Philosophie verbrämt, sichtbar. Nichts Eigenes, nichts Gediegenes, nichts Selbstständiges, sondern ein theueres Heimlichthun mit Allen dem, was man umsonst auf der Strasse erhalten kann. Alles, was der Zeitgeist öffentlich verhandelte, würde noch einmal in den Logen nach *Schröder*'scher Form privatim, mit der wichtigsten Miene grosser Geheimnisse, nachgeplaudert“ u. s. w.

Von dem *Kraussischen* Systeme wird ein gedrängter Auszug nebst Bemerkungen darüber mitgetheilt. „Mir war es, sagt am Ende der Vf., vorzüglich darum zu thun, das Verhältniss der *Kraussischen* Gottinnigkeitsphilosophie zum lebendigen Christenthume zu zeigen. Er bezweckt aber mit dieser Philosophie weiter nichts, als einen philosophisch-ethisch-religiösen Verein, der sich aber schon seit der mosaischen Gesetzgebung überall als unzureichend offenbart hat.“

Mit diesen Darstellungen der drey neueren Ansichten der deutschen F. M. schliesst der erste Hauptabschnitt des Werks, und das Resultat, das der Vf. daraus folgert, ist: dass alle maurerischen Systeme so lange mangelhaft sind und bleiben, bis sie das Evangelium von Christo, als den Grundstein alles Wissens und Wollens, allein nur zum Wesentlichen ihrer Bestrebungen machen.“ So herzlich gut es der Vf. hinsichtlich dieser Auffoderung mit der F. M. meinen mag, so schlimme Folgen würde es für die Gesellschaft haben, wenn sie sich anmasen wollte, öffentliche Verkündigerin der Hauptlehre der christlichen Religion zu werden. Denn sowie eine oder mehrere Logen dogmatische Gegenstände behandeln wollten: so würden sie in ebenso viele abgesonderte Kirchengemeinden ausarten; so würden ohne Zweifel eben so viele Schwärmereyen und Secten entstehen, und, indem jede Loge glauben würde, das allein Wahre und Höchste errungen zu haben, müsste statt brüderlicher Liebe und Duldung gewiss Neid, Hass und Verfolgung erzeugt werden. Nein! Die F. M. soll nicht die öffentliche Gottesverehrung verdrängen, nicht Separatisten und Pietisten in ihrem Schoosse erzeugen! Ihr Zweck ist und bleibt, ihre Mitglieder aufzuregen, die Lehren reiner christlicher Moral in Leben und Wandel zu zeigen, das Dogmatische der Christusreligion aber der Kirche und der Überzeugung jedes Einzelnen zu überlassen; denn eben dadurch, dass sie diesen Grundsatz bisher auf das strengste befolgt hat, ist Duldung und Bruderliebe in ihren Versammlungen heimisch geworden, und wird so lange ihr schönes Eigenthum bleiben, als sie diese reinmenschliche Tendenz befolgen wird.

Der zweyte Abschnitt beginnt mit einer kurzen Beleuchtung der freymaurerischen Literatur, in welcher der Vf. freylich das nicht findet, was er sucht, weil seine Ansicht vom Positiven der Maurerey eine andere ist, als die, welche die Stifter des Vereins im Auge hatten. Dieser Beleuchtung folgen nun Bemerkungen über die „*Mysterien und Hieroglyphen der alten Welt, in ihrer Beziehung zum Evangelium und den geheimen Gesellschaften der christlichen Zeit;* oder vielmehr mystische Beziehungen, die ihnen der Vf. unterlegt, und mit denen wir unsere Leser nicht behelligen wollen. Wir würden die deutsche F. M. beklagen, wenn sie sich solchen Träumereyen hingeben wollte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1823.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reclam: *Mac Benac; Er lebet im Sohne*, oder das Positive in der Freymaurerey, zum Gedächtniss der durch Luther wieder erkämpften evangelischen Freyheit, von M. *Friedr. Wilh. Lindner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der dritte Hauptabschnitt liefert: *Allgemeine Resultate über das Geschichtliche, über das Leben und die Literatur der F. M.* Es ist natürlich, dass der Vf. in dem ganzen Leben und Wirken des Vereins nicht das findet und finden konnte, was er darin sucht, weil es nie darin war. Er nennt die F. M. eine geheime Nachtreterin jeder Richtung des Zeitgeistes. Sie habe seit dem Mittelalter nie über der Zeit, sondern immer im Dienste derselben gestanden. Diess wäre auch nicht anders möglich gewesen, denn ihre Mitglieder (S. 140) waren ja immer die bedeutendsten Jünger der Zeitcultur, oder der vielfachen Verleugnung des Evangeliums, was mir (dem Vf.) immer synonym ist. Uns scheint gerade das an der F. M. tadelnswerth, dass sie nicht immer mit der Zeitcultur gleichen Schritt gehalten hat; diess ist jedoch weniger ihre Schuld, als die ihrer Schüler gewesen. Wie es aber mit dem christlichen Sinne des Vfs. vereinbar sey, diesem Institute ohne allen Beweis Verleugnung des Evangeliums so wiederholt Schuld zu geben, ist schwer zu begreifen.

Nun folgen *Betrachtungen über die Zeitrechnung, die Geheimnisssucht und das Fortbestehen der F. M.* Letzteres wird allein der Eitelkeit und dem Egoismus der Menschen zugeschrieben. Wohl mag es seyn, dass Neugierde und Eitelkeit Vieles beytragen, der F. M. stets eine Menge neuer Glieder zuzuführen. Indessen würde sich ein solcher Verein, in so verschiedenen Ländern, unter so verschiedenen Zeitereignissen und bey immer fortschreitender Cultur, gewiss kein ganzes Jahrhundert erhalten haben, wenn nicht höhere Zwecke die besseren Menschen zum Beytritte anlockten. Wie viele andere Institute verschiedener Art sind nicht neben ihm aufgeblüht, und wieder verschwunden. Dieses allein hat sich noch bis auf diesen Augenblick erhalten; und auch gegenwärtig ist es noch nicht wahrscheinlich, dass sein Aufhören nahe wäre.

Über Symbole und Ritus der F. M. Etwas über Johannes, den Evangelisten, und Johannes, den Täufer. Von Letzterem sagt der Vf.: „Johannes war nicht das Licht! Warum behalten ihn denn die F. M. als ihren Schutzpatron, da er nicht selbst das Licht war? Warum bleibt die F. M. bey ihm stehen, da er seine Jünger selbst zu Christum hinwies?" Hätten aber die F. M. ihrem alten Schutzpatrone den Abschied gegeben, und sich Jesus Jünger genannt: so würde sie der Vf. gewiss einer noch grösseren Annäherung an den Jesuitismus beschuldigt haben.

Im Anfange des Capitels, *Zweck des Vfs.* überschrieben, vertheidigt er sich gegen den Vorwurf, den man ihm machen könnte, dass er die F. M. dem Staate verdächtig machen wolle. „Nein, sagt er, da sey Gott für! Ich würde ja dem Staate die grösste Lüge aufbinden, wenn ich ihm vorgaukeln wollte, die Vereine der deutschen F. M. würden oder könnten ihm gefährlich werden. Die deutschen F. M. haben, so lange sie bestehen, noch nie eine politische Tendenz gehabt! Es war daher wahrhaft lächerlich, wenn man hört, dass hie und da einige Minister solche Vermuthungen deutschen Fürsten ins Ohr raunten. Die F. M. der Deutschen hat sich nie in Staatshändel gemischt, noch kann und wird sie es!" Diese vollkommen wahre, durch die Geschichte erwiesene, Äusserung des Vfs. mag einerseits einen neuen Beweis geben, dass in der deutschen F. M. kein Geist des Jesuitismus herrscht; anderentheils mag sie die Brüder Maurer für so manches Gehässige entschädigen, was ihrem Institute zur Last gelegt wird. — Indem nun der Vf. in diesem Capitel seinen Zweck und seine Foderung an die Maurerey weitläuftig ausführt, zeigt er auch, wie die F. M. eine Verkündigerin des Evangeliums von Christo in der Nähe der Throne und unter dem Volke werden, und sich dadurch hohes Verdienst erwerben könnte. Hoffentlich wird sie diesen zwar wohlgemeinten, aber höchst gefährlichen Rath nicht befolgen. Sie bleibe ihrem Zweck getreu, die Gesinnungen, den Willen und den Charakter ihrer Jünger zu bessern, sie zu rechtlichen und tugendhaften Männern, zu treuen Beobachtern ihres Berufes, zu guten Hausvätern und Ehegatten zu bilden; sie begehre aber weder Lehrerin und Rathgeberin der

Throne, noch des Volkes, zu werden. Nur durch die guten Beyspiele, durch den moralischen Lebenswandel ihrer Zöglinge, folglich nicht redend, sondern schweigend, wirke sie auf ihre Umgebungen, und sie wird sich dann den Schutz der Throne und die Achtung der Kirche und des Volks versprechen dürfen.

Am Schlusse des Werkes untersucht der Vf. die Frage: Ob er dadurch, dass er es drucken liess, einen Eid gebrochen habe? Seine Antwort konnte kaum anders, als zu seinem Vortheile ausfallen, da er Partey, Sachwalter und Richter in einer Person ist. Was seine Brüder Freymaurer darüber urtheilen, steht dahin. Was uns betrifft, so können wir uns nicht überzeugen, dass das Buch der F. M. irgend einen Schaden bringen werde. Je mehr ihre Zwecke öffentlich bekannt und geprüft werden, um so mehr muss sie gewinnen, sobald sie rein, edel und der bürgerlichen Gesellschaft nützlich sind.

Übrigens sind dem Buche noch vier Beylagen zugegeben, welche der ersten Ausgabe fehlen. No. 1 ist aus den „unschuldigen Nachrichten" von 1702 abgedruckt, und enthält eine Relation eines Jesuiten über die Mittel, der katholischen Kirche auch wieder in evangelischen Landen neue Glieder zu gewinnen. Dass diese Ordensleute keine Mittel verschmähten, um zu ihren Zwecken zu gelangen, erhellt auch aus diesem Aufsätze, den der Vf. als Warnung gegen den wieder aufstehenden Orden hier glaubte beyfügen zu müssen. No. 2 enthält einen Brief eines ungenannten Geistlichen, der gegen die Brüder Freymaurer seines Orts gepredigt, von diesen deswegen beym Consistorio angeklagt, und von demselben zurecht gewiesen wurde. Unparteylichkeit wird man von einem Manne in dieser Lage nicht fodern, und sein Urtheil über F. M. kann daher nur von geringem Gewichte seyn. No. 3. Ein Logenschreiben eines Logenvorstandes an seine Brüder, das uns sehr wohlgefällt. Unser Vf. will daraus erweisen, dass man auch in den Logen anerkenne, was er von der Maurerey fodere. — So wirksam auch die genaue Befolgung der Regeln seyn würde, die der Verfasser des Briefes seinen Brüdern empfiehlt, um sich die Achtung der Gebildeten und Edeln der Nation immer mehr zu erwerben: so ist dieser doch nicht der Meinung unseres Vfs., dass die Maurerey eine Lehrerin und Verkündigerin des Evangeliums seyn, und sich folglich das anmassen soll, was den Lehrern und Dienern der Kirche vom Staate aufgetragen ist. Die Mitglieder ächter Maurerey sollen allerdings im Leben und Wandel zeigen, dass sie Christen, dass sie Jünger und Bekenner des Evangeliums sind; aber sie sollen nicht in das Gebiet der Kirche eingreifen, nicht Dogmatiker und Religionslehrer vorstellen wollen. Zwar hat unstreitig die F. M. mit der Kirche Einiges gemein; man kann sagen, dass sie an diese grenze. Sie will, wie diese, alle Menschen, besonders ihre Schüler, besser und gottähnlicher machen, und wünscht, dass diese durch ihr gutes Beyspiel auf Andere einwirken möchten. Aber deswegen sind die Logen bey Weitem noch keine Kirchen, und sollen und dürfen auch keine werden. Die F. M. begründet ihre Foderungen auf die Vernunft und auf die hohe Bestimmung des Menschen, wie solche aus der Vernunft, ohne Offenbarung, erkannt wird. Die Religion erleichtert hingegen dem Menschen das Streben nach Veredlung und möglichster Frömmigkeit durch Offenbarung und Glauben. Jede Kirche schliesst anders Glaubende und anders Überzeugte aus ihrer Gemeinschaft aus. Die Freymaurerey nimmt Alle, welche die Moral, die Christus gelehrt, für die Richtschnur ihres Lebens erkennen, Alle, welche ein höchstes, vollkommenes, heiliges Wesen, als Schöpfer und Regenten dieses Weltalls verehren, und an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, auf, und befiehlt ihren Jüngern, sich unter einander, unbeschadet ihrer verschiedenen Überzeugungen, als Brüder zu lieben. Man könnte sie daher die Erzieherin des Vernunftmenschen zum religiösen Menschen für alle christlichen Kirchen, durchaus aber nicht eine Predigerin des Evangeliums von Christo, nennen. Hätte der Vf. des Mac-Benac diesen Unterschied schärfer aufgefasst: so hätte er manche Widersprüche vermeiden können, und sein Buch würde von allen ächten Brüdern des Freyen-Maurer-Vereins, die nicht an der äusseren Form kleben, sondern in das Wesentliche ihrer Verbindung eingedrungen sind, mit Dank aufgenommen worden seyn. No. 4 ist ein Aufsatz aus der Zeitschrift „Geist der Zeit," IV Band: *Über das Verhältniss der geheimen Gesellschaften zur Kirche und zum Staat.* Hr. M. *Lindner* sagt selbst, dass der Vf. die Hauptideen seines Buches, auf die ihm eigenthümliche Art, zu den seinigen gemacht habe. No. 5 endlich ist ein weitläuftiger Nachtrag des Vfs., in dem er sich wegen des Vorwurfs zu rechtfertigen sucht, „als wolle er die Angelegenheit der Kirche zur Aufgabe der Freymaurerey, den Glauben an die christliche Versöhnungslehre zur Bedingung ihres wahren Seyns machen." Beide Aufsätze leiden keinen Auszug; beide sagen aber doch am Ende nichts Anderes, als dass die Freymaurer sich lediglich an diese christlichen Dogmen halten, und aus solchen alle Bewegungsgründe ihres Handelns und Wirkens schöpfen sollen. Wir glauben auch, dass die meisten Freymaurer, als solche, ihm in diesem Verlangen beystimmen; dass sie es wünschen, dass alle Brüder in diesem Glauben Beruhigung und Befestigung ihres Vertrauens auf eine unendlich gütige Gottheit finden, und dadurch neue Kraft zur Übung der Tugend und Besserung des Willens und des Gemüths erlangen möchten. Allein die Freymaurerey würde ihr ganzes Wesen verleugnen, wenn sie denjenigen, die sich die Überzeugung des dogmatischen Theils der christlichen Lehre nicht zu eigen machen konnten — ihre Thore verschliessen wollte. Sie wünscht es, darum empfiehlt sie das Studium der Bibel; allein ihre Grundsätze sind Liebe und Duldung; und sie würde dieselben verleugnen, wenn sie ihren Schülern gleichsam mit Gewalt eine Überzeu-

gung aufdringen wollte, die sich, wenn sie nicht ein leeres Nachbeten, sondern rechter Art seyn soll, jedes Individuum selbst erwerben muss. Auch scheint es gar nicht im Wesen ächter Freymaurerey zu liegen, Lehrerin ihrer Schüler zu werden; vielmehr will sie dieselben nur aufregen, sich aus dem grossen Buche der Natur zu belehren, und ihrer eigenen hohen Bestimmung nachzuforschen.

Der Vf. sagt in diesem letzten Aufsatze viel Gutes, das von jedem Freymaurer beherzigt zu werden verdient, und gewiss nicht ohne segensreiche Wirkung bleiben wird.

S. H.

Deutschland: *Darstellung der Verhältnisse der Freymaurerey zur Religion und zum Staate.* 1819. IV u. 51 S. 8. (6 gr.)

Diese kleine Schrift enthält viel Gutes, Zweckmässiges und Gedachtes über eine Gesellschaft, die so mannichfaltige Ansichten darbietet. „Der Staat, sagt der Vf. im Vorwort, gleicht einem Körper, die Religion einem Geiste. Jener sorgt für seine Erhaltung durch körperliche, diese für die Seele durch geistige Nahrung, und wo beide neben einander gedeihen sollen, muss noch ein drittes Wesen hinzukommen, welches mit jedem Etwas gemein hat, für beide zugängig ist, und daher als Bindungsmittel angesehen wird. Dieses Bindungsmittel scheint im Wesen der Freymaurerey zu liegen.

Diese Idee wird auf wenigen Blättern in einer deutlichen Sprache entwickelt, und weder Eingeweihte, noch Uneingeweihte, werden dem Vf. ihren Beyfall versagen können; da es nicht zu leugnen ist, dass die Freymaurerey nach ihren reinen Grundsätzen, und nach ihrer wahren Tendenz, ihre Schüler immer mehr zu moralischen Menschen und treuen Staatsbürgern auszubilden strebt, folglich als ein Institut zu achten ist, das allen Kirchen ebenso werth seyn sollte, als es den Staaten erwünscht seyn muss, in ihrer Mitte freywillig gestiftete Vereine zu wissen, die sich eidlich verpflichten, für Wahrheit, Sittlichkeit und Recht, und für die Erhaltung bestehender Staatsverfassungen zu kämpfen, und ihre Pflichten als Staatsbürger und Staatsdiener auf das treueste zu erfüllen. Möchten alle Freymaurer ihre Bestimmung nie aus den Augen verlieren, und durch unausgesetzte Erfüllung derselben ihrer Gesellschaft den Namen einer ehrwürdigen Verbindung immer mehr zu erwerben suchen!

S. H.

Deutschland: *Unparteyisches Urtheil über den Inhalt der beiden Tractätchen: Sarsena und Antisarsena,* in Beziehung auf die Freymaurerey. Von *Joh. Friedr. Meyer,* der Philos. u. Mathem. Beflissenem in Langensalza. 1819. 60 S. 8. (6 gr.)

Die Leser, welche in diesen Blättern eine Beurtheilung des, wie billig, bereits vergessenen Sarsena und Antisarsena, und zwar eine unparteyische, wie sie der Titel des Schriftchens ankündigt, oder gar eine gründliche, anzutreffen meinten, würden sich, sowie Rec., in ihrer Erwartung getäuscht finden. — Sarsena sollte nur als Aushängeschild prangen, um Leser oder Käufer anzulocken. Anstatt einer Beurtheilung dieser genannten Helden erhalten wir eine Schmähschrift auf die gesammte F. M. und ihre Anhänger. Die alte Matrone, nach welcher der Schleuderer die Kiesel wirft, muss wieder alle die abgedroschenen, verbrauchten Vorwürfe anhören, die ihr schon so oft gemacht worden, und welche unparteyische Schriftsteller ebenso oft gründlich widerlegt haben; sie muss diese Vorwürfe von einem *der Philosophie Beflissenen* hören, der wohl nie ihren Schleyer gesehen, noch weniger ihn jemals gelüstet hat. Der Vf. glaubt im ganzen Ernste, durch Hülfe des vollkommenen Baumeisters Sarsena in ihr Heiligthum eingedrungen zu seyn, und ihr ganzes Wesen und Wirken erforscht zu haben. Er ist recht böse darüber, dass sie vor ihm Etwas habe verbergen wollen, vor ihm, der dennoch ihr Verborgenstes ausgespürt, und alle ihre Geheimnisse entziffert habe. Ohne nur zu ahnen, was die alte Dame unter dem Worte Geheimniss versteht, versichert er, dass bey ihr Alles nur darauf hinauslaufe, viele Receptionsgelder zu erhaschen, um solche verschmausen zu können, und erzählt uns endlich drey lustige Schwänke vom Herzog *Montaigu*, Oberkämmerer Königs Georg II (ohne Zweifel aus irgend einem Vade-Mecum abgeschrieben), um, wie er sehr naiv gesteht, die Leser für die Langeweile, die ihnen seine vorhergegangenen Erörterungen gemacht, schadlos zu halten.

Dem Büchlein hat kein Verleger zu Gevatter gestanden; wer also alle diese schönen Sachen ausführlicher lesen will, wird sie bey dem Vf. selbst zu Langensalza für 6 Groschen kaufen müssen.

S. H.

KATECHETIK.

Hamburg, b. Vollmer: *Religionsbuch für den fortgesetzten Schul- und Confirmanden-Unterricht,* der gebildeten Jugend, besonders höheren Schulen und Gymnasien bestimmt, von *Friedr. Wilh. Wolfrath,* Dr. der Theologie u. Philos., Consistorialrath u. Superintendent in Rinteln. 1811. 226 S. 8. (16 gr.)

Dieses Buch empfiehlt sich durch Ordnung, Bestimmtheit, Klarheit und Fasslichkeit, und kann als ein vollständiger Unterricht für die gebildete Jugend auf Schulen und Gymnasien angesehen und gebraucht werden, wo nämlich, wie diess oft der Fall, der erste Grund in der Religion noch nicht gehörig gelegt ist. Manche Artikel sind aber zu kurz abgefertigt.

Da dem Vf., wenn er noch lebte, nach der Vorrede, jede gegründete Zurechtweisung und jeder Wink zur Vervollkommnung seines Buches willkommen seyn

würde: so tragen wir um so weniger Bedenken, über das Buch auch jetzo noch dasjenige, was uns das Nöthigste und Wichtigste scheint, zu bemerken. S. 4 wird gesagt, dass schon in den Seelen junger Kinder und ungebildeter Menschen der wirksame Trieb, recht und gut gesinnt zu seyn und zu handeln, vorhanden sey, wovon wir uns nicht überzeugen können. Dieser Trieb lässt sich nicht früher denken, als gewisse Vorstellungen von dem, was recht und gut ist, in der Seele des Kindes vorhanden sind. Er ist ein geistiger, kein sinnlicher Trieb, der erst mit der Entwickelung des Geistes erwachen, und sich regen kann, und weiter nichts, als eine mit inniger Billigung verbundene Erkenntniss des Rechts und des Guten, aus welcher erst Wünsche, Neigungen und Triebe hervorgehen, die also nicht anders angeboren seyn können, als die Wissbegierde, die Wahrheitsliebe u. s. w., die sich erst nach und nach mit einiger Bildung des Verstandes und der Vernunft zeigt und entwickelt, obgleich die Fähigkeit dazu angeboren ist. Die Religion ist nach der Erklärung des Vfs. S. 5. 6 eine Anleitung zur näheren Erkenntniss und würdigen Verehrung Gottes, und er setzt in der Note hinzu: Das Wort Religion wird nicht von Allen in einerley Sinne gebraucht; Einige bezeichnen damit die Religionslehre, Andere die religiöse Gesinnung (er wollte wohl sagen: das Wort Religion werde bald als Religionslehre, bald als religiöse Gesinnung gebraucht; denn in beiden Bedeutungen wird das Wort von Allen, die es nur verstehen, genommen). Der Vf. scheint hier Religionslehre mit Anleitung zur Religionskenntniss zu verwechseln, welches nicht Einerley ist. Die Natur giebt uns Anleitung zur Erkenntniss Gottes, aber sie ist die Lehre von Gott nicht selbst. Diese wird erst aus der Natur geschöpft, gesammelt und verbunden. Die Natur ist also die veranlassende, die Lehre die wirkende Ursache. Überhaupt wäre es besser, wenn der Ausdruck Religion seiner classischen und ursprünglichen (etymologischen) Bedeutung nach genommen würde, da er immer religiöse Gesinnung bezeichnet, nicht religiöses Mittel; und die Religionslehre muss ja auch der Natur nach die religiöse Gesinnung, oder die subjective Religion die objective voraussetzen, weil sich ohne Subject kein Object denken lässt. Die Offenbarung erklärt der Vf. sehr richtig für eine mittelbare Offenbarung Gottes, und will dadurch das Wunderbare bey derselben umgehen; gleichwohl aber nimmt er doch Wunder an. Und ist Ein Wunder möglich: so ist es auch das andere, und um consequent zu seyn, muss man entweder die Offenbarung für ein Wunder ausgeben, oder von keinem Wunder reden: denn jene wird Gott ebenso wohl auf eine besondere Art zugeschrieben, als dieses. Die Allweisheit Gottes leitet der Vf. aus dem Verstande Gottes her. Allein nach seiner Erklärung ist die Weisheit Gottes die Wahl des Besten. Kann man aber dem Verstande eine Wahl zuschreiben? Einsehen und erkennen kann der Verstand wohl, was gut und das Beste ist, aber nicht wählen.

Warum verbindet der Vf. die Heiligkeit Gottes mit der Güte, und nicht vielmehr mit der Gerechtigkeit? Bey der Einheit Gottes sagt er, sie bleibe fest stehen, ungeachtet uns Jesus zur Verehrung Gottes als Vater (Vaters), Sohn (Sohnes) und Geist (Geistes) verpflichte, und sagt doch zur Erklärung darüber kein Wort.

Der Unterricht ist übrigens ganz vernunftmässig, und wir haben kein theologisches Geheimniss darin gefunden; der Vf. erklärt entweder die bildlichen biblischen Ausdrücke, oder er lässt sie ohne Erklärung stehen. So redet er von einer Himmelfahrt und von einem Sitzen Jesu zur Rechten Gottes. Die Sittenlehre ist besonders gut und ausführlich abgehandelt worden. Nur erinnern wir, dass er von sittlicher Veredlung spricht, und von ihr ausgeht, ohne sie zu erklären, und nur was gut, böse, Pflicht, Tugend, Leichtsinn ist, zu erklären sucht. Bey diesen Erklärungen vermissen wir aber die Schärfe der Begriffe. Gut soll seyn jede Gesinnung und Handlung, welche Gott ähnlich ist. Hier kann man fragen, welche Gesinnung und Handlung ist denn Gott ähnlich? Doch setzt er hinzu: welche mit unserer Vernunft und mit unserem Gewissen übereinstimmt. Wenn man aber nun wieder fragen wollte: welche stimmt denn mit unserer Vernunft und mit unserem Gewissen überein? was wollte er darauf antworten? Das Bestreben, in guten Gesinnungen und Handlungen immer mehr zuzunehmen (auf Handlung als Gegengensatz der Gesinnung passt das Wort *zunehmen* nicht), nennt er Tugend. Macht aber dieses Bestreben die Tugend allein aus? Leichtsinn soll Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse seyn; aber Gleichgültigkeit ist ja nicht Leichtsinn. Die Erklärung von Unwissenheitsünde will uns nicht gefallen. Auch ist der Ausdruck: Pflichten gegen die Thiere fehlerhaft, denn sie haben keine Pflichten gegen uns; es sollte heissen: in Ansehung der Thiere. Eben so wenig sollte man von Pflichten gegen Gott, sondern nur in Beziehung auf Gott reden, doch *usus est tyrannus*.

Zu dem Lobenswerthen in dieser Schrift gehört noch, dass sie die irrigen Vorstellungen unvermerkt wegzuschieben, und ein sanftes Licht zu verbreiten sucht. Der ascetische Theil ist besonders lehrreich und erbaulich. Kurz, dieses Religionsbuch ist ein wohlgedachtes, aus Verstand und Herz geflossenes Werk, das dem nun verewigten Vf. alle Ehre macht.

e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) München, b. Fleischmann: *Die Stock-Jobbery und der Handel mit Staatspapieren*, nach dem jetzigen Zustand(e) politisch und juristisch betrachtet. 1820. 64 S. 8. (8 gr.)

2) Wien, b. Gerold: *Beleuchtung der in München erschienenen Schrift: Die Stock-Jobbery und der Handel mit Staatspapieren* u. s. w. 1821. 39 S. 8. in farb. Umschlag. (6 gr.)

3) Ebendaselbst: *Antwort auf: Die Stock-Jobbery und der Handel mit Staatspapieren* u. s. w., von von *J., Edlem von Wayna*. 1821. 65 S. 8. in farb. Umschlag. (10 gr.)

4) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Rechtliche Ansichten über den vielbesprochenen Handel mit Staatspapieren* u. s. w. Von Dr. *Ehrmann*, Advocaten zu Frankfurt a. M. 1820. (Erschien im Nov.) 62 S. gr. 8. (8 gr.)

5) München, b. Fleischmann: *Beweis, daß die Rothschilder Loose zu 100 fl. wahre Lotterie-Loose sind.* Mit zwey Berechnungen. 1820. 16 S. 16 Text in gr. 8. und ½ Bogen Rechn. in Fol. (3 gr.)

6) Ebendaselbst: *Das Rothschilder Lotterie-Anlehen von 20,800,000 Gulden, im Verhältnisse der Abnehmer der Loose zu den Unternehmern des Anlehens u. s. w.*, aus dem civilrechtlichen Gesichtspuncte gewürdigt. 1820. 66 S. gr. 8. (8 gr.)

7) Augsburg, ohne Angabe des Verlegers: *Flüchtige Betrachtungen über die Frage: Ob der Commissionär bey dem Obligationsgeschäfte für den Bezug haften müsse?* Von E. L. P. J. 1820. 18 S. gr. 8. (2 gr.)

8) München, b. Lentner: *Über die Einrichtung eines Creditvereins für das Königreich Baiern*; vorläufige Mittheilungen von *Ch.* Freyherrn *von Aretin*, Präsid. des kön. Appellationsgerichts für den Regenkreis. 1823. (Erschien im May d. J.) 62 S. 8. (8 gr.)

Sämmtliche acht Schriften sind vorzüglich für die Baierischen Gutsbesitzer, die reichen Capitalisten dieses Landes, und die selbstständige Beförderung eines Creditvereins für dieses Königreich, bestimmt. Dieser rein patriotische Zweck, die begüterten Einwohner Baierns gegen ausländische Staatsanlehen zu warnen, und sie vielmehr zu ermuntern, den Überfluss ihrer Baarschaft zu Beförderung gemeinnütziger vaterländischer Institute anzuwenden, ist gewiss ebenso lobenswerth, als die Versuche, welche sowohl von der Bairischen Regierung, als von den versammelten Ständen, bisher gemacht worden sind, Institutionen zu entwerfen, um durch diese das öffentliche und Privat-Eigenthum in diesem Königreiche möglichst zu sichern und zu consolidiren. Dahin gehört auch die, in den neuesten Zeiten bekanntermaßen in Baiern oft besprochene, Einrichtung der Bank, die aber mit der Tendenz dieser Schriften nicht genau verbunden ist.

Mehrere dieser kleinen Schriften, die dem Handel in auswärtigen Staatspapieren entgegenzuwirken beabsichtigen, enthalten manche treffliche Winke und scharfsinnige Bemerkungen ihrer Vff., die, einige Abschweifungen und Einseitigkeiten abgerechnet, sich als Sachkenner beurkunden, ob sie gleich hie und da ihre Leser durch eine gefällige Darstellung auch für weniger Gehaltvolles zu gewinnen suchen.

No. 1 stellt manches grelle Bild über den Mangel der Rechtsverhältnisse auf, in welchem sich die Völker unserer Zeiten, in Hinsicht des Handels mit Staatspapieren, besonders Baiern, befinden sollen, indem die jetzigen Staatsschuldverschreibungen nicht, wie ehemals die Wiener Stadtbank-Obligationen, den Namen des Gläubigers enthielten, der, vermöge seines Eigenthumsrechts an derselben, solche, wie jedes andere gerichtliche Schuldbekenntniss, einem Dritten überlassen könne, sondern erstere ohne letztere Förmlichkeit von Hand zu Hand, gleichsam wie eine *Waare im Handel*, nach dem steigenden und fallenden Preise überginge, wovon der Kaufpreis in den ausgestellt werdenden Courszetteln über Staatspapiere, wie in den *Schrannenzetteln* notirt würde. Der ungenannte Vf. scheint keinen klaren Begriff von dem Unterschiede der Bankobligationen und den reinen Staatspapieren oder Staatsobligationen neuer Zeiten zu haben; wenigstens entwickelt sich dieser Begriff weder aus dem Motiv seiner namentlich geschriebenen Personalfoderung, noch aus dem Vergleiche der Preiscourante über Staatspapiere mit den sogenannten *Schrannenzetteln*, welche die Marktmeister in Mün-

chen über die wöchentlichen Korn- und Getreide-Preise austheilen. Überdiess ist dieser Vergleich, nach unserem Ermessen, niederer Art, zumal da der Handel mit Staatseffecten nirgends an irgend einer europäischen Börse mit dem Geschäfte des Getreidehandels im Kleinen verglichen wird. Doch diess bey Seite gesetzt, enthält diese Schrift manchen trefflichen Wink, wodurch die pragmatische Ansicht für Bajern begründet wird; nur weiss der Vf. sich nicht in den Handel mit Staatspapieren, aus richtigen Principien hergeleitet, zu finden. Diess geht aus mehreren Stellen seiner Schrift, besonders S. 6 ff. hervor, die wir der Kürze wegen nicht ausheben dürfen. Auch ist der, auf dem Titel und S. 15 u. a. O. m. gebrauchte Ausdruck: *Stock-Jobbery* (Windhandel, Actienspiel) unrichtig gewählt, wenigstens auf den directen Handel mit Staatspapieren unzweckmässig angewendet. Überall sieht man aus dieser Schrift, dass der Vf., ob er gleich ausgebreitete literarische Kenntnisse und viele Belesenheit besitzt, kein praktischer Handelsmann auf der Börse ist; er würde sonst den directen Ein- und Verkauf der Staatseffecten mit dem Windhandel oder Actienspiel in Staatspapieren, nicht so auffallend verwechselt haben. Und doch scheint er an mehreren Orten den *wirklichen Actienhandel* von dem des *Scheinkaufhandels* oder des *Actienspiels* nicht nur zu trennen, sondern auch genau zu unterscheiden; nur die Differenz von beiden durch eine richtige Theorie hat er nicht deutlich gemacht. Diese würde S. 21 am rechten Orte angebracht seyn, wo der Vf. die englische *Stock-Jobbery* durch die daselbst angeführten Autoritäten gesetzlich beschränkt. Er vergisst aber, zu bemerken, dass die Gesetze nicht den *reellen Actienhandel* (*Stocks-Trade*), wo Staatspapiere gegen baaren, oder dessen stellvertretenden Werth direct umgesetzt werden, sondern den *Scheinhandel* oder das *Actienspiel* (*Stocks-Jobbing*), streng verbieten. Letzter besteht bekanntlich darin: einen *Scheinhandel* mit Staatspapieren auf eine gewisse Zeit zu verabreden, gleichsam eine *Wette* einzugehen, und damit eine Prämie zu verbinden, dass nach Ablauf der bestimmten Frist diese oder jene Staatsobligationen u. s. w. einen erhöhten oder verminderten Cours, als an dem Tage, da dieser *Windhandel* abgeschlossen wurde, erreicht haben würden, ohne irgend das mindeste Papier alsdann abzuliefern und anzunehmen, sondern bloss den Unterschied des Courses zur Verfallzeit zu berechnen, und zum Nachtheil der einen oder anderen dieser handelnden Personen baar zu erstatten. Gerade dieses Actienspiel verbieten nicht nur die englischen Gesetze, sondern auch die der vorzüglichsten Staaten von Europa, wofür wir eine Menge Beweisstellen anführen könnten. Wenn aber S. 23 ff. behauptet wird: „Ist ein Vertrag über *Lieferung* von Staatspapieren *auf Zeit* an sich ein *Spiel* oder eine *Wette*: so behält das Actienspiel diese Eigenschaft; — gleichviel, ob das Spiel, oder die Wette, in der Form eines Handlungsgeschäfts oder eines Lieferungscontracts erscheint:" — so geht der Vf. von einem irrigen Grundsatze aus; er verwechselt effectiven Handel mit Staatspapieren auf Zeit mit der wirklichen Stock-Jobbery. Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, dass Actienhandel auf Zeit, zumal in kritischen Verhältnissen der Staatspolitik, manchen Speculanten in Staatseffecten, nach Ablauf der verabredeten Frist, in die bedrängteste Lage bringt, indem er seine abzuliefernde Waare (Staatsobligationen u. s. w.) oft mit dem bedeutendsten Schaden dem Käufer einreichen muss? Kommen diese Fälle nicht monatlich auf den Handlungsbörsen in London, Amsterdam, Paris, Hamburg, Frankfurt a. M., Berlin, Wien und anderwärts vor? — Und sind diese Vorfälle der praktischen Handelswelt deswegen *Stock-Jobbings*? — Die Prüfung der Gründe, welche S. 45—60 angeführt werden, um die Verbindlichkeit solcher Handelsverträge mit Staatspapieren zu beseitigen, sind, nach unserem Ermessen, ebenso schwankend, als die S. 61 ff. vorgetragenen Folgesätze des europäischen Handels-Gesetzcodex nach den jetzigen Verhältnissen des Effectenhandels ganz unzulänglich sind. — Die *Beylage* S. 63 ff., welche einen Auszug der Sentenz des Kön. Baier. Wechselgerichts zu Augsburg vom 14 Febr. 1817, in Betreff einer Klage über Coursdifferenz an Baierschen Lotterie-Loosen-Anlehen darstellt, lassen wir auf sich beruhen, indem die Gründe der *Stocks-Trade* auf Zeit keineswegs nachtheilig sind, vielweniger diesen Handel völlig erschöpfen.

No. 2 und 3 enthalten treffliche Beantwortungen und Beleuchtungen der in No. 1 vorkommenden Anschuldigungen, womit ansehnliche Banquierhäuser dem Publicum gleichsam preisgegeben werden. Die Beleuchtung jener Schrift ist vom Vf. mit Ruhe und tiefer Einsicht angestellt, und die Gründe, welche das Ganze theoretisch-praktisch auseinandersetzen, sind allenthalben mit Schonung gegen die, oft absichtlich in den Vortrag von No. 1 verwebten, Irrthümer angebracht. Davon zeugt selbst die Schlussbemerkung S. 39, die dem Talente des Vfs. der *Stock-Jobbery* in der Darstellung Gerechtigkeit widerfahren lässt, nur die Beseitigung des *wahren Rechts* bedauert. — Der Vf. von No. 3 beantwortet die Einwürfe von No. 1, nach der Natur des Handels, aus dem Gesichtspuncte des Rechts. Daher wird die gesetzliche Grenzlinie zwischen dem *Real-* und *Wind-Handel* mit Staatspapieren sehr scharf gezogen, und die Anwendung der Gesetze und des Rechts auf beide Fälle so anschaulich gemacht, dass Jeder, der nur einige hieher gehörige Kenntnisse besitzt, dem Hn. *v. W.* völlig beytreten wird.

No. 4 behandelt diesen Gegenstand ebenfalls juridisch streng, und gründet seine Ansichten über den Handel mit Staatspapieren auf verschiedene Stellen des römischen Rechts, durch deren Auseinandersetzung die Schrift No. 1 völlig widerlegt wird. Auch Hr. *E.* zieht, wie Hr. *v. W.*, die genaue Grenze zwischen dem Realhandel mit Staatseffecten auf Zeit, und dem wahren Scheinhandel oder der eigentlichen Stock-Jobbery. Jeder von beiden wird auf die gesetzliche Ordnung zurückgeführt, wobey die österrei-

chischen und preussischen Gesetze auf die nämlichen S. 46—58 angewendet werden. Hr. *E.* hat durch diese kleine, aber gehaltvolle, Schrift die rechtliche Beurtheilung des Handels mit Staatspapieren auf ihren wahren Standpunct erhoben. Von diesem kann man nunmehr den Realhandel auf Zeit von dem der Stock-Jobbery juristisch entscheiden. (Fast aus dem nämlichen Gesichtspuncte, wie Hr. *v. W.* und Hr. *E.*, hat der Ritter *v. Spekner* in einer kürzlich zu München bey Lindauer erschienenen kleinen Schrift: „Über das Recht der Verkaufs-Selbsthülfe, oder das Differenzwesen im Verkehre mit Staatspapieren, als Exegese zu *L. I. §. 5. De periculo et commodo rei venditae* [eigentlich *Digest. Lib. XVIII. Tit. VI.* §. 5., ed. *Gothofr.* Franc. a. M., 1688. gr. 4. Col. 525]" den Handel mit Staatspapieren aus dem Gesichtspuncte der abgehandelten Stelle des römischen Rechts beurtheilt, deren Gründe erwogen zu werden verdienen.)

No. 5 und 6 sind gleichsam das Echo von No. 1. Beider Bestreben ist ganz dahin gerichtet, das Unternehmen des Hauses Rothschild, die österreichischen Staatsanlehen betreffend, aus einem gehässigen Gesichtspuncte zu betrachten, ohne neue Gründe ihres Musters No. 1 beyzubringen.

No. 7 verbreitet sich im Allgemeinen über den Erfolg eines Mandatars in kaufmännischen Verhältnissen, wo dieser als Commissionär für Rechnung eines Dritten handelt. Ungeachtet der Vf. sich bloss als Kaufmann, nicht als Rechtsgelehrten darstellt, so beurtheilt er die aufgestellte Frage: Ob der Commissionär bey dem Handel mit Staatspapieren für den Bezug (Einkauf) derselben haften müsse, ganz richtig nach den überall bestehenden Handelsgebräuchen, ohne seine Meinung durch allgemeine oder besondere Gesetze verschiedener Völker und Zeiten zu begründen. Den Mandatsvertrag hat derselbe überall im Auge, und zeigt nach richtigen Grundsätzen, dass der Beauftragte zu irgend einem Geschäfte keine andere Verbindlichkeit, dafür selbst einzustehen, habe, als in dem Falle, wo der Mandatar, gegen den Genuss verabredeter besonderer Producte, sich als *Selbstschuldner (del Credere)* darstellte. Das Ganze dieser kleinen Schrift ist mit vieler Umsicht und gründlich durchgeführt.

No. 8 bezweckt den in Baiern, nach dem Muster der in Preussen bereits bestehenden Creditanstalten, zu errichtenden Creditverein, wozu der bekannte gelehrte Vf. in dieser kleinen Schrift den Plan mittheilt, der sich jedoch nur als vorläufige Mittheilung ankündigt, ohne sich über einzelne Theile desselben ausführlich zu verbreiten. Der Inhalt dieser Schrift beschränkt sich auf folgende 8 Überschriften: 1) Veranlassung des Creditwesens (den aus der Einführung des Hypothekengesetzes entstehenden nachtheiligen Folgen für die Gutsbesitzer dadurch vorzubeugen). 2) Von den Zwischenzinsen. 3) Haupterfordernisse des Creditvereins. 4) Vortheile und Verpflichtungen der Schuldner. 5) Gewinn der Gläubiger und Capitalisten. 6) Geschäftsführung (wobey auf landwirthschaftliche Zeitschrift der Hnn. *G. v. Ar* und *M. Schönleutner* verwiesen wird). 7) Widerlegung der Einwendungen (die man gegen den Baierschen Creditverein erhoben, und demselben, o allen Grund, einen politischen Zweck unterge hat). 8) Vortheile des Creditvereins für den S und die Privaten. Die angehängten Beylagen ent ten merkwürdige Gegenstände, die wir aus Man an Raum nicht ausheben dürfen. Überhaupt ist d kleine Schrift, die dem patriotischen Vf. wahre E macht, von hohem Interesse, und verdient im und Auslande genau erwogen und beherzigt werden.

B. G. H—s.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Weigel: *De agro Trojano, in carminibus Homericis descripto.* Comment. geogr. c auctore *Frid. Aug. G. Spohn*, Phil. D. AA. Ricardi Porsoni Adversariorum corollarium. 18 56 S. gr. 8. (4 gr.)

Die in der Jen. A. L. Z. unlängst (No. 161 — beurtheilten *Ideen über Homer und sein Zeitalter*, v *Schubarth*, erinnern an obige, in jener Recens mehrmals widerlegte Schrift, deren Anzeige du Zufall verspätet worden ist. Die Schrift zeichnet s dadurch aus, dass sie bey einem schon oft behand ten Gegenstande den gewöhnlichen Weg der Behandlung verlässt. Denn bisher hatten sich Gelehrte v schiedener Nationen nur damit beschäftigt, die Übereinstimmung der gegenwärtigen örtlichen Beschaff heit Trojas mit den in den Homerischen Gesäng sich findenden Angaben entweder bejahend oder v neinend darzuthun. Diese und ähnliche Unter chungen überging Hr. Prof. *Spohn*, als unzweckm ssig, mit Stillschweigen, und versuchte dagegen nen neuen, bisher noch unbetretenen Pfad. Er ste nämlich die einzelnen Züge, welche in den Home schen Gesängen von der Ebene Trojas enthalten si in ein möglichst vollständiges Bild zusammen, welc jenen Sängern, ihrer Beschreibung zufolge, vor schwebt haben musste, und untersuchte nun, ob d selbe auch mit sich selbst in allen einzelnen Thei übereinstimmte, oder ob sich schon hier gegründ Widersprüche entdecken liessen. Unstreitig fü diese Art von Untersuchungen einzig auf sichere R sultate, besonders wenn sie vorurtheilsfrey und so gestellt werden, dass man in dem Dichter keinen Chr nikenschreiber sucht. Dass übrigens Hr. *Sp.* seine Cit nicht, wie manche Geographen pflegen, aus *Seberi ind* oder *Damms Lex.* geschöpft, sondern selbst Alles z Sache Gehörige mit lobenswerthem Fleisse aus den D dichten gesammelt hat, liess sich bey einer solchen U tersuchung nicht nur voraussetzen, sondern bewäh sich uns vorzüglich nach angestellter Vergleichun

Der Vf. behandelt die fraglichen Gegenstän

einzeln in folgender Ordnung: Τροίη. Ἴλιος. Πέργαμον. Ἴδη. Ποταμοί. Πεδίον. Φηγός. Ἐρινεός. Σκοπιή. Πριάμου αὐλαί. Βατίεια. Ἴλου σῆμα. Τύμβος Αἰσυήταο. Θρωσμὸς πεδίοιο. Τεῖχος Ἡρακλῆος. Καλλικολώνη. Θύμβρη. In dem Texte steht die gedrängte, streng nach Homeros dargestellte Beschreibung, und in den untergesetzten Noten finden sich die Belege dazu, nebst anderweitigen dahin gehörigen Bemerkungen, z. B. über ἡ Ἴλιος und Ἴλιον αἰπὺ Il. O, 71. (der alte Streit der Grammatiker scheint jetzt nun wenigstens geschlichtet werden zu können. *Heyne ad Hom. Il.* T. VII p. 21 zerhieb den Gordischen Knoten, indem er nach seiner Gewohnheit diesen Vers für das eingeschobene Werk eines ungelehrten Rhapsoden erklärte), und nur in wenigen Stellen Τροίη, dass bey Homeros πόλις πτολίεθρον, ἄστυ stets mit dem Genitiv des Königs oder Volkes oder des Stadtnamens selbst (man vgl. auch *Brunck ad Apoll. Rhod.* IV, 269), niemals mit dem Genitiv des Landes, verbunden wird. Bey Σκαιαὶ πύλαι verweist uns der Vf. auf eine künftige Untersuchung. S. 14 bemerkt er, dass *Phalacra* (*Phalarce* ist Druckfehler, wie S. 20 *Simocentem* statt *Simoentem*, S. 34 Z. 6 v. u. *fiat* statt *fit*, ebendas. Z. 19 *unae* statt *urna*, S. 11 Not. *) Ω, 354 statt 355, so wie einige andere Zahlen; S. 25 Z. 14 *Pylaemenes etc.* vermuthen wir einen grösseren, Sinn entstellenden Druckfehler) bey Homeros nicht erwähnt wird, und S. 18, dass unter dem blossen πεδίον an mehreren Orten nicht Τρωϊκόν, sondern Σκαμάνδριον, zu verstehen sey, und dass man, ohne gegen den Homerischen Sprachgebrauch zu verstossen, Il. X, 145 ἐρινεὸν ἠνεμόεντα weder für einen einzelnen Baum, noch mit Strabo XIII p. 598 C., *Choiseul* und *J. H. Voss*, für einen Hügel annehmen könne, und dass die Stelle als *inconcinn* betrachtet werden müsse. S. 20 wird die wahre Lage des θρωσμὸς πεδίοιο genauer bestimmt, als bisher geschehen ist.

Hierauf wendet sich der Vf. zu den vorgeblichen Widersprüchen in den Angaben der Homerischen Sänger von den einzelnen Theilen der Ebene Trojas, nachdem er einige ähnliche, wie *Wolf* in Il. N, 658 und E, 576 — 579, vgl. B, 821 und N, 643 — 661, bemerkte, vorausgeschickt hat, besonders über solche Stellen, wo andere Heerführer, als im *Catalogus*, genannt werden, z. B. Schedius und Meges, über die Schönheit des Telamonier Aias und des Nireus, über des Diomedes Waffen und Wunde. Bemerkenswerth macht der Vf., dass der Strom Σκάμανδρος erst von Rhaps. Z an als gross und reissend dargestellt wird, und dass sich Σκοπιή nur Il. X, 145 finde. Der öfteren Beschreibung der Stadt Troja, als erhaben liegend, widerspreche Il. Y, 216 ff., und der Lage des Palastes des Priamos und seiner Söhne Il. Ω, 700 vgl. Z, 243 — 250. Ebenso wenig lasse sich Il. X, 437 — 446 auf eine genügende Art erklären, wenn man die Entfernung des skäischen Thores gehörig berücksichtige. Noch auffallender sey der Unterschied, mit welchem die Entfernung der *Buche* (Φ, 547 — 565, vgl. Il. Z, 237. I, 354. Λ, 170) und des *Feigenbaumes* (Z, 433. X, 156 ff., vgl. Λ, 166 ff.) von der Stadt angegeben werde. Das *Grabmal des Ilos* scheine Ω, 349. 351 an den Skamandros versetzt, Λ, 371 aber in grösserer Entfernung; vgl. Θ, 490 f. K, 415. Die Beschaffenheit des Bodens am Skamandros Il. Λ, 486. Ψ, 15. 855 (auf Φ, 202. K, 466. Φ, 18 möchten wir weniger Gewicht legen) vgl. B, 467 sey auch nicht von Widersprüchen frey. Gleich unvereinbar scheinende Angaben findet er in der Erzählung von den Spielen, welche Achilles, dem gefallenen Freunde Patroklos zu Ehren, veranstaltete, worüber der Vf. S. 31 ff. spricht. Zuletzt werden noch einige Widersprüche in dem für des Aias Schiffe bezeichneten Standorte und in dem gemeinsamen Grabmale des Patroklos und Achilles aufgedeckt. Jedoch über Alles diess wird von jenem Kritiker in der Jen. A. L. Z. weitläuftiger geurtheilt; uns genügt, das Publicum auf diese Schrift aufmerksam zu machen, welcher, nach des Vfs. Versprechen, eine andere über einige Gegenstände in der *Odyssee*, und dann eine vollständige *Mythische Geographie der Hellenen* nachfolgen wird, die jedoch erst die gehörige Reife erlangen soll. Die ganze Schrift ist übrigens von dem Vf. seinem würdigen Lehrer, dem Hn. Prof. *Lobeck*, bey seinem Abgange von Wittenberg nach Königsberg, als *Propempticon* zugeeignet, und von dem Verleger, was man schwerlich erwartet, als ein Anhang dem Leipziger Abdrucke von *Ricardi Porsoni Adversariis* beygefügt worden, von welchen in unserer A. L. Z. 1814. No. 98 die Originalausgabe angezeigt worden ist. Der Druck ist sehr incorrect und vernachlässigt.

C. C.

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Einzig aufrichtige Anweisung zum Destilliren aller möglichen Breslauer, Danziger und anderer Liköre, Rosolis und Aquavite, in 211 Recepten*, mit deutlicher Erklärung jeder Verfahrungsart und der Zucker- und Farben-Bereitung, nebst einem Anhange für Branntweinbrenner; von einem 16 Jahre prakticirenden Breslauer Destillateur *G. B. K.* Sechste, wohlfeilere und verbesserte Auflage. Mit einem Kupfer. 1815. 176 S. 8. (21 gr.)

Wir wünschen dem brauchbaren Buche auch in der neuen Auflage den verdienten Absatz. Es ist durch neuere chemische Schriften über diesen Gegenstand noch nicht entbehrlich geworden.

M. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

DARMSTADT, b. Leske: *Monatsschrift für Predigerwissenschaften.* Herausgegeben von *Ernst Zimmermann*, Dr. d. Theol. u. Hofprediger. Bd. 3. St. 1 — 6. Jul. — Dec. 1822. 727 S. 4ten Bandes 1 — 6tes St. Jan. — Jun. 1823. S. 1 — 724. Herausgegeben von Dr. *E. Z.* in Darmstadt und Dr. *Aug. Ludw. Christian Heydenreich*, Kirchenrath und Professor in Herborn. 1823. 8. (Jeder Band 2 Rthlr. Sächs. oder 3 fl. 36 kr.)

[Vgl. Erg. Bl. der Jen. A. L. Z. 1822. No. 91 u. 92.]

Erstes Stück. *Über das Vorherwissen und die Vorhersagungen Jesu von seinem letzten Schicksale und den damit zusammenhängenden Erfolgen.* Von Dr. *Aug. Ludw. Chr. Heydenreich*, Kirchenr. und Prof. der Theol. zu Herborn. S. 1 — 52. Als *erste* Fortsetzung dieser Abhandlung ist der im *dritten* Stücke enthaltene Aufsatz desselben Vfs.: *Übersicht und Prüfung der Einwürfe wider die Behauptung, dass Jesus sein letztes Schicksal nach allen seinen Theilen bestimmt und entscheidend vorhergesehen und vorhergesagt habe*, S. 225 — 281, zu betrachten. Rec. hat sich schon bey einer anderen Gelegenheit wider die Zweckmäſsigkeit der Aufnahme solcher ausführlicher Abhandlungen und die Vertheilung derselben durch mehrere Monatsstücke in periodischen Blättern erklärt. Selten, daſs eine solche Monatsschrift anders, als in wissenschaftlichen Lesegesellschaften gehalten, und folglich zerstückelt und in vierteljährigen und längeren Zwischenräumen gelesen wird. Die Inconvenienzen springen also in die Augen: abgesehen davon, daſs gelehrte und gründliche Abhandlungen, die Jeder, dem es nicht bloſs um Zeitvertreib, sondern um Fortbildung in seinem Fache zu thun ist, gern wiederholt lieſt, prüft, nach ihren einzelnen Theilen unter sich und mit anderen Werken verwandten Inhalts vergleicht, überall besser, als für sich bestehende Werke, wie als zerstreute Aufsätze in periodischen Schriften, sich ausnehmen und zum Zwecke führen. Dem Vf. obiger Abhandlungen ist Rec. übrigens das Zeugniſs schuldig, daſs, wenn er auch über seinen Gegenstand nichts Neues vorgebracht hat, er doch das, was früher darüber geschrieben worden ist, mit Auswahl gelesen, die Gründe für und wider das Vorher*sehen* (ahnen, mit höchster Wahrscheinlichkeit vermuthen: welches nur sorgfältiger von dem Vorher*wissen* hätte unterschieden werden sollen) mit Unparteylichkeit und Umsicht dargestellt, und das Ganze, so weit sich die Abhandlung, die noch nicht vollendet ist, jetzt schon beurtheilen läſst, mit derjenigen Klarheit, Ordnung und Ausführlichkeit vorgetragen hat, welche, um von jungen Theologen gern und mit Nutzen gelesen zu werden, erforderlich ist. Ausarbeitungen dieser Art enthalten jetzt ein gutes Wort zur rechten Zeit; jetzt, da es mit zu den Eigenheiten des Zeitalters gehört, daſs von den Laien in der Wissenschaft, wie von Eingeweihten, Einwürfe und Zweifel gegen manche der wichtigsten Gegenstände der biblischen Theologie erhoben werden, die zwar zum Theil längst entkräftet und widerlegt sind, aber gleichwohl, weil sie in neuem Gewande erscheinen, und von neu scheinenden Gründen unterstützt werden, auf den Beyfall der jungen Lesewelt rechnen dürfen, und in manchem Kopfe Verwirrung und Untergrabung des Glaubens veranlassen können. — *Über die Stelle Matth.* 27, 47. *Eine exegetisch-psychologische Untersuchung*, von *Ernst Imman. Wickenhöfer*, Pf. zu Büttelborn und Diak. zu Groſsgeran. S. 53 — 65. Ungefähr von demselben Gehalte, wie die vorigen Abhandlungen; lesbar und belehrend für Anfänger; aber ohne neue Ansichten oder Aufschlüsse. Kurz und bündig zeigt der Vf., daſs in dem angefochtenen Ausrufe J. Chr. am Kreuze keine seinen Charakter entehrende Klage, kein Miſstrauen gegen Gott, und keine übertriebenen Erwartungen einer wundervollen Hülfe von oben — sondern nur der Beweis, daſs er bis zum Tode *menschlich* gefühlt habe, enthalten sey. Gemilderter lautet schon der Ausruf, wenn man, wie Dr. *Stolz* u. A., das betreffende Zeitwort nicht in dem *temp. praeterito*, sondern, wie es der Grundtext allerdings gestattet, in dem *temp. praes.* nimmt. — Von *praktischen Arbeiten* enthält dieses Stück: *Die Orgelweihe in der Stadtkirche zu Felsberg*, am 10 *Febr.* 1822, von Dr. *v. Gehren.* Auf den in der Einleitung bemerklich gemachten Umstand, daſs es nur mit Hülfe des Consistoriums in Cassel, und selbst der Landesherrschaft, möglich wurde, den Orgelbau, dem einzelne Ortsvorgesetzte durch Alles, „was Kirchenscheu, Kirchenver-

achtung und ein recht unkirchlicher Sinn vermochten," zu verhindern ſuchten, nach dreyjährigem Kampſe zu Stande zu bringen, mag ſich die, ſonſt nicht zu billigende, Wahl des Textes aus einem Apokryphen, 2 B. d. Makk. 14, 34 — 36, gründen. Übrigens erhellt aus dieſer Weihe einer neuen Orgel, durch welche die durch faſt 300jährige Benutzung unbrauchbar gewordene alte Orgel erſetzt wurde, daſs es ein Irrthum iſt, wenn man meint, in den evang. reformirten Kirchen würden überall (wie es nur hie und da in der Schweiz der Fall iſt) keine Orgeln geſpielt. — *Bey der Vorſtellung eines Schullehrers*, vom Pf. *F. Bergmann* zu Zwingenberg. Eine ſchöne, zweckmäſsige, für Lehrer, Schüler und deren Eltern gleich lehrreiche und ermunternde Rede, in welcher nur der Anfang des Gebetes: „*Aber* (?), Vater im Himmel, du *muſst* (!) zu allen Dingen, ſoll's (ſollen ſie) anders wohlgelingen, ſelbſt geben guten Rath und That" u. ſ. w., etwas Anſtoſsendes und der Natur des Gebetes nicht ganz Zuſagendes hat. Aus einer *Verordnung aus dem Groſsherzogthum Heſſen*, S. 108 f., ſieht man, daſs die Aufhebung der Fornicationsſtrafen Zweifel erregt hat, „als ob dadurch dem Einfluſſe des Geiſtlichen auf den religiöſen (nicht moraliſchen?) Zuſtand ſeiner Gemeinde die gröſsten Hinderniſſe in den Weg gelegt würden," — welchen Zweifeln denn dieſe Verordnung begegnen will. „Sie (die Prediger) *ſollen* und *dürfen* weder zu Concubinaten, noch zu Ehebruch und Blutſchande, geduldig ſchweigen" u. ſ. w. Rec. will es vorkommen, als ob die Quelle jener Zweifel, wenn ſie anders Statt finden, weniger bey den *Predigern*, als bey den *Gemeindegliedern* zu ſuchen ſey; und in dieſem Falle wird ſie durch eine ſolche Verordnung ſchwerlich verſtopft werden. Man erkläre z. B. kleine oder feine Diebſtähle, Betrügereyen u. ſ. w., für unſträflich, und ſehe zu, ob dadurch nicht auch den gröberen und gröſseren Vorſchub gethan, und den Predigern der Einfluſs auf den moraliſchen Zuſtand ihrer Gemeinden erſchwert werde. Iſt jeder auſsereheliche Beyſchlaf unmoraliſch: ſo hält es Rec., nach ſeiner individuellen Anſicht, für höchſt gefährlich, Verfügungen zu treffen, wodurch er in irgend einem Falle das Gewand der Unſträflichkeit, welche der groſse Haufe nie von Schuldloſigkeit zu unterſcheiden vermag, erhält. Zeit und Erfahrung wird ohne Zweifel die Augen über dieſen Punct öffnen. — *Zweytes Stück. Bemerkungen über die analytiſch-ſynthetiſche Predigtmethode*, vom Stadtpfarrer *Dietzſch* zu Öhringen. S. 113 — 141. Der Vf. ſchlieſst ſich denen an, welche *bibliſch* gepredigt wiſſen wollen; und er hat Recht, darauf zu dringen, zu einer Zeit, da die Studenten, Candidaten und jungen Predigergehülfen, die Kanzel ſo oft durch Reden entweihen; deren Thema und Inhalt ſie wohl aus Romanen, Schauſpielen, Reiſebeſchreibungen, aber nicht aus der heil. Schrift, entlehnt zu haben ſcheinen. Seine Bemerkungen gelten, wie er ſelbſt ſagt, nicht den Erfahrenen und Geübten unter ſeinen Amtsbrüdern, ſondern nur jungen, angehenden Geiſtlichen: und für dieſe ſind ſie gewiſs beherzigenswerth. Auch die Anleitung, die er ihnen zu Benutzung der Perikopen giebt, iſt belehrend für ſie. Oft haben ſich ſolche junge Leute, wie ſie ſelbſt geſtehen, ſchon im erſten, zweyten Jahre ihrer Dienſtzeit *ausgepredigt*: warum? weil ſie die Bibel nicht verſtehen, nicht benutzen, ſich nicht die Mühe geben oder die Geſchicklichkeit beſitzen, von dem unerſchöpflichen Schatze der anwendbarſten Lehren, Warnungen und Ermunterungen, welchen ſie für unſer und für jedes Zeitalter enthält, den rechten Gebrauch zu machen. Willkommen ſey ihnen eine Anleitung, wie die des braven *Dietzſch*. — *Iſt dem Klerus alle Schuld des religiöſen Verderbens beyzumeſſen?* (Dieſes könnte nur ein Halb- oder ganz Wahnſinniger behaupten, und bedurfte daher keiner Ablehnung.) *Oder haben auch Andere Schuld, ja noch viel gröſsere, als er?* (Die Antwort liegt ſchon in der Frage.) S. 142 — 152. Der ungenannte Vf. ſieht mit beiden Augen, das iſt gewiſs; was er aber der weltlichen Obrigkeit zu bedenken giebt, ſollte er lieber in einer anderen, als für *Prediger* beſtimmten, Zeitſchrift ſagen: dieſe leſen die obrigkeitlichen Perſonen nicht. Auch ſollte er mit der einen Hand nicht nehmen, was er mit der anderen giebt, wie er doch in ſeinem Eifer gegen „die rigoröſe *diſciplinam eccleſiaſticam* der alten Zeit" S. 150, und in ſeinem Vorſchlage eines, die Sonn- und Feſttags-Feyer betreffenden Mandates, S. 151, thut. Die *praktiſchen Arbeiten*: 1) *Rede am Grabe des Pfarrers Giller*, von *F. J. Kromm*, und 2) *Tauffeyer*, von *Lampert* — ſind erbaulich und ſachgemäſs: nur fehlt es den der Grabrede vorgeſetzten Reimen an allem poetiſchem Werthe. *Hundertjähriges Jubiläum der Brüderunität in Herrnhut*. S. 196 f. Dieſe am 17 Jun. 1822 begangene Feyer erſcheint in der hier gegebenen Beſchreibung derſelben ungemein anziehend und erbaulich. Der genannten Religionsgeſellſchaft den Charakter des *Evangeliſchen* abſprechen zu wollen, könnte wohl nur ein Nichtevangeliſcher oder unevangeliſch Geſinnter thun. Daſs es übrigens auch unter den Herrnhutern in Anſehung ihrer Denk- und Handlungs-Weiſe Ausnahmen von der Regel giebt, und daſs auch ihr Cult von anderen Eindrücken für Solche, die ihm ſelten, und für Andere, die ihm oft beywohnen, begleitet iſt, das beſtätigt alle Erfahrung. — *Drittes Stück. Der chriſtliche Rationaliſt*. Von *W. S.* S. 282 — 314. Ein von Unbefangenheit und ruhigem Nachdenken zeugender Aufſatz, von welchem es ſelbſt ein gewiſſer Mitarbeiter an dieſer Monatsſchrift, der in ſeinem blinden Eifer gegen die Vernunft und für das, was ihm Supranaturalismus iſt, immer weiter geht, und ſich noch kürzlich an dem unſterblichen *Kant* zum Ritter ſchlagen wollte, lernen könnte, wie man, ohne ſich des Fanatismus ſchuldig zu machen, über Religion innerhalb oder auſserhalb der Grenzen der Vernunft ſich auszudrücken hat. „Die Religion, ſagt Hr. *W. S.* unter Anderem S. 306, des chriſtlichen Rationaliſten gründet ſich auf die, von Gott in die Ver-

nunft und das Gemüth des Menschen gepflanzten Ideen von Religion überhaupt, verbunden mit dem, in der heil. Schrift ertheilten, zur Ausbildung und Vervollkommnung dieser Ideen dienenden Unterrichte." Man wird ja doch endlich einmal aufhören, Vernunft und Schrift einander entgegenzusetzen, als unversöhnliche Feindinnen, von denen nothwendig Eine über den Haufen geworfen werden muss, damit die Andere den Sieg davon trage. Giebt es Individuen, in deren Kopfe oder Herzen der Kampf zwischen Beiden zum dringenden Bedürfnis geworden ist: so sollten sie doch ja bedenken, dass es andere Individuen giebt, die in dem Vereine zwischen Beiden den Grund ihres Glaubens und ihrer Beruhigung gefunden haben. Von den beiden *praktischen Arbeiten: Rede am Grabe eines Justizbeamten zu Danzig*, von Dr. *Boekel* zu Greifswalde, und: *Rede bey der Confirmation eines taubstummen Mädchens*, vom Kirchenrathe *Graf* zu Worms, hat Rec. jede in ihrer Art beyfallswerth gefunden. Aus einer Anmerkung zu der ersten S. 314 sieht man, dass Leichenreden in Danzig Ausnahmen von der Regel sind; diess sollten sie allenthalben seyn, damit die Handlung nicht in eine blosse Formalität ausarte, und die guten Eindrücke verliere. Je seltener der Fall ist, der die zweyte Rede veranlasste, desto gewisser steht sie, die überdiess den Umständen recht angemessen ist, hier an ihrem rechten Orte. — *Viertes Stück. Beyträge zur Geschichte des evangelischen Strafamtes*, von *G. G.* Diese *Fortsetzung* begreift die zweyte Periode, nämlich vom Ende des 30jährigen Krieges bis auf *Spener*, oder von 1648 — 1680, in sich, nebst der dritten Periode, von *Spener* bis auf *Mosheim*, oder von 1680 — 1751. Aus der zweyten Periode verdient, zur Bezeichnung des damaligen Geschmackes im Predigen, eine Stelle auch hier ihren Platz. Der Pred. M. *Muthreich* zu Cüstrin sagt in seiner *Herzdurchdringenden Bussglocke*, 1662: „Also kann der Gottlose klagen, und zwar aus Ursachen, denn in ihm ist aufs Neue aufgewacht die teuflische Orgel, das böse Gewissen; alle Register sind gangbar, alle Pfeifen sind laut — die schreyen ihm zu Ach und Wehe wegen Gottes Wort und seiner Diener, die er verachtet, Ach und Wehe, wegen der Armen, die er verlassen, Ach und Wehe, wegen der Elenden, die er betrübet, Ach und Wehe, wegen der Bosheit, die er nicht vermeidet hat u. s. w. O der leidigen Orgel, die nicht allein die grausame Melodie, sondern auch den tirannischen Text geben kann, dergleichen sonst in dieser Welt keine zu finden" u. s. w. *Über den Ursprung des Bösen*, von *Mühlhäuser*, Diak. zu Rheinbischofsheim. S. 392 — 312. Die gründliche, und also befriedigende Erörterung eines solchen speculativen Gegenstandes, wie dieser, auf kaum 20 Seiten, lässt sich im Voraus schon bezweifeln; daher liebt Rec. dergleichen Auffsätze, von denen der Vf. selbst, wie auch hier der Fall ist, durch das vorläufige Bekenntniss gegen den Vorwurf des Mangels an Gründlichkeit oder einer befriedigenden Ausführlichkeit sich zu verwahren pflegt: „Nicht eine erschöpfende Darstellung dieses Gegenstandes masse ich mir an: nur einen *Beytrag* zur richtigen Auffassung des Standpunctes, von dem aus wir das Ganze zu betrachten haben, soll diese Abhandlung liefern" u. s. w., in periodischen Blättern nicht. Einen solchen *Beytrag* hat man denn allerdings auch hier, und er macht dem speculativen Kopfe des Vfs. Ehre. Um aber den Werth oder Unwerth desselben an sich zu bestimmen, müsste man vorerst wissen, was sich der Vf. unter der *Freyheit*, die er mit der Vernunft nicht nur als unzertrennlich, sondern selbst als identisch betrachtet, und wovon er sagt, sie mache das Wesen des Menschen aus, eigentlich denkt. „Eine Untersuchung, welche die Grenzen dieser Abhandlung überschreiten würde" (S. 411), und die sich daher besser in einer besonderen Schrift und zusammenhängend, als abgebrochen, und in einer Monatsschrift gemischten Inhaltes, anstellen und mittheilen lässt. *Ein Interdict von einer protestantischen Regierung über eine protestantische Gemeinde*, von *Fr. Welker*, zu Grossgerau. S. 439 — 454. Sehr lesenswerth, zumal in einer Zeit, da mancher Ultra- oder Pseudo-Protestant lieber scheint, kirchlich unfrey seyn zu wollen, als sich eine liberale und vernünftige Kirchenzucht, wie sie allein bey einer zweckmässigen und auf ächt protestantischen Grundsätzen beruhenden Presbyterialverfassung möglich ist, gefallen zu lassen. Der erzählte Vorfall lässt sich im Auszuge nicht mittheilen. Der Ausgang der Sache gereicht aber der betreffenden Regierung (zu Darmstadt), die mit Energie und zur rechten Zeit durch bewiesenen Ernst und angewendeten Nachdruck eine ins Wilde und in eine wahre kirchliche Anarchie zu gerathen in Gefahr schwebende Gemeinde sehr gut, und mit der zartesten Schonung der Gewissensfreyheit in die übertretenen Schranken der kirchlichen Ordnung zurückzuführen wusste, sowie allen bey der Sache betheiligten Personen, dem Prediger, Justizbeamten und Kircheninspector, deren Jeder, vorzüglich der Letzte, mit einer den Umständen angemessenen Weisheit, wie man sie selten antrifft, zu Werke ging, zu grosser Ehre. Der Vf. verdient Dank für seine einfache, unbefangene und sachgemässe Darstellung, die es factisch und eben darum überzeugender, als die gründlichste Abhandlung, beweist, wie unentbehrlich gerade in unserem Zeitalter die Anwendung eines gehörig modificirten und auf reinprotestantischen Grundsätzen beruhenden Zwanges im Kirchenwesen sey. Es betraf übrigens — diess werde hier nur, um dem Missverstande und einer Parallele zwischen *diesem* Vorfalle und dem, was sich 1822 zu *Braunschweig* in Betreff des von einer protestantischen *Wahlgemeinde* einstimmig *gewählten* und von der Vormundschaftsregierung dennoch *verworfenen*, berühmten Dr. *de Wette* zutrug, vorzubeugen, bemerkt — es betraf nicht einen *Prediger*, den man etwa weltlicher Seite der protestantischen Gemeinde versagt oder aufgedrungen hätte, sondern es handelte sich bloss um einen

Schullehrer und Glöckner, den die Gemeinde eigensinnigerweise sich selbst wählen, wider die bestehende Observanz und Gesetze bestellen, und weshalb sie lieber allem kirchlichen Leben entsagen, als ihren Starrsinn aufgeben wollte. — *Über die Jesuiten und deren Geschichte.* S. 455 — 472. „*Ne pars sincera trahatur,*" erinnert hier ein ungenannter Vf. zur guten Zeit an *Spittlers* fast vergessenen, man möchte sagen, kaum bemerkten, und doch so geistreichen, für Alle, welche sehen *wollen*, so licht- und bedeutungsvollen, Aufsatz *über die Geschichte und Verfassung des Jesuiterordens*, welchen der wackere Mann im J. 1793 im Anhange zum 17ten Bande der *deutschen Encyklopädie* abdrucken liess, und der dann 1817, unter des Vfs. Namen, und mit Urkunden versehen, wieder abgedruckt wurde. Als Seitenstück hiezu ist Dr. *Gurlitts Geschichte der Jesuiten*, Hamburg, 1822, zu betrachten, die eine mit Zusätzen und Einleitungen von dem Vf. vermehrte Vorlesung *Spittlers*, darstellend „*die kurze Geschichte des Jesuiterordens, die Lebensgeschichte des Stifters desselben, die innere Einrichtung und die* (Schein-) *Todesgeschichte des* (im zweyten Jahrzehend des 19 Jahrhunderts wieder auferstandenen) *Ordens*," enthält. *Spittler* hielt diese Vorlesung im vorletzten Jahrzehend des 18 Jahrhunderts; wie es aber mit vielem Wahren, Guten und Vortrefflichen, das *damals* gesagt und gedruckt wurde, ging, dass es bald vergessen oder ignorirt, und absichtlich in den Schatten geschoben wurde — so ging es auch mit *Spittlers* warnenden Schilderungen der Jesuiten und ihrer Umtriebe. Es ist ein Verdienst, welches sich *Gurlitt*, und mit ihm der Vf. dieses Aufsatzes erwirbt, Wahrheiten an das Licht zu ziehen, die durch ihr 30 bis 40jähriges Alter noch nicht das Geringste von ihrem schweren Gewichte und ihrer laut warnenden Stimme verloren haben. Aber — was sind doch vor den Augen mancher Zeit- und Menschen-Belauscher alle *jesuitischen* Umtriebe gegen *die*, welche ihnen ihre Gespensterfurcht vorzaubert? — *Neuer Beytrag zur Beförderung einer Glaubensunion der evangelischen Kirchen in der Lehre vom heil. Abendmahle*, von E. *Sartorius* u. s. w. S. 473 — 494. Dieser von dem Vf. „*neu*" genannte Beytrag u. s. w. enthält ungefähr Folgendes: „Nur Eine Vorstellung (vom h. Abendmahl) giebt es, welche Reformirte und Lutheraner so vereinigen kann, dass Niemand, dass *Luther* selbst nichts dagegen einwenden könnte, diejenige nämlich, welche *buchstäblich* in den Worten (der Einsetzung) liegt." S. 483. (Inzwischen vertheidigte eben diese Vorstellung, wie Hr. *S.* 486 selbst bemerkt, schon 1779 der Verfasser der Schrift: *Der paulinische Lehrbegriff vom heil. Abendmahl.*) „Die Lutheraner und Reformirten von ganz Deutschland, und drüber hinaus, müssen durch *Einheit wahrer Lehre* im Geist und in der Wahrheit zu vereinigen gesucht werden; eine jede andere Union ist werthlos, unevangelisch, unprotestantisch." (So gar neu wird man diese Behauptung eben auch nicht finden.) „Zur Erreichung dieses grossen Zweckes wäre eine Conferenz von namhaften Theologen beider Parteyen das schicklichste und eindrücklichste Mittel." S. 492. (L. Philipp d. Gr. hatte schon vor 300 Jahren den Zweck, und wendete auch das Mittel an; aber was war der Erfolg?) „Sollte dieser Weg zu schwierig, kostspielig, umständlich seyn: — so müssten die ausgezeichnetesten Theologen auch nur eines einzigen Landes zusammentreten, über die Vereinigung des Dogmas und des Ritus sich gutachtlich erklären, das Gutachten an alle theologischen Facultäten der evangelischen Kirche versenden, von diesen ihre gutachtliche Stimme sich ausbitten" u. s. w. S. 493. Aus diesen *Suffragiis*, meint der Vf., würde sich bald eine allgemeine Stimme und öffentliche Meinung über die wahre Art der Union herausbilden, unter den Predigern und Laien begründen, und so könnten denn endlich Synoden und Consistorien einzelner Länder weiter thätige Hand an das Werk der Union selbst legen. (Rec. meint das nicht; man würde, denkt er, schweizerische, holländische, engländische, schwedische und deutsche Glaubensconfessionen ohne Zahl erhalten, und dadurch um wenig oder nichts klüger werden, oder dem Ziele näher rücken, als man bisher war.) Aus dem etwaigen Vorwurfe der „*Langsamkeit dieses Unionsverfahrens*" macht sich der Vf. nichts; im Gegentheil, er hält gerade diese „*für seinen grössten Vorzug*," S. 494. Und darin will ihm Rec. nicht widersprechen. Denn so wie von dem ersten öffentlichen Unionsversuche 1529 bis zu diesem Vorschlage eines zweyten Versuches 300 Jahre verflossen sind: so dürften leicht von diesem bis zum allgemeinen Einverständnisse über die eingehenden *Suffragia* abermals 300 Jahre hingehen; und wenn es denn nun auch bis zur „Ausführung und Durchführung der Union durch die Consistorien" noch eine Zeit von 3 bis 400 Jahren kostete — was schadete? Man hätte sich doch nicht übereilt; man wäre „möglichst langsam, möglichst schonend verfahren," und „hätte zur Überzeugung geduldig Zeit gelassen," und sich überdiess noch um die Nachwelt das Verdienst erworben, dass sie das 1000jährige Jubelfest der Reformation durch den Abschluss einer allgemeinen und vollkommenen Protestantenunion desto feyerlicher begehen könnte! Dem Vf. muss man auf jeden Fall die Gerechtigkeit widerfahren lassen, in seinem „*neuen Beytrage*" für die Beruhigung Solcher, denen das Unionswesen verdriesslich ist, nach dem bekannten „Zeit gewonnen, Alles gewonnen," das Seinige — beygetragen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Darmstadt, b. Leske: *Monatsschrift für Predigerwissenschaften.* Herausgegeben von *Ernst Zimmermann* und Dr. *Aug. Ludw. Christian Heydenreich* u. s. w. III u. IV Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der *Widerspruch, welchen die Einführung der Presbyterialverfassung in mehreren Gegenden des protestantischen Baierns gefunden hat,* beleuchtet von *A. Th. A. Fr. Lehmus,* Dr. d. Philos., Dekan u. Stadtpfarrer zu Anspach. S. 495—555. Eine in der Anspacher Synode von dem Vf. gehaltene Vorlesung, nicht für Gelehrte, sondern für solche Prediger, die mit dem in Rede stehenden Gegenstande nicht gehörig vertraut, und einen streng wissenschaftlichen Vortrag zu fassen nicht wohl im Stande sind. Rec. wünscht dem Aufsatze recht viele Leser, und glaubt seinerseits gern, dass nur Solche, „die sich nicht überzeugen lassen *wollen,* weil sie der dunkelen Macht der Eigensucht (oft auch nur des Eigensinnes, der Rechthaberey) unterliegen," ihn unbefriedigt aus den Händen legen können. Der würdige Vf. hat hier, wie früher schon in mehreren Schriften, der guten Sache treulich das Wort geredet. *Will* man ihn und Andere, mit ihm Gleichdenkende, nicht hören, oder verstehen; *will* man dem Ununterrichteten Sand in die Augen streuen, und ihn glauben machen, zwischen der reinapostolischen Presbyterialverfassung und einer hierarchischen und auf Inquisition hinauslaufenden Kirchengewalt sey kein Unterschied; *will* man unter der Presbyterialschen die Unionschen und den Mangel an Sinn und Gefühl für ächt protestantische Freyheit verbergen: so lasse er das geschehen; das Wahre und Gute siegt zuletzt doch, und kein aufrichtiger Protestant wird in Abrede stellen, was er unter Anderem S. 531 sagt: „Es giebt eine Wildheit und Ausgelassenheit der Begierde, die, wenn ihrem Strome kein Damm gesetzt würde, den Menschen für die Wirkungen des Geistes Gottes geradezu unfähig machen müsse; und an denjenigen also, die z. B. *den Gesetzen der Keuschheit und Mässigkeit, des Fleisses und der Ordnung, der Redlichkeit und christlichen Bruderliebe, offenbar Hohn sprechen, an den feilen Dirnen, den Ehebrechern, den ruchbar gewordenen Wollüstlingen, an tyrannischen Gatten, an bösen Weibern, an fahrlässigen Eltern* (an zanksüchtigen Eheleuten, undankbaren Kindern, an Saufbrüdern und Saufschwestern u. s. w.), *mit Einem Worte, an Allen, welche ein eigentliches und grobes Ärgerniss geben* (und die der Arm des weltlichen Oberen selten erreichen, und nie nach ihrem moralischen Unwerthe richtig behandeln kann), *übt die Kirche das Strafamt aus*" (und dazu ist ihr die Presbyterialverfassung unentbehrlich). — Aus den S. 591 f. mitgetheilten *Fragmenten aus Briefen von Fr. V. Reinhard an den verstorbenen Volbeding* sieht Rec. mit Erstaunen, dass R. sich unter dem 22 Apr. 1805 darüber beklagt: „Man sucht mich nicht nur durch Libelle um Ansehen und Credit zu bringen: *auch mit Steinen sucht man mich heim, und bombardirt bey Nacht mein Studirzimmer*" u. s. w. „Wenn das, dachte Rec., als er diess las, am grünen Holze geschahe, was" u. s. w.

Bd. 3. St. 6. *Henotische Versuche zur Vereinigung der evang. lutherischen und reformirten Kirche um die Zeit der ersten und zweyten Jubelfeyer der Reformation;* in einer kurzen Übersicht von *Georg Pilger,* Kirchenrathe und Stadtpfarrer in Friedberg. S. 600—629. Es ist eine wahre und nicht zu übersehende Bemerkung, von welcher der Vf. ausgeht, dass nämlich „*Glaube* und *Liebe* von jeher zu vereinigen suchten, was die *Meinung* trennte." Kommt zu der Letzten, wie es heutiges Tages nicht selten der Fall ist, noch der *Eigennutz,* die kleinliche Besorgniss, dass irgend ein Lutheraner an dem Kirchengute eines Reformirten, oder umgekehrt dieser an dem Vermögen von Jenem, z. B. bey Besetzung von Predigerstellen u. dgl., Theil nehmen möchte: so erscheinen die Ursachen der fortdauernden Trennung in einem desto missfälligerem Lichte, und die Geschichte wird es so leicht nicht vergessen, sie wird es zur Würdigung der Cultur und Liberalität der einzelnen Nationen und ihrer Stimmführer zur Sprache zu bringen wissen, in welchem Lande man die meiste, in welchem die geringste Willfährigkeit zur Aufhebung einer Trennung bewiesen, die ebenso wenig ehrenwerth in ihren Quellen, als segenvoll in ihren Folgen ist. Der Vf. will übrigens nicht *alle,* seit dem unerwünschten Ausgange des Colloquiums zu Marburg 1529 geschehenen Versuche, die Vereinigung zu Stande zu bringen, aufführen, sondern nur „*auf eine einzige merkwürdige Erscheinung hinsichtlich der*

Zeit, in welcher sie erzeugt worden, und zum Vorschein gekommen sind,“ aufmerksam machen. Es ist dieses der Umstand, dass nun bereits zum dritten Male die Zeit der Reformationsjubelfeyer dieselbe Zeit war, da die Unionsversuche am stärksten betrieben wurden. Rec. findet darin keine besondere Merkwürdigkeit. Sowie jedes Fest, wenn es zweckmäsig begangen wird, die gefeyerte Begebenheit in ein fruchtbares Andenken bringt, an die Natur und Beschaffenheit derselben, an ihre nächste Veranlassung und wichtigen Folgen lebhaft erinnert, also auch auf die Misverständnisse, Missdeutungen und Missbräuche, denen sie etwa ausgesetzt war, und noch ist, aufmerksam macht, und zu deren Beseitigung beyträgt: so auch das bedeutungsvolle Jubelfest der Reformation. Nichts ist natürlicher, als dass zur Zeit seiner Begehung die Trennung der Protestanten schmerzlicher, als je, empfunden, und an der Vereinigung derselben thätiger, als je, gearbeitet wird. So war es der Fall in den nächsten Jahren vor und nach 1617, und wieder 1717, und zum dritten (aber wahrscheinlich noch nicht letzten) Male 1817. Hr. *P.* erzählt mit Kenntniss und Umsicht, was zu dem Ende zur Zeit der beiden ersten Reformationsjubelfeste geschah, bemerkt, dass die meisten Wünsche und Vorschläge von Theologen der evang. reformirten Confession ausgingen (die aber doch auch bey manchen recht tüchtigen lutherischen Theologen die beste Aufnahme fanden), und empfiehlt zum Schlusse die Befolgung des schon von *Semler* in seiner *Lebensbeschreibung* gegebenen Rathes: sich gegenseitig keine böse Absichten Schuld zu geben; dem Gewissen zu folgen, und in wahrer Liebe und Hochachtung sich innerlich zu vereinigen; aber nicht zu wähnen, „dass eine öffentliche Vereinigung durch Veränderung der bisherigen symbolischen Bücher so werde und ganz gewiss müsse zu Stande kommen, dass auch die Gemüther aller Christen vereinigt seyen in einerley christlichem Leben und Wandel.“ Inzwischen wäre es doch wirklich zu früh, an einer öffentlichen und allgemeinen Vereinigung (wozu ja die Veränderung der symbolischen Bücher nicht eben erfoderlich wäre) jetzt schon gänzlich zu verzweifeln. Auch im 17 Jahrhundert veranlasste noch die spätere Secularfeyer der Augsburgischen Confession erneuerte Unionsversuche. Wie brav und unverdrossen bewies sich nicht der von dem Vf. erwähnte *Joh. Duraeus!* Warum sollte nicht die bevorstehende 300jährige Jubelfeyer der Universität zu Marburg im J. 1827 für Hessen, warum nicht die Secularfeyer der Augsburgischen Confession im J. 1831 für andere Länder, neue Aufmunterungen zur endlichen Überwindung der noch obwaltenden Hindernisse geben? Nur möge man das Publicum nicht ferner mit Vorschlägen (z. B. zur Berathschlagung über die Vereinigung aller theologischen Köpfe unter Einen Hut) behelligen, die, wo nicht schlechthin unausführbar, so doch auf eine so entfernte Zukunft berechnet sind, dass man gegen den Ernst des Vorschlages gerechten Zweifel hegen muss. — Unter den *praktischen Arbeiten* verdient des würdigen Herausgebers *Reformationspredigt, zur Feyer des Jubelfestes der Lutherischen Bibelübersetzung* 1822, S. 631 f., die ehrenvollste Erwähnung. Dass eine solche Predigt Anlass zu Missdeutungen geben, und dem Kanzelredner von katholischen Zuhörern die Beschuldigung unwahrer Behauptungen zuziehen konnte, wäre unbegreiflich, wüsste man nicht, wie so oft es gerade die Wahrheit ist, die Manche am liebsten missdeuten, und am wenigsten gern verkündigen hören. Der Vf. konnte den Harthörigen und Schwerzuverständigenden den Ungrund ihrer übeln Nachrede nicht augenscheinlicher darthun, als dadurch, dass er die Predigt der Presse übergab, und seine Behauptung von *Bibelverboten* durch historische Belege aus älteren und neueren Zeiten unterstützte. *Die Geistestaufe im Tempel*, eine Pfingstpredigt von *Fr. Wohlfarth*, Dr. d. Philos. u. Pf. zu Kirchhasel bey Rudolstädt, S. 649 f., hat in Einkleidung und Sache etwas Gesuchtes, womit sich Rec. nicht befreunden kann, obgleich eben in dieser Manier Einer der jetzt beliebtesten deutschen Kanzelredner besonders excellirt. An erbaulichen Stellen fehlt es der Predigt übrigens nicht. *Des verstorbenen Dr. J. A. Hermes Nekrolog*, S. 699 f., macht dessen Vf., dem Pred. *K. G. Haupt* zu Quedlinburg, alle Ehre. Oft wurde *H.* verkannt, und mannichfaltig waren die Kränkungen und Prüfungen, denen er in anderem Betrachte ausgesetzt war. Desto mehr verdiente er es, an seinem Collegen *Haupt* einen Biographen zu erhalten, der den vollen Werth dieses aufgeklärten Theologen, wackeren Kanzelredners und Schriftstellers, des kindlich frommen Mannes von den bescheidensten und menschenfreundlichsten Herzen, in das rechte Licht zu setzen wusste. Die *drey Festlieder*, vom Pred. *R. Joannides* zu Eperies in Ungarn, S. 710 f., sind voll Salbung, und verrathen viel religiöses Gefühl ihres Vfs. Dem poetischen Werthe derselben stehen Härten in der Construction, im Reim und Metrum im Wege; und Parenthesen, wie im 4ten, 5ten und 6ten Verse des Osterliedes, sind in Liedern zur öffentlichen Erbauung nicht wohl angebracht.

Von den im *vierten Bande* enthaltenen Abhandlungen zeichnet Rec. folgende aus: *Versuch über die Parabel vom ungerechten Haushalter*, Luc. 16, 1—9, von *K. A. Martens*, Superint. in Halberstadt. S. 1 f. Wenn der Vf. von dieser Perikope sagt, sie sey immer noch nicht so befriedigend erklärt worden, dass gar nichts Dunkeles mehr übrig bleibe; er, Hr. *M.*, selbst wolle sich nicht rühmen, damit ganz aufs Reine gekommen zu seyn u. s. w.: so scheint ihm u. a. die von Dr. *J. J. Stolz* in dessen *Erläuterungen zum N. T.* (2te Ausg., Hannover, 1800), Heft 2. S. 59 ff. gegebene Erklärung, die kaum noch einen einzigen Zweifel über den richtigen und lehrreichen Sinn derselben übrig lässt, nicht bekannt zu seyn. Namentlich hat *Stolz* die Worte im 9ten Verse, welche für Hn. *M.* „das Dunkelste von Allem“ sind: „ποιήσατε ἑαυτοῖς φίλους ἐκ τοῦ μαμωνᾶ τῆς ἀδικίας“ dadurch, dass er, mit allem Grunde, an die Art Menschen erinnert, denen J. Chr. die Gleichnissrede mittheilte,

in das hellste Licht gesetzt. Diese waren nämlich, wie aus Luc. 15 erhellt, vormalige *Zöllner und Sünder*, die nun Schüler Jesu geworden waren. Diese waren gewiss im Besitze von *ungerechtem* (nicht bloss *unsicherem*, *betrüglichem*), bey ihrer Zollerhebung sich zugeeignetem, *Gute*, von dem sie jetzt, eben wegen der Art, wie sie es erlangt hatten, nicht mehr wissen konnten, wem sie solches, als rechtmässigem Eigenthümer, zurückzugeben hatten. Den *Armen* es zufliessen zu lassen, ist ja noch bis auf den heutigen Tag Lehre der Moral für alle ähnlichen Fälle. Rec. bemerkt bey dieser Gelegenheit, wie so höchstnöthig es sey, in Erklärung der Perikopen, zumal einer so vielem Missverstande ausgesetzten, wie Luc. 16, 1 — 9 (von welcher es übrigens zu wünschen wäre, dass sie sich, wegen der falschen Anwendung und dem so überaus schädlichem Missbrauche, der davon fast überall gemacht zu werden pflegt, gar nicht unter den Sonntagsevangelien befinden möchte), immer auf den Zusammenhang hinzuweisen, worin sie stehen, auf die Zeiten und Umstände, unter welchen Jesus lehrte, auf die Personen, von oder mit welchen er redete, auf die ganz besonderen Lagen und Verhältnisse, worin diese sich grossentheils befanden u. s. w. Die Erklärung, welche der Vf. von der ganzen Stelle giebt, ist übrigens lehrreich und zu moralischen Anwendungen geschickt; enthält aber auch, selbst abgesehen von der „Betrüglichkeit" des Mammons, gar nichts Neues. *Über Liturgie und liturgische Formen* liest man S. 11 f. einige Gedanken und Vorschläge von dem Superint. Dr. *J. H. Fritsch* in Quedlinburg, die hier keines Auszuges fähig sind, aber die Aufmerksamkeit Aller derer verdienen, denen es um Verbesserung des äusseren Gottesdienstes der Protestanten zu thun ist. Wundern muss sich Rec. darüber, dass man bey den fast zur Mode gewordenen Klagen über die Unbehaltbarkeit der *Predigten* für den grossen Haufen und die Geringfügigkeit des Nutzens, den sie stiften, so selten das rechte Gewicht auf *Predigtkatechisationen* legt, die, wie Rec. aus vieljähriger Erfahrung weiss, wenn sie nur zweckmässig eingerichtet werden, das wirksamste Mittel sind, nicht nur die Katechumenen, sondern selbst die Bejahrteren, ja die ganze Gemeinde, in gespannter Aufmerksamkeit, wie auf die Predigt, über deren Inhalt katechisirt werden soll, so auf die nachherige Katechisation selbst, zu erhalten, und den in der Predigt enthaltenen Wahrheiten, Lehren und Ermunterungen den besten Eingang zu verschaffen: wobey es sich von selbst versteht, dass, nach dem Vorschlage des Vfs., auch Gesänge, Gebete und andere Theile des Cultus, so zeit- und zweckgemäss, als möglich, eingerichtet seyn müssen. Dabey bedarf es aber wahrlich keines Prunkes, keiner Tändeley und Künsteley, und auch keiner protestantischen Messen, um dennoch den öffentlichen Gottesdienst auch in unseren protestantischen Kirchen anziehend, lehrreich und erbaulich zu machen. *Das Orakel von Christo, im Geiste der Weissagung ausgesprochen durch den Propheten Esaias Cap. 52, 13 — 15. Cap. 53, 1 — 12,* von *Chr. Ferd. Zölkich,* Superint. in Rössla. S. 121 — 180. Eine Vertheidigung derjenigen Ansichten, welche man in früheren Zeiten von den messianischen Weissagungen des A. T. hatte, und wonach man in gewissen Stellen, besonders aus dem Propheten Esaias und anderen Propheten, nicht etwa bloss Redensarten und Aussprüche fand, welche auf die wichtigsten Begebenheiten in dem Leben Jesu eine treffende Anwendung litten, sondern vielmehr genau bestimmte, von Gottes Geist eingegebene, Voraussagungen dessen, was sich mit Jesu als Welterlöser zutragen werde und müsse. Der Vf. hat Recht, wenn er in den Streitigkeiten über diesen Gegenstand die Acten für noch nicht geschlossen erklärt. Neu sind übrigens die Gründe, welche er zur Unterstützung seiner Meinung von der Sache beybringt, nicht; und was er zur Widerlegung der bekanntesten Einwürfe gegen bestimmte Weissagungen des A. T. anführt, das befriedigt nicht immer. So z. B. die versuchte Entkräftung dessen, was *Wegscheider* in s. *Inst. Th. christ. dogm.* sagt: „*Quaevis praedictio fatum inevitabile hominis aut populi cujusdam diserte annuntians ideae Dei sanctissimi et benignissimi ideo repugnat, quia fatalismum fovet et libertatem hominum moralem tollit.*" Um zu zeigen, dass die göttliche Präscienz die moralische Freyheit des menschlichen Willens nicht aufhebe, unterscheidet Hr. *Z.* zwischen *factitischer* und *causaler* Nothwendigkeit; nur die Letzte sey mit Willensfreyheit unverträglich, nicht die Erste. Aber Nothwendigkeit, wird ihm der Gegner erwiedern, ist und bleibt Nothwendigkeit: als factische, oder als causale gedacht, schliesst sie das Element, die Natur und das Wesen der Freyheit aus. Das (übrigens scharfsinnig ausgedachte und consequent ausgeführte) Gleichniss von einem Componisten, der (S. 166 f.) eine Symphonie für eine Gesellschaft von Instrumentalisten, die diese gemeinschaftlich, und zwar *a prima vista* executiren sollen, aufsetzt u. s. w., hinkt innerlich an demselben Mangel eines *Tertii comparationis*, wie das sonst übliche Gleichniss von einem commandirenden Generale, der seine Armee einen von ihm entworfenen Schlachtplan ausführen lässt. Weder die Soldaten, noch die Instrumentalisten, handeln *in sofern*, als jene die ihnen gegebenen Befehle befolgen, und als diese die ihnen vorgelegten Stimmen abspielen, vollkommen oder eigentlich frey. Der letzte Grund dieser ihrer Thätigkeit liegt nicht in ihnen, sondern in dem, der Jeden auf seinen Posten gestellt hat; dieser ist die Seele, Jene sind nur die Werkzeuge hinsichtlich dessen, was er durch sie ausführen lässt. Dieses auf die göttliche Präscienz im Verhältnisse zur Freyheit des menschlichen Willens angewendet, so ist es klar, dass das eine, wie das andere, Gleichniss nicht passt. Rec. kann hier in den Gegenstand nicht weiter eindringen; aber er ist dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er seine Apologie der messianischen Weissagungen des A. T. mit Umsicht, mit Besonnenheit und Ruhe, und frey von gehässigen Insinuationen, womit sonst die Gegner neuerer Ansichten so freygebig sind, geführt hat.

Nur sollte er den Glauben an messianische Weissagungen nicht allen Rationalisten absprechen, und ihn allein den Supranaturalisten zuschreiben. Ein christlicher, oder, wenn Rec. sich so ausdrücken darf, ein vernünftiger Rationalist (es giebt ja auch *unvernünftige*, oder Hyper-Rationalisten, so wie es unvernünftige, oder Hyper-Orthodoxe giebt) verwirft sie nicht schlechthin. Überhaupt sollte man endlich aufhören, Wörter, wie Rationalist und Supranaturalist, in dem verketzernden, aller Sprachrichtigkeit ermangelnden, Gegensatze zu gebrauchen, und sich ihrer nur in dem etymologisch verantwortlichen Sinne bedienen, wobey der Gegensatz als nichtig, und eine Menge aus ihm hergeleiteter Folgerungen als grundfalsch, oder wenigstens als höchst übertrieben, erscheinen würden. *Von behaltlicher Kürze der rednerischen Ankündigungen oder Hauptsätze*, von *Friedr. Erdmann Petri*, Kirchenrathe in Fulda. S. 181 f. *Dräseke* fehlt oft in den Hauptsätzen seiner Predigten dadurch, dass sie *zu kurz* und unbestimmt, sowie *Reinhard* nicht selten in den seinigen dadurch fehlte, dass sie *zu lang* und ausführlich sind. Das *imitatorum pecus*, das stets sein Wesen treibt, nimmt gar zu gern das Fehlerhafte eines Vorgängers, in dessen Fusstapfen es tritt, am ersten an, während ihm die Vorzüge desselben fremd und unzugänglich bleiben. Daher ist es sehr lobenswerth, dass Hr. *P.*, mit Rücksicht auf die blinden Nachbeter, das Fehlerhafte in vielen *Reinhardischen* Hauptsätzen als fehlerhaft darstellt, ohne sich durch das Ansehen des grossen Kanzelredners, dessen sonstigen Werth er vollkommen zu schätzen weiss, irre machen zu lassen. — Gegen des Prof. *Sartorius* zu Marburg sogenannten „neuen Beytrag zur Beförderung einer Glaubensunion der evangelischen Kirchen in der Lehre vom heil. Abendmahle“ (s. Prediger-Monatschrift, Bd. 3 St. 5) befinden sich in diesem Bande S. 241 f. und S. 359 f. zwey Aufsätze vom Pfarrer *E. E. Wickenhöfer* und dem evangel. Pfarrer *Arnold* zu Neckargemünd bey Heidelberg. Der Erste beweist mit aus der Geschichte und der Natur der Sache entlehnten Gründen die *Unmöglichkeit* einer allgemeinen und vollkommenen Glaubenseinheit der Bekenner der evang. Kirche, und zeigt alsdann gründlich und einleuchtend, dass Glaubenseinheit in der Lehre vom h. Abendmahle, wäre sie auch möglich, zur Beförderung der Glaubensunion der beiden getrennten Kirchen gar nicht *nöthig* sey. Mit *Melanchthon, Leibnitz, Spener*, mit *F. L. Koch, E. G. A. Boekel* u. A., nimmt er an, dass die streitige Lehre von der Gegenwart des Leibes und Blutes J. Chr. im h. Abendmahle „*cujus tanta est sublimitas, tantaque subtilitas*,“ die Vereinigung nicht hindern könne. Und wie viele andere tüchtige Theologen haben sich für dieselbe Ansicht erklärt, und das gottgefällige Werk der Union in kleineren und grösseren Ländern glücklich zu Stande gebracht! Aber es liegt in der Art junger Männer, die auch ein Wort mitsprechen wollen, zu ignoriren, was geschehen ist, und mit ihren Vorschlägen hervorzutreten, gleich als seyen sie die einzigen, welche zum Ziele führten. Schärfer, als Hr. *W.*, und mit nicht weniger siegenden Gründen, greift der Vf. des zweyten Aufsatzes den *Sartorius*schen „neuen Beytrag“ an. Wenn nämlich *S.* sagt: „Ehe man über diesen Punct (das Streitige in der Lehre vom h. Abendmahle) entschieden habe, sey jede andere Union in einzelnen Ländern (also z. B. in Preussen, Baden, Nassau, Darmstadt, Hanau u. s. w.) *werthlos, unevangelisch, unprotestantisch*, indem zu befürchten sey, dass dadurch die protestantische Kirche je mehr und mehr *zu Landeskirchen herabsinke*“ u. s. w. „Erst müsse vielmehr, will Hr. *S.*, ein neues Colloquium zu Marburg gehalten, oder wenigstens von namhaften Theologen ihre Meinung über das Dogma und den Ritus ausgesprochen, darüber von allen evang. theologischen Facultäten ein Gutachten eingeholt, und sodann von Synoden und Consistorien die Union ins Werk gesetzt werden“ — so erwiedert Hr. *Arnold* unter Anderem mit vollem Rechte: „Die bisherigen Vereinigungsweisen (mittelst Landessynoden u. s. w.) bringen der protestantischen Kirche keine Gefahr; sie sinkt dadurch nicht zu *Landeskirchen* herab. Diess könnte nur dann der Fall seyn, wenn man aus dem Elemente des Protestantismus heraussträte, und das Recht freyer Forschung und den Grundsatz, nur die Bibel als Richtschnur des Glaubens anzunehmen, aufgäbe. Hinge die Einheit der protestantischen Kirche nur von den Unterscheidungslehren ab: so waren entweder die Lutheraner, oder die Reformirten, die sich die Abendmahlslehre verschieden dachten, keine wahren Protestanten; ja, wie manche Lutheraner gehörten nicht der lutherischen, wie manche Reformirte nicht der reformirten Kirche an, in sofern sie z. B. in der Erwählungslehre u. s. w. von einander abwichen.“ Es streift an Dreistigkeit und Anmasung, wenn ein neuangehender Professor der Theologie die bisherige Unionsweise „*werthlos, unprotestantisch, unevangelisch*“ nennt, da so viele tüchtige und gelehrte Theologen dabey mitgewirkt, und ganze grosse protestantische Kirchen oder Gemeinden sich dazu verstanden haben. „Entweder, sagt Hr. *A.*, haben diese ein unprotestantisches Werk zu Stande bracht, und nur des Hn. *Sartorius* Vorschlag zweckt auf eine werthvolle, protestantische und unverwerfliche Union ab, oder umgekehrt. Hier wäre also der Fall, wo das (der) Besondere dem Allgemeinen entgegentritt. Allein davon ist nicht viel zu halten. (Gewiss nicht!) Wo einmal ganze Länder ein Werk auf gesetzlichem Wege vollführen, da bleibe doch das Individuum mit seinen Schwierigkeiten zu Hause! Überhaupt ist es jetzt gar nicht an der Zeit, nochmals Schwierigkeiten zu machen, Zweifel aufzuwerfen, den bisherigen Fortgang der Union zu verdächtigen, und einen Ton anzustimmen, den die Verfinsterer und Alle, die gegen die gute Sache sind, gern hören“ (und hören lassen!). Zum Glücke zählt Marburg der tüchtigen und aufgeklärten Theologen zu viele, als dass es auf Rechnung der ganzen theologischen Facultät fallen könnte, was ein einziges, und zwar das jüngste, Glied derselben über das Unionswesen, wie es war, ist, oder seyn und werden soll, denkt und sagt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

DARMSTADT, b. Leske: *Monatsschrift für Predigerwissenschaften.* Herausgegeben von *Ernst Zimmermann* und Dr. *Aug. Ludw. Christian Heydenreich* u. s. w. III u. IV Band.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von der Ordnung des Gottesdienstes in den sonntäglichen Versammlungen; ein Versuch. S. 260 f. Diesen Versuch würde Rec., bey dem vielen Guten, welches er über Zweckmässigkeit, Ordnung, Schicklichkeit in den Kirchen und öffentlichen Religionsübungen enthält, gelungen nennen, trüge nicht mitunter manches Andere den Anstrich einer Mystik, welcher die lautere Lehre Jesu nicht zusagt. „Eine Kirche ist ein Gotteshaus, ein Vorhof, eine Vorhalle des Himmels (!); wenn wir in dieselbe gehen, gehen wir *zu Gott selbst*" (!). Wie verträgt sich das mit dem, was Jesus Joh. 4, 21 ff. und Paulus Ap. G. 17, 24 f. sagt? „Nur durch das Gebet *kommt Gott zu uns.*" Paulus sagt: „Gott ist nicht fern von einem Jeden unter uns; in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir." Dass Ausdrücke, wie die berührten, einen guten Sinn geben können, ist gewiss; dass sie aber so, wie der ungenannte Vf. sie braucht, allzu anthropomorphistisch lauten, und die jüdischen Vorstellungen von einem Tempel-, Personen- und National-Gott begünstigen, ist ebenso gewiss. Übrigens sagt der Vf. von der Declamation und anderen Gegenständen der gottesdienstlichen Ordnung so viel Wahres und Treffendes, dass Rec. der versprochenen Fortsetzung über *Gesang und Communion* mit Vergnügen entgegensieht. *Über den Werth synthetischer Predigten*, von Dr. *J. H. Fritsch*, Superint. in Quedlinburg, S. 278 f. Hiemit ist zu vergleichen: *Nachtrag zu meinen Bemerkungen über die analytisch-synthetische Predigtmethode*, von *C. F. Dietzsch*, Stadtpfarrer zu Öhringen. S. 632 ff. Die letztgenannten *Bemerkungen* stehen in dieser Monatsschr. Bd. 3 S. 123 f. Hr. *Fr.* greift dieselben, und zum Theil auch ihren Vf., auf eine Weise an, die Hn. *D.* nöthigte, sich und seine geäusserten Grundsätze zu vertheidigen. Wir mischen uns in diese Streitigkeit nicht, sondern bemerken nur, dass hier, wie so oft, beide Vff. aus Einem Gesichtspuncte betrachtet, Recht, aus einem anderen, Unrecht haben, oder es wenigstens in ihren Behauptungen und gegenseitigen Beschuldigungen übertreiben. „Die beste Predigt, sagt der anonyme Vf. der Abhandlung von der Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes S. 275, ist die beste; das heisst die fruchtbarste Auslegung des göttlichen Wortes;" ob sie nun ihrer Form und ganzen Einrichtung nach eine synthetische, oder eine analytische, oder eine analytisch-synthetische genannt werden kann — das ist Nebensache, worüber man die Hauptsache nicht aus dem Gesichte verlieren sollte. Von Dr. *A. L. Chr. Heydenreich* erhält man S. 297 ff. die zweyte Fortsetzung seiner schon angezeigten Abhandlung über die Frage: „*Durch welche Gründe kann dargethan werden, dass Jesus sein letztes Schicksal wirklich bestimmt vorhergesehen, und entscheidend vorausgesagt habe?*" Nachdem der Vf. früher eine bloss negative Rechtfertigung seiner eigenen Ansicht von der Sache gegeben, oder die Gründe, womit man das Gegentheil zu erweisen sucht, als ungenügend dargestellt hatte: geht er nun zu den positiven Gründen über, und zeigt einleuchtend und befriedigend, aber nur mit allzu grosser Weitschweifigkeit, dass Jesu ein bestimmtes und völlig entschiedenes Vorherwissen seines Schicksals beygelegt werden müsse, und dass die in unseren Evangelien aufbewahrten Vorherverkündigungen dieses Schicksals, die sein Vorherwissen desselben beurkunden, theils wirklich und genau so, wie wir sie in unseren Evangelien lesen, der Hauptsache nach von ihm ausgesprochen worden, theils weder hypothetisch, noch tropisch, von uns gedeutet werden, und von ihm selbst gemeint gewesen seyn können. Die Wunderscheu unserer Zeit, mit der Wundersucht ebenderselben Zeit gleich schädlich und verwerflich, verleitet in dieser Hinsicht zu Deutungen, Auslegungen, Accomodationen u. dgl., die, beständen sie die Probe, oft etwas noch Wunderbareres vor die Augen legen würden, als es die wegvernünftelten Wunder selbst nur immerhin seyn können. Brachte es der blosse Zufall so mit sich, dass das Schicksal Jesu im Ganzen, und in so vielen einzelnen damit verbundenen Umständen insbesondere, genau so ihm begegnete, wie er es seinen Jüngern, freylich meist nur im Vertrauen, vorhergesagt hatte: so muss man wenigstens einräumen, es war ein Zufall so einzig in seiner Art, dass man sich in der Geschichte neuerer, älterer und der ältesten Zeiten vergebens nach einem

ähnlichen umfasst. — *Das Studium der Theologie auf der Universität*, von dem Pfarrer *P. W. Kempf* zu Dillich in Kurhessen. S. 605 f. Die „*libertas academica*," von welcher der Vf. sagt, so lange ihre geistvolle Idee realisirt sey, könne sie nur die Illuminaten des Unverstandes zu Gegnern haben, schliesst für die Studierenden unter Anderem auch die eigene Wahl ihrer Lehrstunden und die Art ihrer Benutzung in sich (das Erste doch wohl nur für diejenigen, die nicht etwa als Stipendiaten an die Vorschriften eines *Ephori* gebunden sind). Um ihnen, oder doch ihren Vätern, diese Wahl zu erleichtern, theilt Hr. *K.* seine Ansicht von der Sache mit, hoffend, der gutgemeinte Rath eines Mannes, „der durch eigenen Schaden und spätere Überlegung klüger geworden ist," werde jungen Leuten, die sich dem theologischen Studium widmen, nicht unwillkommen seyn. Rec. findet diese kurze, von eigenem Nachdenken und einem richtigen Überblicke der Hauptbedürfnisse für der Theologie Beflissene, nach der Verfassung, worin sich einmal die deutschen Universitäten, besonders die kleineren, noch befinden (die bekanntlich nicht die vollkommenste ist), sehr beyfallswerth. Dass der Vf. nicht zwischen jungen Theologen, die sich nur dem *Predigtamte* widmen, und anderen, die *der Wissenschaft selbst* mittelst einer theologischen *Professur* künftig dienen wollen, unterschieden hat, ist ein Mangel in dieser Abhandlung. Wie Vieles ist den Letzten nöthig, was die Ersten, wie Vieles jenen, was diese entbehren können! In dem angehängten, auf 7 Semester berechneten, Schema (S. 630) vermisst Rec. das fortgesetzte Studium der griechischen sowohl, als der hebräischen Sprache, da jene doch, nach S. 610, mit Recht auch auf der Universität gelernt, und auf die griechische Profanliteratur ausgedehnt werden soll, und da von dieser nur für das erste Semester ein *Fundamentale hebraeicum* bestimmt ist. Für das 6te Semester ist auch ein Collegium über *die Kirchenrechte* angegeben; so lange diese aber, wie fast in allen protestantischen Ländern, auf keinem festeren Boden ruhen, als auf unzähligen Consistorialrescripten von älterem und neuerem Datum: so möchte es einem Professor schwer werden, gründliche Kirchenrechtsgelehrte zu bilden. Ist es doch, wie öffentliche Blätter, z. B. die *Allgem. Kirchenzeitung* und die *theolog. Annalen*, erzählen, selbst in des Vfs. Vaterlande einem Prediger von seinem Consistorio verboten worden, die vortreffliche Umarbeitung von *Ledderhoses* kurhess. Kirchenrechte (Marburg, 1821) zu seinem Amtsgebrauche auf Kosten der Kirchencasse für die Kirche anzuschaffen! Wundern kann man sich unter diesen Umständen nicht, wenn das heutige sogenannte Kirchenrecht nur noch ein Schatten von dem ist, was es in älteren Zeiten war. Auch der *Kirchendisciplin* und den *Presbyterial-Verhältnissen und Geschäften* des Predigers sollte billig noch eine Vorlesung für das letzte Semester gewidmet seyn, da diese gerade jetzt bey den fortdauernden Bemühungen, die Protestantenunion zu Stande zu bringen, von so grosser Wichtigkeit sind. Vielleicht begriff sie der Vf. unter der „*Anweisung zur Amtsführung*," für welche es in Beziehung auf des Vfs. Vaterland immer noch kein besseres Handbuch giebt, als des verstorbenen Dr. *J. J. Pfeifers* bekannte *Anweisung für Prediger und die es werden wollen*. Marburg, 1789.

Bey den in diesem Bande enthaltenen *praktischen Arbeiten* muss sich Rec. darauf beschränken, nur der vorzüglichsten unter ihnen kurz Erwähnung zu thun. *Des heil. Gregorius von Nazianz Rede von der Liebe der Armen*, übersetzt von Dr. *A. L. Chr. Heydenreich*, S. 30 f. und 187 ff. Die Übersetzung ist recht brav, und die Wahl des Gegenstandes unserem an Armen, die der Liebe bedürfen, reichen Zeitalter ganz gemäss. *Beichtrede, gehalten vor einer Anzahl studierender Jünglinge in Leipzig*, vom Diakonus M. *C. Chr. Fr. Siegel*, S. 72 f. Die Rede ist erwecklich, und hat schöne Stellen; doch ist der Ausdruck manchmal unbeholfen, z. B. S. 78: „Die Zeiten sind vorüber, wo man glaubte, eine gewisse äussere Sittenroheit — gehöre mit zu dem Wesen eines gründlich Gelehrten (wann hat man dieses je im Ernste geglaubt?). Aber dass dadurch (wodurch? dadurch, dass diese Zeiten vorüber sind?) dieser an sich so ehrwürdige Stand nicht an Achtung gewonnen, sondern verloren habe, bestätigt die Erfahrung unwiderleglich." Auch die oft gebrauchte Anrede: „*meine* Jünglinge" passt nicht. *Homiletische Blumenlese aus älteren deutschen Kanzelrednern*, von dem Hauptpastor an der St. Johanniskirche zu Lüneburg, *C. Genzken*. S. 404 f. Als ein nicht uninteressanter Beytrag zur Geschichte des Geschmacks im Predigen im 17ten Jahrhundert ist dieser Auszug aus *Joh. Guistorps* des Älteren Predigtsammlung: *Quatuor novissima, oder 55 Predigten* u. s. w., Rostock, 1629., gewiss eine willkommene Gabe. Es thut Noth, vielen unserer weichlichen Kanzelschwätzer, die sich und ihren Beruf herabsetzen, die etwas derbe, aber kräftige Sprache älterer Männer vom Fache, die sich und ihrem Berufe Achtung zu verschaffen wussten, zu Gemüthe zu führen, damit sie an ihnen, mit Vorsicht und Besonnenheit freylich, ein Beyspiel nehmen. Hr. P. *G.* fahre also mit solchen Mittheilungen fort. *Rede bey dem Amtsantritte des Hn. Prof. Dr. Dilthey*, von *Joh. Georg Zimmermann*, Direct. des Gymnasiums zu Darmstadt. S. 665 f. Eine kurze, aber recht gemüthliche, der Veranlassung völlig angemessene Rede, die Rec. mit grossem Vergnügen las, und die zum Belege dienen kann, mit wie vielem Grunde kürzlich die *Nationalzeitung* des Vfs. Vortrag ehrenvoll erwähnte. Auch die *Trauerrede* am Sarge des Sen. und Pfarrers *J. C. G. Lampert* in Lipprichhausen u. s. w., vom Dekan *Thomasius* von Uffenheim, S. 671 f., verdient alles Lob; sie spricht für den hohen Werth des Verstorbenen und die Gabe des Redners, ihn warm und lichtvoll zu schildern. Nur der häufig vorkommende Ausdruck: „*Hab' nur Verdienst!*" ist etwas Unbequemes, und wäre besser mit: „mache dich nur verdient," vertauscht. — Unter der Rubrik: *Historische Nachrichten*, enthält dieser ganze Band nur einen Aufsatz, nämlich: *Geschichtliche Über-*

ficht des evangel. lutherischen Kirchenwesens in dem ehemaligen Kurfürstenthum Pfalz, von Dr. *W. H. E. Schwarz*, evang. Stadtpfarrer zu Weinheim. S. 107 f. Gründlich, kurz und mit Angabe der benutzten Quellen und Hülfsmittel, erzählt der Vf. zuerst *die Geschichte der Gründung*, — und beschreibt alsdann die zeitherige *Verfassung* der evang. lutherischen Kirche in der ehemaligen Kurpfalz. „Aus Allem ergiebt sich (S. 118), wie streng presbyterianisch die Kirchenverfassung der kurpfälzischen Lutheraner war, weit mehr noch, als die der Reformirten. Auch sieht man hieraus, sowie aus dem Lutherischen Lehrbegriffe, der sich lediglich und fest an das Evangelium hält, dass es ganz und gar nicht im Princip des Lutherthums liege, dass seine Kirche eine *Episkopalverfassung* haben müsse." Aber widerspricht denn dieser Verfassung so geradehin das *Evangelium?* (s. Actor. 20, 28. 1 Tim. 3, 1 ff.), und würde die protestantische Kirche an Kraft und Ansehen, über dessen immer tieferes Sinken man so oft und laut klagen hört, verlieren oder gewinnen durch allgemeine Einführung dieser Verfassung? (s. Dänemark, Schweden, England u. s. w.) — Rec. billigt sehr die, zufolge einer Nachricht auf dem Umschlage des Februarstückes getroffene, Veränderung, nach welcher der würdige Herausgeber die *historischen Nachrichten* künftig nicht mehr in dieser *Monatsschrift*, sondern in seiner allgemein beliebten *Kirchenzeitung*, wohin sie eigentlich gehören, mittheilen will. Noch lieber wäre es vielleicht mehreren Lesern, wenn auch die *Recensionen*, deren dieser Band allein 51 enthält, und die grossentheils von den Verfassern der recensirten Schriften selbst geschrieben, folglich nur *Relationen* sind, keinen zu grossen Raum einnähmen. Giebt es doch der eigentlichen kritischen Blätter ohnehin schon so viele; und mehr Vertrauen hat man doch gewöhnlich zu Anzeigen, welche von Fremden, als zu solchen, die von den Verfassern selbst herrühren.

d. K—s ven.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck, in Commiss. b. v. Rohden: *Das Schicksal des Kirchen-Eigenthums der jetzt darbenden Kirchen in Mecklenburg.* Eine historische Erörterung und Herzenserleichterung, mit Bemerkungen über kirchliche Gesetzgebung, Richtersprüche in unseren Kirchenprocessen, und Patronatspflichten, vom Pastor *Walter* zu Dietrichshagen, nebst Nachtrag aus Acten. 1822. 72 S. 8. (7 gr.)

Als nach den Jahren 1558 und 1550 auf den Landtagen zu Parchim und Sternberg der Übertritt der Mecklenburgischen Lande zur Lutherischen Kirche beschlossen worden war, gingen viele von den geistlichen Stiftungen jener Lande, die noch zur Zeit der Reformation die grössten in Deutschland waren, durch Secularisation zur fürstlichen Kammer über, ob diese gleich mit einer früheren Verordnung des Herzoges Albrecht von 1532 im Widerspruch stand. Nicht lange darauf trugen die Mecklenburgischen Stände darauf an, dass die noch übrigen Klöster und Kirchengüter ihnen, *pleno jure et dispositione*, ohne Vorbehalt, für ihre Kinder, Freundinnen und Nachkommen überlassen werden möchten; und da sich die damaligen Herzöge, Johann Albrecht und Ulrich, in einer Geldverlegenheit befanden, und die Stände unter keiner anderen Bedingung Hülfe leisten wollten: so sahen sich die Herzoge genöthigt, jenem Antrage zu willfahren, jedoch mit der ausdrücklichen Beschränkung, dass in den an die Stände abgetretenen Klöstern die Auferziehung inländischer Jungfrauen, die sich in dieselben begeben wollten, besorgt werden solle. Die Landesherren empfingen dagegen eine Summe von 400,000 Gulden, die auf dem Wege einer ausserordentlichen, auf alle Landeseinwohner sich erstreckenden, Contribution aufgebracht werden musste. Anstatt aber jene auf diese Art erhandelten Klöster, der landesherrlichen Absicht gemäss, wirklich als Anstalten der christlichen Erziehung für inländische Jungfrauen (ohne Unterschied des Standes) zu betrachten, prätendirte der Mecklenburgische *Adel* den Besitz und Genuss jener Stiftungen für sich und seine Familien fortwährend allein; und, obgleich im J. 1793 in einem herzoglichen Rescripte den Landständen ausdrücklich eröffnet worden war, „dass es dem Landesfürsten nicht gleichgültig bleiben könne, wenn ein *Theil der Landstände*, und das nicht einmal, sondern, wenn *gewisse adelige Familien*, die Klöster, welche für *alle* inländische Jungfrauen bestimmt sind, sich *allein* zueignen, und sogar die Fähigkeit dazu, ohne Vorwissen des Fürsten, an Andere für sich und ihre Erben weiter verkaufen": so befindet sich doch die Ritterschaft noch jetzt mit ihren Kindern und Freundinnen im vollesten Genusse derselben. So haben die Mecklenburgischen Kirchen ihr rechtmässiges Eigenthum verloren, und werden sogar seit drey Decennien, so oft das Kirchenärarium zu den nothwendigen geistlichen Bauten nicht ausreicht, in kostspielige Processe verwickelt, welche zwischen den Kirchenpatronen und den Eingepfarrten über die, durch keine ausreichende Gesetzgebung bestimmte, Rechtsfrage: wer die Kosten zum Bau bestreiten solle, geführt werden. Auf einem im J. 1821 gehaltenen Landtage sollten diese unglücklichen Verhältnisse, einem an die Stände von Seiten des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin und des Grossherzogs von Mecklenburg-Strelitz geschehenen Antrage gemäss, durch bestimmte Gesetze, geschlichtet werden — aber — *die Stände verwarfen diesen Antrag!* Der Herausgeber der vorliegenden Schrift fühlte sich durch redlichen Eifer für die grosse und heilige Angelegenheit der Kirche verpflichtet und getrieben, jene Thatsachen ausführlicher im Zusammenhange zu berichten, und seine Klagen über die Ungerechtigkeiten, die man sich gegen das Eigenthum der Mecklenburgischen Kirchen erlaubt hat, und über das fortwährende Widerstreben gegen die preiswürdigen Absichten der Regierung,

welche offenbar das Beste der Kirche will, laut werden zu lassen. In einer kräftigen und würdevollen Sprache legt der Vf. den Mecklenburgischen Landständen ihre Pflicht an das Herz, die von den Vorfahren begangenen Fehler zu verbessern, und für die unverschuldet darbenden Kirchen zu sorgen, nicht durch Restituirung der Kirchengüter, als solcher (denn ihre Herausgabe würde den Ruin des ganzen Staats-Finanzwesens nach sich ziehen), sondern durch Bereitwilligkeit, ein Gesetz zu entwerfen, welches bestimmt und positiv entscheide, wovon und von wem die geistlichen Gebäude künftig gebaut und erhalten werden sollen. Mit wahrer Theilnahme hat Rec. sowohl diese Auffoderung, als andere, von dem sehr unterrichteten Vf. beygefügte, auf dem Titel angekündigte, Bemerkungen und Erörterungen gelesen, und wünscht von Herzen, dass das Resultat des in diesem Jahre bevorstehenden Landtages, auf welchem jene grosse Angelegenheit wieder zur Sprache kommen soll, günstiger für die Mecklenburgischen Kirchen ausfallen, und die versammelten Landstände zu Herzen nehmen mögen, was von dem Vf. so eindringend gesagt worden ist; damit nicht ein ferneres Darben der Mecklenburgischen Kirchen zu einem neuen traurigen Beweise diene, wie häufig die besten und wohlthätigsten Absichten unserer Regenten durch den Adel gehindert und erschwert werden.

St.

FRANKFURT a. M., b. Boselli: *Erstes Sprach- und Lese-Buch für den Schul- und Haus-Gebrauch.* Von *Georg Born.* 1821. XVI u. 125 S. 8. (10 gr.)

Dass obiges Sprach- und Lese-Buch sowohl in der Anordnung des Stoffes, als auch in der Wortschreibung, von den gewöhnlichen Büchern dieser Art abweiche, ist allerdings richtig; indessen möchte ihm dieses vielleicht nicht zur Empfehlung dienen. Was die Wortschreibung betrifft: so erwartet der Vf. selbst nicht, dass diese oder eine der seinigen ähnliche neue Wortschreibung jetzt, wie der Zustand der Sprachbildung und des Sprachsinnes ist, angenommen und ausgeführt werden könne; er will vielmehr dadurch nur zum Nachdenken über diese und die gewöhnliche Schreibung, zum Nachschlagen in alten und neuen Sprachschriften, veranlassen, und dazu beytragen, dass die herrschende, fast unveränderliche Schreibung wieder beweglich, wandelbar, und der Gedanke allgemeiner werde; eine lebendige Ursprache, wie die deutsche ist, müsse sich auch im Allgemeinen, wie im Besonderen — der Wortschreibung — fortbilden, sie müsse nach einem, wenn auch nie erreichbaren, Ziele streben, und dieses sey nicht möglich, wo träge, feste Ruhe herrsche. Auch wollte er dadurch bey denen, die das Bessere kennen, und ihm Sprach-Allgemeinheit wünschen, durch das gutgemeinte Beyspiel zur That ermuntern, und den würdigen „Teutschsprach-Forschern" zeigen, dass der gute Wille, ihre sprachgemässen Vorschläge ins Leben einzuführen, bey Einzelnen nicht fehle. — Rec. hat gegen diese Absicht des Vfs. nichts einzuwenden, ist aber der Meinung, dass in einem, Kindern gewidmeten Lesebuche diese ihn am allerwenigsten hätte leiten sollen. In einem solchen Buche, glaubt er, muss man dem Herkömmlichen so lange treu bleiben, als das Abweichende und Ungewöhnliche noch nicht von der Mehrzahl der besten Sprachforscher für das Bessere erkannt, oder wenigstens durch einleuchtende und unwiderlegliche Gründe als solches dargethan worden ist. Nur in dem Falle würde er dem Vf. eines solchen Buches die Abweichung von dem Gewöhnlichen verstatten, wenn dadurch den Kindern der schwere Anfang durch eine natur- und lautgemässere Schreibung erleichtert wird. So billigt er es z. B. recht sehr, dass *ch* oder *c* mit *k* oder *z*, *qu* mit *kw*, *x* mit *ks*, *y* mit *i*, *ph* mit *f*, vertauscht worden sind. Erst wenn die Kinder in ihrem Lesebuche lesen gelernt haben, kann man sie auf das Schwerere aufmerksam machen, was sie nun leichter lernen werden, als wenn man sie gleich vom Anfange an damit quält. — Dagegen kann er nicht damit zufrieden seyn, dass *ss* ganz verbannt worden ist, und z nur vor dem Grundlaute stehen geblieben, nach demselben aber durch *ts*, und in wenigen Fällen durch *ds* ersetzt worden ist, weil sich davon keine Erleichterung für die Kinder erwarten lässt, und den Lehrern, die manches Wort, wie es von dem Vf. geschrieben ist, nur mit Mühe wiedererkennen dürften, die Sache erschwert wird. — In Ansehung des Stoffes unterscheidet sich dieses Lesebuch von ähnlichen Schriften dadurch, dass es lauter einzelne Wörter, die unter die Rubriken: I. Lautlehre, II. Sylbenlehre, III. Wörterlehre, vertheilt sind, enthält, worin jedoch der Vf. schon manche Vorgänger hat. Wir können diess aber für keinen unterhaltenden Stoff halten, der Kindern, die doch, wenn sie angehalten werden, vier- bis fünfsylbige, oft sehr schwere Wörter herzulesen, schon etwas im Lesen geübt seyn müssen, Lust zum Lesen erwecken könnte. — In einem Anhange von S. 123 an giebt der Vf. davon Nachricht, in wiefern die Wortschreibung in diesem Buche von der gewöhnlichen abweiche, und nach welchen Grundsätzen er dabey verfahren sey. — Sehr viele selbstgebildete, oder wenigstens durchaus ungewöhnliche Wörter kommen auch vor, die schwerlich alle allgemeinen Beyfall finden dürften. — Übrigens legt der Vf. eine sehr ausgebreitete Belesenheit in sprachwissenschaftlichen Schriften in dem Vorworte an den Tag.

† — m — †.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 2 3.

MEDICIN.

Züllichau, in der Darnmann'schen Buchhandl.: *Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunst.* Herausgegeben von *J. J. Kausch*, Dr. der Arzneywissenschaft, Mag. der Weltweisheit, Regierungs- u. Medicinal-Rath bey der K. Preuss. Liegnitzischen Regierung von Schlesien u. s. w. Erstes Bändchen. Mit einem Kupfer. 1813. XXVI u. 250 S. Zweytes Bändchen. 1818. VIII u. 323 S. Drittes Bändchen. Nebst zwey illuminirten Kupfertafeln. 1819. IV u. 344 S. 8.

Dieses Unternehmen des durch mehrere Werke, besonders durch die schätzbare Zeitschrift: *Geist und Kritik*, rühmlichst bekannten Vfs. wird auf den allgemeinen Beyfall der Ärzte rechnen können. Hr. *K.* benutzte die günstige Gelegenheit, welche ihm seine Stelle als Regierungs- und Medicinal-Rath bey der Preuss. Liegnitzischen Regierung von Schlesien zur Sammlung einer grossen Masse von Erfahrungen darbot, um das Denkwürdigste, das sich im Gebiete der Medicin, Chirurgie, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunde ergab, in diesen Memorabilien niederzulegen. Und es wäre sehr zu wünschen, dass alle diejenigen Ärzte, welchen ihre Stelle eine gleich günstige Gelegenheit zur Sammlung der wichtigsten Beobachtungen und interessantesten Thatsachen an die Hand giebt, dieselben mit gleich lobenswürdigem Eifer zum Besten unserer Wissenschaft benutzen möchten. Wie vieles Interessante mag durch die Indolenz solcher Männer, welche als Chefs im Medicinalsache noch ungleich grösseren Provinzen vorstehen, für unsere Kunst und Wissenschaft verloren gehen!

Über den Zweck dieser Memorabilien sagt der verdienstvolle Vf. in der Vorrede: Alles Merkwürdige, was in den 26 Kreisen des Liegnitzischen Regierungsdepartements, von einer Menschenzahl von mehr, als sechsmal hundert tausend Seelen, sowohl in einigen vierzig Städten, als auf dem platten Lande, in allen Zweigen des Medicinalwesens zum Vorschein kommt, gelangt in der Regel zur Wissenschaft des Vfs. Es geht mithin in einem Zeitraume von einem Jahre eine so bedeutende Summe medicinischer und chirurgischer Erfahrungen von mehr, als siebzig Ärzten und einigen hundert Wundärzten, durch seine Hände, dass er schon dadurch allein in Stand gesetzt wäre, dem Publicum von Zeit zu Zeit ein seiner Aufmerksamkeit nicht unwerthes Convolut von Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Heilkunde vorzulegen. — Stehende Artikel in dieser Zeitschrift sind alle Memorabilien, welche die äussere und innere Praxis darbietet, die wichtigsten Vorfälle im Gebiete der Medicinalpolizey, der gerichtlichen Medicin und der Thierheilkunde. Ausser dieser so reichhaltigen Quelle, verspricht der Herausgeber auch noch interessante Beyträge auswärtiger Ärzte mitzutheilen.

Eine in diesem Sinne angelegte Zeitschrift kann begreiflicher Weise nur eine praktische Tendenz haben, und es würde ihrem eigentlichen Zwecke geradezu widersprechen, wenn der höheren Speculation dabey ein grösserer Spielraum eingeräumt würde. Hr. *K.* hätte es sich daher wohl ersparen können, gegen die Aufnahme rein theoretischer Abhandlungen und des Gebrauches der naturphilosophischen Sprache sich feyerlichst zu verwahren, nachdem er die rein praktische Tendenz dieser Memorabilien so bestimmt ausgesprochen hat. Wir sehen wenigstens nicht ein, wie bey Abhandlungen über Viehseuchen, bey Mittheilung einzelner medicinisch-chirurgischer Beobachtungen und gerichtlicher Fälle, ohne die Sache lächerlich zu machen, eine naturphilosophische Bearbeitung denkbar gewesen wäre. Hr. *K.* eifert bey dieser Gelegenheit sehr gegen alle Speculation und die sogenannte naturphilosophische Sprache, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man sein hier abgelegtes Glaubensbekenntniss über die neuere Philosophie und ihre Anwendung in der Medicin gelesen hat. Für Hn. *K.* giebt es nämlich nur eine *Erfahrungsphilosophie*, über deren hohen Werth er sich sogar poetisch ausgesprochen hat; alle anderen philosophischen Systeme erklärt er für gehaltlos, besonders in Beziehung auf die Medicin. Es ist hier nicht der Ort, deshalb mit dem Herausg. zu streiten; soviel scheint jedoch unleugbar, dass, obgleich Hr. *K.*, wie er S. XVII versichert, viele philosophische Systeme studirt hat, er doch in den Geist derselben nicht tief eingedrungen seyn mag; sonst würde er die eigentliche Beziehung der Philosophie zur Natur — zur Medicin, richtiger zu deuten wissen, und es wohl einsehen, dass dasjenige, was er Erfahrungsphilosophie nennt, den Namen der Philosophie gar nicht verdiene. — Übrigens wollen wir hiemit keines-

weges Hn. *K's.* Tendenz verdächtig machen; wir ehren vielmehr sein Bestreben, die Medicin auf dem Wege der reinen Beobachtung zu bereichern, und erkennen vollkommen das Verdienstliche seines Unternehmens an. Nur darin können wir mit ihm nicht übereinstimmen, dass von höherer Speculation, von der Philosophie überhaupt, keine Rede in der Medicin seyn soll. Diess hiesse, die Heilkunde ihres schönsten Schmuckes berauben, und sie dann verdammen, ewig auf den Namen einer Wissenschaft Verzicht zu leisten. Denn die höheren Principien der Heilkunde können doch immer nur aus einer ächten Philosophie der Natur entlehnt werden. Zu dieser Einseitigkeit des Urtheils scheint der Vf. theils durch die Missgriffe überspannter Anhänger der Naturphilosophie, theils durch die nicht erlangte klare Einsicht des Wesens der neueren Philosophie, verleitet worden zu seyn.

Dieser erste Band der Memorabilien enthält besonders in medicinisch-chirurgischer Hinsicht viele interessante Beyträge. Wir werden den Inhalt der einzelnen Aufsätze kurz mittheilen, um die Ärzte auf diese Zeitschrift, von welcher in jedem Jahre zwey bis drey Hefte erscheinen sollen, aufmerksam zu machen.

I. *Ein für unheilbar erklärter Knochenfrass mit hektischem Fieber, bey welchem die Operation des Gliedes als einziger Ausweg erklärt worden, glücklich ohne jene Operation geheilt*, von Hn. Stadtphysicus Dr. *Sturm* zu Herrnstadt. In diesem fast verzweifelten Falle, wo die *Caries* bereits so grosse Fortschritte gemacht hatte, und die Amputation des leidenden Schenkels das einzige Rettungsmittel schien, leistete die Phosphorsäure die heilsamste Wirkung. Hr. *Sturm* gab dieses Mittel Anfangs zu einer halben, dann zu anderthalb Drachmen in einem Chinainfusum, worauf die ausfliessende Jauche bald ein besseres Ansehen gewann. Die Fistelgänge wurden mit einem *Decoct. Cort. Peruvian.* und *Acid. Phosphor.* eingespritzt. Zugleich erhielt der Kranke innerlich die *Asa foetida* mit *Extr. Dulcam.* in Pillenform, wodurch der Zustand gleichfalls sehr verbessert wurde. Rec. scheint es jedoch, dass in diesem, fast rettungslos scheinenden, Falle die Anwendung der China und eine nahrhafte Diät wohl ebenso viel zur Heilung des Kranken beygetragen haben könne, als die Phosphorsäure. Immer aber beweist dieser Fall, wie viel die Heilkraft der Natur auch da noch vermag, wo nach den gewöhnlichen Berechnungen die Heilung kaum zu erwarten ist. In sofern verdient auch die zweyte, von demselben Vf. mitgetheilte, Beobachtung alle Aufmerksamkeit.

III. *Merkwürdige Geschichte der Krankheit und Heilung eines Opisthotonus bey einem zwanzigjährigen Mädchen*, von Hn. Kreisphysicus Dr. *Beling* zu Liegnitz. Interessant wegen der Heftigkeit der sich darstellenden Krampfzufälle und der Heilung dieses, vorzüglich durch starken Blutverlust entstandenen Übels. Der Anfall begann gewöhnlich mit Lachen; je stärker dieses war, desto stärker und anhaltender war der Anfall. Bald nach diesem verlor sich das Bewusstseyn, und der Körper wurde rückwärts zusammengebogen. Bey einem heftigen Paroxysmus wurde die Kranke von ihrem, auf der Erde befindlichen, Lager beynahe bis an die Decke der vier Ellen hohen Stube in die Höhe gehoben. Der Vf. wendete gegen diesen heftigen Krampf fast alle bekannten *Antispasmodica* fruchtlos an. Endlich wich derselbe der *Stützischen* Methode. Auf den Gebrauch eines warmen Bades, welchem 8 Unzen *Liquor Kali caust.* beygemischt waren, blieb der Anfall sogleich 4 Stunden aus. Innerlich erhielt die Kranke abwechselnd alle Stunden 15 Tropfen *Liquor Kali carbonic.* und 1 bis 6 Tropfen Opiumtinctur. In dieser Verbindung zeigte sich der Mohnsaft in einer geringen Gabe ungleich heilsamer, als bey seiner Anwendung zu 40 Tropfen *p. g.* — Diese Beobachtung spricht für die Wirksamkeit der *Stützischen* Methode um so mehr, da die kräftigsten Mittel ohne allen Erfolg angewendet worden waren. — IV. *Heilung einer Fractura Cranii, ohne Wegnahme des abgebrochenen Knochenstückes, und ohne Trepanation*, von *Ebendemselben.* Lesenswerth, wegen der Heilung eines durch äussere Gewalt erzeugten beträchtlichen Knochenbruches, ohne alle Mitwirkung der Kunst, durch alleinige Heilkraft der Natur. — V. *Erfahrungen über den Gebrauch des Arseniks gegen Wechselfieber.* Von Hn. Kreisphysicus Dr. *Reche* zu Cosel. Der Vf. wendete die *Heim*'sche Solution in mehreren Fällen des zu Cosel endemisch herrschenden Wechselfiebers an. In drey Fällen gelang die Heilung vollkommen, dagegen versagte das Mittel bey vierzig ähnlichen Kranken seine Dienste. Auch bemerkte der Vf., sowie mehrere Militärärzte, dass auf den Gebrauch jener Arseniksolution sehr häufig Cardialgie und Colikschmerzen erfolgten. — Rec., welcher der unbedingten Anwendung des Arseniks in Wechselfiebern keineswegs das Wort reden mag, und nur in hartnäckigen Fällen von diesem Mittel Gebrauch macht, sah niemals jene Nebenwirkungen davon. — VI. *Die Wirksamkeit der Flinsberger Mineralquelle in Schlesien.* Von Hn. Dr. *Georgy*, Brunnenarzte zu Flinsberg. Durch eine Reihe von Beobachtungen, das Resultat einer siebenjährigen Erfahrung, sucht der Vf. darzuthun, dass der Gebrauch des Bades zu Flinsberg in allen Krankheiten, welche auf Schwäche und Schlaffheit der festen Theile beruhen, besonders bey Schwäche der Verdauungsorgane, Lähmung, Anomalieen der Menstruation, vorzüglich heilsam sey. — VII. *Beobachtung über die Wirksamkeit der Arnicablumen bey einer Brusterschütterung.* Von Hn. Regimentschirurg *Hagen* zu Liegnitz. Die *Arnica* geniesst schon lange eine verdiente Reputation bey manchen Fällen von Kopferschütterung. Die hier mitgetheilte Beobachtung sucht ihre wohlthätige Wirkung bey Erschütterung der Brust zu erweisen. Da im gegenwärtigen vorliegenden Falle nebst den Arnicablumen noch andere sehr wirksame Mittel, *Spirit. Sulph. aeth.*, Opiumtinctur und eine Venaesection, angewendet wurden: so kann man keine sichere Folgerung hieraus

nischen. VIII. *Eine Bruchoperation*; von *Ebendemselben*. Die Operation bot, wegen der knorpeligen Beschaffenheit des Bruchsackes, welcher fest mit dem Darme verwachsen war, viele Schwierigkeiten dar. Erst acht Tage nach der Operation erfolgte die Heilung vollkommen, nachdem sich in der Inguinalgegend ein Abscess gebildet hatte. — *Miscellen. Erste und zweyte Sammlung.* Unter dieser Rubrik werden kurze praktische Notizen mitgetheilt. Wir machen vorzüglich auf ein vom Hn. Medicinalrath *Kausch* empfohlenes Mittel gegen Podagra und alte, fixirte, nicht hitzige Rheumatismen, welche zuletzt gern in Lähmung des Gliedes übergehen, aufmerksam. Es sind dieses die heissen Sandbäder; ihre Gebrauchsart ist folgende: Die Füsse werden in vier- bis sechsfache Leinwand eingeschlagen, zu dreyviertel, auch wohl eine ganze Stunde, in einer Wanne mit sehr heissem Sande um und um bedeckt, damit sie, und auch wohl der ganze Körper, darauf schwitzen. Die beste Zeit der Anwendung ist kurz vor dem Schlafengehen. — X. *Kurze Geschichte des Falles der, in der ersten und zweyten Sammlung der Miscellen angeführten, Pseudo-Organisationen des Darmcanals*, vom Regierungsrath Dr. *Kausch*. Eine sehr interessante Beobachtung. Der 52jährige Kranke litt von jeher an einem Husten, dessen Natur nicht ergründet werden konnte. Hiezu gesellten sich hypochondrische Beschwerden, mit grosser Spannung des Unterleibes, welche allmählich sehr an Heftigkeit zunahmen, und sich mit Ohnmachten verbanden. Jetzt machte man die Bemerkung, dass Pseudoorganisationen durch den Stuhl abgingen, welche sich als breite Häute, hohle, grosse Kanalstücke in der Dicke eines dünnen Darms, mit und ohne kleine Röhren, und korallenartige Gewächse mit mancherley Ramificationen, darstellten. Hr. *K.* ist geneigt, diese Pseudoorganisationen für plastische Erzeugnisse anzusehen, die sich auf den Mangel der nicht fliessenden Hämorrhoiden gründen, und vicarirend für dieselben in Bildungen jener Lymphe, die neben dem Blute der Goldaderfluss fortzuschaffen pflegt, hervortreten. — XI. *Actenmässige Geschichte der Rinderpest, welche im Herbste* 1811 *im Liegnitzischen Regierungsdepartement von Schlesien geherrscht hat. Von Ebendemselben.* Ein lesenswerther Aufsatz, in welchem der gelehrte Vf. seine reichen Erfahrungen, sowohl über die Rinderpest, als auch über einige andere Arten von Viehseuchen, niedergelegt hat. Besonders das über die charakteristischen Erscheinungen des Milzbrandes, der Löserdürre, der Lungenfäule und der Klauenseuche Gesagte verdient die grösste Aufmerksamkeit der Thierärzte und Physiker. Das von Hn. *K.* beobachtete Verfahren, um dem Weiterumsichgreifen der Epizootieen Einhalt zu thun, ist als ein nachahmungswürdiges Muster zu empfehlen. Wir stimmen ganz mit Hn. *K.* in das Lob der Keule, als des zweckmässigsten und sichersten Unterdrückungs- und Abkürzungs-Mittels gefahrdrohender Viehseuchen, ein. „Noch nie, sagt der Vf. S. 88, hat die Keule einen solchen Triumph gefeyert, als in der Rinderpest, von welcher hier die Rede ist. Vier und zwanzig Ortschaften waren in sieben Kreisen ergriffen; das Übel fing im Anfange des Octobers an; an den meisten Orten war es nach dem ersten Todtschlagen unterdrückt; an einigen kamen indess noch Nachträge zum Vorschein, welche die zweyte Anwendung des Todtschlagens nothwendig machten. An einigen anderen Orten fiel diese Operation hinweg, weil bey einem oder zwey Stücken des ganzen Viehbestandes der Tod dieser Massregel zuvorkam. — In zwey Vorwerken sind 106 Stück crepirt, weil die Keule nicht zur Unterdrückung des Übels in Anwendung kommen konnte; in 15 Dörfern hat sie indess das Übel siegreich unterdrückt. Es sind in diesen 15 Dörfern (es ist fast unglaublich) nicht mehr, als 86 Stück crepirt. — Mit der Keule sind ausser 54 kranken Stücken in Allem nur 79 Stück zur Unterdrückung des Übels getödtet worden. — Einen so glänzenden Erfolg hat die Thierheilkunde bisher sich noch vergebens bemüht, in der Rinderpest im Grossen aufzustellen. Ausser den Kriegszeiten, und ausser dem Falle, dass das Übel eine Stadt betrifft, wo oft sehr grosse Schwierigkeiten von mancherley Art den zu nehmenden Massregeln in den Weg treten, hat man sich bey einer gut ausgeführten Polizey, und bey der gehörigen Unterstützung sachkundiger Sanitätsbeamten, gar nicht mehr so sehr vor diesem Übel zu fürchten. — Der Totalverlust, sowohl in den zwey Vorwerken, die 106 Stück allein verloren, als in den 16 Dörfern, wo die Keule das Übel besiegte, wie auch in jenen Ortschaften, wo man ihrer weiter nicht bedurfte, beträgt in allen 24 von der Seuche ergriffenen Ortschaften nicht mehr, als 352 Stück. Wie oft habe ich nicht gesehen, dass fast ein einziger Ort so viel durch die Rinderpest verloren hat, als hier in 24 Dörfern darauf gegangen sind." — Dieses Resultat der von Hn. *K.* gegen eine gefährliche Viehseuche mit so vielem Glücke angewendeten Methode verdient unstreitig die Aufmerksamkeit aller Regierungen. — XII. *Über die Schädlichkeit des Wassers aus kupfernen Ofentöpfen.* Von *Ebendemselben.* Mit dem Motto: *Mors in olla.* — XIII. *Merkwürdige Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen, welcher zweymal durch Mercurialpräparate geheilt wurde.* Von Hn. Kreisphysicus D. *Beling* zu Liegnitz. Interessant wegen der genauen und anschaulichen Darlegung dieses Falles, und der merkwürdigen Erscheinungen, welche sich bey den verschiedenen Ausbrüchen des Wahnsinns ergaben. In beiden Paroxysmen, deren letzterer sich besonders als ausgebildete Manie darstellte, wurde das Quecksilber längere Zeit hindurch in starken Gaben mit dem besten Erfolge angewendet, ohne jedoch einen Speichelfluss zu erzeugen. Die Erfahrung lehrt dasselbe von mehreren Krankheiten, bey welchen sich das Quecksilber als der bestimmte Gegensatz erweist, z. B. bey der *Hepatitis*, dem Croup. Aus dieser Thatsache lässt sich schliessen, dass, wenn auf die Anwendung des Mercurs Speichelfluss eintritt, dieses Mittel nicht wahrhaft indicirt war, oder in verhältnissmässig grossen Gaben gereicht wurde. Wo das Quecksilber in ei-

nur geringen Gabe sogleich Salivation erregte, war das Mittel sicher contraindicirt. — XIV. *Miscellen. Dritte und vierte Sammlung.* Keines Auszugs fähig. — XVI. *Ein Todesfall auf sehr geringe Veranlassung. Actenmäſsige Geschichtserzählung zur besseren Einsicht der Obduction.* Der erfolgte Tod wird von der durch einen Fall erzeugten Hirnerschütterung und einem dadurch entstandenen Extravasat ganz richtig abgeleitet. Der heftige Zustand der Betrunkenheit spielte dabey unstreitig eine sehr wichtige Rolle. — XVII. *Miscellen. Fünfte Sammlung.* Mit besonderem Interesse lesen wir hier, dass der berühmte Sänger der Gesundbrunnen, Hr. D. *Neubek*, Kreisphysikus zu Steinau, sich mit Ruf der Behandlung der Gemüthskrankheiten unterzieht. In einem Falle von Wahnsinn leistete demselben die *Tinct. Stramonii* sehr heilsame Dienste. Es wurde mit zwey Tropfen dieser Tinctur angefangen, und bis auf 25 Tropfen gestiegen. Gleich auf die erste Abendgabe erfolgte der seit drey Wochen ausgebliebene Schlaf. Die Tobsucht nahm von Stunde zu Stunde ab, es traten *lucida intervalla* ein; bey Erhöhung der Gabe erfolgte Speichelfluss. Bey einem *Maniacus*, welcher sich schon über ein halbes Jahr in diesem Zustande befand, wurde die von Hn. Dr. *Neubek* sonst so wirksam befundene Eiskappe ohne günstigen Erfolg angewendet. Hieraus zieht der Vf. den Schluss, dass nur in einem acuten Zustande des Seelenorgans, bey örtlicher Vollblütigkeit, und zwar gleich anfänglich, ein guter Erfolg von der Anwendung der Eiskappe, sowie der antiphlogistischen Mittel überhaupt, zu erwarten seyn möchte. Wir stimmen darin ganz mit Hn. Dr. *Neubek* überein, indem wir die Überzeugung hegen, dass bey *Maniacis* nur in der ersten Periode die kühlenden Mittel indicirt und hülfreich sind. Denn obgleich auch in dem späteren Zeitraume der Manie Congestion des Blutes nach dem Kopfe, und eine gesteigerte Activität des Blutsystems, vorhanden seyn, und diese Krankheit dadurch zum Theil ihren besonderen Charakter erhalten mag: so hat man sich von der antiphlogistischen Methode doch nur wenig zu versprechen, da alsdann meistens schon solche Veränderungen in dem Gehirne selbst eingetreten sind, welche jeder Heilmethode trotzen. Daher die gewöhnliche Unheilbarkeit der Manie, nach einer längeren Dauer dieses Übels. Zur Abwendung dieses schlimmen Zustandes, und zur sichereren Heilung desselben, hält Rec. die eingreifendere Anwendung der antiphlogistischen Methode in dem ersten Zeitraume vor Allem für nothwendig, jedoch reiner und energischer benutzt, als es bisher gewöhnlich war. — XVIII. *Über Frühlingscuren und einige herrschende Fehler und Vorurtheile bey Brunnen- und Bade-Anstalten.* Von dem *Herausgeber.* Der Vf. nimmt hier die von den Brownianern mit Unrecht verdrängten Frühlingscuren in Schutz. Als Präservativmittel gegen manche Krankheitszustände, denen eine Veränderung in den Säften zum Grunde zu liegen scheint, verdienen die Frühlingscuren unstreitig eine nicht unwichtige Stelle in unserer Therapie. Der Vf. verdient Dank, die Ärzte neuerdings auf diesen zum Theil sehr vernachlässigten Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben; nur wäre eine erschöpfendere Bearbeitung desselben zu wünschen gewesen. — XIX. *Äusserst merkwürdiger Verlauf einer Milzbrandepizootie.* Von Hn. Kreisphysicus Dr. *Beling* zu Liegnitz. Es würde zu weit führen, in die Details dieses, für die Thierheilkunde sehr interessanten Aufsatzes tiefer einzugehen. Für die Diagnostik des Milzbrandes enthält derselbe viele beherzigungswerthe Bemerkungen. Die Krankheit befiel sowohl das Rindvieh, als auch die Pferde; bey den Sectionen zeigte sich fast überall eine angelaufene Milz, welche eine faule Jauche enthielt; Entzündung des Magens, brandiger Zustand der Lungen, und das von Hn. *Kausch* angegebene charakteristische Zeichen: das gelbe Wasser im Unterleibe, und die gelben Geschwülste sowohl an den äusseren, als in den inneren Theilen. Die constante Gegenwart dieser gelben Geschwülste bey dem Milzbrande geben der von Hn. *K.* geäusserten Hypothese allerdings einige Wahrscheinlichkeit, dass das Wesen dieser Krankheit als eine Brandbeule, ein Anthrax, anzusehen sey. Hievon aber abgesehen, charakterisirt sich der Milzbrand, bey Erwägung des Ganges der Krankheit und der sich durch die Sectionen ergebenden Resultate, als eine heftige Entzündung mehrerer wichtiger Organe, welche die Tendenz zur Gangräne besitzt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, in der Hinrichs'schen Buchhandlung: *Kurzes Lehrbuch der Geschichte des Königreichs Sachsen*, für den Vortrag derselben auf Lyceen und besseren Erziehungsanstalten, von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ordentl. Lehrer der Staatswissenschaften auf der Universität Leipzig. Neue, bis zum Ende des Jahres 1822 fortgeführte, Ausgabe. 1823. X u. 130 S. 8. (8 gr.) Die Recension der ersten Ausgabe f. Jen. A. L. Z. 1810. No. 165.

Frankfurt a. M., in der Andreäischen Buchhandlung: *Öffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten*, von *Johann Ludwig Klüber*. Erste Abtheilung, enthaltend die Einleitung und das öffentliche Recht des Bundes. Zweyte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1822. XVI u. 936 S. 8. (4 Rthlr.) Die Recension der ersten Auflage f. Jen. A. L. Z. 1820. No. 1 ff.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

Züllichau, in der Darnmann'schen Buchhandlung: *Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneywissenschaft und Thierheilkunst.* Herausgegeben von J. J. *Kausch* u. s. w. I — III Bd.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

XX. *Über die Ursache und Maskirung rheumatischer Krankheiten.* Von dem *Herausgeber.* Obgleich Hr. *K.* diesen Gegenstand nicht erschöpfend abgehandelt hat: so finden sich hier doch manche interessante Andeutungen über diese, für die praktische Heilkunde nicht unwichtige Materie. — Die Frequenz der katarrhalisch-rheumatischen Leiden in unseren Tagen ist, nach der Versicherung des Vfs., so gross, ihr Einfluss auf den Charakter der Krankheitsconstitution so bedeutend, dass man den pathologischen Genius unserer Zeit mit Recht als rheumatisch-katarrhalisch bezeichnen könne. Diese grosse Frequenz, besonders der rheumatischen Affectionen, ist neuerdings von einigen unserer vorzüglichsten Ärzte anerkannt, und ihre Ursachen sind sehr verschiedenartig bestimmt worden. Die von Mehreren angenommene Schwäche der jetzigen Menschheit, welche auch unser Vf. für die wirksamste Ursache dieses Zustandes anzusehen geneigt ist, möchte zur Erklärung dieses Phänomens kaum genügen. Dagegen scheint die Behauptung mehrerer Ärzte und Naturforscher grosse Aufmerksamkeit zu verdienen, und jenes Phänomen weit ungezwungener zu erklären, dass seit einigen Decennien eine merkbare planetarische Veränderung, besonders in Beziehung der Sonne zu unserer Erde, eingetreten, und dadurch eine ungünstige, die Erzeugung rheumatischer Leiden begünstigende, atmosphärische Beschaffenheit bewirkt worden sey. Die nächste Ursache des Rheumatismus setzt Hr. *K.* in die verminderte Entwickelung des Wärmestoffs, im Verhältniss zu dem Graden der Temperatur. Diese Erklärung ist nicht allein hypothetisch, sondern auch in jeder Hinsicht ungenügend. Denn wenn die zu geringe Entwickelung des Wärmestoffs zur Hervorrufung des Rheumatismus auch Manches beytragen möchte, was jedoch eine ganz unerwiesene Annahme ist: so erscheint es als ein offenbarer Fehlgriff, daraus die nächste Ursache dieses Krankheitszustandes zu erklären, wenn man anders nicht mit Worten spielen will. Die nächste Ursache einer Krankheit — wie hier des Rheumatismus — kann nur der innere Grund seyn, wodurch die Entstehung derselben verursacht wird. Wenn man die zu geringe Entwickelung des Wärmestoffs bey dem Rheumatismus auch als ursachliches Moment gelten lassen will, so fragt es sich doch immer: Welche Vorgänge bilden sich in dem Organismus, damit dasjenige hervortrete, was wir Rheumatismus nennen? Diese Frage hat Hr. *K.* bey der Entwickelung seiner Hypothese ganz unerörtert gelassen. — Dass die erhöhte Reizbarkeit der Haut nicht als die nächste Ursache des Rheumatismus angenommen werden könne, wie die Brownianer zum Theil annehmen, darin stimmen wir vollkommen mit dem Vf. überein. Inzwischen ist damit doch die Anlage zu dem häufigeren Entstehen dieses Krankheitszustandes bezeichnet. Dagegen möchten wir die nächste Ursache des Rheumatismus vorzüglich in einer entzündlichen Affection der Musculargebilde setzen. — Alle Krankheiten, welche mit den atmosphärischen Einwirkungen sehr zusammenhängen, in welchen die leidenden Organe gleichsam den Barometerstand andeuten, sieht unser Vf. für *verlarvte Rheumatismen* an. Ohne der Richtigkeit dieser Behauptung geradezu widersprechen zu wollen, so scheint uns Hr. *K.* darin doch offenbar zu weit zu gehen, dass er auch die *Hypochondrie* und die *Hämorrhoidalbeschwerden* von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet. Bey diesen Krankheitszuständen kann zwar auch ein rheumatisches Leiden zugleich Statt finden, und solche Kranke können desshalb gegen die Veränderungen der Witterung, wie dieses oft auch bey anderen Krankheitsformen beobachtet wird, sehr empfindlich seyn: diese Zustände aber desshalb als verlarvte Rheumatismen anzusehen, heisst einer Hypothese zu viel Werth beylegen. Mit demselben Recht würde Hr. *K.* ein grosses Heer von Krankheiten, bey welchen sich öfters rheumatisches Leiden einstellt, gleichfalls als verlarvte Rheumatismen betrachten können.

Wir behalten uns noch ein Urtheil über das 2te und 3te Bändchen vor, und beschliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass diese Zeitschrift, welche

im Gebiet der praktischen Heilkunde so vieles Gute enthält, recht viele Leser finden, und der würdige Vf. dieses, für unsere Kunst so gedeihliche, Unternehmen mit rastlosem Eifer fortsetzen möge.

M † S.

St. Petersburg, in der Buchhandlung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften: *Vermischte Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde*, von einer Gesellschaft praktischer Ärzte zu St. Petersburg. Erste Sammlung. Mit zwey Kupfertafeln. 1821. 258 S.

Im J. 1819 bildete sich zu St. Petersburg eine kleine Gesellschaft praktischer Ärzte, um sich gemeinschaftlich von Zeit zu Zeit über das Wohl und Wehe ihrer Kranken zu berathen, ihre Beobachtungen und Erfahrungen gegenseitig auszutauschen und zu berichtigen. Sie fand sehr bald, dass sie nicht bloss fromme Wünsche gehegt hatte. Die Mittheilung mancher wichtiger, im Laufe von 20 bis 30 Jahren gemachter Beobachtungen, sowie die Resultate vieler Versuche, gemeinhin medicinische Erfahrung genannt, war jederzeit ebenso unterhaltend, als nützlich, und gehörte daher zu den edelsten Erholungen, die ein praktischer Arzt bey seinem mühsamen und oft verdriesslichen Geschäfte zur Erhebung und Stärkung seiner selbst wünschen kann. Unter den grösseren Abhandlungen fand die Gesellschaft einige so bedeutend, dass sie befürchtete, eine Ungerechtigkeit gegen die Menschheit zu begehen, wenn sie dieselben nicht sobald, als möglich, ihren Kunstgenossen mittheilte. So entstand denn diese Sammlung. Sie beginnt mit einem Berichte über die herrschende Witterungs- und Krankheits-Constitution von St. Petersburg im Laufe des Jahres 1819, von Dr. *Bluhm*, und schliesst mit einem solchen vom Jahre 1820. Merkwürdig ist die Schlussbemerkung des Vfs.: „Dass das hiesige Klima und die hiesigen Körperconstitutionen bey den Curen besondere Einschränkungen oder Abänderungen von den anerkannt bewährten therapeutischen Regeln erfodert hätten, kann ich, aufrichtig gesagt, nicht behaupten.“ — Hierauf folgen: *Einige Worte über den Zustand der Oculistik im Orient*, mitgetheilt von Dr. *Milhausen* — nur in sofern nicht ganz uninteressant, als man dadurch die Methode, nach welcher ein tartarischer Oculist, der seine Kunst in Persien erlernt hatte, den grauen Staar sticht, kennen lernt. — *Heilung eines Croups im letzten Stadium der Adynamie durch Übergiessungen mit kaltem Wasser*, von Dr. *Harder*. Eine in aller Hinsicht höchst merkwürdige Curgeschichte, selbst für diejenigen, die geneigt seyn möchten, die Krankheitsgefahr hier nicht sowohl von dem, was man Croup nennt, sondern vielmehr von den bedeutenden Dosen des Brechweinsteins u. s. w., herzuleiten. Das anderthalbjährige Töchterchen des Arztes, das, wie es im Berichte heisst, den Croup bereits zweymal im vorhergegangenen Winter überstanden hatte, ward im Monate July, der sich durch Brustleiden epidemisch auszeichnete, abermals davon befallen. Zuvor hatte die Kleine nicht das mindeste Fieber, behielt ihre gewöhnliche starke Esslust, und lief den ganzen Tag herum, schlief auch bis Mitternacht mit vollkommen freyem, ruhigem Athem, völlig fieberlos und sanft; allein kaum eine Stunde später ward es von dem bellenden, rauhen und heiseren Crouphusten befallen; die Pulse schlugen hart u. s. w. Der ängstlich bekümmerte, liebende Vater reichte dem Kinde sogleich in diesem Zustande ein Antimonialbrechmittel, das aus *fünf Gran* Brechweinstein auf ein Weinglas voll Wasser bestand, alle zehn Minuten einen Theelöffel voll. Obgleich fast die ganze Portion verbraucht werden musste, ehe Erbrechen erfolgte: so kam dadurch doch nur wenig Erleichterung; ja in den Morgenstunden verschlimmerte sich der ganze Zustand. — Das Kind erhielt nun innerhalb einer Stunde drey Pulver, jedes aus einem Gran Calomel und fünf Gran Jalappe bestehend. Erst gegen 8 Uhr des Abends erfolgten hierauf zwey Ausleerungen. Als es danach nicht besser wurde, wurden alle 5 Stunden Einreibungen von Mercurialsalbe mit Brechweinstein gemacht, und wegen des röchelnden Athems noch vor Eintritt der Nacht ein Antimonialbrechwasser gereicht. „Ich musste, meldet Hr. D. *H.*, um Erbrechen hervorzubringen, eine ebenso grosse Menge geben, als das erste Mal; dennoch war die dadurch bewirkte Erleichterung von ebenso kurzer Dauer.“ In der Nacht verschlimmerte sich der Zustand merklich. Die gelegten Vesicatorien zogen viel Feuchtigkeit aus — es wurden Pulver aus Calomel und Brechweinstein gegeben — dann zwey Blutigel auf dem oberen Rande des Brustbeins gesetzt. — Die Verschlimmerung steigt hierauf noch höher. Nun wird Kampher mit *Kermes* gegeben — Abends ein drittes Brechmittel — die Gefahr steigt aufs Höchste. Auch Moschus und Asant helfen nichts. Da giebt ein guter Genius dem bekümmerten Vater den Rettungsgedanken ein: Entferne alle bisher gebrauchten Arzneymittel, und wende das kalte Gussbad getrost bey deinem Lieblinge an — so wirst du ihm vielleicht noch das Leben retten! — Und es ward glücklich gerettet! — Wenn wir nun auch nicht geneigt sind, aus dieser Curgeschichte den Schluss zu ziehen, dass damit die hohe Heilsamkeit des kalten Gussbades bey dem, was man Croup nennt, wirklich bewiesen sey: so halten wir sie doch für höchst lehrreich, und für einen sicheren Beweis, dass bey Adynamieen das kalte Gussbad das trefflichste Hülfsmittel ist. Hr. D. *Harder* verdient daher für diese ebenso belehrende, als anziehende Curgeschichte unseren aufrichtigen Dank. — S. 61. *Beschreibung einer merkwürdigen Entartung des Schienbeines*, vom Prof. D. *Busch*, mit Abbildung. Eine venerische enorme Exostose. — *Beytrag zur pathologischen Anatomie*, von D. *Wulff*. Eine furchtbare Täuschung! Man hoffte durch einen einfachen

Bauchschnitt, ein den Fötus, der immer frey in der Bauchhöhle liegend vermuthete, zu entbinden, und fand statt dessen eine zusammenhängende Knochenmasse, die sich weit unter die Bauchdecken nach allen Richtungen ausdehnte. — S. 71. *Über die Krankheiten des Gehörorganes und des Trommelfelles*, von D. *Rauch*. Der Zweck dieser Abhandlung ist keineswegs, eine vollständige Beschreibung der Krankheiten des Gehörorgans und Trommelfells zu liefern; sie soll nur auf diese Krankheitsformen im Allgemeinen aufmerksam machen, und zugleich die Beobachtungen des Vfs. enthalten. Er hofft, in Zukunft ein ausführliches und umfassenderes Werk über Gehörkrankheiten geben zu können. — S. 98. *Einiges über die Behandlung der Syphilis ohne Mercur*. Von D. *Schmidt*. Gegen die Engländer, welche meinen, dass diese Krankheit einzig und allein mit Salpetersäure zu heilen sey. Rec. wendet den Mercur äusserlich, und die Salpetersäure innerlich an, und ist mit dem Erfolge zufrieden. Beide Mittel, auf diese Weise zur Cur verbunden, führen sicher zum Zwecke. — S. 101. *Die vortrefflichen Wirkungen des Übergiessens mit kaltem Wasser in gefährlichen Scharlachkrankheiten*, von D. *Harder*. Die wichtigste Abhandlung der ganzen Sammlung. Sie dient zu einem zuverlässigen Beweise, dass die Heilkunde durch die kalten Gussbäder um einen grossen Schritt weiter gebracht ist. Die hier bekannt gemachten Erfahrungen sind die bedeutendsten, und unwidersprechlich dazu geeignet, Jeden zu überzeugen, dass durch diese Heilmethode Scharlachkranke gerettet werden können, wie es durch kein anderes Curmittel möglich ist. Selbst wenn die Krankheit den höchsten Grad erreicht hat, kann nun der Arzt sicherer Hülfe gewähren. Vielen Ärzten, bemerkt der Vf., dürfte es aus sehr guten Gründen nicht selten an dem Muthe fehlen, den der Versuch mit einem so heroischen und unseren bisherigen Ansichten von hitzigen Ausschlägen so widersprechenden Mittel unstreitig erfodert. Und doch kann man ohne selbst gemachte Beobachtungen nicht die nöthige Überzeugung von der Wohlthätigkeit eines neuen Mittels erlangen, oder ein fremdes Verfahren mit der erfoderlichen Kraft und Zuversicht in den Augenblicken der Noth dem Bedrängten anempfehlen. Auch Rec. ging es nicht anders. Obgleich er dieses Mittel seit vielen Jahren durch Lectüre kennen gelernt, und seit einem Decennium selbst als fiebertilgendes Mittel angewendet hatte: so konnte er sich dennoch nicht entschliessen, dasselbe in Scharlachkrankheiten zu versuchen; besonders weil ihn die grundlose Furcht vor dem Zurücktreten des Ausschlags befangen hielt. Als aber immer mehrere glückliche Erfahrungen mit demselben, und zwar von ganz verschiedenen Seiten her, zu ihm gelangten, er aber leider! bey Anwendung der zweckdienlichsten Mittel des früher gewohnten Heil- und Verhaltungsplanes, doch immer noch neue, sehr schmerzhafte Opfer fallen sah: so fasste auch er den bestimmten Entschluss, in zukünftigen gefährlichen Fällen dieses so sehr gerühmte Mittel zu empfehlen. Und dieser Entschluss hat Rec. nicht gereut; denn schon zählt er Mehrere, die er durch dieses Mittel rettete, die bey jeder anderen Behandlung sicher als Opfer der Krankheit gefallen seyn würden. — Der Vf. beantwortet die Frage: In welchen Fällen und in welchen Stadien des Scharlachfiebers soll man die Begiessungen vornehmen? also: „Nach meinen bisherigen Erfahrungen werde ich in Zukunft bey ganz leichten Fällen das Begiessen nicht anwenden. Wo aber der Scharlachausschlag kräftig roth, mit starkem Fieber, oder gar mit *rothen, trüben Augen* und *eingenommenem Kopfe bey bläulicher Farbe des Ausschlags, oder mit Petechien*, sich zeigt: da ist dieses Mittel vollkommen indicirt, und wird um so grössere Hülfe leisten, je früher, je kälter und öfter es angewendet wird." — Sein Verfahren dabey ist: Am bequemsten geschieht das Begiessen, wenn man die Kranken in eine trockene Badewanne auf ein, jedesmal mit frischem Heu ausgestopftes Kissen niedersetzen, oder, sind es kleine Kinder, auf den Bauch niederlegen lässt, und sie in dieser Lage mit einem oder zwey Eimern kalten Wassers rasch vom Kopfe über den Nacken und längs den Rücken herunter bis zum Heiligenbeine übergiesst. Bey ganz zarten Kindern ist *ein* Eimer Wasser immer hinlänglich; bey starken Affectionen des Kopfes oder des Halses verweilt man mit dem Übergiessen länger auf diesen Theilen. Nach dem Übergiessen lege man dem Leidenden eine weiche, mit Leinwand überzogene wollene Decke um den Körper, und lasse ihn etwa 10 Minuten so umhüllt; dann gebe man ihm seine Wäsche, die nicht gewärmt zu werden braucht. Nach jeder Übergiessung fühlt sich der Kranke sehr erquickt, und selbst zarten Kindern, die während oder gleich nach dem Begiessen zu schreyen pflegen, sieht man das Wohlbehagen an. Der Kopf wird ihnen leichter, die Augen munterer, die Haut sanft und angenehm anzufühlen. Schon nach einer halben oder höchstens nach einer Stunde findet man in der Regel den Puls voller und langsamer, und bald stellt sich ein ruhiger Schlaf ein, während dessen der Ausschlag kräftig hervorzutreten pflegt. — Bey heftigen Fällen müssen die Übergiessungen alle 2 Stunden wiederholt werden. — Man fährt damit selbst bis zu der Periode der Abschuppung fort, und beugt eben dadurch den Nachkrankheiten vor. — S. 143. *Einiges über die bekanntesten italiänischen Mineralquellen*, von Dr. *Schmidt*. Eine sehr gut geschriebene Abhandlung. — S. 170. *Heilung der schon ausgebrochenen Hydrophobie*, von Dr. *Harder*. — S. 188. *Merkwürdige Entartung des linken Augapfels bey allen männlichen Kindern einer Familie*, von D. *Lerche*. Ein Unglücksfall fungöskarcinomatöser Art. — S. 219. *Eine neue Ansicht der Hundswuth*. Hr. *Marochetti*, Operateur an einem Hospitale in Moscau, hielt sich 1813 in der Ukraine auf, und wurde

daselbst aufgefodert, 15 Personen, die von einem tollen Hunde gebissen worden, Hülfe zu leisten. Hierauf wurde er förmlich ersucht, die Unglücklichen von einem Bauer behandeln zu lassen, der schon seit Jahren sich einen grossen Ruf durch Heilung der Hydrophobie erworben hatte. Hr. *M.* behielt sich von den 15 Personen nur ein sechsjähriges Mädchen zu behandeln vor. Der Bauer reichte nun den 14 Kranken ein starkes Decoct der *Summitat.* und *Florum Genistae luteae tinctoriae* zu 1½ Pfund täglich, und besichtigte sie zweymal des Tages unter der Zunge, wo sich seiner Aussage zufolge kleine Knötchen, die das Wuthgift enthielten, bilden mussten. Sobald diese Knötchen erschienen, die Hr. *M.* selbst sah, wurden sie geöffnet, und mit einer roth glühenden Nadel cauterisirt. Der Kranke musste sich hierauf mit der Abkochung der *Genista* gurgeln. Der Erfolg dieser Behandlung war, dass alle vierzehn, von denen nur zwey, die zuletzt gebissen worden, jene Knötchen nicht erhielten, nach sechs Wochen, während welcher Zeit sie jenes Decoct tranken, gesund entlassen wurden. Das kleine Mädchen aber, das mit den gewöhnlichen Arzneymitteln behandelt wurde, ward den siebenten Tag hydrophobisch, und starb nach 8 Stunden des Wuthausbruchs. Die geheilt entlassenen Leute sah Hr. *M.* nach drey Jahren wieder, und Alle waren frisch und gesund. Fünf Jahre darauf hatte Hr. *M.* in Podolien eine neue Gelegenheit, diese wichtige Entdeckung zu bestätigen. Würden diese Beobachtungen ferner bestätigt gefunden: so wäre es bestimmt dargethan, dass das Wuthgift sich nach kurzem Verweilen in der Bisswunde, unter der Zunge, an den Canalmündungen der *glandula submaxillaris*, die sich zu beiden Seiten des Zungenbändchens befinden, fixire, und daselbst jene Knötchen bilde. Die gewöhnlichste Zeit ihrer Erscheinung soll zwischen dem dritten und neunten Tage seyn; öffne man sie nicht in den ersten 24 Stunden ihres Daseyns: so soll das Gift resorbirt, und der Leidende ohne Rettung verloren seyn. Wir machen daher die Ärzte auf diese höchst glaubwürdige Sache aufmerksam. Eine Menge der grössten Schmerzen, die an den Bisswunden nach dermaligen Kunstansichten verursacht werden müssen, würden aufhören, und die sichere Hülfe für eine der furchtbarsten Leiden gefunden seyn.

Wir wünschen dem St. Petersburger ärztlichen Kunstvereine fortdauernde Wirksamkeit, in der Hoffnung, dass er seine Früchte zum allgemeinen Besten der Heilkunst auch noch ferner in solche Garben, wie diese erste ist, sammeln möge.

V.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Hayn: *Lesebuch für Deutsche*, die Französisch lernen, vorzüglich für Schulen. Sechste Auflage. *Livre de Lecture* pour les Allemands, qui apprennent le François: particulièrement pour les écoles. Par *Salomon Ponge*, Maitre de Langue à la Maison des Orphelins de Schindler. Sixième Edition. 1822. 48 S. 8. (2 gr. 6 pf.)

Quedlinburg, b. Ernst: *Lehrbuch der Religion Jesu.* Zur Unterweisung der Jugend, besonders solcher Kinder, die zum heiligen Abendmahl vorbereitet werden sollen, von Dr. *Johann August Hermes*, Consistorialrath, Oberhofprediger und Superintendent. Dritte, revidirte Auflage. 1822. VIII u. 100 S. 8. (6 gr.)

Leipzig, in der Hinrichs'schen Buchhandlung: *Naturgeschichte für Bürger- und Real-Schulen*, mit besonderer Hinsicht auf Geographie ausgearbeitet von Dr. *Christian Gottfried Daniel Stein*, Professor u. s. w. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 21 colorirten Abbildungen. 1822. IV u. 216 S. 8. (16 gr.) S. die Recension der ersten Aufl. Jen. A. L. Z. 1815. No. 51.

München, b. Lindauer: Dr. J. *Milbillers kurzgefasste Geschichte des Königreichs Baiern*, zum Gebrauche beym Unterrichte in den Königl. Baierschen Schulen. Dritte, mit einem Anhange vermehrte Auflage. Mit 1 Abbildung. VIII u. 248 S. 8. (14 gr.) S. die Recension der ersten Auflage Jen. A. L. Z. 1812. No. 53.

Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandlung: *Gott ist unser Vater!* Meine Andacht. Von Dr. *Jacob Brand.* Zweyte, vermehrte Auflage, mit 4 Kupfern. 1823. V u. 243 S. 12. (8 gr.) S. die Recension der ersten Auflage Jen. A. L. Z. 1818. No. 170.

München, b. Lindauer: *Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die ersten Grundwahrheiten der christlichen Religion.* Den Kleinen und ihren Lehrern gewidmet von *Sebastian Mutschelle.* Vierte, verbesserte Auflage. 1822. VIII u. 238 S. 8. (8 gr.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert.* 69ster Band. 436 S. 4 Kupf. 70ster Band. 456 S. 4 Kupf. 71ster Band. 436 S. u. 6 Kupf. 72ster Band. 436 S. u. 4 Kupf. 8.

(Fortsetzung der in No. 60 der Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1823. abgebrochenen Recension.)

Brewster, über den Zusammenhang zwischen den Kern- und Grund-Gestalten der Krystalle, und der Anzahl ihrer Axen doppelter Strahlenbrechung. Das Hauptresultat dieser Untersuchungen ist, dass die Gestalt des primitiven Kerns (nach der krystallographischen Bestimmung) und die Anzahl der Axen der doppelten Strahlenbrechung in einem bestimmten Zusammenhange stehen. In Hinsicht auf die Strahlenbrechung giebt es Krystalle, welche nur *eine* Axe haben, und Krystalle, die *zwey* Axen haben, — diese beiden Classen zeigen die Erscheinungen der doppelten Strahlenbrechung; bey den übrigen Krystallen, welche die dritte Classe bilden, sind die doppelt brechenden Kräfte im Gleichgewichte durch die vereinte Wirkung von *drey* gleichen, auf einander senkrechten Axen. Zu der ersten Classe gehören die Krystalle, deren Kerngestalten, vermöge ihrer geometrischen Natur, nur *eine* Axe haben, z. B. das stumpfe Rhomboeder, wo die Diagonale zwischen den stumpfen Ecken die einzige ist, gegen welche der ganze Körper symmetrisch ist. Hier kann es nun zwar seyn, dass Wirkungen in Beziehung auf mehrere Axen Statt finden; aber wegen der symmetrischen Lage geht daraus eine mittlere Wirkung so hervor, als ob jene Axe die einzige bey der doppelten Strahlenbrechung wirksame wäre. Die zweyte Classe enthält solche Kerngestalten, bey denen die in symmetrischer Lage genommenen Axen, wenn man die Intensitäten der Wirkung nach denselben durch verhältnissmässige Länge darstellt, keine Zurückführung auf *eine* mittlere Axe erlauben, sondern bey denen Alles so ist, als hätten sie zwey auf einander senkrechte Axen, — und diese finden sich auch in der That in den hieher gehörigen Krystallen, z. B. im ungleichseitigen Parallelepipedum. Merkwürdig ist hiebey, dass *Brewster* nach seinen Beobachtungen der doppelten Strahlenbrechung einige Mineralien in diese zweyte Classe setzte, die nach *Haüy* Kerngestalten, die zur ersten Classe gehören, haben sollten, und dass nachher die Mineralogen und *Haüy* selbst fanden, dass die von ihnen bis dahin angenommene Kerngestalt unrichtig, und vielmehr allerdings so sey, wie die zweyte Classe sie fodert. Die Krystalle der dritten Classe zeigen keine doppelte Strahlenbrechung, und es lässt sich zeigen, dass sie erstlich drey auf einander senkrechte geometrische Axen haben (z. B. der Würfel), und zweytens, dass alsdann die strahlenbrechenden Kräfte im Gleichgewichte sind. *Br.* geht die Mineralien sorgfältiger durch, und zeigt, dass nach dem von *Mohs* aufgestellten Systeme der Krystallographie die Abweichungen, die nach *Haüy* noch Statt fanden, völlig wegfallen, und dieses „schöne System" (wie *Br.* es ausdrücklich nennt) durch diese Vergleichung sich recht in seiner Vorzüglichkeit zeigt.

Bertrand-Geslin, über die Lagerstätte des Hyacinths. Er scheint nicht vulkanischen Ursprunges zu seyn, sondern sich in der granitartigen Gebirgsart befunden zu haben, welche der Vulkan durchbrach, und deren Stücke sich noch unverändert in dem vulkanischen Gestein der Ardêche, des Puy u. s. w., eingeschlossen finden.

Cordier, über den Alaunstein. Von Herder und Ficinus, über den strahligen Alaun von Tschermig in Böhmen.

Chladni, über die Schwingungen gabelförmig oder convergirend gekrümmter Stäbe; Bemerkungen über die Beschreibung des Clavicylinders und Euphons u. s. w.

Ampère, über Einerleyheit der Elektricität und des Magnetismus. Wir müssen hier einen Augenblick bey der Vorrede des Herausgebers der Annalen verweilen. Hr. *Gilbert* sagt, dass manche Freunde der Naturkunde klagten, sie verlören gänzlich die Übersicht dieser Erscheinungen bey der so sehr grossen Menge von Einzelnheiten, die sich hier darbieten, und fügt dann hinzu, es sey sein Hauptbestreben gewesen, die Entdeckungen in dieser Lehre mit voller Klarheit darzustellen, die Übersicht zu erleichtern u. s. w. Wir sind es dem Herausgeber schuldig, zu versichern, dass er nach unserer Überzeugung seine Absicht völlig erreicht hat, und dass man wohl im Stande ist, das Ganze der Entdeckungen zu übersehen, wenn man die Aufsätze in den Annalen aufmerksam liest; aber freylich gehört dazu, dass man

nicht bloſs jedes Heft, ſo wie es erſcheint, durchlieſt, ſondern man muſs öfter zu den früheren Heften zurückkehren, um zu überſehen, wie die ſpäteren Erfahrungen ſich an das Vorige anſchlieſsen, es beſtätigen oder berichtigen, wozu des Herausgebers Anmerkungen an den meiſten Stellen eine zureichende Anleitung geben. — Der Aufſatz ſelbſt enthält meiſtens nur Zurückweiſungen auf das ſchon Bekannte, und einige Bemerkungen gegen *Davy*, welcher in einem Briefe an *Ampère* Einwendungen gegen jene Einerleyheit machte.

Apparate zum leichten Anſtellen der Ampère'ſchen Verſuche, von *De la Rive*.

Pfaff (in Erlangen), *Erſcheinungen des Magnetiſirens von Stahlnadeln vermittelſt gewöhnlicher Elektricität auf einer ebenen Spirale aus Draht.* — *Behrnauers Vorrichtung zur Erleichterung der Höhenmeſſungen mit dem Theodoliten.* — *Puiſſant, über die für die neue Charte von Frankreich gewählte Projectionsart.* — *Eſchers Gegenbemerkungen zu Charpentiers Erklärung des Vorwärtsgehens der Gletſcher.* *Charp.* erklärt das Vorwärtsgehen der Gletſcher durch das Gefrieren des Waſſers in den Spalten, indem dadurch die Maſſe aus einander getrieben, und hinabwärts gedrängt werde. *E.* bemerkt dagegen, man finde nirgends eine ſolche Ungleichheit des Gletſcher-Eiſes, wie ſie ſeyn müſste, wenn die Hauptmaſſe der Gletſcher (die aus undurchſichtigem Schnee-Eiſe beſteht) von ſolchen mit reinem Eiſe gefüllten Spalten unterbrochen würde; aber es könne auch überhaupt keine ſolche Füllung der Spalten mit Waſſer Statt finden, da dieſe Spalten durchgehend, unten offen, ſind, und das eindringende Waſſer ſich alſo mit dem, unter dem Gletſcher-Eiſe fortſtrömenden Waſſer vereinigt. *E.* widerlegt dann noch einige Gründe, die *Charp.* anführt, und ſchlieſst, daſs die *Sauſſure*'ſche Meinung, die innere ſpecifiſche Wärme der Erde, welche die Gletſcher an ihren unteren Flächen anſthauet, ſey die Urſache des Vorwärtsgehens der Gletſcher, — als die richtige anzunehmen ſey. — Hn. *Gilberts* Gegenbemerkungen müſſen wir hier übergehen.

Scoresby, von den Gletſchern auf Spitzbergen. Geſammelte Nachrichten von anderen Gletſchern und Eisbergen im Norden, von Gilbert. — *Brewſter, über den Zuſammenhang zwiſchen der optiſchen Structur und der chemiſchen Zuſammenſetzung der Mineralien.* Nicht bloſs auf die Kerngeſtalt der Kryſtalle kann man aus den optiſchen Erſcheinungen ſchlieſsen, wie wir oben geſehen haben, ſondern auch auf Verſchiedenheit der chemiſchen Zuſammenſetzung. Ein Beyſpiel wird dieſs erläutern. *Brewſter* erhielt mehrere Kryſtalle, die ihm als *eſſigſaures Kupfer* zugeſandt wurden. Er bemerkte, daſs das grüne eſſigſaure Kupfer zwey Axen doppelter Strahlenbrechung hatte, und zugleich das Vermögen, polariſirtes Licht zu verſchlucken; daſs das blaue eſſigſaure Kupfer dagegen nur eine Axe beſitzt, und ohne Vermögen iſt, das Licht zu verſchlucken. Die chemiſche Analyſe zeigte, daſs die blauen neben dem eſſigſauren Kupfer auch eſſigſauren Kalk enthielten u. ſ. w.

Pohls Verſuche und Bemerkungen über den Zuſammenhang des Magnetismus mit der Elektricität und dem Chemismus. Zuerſt ſchlägt der Vf. vor, die beiden Namen, Nordpol und ſüdlicher Pol, als gleich bedeutend, und ebenſo Südpol und nördlicher Pol als gleichbedeutend einzuführen, da das erſtere die Stellung nach der Himmelsgegend (Nordpol z. B.) andeute, das zweyte aber die Thätigkeit, wiefern ſie mit dem Nord- oder Süd-Magnetismus der Erde gleichartig ſey, angebe. Sodann bemüht ſich Hr. *P.*, zu zeigen, daſs man die an der geſchloſſenen galvaniſchen Kette ſich zeigenden magnetiſchen Erſcheinungen mit Recht *chemiſchen Magnetismus* nennen könne. Rec. muſs aber geſtehen, daſs er völlig Hn. *Gilbert* beypflichtet, der dieſe Beweiſe für ungenügend erklärt. Die folgenden Betrachtungen ſcheinen uns von wichtigerem Gehalte zu ſeyn; nur Schade, daſs der Vortrag durch unverſtändliche Worte entſtellt iſt, und überhaupt nicht die Klarheit hat, die er haben könnte. Wie iſt der Vf. auf das wunderliche Wort: *Facticität*, gekommen, und was ſoll es eigentlich bedeuten? Was iſt Identitäts-Idealismus? — Wenn man dieſes nicht aus dem Zuſammenhange erriethe, oder vielmehr nicht den Sinn errathen könnte, wenn man auch dieſe Worte ganz unbeachtet läſst: ſo würde man übel daran ſeyn. — Der Vf. ſpricht ſeine Hauptanſicht ſo aus: „Jede Querzone des Schlieſsungsdrahtes iſt eine in ſich zurücklaufende Magnetnadel, und umgekehrt kann jede Magnetnadel als eine aus dem Schlieſsungsdrahte genommene und geradlinig gemachte Querzone deſſelben betrachtet werden." — Wenn gleich des Vfs. Bemühung, zu zeigen, wie ein ſolcher Kreismagnet auf die Magnetnadel wirken muſs, keinesweges genügend iſt: ſo verdient doch dieſe Anſicht, die der *Ampère*'ſchen verwandter iſt, als die meiſten anderen Erklärungsarten, allerdings Beachtung.

Offerhaus's groſser elektromotoriſcher Apparat. Ein 15 Fuſs langer und 16 Zoll breiter Streif von Meſſingblech wird mit einer 12 Fuſs langen Tafel gewalzten Zink zuſammengerollt; damit aber beide ſich nirgends berühren, zwey Gitter aus Weidenſtäbchen und Bindfaden vor dem Zuſammenwickeln auf beide Seiten der Zinktafel gelegt. So läſst ſich die Verbindung von zwey ſo groſsen Platten in einen Cylinder von 14 Zoll Durchmeſſer hineinbringen, der mit verdünnter Säure gefüllt wird, um die elektriſchen Erſcheinungen hervorzubringen.

Raſchigs einfachſte Darſtellung eines Magnets durch einen galvaniſch-elektriſchen Strom, mit Bemerkungen von Gilbert. Ein mit Seide umwickelter Metalldraht wird ſpiralförmig um ein leichtes Stäbchen gewunden, und dann mit dem aus einem kleinen Fingerhute und einem Zinkſtreifen beſtehenden Elektromotor verbunden, ſo daſs die Kette geſchloſſen iſt. Hängt man nun dieſe ganze Vorrichtung an

einen Faden offener Seide frey aufs so zeigen sich daran alle Erscheinungen, wie bey einer Magnetnadel, nämlich dass der Draht sich in den magnetischen Meridian stellt, dass das eine Ende vom Nordpole des Magnets angezogen, das andere von demselben abgestossen wird u. s. w. *Gilberts*-Bemerkungen über das, was hier „rechts gewunden" und „links gewunden" heisst, verdienen ganz gelesen zu werden.

Blessons (in Berlin) *Versuch mit Davy's Sicherungslampe. Murray und von Grotthus, über die Theorie dieser Lampe. Beyspiele von dem Nutzen dieser Lampe,* gesammelt von *Gilbert. Blessons* Versuche hatten den wichtigen Zweck, zu entscheiden, ob die Lampe gegen Pulverexplosionen sichere. Er theilt hier zuerst die interessanten vorläufigen Überlegungen und Versuche mit, die er anstellte, um sich zu überzeugen, dass man mit Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges den gefährlichen Versuch wagen dürfe. Die Versuche selbst fielen nun auch erwünscht aus. Wenn man den feinen Mehlstaub des Pulvers durch das Drahtgewebe fallen liess, oder wenn der Wind ihn hineinführte: so entzündete er sich zwar, aber immer blieb die Explosion im Inneren der Lampe, selbst wenn sie stark genug war, um die Lampe auszulöschen. Der Vf. wünscht, dass diese, schon sehr genügenden Versuche, doch noch abgeändert, und wiederholt angestellt werden möchten, um zu erfahren, ob in allen Fällen die Sicherung vollkommen sey. — *Murray* sucht die Ursache, warum die Flamme nicht durch das Drahtgewebe dringt, in der Structur der Flamme. Sie ist ein blosser Mantel, der inwendig hohl ist, und keine erhebliche Dicke hat. *Porrets* und *Syms* Versuche hätten wohl neben diesem Aufsatze eine Stelle in den Annalen verdient. Nach *Murrays* und *Syms* Ansicht ist die Flamme des *Newmann*'schen Knallgebläses solide, statt dass die gewöhnliche Flamme hohl ist. — Rec. gesteht, dass weder *Murray's*, noch *Grotthus's* Erklärungsart ihm befriedigend erscheint. Nach *Grotthus* soll es vorzüglich die durch das Drahtgitter entstehende Hinderung der regelmässigen Strömungen seyn, was die Flamme nie durch das Drahtgewebe hervordringen lässt.

Chevremonts Verbesserungen der Davy'schen Lampe. Der obere Theil des Drahtcylinders wird nach und nach von der Flamme so angegriffen, dass er keine völlige Sicherheit mehr gewährt; *Ch.* lässt daher den oberen Theil aus dünnem Kupferblech, und dieses voll Löcher machen; diese Lampen zeigen sich als sicher und dauerhaft. (Wie gross hier die Flächenräume zwischen den Löchern waren, wird nicht angegeben.) *Ch.* erzählt, mit welcher unbegreiflichen Sorglosigkeit die Bergleute sich den Gefahren der schlagenden Wetter aussetzen, so dass man alle möglichen Kunstgriffe anwenden muss, um sie ausser Stand zu setzen, die *Davy*'sche Lampe zu öffnen, indem sie diess thun, um ihre Pfeife anzuzünden, obgleich dieser kleine Genuss oft mit dem Leben bezahlt wird.

Fischers (in Schafhausen) *Versuche über Legirungen des Stahls mit Alumium und mit Silber.* Vorzüglich die Legirungen mit Silber (1 Theil Silber auf 500 Theile Stahl) geben dem Stahle eine so grosse Härte, dass es dem Wootz gleichkömmt, die daraus verfertigten Federmesser und Rasirmesser sind nach *Pictets* Urtheile die vorzüglichsten, die er je gesehen hat.

Wöhler, über das in einem Böhmischen Fossil und in dem daraus bereiteten Vitriolöle enthaltene Selen. — Derselbe, über einige Verbindungen des Cyans. Aus der wasserfreyen Schwefelblausäure scheidet sich ein gelber Körper ab, während nichts Anderes, als Blausäure frey wird; es scheint, dass dieser gelbe Körper die Hälfte der Blausäure mit allem Schwefel verbunden enthalte, und also geschwefelte Schwefel-Blausäure sey.

Osann, über die in der Wärme gerinnenden und in der Kälte wieder flüssig werdenden Substanzen. Mehrere Auflösungen haben die Eigenschaft, dass sie bey einem bedeutenden Grade von Wärme gerinnen, und nicht durch das Filtrum gehen, aber beym Erkalten wieder ganz flüssig werden. Die Auflösung, welche man erhält, wenn man weinsteinsauren Kalk im Überschuss in Kalilauge kocht, besitzt diese Eigenschaft in vorzüglich hohem Grade. Der Vf. theilt hier eine Reihe von Erfahrungen mit, und sucht darauf eine Theorie dieser Erscheinungen zu gründen. Ein Hauptresultat seiner Untersuchungen ist, dass bey diesem Gerinnen eine wirkliche Trennung der Bestandtheile Statt findet, indem bey der essigsauren Thonerde die Thonerde, so lange die Auflösung warm ist, beym Filtriren getrennt werden kann.

Graf Buquoy, über Anwendung des Feldspaths bey der Glasfabrication. — Treviranus, Methode zur Eintheilung einer Theilmaschine. Der Vf. giebt Einiges an, wodurch diese Theilungsmethode selbst vor der *Reichenbachischen* den Vorzug habe.

Biot, über seine Messung der Länge des Secundenpendels, und Folgerungen aus derselben. Die Vergleichung der auf Unst (der nördlichsten unter den Shetländischen Inseln) und auf Formentera angestellten Beobachtungen giebt die Abplattung der Erde $= \frac{1}{304}$. *Laplace* hat aus Vergleichung der gemessenen Breitengrade, aus den Pendellängen und den von der Abplattung herrührenden Ungleichheiten des Mondlaufes die Abplattung $= \frac{1}{306\frac{1}{4}}$ gefunden. Nimmt man diese als richtig an, und legt nun einzig die auf Unst angestellten Beobachtungen zum Grunde: so findet man, dass die Pendelbeobachtungen, in Vergleichung gegen die hierauf gegründete theoretische Berechnung, eine kleine Abnahme der Schwere von Unst bis Bordeaux, und dann wieder eine kleine Zunahme bis Formentera angiebt.

Coindet, über Anwendung der Jodine zu Einreibungen. Diese Einreibungen aus Jodine-Wasserstoffsaurem Kali und Fett, an dem Kropfe äusserlich angebracht, zeigten eine erwünschte Wirkung.

Egen, über die durch Berührung erregte Elektricität. Die Bemerkung, welche der Vf. ſeiner Abhandlung voranſchickt, iſt Rec. ſo aus der Seele geſchrieben, daſs er nicht unterlaſſen kann, das Weſentliche davon hieher zu ſetzen: „Nichts bewahrt in der Naturforſchung beſſer vor Abwegen, als wenn man die Geſetze der Erſcheinungen, wo es möglich iſt, durch analytiſche Formeln ausdrückt, wodurch ein vages Gerede faſt unmöglich wird. Daſs die franzöſiſchen Phyſiker bey dem Verfolge der Beziehungen zwiſchen Magnetismus und Galvanismus, vor den Naturforſchern anderer Nationen einen Vorzug errungen haben, und ſo ſchnell im Stande waren, die entdeckten Wahrheiten in ſchlieſsendem Zuſammenhange darzuſtellen, das verdankten ſie zwar zum Theil den ihnen zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln, aber auch groſsentheils dem Umſtande, daſs ſie die aufgefundenen Beziehungen aus einem mathematiſchen Geſichtspuncte betrachteten" u. ſ. w. Des Vfs. theoretiſche Unterſuchungen hier ihrem ganzen Umfange nach anzugeben, iſt nicht möglich; aber indem wir einige Hauptſätze ausheben, glauben wir genug zu thun, um zu zeigen, welche Aufmerkſamkeit ſie verdienen. „Zur Erklärung der Verſtärkung der Elektricität in der Voltaiſchen Säule ſcheint, ſagt Hr. E., das Voltaiſche Grundgeſetz völlig auszureichen. Berühren ſich zwey verſchiedene iſolirte Metalle, A und B: ſo wird dadurch Elektricität, und zwar in dem einen A eine durch a angedeutete Quantität poſitiver, in dem anderen B eine ebenfalls durch a anzudeutende Quantität negativer Elektricität erregt. So lange die Berührung dauert, dauert auch ungeſchwächt die Urſache der Elektricitätserregung fort; denn dieſelbe Urſache, welche die beiden erregten Elektricitäten zu trennen vermochte, wird ſie auch getrennt erhalten können. — Theilt man nun den beiden ſich berührenden Platten irgend eine Quantität = 2 b poſitiver Elektricität mit: ſo erhält, wenn die Körper geometriſch gleich ſind, jeder von ihnen b, und es hat alſo nun der Körper A die Quantität a + b an + E, B hingegen a — b an — E. — Der letzte Satz, wenn auch nicht durch Verſuche beſtätigt, ſcheint allgemein gelten zu müſſen, und er gilt wenigſtens da, wo, vermöge einer Ableitung, b = a, das heiſst, das in B vorhandene — E, welches = a war, durch Zuleitung aus der Erde erſetzt iſt. Nimmt man aber dieſs als richtig an: ſo iſt auch Folgendes richtig. Man baue mehrere Platten auf einander, A ſey mit A', B mit B' gleichartig, und alle geometriſch gleich; B ſey durch Ableitung mit der Erde in Verbindung geſetzt, und A mit B in Berührung: ſo wird A eine freye poſitive Elektricität = 2 a erhalten, weil hier b = a iſt. Legt man nun auf A eine bloſs leitende Schicht, und darauf die Platte B': ſo theilt A von ſeiner Elektricität an dieſe mit, erhält aber von B immer neuen Zufluſs, weil die elektromotoriſche Wirkung den Unterſchied des elektriſchen Inhalts von A und B conſtant = 2 a erhält. B' hat alſo nun den elektriſchen Inhalt = 2 a, und da zwiſchen B' und A' eine neue elektromotoriſche Wirkung Statt findet, die den Unterſchied des elektriſchen Inhaltes in A' um 2 a gröſser, als in B', fodert, und dann erſt zum Gleichgewichte gelangt: ſo iſt in A' nun die Quantität = 4 a poſitiver Elektricität" u. ſ. w. — Daſs ſich dieſe Vorſtellungsart auch anwenden läſst, wenn man zwey elektriſche Flüſſigkeiten annimmt, iſt klar.

Nachrichten von dem Falle eines Meteorſteines zu Juvenas (im ehemaligen Languedoc), *am 15 Jun.* 1821. Während man in den benachbarten Orten eine glänzende Erſcheinung, und nachher einen Zug von Rauch hinter derſelben ſah, der 10 Minuten lang an derſelben Stelle blieb, fiel um 3 Uhr Nachmittags zu Juvenas ein 220 Pfund ſchwerer Stein. Sowohl zu Juvenas, als in der ganzen umliegenden Gegend, hörte man einen heftigen Knall.

Nachricht von einer bey Belzig geſehenen Feuerkugel, und Nachrichten von dem tiefen Barometerſtande am 25 December 1821. — Morlets Unterſuchungen über den magnetiſchen Äquator der Erde. Die Beſtimmungen *Morlets* ſind beſonders dadurch vollkommener, als die früheren, daſs er nicht bloſs die unmittelbaren Beobachtungen, welche die Neigung der Magnetnadel = 0 geben, benutzte, ſondern durch Interpolation die genaue Lage des magnetiſchen Äquators auch da fand, wo man nur Beobachtungen in der Nähe des magnetiſchen Äquators beſitzt. — Ein ähnliches Verfahren hat indeſs auch *Hanſteen* angewandt.

Gilberts hiſtoriſche Notizen über die Theorie des Erdmagnetismus. — Berichte von Freycinets Reiſe um die Welt und ihren wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen. Vorzüglich die Beſtimmung der Pendellänge an verſchiedenen Orten der Erde, und der Abweichung und Neigung der Magnetnadel, waren Hauptzwecke der Reiſe. Erſtere, die zur Beſtimmung der Geſtalt der Erde dienen, zeigen, daſs die aus *Lacaille's* Meſſungen geſchloſſene Unähnlichkeit der beiden Halbkugeln der Erde nicht Statt findet; alſo jene Meſſungen fehlerhaft ſind.

Beſchreibung einiger Waſſerhoſen, von *Buchanan.* Dieſe Beſchreibungen ſind zugleich mit Abbildungen begleitet, und geben manches Lehrreiche über dieſe noch ſo ſchwer zu erklärenden Erſcheinungen.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.* Herausgegeben von *L. W. Gilbert* u. s. w. LXIX — LXXII Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachricht von einem höchst elektrischen Graupel- und Schnee-Wetter am 25 Januar 1822, von Lampadius. Bemerkungen hierüber und über den ungewöhnlich milden Winter, von Gilbert. Bey diesem mit Sturm begleiteten Schneewetter war die Luft, nach den Angaben des Elektrometers, sehr stark elektrisch; man sah die Spitzen der Baumzweige phosphorescirend, und einige Personen behaupteten, die Graupeln im Herabfallen *leuchtend* gesehen zu haben. — Unter den von Hn. *Gilbert* gesammelten neueren Beyspielen solcher leuchtender Erscheinungen bey Gewittern sind zwey, die ebenso bey Gewittern im Winter, die mit Schnee begleitet waren, beobachtet wurden. Für den Tag, da Hr. *Lampadius* jenes Graupelwetter beobachtete, sind auch die Beobachtungen von Hn. *Winkler* in Halle und von Hn. *Schmiedel* in Leipzig, wo man Blitz und Donner bemerkte, mitgetheilt. In eben der Nacht war in Presburg ein Gewitter. — Wie man wahrscheinlich das Entstehen dieser Erscheinung zu erklären habe, giebt Hr. *Gilbert* sehr belehrend an.

Vereinfachung des Daniell'schen Schwefeläther-Hygrometers durch Döbereiner und Körner. Döbereiners Einrichtung läfst sich hier nicht so kurz beschreiben. *Körner* bedient sich eines Thermometers, dessen Kugel oben eingedrückt ist, also einen Meniscus bildet; in diese Höhlung legt man Baumwolle, die man mit Schwefeläther betröpfelt; und nun beobachtet man den Stand des Thermometers in dem Augenblicke, da sich die Kugel (Halbkugel eigentlich) mit einem feinen Dampfniederschlage überzieht.

Muncke's Versuche über den Elektro-Magnetismus, zur Begründung einer genügenden Erklärung desselben. Der Vf. fängt mit dem, was die bis dahin bekannten Versuche ergeben hatten, an; setzt aber der Meinung von Einerleyheit der Elektricität und des Magnetismus entgegen, dass den magnetischen Wirkungen des Leitungsdrahtes die wesentlichsten Kennzeichen der Elektricität, Isolirung nämlich und elektrische Anziehung, fehlen. (Rec. gesteht, dafs, so wenig er auch bis jetzt diese Einerleyheit als erwiesen ansieht, ihm doch dieser Einwurf unerwartet war: denn da in dem Leitungsdrahte die Erscheinungen des +E und —E gleich gut Statt finden müfsten: so kann offenbar keine von beiden bemerkt werden.) Zu dem, was über die Ähnlichkeit der Wirkungen des Leitungsdrahtes und eines Transversalmagnets von Anderen schon bemerkt war, hatte von *Althaus* noch hinzugefügt, dafs der Leitungsdraht vier polare Seitenlinien zu haben scheine, und v. *A.* glaubte folgendes Resultat gefunden zu haben: Der Leitungsdraht erhält durch die vom Zinkpol ausgehend angenommene elektrische Strömung [die Richtung dieser Strömung ist der von *Ampère* und *Gilbert* als Hauptrichtung angenommenen gerade entgegengesetzt] in jedem Puncte seiner ganzen Länge unten rechts und oben links Nordpolmagnetismus, dagegen oben rechts und unten links Südpolmagnetismus. Hr. v. *A.* glaubte sich von dem Vorhandenseyn dieser vier magnetischen Pole dadurch überzeugt zu haben, dafs er fand, der Leitungsdraht werde in diesen vier sehr kenntlichen Polarlinien durch einen Magnet angezogen und abgestofsen, so wie die Verschiedenheit der Pole es foderte. Auch die *Ampère*'sche Beobachtung, dafs Ströme, in gleicher Richtung gehend, sich anziehen, konnte nun hier (sowie bey *Prechtls* Erklärung) als eine leichte Folgerung angesehen werden; aber unerklärt blieb noch immer, warum eine unter oder über dem Drahte stehende Magnetnadel, die hienach von einer Seite her angezogen, von der anderen her abgestofsen wird, dennoch die bestimmte Ablenkung über den anziehenden Punct hinaus zeigt. Hr. *Muncke* hoffte, durch einige sorgfältige Versuche die vier Pole noch genauer nachzuweisen, wenn er ihre Einwirkung auf Magnetnadeln in verschiedenen Lagen gegen jene Pole untersuchte; aber diese Versuche gaben keineswegs eine deutliche Entscheidung, sondern liefsen sich vielmehr aus jenen vier Polarlinien gar nicht erklären. Der Vf. ging daher zur Beobachtung dessen, was ein gewöhnlicher Magnet leistet, über, und fand hier folgendes merkwürdiges Resultat, welches mit den Erscheinungen am Leitungsdrahte sehr genau übereinzustimmen schien,

und daher einigermaſsen als Erklärung dienen konnte. — Legt man zwey Magnetſtäbe, die möglichſt genau gleich ſind, mit ihren freundſchaftlichen Polen an einander, und nähert ſie ſo verbunden einer Magnetnadel der Länge nach von einer Seite her: ſo geht der Pol der Magnetnadel immer nach dem gleichnamigen Pole des combinirten Magnets hin, dann vor dem ungleichnamigen vorbey, und oſcillirt nach dieſer Seite hin in weiteren Abſtänden, als ſie durch einen einzelnen feindlichen Pol abgeſtoſsen wird. Nähert man z. B. den verbundenen Magnetſtab von der linken Seite her der Magnetnadel ſo, daſs ihrem Nordpol der Nordpol jener zwey Magnete zugewandt iſt, der Nordpol der Nadel alſo an dem Nordpole des combinirten Magnets vorbeygehen muſs, um den an der entfernteren Seite liegenden Südpol zu erreichen: ſo geht nicht allein die Nordſpitze gegen dieſen Nordpol zu, um den Südpol zu erreichen, ſondern ſie geht auch noch an dieſem vorbey, und wird von ihm links abgeſtoſsen. — Dieſem Verſuche ganz analog ſind die Erſcheinungen am Leitungsdrahte, die alſo (nach Hn. *M.*) offenbar als rein magnetiſch anzuſehen ſind. — Wir wollen die Dunkelheiten, die uns hiebey übrig bleiben, hier nicht erwähnen, da wir im Fortgange dieſer Anzeige noch Gelegenheit haben werden, die dagegen geäuſserten Zweifel anderer Phyſiker anzuführen.

Hanſteen, über einen von Seebeck angeſtellten Verſuch. Dieſer intereſſante Verſuch, der ſich hier nicht in der Kürze beſchreiben läſst, führt nach *Hanſteens* richtig geführter Rechnung zu dem Reſultat, daſs ſich bey dem Leitungsdrahte die Intenſität der *elektromagnetiſchen* Wirkungen umgekehrt, wie die erſte Potenz der Abſtände verhält.

Lampadius und *von Oldeleben, über Alaun und Alaunſtein. — Roloff, zur Geſchichte des Cadmium. — Neue Auffoderung zur Verbeſſerung der Wohnung der Geiſtlichen in dem Hoſpitio auf dem groſsen St. Bernhardsberge. — Doë's Beobachtung einer Irrwiſchartigen Erſcheinung bey Brienne.* Über einer ſumpfigen Wieſe ſtand bis zu 10 oder 12 Fuſs hoch eine Feuermaſſe, bey deren Glanz ohne Hitze man leſen konnte. Da es uns ſo gänzlich an zuverläſſigen Berichten über Irrlichter fehlt: ſo hat dieſe genaue Erzählung einen um ſo höheren Werth, und es wäre zu wünſchen, daſs Freunde der Naturkunde in Deutſchland uns ähnliche Berichte gäben, wenn ſie Erſcheinungen der Art mit Genauigkeit zu beobachten Gelegenheit haben.

Maſchmann, über Einwirkung des Erdmagnetismus auf die Ausſcheidung des Silbers. Wenn man in einer heberförmigen Glasröhre den unteren Theil mit Queckſilber füllt, ohne jedoch dadurch die Verbindung beider Schenkel völlig zu unterbrechen, und darauf eine Auflöſung reinen Silbers in Salpeterſäure gieſst: ſo entwickelt der Silberbaum ſich ſtärker, wenn die Röhre in den magnetiſchen Meridian geſtellt iſt, als wenn ſie von Oſten nach Weſten gekehrt wird; und er wächſt höher auf im nördlichen, als im ſüdlichen Schenkel. Wir wünſchen, daſs dieſer Verſuch von anderen Phyſikern wiederholt werde.

Schmidt's (in Gieſsen) *Verſuche mit der aſiatiſchen Magnetnadel, das Geſetz der Anziehungen und Abſtoſsungen betreffend.* Hr. *S.* legt zum Grunde ſeiner Rechnung die Vorausſetzung, daſs die abſtoſsende oder anziehende Kraft eines elektriſchen Stromes ſenkrecht von ſeiner Richtung aus nach den Polen der Magnetnadel hin wirke, und im umgekehrten Verhältniſs einer Potenz des ſenkrechten Abſtandes ſey. Einige Verſuche zeigen nun, was auch *Hanſteen* aus *Seebecks* Verſuch gefunden hat, daſs dieſe Potenz die erſte ſey. Der Vf. geht dann zur Beſtimmung der Wirkung über, welche ein durch einen breiten Streifen flieſsender elektriſcher Strom hervorbringen muſs. Die dafür gefundenen Formeln zeigen in ihrer Anwendung auf Hn. *Schmidt's* eigene und auf *Bechſteins* Verſuche eine ſehr nahe Übereinſtimmung mit der Erfahrung; aber die Bemerkung, welche der Vf. ſelbſt macht, daſs man log. pq nicht negativ nehmen dürfe, wenn $pq < 1$ iſt, und vollends nicht log. pq als $= -\infty$ ſetzen dürfe, wenn $pq = 0$ iſt, zeigt ſchon, daſs es hier noch an irgend Etwas fehlen müſſe. In der Rechnung iſt nun allerdings ein Mangel nachzuweiſen, nämlich daſs der Vf. dem Integral keine *Conſtans* beygefügt hat, und man alſo annehmen müſste, daſs die Wirkung verſchwände für log. $x = 0$ oder $x = 1$, was offenbar nicht angenommen werden kann; aber ſoll das Integral verſchwinden, wenn $x = 0$ iſt: ſo hat die Beſtimmung dieſer *Conſtans* eine ſehr bedeutende Schwierigkeit. Rec. wagt es nicht, dieſe Schwierigkeit heben zu wollen, glaubt aber auf Folgendes aufmerkſam machen zu dürfen: Für $x = 0$ ſcheint die Kraft $\frac{F}{c}$ unendlich zu werden; aber da die Magnetnadel ſelbſt keine geometriſche Linie, oder ihr Nordpol kein mathematiſcher Punct iſt: ſo wird es bey kleinen Abſtänden nothwendig, die verſchiedene Lage der einzelnen Puncte deſſen, was wir die Spitze der Magnetnadel nennen, zu betrachten; da nun $x = 0$ oder Berührung nur in einem unendlich kleinen Puncte Statt findet: ſo würde, wenn man die Anziehung auf alle Theile des Nord-Endes der Nadel berechnete (alſo eine ſich darauf beziehende Integration einführte), die Wirkung nicht als unendlich gefunden, wenn gleich eine Berührung in einem unendlich kleinen Puncte Statt fände. Wir dürfen wohl hoffen, daſs Hr. *Schmidt* ſelbſt, der am vertrauteſten mit dem Gegenſtande, und bekanntlich zugleich einer der tüchtigſten Mathematiker iſt, die Unterſuchung noch einmal wieder aufnehmen, und dieſe Schwierigkeit heben werde.

Macaire, über die Phosphorescenz der Leuchtkäfer. Eine Reihe ſehr merkwürdiger Beobachtungen.

Drapiez, über die mächtigen Kräfte der Frucht einer Nhandirobe gegen Vergiftung durch Pflanzengift. Verſuche mit Hunden zeigten, daſs ſie die Wirkung des Gift-Sumach, des Waſſerſchierlings und der Krähenaugen (Saame des *Strychnos, Nux vomi-*

[illegible] Hr. [illegible] die merkwürdige Nachricht eines Reiſenden mit, daſs man ſich durch Impfung mit dem Safte einer Pflanzenart (einer rankenden Pflanze) gegen die Wirkungen des Biſſes der Klapperſchlange ſichern könne.

Chisholm, über andere Gegengifte auf den weſtindiſchen Inſeln. Dicht neben dem ſehr giftigen Manzanillo-Apfel wächſt ſein Gegengift, *Bignonia leukoxylon.* — Der Saft des Zuckerrohrs iſt ein treffliches Gegenmittel gegen Arſenikvergiftungen u. ſ. w.

Trooſt's Nachricht von Bernſtein mit Gall-Inſecten-Neſtern in Maryland. — *Gleitsmann, über die Braunkohle.* — *Titanium, als ein Beſtandtheil des Glimmers aufgefunden* von *Peſchier.* — *Roſe* hat gegen die Richtigkeit der Verſuche Zweifel erhoben.

Schoolcraft, über das gediegene Kupfer am Oberſee in Nordamerika. Der Vf. macht die gänzlich verſchiedenen geognoſtiſchen Verhältniſſe der Gebirgsarten bemerklich, die man auf der Reiſe vom Huronſee zum Oberſee auf dem erſten und auf dem letzten Theile des Weges findet; — und ebenſo verſchiedenartig ſind die Erze. Gediegenes Kupfer findet ſich nur in der Nähe des letzteren. Unter den Maſſen gediegenen Kupfers iſt eine, deren Gewicht über 2000 Pfund betragen muſs. *S.* glaubt, daſs man hier reiche Niederlagen von Kupfererz finden würde.

Brongniart und *Silliman, über das Vorkommen gediegenen Kupfers unter Trappformation von Neuengland.* — *Gilbert, über die Kupferſchiefer-Flötzgebirge im Mansfeldiſchen.* — *Fiſchers* (in Breslau) *Bemerkungen über die verſchiedenen Anſichten von der gemeinen und oxydirten Salzſäure.* Hr. *F.* glaubt mit Recht, daſs es wohl der Mühe werth ſey, die Prüfung, welche Vorzüge die ältere Anſicht, und welche die neuere habe, wiederholt ſorgfältig anzuſtellen, und dieſs um ſo mehr, je kühner einige Anhänger der neuen Theorie diejenigen herabſetzen, die ihnen nicht unbedingt beypflichten. Ohne entſcheidend die Anſicht, daſs die Chlorine aus Salzſäure und Sauerſtoff gebildet ſey u. ſ. w., als die wahre zu empfehlen, macht der Vf. auf mehrere Umſtände aufmerkſam, die dieſer älteren Anſicht zu entſprechen ſcheinen. Die Salzſäure und die Hydrothionſäure, die Chlorinverbindungen und die Schwefelverbindungen, zeigen ſich nicht ſo ganz gleichartig in ihrem Verhalten, daſs man darin einen Beweis, die eine Säure ſey ſo gut, als die andere, eine Waſſerſtoffſäure, finden kann u. ſ. w.

Chevreul, von dem Einfluſſe des Waſſers auf die phyſikaliſchen Eigenſchaften mehrerer feſter thieriſcher Körper. Die Sehnen, Knorpel, das Eyweiſs u. ſ. w., verlieren beym Austrocknen einen ſehr groſsen Theil ihres Gewichts, und verlieren zugleich ganz das Anſehen und die Eigenſchaften, welche ſie im friſchen Zuſtande hatten; im Waſſer nehmen ſie nicht bloſs wieder ziemlich ebenſo viel Waſſer wieder auf, als ſie verloren hatten, ſondern erhalten auch faſt ganz das Anſehen und die Eigenſchaften wieder, die ſie im friſchen Zuſtande hatten. Im ausgetrockneten Zuſtande ſind Sehnen, geronnenes Eyweiſs, Faſerſtoff u. ſ. w., ſich im Äuſseren ſo ähnlich, daſs ſie kaum zu unterſcheiden ſind; aber im Waſſer ſaugt jede dieſer Materien eine verſchiedene Menge Waſſer ein, und zeigt dann wieder ſeine unterſcheidenden Eigenſchaften. Dieſes Waſſer ſcheint (nach *Ch.*) groſsentheils durch Verwandtſchaft in den thieriſchen Körpern feſtgehalten zu werden. [Daſs ein Theil des Waſſers nicht durch Verwandtſchaft gebunden ſey, ſcheint doch daraus zu erhellen, daſs ſich durch Auspreſſen ſo viel Waſſer aus ihnen ausſcheiden läſst.]

Braconnot, von der Einwirkung der Schwefelſäure auf einige feſte thieriſche Körper. Gallerte, mit verdünnter Schwefelſäure gekocht, giebt, nachdem die Miſchung mit Kreide geſättigt worden, eine neue Art Zucker, in welchem ſich eine eigene Säure findet. Aus dem auf ähnliche Weiſe behandelten Faſerſtoff erhielt *B.* einen weiſsen Körper, deſſen eigenthümliche Eigenſchaften hier näher angegeben werden.

Gay-Luſſac, über die Veränderung, welche die Schwefelſäure beym Einwirken auf Alkohol leidet. Vogels Behauptung, daſs hier eine der Unterſchwefelſäure ähnliche Säure entſtehe, findet der Vf. beſtätigt, indem bey der Ätherbildung nach ſeinen Verſuchen auſser dem Äther eine bedeutende Menge unterſchwefelichter Säure und eine dem Weinöl ähnliche Materie erhalten wird.

Von Buſſe, endliche Erlöſung aus dem Tiefſten des tiefen Schachtes. Unter dieſem wunderlichen Titel giebt Hr. v. *B.* hier ſeine Auflöſung des Problems, wie ein bis zum anziehenden Mittelpuncte ſelbſt gelangender frey fallender Körper ſich über denſelben hinaus bewegen werde, wenn die anziehende Kraft dem Quadrate der Entfernungen umgekehrt proportional ſey. Des Vfs. Formel wird dadurch, daſs er $+ 0$ und $- 0$ unterſcheidet, auf das, was man erhalten ſollte, gebracht. Ob eben dieſes Verfahren auch in anderen Fällen zu etwas Nützlichem führe, hat der Vf. nicht gezeigt; daſs er aber einen ſehr groſsen Werth auf ſeine Behandlung des $+$ und $-$ legt, iſt lange bekannt.

Breithaupt, über den Eiſen-Reſin. — *Hoffmanns Nachricht von dem gediegenen Kupfer, welches man bey Helgoland findet.* Man findet es bey einer Klippe, die Kupferklippe genannt, die nur ſelten bey tiefen Ebben ſichtbar wird.

Baumgärtners, neues Reflexions-Goniometer. Nach Hn. *B's.* Meinung hat es vor dem *Wollaſton'*ſchen den Vorzug, daſs es bey Kryſtallen von nicht ſpiegelnder Oberfläche brauchbar iſt. — Mit welcher Genauigkeit das Auge zu erkennen vermöge, ob die Seitenfläche des Kryſtalls mit ihrem Bilde in einer Ebene liege (denn davon hängt die Genauigkeit der Meſſung ab), ſagt Hr. *B.* nicht.

Roſe's Unterſuchung eines einaxigen Glimmers. Dieſer Glimmer, welcher der einzige iſt, dem man in Beziehung auf die Brechung des Lichtes nur eine Axe

entscheiben kann (nach Seebecks Versuchen), unterscheidet sich auch in chemischen Rücksichten von den übrigen.

Muncke's fortgesetzte Versuche über den Elektromagnetismus. Des Vfs. Erklärung der Rotationen der Planeten scheint Rec. zu kühn; — bey den Versuchen wollen wir etwas länger verweilen. Sie betreffen erstlich die Frage, ob sich die Erscheinungen durch ein Umkreisen des Magnetismus um den Leitungsdraht erklären lassen. Versuche mit breiteren Streifen, statt eines Drahtes, beantworten nach des Vf. Meinung diese Frage verneinend, indem die Magnetnadeln, wenn man sie dem Rande des breiten Streifens näherte, auf diesen aufschlugen. Die Versuche müssen, scheint es Rec., noch auf mehrfältige Weise wiederholt werden, ehe man sich ein entscheidendes Urtheil erlauben darf; aber auffallend ist, dass sich bey so breiten, flachen Streifen die Lage der Polarlinien, deren Hr. *M.* gleichwohl immer vier annimmt, nicht genau auffinden liess. — Die Versuche betreffen zweytens das Gesetz der Änderungen der Attraction mit der Entfernung, gaben aber in dieser Hinsicht nichts Entscheidendes. Eine dritte Reihe von Versuchen zeigt recht deutlich, dass eine zwischen dem Leitungsdrahte und der Magnetnadel gehaltene Eisenplatte die Ablenkung der Nadel verminderte, während eine Zinkplatte keine solche Wirkung hervorbrachte.

Raschigs Prüfung der Muncke'schen Erklärung der elektromagnetischen Erscheinungen. Hr. *R.* konnte die von *Muncke* und *v. Althaus* angegebenen vier Pole im Querschnitte des Drahtes nicht entdecken. Die Versuche mit den verbundenen Magneten gelangen auch ihm, und er giebt die gewiss richtige Erklärung, dass der Nordpol der Nadel bis über den befreundeten Pol hinaus abgestossen werde, sey Folge der gemeinschaftlichen Wirkung beider Pole. [Denkt man sich nämlich die Spitze *N* der Nadel zur Ruhe gelangt, und nimmt die Einwirkung der neben einander liegenden Pole *n*, *s*, als von zwey nicht weit aus einander liegenden Puncten ausgehend an: so ruht die Nadel, wenn ihre Richtung in die Verlängerung der Diagonale des Parallelogramms der Kräfte fällt; mag nun gleich die von *n* ausgehende abstossende Kraft geringer (wegen der grösseren Entfernung), als die gegen *s* zu gehende anziehende Kraft seyn: so ist dennoch *N* nicht gegen *S*, sondern über *S* hinaus gerichtet.] Hr. *R.* bemerkt gegen die *Muncke*'sche Erklärung, dass sie nur die Ablenkung bey horizontaler Stellung des Schliessungsdrahtes erkläre, aber durchaus nicht mit dem übereinstimme, was ein verticaler Schliessungsdraht zeigt.

Pohls Beytrag zur Begründung einer genügenden Erklärung des Elektro-Magnetismus. Hr. *P.* glaubt, die Gesammtheit der magnetischen Wirkungen des Schliessungsdrahtes spreche deutlich für die Meinung, dass sich nirgends einzelne abgesonderte Pole im Umfange desselben finden; jeder Punct vielmehr wirke als Nordpol und Südpol in entgegengesetzten Tangentialrichtungen zugleich. — Wenn wir uns nun aber den Umfang des Schliessungsdrahtes als eine in sich zurückkehrende Magnetnadel denken, in welcher also kein Punct mehr Nordpol oder Südpol heissen könnte: so lässt sich aus dem Anziehen und Abstossen des gewöhnlichen Magnetes hier gar nichts mehr erklären. Hr. *P.* sagt zwar, wenn zwey Schliessungsdrähte mittelst gleichartiger Schliessung in die Kette aufgenommen (also die elektrischen Ströme nach derselben Richtung gehend) sind: so entspreche jedem Nordpol des einen ein Südpol des anderen, und sie müssten sich anziehen; aber es lässt sich nicht gut absehen, wie man hier von Nordpol und Südpol als unter sich verschieden sprechen dürfe, wie man doch müsste, wenn von dem gewöhnlichen Anziehen und Abstossen die Rede wäre; will man dagegen, was Hn. *P's.* Ausdruck: „Die Richtung der gleichnamigen Thätigkeiten sey an den einander zugewandten Seiten entgegengesetzt," — anzudeuten scheint, ein Strömen sich denken: so hat man etwas der *Ampère*'schen Hypothese ganz Ähnliches. — Denn, wenn es uns erlaubt wäre, statt Hn. *Pohls* Ausdruck: „Richtung der magnetischen Thätigkeit," zu setzen: „magnetischer Strom:" so würden wir bey Hn. *Pohl* ein Kreisen des magnetischen Stroms um den Schliessungsdraht haben, statt dass *Ampère* ein Kreisen des elektrischen Stromes um den Magnet annimmt. Ob man nun hierauf zurückkommen dürfe, das wird davon abhängen, ob die vier magnetischen Linien, die *von Althaus* und *Muncke* zu finden geglaubt haben (die aber *Muncke* selbst an breiten Streifen nicht ganz sicher auffinden konnte), wirkliche Polarlinien sind, oder nicht.

Gilberts Bemerkungen zu Muncke's Versuchen. Hr. *G.* macht hier bemerklich, dass die Pole in der Magnetnadel sich nie ganz am Ende befinden; hierauf aber müsse man nothwendig bey den Versuchen Rücksicht nehmen, welche *v. Althauss* und *Muncke* mit Magnetnadeln anstellten, um die Lage der Polarlinien des Schliessungsdrahtes zu finden.

Naumanns Nachricht von einer Wanderung von Kongsberg nach Suledal im Stavanger-Amt. Die interessanten mineralogischen und geognostischen Bemerkungen, die zugleich mit Beschreibungen der Gegenden begleitet sind, erlauben keinen Auszug.

Wöhler, über die eigenthümliche Säure, welche entsteht, wenn Blaustoff (Cyan) von Alkalien aufgenommen wird.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Barth: *Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. f. w. LXIX — LXXII Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

De la Rive, über einige Versuche, die der Ampère'schen Theorie entgegen zu seyn scheinen, mit Anmerkungen von Ampère und *Gilbert.* Nach *Ampère's* Theorie gründet sich das Bestreben des Schliessungsdrahtes, die Magnetnadel in eine auf die seinige senkrechte Richtung zu bringen, darauf, dass in dieser Stellung die den Magnet senkrecht auf seine Axe umkreisenden elektrischen Ströme einerley Richtung mit dem durch den Schliessungsdraht gehenden Strom haben, und die Drehung erfolgt nach der Seite hin, wo beide Arten von Strömen sich in einerley Sinne bewegen. *De la Rive* führt einige mit diesen Ansichten sehr wohl harmonirende Versuche an; aber zugleich andere, die ihnen entgegen zu seyn scheinen. — In Beziehung auf die letzteren zeigt *Ampère*, dass, wenn man den gesammten Einfluss aller elektrischen Ströme beachte, der Anschein, als ob die Erscheinungen der Theorie entgegen wären, verschwinde.

Faraday, über elektrisch-magnetische Bewegungen und die Theorie des Magnetismus. Faraday bediente sich des von *Hare* angegebenen Calorimotors, der eigentlich nichts Anderes ist, als ein aus einem einzigen Plattenpaare von ungewöhnlicher Grösse bestehender Elektromotor, an welchem sich daher auch die elektrisch-magnetischen Erscheinungen vorzüglich stark zeigen. Seine ersten Versuche zeigten, dass wenn man die von einem verticalen Schliessungsdrahte angezogene oder abgestossene Magnetnadel in verschiedene Stellungen bringt, so dass Anfangs ein ziemlich vom Endpuncte entfernter Punct der Magnetnadel neben dem Drahte liegt, und nach und nach ein dem Endpuncte näherer neben dem Drahte sich befindet, das Anziehen endlich in Abstossen übergehe, oder das Abstossen in Anziehen. Der wahre Pol der Nadel nämlich liegt nie in ihrem Endpuncte, sondern immer etwas davon entfernt. Befindet sich der verticale Leitungsdraht genau neben diesem wahren Pole: so zeigt sich der Magnet indifferent; befindet er sich neben einem Puncte, der dem Centro näher ist: so findet das Umgekehrte von dem Statt, was eintreten würde, wenn er neben einem vom Centro entfernteren Puncte wäre, das heisst, das Abstossen geht in Anziehen, und dieses in jenes über, wenn man den Leitungsdraht vor diesem Pole vorüberführt. *F.* gründete hierauf den Schluss, es müsse sich ein Kreislauf der Magnetnadel oder des Leitungsdrahtes um diesen wahren Pol bewirken lassen. Stellt man sich nämlich die Magnetnadel nicht in ihrer Mitte, sondern im wahren Pole aufgehängt vor, und nimmt an, der durch den Leitungsdraht gehende elektrische Strom sey derjenige, welcher die zwischen dem Pole und der Mitte des Magnets liegenden Puncte anzieht: so wird ein gleicher Leitungsdraht jenseits des Poles abstossend wirken; beide aber werden gemeinschaftlich zu einer Drehung um den Pol nach derselben Richtung beytragen. Wäre nicht der Magnet um seinen Pol beweglich, sondern könnte sich der Leitungsdraht um eine, ihm selbst parallele, gegen die Richtung des Magnets senkrechte und durch dessen wahren Pol gehende Axe bewegen: so würde auch er einen Umlauf um diesen Pol machen. Denn würde er von den entfernteren Puncten des Magnets abgestossen: so würde diese Abstossung, wenn gleich vermindert, fortdauern, bis er sich neben dem wahren Pole befände, aber in Anziehung übergehen, sobald er über diesen Punct hinaus wäre; der Draht würde einen halben Umlauf vollenden, und wenn man nun den Magnet auf einen Augenblick wegnähme, und auf die andere Seite des Drahtes brächte: so würde, weil an dieser Seite die entgegengesetzten Wirkungen Statt finden, in den näheren Puncten der Draht abgestossen, in den über den Pol hinausliegenden Puncten angezogen, also die andere Hälfte des Umlaufs vollendet werden. Hiebey würde nun die Schwierigkeit eintreten, dass der Draht nach jedem halben Umlaufe an den Magnet anstiesse; aber man kann dieses Umkreisen noch bequemer erhalten. Es findet sich nämlich, dass auch ein vertical stehender Magnet ein Kreisen des verticalen Drahtes bewirkt. Stellt man einen Magnet in Quecksilber so auf, dass nur ein Theil, etwa ½ Zoll, über die Oberfläche her-

vorragt: so wird ein Messingdraht, dessen Aufhängepunct in der Richtung des verlängerten Magnets liegt, und dessen Endpunct sich in das Quecksilber eintaucht, ein Kreisen um den Magnet anfangen, sobald der elektrische Strom durch den Messingdraht geht. Die Richtung der Bewegung geht in die entgegengesetzte über, wenn der elektrische Strom, der etwa zuerst von oben nach unten ging, nun in die entgegengesetzte Richtung geleitet wird, das heisst, wenn man das Kupfer Anfangs mit dem oberen, nachher mit dem unteren Ende des Leitungsdrahtes in Verbindung setzte u. s. w. *F.* giebt nun eine ganze Reihe merkwürdiger Versuche an, die er mit mannichfaltiger Abänderung angestellt hat.

Vauquelins und *Laugiers Analysen des bey Juvenas gefallenen Meteorsteins.* Er enthielt keinen Nickel, und wenig Schwefel und Magnesia; dagegen aber mehr Kalk und Thonerde, als andere Meteorsteine.

Davy's elektrisch-magnetische Versuche. In diesem Aufsatze findet sich auch die Behauptung, dass vier Hauptpole in dem Leitungsdrahte vorhanden seyn müssten; aber *Davy* nimmt sie sogleich zurück, weil ein Versuch ihm zeigte, dass keine bestimmten Stellen des Drahtes sich auf diese Weise auszeichneten, sondern „dass der polaren Anordnungen so vielerley Statt finden, als sich Chorden in den um den Draht beschriebenen Kreis ziehen lassen;" und sofern, sagt er, stimme diess mit *Wollastons* Vorstellung vom umkreisenden Magnetismus überein *), also, kann man hinzusetzen, ebenso gut mit *Ampère's* Vorstellung von elektrischen Strömen, die den Magnet umkreisen. Folgender Versuch verdient wohl vor Allem hier einen Platz. *Davy* bediente sich der grossen Voltaischen Batterie von 2000 Doppelplatten Zink und Kupfer, und brachte durch sie eine Säule elektrischen Lichtes von 1 bis 4 Zoll lang hervor, je nachdem die Luft minder oder mehr verdünnt war. Wurde nun dieser Lichtsäule ein Magnet unter ziemlich spitzem Winkel gegenüber gehalten: so wurde sie von demselben mit einer rotirenden Bewegung angezogen oder abgestossen, oder wenn man die Pole in verschiedene Lagen versetzte, zum Umkreisen gebracht. — Auch die übrigen Versuche geben merkwürdige Resultate, z. B. dass das Leitungsvermögen eines Metalles sich mit der Temperatur ändert, und zwar geringer wird bey wachsender Temperatur. — Aus diesem Grunde leiten Metalldrähte besser, wenn sie unter Öl oder Wasser gehindert werden, eine so starke Erhitzung, als in der Luft, anzunehmen. — Ferner, der Magnetismus, den die Voltaische Säule hervorbringt, scheint, wenn man denselben Leitungsdraht gebraucht, in eben dem Verhältnisse zu wachsen, wie die hervorgebrachte Hitze zunimmt.

Gazzeri's elektrisch-magnetische Versuche. — *Hansteen's Resultate aus den magnetischen Beobachtungen auf den Reisen von Ross und Perry in das nordwestliche Polarmeer.* Der Punct, wo die Neigung 90 Grade ist, oder eigentlich der Convergenzpunct, gegen welchen hin Magnetnadeln in den ihnen benachbarten Gegenden gerichtet sind, liegt in etwas mehr, als 70 Gr. nördl. Br., und hat etwas mehr, als 100 Gr. westl. Länge von Greenwich. — *H.* theilt noch mehrere Bestimmungen mit, welche zeigen, wie nahe die aus der Theorie abgeleiteten Angaben mit den Beobachtungen übereinstimmen.

Freiesleben, über das Vorkommen des Flötztrapps im älteren Sandstein des Kupferschiefergebirges. — *Fiedler, über Blitzröhren.* Der Vf. giebt eine umständliche Nachricht von der Auffindung und von der Beschaffenheit einer Blitzröhre, die nahe bey Dresden unter seiner Leitung ausgegraben wurde, und jetzt, als eine höchst interessante Merkwürdigkeit, im Museum zu Dresden aufgestellt ist. Sie ist 8½ Elle lang, und da sie nicht unzerbrochen aus dem Sande gebracht werden konnte, sorgfältig so wieder zusammengekittet, wie sie sich in der Erde befunden hatte. Am oberen Ende hat sie ⅜ Zoll Durchmesser, und gegen das untere Ende verengert sie sich bis auf die Dicke einer Krähenfeder. Sie lief beynahe 8 Ellen tief unter einer wenig von der Verticallinie abweichenden Richtung, und ohne bedeutende Seitenäste fort; in grösserer Tiefe wurde ihre Richtung etwa unter 65 Gr. geneigt. Sie besteht, wie alle Blitzröhren, aus einer glasigen Masse oder aus geschmolzenem Sande.

Gilbert, über Blitzröhren und über die Wirkung des Blitzes auf Felsstücke. *G.* giebt hier Nachrichten von dem, was *Saussure*, *Ramond* und *Humboldt* an Felsspitzen, die vom Blitze getroffen wurden, bemerkt haben.

Nachrichten von dem am 5 Juny 1822 zu Angers (im ehemaligen Anjou) *herabgefallenen Meteorsteine.* Es wurde in den benachbarten Orten Abends 8 Uhr eine Lichterscheinung wahrgenommen, die mit einem Knalle verschwand, worauf denn ein Meteorstein (oder vermuthlich mehrere) herabfielen. Die Beobachtung der Lichterscheinung von *Boisgiraud* in Poitiers zeigt, dass sie den Sternschnuppen [illegible], aber glänzender war; der zurückbleibende [illegible] de Streif nahm nach und nach eine [illegible] Form an. Die ganze Erscheinung dauerte [illegible] ¼ Stunde, und in dieser Zeit schien die [illegible] Kerns gegen die benachbarten Sterne sich [illegible] ändern. — Diese Bemerkung würde [illegible], wenn man sie als ganz streng ansehen könnte [illegible] in ¼ Stunde das Fortrücken der Sterne nicht [illegible] gering ist: so kann die Beobachtung [illegible] vorzüglich wichtige angesehen werden.

Graves Nachricht von einer [illegible] kugel. Bey aller Unvollkommenheit dieser [illegible] scheint doch das gewiss, dass eine am 15 [illegible] in Massachusets gesehene Feuerkugel [illegible]

*) Eine Vorstellung, die völlig mit der von Hn. *Pohl* aufgestellten zusammentrifft.

weissen Lichts als eine gelbe, welche Masse von 8 Fuss Durchmesser auf der Erde aufgefunden wurde.

Chladni's Nachrichten von Feuermeteoren u. s. w. — *Schmidt* (in Giessen), *über die Gesetze der Anziehung eines galvanisch-elektrischen Stromes, und eines Prechtl'schen Transversalmagneten auf die Magnetnadel* u. s. w. Der Vf. leitet hier zuerst auf mathematischem Wege das Gesetz (welches er in einem früheren Aufsatze als ein Grundgesetz angenommen hatte) ab, dass der galvanische Strom im verkehrten Verhältnisse der senkrechten Abstände auf die Pole der Magnetnadel einwirkt. Schreibt man nämlich jedem Puncte des Stromes eine anziehende Kraft auf den einen, und eine abstossende Kraft auf den anderen Pol der Magnetnadel zu, und setzt man diese dem Quadrate der Abstände umgekehrt proportional: so ergiebt sich jenes Gesetz als beynahe richtig, wenn der Abstand des Poles der Magnetnadel von dem galvanischen Strome gegen die Länge der Magnetnadel gering ist. — Das Gesetz ist weniger streng richtig, wenn die Magnetnadel nicht mit dem Strome parallel ist. Auch die Wirkung der Transversalmagneten bringt der Vf. auf Formeln, und leitet daraus einige leichte Beziehungen her, die nahe genug richtig sind, sobald die Länge der an beiden Seiten entgegengesetzt magnetischen Linie in Vergleichung gegen den Abstand der Magnetnadel gross ist. Bey dieser Untersuchung ergiebt sich unter Anderem, wie die Abweichung einer Magnetnadel bestimmt werde, die sich gerade unter der Mitte des im magnetischen Meridian aufgestellten Transversalmagneten befindet; und so erhält man hier zugleich Aufklärung über den *Muncke*'schen Versuch, wo man combinirte freundschaftliche Pole zweyer Magneten auf die Magnetnadel wirken lässt.

Muncke, über Elektro-Magnetismus. Hr. *M.* theilt hier interessante Versuche über die Wirkung eines Magneten auf eine Magnetnadel mit. Man zeichne den magnetischen Meridian auf dem Tische auf, der zu dem Versuche bestimmt ist, und stelle die Magnetnadel so auf, dass sie genau über dieser Linie steht; in eben dieser Linie oder der verlängerten Richtung der Nadel nehme man einen willkührlichen Punct, ziehe hier eine horizontale, auf die vorige senkrechte Linie, und lege an diese einen Magnet, der also eine gegen den magnetischen Meridian senkrechte Lage hat, so dass selbst sein nächstes Ende noch von jenem Meridian etwas entfernt ist. Ist nun der gegen die Linie gewandte Pol des Magnets ein Nordpol, und der nächste Pol der Nadel auch ein Nordpol: so wirkt des Magnets Nordpol auf diesen abstossend, auf den entfernteren Südpol anziehend, und beide Wirkungen würden sich vereinigen, um eine Drehung der Nadel zu bewirken, wenn nicht die Einwirkung, die der Südpol des Magnets auf beide Pole der Nadel ausübt, das gerade Entgegengesetzte hervorzubringen strebte. Heisst nun jene Wirkung $= K$, diese $= K'$: so lässt sich eine solche Entfernung des Magneten von der Meridianlinie finden, wobey beide Kräfte sich im Gleichgewichte halten, und die Nadel unverrückt im Meridian bleibt. *M.* theilt drey Reihen solcher Versuche mit; und indem hier, wo die Versuche die Grösse der Abstände angaben, K und K' berechnet werden konnten: so hätte man erwarten sollen, dass die Rechnung $K = K'$ gäbe; das ist aber nicht der Fall, sondern immer war die für den Nordpol (die beiden nächsten Pole waren Nordpole) berechnete Wirkung zu gross. Der Vf. sagt, $K - K'$ wachse, indem der Magnetpol dem Pole der Nadel näher gerückt werde; um dieses näher zu bestimmen, sollte man hier nicht $K - K'$, sondern $\frac{K - K'}{K}$ suchen, indem jener Unterschied mit der ganzen Kraft verglichen werden muss; dann aber geben die Versuche der ersten Tafel folgende Werthe 0,0116; 0,0568; 0,0548; 0,0558; 0,0881; die Versuche der zweyten Tafel 0,077; 0,099; 0,138; 0.197; 0,298; 0,753. Und so zeigt sich allerdings eine Zunahme, die ganz gewiss davon herrührt, dass die Einwirkung der einander zugewandten Pole, durch welche Magnete allmählich geschwächt werden, mehr beträgt, als bey den entfernteren Polen. Es wäre aber wohl zu wünschen gewesen, dass die Versuche in entgegengesetzter Ordnung mehrmals angestellt wären, um zu sehen, ob vielleicht auch eine dauernde Abnahme der Kraft durch jene Einwirkung eingetreten, also die zum Grunde gelegte Einheit eine andere geworden war. Die übrigen Versuche müssen wir hier übergehen.

Schmidts (in Giessen) *erläuternde Wiederholung der Faraday'schen Versuche, und Darstellung ähnlicher Erfolge mittelst Transversal-Magnetismus.* Wenn man einen Transversalmagnet (einen Cylinder, dessen eine Seitenlinie eine Reihe Nordpole, die entgegengesetzte eine Reihe Südpole darbietet, während die mitten zwischen ihnen liegenden, um einen Quadranten entfernten, Seitenlinien indifferent sind) in verticaler Stellung neben einer horizontalen Magnetnadel so fortführt, dass die Indifferenzlinie des Magnets der Nadel zugekehrt, und die Nordpolarseite dem Nordpole zugewandt ist: so bemerkt man Anfangs, wenn man sich von der Mitte her dem Nordpole nähert, ein Abstossen der Nadel; gegen das Ende der Nadel giebt es einen Punct, wo die Wirkung verschwindet; und wenn man den Magnet noch weiter fortführt: so wird die Nadel angezogen. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass sich dieses theoretisch voraussehen liess, und dass man also mit dem Transversalmagnet ähnliche Drehungserscheinungen, wie *Faraday*, bewirken könnte.

Versuche über das Magnetisiren des Stahls durch Maschinen-Elektricität, von *v. Beek, Moll, v. Rees* und *v. d. Bos*. Wir müssen diese Versuche, die theils bestimmt sind, Einiges in der *Ampère*'schen Theorie noch mehr aufzuklären, übergehen. Hr. *Gilbert* hat diesem Aufsatze Anmerkungen im Sinne der *Ampère*'schen Theorie beygefügt, und bemerkt,

er habe dieſes nicht unterlaſſen wollen, obgleich durch *Schmidt's* Unterſuchungen die *Ampère'ſche* Hypotheſe als dem Transverſalmagnetismus weichend erſcheine. Rec. glaubt, daſs Hr. *Gilbert* dennoch Recht hatte, dieſe Anmerkungen ſo mitzutheilen; denn ſo ſehr es allerdings das Anſehen gewinnt, daſs die von *Schmidt* theoretiſch ſo ſchön unterſtützte, und von *Munke, Ermann* und *Prechtl* aus Verſuchen hergeleitete Anſicht, die Einwirkung des Leitungsdrahtes ſtimme ganz mit der Wirkung der Transverſalmagnete überein, immer wahrſcheinlicher werde: ſo ſind wir doch, wie es Rec. ſcheint, noch lange nicht bis zu dieſem Puncte gekommen. *Schmidt* z. B. fodert in dem ſchon angeführten Verſuche, daſs die Indifferenzlinie der Magnetnadel zugewandt, und der Nordpol gegen den Nord der Nadel gekehrt ſey; aber ſo viel Rec. bekannt iſt, hat noch Niemand nachgewieſen, daſs bey *Faradays* Verſuchen eine ſolche Lage der Polarlinien *an dem Leitungsdrahte* bemerkbar ſey. — Dieſe und ähnliche Betrachtungen nöthigen uns alſo wohl immer noch, auch jene Hypotheſe im Auge zu behalten, vorzüglich, da ſie ſo ſehr, und mehr, als alle anderen geeignet iſt, eine groſse Anzahl von Erſcheinungen gleichſam unter einem einzigen Überblick vor Augen zu legen.

Wollaſton, über die begrenzte Ausdehnung der Atmoſphäre. Der Vf. ſelbſt und Cap. *Kater* ſtellten im May 1821, als ſich die Venus bey der oberen Conjunction der Sonne ſehr näherte, Beobachtungen dieſes Planeten an, um zu ſehen, ob eine durch die Sonnenatmoſphäre bewirkte Refraction bemerkbar ſey. Die Beobachtungen zeigten, daſs man nichts von einer ſolchen Refraction wahrnehmen konnte, ſondern daſs die beobachteten Örter mit den berechneten genau übereinſtimmten.

Heinrich Roſe's chemiſche Unterſuchung der Mineralien, welche die Kryſtalliſation des Pyroxens haben u. ſ. w. Die von *Haüy* unter dem Namen Pyroxen zuſammengefaſsten Mineralien haben einerley Kryſtalliſation, aber verſchiedene chemiſche Beſtandtheile. Dieſe Anomalie, die paradox erſcheinen muſste, hat, bemerkt Hr. *Roſe*, erſt durch Hn. *Mitſcherlichs* wichtige Entdeckung, „daſs ſich gewiſſe, aus einer gleichen Anzahl von Atomen beſtehende, Körper in den chemiſchen Verbindungen wechſelsweiſe vertreten können,“ Aufklärung erhalten. Und das, was nach dieſer Angabe vermuthet werden konnte, fand ſich durch die *Roſe'ſchen* Analyſen beſtätigt, indem ſie zeigen, daſs alle Mineralien, welche die Kryſtalliſation des Pyroxens haben, Biſilicate (d. i. aus Kieſelerde und Baſen ſo zuſammengeſetzt ſind, daſs 2 Proportionen Kieſelerde mit 1 Proportion der Baſis verbunden ſind), in denen Kalk, Magneſia, Eiſenoxydul und Manganoxydul die Stelle der iſomorphen Baſen einnehmen.

Roſe's Unterſuchung des Tafelſpaths. Er hat eine dem Pyroxen analoge Zuſammenſetzung; aber eine ganz andere Kryſtallform.

Gilberts Zuſammenſtellung meteorologiſcher Beobachtungen aus dem Jahre 1821. Dieſe Sammlung enthält vorzüglich Beobachtungen über den merkwürdigen Barometerſtand am 24 und 25 Dec. An dieſem Tage fiel im ganzen mittleren und weſtlichen Europa das Barometer ungewöhnlich tief; es war aber dabey im mittleren Deutſchland und in allen weiter nördlich liegenden Gegenden durchaus kein Sturm. In Genua hingegen wüthete der heftigſte Orkan, der auch in der Schweiz noch als ſtarker Sturm beobachtet wurde. Merkwürdig iſt hiebey, daſs (wie Hr. v. *Zach* in ſeiner *Correspondence aſtronomique* erzählt) bey Liverno dieſer Sturm ebenfalls *nicht* Statt fand, alſo nur in einem ſehr beſchränkten Raume gewüthet zu haben ſcheint.

Pfaff (in Kiel), *über die Entſtehung der Blitzröhren.* Auf der Inſel Amrum ſahen einige Matroſen den Blitz in den tiefen Sand ſchlagen; ſie gruben an der Stelle nach, und fanden eine Blitzröhre, die *Pfaff* jetzt beſitzt.

Faraday, über elektriſch-magnetiſche Bewegungen. Zuerſt ein Apparat, um das Umherkreiſen des Leitungsdrahtes um den Magnet, und des Magnets um den Leitungsdraht, zu zeigen. Die folgenden Verſuche laſſen ſich hier nicht in der Kürze darſtellen.

De la Rive, über einen Verſuch, welcher Ampère's Hypotheſe entgegen zu ſeyn ſcheint. Hr. *Gilbert* zeigt, daſs er ſich nach *Ampère's* Anſicht gar wohl erklären laſſe.

Ampère's Vertheidigung und Berichtigung ſeiner Theorie u. ſ. w. *A.* nimmt an, daſs die elektriſchen Ströme in dem Magnet um alle einzelnen Theile kreiſen, daſs ähnliche Ströme, aber nach ganz verſchiedenen Richtungen, ſchon in dem unmagnetiſchen Eiſen vorhanden, aber wegen dieſer Verſchiedenheit unwirkſam ſeyen, daſs aber die magnetiſchen Eigenſchaften ſichtbar werden, wenn irgend eine Urſache dieſen elektriſchen Strömen eine gleiche Richtung giebt. — Die Gründe für dieſe in der That höchſt verwickelten Wirbelbewegungen ſind auch in dieſer Abhandlung nur noch unausgeführt angegeben, indem Hr. *A.* auf eine gröſsere Arbeit, die er bald herauszugeben gedenkt, und in welcher hoffentlich die längſt verſprochenen mathematiſchen Darſtellungen vorkommen werden, verweiſt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.* Herausgegeben von *C. W. Gilbert* u. s. w. LXIX — LXXII Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

P*faff* (in Kiel), *Beschreibung einer einfachen Vorrichtung, um die Zusammendrückung tropfbarer Flüssigkeiten, selbst bey kleinen Druckhöhen, bemerklich zu machen, und zu messen.* Das zu diesen Versuchen gebrauchte Instrument besteht aus einer Glocke, die oben mit einem Hahne A versehen ist, der die Verbindung mit einem senkrecht stehenden Haarröhrchen zu unterbrechen und wieder herzustellen verstattet. Von dem unteren Theile der Glocke geht eine hinreichend weite und hohe gekrümmte Röhre aus, deren Haupttheil vertical ist: und auch diese kann durch einen Hahn B gesperrt werden. Man füllt nun bey offenen Hähnen die letzte Röhre bis zum Nullpuncte, und bemerkt die Höhe des Wassers im Haarröhrchen an der neben demselben angebrachten Scale, schliesst beide Hähne, und füllt Wasser bis zu 1 oder 2 Zoll Höhe in der weiten Röhre; öffnet dann den Hahn B, damit der verstärkte Druck seine Wirkung auf das Wasser in der Glocke ausübe, schliesst ihn wieder, und öffnet dagegen den Hahn A. — Hatte nun der Druck, während B geöffnet war, eine merkliche Compression des Wassers in der Glocke bewirkt: so muss, nachdem B geschlossen, und A geöffnet ist, das Wasser im Haarröhrchen merklich steigen, und zwar um desto mehr, je geringer der Durchmesser desselben ist. Nach Hn. *Pf's.* Versuchen ist dieser Erfolg schon bey sehr geringen Druckhöhen merklich; doch bemerkt er, dass man wegen des Einflusses einer Änderung in der Temperatur grosse Sorgfalt auf die Beseitigung dieses Einflusses wenden müsse.

Um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, müssen wir die chemischen Aufsätze von *Rose*, sowie die von *Stodart* ganz übergehen, und nur die Titel anführen. *Rose, chemische Untersuchungen über die Analcime, die Kupferkiese und den Wismuthglanz. — Stodart und Faraday, Versuche über Legirungen des Stahls. — Berthier, über Legirungen des Eisens und Stahls mit Chromium. — Cloud's neues Verfahren, aus Platina Palladium und Rhodium darzustellen. — Döbereiner, über die Natur einiger dem Pflanzenreiche und dem Thierreiche angehörenden Säuren.* Versuche über die Bildung der Essigsäure aus Alkohol; 1 Antheil Alkohol verbindet sich, wenn man ihn mit befeuchtetem Platin-Suboxyd der Luft aussetzt, mit 4 Antheilen Sauerstoffgas, und bildet die Essigsäure. — Versuche, um zu zeigen, dass die Ameisensäure eine Verbindung von Kohlenoxyd mit Wasser ist. — Wiederholung des *Leidenfrost*'schen Versuchs. Wenn man Wassertropfen auf glühendes Metall fallen lässt: so hüpfen sie rotirend auf der Metallfläche, ohne sie zu berühren, vermöge des Verdampfens, an ihrer Oberfläche herum; Gas aber bildet sich dabey nicht. — Ganz ähnlich verhalten sich auch tropfbare Mineralsäuren, ätherische Öle u. s. w.

Ampère's Beschreibung eines elektrisch-dynamischen Drehungsapparats und Erörterungen über die damit angestellten Versuche. Ein mit zwey concentrischen, cylindrischen Wänden begrenztes, oben offenes Gefäss von Zink enthält die säuerliche Flüssigkeit; durch den um den Mittelpunct (innerhalb der kleineren Cylinderwand) leer bleibenden Raum geht eine verticale Axe, auf deren oberem Ende ein Schälchen mit Quecksilber angebracht wurde, in welches die Spitze eingetaucht ist, die dem zur Rotation bestimmten Theile des Apparats zum Ruhepuncte und zur Axe dient. Der drehbare Theil besteht nun aus einem Leitungsdrahte, dessen horizontaler Theil in der Mitte durch jene mit ihm fest verbundene Spitze gestützt wird, und der dann an beiden Seiten rechtwinklich herabwärts gebogen, mit den einander gerade gegenüberstehenden Puncten eines Kupferringes verbunden ist, welcher den Zinkwänden des Gefässes concentrisch in der Flüssigkeit schwebt. Lässt man nun den positiv elektrischen Strom von dem unteren Theile der Axe herauf durch die Spitze und beide Enden des mit ihr verbundenen Leitungsdrahtes zu dem Kupferringe gelangen: so strahlt er aus diesem zu der Zinkwand hinüber, und wird von da zu dem negativen Ende des Voltaischen Apparats vermittelst eines, die äussere Zinkwand mehrmals spiralartig umgebenden, mit Seide überzogenen Kupferstreifens geführt. Dieser Kupferstreifen, den der Strom in seinen mehrmaligen Umwindungen durchlaufen muss, dient, um dem elektrischen Strome eine bestimmte horizontale Richtung von dem Rand des Gefässes zu geben, und um

die Richtigkeit des Gesetzes zu zeigen, welches Hr. [illegible] so aufstellt: „Wenn die Richtungen zweyer Schliessungsdrähte auf einander senkrecht sind (ohne in einerley Ebene zu liegen), und man sich die kürzeste, auf beide senkrechte Linie zwischen ihnen gezogen denkt: so ziehen die durch sie fliessenden elektrischen Ströme einander an, wenn sie sich beide gegen diese Linie zu, oder beide von dieser Linie abwärts bewegen; dagegen stossen sie einander ab, wenn für den einen das Eine, für den anderen das Andere Statt findet.“ Hier also, wo der in dem Leitungsdrahte herabwärts fliessende Strom gegen jene kürzeste Abstandslinie zufliesst, ist es der schon vorbeygeeilte Theil des (in dem Kupferstreifen fortlaufenden) horizontalen Stromes, der den Leitungsdraht abstösst, während derjenige Theil des horizontalen Stromes, der noch hinter ihm zurück ist, ihn anzieht; der Leitungsdraht mit seinem Ringe muss also eine Bewegung annehmen, die der Richtung des Stromes in dem Kupferstreifen entgegengesetzt ist. Bey beiden herabwärtsgehenden Armen des auf der Spitze ruhenden Leitungsdrahtes findet diess in gleichem Sinne Statt, und es entsteht also ein immer fortwährender Umlauf des beweglichen Apparats um das Centrum. Mit gleicher Klarheit, wie diesen Versuch, erläutert *A.* auch die übrigen.

Fischer (in Breslau), *über die Wiederherstellung eines Metalles durch ein anderes, und über die Eigenschaft der thierischen Blase, Flüssigkeiten durch sich hindurch zu lassen.* Die Schwierigkeit, genau zu bestimmen, welche Erscheinungen man als rein chemische, welche dagegen man als galvanische ansehen müsse, veranlasst den Vf., hier eine Frage der Art gründlich zu erörtern. — Es ist bekannt, dass aus manchen Metallauflösungen das Metall durch die blosse Einsenkung eines anderen Metalles in diese Auflösung wieder hergestellt wird. In manchen Fällen stellt diese Fällung die bekannte baumartige Verzweigung dar, und die neu niedergeschlagenen Theilchen legen sich an dem schon reducirten Metalle immer entfernter von dem reducirenden an. Man hat diess einer galvanischen Einwirkung zugeschrieben; F. dagegen giebt hier Gründe an, warum man diese Ausscheidung als eine chemische anzusehen habe. Ein Hauptgrund ist, dass diese Fällung niemals Statt findet, wenn nicht das reducirende Metall mit der Auflösung in unmittelbarer Berührung steht. — Über die Eigenschaft der Blase, Feuchtigkeiten hindurch zu lassen, fand der Vf., dass wenn man eine, durch eine Blase unten geschlossene und mit einer Flüssigkeit gefüllte Röhre in ein Gefäss eintaucht, so dass die Blase an beiden Seiten von ungleichartigen Flüssigkeiten benetzt wird: so dringen beide gegenseitig durch, bis die Flüssigkeiten homogen geworden sind. — Die vorzüglich merkwürdigen Versuche, welche das Höhersteigen der Flüssigkeit in der Röhre, das Hindurchdringen der metallischen Vegetationen durch die Blase u. s. w. betreffen, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen.

Über den Meteorsteinfall zu Epinal am [illegible] Sept. — *Martini über die geognostischen Verhältnisse des Schemnitzer Bergwerkreviers in Ungarn.* — *Davy, über die elektrischen Erscheinungen im luftleeren Raume.* Der luftleere Raum, den *Davy* sich oberhalb des Quecksilbers in einer gebogenen Röhre verschaffte, war immer für die Elektricität durchgänglich; der innere Raum wurde durch den elektrischen Funken leuchtend, und [illegible] Glas, das die Röhre umgab, ward geladen. Aber die Temperatur zeigte hierauf den bedeutendsten Einfluss, und die Erscheinungen waren bey grosser Wärme am schönsten. Brachte man in die Leere ein wenig Luft: so zeigte sich das elektrische Licht mit anderen Farben. — Wenn die Leere sehr abgekühlt war: so war fast gar kein Leuchten zu bemerken, so dass *dieselbe* Elektricität, welche durch diese kalte torricellische Leere, dann durch Quecksilber, dann durch verdünnte Luft ging, in jener Leere fast gar kein Leuchten, in der verdünnten Luft aber eine merklichere Lichterscheinung hervorbrachte.

Egens Versuch eines Beweises, dass wahrscheinlich die Feuermeteore atmosphärischen Ursprunges sind. Die Frage, ob diese Meteore der Erde angehören, oder ob die Erde bey ihrem Laufe um die Sonne sie als freyschwebende Massen im Weltraume antreffe, ist schon oft aufgeworfen, und mehrmals bejahend für die letztere Meinung beantwortet worden. Hr. *E.* stimmt für einen atmosphärischen Ursprung. — Zuerst bemerkt er, dass die Bestandtheile der Meteorsteine sämmtlich tellurisch seyen, und dass diess schon auf einen tellurischen Ursprung schliessen lasse. — Aber diesem lässt sich entgegensetzen, dass das Verhältniss des in den Meteorsteinen vorkommenden Nickels und Chroms allem Anscheine nach weit grösser ist, als es im Mittel für alle [illegible] auf der Erde seyn möchte, und dass es überdiess [illegible] würdig scheint, warum gerade diese und Eisen [illegible] immer darin vorkommen, während andere, [illegible] Erde weit häufiger zu findende, Substanzen [illegible] fehlen, oder selten sind. — Die grosse Höhe der [illegible]erkugeln scheint Hn. *E.* kein so bedeutender Einwurf; er bemerkt (allerdings mit Recht), dass manche Höhenbestimmungen sehr unsicher sind; aber manche sind doch auch ganz unfehlbar richtig, und von diesen sollte eigentlich hier die Rede seyn. Selbst die eigenen Berechnungen des Vfs. über die zu [illegible] erschienene, mit einem Steinregen begleitete, [illegible]kugel zeigt, dass diese wenigstens 8 Meilen hoch [illegible], — immer hoch genug, um die Erklärung, [illegible] irdischen Steine dort oben hingelangten, [illegible]schweren; — und andere Beobachtungen [illegible] zweifeln, dass manche dieser Meteore in [illegible] mehr Meilen Höhe entstanden. — Wir [illegible] was hier über die Verbindung der [illegible] der Änderung der Witterung gesagt wird, [illegible] gehen, und fügen nur noch die Bemerkung [illegible] auch elektrische Erscheinungen in der [illegible]mosphäre sich als Feuerkugeln [illegible] gehören aber nicht eigentlich [illegible] chung, indem hier nur von den Feuerkugeln [illegible]

schnuppen die Rede seyn kann, die in grossen Höhen sich zeigen, und man wohl vermuthen darf, dass nicht alle jene leuchtenden Erscheinungen geradezu in Eine Classe gesetzt werden dürfen. Das Wichtigste aber, was die Abhandlung enthält, ist Folgendes. Sind diese Meteore cosmischen Ursprunges: so wird die Projection ihrer Bahn auf die Erdoberfläche gewiss bey weitem nicht immer ein grösster Kreis seyn. Diess ist allerdings richtig; aber wir müssen wohl gestehen, dass wir bey dem meistens sehr kurzen Wege und dem schnellen Vorübereilen der Erscheinung höchst selten im Stande seyn werden, sicher zu entscheiden, ob diese Projection eine doppelt gekrümmte Curve sey. Ferner: es müssen von den in den Morgenstunden erscheinenden Feuerkugeln, wenn sie cosmisch sind, mehrere, als von den in den Abendstunden erscheinenden, auf die Erde fallen. — Diess ist sehr wichtig, und die Erfahrung scheint keinen solchen Unterschied anzugeben. — Endlich: man müsste bey den Meteoren, die einige Minuten lang gesehen worden sind, eine von der Bewegung der Erde herrührende Parallaxe bemerkt haben. Diese letzten Bemerkungen sind sehr beachtenswerth, und es ist zu wünschen, dass diese Meteore einmal mit mehr Sorgfalt beobachtet werden möchten, damit die geometrischen Bestimmungen, auf welche eben diese Bemerkungen sich beziehen, für eine bedeutende Zahl von Fällen mit Sicherheit angegeben werden könnten. Die bis jetzt bekannten Beobachtungen sind in viel zu geringer Anzahl vorhanden, um zu einer sicheren Entscheidung zu genügen.

Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, dass die von Hn. *Winkler* in Halle mit immer gleichem Fleisse angestellten Witterungsbeobachtungen in jedem Monatshefte regelmässig mitgetheilt sind. Diese Beobachtungen erfüllen in einem hohen Grade die Anfoderungen, die man zu machen berechtigt ist: doch wünschten wir, dass über den Zug der Gewitter, die sie begleitenden Winde u. dgl., noch etwas Vollständigeres in den einzelnen Fällen möchte geliefert werden können.

i. e. e.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, b. Beck: *Salzburg und Berchtesgaden.* Ein Taschenbuch für Reisende und Naturfreunde, von *Franz Anton v. Braune.* Mit zwey Tafeln. 1821. 505 S. 8.

Dieses Werk hat hauptsächlich zum Zwecke, den Leser mit der botanischen Geographie von Salzburg und Berchtesgaden bekannt zu machen. Wie reich und mannichfaltig die Flora dieses Landes seyn muss, ergiebt sich schon aus der Lage des Bodens. Der am tiefsten gelegene Theil ist der nördliche, obschon auch hier die geringste Erhöhung über das mittelländische Meer nirgends weniger, als 1000 Fuss beträgt. Von Norden aus erhebt sich das Land, wie diess aus dem Laufe der Gewässer, der in entgegengesetzter Richtung Statt findet, hervorgeht. Der berühmte Bergriese, der Grossglöckner, der sich im Süden an dem Grenzpuncte von drey Ländern, von Salzburg, Tyrol und Kärnthen, gleich einem ungeheurem Grenzsteine erhebt, misst nicht weniger, als 12,600 Fuss, und nimmt folglich den dritten Rang unter den höchsten Gipfeln Europas ein. Ein Land, welches auf eine Distanz von 18 deutschen Meilen eine so bedeutende Höhe erreicht, muss nothwendig die verschiedenartigsten Klimate haben, und verspricht dem Botaniker eine reiche Ausbeute, obschon der Flächeninhalt dieser Gegend, den man früher zu 240 □ Meilen annahm, den neueren Berechnungen zu Folge nicht mehr, als 180, nach anderen 170, oder sogar nur 165 □ Meilen betragen soll. Der Vf. liefert ein genaues Verzeichniss aller Pflanzen, wie sie sich in den verschiedenen Höheregionen vorfinden. Diess für die Pflanzenkunde nützliche Kenntniss bietet zugleich ein sicheres Mittel dar, um die klimatische Beschaffenheit des Landes zu beurtheilen, und zu bestimmen, wie sich dessen Temperatur zu der von anderen Regionen verhält. Überhaupt ist die Kenntniss der Producte, die ein Boden erzeugt, von grosser Wichtigkeit für die physische Geographie, indem sie ein schätzbares Mittel an die Hand giebt, um den Wechsel des Klimas eines Landes und die in seiner Productionskraft Statt findenden Veränderungen zu bestimmen, und den Ursachen dieser nicht seltenen und merkwürdigen Erscheinung nachzuforschen. — Es dürfte vielleicht hier der Ort seyn, auf den Nutzen aufmerksam zu machen, der für die Länderkunde erwachsen würde, wenn man, wie bereits mehrere Gelehrte vorgeschlagen haben, den auf die Geographie anzuwendenden Theil der Botanik auf eine geringe und bestimmte Anzahl von Gewächsen, etwa auf einige Hundert derjenigen, die am verbreitetsten auf dem Erdballe sind, und sich fast überall unter derselben Zone oder unter allen gleichartigen Klimaten vorfinden, beschränkte. Es würde dadurch ein doppelter Zweck erreicht werden; alle Reisenden, von welchen nur wenige Botaniker sind, würden sich in den Stand gesetzt sehen, die botanischen Untersuchungen, welche für die Länderkunde ein besonderes Interesse haben, mit Nutzen anstellen zu können; und ausserdem würde dadurch in den botanischen Theil der physischen Geographie eine Übereinstimmung und Einheit gebracht werden, welche für diese Wissenschaft die wohlthätigsten Folgen haben müssten. Eine Arbeit über diesen Gegenstand würde eben sowohl die Wissenschaft befördern, als den Gelehrten ehren, der sich ihr unterziehen wollte.

Über die Topographie und die mineralogische Beschaffenheit von Salzburg und Berchtesgaden, einer Gegend, welche der Vf. auf seinen öfteren botanischen Excursionen genau kennen lernte, enthält dieses Werk viele, für den Naturforscher und Reisenden interessante Angaben. Alle Gewässer und Seen werden darin erwähnt, die bedeutendsten Gebirge beschrieben, und ihre Höhen angegeben. Auch die Schönheit der Gegend und das erhabene Schau-

spiel, welches diese imposanten Alpenländer dem Freunde der Natur gewähren, weiss der Vf. mit lebhaften Farben zu schildern. Die hoch auf einander gethürmten Gebirgsmassen, über welche sich die weissen Spitzen der Gletscher erheben, die vielen Seen, deren freundliche Ufer den Wanderer begrüssen, und die rauschenden Ströme, die sich von steilen Felswänden in freundliche Thäler herabstürzen, erinnern den Leser an die Schweiz und ihre imposanten Naturscenen. Eine der schönsten Landschaften bietet der Königs- oder Bartholomäus-See dar, welcher in Berchtesgaden gelegen ist. Das grünlich helle Gewässer des Sees, auf dessen spiegelnder Fläche das Bild seiner Umgebungen widerstrahlt, die ungeheuren Felsenwände, welche steil und hoch aus den Fluthen emporragen, und unerschütterlich ihrer Brandung trotzen, die Alpen, Buchten und Inseln, welche der See bespült, und die Cascaden, die über die Felsengehänge schäumend und rauschend in das tiefe Wasserbecken hinabstürzen, bilden, sagt der Vf., ein Amphitheater mit einer so mannichfaltigen und herrlichen Ausstattung, dass kein Pinsel und keine Sprache diese Gegend und das Leben, welches in ihr sich regt, so hold und so erhaben, so lebendig und so ansprechend, wie es ist, darzustellen vermag.

Zu tadeln sind an dem Plane dieses Werkes die zu häufigen Unterbrechungen durch Noten, deren mehrere fast auf allen Seiten eingeschaltet sind. Die oben angeführte Schilderung des Königssees enthält deren nicht weniger, als fünf; dadurch wird aber die Aufmerksamkeit des Lesers gestört, und dem Vortrage seine Lebendigkeit geraubt.

Für alle Reisenden, und insbesondere für Naturforscher, welche die Alpenländer von Salzburg und Berchtesgaden zu durchwandern gedenken, wird dieses Werk, welches sich auch durch Druck und Papier, und das für Fussgänger bequeme Taschenformat empfiehlt, ohne Zweifel eine willkommene Erscheinung seyn.

W. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. 1) *Meissen*, b. Goedsche: *Gesänge für drey, vier und mehr Männerstimmen.* Ernst und Scherz. Text und Musik von M. *C. W. T. Gamens*, Superintendenten in Saida. Erstes Heftlein. IV u. 22 S.

2) Ebendaselbst: *Sieben Festchoräle für die Orgel*, mit Begleitung von vier Posaunen, zwey Trompeten und Pauken, zum Gebrauche auf alle hohen Festtage, von M. *Fleck.* 11 S. 4. (6 gr.)

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, dass sich nach einander immer mehr würdige Männer aus dem geistlichen Stande finden, welche in der Überzeugung von der Nothwendigkeit der Gesangbildung bey der Jugend und den Erwachsenen für den religiösen Zweck, zur Förderung desselben Beruf und Neigung in sich fühlen, und insbesondere ihre Schullehrer, wenn es ihnen an dem nöthigen Geschmacke fehlt, zu leiten, und mit der wahren Art und Beschaffenheit des Gesanges bekannter zu machen suchen. Wer kennt nicht die vielfachen Bemühungen eines *Natorp, Koch* u. A. m.! An diese schliesst sich der Vf. obiger Sammlung von Gesängen auf eine würdige Weise an. Sie sind von ihm zunächst für einen Kreis der unter ihm stehenden und unter seiner Leitung gebildeten Schulmänner bestimmt, und so beschaffen, dass sie auch ausser demselben nützlich seyn werden. Sie sind nämlich ein neues und zweckmässiges Hülfsmittel zur Bildung des Gesanges, die dem Volksschullehrer in unserer Zeit unentbehrlich ist, und für 4 Männerstimmen, 2 Tenore und 2 Bässe, auf zwey Systemen, im Violin- und Bass-Schlüssel eingerichtet, und werden daher bey dem Unterrichte in Seminarien besonders brauchbar. Composition und Text, ausser: „Das Grab ist tief und stille," sind von dem Vf., und stehen meist in genauer Verbindung. Die Harmonie ist grösstentheils rein und fliessend; doch würden wir für No. 1 T. 5 eine andere gewählt haben. Wir versichern übrigens, dass das Ganze seinem Zwecke hinlänglich entspricht, und fodern den Vf. zur Fortsetzung seines nützlichen Unternehmens auf.

Der Vf. von No. 2 will durch diese Choräle die Feyer der Festtage erhöhen, und theilt in dieser Sammlung 7 der feyerlichsten Melodieen, als: Nun lasst uns Gott den Herren — Vom Himmel hoch — Gott ist mein Hort — Wer nur den lieben Gott — Dir, dir Jehovah — Eine feste Burg — Wachet auf, ruft — mit, die bey verschiedenen Gelegenheiten: Ernte-, Neujahrs-, Weihnachts-, Reformations-Festen u. s. w., gebraucht werden können. Für diese Absicht kann vorstehende Choralsammlung mit Orgel, Chor und Instrumentalbegleitung, es sey zur Abwechselung, oder auch besonders an kleinen Orten statt der Musik, die nicht immer gelingt, und vorzüglich deshalb so nützlich werden, weil an der letzten die wenigsten, an jenem hingegen alle Zuhörer Antheil nehmen. Nur kommt dabey viel darauf an, dass die Instrumente ganz rein intonirt sind, damit kein Misslaut sich einmischt, auch Pauken und Trompeten nicht in voller Stärke, wodurch sie grell werden, [illegible], sondern so behandelt werden, dass sie den Charakter des Erhabenen und Feyerlichen zeigen. Auch die Begleitung bloss der Posaunen mit der Orgel, ohne Pauken und Trompeten, giebt, wie Rec. weiss, dem Chorale viel Feyerliches, und als Abwechselung mit jenen wäre daher gewiss von guter Wirkung. Was nun die in den Chorälen gebrauchten Melodieen betrifft, so haben wir, z. B. Vom Himmel hoch — Wer nur den lieben Gott — Wachet auf, ruft uns — einige Abweichungen bemerkt, die sich wahrscheinlich auf die locale G[illegible] gründen, und die wir dem Vf. zur Rechtfertigung [illegible] müssen. Die Harmonie ist rein, und die Zwischenspiele dem Charakter des Liedes angemessen. Das gleichzeitige [illegible]ten oder Pausiren der Trompeten und Pauken aber scheint uns der Art, welcher sich der Vf. bedient, [illegible] *ohne* das Andere eintritt, vorzuziehen zu seyn. Den Trompeten würden wir bisweilen weniger lebhafte Figuren gegeben haben. Dennoch können wir in dieser Choral[illegible] einen nützlichen Beytrag zur erhöhten Feyer des [illegible] Gesanges nicht verkennen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

THEOLOGIE.

Darmstadt, b. Leske: *Allgemeine Kirchen-Zeitung.* Herausgegeben von Dr. *Ernst Zimmermann. Erster* Jahrgang. 1822. *Sechstes* bis *neuntes* Heft. No. 45—78. Oder Sept. bis Dec. 1822. S. 581—692. Nebst 6 Quartbl. Register. *Zweyter* Jahrgang. *Erstes* bis *fünftes* Heft. No. 1—44. Oder Jan. bis May 1823. S. 1—424. gr. 4. (Der Jahrg. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. Frft. W.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1823. No. 5.]

Der Wunsch, mit welchem Rec. seine Anzeige des Anfanges von dieser sehr schätzbaren und in ihrer Fortsetzung immer anziehender werdenden neuen Zeitschrift schloss, dass sich dieselbe nämlich einer möglichst weiten Verbreitung zu erfreuen haben möchte, und dass dazu die Kirchencollegien und Consistorien freundlich ihre Hände bieten möchten, ist in sofern in Erfüllung gegangen, als z. B. das königl. Oberconsistorium in Würtemberg, mehrere königl. preussische Consistorien, der Superintendent *Schmeisser* zu Rinteln, der Kirchenrath *Keller* zu Büdingen, mehrere höhere Behörden in Baden, in Baiern, in Preussen und in Sachsen, theils durch besondere und officielle Erlasse, theils durch Circulationen bey sämmtlichen Predigern in ihren Kircheninspecturen, theils durch Aufnahme in die Lesegesellschaften und auf andere Art, thätig besorgt gewesen sind, der Zeitung ein recht ausgebreitetes Publicum zu verschaffen. (S. das Mayheft 1823. S. 414.) Rec., der für seine Person auch nicht das entfernteste Interesse dabey hat, wie reich oder dürftig der Absatz derselben sey, kann gleichwohl seine Freude darüber nicht unterdrücken, dass gerade *dieser* Zeitschrift in dem gegenwärtigen, an Tages- und Wochen-Blättern von aller Art durchaus keinen Mangel leidenden, Zeitalter eine so günstige Aufnahme zu Theil wurde. Für den kirchlichen Sinn und eine lobenswürdige Theilnahme an den Angelegenheiten der Religion unter unseren Zeitgenossen spricht dieser Umstand unverhörbar; und bey der stets sich gleich bleibenden anständigen Freymüthigkeit des würdigen Herausgebers und fast aller seiner Mitarbeiter; bey ihrer sorgfältigen Vermeidung aller Parteylichkeit, Sectirerey, Factionensucht; bey ihrem redlichen Bestreben, jeder der verschiedenen Kirchen oder Confessionen, deren neueste Schicksale sie erzählen, oder deren gegenwärtige Lage sie beschreiben, oder auf deren Aussichten in die nähere und entferntere Zukunft sie aufmerksam machen, die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; die Facta als Facta treu und unumwunden darzustellen, und, wo es der Sache gemäss ist, ihre Billigung oder Missbilligung *sine ira et studio*, rücksichtslos und bescheiden, auszusprechen: bey Allem diesem ist es wohl keine Übertreibung, wenn man diese *Allgemeine Kirchenzeitung*, sowohl hinsichtlich ihres Inhaltes, als hinsichtlich der mehr oder weniger freundlichen Aufnahme derselben an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Ländern als eine Art von *Wärmemesser* zur Bestimmung des höheren oder tieferen Standpunctes des reinkirchlichen und ächtreligiösen Sinnes der betreffenden Gegenden betrachtet. Rec. ist daher mit Hn. D. *Z.* völlig einverstanden, wenn dieser in dem oben berührten Mayhefte von 1823 sagt: „Nur Übelwollende, welche nirgends (am wenigsten in den Angelegenheiten der Kirche) die Wahrheit hören mögen, können das Gerücht von einem der *A. K. Z.* bevorstehenden Gebote, welches unlängst verbreitet wurde, veranlasst haben.“ Fahre nur der Herausgeber, mit seinen Correspondenten, fort, künftig, wie bisher, das Zeugniss aller unbefangenen Leser zu verdienen, „dass der Inhalt dieser Zeitschrift auch nicht den entferntesten Grund zu einem solchen Verbote geben konnte,“ — und statt dieses Verbotes wird man sie vielmehr allenthalben willkommen heissen, wo man ein vernünftiges Kirchenwesen von dem blinden Kirchenthume gehörig zu unterscheiden weiss, jenem, als einem der kräftigsten Beförderungsmittel der Cultur, Moralität und Menschenwohlfahrt, Vorschub, diesem, als einer der ergiebigsten Quellen der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Sittenverderbens, Abbruch zu thun sucht. — Von dem Plane und der Einrichtung der Zeitschrift würde es nach dem, was in der früheren Anzeige derselben bemerkt ist, überflüssig seyn, noch ein Wort hinzuzufügen, es sey denn dieses, dass sich Hr. Dr. *Z.* in den 9 vorliegenden neuen Monatsstücken in beiden völlig gleich geblieben ist; dass die Ausführung den guten Erwartungen, die man gleich Anfangs davon hatte, durchaus entspricht; und dass folglich das Unternehmen selbst, so manche Schwie-

rigkeiten ihm auch im Wege zu stehen schienen, als in jeder Hinsicht gelungen betrachtet werden kann. Da übrigens weder eine Allg. *Literatur*-Zeitung eine Allg. *Kirchen*-Zeitung, noch umgekehrt diese jene, entbehrlich machen kann, vielmehr die Lesung der Einen und der Anderen bey Jedem vorausgesetzt werden darf, der auf wissenschaftliche Bildung und kirchlichen und religiösen Sinn Anspruch macht: so wäre es unpassend, vollständige oder abgekürzte Aufsätze aus der einen in die andere überzutragen. Wir schränken uns also darauf ein, nur den Inhalt einiger Stücke kurz zu bezeichnen, die entweder um ihrer Originalität willen, und weil keine frühere Zeitung sie mitgetheilt hat, oder wegen ihrer Wichtigkeit, und weil sie auf Gegenstände, worüber bisher ein gewisses Dunkel schwebte, ein helleres Licht werfen, ein allgemeines und vorzügliches Interesse haben. Dahin gehört z. B. im *ersten* Jahrgange die fortdauernde Bewegung in Baiern wegen Einführung der Presbyterialverfassung und die Einlegung mehrerer Protestationen dagegen, S. 433. 527. 648 u. s. w. (Die Sache selbst gewinnt durch die meisten dieser Protestationen eher, als sie verliert, indem es nie an bündigen Widerlegungen der meist nur scheinbaren und auf Missverständnissen beruhenden Einwürfe fehlt.) Die Beschreibung des kirchlichen Zustandes in Aargau, S. 537, und der Synoden der reformirten Geistlichkeit daselbst, S. 455 f. Geschärfte Verordnung gegen Concubinate und Winkelehen in Baireuth, S. 539. Beförderung der Bibelgesellschaften in Dänemark, S. 415. 458. 663 f., in Frankfurt a. M., S. 428, unter dem Militär in London, S. 558, zu Moskau, S. 575, zu Stettin, S. 620, zu Wetzlar, S. 604. 635 f., in Würtemberg, S. 625. Das Verbot eben derselben Gesellschaften in Österreich, S. 596 u. s. f. Die Berathungen über die Union der beiden evangelischen Confessionen zu Breslau, S. 536. 684 f. (Ausführlicher und früher werden sie in den *theologischen Nachrichten* von 1822 mitgetheilt, indem in der *A. K. Z.* der einzige Geistliche, welcher der einmüthigen Erklärung aller Versammelten *für* die Union *nicht* beytrat, nämlich Hr. *J. G. Scheibel*, Prof. der Theologie und Diakonus, *nicht*, wie er es doch verdiente, genannt wird.) Neue Verordnungen, die kirchliche Kinderconfirmation betreffend, in Preussisch-Sachsen, S. 685, in Ostfriesland, S. 410, in Münster, S. 629 ff. Erbauung einer neuen katholischen Kirche zu Darmstadt, S. 428, und Verordnung, die dasige Sonntagsfeyer betreffend, S. 669. Proselytenmacherey zu Dresden, S. 562. Zustand der lutherischen und reformirten Kirche im Elsass, S. 542. Zurücknahme der Protestation gegen die Presbyterialverfassung zu Erlangen, S. 476. *L. v. Ess's* Aufenthalt zu Darmstadt, Abschiedspredigt von Marburg, und Verdienste um die Verbreitung der Predigten von *Fr. V. Reinhard*, S. 585. 602 f. Evangelische Kirchen zu Fernay-Voltaire, S. 520, in Finnland, S. 469. Missionswesen in Frankreich, S. 621. Kreuzbrüderschaft, Ausführung des Concordates, statistische Nachrichten über die reformirte und lutherische Kirche daselbst, S. 485. 519. 551 f. Tausendjähriges Bestehen der Kirche zu Fulda, S. 509. Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden zu Detmold, Frankfurt a. M., Berlin, S. 603. (Den *Juden* sind jetzt überall mehrere Artikel gewidmet, so dass frühere Bemerkungen über diesen Punct keine Anwendung mehr leiden.) Missionäre in Grönland u. s. w., S. 467. Des katholischen Pfarrers *Henhöfer* zu Mühlhausen bey Pforzheim Schicksale und Schriften, S. 640. 653 ff. Grossherzoglich-Hessische kirchliche Eintheilung und Behörden, S. 428. Vereinigung der protestantischen Confessionen daselbst, S. 397. 589. 668. Selbstentleibungen einiger Geistlichen im Kurhessischen, namentlich des Pastors *Grosse* zu Eschwege, S. 423. Trennung der Schule von der Kirche daselbst, S. 497. Verordnung über das dort zunehmende Laster der Völlerey, S. 521. Das Wunderwesen des Fürsten *von Hohenlohe*, S. 504. 529. 619. 667 f. Die Jesuiten zu Brig im Walliserlande, S. 401; ihre Versuche, sich in Wien festzusetzen, S. 459; Anzahl derselben in Europa und Amerika, S. 594. Des Dr. *Kalb* in München Übergang zur protestantischen Kirche, nebst seiner Zeitschrift, S. 603. Verordnung über den Kirchengesang in Münster, S. 626. Des Dr. *Kirchners* zu Speyer Übergang zur protestantischen Kirche, S. 668. Religiöser Zustand der Kopten, S. S. 581. Des Pfarrers *Latour* zu Desbordes Übergang zur katholischen Kirche, S. 559 f. 645. Einführung einer neuen gottesdienstlichen Ordnung bey den Israeliten zu Mainz, S. 579. Verordnung wegen geschärfter Prüfung der Predigtamtscandidaten in Mecklenburg-Strelitz, S. 633. Die Methodisten im Waatlande, S. 455. 666; zu Redrath in Cornwallis, S. 472; in New-Castle, S. 614. Die Missionsschule in Basel betreffend, S. 450. 592. 645. *Muhlert*, über den Eid der Juden, S. 619. Mysticismus in Hamburg, S. 389; in Sachsen-Weimar, S. 551. 582. Bekehrung der Chinesen zur katholischen Religion, S. 598. Erzbrüderschaft zum heiligen Joseph zu Neapel, S. 472. Separatisten im Trierischen, S. 506. Kinderconfirmation, Katechismen und kirchlich-statistische Nachrichten von Ostfriesland, S. 410. 421 f. Aufklärungsfortschritte in Ostindien, S. 517. Verein zum heil. Joseph zu Paris, S. 486. Pietistische Secten in Pommern, S. 501 f. Secularisation der Mönche und Nonnen; Reform der Klöster und Verbesserung des Gehaltes der unteren Geistlichkeit in Portugal, S. 421 ff. Mehrere Verfügungen gegen das Ablesen der Predigten, sowie gegen das vorlaute Predigen theologischer Studenten in Sachsen-Meiningen, S. 647. 684. Amtseid der Geistlichen und Amtskleidung derselben in Preussen, S. 409. 487. 492 f. Vertheidigung des Ausdruckes „*protestantisch*," S. 419 f. Die Secte der Quietisten in der Schweiz, S. 665. Des Freyherrn *v. d. Recke* Anstalten zur Bekehrung älterer und jüngerer Sträflinge in den Gefängnissen, S. 604. 683. Deutsche evangelische Gemeinde zu Rom, ihr Begräbnissplatz u. s. w., S. 445. 450. Missions- und Bibel-Ge-

[illegible] in Russland, S. 615. Angelegenheiten der Kirche und Geistlichkeit in Spanien, S. 445 f. Einmischung der Katholiken in die kirchlichen Angelegenheiten der Protestanten im Elsass, S. 551. Nationalsynode in Presburg, S. 479. 573. 625 ff. Verhältnisse zwischen den Katholiken und Evangelischen in Unter-Canada, S. 613. Dr. *de Wette* in Braunschweig, S. 520. (Enthält eine Stelle aus *d. W's.* vor der Katharinengemeinde daselbst gehaltener kraftvoller Predigt zur Wahl. Mit einer etwas ausführlichen Darstellung der einstimmig geschehenen und gleichwohl verworfenen Wahl desselben aus des Dr. *Venturinis* diesen Gegenstand betreffenden, merkwürdigen Schrift, würde der Herausgeber ohne Zweifel seinen Lesern einen guten Dienst leisten.) — Auch aus dem *zweyten* Jahrgange wollte Rec. den Hauptinhalt wenigstens von den vorzüglichsten Stücken, soweit sie bisher erschienen sind, bemerklich machen; er muss aber den Raum schonen, und begnügt sich also mit der aufrichtigen Versicherung, dass dieser zweyte Jahrgang bis in den May 1823 dem ersten in keiner Hinsicht nachsteht, und dass sich Rec. mit jeder neuen Nummer aufs Neue lebhaft davon überzeugt hat, es sey nicht etwa eine leere *captatio benevolentiae lectorum,* sondern vielmehr die Sprache der reinsten Wahrheit, wenn sich der verdiente Dr. *Z.* über die Fortsetzung seiner Zeitschrift so erklärt: „Als der Herausgeber im J. 1822 zuerst den Plan zu dieser *A. K. Z.* entwarf, leitete ihn die Überzeugung, dass es bey dem in allen Classen und Ständen neu angeregten kirchlichen Leben ein Bedürfniss der Zeit seyn möchte, die neuesten Ereignisse und Erscheinungen auf dem Gebiete der christlichen Kirche in einem allgemein lesbaren und für Alle zugänglichen Blatte zusammenzustellen. Der Erfolg hat diese Überzeugung gerechtfertigt. Nicht bloss die erste Idee fand allgemeine Zustimmung, sondern auch die Ausführung erfreute sich in Kurzem des unzweydeutigsten Beyfalls. Zwar konnten die *ersten* Blätter nicht viel mehr seyn, als u. s. w. *Bald* jedoch wurde dem Herausgeber die Unterstützung vieler der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer aus allen Gegenden Deutschlands und den angrenzenden Ländern zu Theil; eine nach allen Richtungen hin ausgebreitete Correspondenz trat mit jeder Woche mehr ins Leben: und so konnte sich denn immer mehr eine Zeitschrift begründen, welche nach vielfacher Versicherung mit steigendem Interesse gelesen wird" u. s. w. Dass der verständigste Mensch in der Regel auch der gesittetste, das gesittetste Volk immer auch das glücklichste, und der glücklichste Unterthan immer auch der treueste sey; und dass die Kirche, in des Wortes reinstem und bestem Sinne genommen, zur Verbreitung des gesunden Menschenverstandes, frommer Sittlichkeit, wahrer Volkswohlfahrt, und unerschütterlicher Unterthanentreue auf das kräftigste mitwirke; und dass sonach der Staat an der Kirche — nicht etwa eine dienstbare Magd, oder gar eine entbehrliche und gefährliche Nebenbuhlerin, vielmehr eine seiner redlichsten Freundinnen und unverdrossensten Mitarbeiterinnen zur Erreichung seiner humanen und edlen Zwecke habe. Der Anerkennung dieser Wahrheiten möge und wird hoffentlich die *A. K. Z.* ferner, wie bisher, durch Mittheilung von recht vielen gediegenen Aufsätzen immer mehr Eingang verschaffen, und sich dadurch bey weltlichen und geistlichen Behörden, bey Staats- und Kirchen-Dienern, geachtet und beliebt zu machen wissen.

G. V.

KATECHETIK.

Berlin, b. Amelang: *Der Katechismus Lutheri, ausführlich erklärt in Fragen und Antworten, wie auch mit Sprüchen und Liederversen versehen.* Ein Handbuch beym Katechisiren, für Schullehrer auf dem Lande, von *S. E. Dreist,* Prediger zu Borzwitz. 1818. 85 S. (8 gr.)

Wie oft wird noch Luthers Katechismus commentirt und erklärt werden, den er für sein Zeitalter und, nach der Vorrede, für „einfältige Pfarrherren" schrieb. In der Einleitung spricht der Vf. von der Bibel und deren Eingebung auf eine Weise, bey welcher allerley Bedenken in dem Leser entstehen können. Er sagt, die Bibel sey für Alle ein wichtiges Buch, weil der Hauptinhalt derselben denen, die sie geschrieben haben, von Gott eingegeben, und unter einer höheren Aufsicht und Leitung oder (der) Regierung Gottes aufgeschrieben worden sey, wobey nur die Art des Ausdrucks den Verfassern überlassen worden wäre; wesshalb auch jeder seine eigene Schreibart habe. Erstlich könnte gefragt werden: Welches ist der Hauptinhalt der Bibel? Zweytens: Ist die Eingebung und die hinzugefügte Erklärung einerley? Diese kann jeder Mensch haben, der etwas Gutes aufschreibt; denn auch er steht unter Gottes Aufsicht und Leitung oder Regierung. Drittens: Wie ist eine Eingebung ohne Worte möglich? Und wenn die Worte mit eingegeben sind, warum sind sie nicht beybehalten, die als Gottes Worte viel genauer und bestimmter seyn mussten, als sie die Verfasser wählen konnten? Auf solche Widersprüche stösst man bey diesen Erklärungen. Und eine solche Erklärung in einem Katechismus für Kinder! S. 21 ist eine sonderbare Erklärung des Zauberns: unter einem religiösen Schein mit Berufung oder Schreibung des Namens Gottes oder gewisser biblischer Sprüche, ohne *natürliche Mittel,* allerley wunderbare und übernatürliche Dinge zum Vortheil oder zum Schaden Anderer hervorbringen wollen, z. B. Krankheiten curiren, einen Dieb entdecken wollen. Ohne uns auf die Erklärung selbst einzulassen, wollen wir dem Vf. nur zu bedenken geben, ob dieselbe nicht den Gedanken errege, dass durch natürliche Mittel dieses auch geschehen könne. Bey der Erklärung des drit-

ten Geboten wird gesagt, dass unter dieser Feyer eigentlich der Sabbath der Juden, oder der Sonnabend, aber auch der Sonntag der Christen, verstanden werde. So hatte also Gott oder Moses dabey schon den Sonntag im Sinne? Heisst diess den Sinn herausziehen oder hineinlegen? Dergleichen Bedenken könnten wir gegen die Erklärungen des Katechismus noch in Menge angeben, wenn es der Raum verstattete. Übrigens mag es ein ganz gutes Buch für diejenigen seyn, welche nicht weiter denken, und die Erklärungen als ausgemacht annehmen. Dass die ganze scholastische Dogmatik in diesem Buche, wie in Luthers Katechismus selbst, herrsche, ist aus dem, was wir daraus angeführt haben, leicht zu erkennen.

φ.

QUEDLINBURG, b. Basse: *Die biblische Geschichte des alten Testaments*, ein statt der Bibel zweckmässig eingerichtetes Lesebuch, sowie auch als Leitfaden zum Unterricht für Bürger- und Land-Schulen, von *H. P. Drumann*, Superintendenten zu Dennstedt im Saaldepartement des Königreichs Westphalen. 1813. 157 S. 8. (12 gr.)

Haben wir der biblischen Erzählungen noch nicht genug? Haben wir nicht ungleich bessere? Was können der Jugend Erzählungen des alten Testaments nützen, wenn sie, wie diese, Alles vom Anfange des ersten Buches Moses an buchstäblich erzählen, wobey denn viel Unglaubliches, Abentheuerliches, Anstössiges und Unerbauliches vorkommt? Ausser der Geschichte Josephs ist in der alttestamentlichen Geschichte wenig Erbauliches vorhanden; die Erzählungen des alten Testamentes sind grösstentheils überhaupt nicht für Kinder, sondern für denkende und prüfende Erwachsene. Überdiess ist auch das Christenthum als moralische Lehre von dem alten Testamente völlig unabhängig, und eigentlich eine ganz neue und von dem alten Testamente verschiedene Religionslehre. Warum will man daher den Erzählungen des alten Testaments ein so hohes Gewicht beylegen, und sie noch immer für die Jugend von Neuem herausgeben? Wenn aber das alte Testament auch für die Jugend lesbar ist: so liest sie dessen natürliche und kräftig dargestellte Erzählungen weit lieber, als solche magere Geschichten. Wie fehlerhaft oft die Darstellung dieser biblischen Geschichte sey, wird Folgendes zeigen. „Im Anfange schuf Gott zuerst, heisst es, aus nichts die rohe Materie (das steht nicht im Moses). Dann der Erdboden mit den mancherley Körpern, die zu ihm gehören, fertig war, machte Gott, dass er sich umdrehen konnte. (Diess steht auch nicht im Moses, der nicht mathematisch, sondern optisch, erzählt und darstellt. Überhaupt ist das, was von der Schöpfung im Moses erzählt wird, nicht für Kinder, sondern für Männer, für Physiologen.) Mit dem Menschen war nun die Schöpfung vollendet (die Schöpfung der Erde und ihrer Bewohner).“ Die fortdauernde Wirkung Gottes zum Wohl der Welt soll die göttliche Vorsehung seyn, da diese doch wohl nur auf lebendige Geschöpfe passt, und zur Vorsehung auch die Erhaltung gehört, deren hier gar nicht gedacht ist. — „Gott könnte nicht der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt seyn, wenn er nicht allgegenwärtig wäre;“ aber vor der Schöpfung war ja Gott noch nicht allgegenwärtig. — Ein Beweis, dass Gott die Menschen nicht verlassen, sondern seine Barmherzigkeit an ihnen bewiesen, soll seyn, dass ihnen Gott zwey Söhne gegeben habe, Kain und Abel; denn beide hätten Gott durch Opfer verehrt. Der übrigen Unrichtigkeiten der Gedanken und der Sprache will Rec. nicht gedenken, damit er nicht zu weitläuftig werde. Das Buch wird zwar auch seine Liebhaber finden, und erzählt Alles ziemlich ordentlich; aber empfehlen kann es Rec. nicht.

φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

KATECHETIK. *Berlin*, b. Dieterici: *Katechismus der christlichen Religionslehre.* Zum Auswendiglernen und Leitfaden beym Confirmanden-Unterricht für evangelisch-reformirte Confessionsverwandte. 1812. 23 S. 8.

Wenn wir auch zugeben, dass dieses Büchelchen manches Gute enthalte: so können wir es doch nicht besonders empfehlen, da wir nichts Vorzügliches, und manches Unbestimmte und Unrichtige darin gefunden haben. So wird z. B. gefragt: Können dich andere Menschen aus dem Elende befreyen, in welches dich die Sünde stürzt? und geantwortet: Nein, alle Menschen sind selbst mehr oder weniger verderbt u. s. w., ohne anzugeben, worin diese Befreyung bestehen soll. „Ist denn also an gar keine Erlösung zu denken? Ja, Jesus Christus hat eine ewige Erlösung für die Menschen gestiftet;“ dabey wird wieder nicht gesagt, wie oder wodurch. Was kann hier das Kind Anderes, als Worte lernen? Der wahre lebendige Glaube wird in ein blosses Fürwahrhalten gesetzt, dass ein Gott sey, und dass er denen, [illegible] recht verehren, ein Vergelter seyn werde. Das [illegible] ganzen Büchelchen ist, dass es jeder christliche [illegible] verwandte ohne Bedenken gebrauchen kann, und [illegible] auf den praktischen, als den theoretischen Theil der Religionslehre darin Rücksicht genommen ist.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Kritik der wahren Kirche Christi, von Man. Mendoza y Rios.*

Auch unter dem Titel: *Dr. Theob. Catholicus Krieg und Friede mit Man. Mendoza y Rios.* Zweytes Bändchen. 1822. II u. 168 S. kl. 8. (18 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1822. No. 75.]

Die Absicht des Vfs. dieser Schrift ist nicht nur, die Ansichten des vorgeblichen *Manuel Mendoza y Rios* über die wahre Kirche Jesu Christi zu beleuchten, zu prüfen und zu widerlegen, sondern auch dem protestantischen Publicum, dem ausdrücklich diese Schrift gewidmet ist, „den wahren Katholicismus in seinem reinen Grundwesen, und in seiner ganzen Gediegenheit darzustellen," so dass diese Kritik zugleich als eine Vertheidigung desselben gelten soll. Der Vf. versichert, dass er „aufrichtig, offenherzig, freymüthig, unparteyisch, gründlich, friedlich," zu Werke gehen wolle, in der vollen Überzeugung, die gerechte Sache ohne Erbitterung, ohne Hass, zu vertheidigen. Da die Schrift des Gegners in sieben Abschnitte zerfällt, wovon die fünf ersten geschichtlichen, die zwey letzten aber polemischen Inhalts sind: so folgt ihm der Vf. Schritt vor Schritt, und sucht *erstens* die Behauptungen desselben über das Urchristenthum, und dessen allmähliche Ausartung, die schon zu Ende des ersten Jahrhunderts erfolgt seyn soll, zu widerlegen, und dann zweytens die vorzüglichsten Unterscheidungslehren der katholischen Kirche in ihrer unverfälschten Reinheit darzustellen. Die Schrift ist von der Art, dass sie manchen unvorsichtigen, und mit dem Geiste des Christenthums nicht genug vertrauten Leser irre machen, und täuschen kann. Sie stellt den geraden Gegensatz des, jetzt unter vielen protestantischen Theologen beliebten, einseitigen Rationalismus dar, der ebenso falsch ist, als der rohe, und ebenfalls nur auf einer äussersten Spitze stehende, Supranaturalismus, den der Vf., mit allen Scheingründen ausgerüstet, predigt, und zu dem jetzt eine Menge selbst gebildeter Christen, auch unter den Protestanten, zurückgeschreckt von der stolzen Behauptung des Rationalismus, dass nur das Natürliche und Menschliche mit der Vernunft übereinstimme, und Gegenstand der christlichen Lehre seyn könne, ihre Zuflucht nimmt. Es ist daher nicht zu bezweifeln, dass diese Schrift unter dieser Classe von Lesern den ihr vorgesetzten Zweck nicht verfehlen werde. Und das ist der Grund, der Rec. bestimmte, sie in ihren Grundzügen genau und scharf zu prüfen, um ihr den Schleyer der Täuschung abzuziehen, und sie in ihrer wahren Gestalt darzustellen, so dass selbst der nachdenkende Katholik von einer solchen Form des Katholicismus, die der Vf. geltend machen will, zurückgescheucht wird, der Protestant aber sich glücklich schätzen muss, dass er in einer Kirche lebt, durch deren Grundprincipien das Göttlichste, das der Mensch hat, moralische Freyheit, auf immer gesichert ist.

Es ist nicht zu leugnen, dass der Vf. sowohl in dem historischen, als polemischen Theile, im Einzelnen viel Wahres, Schönes und Beherzigungswerthes sagt. Aber grösstentheils sind es nur leere Luftstreiche, Verstösse gegen die offenbarsten Thatsachen der Geschichte, und durchaus falsche Ansichten des Christenthums, zu denen er seine Zuflucht nimmt, um seinen Gegner zu Boden zu schlagen. So führt er, was das Erste betrifft, einige lange Stellen aus *Planks* Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung über die Begründung der geistlichen Macht an. Aber was gewinnt er dadurch? Dass jene Art geistlicher Macht, die sich zum Papstthum entwickelt und erhoben hat, göttlichen Ursprunges, und daher unveränderlich sey? Keinesweges! Man kann zugeben, dass selbst der höchste Gipfel der Macht, zu welcher sich Gregor VII aufschwang, für die damaligen Zeiten der höchsten Verwilderung und Barbarey sehr wohlthätig wirkte, in sofern sie durch die leitende Vorsehung die Bestimmung erhielt, die weltliche Macht, welche sonst in die grösste Tyranney ausgeartet seyn würde, zu brechen, sie allmählich in ihre Schranken zurückzuweisen, und endlich durch steigende Cultur die Heiligkeit ihrer wesentlichen Rechte, unbeschadet der unveräusserlichen Menschheitsrechte der Staatsbürger, sicher zu stellen. Man kann zugeben, dass die rohe Form des Christenthums, die durch den Verfall aller Zweige der Cultur unvermeidlich herbeygeführt wurde, von der Zeit an, als die Barbaren das abendländische Römerthum über den Haufen warfen, nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig war, „weil, wie *Plank* sehr wahr und

scharfsinnig bemerkt, das Christenthum in seiner unentstellten Reinigkeit, die Religion Jesu in ihrem wahren Charakter, als Führerin zur höheren Moralität, jetzt noch gar nicht auf sie (die ganz rohen Barbaren) hätte wirken können; — denn bey dem Mangel aller Geistesbildung fehlte es ihnen auch ganz an dem Vermögen, sie in diesem Charakter und jener Reinigkeit aufzufassen.“ Man kann zugeben, dass das Mönchsthum, von dessen Aberglauben die Vorsteher der Kirche grösstentheils angesteckt waren, ein für die Zeiten der Barbarey höchst zweckmässiges und selbst der Zukunft Heil bringendes Institut war, weil die kostbarsten Trümmer der durch einen allgemeinen Schiffbruch untergegangenen Menschencultur noch einzig in den Klöstern gerettet, aufbewahrt, und zu einem höchst wohlthätigen Gebrauche, der erst nach Jahrhunderten davon gemacht werden sollte, allmählich bearbeitet wurden, was selbst die Bedingung war, unter welcher das Christenthum, in Ansehung seiner wesentlichen Lehren, erhalten, fortgepflanzt, und endlich wieder zu der, ihm eigenen Gotteswürde erhoben werden konnte. Diess Alles, und noch viel Anderes, kann man zugeben. Aber folgt denn daraus, dass diese rohe, barbarische Form des Christenthums, verbunden mit aller Art der Tyranney, die wahre Grundlage der Kirche Jesu sey, und daher unerschütterlich fest auf ewige Zeiten bestehen müsse? Das Christenthum, als die letzte, vollkommenste, und allen Bedürfnissen des Geistes und Herzens durchaus entsprechende, Anstalt Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechts, kann bey der Bildung roher Nationen auf keine Weise einen Sprung machen; es muss da Anfangs die Form des Judenthums, wo Alles positiv ist, wo nur blinder Glaube und Gehorsam Statt haben kann, annehmen, um allmählich durch die Entwickelung der göttlichsten und in jeder Rücksicht fruchtbarsten Ideen, die in ihm liegen, und selbst durch die grösste Ausartung und Verwilderung nicht verloren gehen können, der Sonne gleich aus dem Schoosse der Mitternacht zur Dämmerung, der Morgenröthe, und endlich zu dem heitersten Tage, hervorbrechen zu können, so dass auch die rohesten Menschenstämme durch fortschreitende, von dem Christenthum selbst ausgehende, Cultur endlich der höchsten Veredlung und der vortrefflichsten Geistesfrüchte fähig und theilhaftig gemacht werden. Die Religion Jesu ist durch das Papstthum in Judenthum ausgeartet. Dieses christliche Judenthum war dem Zustande der grössten Rohheit angemessen. Aber soll es auch dann noch bleiben, nachdem die untergegangene Menschencultur, gleichsam aus dem Grabe der Vernichtung, zu einem neuen, verherrlichten Leben hervorgegangen, das Christenthum zu einem ähnlichen Leben erweckt hatte? Das wäre ganz dem Plane der göttlichen Weltregirung, und dem Geiste der Religion Jesu, der, alle Herrschsucht von seinem Reiche ausschliessend, nur moralische Freyheit und Selbstständigkeit im Glauben und Handeln athmet, zuwider. So gewiss ohne Judenthum kein Christenthum entstehen konnte, so gewiss muss auch jenes zurücktreten, sobald die Menschen so weit in der Cultur fortgerückt sind, dass sie den Geist Jesu fassen können. Es musste daher ein Mann, wie *Luther*, auftreten, der, die Bibel in der Hand, worin alle Hauptlehren des Christenthums auf das bestimmteste aus einander gesetzt sind, die Sclavenfesseln des, in der christlichen Kirche selbst entstandenen, und mit eisernem Scepter allgemein herrschenden, Judenthums zerbrach, und die christlichen Völker zu der Freyheit des Glaubens, Gewissens und Handelns aufrief, die, ganz moralischer Natur, das Wesen des Christenthums ausmacht. Es lässt sich also aus jenen Zeiten der Finsterniss durchaus nichts wider das, der Menschheit und dem Christenthume höchst nützliche, Licht der Reformation, nichts für die Rechtmässigkeit einer, ganz auf Geistesknechtschaft abzweckenden, Macht beweisen. Nach der Behauptung des Vfs. aber hat das hierarchische System seinen Ursprung keinesweges den Zeitumständen und menschlichen Verfügungen, sondern einzig der Anordnung Jesu, zu verdanken; daher kann es auch nicht verändert werden, weil es das Fundament der Kirche Jesu ist. „Die Hierarchie, sagt er S. 104, ist nichts weiter, als die constitutionelle Verfassung der christlich-kirchlichen Gesellschaft, gegründet auf die ersten Anordnungen ihres Stifters“ (Matth. 16, 18. Joh. 21, 15 — 17). Ferner S. 105: „Die christliche Kirche sollte, dem Plane ihres Stifters gemäss, *Ein* Körper seyn (ein moralisches Ganzes ausmachen), der ebenso von *Einem* Geiste, wie der Menschenkörper von *Einer* Seele, regiert wird. Dieser Geist, der im Ganzen webt und wirkt, und dasselbe leitet, ist jene Anstalt, welche das Lehr- und Vorsteher-Amt in derselben besorgt, gestützt auf den Befehl Jesu an seine Boten: *Lehret sie* (die Völker) *Alles das halten, was ich euch anbefohlen habe; bey diesem Geschäft werde ich euch bis an das Ende der Zeiten beystehen*; — und dieses ist, ihrem Seyn und Wesen nach, die Hierarchie. *Nicht Glauben und Gewissen zu beherrschen, sondern wahre Religionserkenntnisse zu erhalten und zu verbreiten, ist ihre Bestimmung*, sagt *Ildephons Schwarz* (Handbuch der christlichen Religion, I Bd. I Ausg., S. 197).“ Wenn unter Hierarchie nichts weiter, als das Lehr- und Vorsteher-Amt, in sofern es jede Art von Gewaltthätigkeit ausschliesst, verstanden werden soll: so ist durchaus nicht zu leugnen, dass es die Absicht Jesu war, darauf seine Kirche zu gründen. Ein solches Lehramt verträgt sich auch sehr wohl mit einer gewissen Rangordnung unter den Lehrern. Daher trafen auch schon die Apostel, dem Geiste Jesu gemäss, in den, von ihnen gestifteten Kirchen solche Verfügungen, wodurch eine gewisse Stufenfolge unter den Lehrern bestimmt wurde. Aber es liegt schon in dem Begriffe des Lehramtes, dass es keine anderen Waffen, als solche, die auf Überzeugung abzwecken, gestatte; jede andere Gewalt ist ausgeschlossen. Dadurch leuchtet gerade der göttliche Ursprung des Christenthums vor allen religiösen Instituten, die je in der Welt entstanden sind, am herrlichsten hervor, dass der Stifter desselben seinen Apo-

ftein und allen künftigen Lehrern zur Gründung und Verbreitung seiner Religion kein anderes Mittel erlaubte, als friedliche, von aller Herrschsucht entfernte, Belehrung, wodurch die Freyheit des Menschen, als der Grund aller Gotteswürde und Seligkeit, nicht im Geringsten gefährdet wird. Mag daher der römische Bischof, bald nach dem Tode der Apostel, auch eine gewisse Art von Oberaufsicht über die übrigen Bischöfe ausgeübt haben: so war er doch keineswegs Herrscher des Glaubens und des Gewissens, am allerwenigsten aber Herr der Welt, sondern blosser Lehrer der Kirche, dem Rom, als die Kaiserstadt, den ersten Rang anwies, und der, so lange er in den, sowohl ihm, als auch den übrigen Lehrern der Kirche, von Christo vorgeschriebenen, Schranken blieb, Aufmerksamkeit, Achtung und Folgsamkeit verdiente. Allein ist nicht diese bescheidene, liebevolle, von aller Herrschsucht und Gewaltthätigkeit entfernte, Lehranstalt in die schrecklichste Glaubens- und Gewissens-Tyranney, ja sogar in die Anmasfung der Herrschaft über die ganze Welt ausgeartet? Und wie kann man die letzte mit der ersten vermengen? Wenn der Vf. S. 29 ff. zeigen will, dass die hierarchische Kirchengewalt weder in ihrer Grundlage, noch in ihrer Tendenz, noch in ihrer zufälligen und willkührlichen Anwendung dem Staate entgegengesetzt sey: so versteckt er sich hier unter eine Zweydeutigkeit, indem er die, jedem Staate höchst gefährliche, hierarchische Gewalt, die so, wie sie in den Zeiten der Barbarey entstanden ist, von dem Papste noch immer zurückgefodert wird, aber in ihrer Beschränkung nicht mehr in dem Masse geübt werden kann, mit dem von Christo gestifteten Lehramte überschleyert, und so unvorsichtige Leser zu täuschen sucht. Um dieses mit einigem Scheine der Wahrheit thun zu können, hat er schon in die Anordnung Jesu den Grund zu jener Tyranney gelegt. Denn wenn das Verhältniss der Glieder der Kirche, nach der Absicht Jesu, so bestimmt wird, wie der Vf. es S. 105 thut, dass alle jene Glieder, die nicht zum Lehrstande gehören, nur als der geistlose Mechanismus eines Körpers anzusehen sind, der ebenso von *Einem* Geiste, den der Lehrstand ausmacht, wie der Körper von *Einer* Seele regiert werden soll: wird dann nicht auf diese Art alle Glaubens- und Gewissens-Freyheit, und mit ihr alle Menschenwürde aufgehoben, und der verworfenste Sklavensinn erzeugt?

Doch der Missbrauch der Hierarchie ist, wie der Vf. S. 106 behauptet, nicht sowohl den Vorstehern der Kirche, als vielmehr grösstentheils der Politik der Regenten, und überhaupt der Politik Frankreichs, zuzuschreiben, weil letzteres die Absicht gehabt habe, das ihm furchtbare Deutschland durch hierarchische Gegengewalt in Ohnmacht zu erhalten. Diese Behauptung ist doch gewiss der grösste Verstoss gegen die Politik und Geschichte. Konnten denn die Könige der Barbaren, die das abendländische Kaiserthum zerstörten, und auf den Trümmern desselben ihre Throne errichteten, konnte Karl der Grosse bey dem bischen Glanze, womit er den Bischof von Rom und die Bischöfe Deutschlands umgab, um ihnen unter noch rohen Völkern mehr Ansehen zu verschaffen; konnten seine Nachfolger die Absicht haben, eine Hierarchie zu gründen, die sich über alle Throne der Welt erheben sollte? Und dann, war denn nicht der Papst schon der vollendete Despot in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, noch ehe er in Avignon residirte? Und blieb er nicht derselbe, als er wieder nach Rom zurückkam? Wie kann also der Missbrauch der Hierarchie der Politik der Regenten, und besonders der Politik Frankreichs, zugeschrieben werden? Die Vorwürfe, die der Vf. der protestantischen Religionspartey in Rücksicht auf Glaubenszwang, Verfolgungsgeist, oder Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Religionslehren, und Zügellosigkeit im Denken und Lehren auf Seiten eines unter den Protestanten einreissenden, das wahre Wesen der Vernunft, sowie des Christenthums verkennenden, Rationalismus macht, können, wenn sie auch noch so begründet wären, auf keine Weise Etwas zur Entscheidung seiner schlimmen Streitsache beytragen. Wenn ein Rationalismus, der alle Offenbarung, in sofern diese ein übernatürliches Princip voraussetzt, leugnet, und dieselbe nur als Wirkung der schwachen, und in Ansehung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit schwankenden, nie vollkommene Gewissheit gewährenden, Vernunft erklärt, falsch ist: so folgt keineswegs, dass ein Supranaturalismus, der allen Vernunftgebrauch ausschliesst, der eine, das Evangelium mit Feuer und Schwert predigende, folglich das Princip alles Bösen, absolute Geistesclaverey, einführende Hierarchie aufstellt, und durch dieselbe die allein wahre, allein seligmachende Kirche begründet, wahr sey. Nein, weder in dem bloss rationalen, noch in dem bloss historischen Christus ist für die Menschen Heil. Das Christenthum ist vielmehr die innigste Durchdringung des rationalen und historischen Christus zu Einem und demselben Christus. Wenn gleich die menschliche Vernunft, sich selbst nur überlassen, aus eigener Kraft sich nie zur vollständigen und allen Zweifel ausschliessenden Einsicht in Rücksicht auf alle die Heilswahrheiten, von welchen einzig die Würde und Seligkeit des Menschen abhängt, kommen kann, wie dieses die allgemeine Erfahrung an dem Beyspiele der ersten Vernunftrepräsentanten von den ältesten Zeiten an bis auf *Kant* beweist: so kann doch nicht geleugnet werden, dass schon in der dämmernden Menschenvernunft die Ideen von dem herrlichen Gottesreiche, das durch Jesus Christus gestiftet worden ist, als Keime, liegen, welche durch jene übernatürliche Sonne in dem Grade entwickelt und befruchtet werden können, dass eine Erkenntniss entsteht, wodurch alle die Heilswahrheiten, welche die beschränkte, nur auf eigene Kraft gestützte, Menschenvernunft theils bloss ahnen, theils auch auf der höchsten Stufe der Cultur nur zur Wahrscheinlichkeit erheben konnte, vollständig erkannt, absolute Gewissheit erhalten. Die durch höhere Belehrung auf diese Stufe der Erkenntniss gebrachte Men-

schenvernunft kann nun die göttliche Vernunft, wodurch ihr diese, ihren Ideen und absoluten Bedürfnissen ganz entsprechende, Belehrung gekommen ist, nicht mehr als ein, ihr ganz fremdes, nur blinden Glauben und Gehorsam gebietendes, Princip, die geoffenbarten Wahrheiten nicht mehr als rein positiv ansehen; nein, sie sieht auf das deutlichste ein, dass auf diese Art die göttliche Vernunft menschlich, und die menschliche göttlich wird, weil durch die göttliche Belehrung nur das entwickelt wird, was schon in der Menschenvernunft als Keim liegt, der sich aber ohne jene Hülfe nie zu dem Grade der Vollkommenheit würde entwickelt haben, der zur sicheren Erreichung des höchsten, dem Menschen vorgesteckten Zweckes nothwendig ist. Auf diese Art entsteht ein Rationalismus, der zugleich supranaturalistisch, und ein Supranaturalismus, der zugleich rationalistisch ist. Und hierin besteht das Wesen des Christenthums, das uns nur durch ein solches Verhältniss der göttlichen Vernunft zu der menschlichen, und durch die bestimmteste Erkenntniss desselben von dem Sclavenjoche des blossen Autoritätsglaubens, oder von der schauervollen, nie zur sicheren und vollkommen beruhigenden Erkenntniss aufzuhellenden, Dunkelheit der sich selbst überlassenen Vernunft erlösen, und zur wahren Freyheit der Kinder Gottes erheben konnte. Der Rationalismus also, der alle Offenbarung leugnet, und der Supranaturalismus, der allen Vernunftgebrauch ausschliesst, sind die beiden, höchst irrigen, Grundsysteme, die, auf dem Gebiete des Christenthums entstanden, von dem wahren Wesen desselben am weitesten entfernt sind.

Auf dem letzten Extreme steht der Vf., und will darauf die *allein wahre* und *allein seligmachende* Kirche gründen. Ihm ist nämlich das Christenthum ein *durchaus positives Institut*, S. 92—93. Daher kann in Religionssachen die Wahrheit nur da Statt finden, wo man *dem blossen Ansehen folgt*, S. 109. Folglich ist *Reflexion und Räsonnement* das Mittel nicht, das dem Katholicismus seine Überzeugung bringt. Es ist vielmehr *die lebendige Anschauung des rein Historischen, Positiven, Objectiven*, das nur rein aufgefasst und geglaubt werden muss, und das in der Kirche niedergelegt, bis an das Ende der Welt als Gegenstand des, alle weitere Prüfung, allen Vernunftgebrauch ausschliessenden, Glaubens, als einziger Bedingung der Seligkeit, von den, sich ebenfalls nur auf das rein Historische stützenden, Lehrern der Kirche vorgehalten wird, S. 94—98. Da die Bibel dunkel, die Kirche aber mit der Gabe der Unfehlbarkeit in Beziehung auf das rein Historische und Positive, das die Bibel enthält, ausgerüstet ist: so ist die Bibel ein *todtes Buch*, und die *lebendige Lehre* gewährt einzig die Kirche (die Hierarchie), S. 85. In sofern nun der Katholik durchaus an keinen *rationalen*, sondern *nur historischen* Christus glaubt: so steht sein Glaube *unverrückt in eisernen Formen*, S. 77—82. Ein lauter Triumphgesang über die höchste Beruhigung und Seligkeit des Katholiken, geschmiedet an diese eisernen Formen des Glaubens, nach dieser Charakteristik der allein wahren und seligmachenden Kirche, ist das Resultat des Ganzen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hadamar*, in der neuen Gelehrten-Buchhandl.: *Ansichten über den Zeitgeist unserer dramatischen Dichtung, der Kunst und der dramatischen Künstler.* Von *Carl Heusser*, B. R. D. u. Schauspieler. 1822. 44 S. (5 gr.)

Der edle Eifer für Kunstvollendung, den der Vf. in dieser kleinen Schrift an den Tag legt, ist zu loben; auch verdient das, was er über *Geschmackswechsel*, wie er den *schwankenden* Geschmack und den Sinn für ein sehr *verschiedenes* Mancherley nennt, warnend und ermahnend für Schauspieler und Schauspieldirectoren hier niedergeschrieben hat, wohl erwogen zu werden; nur ist er in der Auffassung und Trennung der Bestandtheile seines zu behandelnden Gegenstandes nicht scharf und genau genug; auch der Sprache, wie es scheint, nicht ganz mächtig. So wirft er bey dem Geschmackswechsel die verschiedenen *Gattungen* der Stücke und die verschiedene *Beschaffenheit* derselben ziemlich bunt durch einander, und bey Aufzählung der natürlichen Eigenschaften eines dramatischen Künstlers hat er die Hauptsache, ein angeborenes mimisches Talent, die Gabe der Vorstellung und Nachahmung Anderer in Mienen und Geberden, ganz vergessen. Wenn er S. 18 und 19 sagt: „Die Griechen und Römer fühlten es sehr gut, in welchem schwesterlichen Verbande die dramatische Kunst mit der Tonkunst und Mahlerey stand; sie strebten dahin, diese Musen zum gemeinsamen Zwecke zu verbinden. Wo findet man aber heut zu Tage davon eine Spur?“ so kann man darauf antworten: In der Oper! Er hat aber vielleicht gemeint, dass ein Schauspieler überhaupt zur Vorbereitung auch wohl um Tonkunst und Mahlerey sich bemühen könne, so wie er dann auch nachher viele Hülfswissenschaften nennt, die dem Schauspieler zum Theil nöthig, zum Theil sehr nützlich sind. Wie streng er es mit der Bildung dramatischer Künstler nimmt, sieht man aus seinem Verschlage zur *Errichtung dramatischer Pflanzschulen*, wo er ein allmähliches Fortschreiten durch drey Classen, und einen Unterricht von sechs Jahren fodert. *Gebildete* Schauspieler würden freylich daraus hervorgehen, aber ihre *besondere* Tüchtigkeit für die Bühne wäre daraus noch nicht zu folgern, da ein angeborenes ausgezeichnetes Schauspielertalent immer den Ausschlag giebt, und dies mehr durch Beobachtung und Auffassung in der wirklichen Welt, als durch Schulunterricht, entwickelt und herausgehoben wird.

T. I.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.
1 8 2 3.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Kritik der wahren Kirche Christi, von Manuel Mendoza y Rios.*

Auch unter dem Titel: *Dr. Theob. Catholicus, Krieg und Friede mit Man. Mendoza y Rios* u. s. w. Zweytes Bändchen.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In diesen Sätzen hat der Vf. seine Grundansicht von dem Wesen des Christenthums, das nur in der römisch-katholischen Kirche unverfälscht aufbewahrt werden soll, auf eine höchst naive Art ausgesprochen, ohne auch nur zu ahnen, dass er der Kirche, die er vertheidigen will, unter allen christlichen Religionsparteyen das Brandmahl der ewigen Verwerfung aufgedrückt habe. Aber welcher denkende Katholik wird ihm zugeben, dass der ächte Katholicismus das sey, was der Vf. zwar mit dem redlichsten Eifer, aber zugleich mit dem grössten Unverstande, aus ihm machen will? Seine Schilderung ist nicht die des wahren, sondern des in das roheste Papstthum ausgearteten Katholicismus. Dass dieser durch *Luther* auf immer in Fesseln gelegt worden ist, dessen freut sich selbst jeder, mit dem ächten Geiste des Christenthums und der katholischen Kirche vertraute Katholik, und hofft, dass auch das Papstthum wieder in die, von Jesus Christus selbst auf das deutlichste bestimmten, Grenzen des Lehramtes werde zurückgebracht werden. Hat denn der Vf. je über die Natur der Wahrheit nachgedacht? Ist diese eine blosse, der Vernunft durchaus fremde, nur auf Ansehen gestützte Objectivität in eisernen Formen, die, ohne alle Erkenntniss der inneren Gründe, ohne irgend einen Anknüpfungspunct in unserem Geiste und Herzen, wodurch sie aufgenommen und festgehalten, einzig unser Eigenthum werden, und zu heilsamen Früchten einer fortschreitenden Veredlung und Seligkeit gedeihen kann, von Hand zu Hand, wie eine Sache übergeben wird? Ist das die Wahrheit, die Jesus lehrte, und zur Bedingung der ewigen Seligkeit machte? Hatten die Apostel keine andere Bestimmung, als, blind dem blossen Ansehen ihres Meisters folgend, die Lehren Jesu, dem Geist und Herzen fremd, als Objectivitäten, nur dem Gedächtniss anzuvertrauen, sie unter dieser Form der Welt zu predigen, und eine Lehranstalt zu stiften, worin sie, sowohl von den Lehrern, als Schülern, blind geglaubt, bis zum Weltende aufbewahrt werden sollten? Ist das der wahre Geist des Christenthums: so ist Jesus der Begründer aller Art von Tyranney, und der Papst sein wahrer Stellvertreter auf Erden; so sind die Apostel und alle folgenden Lehrer der christlichen Kirche nichts weiter, als Blinde und Führer der Blinden, allen Abgründen des Verderbens preisgegeben; so wandelt kein Christ im Lichte, sondern in ewigen Finsternissen, die schauervoller und gefährlicher sind, als die des Heiden- und Judenthums je waren; so bleibt die christliche Kirche ewig das, an die blosse Objectivität eines positiven Gesetzes gefesselte, Synedrium, das den göttlichsten Lehrer, der je in der Welt auftrat, zum Kreuzestod verdammte; so ist von der einen Seite nichts, als die schrecklichste Geistestyranney, und von der anderen der verworfenste Sclavensinn, von beiden aber die wüthendste Verfolgungssucht gegen Alle diejenigen, die es unter ihrer Würde halten, ihre Vernunft und ihr Gewissen an jene Objectivitäten in eiserne Formen schmieden zu lassen, der ausgezeichnete und unvertilgbare Charakter der christlichen Kirche, vor dem jeder noch nicht ganz verdorbene Mensch zurückbeben muss. Allein man müsste blind seyn, wie der Vf., wenn man in der Idee der christlichen Kirche, so wie sie in den heiligen Urkunden auf das bestimmteste dargestellt ist, nicht das absolute Gegentheil von jenen Zügen finden wollte.

Nach diesen Ansichten des Vfs. über das Wesen des Christenthums und der katholischen Kirche wird es Niemand auffallen, dass derselbe in eben der Stelle, wo er sich bitter über die Intoleranz der Protestanten beklagt, und durch eine eingerückte, von ihm selbst verfertigte und gehaltene, Predigt seine liebe- und hochachtungsvollen Gesinnungen gegen andere Religionsparteyen zur Schau ausstellt, sein Werk mit folgenden Worten schliesst: „Lieber gar keine Religion, als eine so mangelhafte, die des steten Reformirens bedarf." Das ist doch ganz nach dem Geiste der feuerspeyenden Schrift: *Friss Vogel oder stirb!* gesprochen. Nur ein Mann, der von der Kraft der Religion überhaupt, und dem göttlichen,

zur höchsten Veredlung treibenden, Geiste des Christenthums nicht die geringste Ahnung hat, und, eingezwängt in die eisernen Formen des menschenfeindlichen Wahnes von einer allein wahren und seligmachenden Kirche, von dem wüthendsten Ketzerhasse ganz verblendet ist, kann behaupten, dass gänzlicher Unglaube besser sey, als das protestantische Christenthum. Wie wahr, wie human, selbst gegen das Papstthum in seiner widerchristlichsten Form, sagte hingegen *Jerusalem*: „Lieber spanische Inquisition, als gänzlichen Unglauben!"

Ms.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts.* Nach *E. Darwin* bearbeitet und mit Zusätzen versehen von *C. W. Hufeland*. Eigenthum des Luisenstiftes zu Berlin. 1822. XVI u. 176 S. 8. (18 gr.)

Dieser Schrift liegt des verewigten *Darwins* Werk: *Plan for the Conduct of femal Education*, zu Grunde, welches der Bearbeiter bey einer höchst achtbaren Frau, einer geborenen Engländerin, kennen lernte, die ihre Tochter nach den von *Darwin* aufgestellten Grundsätzen erzogen hatte, und mit so glücklichem Erfolge, dass dadurch seine Aufmerksamkeit auf dieses Buch erregt wurde. Er fand auch bey der Durchsicht desselben so viel Wahrheit, Einfachheit und gesundes Urtheil, so viel Kürze und doch Vollständigkeit, dass er glaubte, durch die Bekanntmachung desselben seinem Vaterlande einen Dienst zu erzeigen. Er übersetzte es daher, und dabey entstand diese Bearbeitung, bey der er Manches verändert, und Vieles zugesetzt hat, so dass seine Zusätze mehr, als die Hälfte des Ganzen betragen mögen, und diese Arbeit folglich nicht mehr, als ein Buch von *Darwin* oder *Hufeland*, sondern als ein gemeinschaftliches Werk von Beiden anzusehen ist. Wir können jedoch nicht verschweigen, dass wir von einem *Hufeland*, der so viele Gelegenheit hatte, sich Erfahrungen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts zu erwerben, etwas Vollständigeres und Gründlicheres erwarteten, als wir in dieser Schrift gefunden haben. Sie enthält zwar manche treffliche Grundsätze und Rathschläge, und wird daher immer für Frauen eine nützliche Lectüre seyn; allein das Ganze ist doch gar zu oberflächlich, aphoristisch, ohne zweckmässige Ordnung bearbeitet, und enthält besonders in dem medicinischen Theile so Manches, was nicht am rechten Orte zu stehen scheint. Wir rechnen hieher unter Anderem dasjenige, was über die Hautübel, die Drüsenanschwellungen, den Kropf, die Warzen und Leichdornen, die scrophulöse oder Drüsen-Anlage gesagt ist. In *fünf und vierzig kurzen Capiteln* verbreiteten sich die Vff. über folgende Gegenstände: von dem weiblichen Charakter und die weibliche Bestimmung im Allgemeinen, von der Religion, der Sittenlehre, dem Gehorsam, der Wahrhaftigkeit, dem Mitgefühl, der Klugheit, Gerechtigkeit, Keuschheit, Mässigkeit, Standhaftigkeit, von dem Lesen, Schreiben, den Sprachen, der Grammatik, der Rechenkunst, Geographie, Naturgeschichte, Geschichte, Musik, Tanzkunst, dem Zeichnen, Sticken, der Mythologie, schönen Literatur, Naturlehre, der Übung der Geistesconcentration, des Scharfsinnes und des Gedächtnisses, der Bildung des Geschmacks, der Reinlichkeit, Wirthschaftlichkeit, Ordnungsliebe, angenehmen Betragen, Conversation, Vergnügungen, Strafen, Belohnungen, Leibesübung, Luft, Diät, Kleidung, Sorge für die Haltung und den Wuchs, Schlaf, Schlafstube, Betten, Fehler der Aussprache, Fehler des Sehens, unwillkührliche Bewegungen, Hautübel, Drüsen, Kropf, Sorge für die Zähne, Krankheitsanlagen, Krankheiten, medicinische Behandlung, der Zeitpunct für die weibliche Entwickelung, Sorge für die Schönheit, Verzeichniss zweckmässiger Bücher zum Gebrauche bey dem Unterrichte und der Bildung der weiblichen Jugend. Als Beyspiele der Behandlung dieser Gegenstände und des Vortrags mögen folgende beide Capitel dienen: 20) *Naturlehre.* Auch die allgemeinen Kenntnisse der Naturlehre sind jungen Frauenzimmern nöthig, theils zur allgemeinen Bildung des Geistes, und um sich in Gesellschaften nicht lächerlich zu machen, theils aber und ganz vorzüglich zur Verhütung des Aberglaubens, wozu das weibliche Geschlecht von Natur mehr geneigt ist, und der durch nichts besser gedämpft wird, als durch richtige Begriffe von den Naturkräften und den Naturerscheinungen. Dahin gehört also die Lehre von der Luft, den Farben, der Wärme und dem Feuer, dem Schall, der Elektricität, dem Magnet, den Meteoren, Gewittern und Erdbeben, und das Nothwendigste von der Astronomie und der Bewegung der Himmelskörper. Auch einige Begriffe von der populären Chemie werden jungen Frauenzimmern sehr nützlich seyn, da sie bey ihren künftigen wirthschaftlichen Beschäftigungen, Kochen, Backen, Waschen u. s. w., häufig Anwendung finden. Dasselbe gilt von den nothwendigsten Kenntnissen der gewöhnlichsten Handwerke, Manufacturen und landwirthschaftlichen Geschäfte. — 21) *Übung der Geistesconcentration und des Scharfsinnes.* Das kindliche Gemüth ist zur Zerstreuung, zum Leben nach Aussen, geneigt, das weibliche mehr noch, als das männliche. Ein Hauptzweck der Erziehung muss also auch dahin gerichtet seyn, dem Geiste die Kraft zu geben, sich zu concentriren, oder nach Innen zu sammeln, und seine Aufmerksamkeit auf ein inneres Object zu richten, womit zugleich die Übung des Scharfsinnes und der Urtheilskraft verbunden werden kann. Die besten Mittel dazu sind: die Übung im Rechnen in den späteren Jahren der Erziehung, das Aufgeben von Räthseln und Charaden, manche zugleich erheiternde Spiele, und das Erzählen interessanter Geschichten, welche man sie wiedererzählen, oder aufschreiben, und mit Urtheilen begleiten lässt. — Schon diese ausgehobenen Proben werden unser obiges Urtheil rechtfertigen.

W.

THEOLOGIE.

Sondershausen, b. Voigt: *Vollſtändige Confirmationshandlungen*, von *Franz Georg Ferdinand Schläger*, Prediger in Leuterberg. Erſtes Bändchen. 1817. 248 S. Zweytes Bändchen. 1819. XXVIII u. 256 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Was der Vf. in der Vorrede über die Confirmation, und über die Art, wie er ſie anzuſtellen pflegt, ſagt, verdient unſeren ganzen Beyfall. Auch billigen wir es, daſs er die Prüfung von der Confirmation trennt; dadurch gewinnt der Prediger mehr Zeit für jene, und der Eindruck dieſer wird nicht geſchwächt, welches gemeiniglich geſchieht, wenn Beides verbunden wird. Merkwürdig iſt, daſs der Vf. in dem Bezirk ſeines Ortes einen „Confirmationsbaum" eingeführt hat, worüber er ſich ſo erklärt: „Seit mehreren Jahren dringe ich darauf, daſs jeder Confirmand in der letzten Woche vor der Confirmation an einem paſſenden Orte ſeines väterlichen Gartens oder Hofes einen guten Obſtbaum pflanze (vermuthlich in Ermangelung jenes auf einem öffentlichen Platze). Erlaubt es mir die Zeit: ſo nehme ich jeden Baum in Augenſchein, oder ſende die beiden Oberſten umher, welche mir Bericht abzuſtatten haben. (Doch wäre es wohl beſſer, wenn ſich der Prediger zur Beſichtigung dieſer, von ſeinen Kindern aus Liebe und Gehorſam gepflanzten Bäumchen jedesmal ſelbſt verfügte, ſie in Augenſchein nähme, und die Kinder hiedurch erfreute und ermunterte.) Dieſer Baum wird zum Gegenſtande einer warmen Ermahnung. Ich ſage es meinen Zöglingen, welcher Spiegel er für ſie ſeyn könne, wenn ſie ihn fleiſsig mit Nachdenken betrachteten. Die heilige Zeit, in welcher er gepflanzt ſey, die hohe Bedeutung ihres Erdenlebens, ſtehe ihnen in demſelben ſtets vor Augen. Und wenn er nun erſt blühe und Früchte trage, welch ein köſtlicher Genuſs es nicht allein für ſie ſeyn werde, ſich an ſeinem Anblicke zu laben, und an ſeinen Früchten ſich zu erquicken, ſondern, wie ſehr er ſie auch aufmuntere, nicht zurückzubleiben, ſondern ein guter Baum zu ſeyn" (zu werden). Auch das Übrige, was der Vf. darüber ſagt, iſt treffend. — Die erſte Confirmationsfeyer eröffnet er mit einem erhebenden Gebete. Zuerſt wird die Gemeinde angeredet, und gezeigt, wie die Religion den Menſchen verherrliche. Dieſe Rede, welche durchaus ſchön und rührend iſt, ſchlieſst mit einem herzlichen Gebete. Dann folgt die die Rede an die Confirmanden. Hier ſpricht ganz der erwärmte Redner und der zärtliche Vater. Er redet über die Worte Joh. 5, 24, mit inniger Rührung und lichtvoller Klarheit. Hierauf werden den Kindern verſchiedene praktiſch-religiöſe Fragen vorgelegt, die ſie mit *Ja* beantworten, bald mit: *Wir glauben es*, bald mit: *Ja, das wollen wir*, bald mit: *Ja, mit Gottes Hülfe.* Dann folgt das Glaubensbekenntniſs, das die Kinder unter des Vfs. Leitung ſelbſt entworfen haben ſollen, an dem der Lehrer aber wohl einigen Antheil haben wird, und welches eins der Kinder im Namen Aller laut ausſpricht. Wir wollen dieſes Bekenntniſs ganz hieher ſetzen. „Mit freudiger Rührung ſtehen wir vor dem allgegenwärtigen Gott und vor dieſer Gemeinde, um es laut zu erklären, wie beglückt wir uns durch den Beſitz des Evangeliums fühlen. Unſeren guten Eltern und Lehrern danken wir deshalb heute vor Gott — und wir wollen dieſes unſer ganzes Leben thun — daſs ſie uns mit der beſeligenden Lehre Jeſu Chriſti, unſeres Heilandes, vertraut machten. Denn nun ſind wir getroſt zu aller Zeit, und fröhlich in Gott, der unſer lieber Vater iſt, der Nachſicht mit uns hat, der uns zum Guten durch ſeinen Geiſt ſtärkt, der für uns ſorgt, und uns mehr giebt, als wir bitten oder verſtehen. Nun wiſſen wir, wie wir denken, wie wir handeln ſollen, um Gott wohl zu gefallen, und es iſt bey uns Allen der feſteſte Entſchluſs, unter dem göttlichen Beyſtande, dem Evangelio, auf das wir getauft ſind, Ehre zu machen, und Gott lieb zu haben über Alles. O dann wird unſer himmliſcher Vater, der uns durch ſeinen Sohn zu ſeinen Kindern erhob, dereinſt vor ſeinem Throne ſich auch unſer erbarmen, und uns vom Tode zum ewigen Leben führen." — Endlich wird gefragt: „Wollet ihr auf dieſen Glauben leben, wollt ihr auf ihn ſterben?" Antw.: „Ja, wir wollen auf ihn leben und ſterben!" Zuletzt ſpricht der Prediger, nach einem kurzen Gebete: „Beuget eure Kniee vor dem, welchem ihr angehöret, und flehet ihn mit uns an, daſs meine Segenswünſche bey euch Allen reiche Früchte tragen." Hier wird nun jedem Kinde ein beſonderer Segenswunſch, nach eines Jeden eigenthümlicher Beſchaffenheit, ertheilt. So wird z. B. das erſte Kind angeredet: „S...r, welchem viel gegeben iſt, von dem wird der Herr viel fodern. Du haſt ſchöne Anlagen, mein Sohn S...r, entwickele ſie immer mehr, und wende deine Kräfte zum Guten an, damit dein Heiland dich dereinſt über *mehr* ſetze. Gott ſtärke dich dazu, und heilige dich in ſeiner Wahrheit" u. ſ. w. Bey jedem Wunſche wird ein paſſender Spruch zum Grunde gelegt und angewendet. Ein kräftiger Wunſch und ein herzliches Gebet, welches knieend geſprochen wird, in einer kurzen, treffenden Umſchreibung und Anwendung des Vater Unſers auf die Kinder macht den Beſchluſs. Eine ſolche Confirmationshandlung muſs groſsen Eindruck auf Kinder, Eltern und anweſende Theilnehmer machen. Aber es gehört auch ein geſchickter, geübter und gerührter Prediger dazu, der paſſend und kräftig reden, und in ſeinen Vorträgen abwechſeln kann; auſserdem möchte wohl dieſe letztere Handlung mehr ſpielend und froſtig, als ernſt und erbauend ſeyn. Auch bey den Antworten der Kinder iſt groſse Behutſamkeit und Sorgfalt nöthig, daſs ſie nicht ihre Stimme zu laut und ſchreyend erheben, welches die Andacht leicht ſtören könnte. Rec. hat es ehemals bey ſeinen Confirmanden auch auf dieſe Art verſucht, aber ſelten hat es ihm gelingen wollen. Er ſtand alſo zuletzt von dieſen Fragen ab, und mit Vorausſetzung der Antworten der Kinder, die er confirmirte, ſprach er lieber in ihrem Namen, und legte ſelbſt das Bekenntniſs für ſie ab.

Die im zweyten Bändchen mitgetheilten Arbeiten sind zwar nicht alle neu; nur die erste und letzte Feyer waren noch ungedruckt; aber auch die schon einzeln gedruckten, und vorzüglich nur für des Vfs. ehemaligen Kreis in Minden bestimmten, Arbeiten treten hier in einer verbesserten Gestalt hervor, wobey die in öffentlichen Blättern gemachten Erinnerungen von ihm benutzt worden sind. Bey dieser Gelegenheit spricht der für religiöse Feyerlichkeiten innig erwärmte Vf. seine Gedanken über den Kirchengesang, über das Orgelspiel, und über die Kirchenmusik aus, die er zwar schon in den vierteljährigen Nachrichten von Kirchen- und Schul-Sachen des Königreichs Hannover dem Publicum mittheilte, aber hier mit einigen Veränderungen von Neuem abdrucken liess. Er liefert zuerst eine kurze Geschichte der älteren Kirchengesänge, und bemerkt, dass man schon früh sich der Psalmen und anderer religiöser Lieder bedient habe, um durch ein gemeinschaftliches Gebet seine Empfindungen und Vorsätze auszudrücken. Doch sind seit dem vierten und fünften Jahrhunderte einige von *Ambrosius*, *Prudentius* u. A. uns bekannt (hier konnte wenigstens noch *Hilarius*, Bischof von Pictavium, genannt werden, von dem wir eine Anzahl geistlicher Gesänge besitzen, und welchem Schriftsteller späterer Jahrhunderte unter Anderem den Gesang: *Gloria in excelsis etc.* beygelegt haben). Vorzüglich machte sich Gregor d. Gr. im sechsten Jahrh. um den Kirchengesang verdient. Indessen wurden die Gesänge meistens nur von dem Chor und den administrirenden Geistlichen gesungen. Im Mittelalter, da man nur lateinisch sang, musste der Gesang bey dem mit dieser Sprache unbekannten Volke sehr verlieren. Hier zeigt nun der Vf. die grossen Verdienste *Luthers* um den Kirchengesang, und der auf ihn folgenden berühmten Liederdichter bis auf *Gellert*, *Cramer*, *Klopstock*, *Niemeyer*. Die übrigen trefflichen Dichter übergeht er, da er hier nur eine kurzgefasste Liedergeschichte geben wollte. Die Gesänge erhielten durch diese Männer mehr Salbung, und konnten, durch passende Melodieen gehoben, des Zweckes nicht verfehen. Hier folgen viele treffliche Bemerkungen, die besonders den Vorsänger angehen. Gleich wichtig für die religiöse Andacht ist das Orgelspielen.

Die Rede bey der ersten Confirmationsfeyer über die Worte: Gehet ein durch die enge Pforte, ist voll Klarheit, Kraft und Wärme, in einer reinen, gebildeten Sprache abgefasst. Auch die übrigen verdienen von Predigern gelesen und benutzt zu werden.

Um von der Art, wie der Vf. den Confirmanden ihr Glaubensbekenntniss abfodert, eine Probe zu geben, mögen aus der ersten Confirmationsfeyer hier folgende Fragen stehen: „Glaubet ihr an einen Gott, welchem Alles sein Daseyn verdankt, welcher Alles, und vorzüglich die Menschen, mit Liebe umfasst, und zur Beseligung der vernünftigen Welt (der Menschen) seinen eingeborenen (geliebten) Sohn Jesum Christum gesandt hat? (Ist diese Frage nicht etwas zu lang?) Die Antwort ist: Wir glauben es. Dieser Glaube, führt der Redner fort, nimmt euch unter seine Flügel, wenn die Erde mit ihren Übeln euch drückt; er erhebt euch und senkt (flösst) Himmelsfreuden schon hier in euer Herz. Wollt ihr, diesem Glauben gemäss, die breite Strasse (der Sünde), die zur Verdammniss abführt, nie wandeln, sondern den schmalen Pfad, der zum Leben führt, immer suchen und festhalten (gehen)? Ja, das wollen wir (mit Gottes Hülfe). Fürchtet euch, geliebte Kinder, vor den Feinden, welche sich gegen eure Ruhe und Tugend verbinden, und stets wachsam sind (wir hätten lieber gesagt: seyd auf eurer Huth vor u. s. w.). Da ihr nie verlassen seyd, da die Hülfe von oben euch immer nahe ist: so werdet ihr siegen, und von der Liebe Gottes wird euch nichts abwendig machen können. Wollt ihr zu dem Ende das Wort Gottes stets lieb haben (und gebrauchen), damit es euch unterweise zur Gottseligkeit? Wollt ihr euch übrigens alle Mittel zur Erleuchtung und Besserung (eures Geistes) gewissenhaft gebrauchen? Antw.: Ja, mit Gottes Hülfe. Hierauf fährt der Lehrer fort: Haltet euch nicht selbst für klug, sondern seyd demüthig, damit euch Gnade widerfahre (sollten wohl Kinder leicht in dem Falle seyn, dieser Ermahnung zu bedürfen?). Seyd gottesfürchtig (seyd aufrichtige Gottesverehrer), und beweiset immer eure Verbindung mit Jesu, dass ihr, wo ihr auch seyd, Gottes Gebote erfüllt, und des Höchsten Segen wird euch *hienieden* begleiten, bis die Gefilde der Ewigkeit euch aufnehmen.“ Was uns auf die angenehmste Art überraschte, war die letzte Anrede an die Kinder: „Ihr habt euch selbst euer Glaubensbekenntniss entworfen; sprich du, T..f, es im Namen Aller aus,“ und das Glaubensbekenntniss selbst, welches ungemeinen Eindruck auf die Zuhörer, besonders auf die Eltern der Kinder, gemacht haben muss, vorzüglich der Schluss: „Nehmet uns denn unter euch auf, ihr erwachsenen Christen, wir wollen dem Evangelio Ehre machen (zu machen suchen). Wir wollen durch die That beweisen, dass unser Bekenntniss die Frucht unserer Überzeugung ist. Wir wollen mit euch Einen Herrn lieben, mit euch Einen Weg wandeln, mit euch in Ein ewig seliges Reich eingehen.“ Hierauf spricht der Lehrer noch einige kräftige Worte, und segnet dann zwey und zwey Kinder ein. Zuletzt folgt noch eine erweckliche Anrede an die Kinder zum zweckmässigen Abendmahlsgenusse, wobey wir bloss die Worte nicht gebraucht hätten: Nehmet hin den Leib, der für euch starb. Den Leib hinzunehmen, ist hart, ebenso: der Leib, der für euch starb, — und: trinket das Blut, das am Kreuze vergossen wurde. Die Einsetzungsworte lauten etwas anders; doch dieses sind nur kleine Flecken in den, im Ganzen genommen, schönen Reden und Vorträgen.

Der Vf. gehört übrigens zu denjenigen Männern, die sich um die sittlich-religiöse Bildung der Jugend, durch lehrreiche Schriften und heilsame Anstalten, besonders verdient machen. Möge er noch lange segenreich wirken!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Didot, Vater u. Sohn: ἈΡΙΣΤΟΤΕΛΟΥΣ ΠΟΛΙΤΙΚΩΝ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ, ἐκδιδόντος καὶ διορθοῦντος Α. Κ. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν ὁμογενῶν, ἐπ' ὠφελείᾳ τῆς Ἑλλάδος. Ἐν Παρισίοις, ἐκ τῆς τυπογραφίας Ι. Μ. Ἐβεράρτου. ΑΩΚΑ. (1821.) ϞΗ' u. 556 S. 8.

Auch mit dem Titel: Ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης τόμος τρισκαιδέκατος. — Ἀριστοτέλους Πολιτικῶν τὰ σωζόμενα.

Zu der Herausgabe dieses schwierigsten aller Werke des griechischen Alterthums wurde der würdige Herausgeber, Hr. *Adamantinos Korai*, durch die gegenwärtige grosse Bewegung Griechenlands bewogen. Den nach seiner Hoffnung der Befreyung entgegensehenden Griechen wollte er im Aristoteles eine Belehrung über dasjenige, wodurch Gerechtigkeit und Glück der Völker bestehen könne, in die Hände geben; gewiss die schwerste Anwendung, welche von dem Werke des Philosophen gemacht werden kann. Darum besteht auch die gröss te Hälfte der, in einem durch Reinigung von fremdartigen Beymischungen sehr veredelten Neugriechisch geschriebenen, Prolegomena in einer lesenswerthen historischen Entwickelung der Ursachen, welche den Verlust der griechischen Freyheit herbeyführten, wobey sich Hr. *Korai* keinesweges als einen blinden Verehrer der alten demokratischen Staatsformen kund giebt, stets mit vergleichenden Blicken auf die Gegenwart, und in Vorschlägen, wie einst die wiedererrungene Freyheit zum Heile des Volkes befestiget und benutzt werden solle. Der VI. schliesst mit einem rührenden Aufrufe an seine Landsleute, in welchen die schöne Stelle aus Aeschylos Persern, V. 400 — 405, schicklich verwebt ist.

Die andere Hälfte der Prolegomena enthält eine Übersicht des Inhaltes der Politik des Aristoteles, in einer freyen Übersetzung der Abhandlung des Abbé *Barthélemy* im 62 Capitel der Reise des j. Anacharsis.

Dem Texte dieser Ausgabe hat Hr. *Korai* den *Schneider*'schen zum Grunde gelegt. Neue kritische Hülfsmittel hat er nicht benutzt, desto öfter aber nach eigenen Vermuthungen den Text geändert. Wenn auch die meisten dieser Änderungen zu gewagt sind: so befinden sich doch auch sehr scharfsinnige und empfehlenswerthe Verbesserungen darunter, welche gewiss auf die Zustimmung der Kenner des Aristoteles rechnen dürfen. Auch die zu gewagten Änderungen sind in der Hinsicht nützlich und lehrreich, dass sie auf früher noch nicht genugsam erläuterte Schwierigkeiten der Aristotelischen Schrift aufmerksam machen, und können bey der unmittelbar praktischen und in die Gegenwart lebendig eingreifenden Bestimmung der Ausgabe, die einen überall lesbaren und verständlichen Text liefern sollte, nicht geradezu getadelt werden. Dem Texte, S. 1 — 260, folgen kurze Anmerkungen unter der Überschrift: Σημειώσεις εἰς τὰ Ἀριστοτέλους Πολιτικά, S. 261 — 329. Den Beschluss macht ein brauchbares Sach- und Namen-Register, S. 330 — 355.

Um unseren Lesern eine deutliche Vorstellung von dem zu verschaffen, was für die Aristotelische Politik in dieser Ausgabe geleistet worden ist, wollen wir die erheblichsten Erklärungen und Verbesserungen des Herausgebers zu den ersten 3 Capiteln des ersten Buches, hin und wieder mit unseren Bemerkungen begleitet, herausheben. Zum *achten* Abschnitte des ersten Capitels bemerkt Hr. *K.* bey den Worten: γενομένη (so schreibt er nämlich mit *Schneider* für γιγνομένη) μὲν τοῦ ζῇν ἕνεκεν, οὖσα δὲ τοῦ εὖ ζῇν, dass statt μὲν οὖν vielleicht μόνον oder μὴ μόνον zu schreiben seyn möchte. Letzteres wäre allein wahrscheinlich, da μὴ in diesem Zusammenhange durchaus erfodert wird. Allein es ist keine Änderung nöthig, da οὖν hier in seiner folgernden Kraft steht. Auch γενομένη ist eine verwerfliche Änderung, die einen ganz unrichtigen Sinn in die Stelle trägt. S. *G. Pinzger, commentatio de iis, quae Aristoteles in Platonis Politia reprehendit.* (Leipzig, b. Reclam, 1822. 8.) S. 15 f. Der Staat, sagt Aristoteles, entsteht zwar des Lebens wegen, besteht aber um des Wohllebens willen; jenes ist die Veranlassung der Gründung des Staates, dieses sein Zweck. — §. 11. εἰ συλλέγοι, nach *Schneiders* Vermuthung. — §. 12. ὥσπερ γὰρ καὶ τελειωθὲν. Der Herausgeber will καὶ streichen, indem er vermuthet, dass καὶ bloss durch einen Druckfehler in *Schneiders* Text gekommen sey. Die Partikel fehlt in den früheren Ausgaben, und *Schneider* sagt nicht, woher er sie habe. Daher verdient die Vermuthung Beystimmung. — Cap. 2 §. 1. schreibt Hr. *K.*: ἀνάγκη περὶ οἰκίας εἰπεῖν πρότερον mit *Casaubonus* und *Piccart*, und bald darauf nach seiner eigenen Emendation: φήσει καὶ δ' αὖθις μέρη, ἐξ ὧν οἰκία συνίσταται. — §. 2. Bey den Wor-

ten: καὶ εἴ τι πρὸς τὸ εἰδέναι περὶ αὐτῶν δυναίμεθα λαβεῖν βέλτιον τῶν νῦν ὑπειλημμένων, theilt Hr. K. die Vermuthung mit, dass vielleicht zu schreiben sey: καὶ εἴ τι πρὸς τὸ u. s. w. Allein καὶ ist hier ganz richtig, und muss elliptisch verstanden werden: καί, εἴ τι — δυναίμεθα λαβεῖν, λάβοιμεν ἄν. Über diesen Gebrauch des καὶ s. Heindorf zu *Plat. Soph.* p. 586. Auch Cap. 3, 14 wird von unserem Herausgeber καὶ in καὶ verwandelt, womit wir ebenso wenig einverstanden sind. — §. 4. πᾶς ὁ ὑπηρέτης. Der Artikel wird als überflüssig und verdächtig bezeichnet. — §. 5 schreibt der Herausg.: προσαισθόμενα für προσαισθανόμενα, und schiebt bald darauf vor ὥσπερ τὰ Δαιδάλου die Partikel καὶ ein. — §. 7 scheinen ihm die Worte ἄνθρωπος ὢν entweder gestrichen, oder in δοῦλος ὢν verwandelt werden zu müssen, worauf auch einige alte Übersetzer hindeuten. Allein der Sinn ist: „Eines anderen ist ein Mensch, der ein Besitzthum ist, wenn er gleich ein Mensch ist.“ Als Mensch aber sollte er nicht in die Classe der Besitzthümer, d. h. der Werkzeuge (s. §. 4), gehören. Es ist also an der Vulgata nichts zu ändern. — Im folgenden §. scheint Hn. K. der erste Artikel in den Worten: καὶ ἀεὶ βελτίων ἡ ἀρχὴ τῶν βελτιόνων ἀρχομένων, überflüssig; allein auch das Prädicat findet sich besonders bey Aristoteles häufig mit dem Artikel. — §. 11 vermuthet er: ὀλίγοιμεν statt λέγομεν. — §. 15 werden die Worte ὁ δυνάμενος ἄλλου εἶναι richtig erklärt: ὁ τοσαύτην μόνον δύναμιν ἔχων, ὥστ' ὑπηρετεῖν ἄλλῳ. Bald darauf schreibt Hr. K. richtig οὐ λόγῳ αἰσθ. nach der alten lateinischen Übersetzung, und verbindet die Dative λόγῳ und παθήμασιν mit αἰσθ., so dass ὑπηρετεῖ absolut stehe, oder τῷ ἀνθρώπῳ dazu verstanden werde. — §. 16 schiebt er ohne Noth ὂν nach ὡς δεινόν ein, und streicht nachher καὶ vor τῶν σοφῶν. — §. 17 vermuthet er ἐν εὐνοίᾳ für εὔνοια, und §. 18 ἄλλοι für ἅμα. Gleich darauf soll Aristoteles geschrieben haben: τήν τε γὰρ ἀρχὴν ἐνδέχεται μὴ δίκαιον εἶναι τὸν πόλεμον. Allein der Sinn ist vielmehr, dass die in einem gerecht begonnenem Kriege zu Sclaven Gemachten mit Recht Sclaven sind. Daher ist an der gewöhnlichen Lesart nichts zu ändern. — In demselben Abschnitte schreibt Hr. K.: Διόπερ αὐτοὺς οὐ βούλονται λέγειν δούλους, allein αὐτοὺς ist richtig, und geht auf das vorhergehende αἰχμαλώτους. — Im 19 Abschnitte schreibt er ἐξ ἀνθρώπων, wie auch in der Basler Ausgabe steht, und *Aretinus* übersetzte. In einem anderen Schriftsteller würde die Concinnität eine solche Emendation erheischen; aber beym Aristoteles findet diese keine Anwendung. Kurz nachher will er gelesen haben: ἡ δὲ φύσις βούλεται μὲν τοῦτο ποιεῖν, πολλάκις μέντοι οὐ δύναται. — §. 21 vermuthet er: οὕτως ὠνουμένους für τοιούτων ἐξωνημένους. — Im *dritten* Capitel schliesst er in den Worten des zweyten Abschnittes ὥστε πρῶτον ἡ γεωργική die Partikel ὥστε, die er für ein Überbleibsel eines von den Abschreibern ausgelassenen Satzes hält, in Klammern ein. — §. 4 vermuthet er ἔμπλεω δὲ καὶ τῶν ἀνθρώπων, und will weiter unten τοιαύτην nach θάλατταν streichen, oder αὐτὴ schreiben. Allein θάλατταν τοιαύτην sagt Aristoteles in Beziehung auf die vorhergehende Nennung des Fischfanges: *ein solches Meer*, d. i. ein zum Fischfange geeignetes. So erklärte schon *Lambin*. — §. 5 wird mit Recht verbunden οἱ δὲ καὶ μιγνύντες ἐκ τούτων ἡδέως ζῶσι, aber in der folgenden Zeile ist die Conjectur τὸ ἐνδεὲς τοῦ βίου unnöthig. — §. 6 schreibt Hr. K.: τοῖς γενομένοις für τ. γενομένοις, indem er γενομένοις §. 7 als Gegensatz davon fasst, und durch τελειωθεῖσιν erklärt. Zur Vermeidung des Pleonasmus schreibt er δηλονότι statt δῆλον, ὅτι. — Die Stelle des *achten* Abschnittes: Ἓν μὲν οὖν εἶδος u. s. w. findet auch Hr. K. dunkel, und hält sie für verderbt. Allein sie scheint ganz richtig, nur etwas schwerfällig ausgedrückt zu seyn. Der Sinn ist: „Eine Gattung der naturgemässen Erwerbekunst ist derjenige Theil der Ökonomik, durch welchen entweder vorhanden seyn, oder von der Ökonomik herbeygeschafft werden muss, was dazu dient, dass diejenigen zum Leben nothwendigen und für die Gemeinschaft des Staates oder Hauses nützlichen Dinge, deren Anhäufung die Ökonomik ist, vorhanden sind.“ — §. 11 will er das zweyte καθ' αὑτὸ streichen. Rec. glaubt, dass beide Male κατ' αὐτό, *sc.* τὸ κτῆμα, gelesen werden müsse. „Beide Arten des Gebrauchs einer Sache, sagt Aristoteles, beziehen sich zwar auf diese Sache, aber beziehen sich nicht auf dieselbe Art auf sie.“ Auch *Aretinus* scheint κατ' αὐτὸ gelesen zu haben. — Im Folgenden will Hr. K. die Worte ἢ ὑποδήματα entweder streichen, oder nach χρῆσθαι setzen. Letzteres hat viel Wahrscheinlichkeit. — §. 12 schreibt er οἱ δὲ κεχωρισμένοι πολλῶν πάλιν ἐστέρηντο, ὧν — ἀναγκαῖον ἦν ποιεῖσθαι τὰς μεταδόσεις. In demselben Abschnitte vermuthet er γενομένης τῆς βοηθείας. Im folgenden schreibt er ὃ τῶν χρησίμων αὐτὸ ὂν ἦν, wobey er sich zum Beweise auf *Ethic. Nicom.* 5, 5 beruft. Allein diese Stelle kann mit der unsrigen nicht geradezu verglichen werden. Aristoteles erklärt die Entstehung des aus einem Tauschmittel, das zwar selbst zu den brauchbaren Dingen gehört habe, aber zugleich sich leicht habe umtauschen lassen. So sind Eisen und Silber ursprünglich als allgemein *brauchbare* Metalle als Tauschmittel gebraucht worden; später, als sie zur Erleichterung des Verkehrs mit einem Gepräge versehen wurden, verloren sie die unmittelbare Brauchbarkeit, und wurden ein willkührliches Mass, νόμισμα. So stehen beide Stellen mit einander im Einklange, ohne dass man zu ändern nöthig hätte. — §. 17 ist die Änderung ἀλλ' ἢ διὰ χρημάτων μεταβολῆς für ἀλλ' ἢ verwerflich, da kein Comparativ voranging. — §. 19 vermuthet Hr. K. ἐνεῖναι καὶ τοῦτο ἐν τῇ κτήσει φαίνεται ἐνδέχεσθαι. — §. 20 wird ἡ περὶ τὴν τροφὴν mit Recht beybehalten, wofür *Schneider* ἢ geschrieben hatte. — §. 23 schlägt unser Herausgeber vor: καὶ οὐκ ἐφ' ὅπερ ἐπορίσθη für das gewöhnliche ἀλλ'.

So viel möge hinreichen, um diese neueste Bearbeitung der Aristotelischen Schrift zu charakterisiren. Freylich sind viele Schwierigkeiten noch nicht gehoben, und sehr viele Stellen, die nur einer besseren Erklärung bedurften, sind grundlos geändert. Allein demungeachtet ist diese Ausgabe ein schätzenswerther Beytrag zur Erklärung des Aristoteles.

G. P.

Die inhaltreichen Prolegomenen des edeln Greises, den die Vorsehung berief, der philologische Bildner seiner Nation zu werden, sind durch folgende Bearbeitung auch für ein grösseres Publicum in Deutschland zugänglich geworden:

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhnen: *Adamantios Korai's politische Ermahnungen an die Hellenen.* Übersetzt von *Joh. Kaspar von Orelli*, Prof. am Zürcher'schen Gymnasium. 1825. XXIV u. 377 S. 8.

Die lesenswerthe Vorrede entwickelt die Ursachen der deutschen Bearbeitung, und setzt zugleich ein so verdientes, als würdiges Denkmal dem trefflichen Manne, dem immer als höchstes Ideal die Wiedergeburt Griechenlands vorschwebte, und der besonders seit dem Jahre 1805 darauf hinarbeitete, seine bedrängte Nation durch veredelte Sprache und die Schriften der Alten allmählich höher zu heben. Auch in diesen verständig populären Ermahnungen, welche der Weiseste der jetzt lebenden Hellenen am Rande des Grabes seinen Landsleuten ans Herz legt, erkennt Hr. *v. O.* „eine Urkunde, die sattsam beweiset, welcher Gesinnungen, welches politischen Lebens, diese Nation noch fähig sey, wie sie sich, dem Geschrey ihrer Verunglimpfer zum Trotz, dereinst in ruhigeren Zeiten durch Selbstständigkeit wird entwickeln können, sobald die Brandmale und Narben der Sclaverey einmal getilgt sind.“ Er hofft, dass durch diese Ausgabe mehrere Exemplare der Schrift nach Griechenland selbst kommen werden, um diese Lehren ächter Weisheit dort allgemeiner zu verbreiten, als es bis jetzt durch die kostbare Originalausgabe geschehen konnte. Aber auch Deutschen sollte die Schrift zugänglicher werden; nicht bloss Philologen, sondern auch Anderen, die nicht Griechisch verstehen, für welche eine möglichst wörtliche, den Sinn klar und deutlich ausdrückende, Übersetzung hinzugefügt worden ist. Diess waren die Zwecke, welche dem Hn. *v. O.* bey dieser Bearbeitung vorschwebten. Wir zweifeln nicht, dass er solche erreichen werde. In der Vorrede hat er sich noch auf eine belehrende Art über das Neugriechische erklärt; übrigens aber von dem wiederauflebenden Geiste der Griechen und von ihrer gerechten Sache mit einer Wärme gesprochen, welche seinem Herzen ebenso, wie die Bearbeitung der Schrift selbst seiner Gelehrsamkeit, zur Ehre gereicht.

M. G.

OXFORD, aus der Clarendon'schen Presse: *Lectiones Platonicae*, e membranis Bodlejanis eruit *Th. Gaisford*, A. M. graecae linguae Professor regius. Accedunt *Ricardi Porsoni* annotata ad Pausaniam. 1820. IV u. 184 S. gr. 8.

In diesem Buche erhalten die Freunde des Plato die von dem Herausgeber schon im Jahre 1812 in der Vorrede zu: *Catalogus sive notitia Manuscriptorum, qui a cel. E. D. Clarke comparati in Bibl. Bodlej. adservantur. Pars I. Oxonii.* 4., verheissene Mittheilung der Varianten aus einer pergamentenen Handschrift mehrerer Platonischer Dialogen, welche von *E. D. Clarke* nach England gebracht worden war, und sich jetzt auf der *Bodlei*'schen Bibliothek befindet. Schon vor mehreren Jahren verglich Hr. *Gaisford* diese Handschrift zu seinem Privatgebrauche mit der Ausgabe des *Henr. Stephanus.* Der inzwischen, besonders in Deutschland, erwachte Eifer für den Plato, der nicht nur Ausgaben mehrerer einzelner Dialogen des Philosophen, sondern auch mehrere Bearbeitungen der sämmtlichen Werke desselben ans Licht treten liess, bewog Hn. *Gaisford*, seine Variantensammlung bekannt zu machen. Gewiss wird ihm jeder Freund des Plato dafür grossen Dank wissen, da die Handschrift nicht nur sehr alt, sondern auch von der grössten Wichtigkeit ist. Sehr oft dienen die aus der *Clarke*'schen Handschrift mitgetheilten Varianten den von *Bekker* in den Text genommenen Lesarten zur Bestätigung; ein Beweis mehr für die Vortrefflichkeit und Zuverlässigkeit dieser Recension, deren kritischer Apparat leider immer noch vergebens erwartet wird. Die Vergleichung ist von Hn. *G.* mit möglichster Genauigkeit angestellt worden; auch die geringsten Abweichungen in Spiritus, Accenten u. dgl. wurden nicht übergangen, sondern genau bemerkt, welches sehr zu billigen, da z. B. die fehlerhafte Stellung oder Auslassung des Accentes oft Zeichen einer Corruptel ist. Nur bey einigen Kleinigkeiten, wie z. B. bey der Stellung oder Auslassung des ν ἐφελκυστικόν, begnügte sich Hr. *G.*, die Abweichungen in den ersten Dialogen genau anzugeben, in den späteren überging er sie. Die Dialogen, welche die Handschrift enthält, und zu welchen sich hier Varianten vorfinden, sind: 1) *Euthyphro*, p. 1 — 4. 2) *Apologia Socr.*, p. 5 — 10. 3) *Crito*, p. 11 — 15. 4) *Phaedo*, p. 15 — 27. 5) *Cratylus*, p. 28 — 37. 6) *Theaetetus*, p. 37 — 50. 7) *Sophista*, p. 51 — 59. 8) *Politicus*, p. 59 — 68. 9) *Parmenides*, p. 68 — 79. 10) *Philebus*, p. 79 — 89. 11) *Symposium*, p. 90 — 97. 12) *Phaedrus*, p. 98 — 107. 13) *Alcibiades I*, p. 107 — 114. 14) *Alcibiades II*, p. 114 — 117. 15) *Hipparchus*, p. 117 — 119. 16) *Erastae*, p. 119 — 122. 17) *Theages*, p. 122 — 123. 18) *Charmides*, p. 124 — 128. 19) *Laches*, p. 129 — 132. 20) *Lysis*, p. 133 — 135. 21) *Euthydemus*, p. 135 — 141. 22) *Protagoras*, p. 142 — 149. 23) *Gorgias*, p. 149 — 163. 24) *Meno*, p. 163 — 168. Die Vergleichung ist leider für den, welcher nicht die *Stephan*'sche Ausgabe selbst zur Hand hat, etwas beschwerlich zu gebrauchen, da sie sich genau nach den Zeilen dieser Ausgabe richtet.

Hierauf folgt von S. 169 — 176 *Collatio Scholiorum ex editione Ruhnkenii.* Diejenigen früher noch nicht bekannten Scholien, welche Hr. *G.* in dem erwähnten *Catalogus* mitgetheilt hatte, sind hier nicht wiederholt. Nur einige Scholien, welche we-

gen der Schwierigkeit, die alt halbverblöfsten Schriftzüge der Handschrift zu erkennen, im Katalog unvollständig oder nicht ganz richtig mitgetheilt worden waren, werden jetzt vervollständigt oder berichtigt. So unter Anderem das Scholion zur Apologie p. 18. B. über *Anytos* und *Melitos* (oder wie in der *Clarke*'schen Handschrift und den Scholien immer steht, *Μέλητος*, welche Schreibart des Namens, die auch in einer Inschrift bey *Spon, Itin.* T. III p. 70, den alten Ausgaben des Lucian, T. II p. 636, 94, den Handschriften des Theodoret, p. 120, 12. *ed. Sylb.*, und des *Athenaeus*, XII. p. 551 C. vorkommt, von *Porson* gebilligt wurde). Dasselbe Scholion theilt auch *Porson* bey *Dobree* zu *Aristoph.* Fröschen, V. 1337. p. 124 (p. 371 des Leipziger Abdrucks) mit, allein mit mehreren Abweichungen von der *Gaisford*'schen Schreibung, welche letzte indessen die genaueste zu seyn scheint. — Leider hat Hr. *G.* nicht bemerkt, ob ein von *Ruhnken* mitgetheiltes Scholion in der *Clarke*'schen Handschrift steht, oder nicht, welches in manchen Fällen von Wichtigkeit gewesen wäre.

Angehängt sind, wie schon der Titel angiebt, die Randbemerkungen, welche *Porson* einem Exemplare der Ausgabe des Pausanias von *Facius* beygeschrieben hatte; sie enthalten theils Verbesserungsvorschläge, theils Citate aus dem Pausanias selbst und aus anderen Schriftstellern zur Erläuterung, manchmal auch eine Variante aus der *Aldina*, oder die Angabe einer Emendation eines anderen Gelehrten.

Die Vollständigkeit und Genauigkeit, mit welcher diese Anmerkungen mitgetheilt sind, beweist, wie groß das Ansehen ist, in welchem *Porson* bey seinen Landsleuten steht. Würde wohl aber dieser bedachtsame Gelehrte selbst darein gewilligt haben, diese Bemerkungen, die doch gewiss bloss zum Privatgebrauch größtentheils flüchtig hingeworfen wurden, so vollständig bekannt zu machen?

Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass kein Bearbeiter des Platon diese ungemein wichtige, und reichliche Ausbeute gewährende, Variantensammlung unberücksichtigt lassen möge.

G. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Corbet: *Mathilde, ou Mémoires tirés de l'histoire des croisades*, par Mme *Cottin*. Revue et corrigée, avec figures. Precedée d'un tableau historique des trois premières croisades, par *Michaud*, de l'académie française. 1820. 8. (5 Rthlr.)

Dieser sehr anziehende Roman, welcher sich durch seinen dramatischen Geist vor den meisten der Art vortheilhaft auszeichnet, entnimmt seinen Stoff aus der inhaltsreichen Periode des dritten Kreuzzuges. Die Heldin des Ganzen ist Mathilde, die Schwester des Richard Löwenherz, welche bey der Überfahrt nach Ptolemais, sammt der Gemalin ihres Bruders, Berangere, und dem Erzbischoffe Wilhelm von Tyr, in die Hände des Sarazenenfürsten Malekk Adhel, Bruder des damaligen Sultan Saladin, fällt. Angezogen von der Glorie himmlischer Schönheit und der Magie europäischer Unschuld und Sittsamkeit, wird durch diesen ungewöhnlichen und dabey ganz eigenthümlichen Reiz der Neuheit im Busen des hochherzigen Orientalen, Malekk Adhels, die Flamme leidenschaftlicher Liebe angefacht, welche aufregend und wieder besänftigend auf die junge Novize hin-, und veredelt zurückwirkt. Die thatenfrohe, heldkühne Vaterlandsliebe, die begeisterte, hochheilige Brudertreue, welche in kräftigen Schlägen in derselben Brust sich offenbarte, in welche das Bild der Mathilde göttlichen Frieden der Liebe gesenkt hatte, — und der Entschluss der jungen Prinzessin, Braut des Gottmenschen Jesu zu werden, bilden herrliche Gruppen von lieblichen Gemälden, welche in einer Reihe durch historische Thatsachen herbeygeführter Scenen den Charakter des orientalischen Fürsten zum Spiegel eines rein-menschlichen Helden erheben, und dem der Mathilde die Krone weiblicher Tugend aufsetzt. Da Mme *Cottin* den Erzbischof Wilhelm von Tyr, um Aufklärung über die jetzt das Grab Christi in Besitz habende Herrschaft der Ungläubigen den hohen Gefangenen zu geben — der Mathilde die Entstehung des Reichs der Ajubiden und den Sturz des der Abbassiden, erzählen lässt: so wird dieser Roman durch eingeflochtene Erzählung geschichtlicher Thatsachen, welche in Form des Gesprächs geistreich vorgetragen werden, noch besonders lehrreich. Gründe der Art scheinen auch den Hn. *Michaud* bewogen zu haben, dieser neuen Auflage zum besseren Verständnisse des Romans, eine geschichtliche Übersicht der drey ersten Kreuzzüge vorauszuschicken. — *Kant's* Bemerkung: „Die [illegible] schreiben schöne Geschichten; nur wäre [illegible] zu wünschen, dass sie wahr wären," — [illegible] Hn. *Michauds* Einleitung nicht gerade [illegible] Dass er aber mit Vorliebe für seine Nation [illegible] und die werkthätigen Verdienste der [illegible] Kreuzzügler Frankreichs in ein günstiges [illegible] stellte, müssen wir einem französischen [illegible] schreiber zu gut halten, da bekanntlich bey [illegible] tion *esprit* — *Geist* und *Witz* zugleich [illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

JURISPRUDENZ.

Nürnberg, auf Kosten des Vfs.: *Beytrag zur endlichen festen Bestimmung des Rechtsverhältnisses zwischen Autor und Verfasser*, von *Christoph Wilh. Friedr. Penzenkuffer.* 1825. 8.

Die Veranlassung dieser Schrift ist, wie die Vorrede derselben angiebt, eine Differenz, in welche der Vf. mit dem Buchhändler Zeh zu Nürnberg gerieth, und wobey die Frage obschwebt, ob Zeh mit dem Vf. einen Dienstmiethcontract, eine *locatio conductio operarum*, zur Fertigung eines italiänisch-deutschen Schulwörterbuchs, eingegangen habe. Der Vf. verneint diess. Theils diese Veranlassung, theils die Schriften, deren sich der Vf. als Hülfsmittel bey dem obigen Werk bediente (es sind diess bloss *Kants* und *Fichtes* Aufsätze in der Berliner Monatsschrift, und *Heusingers* Abhandlung im *Niethammer*'schen Journale), haben, nach unserem Dafürhalten, den Vf. bey seiner Darstellung des Verlagsvertrags und der daraus hervorgehenden Rechtsverhältnisse zu einer, dem Schriftsteller, im Gegensatz vom Verleger, zu günstigen Einseitigkeit verleitet.

Der Vf. wollte das äussere Verhältniss zwischen dem Schriftsteller und dem Verleger nach den Foderungen einer der Vernunft entsprechenden Rechtsgleichheit bestimmen. So wahr es ist, wenn er sagt, dass es bey einer solchen Bestimmung noch Keinem gelungen sey, alle Stimmen für sich zu gewinnen, so wenig glauben wir aber, dass es ihm selbst gelingen werde, nur viele Stimmen für sich zu erhalten, und am allerwenigsten möchten wir in die Klage einstimmen, „dass die Streitsache zum alleinigen Nachtheile des Schriftstellers immer noch schwebe, während der Verleger unter dem Schutze einer, dem besagten Verhältniss gänzlich fremden Gesetzgebung, ruhig seine anstössigen und unanstössigen, erlaubten und unerlaubten Befugnisse ausübe." Zwar kennt das fremde, das römische Recht den Verlagscontract nicht, allein es hat zum wenigsten allgemeine, einer vernunftgemässen Rechtsgleichheit entsprechende Grundsätze, die auch auf den Verlagsvertrag Anwendung erleiden; und wo diese nicht ausreichen, entscheidet die individuelle Natur des Verlagsverhältnisses, so dass weder nach jenen, noch nach dieser, die Rechtsverhältnisse aus dem Verlagsvertrag der Willkühr des Verlegers zum Nachtheil des Schriftstellers vor dem Richter preisgegeben sind.

Der Vf. hat sich hauptsächlich damit beschäftigt, die Natur des Verlagsvertrags im Allgemeinen auszumitteln. Er handelt von der Subsumtion dieses Vertrags unter die Grundsäze vom Kauf, vom Mieth- oder Lohn-Vertrag, und vom Bevollmächtigungsvertrag, und entscheidet sich zuletzt für die Natur des Bevollmächtigungsvertrags. Rec. vermisst hiebey im Allgemeinen eine Charakterisirung der Essentialien und des Wechselverhältnisses der genannten verschiedenen Verträge. Der Mangel einer solchen hat bewirkt, dass der Vf. bey seinen Prüfungen und Ausführungen weder die gehörige Schärfe der Begriffe zeigt, noch den richtigen Weg getroffen hat. Hienächst ist die Untersuchung der Natur des Verlagsvertrags noch keineswegs damit beendigt, dass man die Anwendbarkeit der genannten Verträge prüft; denn nicht minder wichtig ist die Frage, ob der Verlagsvertrag nicht als Societätsvertrag zu betrachten sey, und dieser Vertrag, auf den einige neuere Schriftsteller den Verlagsvertrag, und, nach Rec. Dafürhalten, in der Regel mit Recht, zurückzuführen suchten, hat der Vf. ganz ausser Acht gelassen. Endlich ist derselbe insbesondere darin zu weit gegangen, dass er nur *Eine* Vertragsnatur annimmt; denn so gut man mit einem Grundstück in eine Societät treten, dasselbe verschenken, vertauschen, verkaufen, vermiethen kann u. s. w., ebenso gut kann der Verlagsvertrag im einzelnen Fall eine sehr verschiedenartige Natur annehmen, wozu die folgende Beurtheilung der Meinungen des Vfs. im Einzelnen einen Beytrag liefern mag.

Was die Subsumtion des Verlagscontracts unter die Natur des Kaufs betrifft: so hat der Vf. theils zu zeigen gesucht, dass möglicher Weise ein Kauf unter den Paciscenten gar nicht Statt finden könne, theils dass die Übereinstimmung des vernünftigen Gesammtwillens der Paciscenten zur Errichtung eines Kaufvertrags undenkbar sey. — Wenn man rücksichtlich der behaupteten Unmöglichkeit die Darlegung des Vfs. ordnet, und auf die wesentlichen Bestandtheile des Kaufvertrags zurückgeht: so reducirt sich

die Ansicht des Vfs. darauf, dass es zur Annahme eines Kaufs sowohl an der erfoderlichen *res*, als an dem *pretium* ermangele. Was den Mangel der *res* anlangt: so wird angeführt, dass der Schriftsteller dem Verleger das Manuscript zum *Druck* anbiete, dass diess nicht auf eine Veräusserung des Manuscripts gehe, dass der Besitz, den der Verleger am Manuscript erhalte, noch keinesweges auf Übertragung schliessen lasse, dass die Auslieferung des Manuscripts nicht Theil des Vertrags sey, sondern bloss Folge der Vernunftregel: Wer den Zweck will, muss die Mittel wollen, und dass der Schriftsteller das Manuscript ebenso gut dem Setzer, als dem Verleger geben könne. Rec. ist nun zwar auch der Meinung, dass man in der Regel das Manuscript nicht, als eine *res*, wie sie bey dem Kaufcontract gewöhnlich vorzukommen pflegt, betrachten kann, sondern dass vielmehr das Manuscript, in Folge des zwischen Schriftsteller und Verleger Statt findenden Societätsvertrages, als *res* conferirt wird; allein die Möglichkeit, dass es als *res* bey einem Kaufcontracte, der doch Verlagsvertrag ist, in Betrachtung kommen kann, dürfte wohl ausser allem Zweifel seyn. Der Schriftsteller darf nur das Manuscript verkaufen unter der Festsetzung des Zweckes, dass es gedruckt werde (*pactum sub modo*), was, je nachdem der Zweck Gegenversprechen oder auflösende Bedingung ist, seine verschiedenen rechtlichen Wirkungen hat; und Niemand wird zweifeln, dass der Kauf ein Verlagsvertrag sey, und folglich auch der Verlagsvertrag die Natur des Kaufs habe. Gegen die Existenz eines zum Kauf erfoderlichen *pretii* erinnert der Vf., dass das Honorar nur das Herkommen für sich habe, oft gar nichts, oft nur Freyexemplare gegeben würden, und das Honorar überhaupt nur eine Ehrenvergeltung und etwas Zufälliges sey. Offenbar hat der Vf. hier den Unterschied zwischen einem *pretium* und einer Ehrenvergeltung, Honorar im eigentlichen Sinne, ganz übersehen. Lässt sich der Schriftsteller für das Manuscript Geld versprechen: so ist diess *pretium*; dagegen ist Ehrenvergeltung nur das, was ohne Versprechen gegeben wird. Was der Schriftsteller bekommt, ist dann einerley, wenn der Verlagsvertrag Societätsvertrag ist. Ist aber das Manuscript, unter Festsetzung des Zweckes, dass es gedruckt werde, veräussert: so ist bey vorhandenem *pretium* eine *emtio venditio sub modo*, bey stipulirten Freyexemplaren ein Tausch *sub modo*, bey unentgeltlicher Überlassung, auch wenn eine Ehrenvergeltung gegeben werden sollte, eine *donatio sub modo* vorhanden. Dass die verschiedenartigen Gegenleistungen des Verlegers, oder der Mangel solcher, zufällig sey, lässt sich nur in sofern behaupten, als ein Verlagsvertrag in allen Fällen bestehen kann; aber im einzelnen Fall sind die Bestimmungen über die Gegenleistung für die Annahme einer bestimmten Natur des Verlagsvertrags allerdings wesentlich. — Rücksichtlich der Undenkbarkeit der Übereinstimmung des vernunftgemässen Gesammtwillens der Paciscenten zur Errichtung eines Kaufvertrags, beschränkt sich der Vf. darauf, die Absurdität einer Übereinstimmung der fraglichen Art darlegen zu wollen. Rec. giebt gern zu, dass der Schriftsteller gewöhnlich nicht geradezu verkaufe; aber wenn er *sub modo* gegen ein *pretium* veräussert: so ist nicht abzusehen, wie darin etwas Absurdes liegen soll. Der beygefügte *modus* giebt dem Schriftsteller ein Recht auf den Druck seines Werkes, wie es aus seiner Feder geflossen ist, und der Vertrag ist weit entfernt, den Schriftsteller ganz der Willkühr des Verlegers Preis zu geben.

Die Anwendbarkeit der Natur des Lohnvertrags hat der Vf. kurz bestritten, weil dieser Vertrag dem Kauf sehr ähnlich ist, und er sich desswegen auf das bezieht, was er gegen den Kauf erinnerte. Rec. ist jedoch der Meinung, dass der Verlagscontract, sowie er die Natur des Kaufs annehmen kann, auch eine *locatio conductio operarum* zum Zweck eines *operis* seyn kann. Vorausgesetzt wird dabey, dass der Verleger (Geschäftsherr) sich von dem Schriftsteller (Unternehmer, *redemtor*) die Verfertigung eines Werkes (*opus*), wozu er demselben die Materialien liefert, gegen eine Gegenleistung versprechen lässt. Wesentlich ist, nach Rec. Dafürhalten, die Lieferung der Materialien an den Schriftsteller, wofür auch das römische Recht in *Fr.* 65 *D. de contr. emt.* und *Fr.* 2 §. 1 *locati*, und zwar, weil hier nicht vom positiven Recht, sondern von vernunftgemässen Ansichten die Rede ist, als *raison écrite*, einen Beleg abgeben mag. Ausserdem würde man die in der Regel anzunehmende Natur des Societätsvertrags behaupten müssen.

Am ausführlichsten hat der Vf. sich mit dem Gesichtspuncte des Bevollmächtigungsvertrags beschäftigt, weil er diesen für den richtigen hält. Die dafür aufgestellten Gründe sind aber ganz unhaltbar. Er folgert den Bevollmächtigungsvertrag hauptsächlich daraus, dass der Schriftsteller dem Verleger auftrage, statt seiner und in seinem Namen die Schrift an das Publicum zu bringen. Allein wenn man das, was vielleicht der einseitigen Ansicht eines Schriftstellers entspricht, nicht verwechselt mit dem, was dem übereinstimmenden Willen der Contrahenten des Verlagscontracts gemäss ist: so wird man den Verleger in der Regel wohl keineswegs als blosse Mittelsperson im juristischen Sinne, als blossen Mandatar ansehen können. Der Bevollmächtigungsvertrag geht seinem ganzen Wesen nach dahin, dass der Mandatar Geschäfte des Principals ohne Versprechung eines Lohnes führe. Wenn nun auch im einzelnen Fall der Verlagscontract die Natur des Mandats (Commission) haben kann, in welchem Falle nun auch der Schriftsteller die Druckkosten zu bestreiten hat und der Verleger den Gewinn, den er mit dem Verlagsartikel macht, dem Schriftsteller mittheilen muss; so waltet doch bey weitem in den meisten Fällen die Natur des Mandats nicht ob; denn [illegible]

der Verleger in Verlag, um mit diesem Artikel *eigene* Geschäfte zu führen. Giebt er nun gar dem Schriftsteller Etwas als Vergeltung: so ist diess durchaus der Natur des Mandats zuwider. Diesem Allen steht auch das nicht entgegen, was der Vf. sonst noch zur Befestigung der Mandatsansicht anführt, dass nämlich das Publicum sich wegen getäuschter Erwartungen nicht an den Verleger, sondern an den Schriftsteller halte, dass dem Verleger nicht erlaubt sey, seinen Namen dem Werke vorzusetzen, dass der Verleger an die Vorschriften des Schriftstellers bey Verbesserungen des Manuscripts gebunden sey u. dgl. Theils hat der Vf. hier Dinge in Erwägung gezogen, die gar nicht in den Kreis des Rechtsgebiets fallen, wie die getäuschten Erwartungen des Publicums, theils hat er, durch eine *petitio principii*, das aus dem Bevollmächtigungsvertrag ableiten wollen, was viel sachgemässer aus der Annahme einer anderen Vertragsnatur abzuleiten ist.

Nachdem nun der Vf. in dem Bevollmächtigungsvertrage den Schlüssel zum Verständniss des Verlagscontracts und zur Feststellung der aus demselben hervorgehenden Rechtsverhältnisse gefunden zu haben glaubt, geht er zu den Rechten und Pflichten aus dem Verlagscontract im Einzelnen über. Dass dabey die Unrichtigkeit des Hauptgesichtspunctes wiederkehrt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daher sich Rec. nur auf folgende Bemerkungen beschränkt. Unter I. *Von den Rechten und Pflichten des Schriftstellers, als Mandanten,* sagt der Vf. §. 5, dass der Schriftsteller allein berechtigt sey, die Zahl der Druckexemplare jeder Auflage zu bestimmen, und dass der Verlagsvertrag, als unvollständiges Mandat, wirkungslos werde, wenn er eine gemeinsame Verabredung darüber entbehre. Abgesehen von dem Widerspruche, dass zuerst von einem alleinigen Rechte des Schriftstellers, und dann von gemeinsamer Verabredung, die Rede ist: so geht der Vf. offenbar darin zu weit, dass er bey dem Mangel der Verabredung Wirkungslosigkeit des Geschäfts annimmt. Haben die Contrahenten nichts über die Stärke der Auflage bestimmt: so hielten sie dieselbe für ausserwesentlich, und sie hängt von dem Ermessen des Verlegers ab. — Ferner sagt der Vf. §. 7: dem Schriftsteller gebühre es, den Verleger in der ungestörten Verrichtung seiner Functionen zu schützen. Diese Bestimmung ist so vag, dass man ihre Beziehung nicht wohl errathen könnte, wenn nicht eine Anmerkung darüber Ausschluss gäbe, dass sie Schutz vor widerrechtlichen Beeinträchtigungen der Nachdrucker bezwecke. Der Vf. meint nämlich, dass zwar der einzelne Schriftsteller nichts vermöge, dass es aber den Schriftstellern zustehe, mit vereinigter Bemühung die Hülfe ihrer resp. Regierungen gegen die Nachdrucker zu reclamiren, und er bekennt, dass er mit *Kant* der innigen Überzeugung sey, dass, wofern die Idee des Bücherverlags nach der Idee einer Mandation richtig aufgefasst, und mit der erfoderlichen Eleganz der römischen Juristen bearbeitet würde, eine die Nachdrucker betreffende Klage gar wohl vor Gericht gebracht werden könnte, ohne dass es nöthig sey, desshalb um ein neues Gesetz anzuhalten. Wir enthalten uns einer näheren Prüfung dieser Ansicht, und bemerken nur, dass der Vf. wohl zu einer anderen Überzeugung gekommen wäre, wenn er die so mannichfaltigen neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand gekannt hätte. Das Mandat führt wohl zu einer Vertretung des Mandatars durch den Mandanten; allein ob man sagt, der Mandant oder der Mandatar habe eine Klage wider den Nachdrucker, ist ziemlich einerley, und die Hauptfrage, ob überhaupt eine Klage gegen den Nachdrucker Statt finde, wird noch keinesweges durch Reduction der Rechte des Verlegers auf die des Schriftstellers entschieden. — Unter II. *Von den Rechten und Pflichten des Verlegers, als Mandatars,* sondert der Vf. Verpflichtungen gegen das Publicum und gegen den Schriftsteller, und bestimmt §. 2 und 3, dass der Verleger dem Publicum für gutes Papier und reinen Druck verantwortlich sey, und das Publicum nicht durch veränderte Titelbogen und falsche Angaben der Auflagen täuschen dürfe. Soll nun der Staat auf Alles diess sein Augenmerk richten, oder sollen *actiones populares* gegen den Verleger Statt finden? Wenn der Vf. sich das Verhältniss zum Publicum juristischer gedacht hätte: so würde er die Verpflichtungen gegen das Publicum auf die gewöhnlichen Verpflichtungen des Verkäufers gegen seine Käufer, und auf die bey dem Kaufcontract zu prästirende *bona fides* reducirt haben; denn nur indem der Verleger seinen Verlag absetzt, und respective verkauft, tritt er in ein Rechtsverhältniss zum Publicum, oder vielmehr zu den einzelnen Abnehmern. — Wenn ferner §. 6 behauptet wird, dass der Verleger ohne Einstimmung des Schriftstellers die vorhandenen Druckexemplare an einen anderen Buchhändler nicht veräussern dürfe, was der Vf. auf höchst persönliche Verhältnisse bey dem Verleger gründet: so lässt sich zwar nicht leugnen, dass im einzelnen Falle höchst persönliche Verhältnisse der Veräusserung in den Weg treten können, aber allgemein möchten wir diess keineswegs annehmen. — Unter III. *Vom Rechtsverhältniss der Erben des Schriftstellers und des Verlegers* nimmt der Vf., wenn der verstorbene Schriftsteller im Verlagscontracte die Ausschliessung seiner Erben vom Besitze der Handschrift bedungen, und wenn gar keine Erben des Schriftstellers da sind, ein Successionsrecht des Staats in die Rechte des Schriftstellers an, und stellt den Satz auf, dass, wenn weder Verleger, noch Erben des Schriftstellers den Druck der Schrift fortsetzen wollen, die Erben das Manuscript dem Staatsrepräsentanten abzuliefern haben. Bey klaren Ansichten vom Wesen und dem Interesse des Staats dürfte sich das vom Vf. sonderbarer Weise sehr ausgedehnt angenommene Recht des Staats wohl in viel engere Grenzen einschliessen. Unter IV. folgt noch etwas vom

Rechtsverhältnisse des Autors und Verlegers in Beziehung auf die Ausgabe sämmtlicher Schriften des Ersteren, und unter V. über das Rechtsverhältniss zwischen Schriftsteller, Redacteur und Verleger, wo, wenn man dem Gesichtspuncte vom Mandat beytreten will, der Redacteur gegen den Schriftsteller ganz richtig als Mandatar, und gegen den Verleger als Mandant, bezeichnet wird.

O.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Georg Carl Otto's Beweisschrift, dass sich ein Rechnungsführer bey Ablegung seiner, einen achtzehnjährigen, merkwürdigen Rechnungsprocess veranlassten, und noch bestrittenen combinirten, Rechnungen keiner Veruntreuung von 13,343 Rthlr. hat zu Schulden kommen lassen, sondern derselbe eine Foderung von 16,865 Rthlr. behält.* 1822. 59 S. 4.

Auch unter dem Titel: *Theorie zur Untersuchung des finanziellen Vermögenszustandes eines Principals bey Anschaffung eines Waarenlagers durch einen Factor.* Ein Catharticon des gemeinen arithmetischen Verstandes, nach den einfachsten Regeln des Buchhaltens bearbeitet, und zur gründlichen Widerlegung vorgelegt von *G. C. Otto,* Premier-Lieutenant der Infanterie und öffentl. Lehrer der Mathematik bey dem königl. sächs. adelichem Cadetten-Corps.

Diese Schrift verdient die Beachtung der Sachverständigen aus doppeltem Grunde. Einmal ist der hier in Frage stehende Rechnungsfall an und für sich selbst schon interessant, und dann fodert auch die unglückliche Lage, in welche der Flossmeister *Hänel* durch denselben versetzt worden ist, jeden theilnehmenden Menschenfreund lebhaft auf, diese Sache mit Freymüthigkeit zu untersuchen, und *öffentlich* die gewonnene Überzeugung auszusprechen. Der Fall ist im Allgemeinen dieser: Es hat ein Rechnungsführer oder Factor für seinen Principal nach und nach die Summe von 31,349 Rthlr. 16 gr. 2½ pf. baares Geld zur Anlage eines Waarenlagers eingenommen, welches nach und nach einen Aufwand von 309,777 Rthlr. 6 gr. 8 pf. erfoderte, und jenen Fonds des Principals bedeutend übersteigt, wesshalb derselbe nach und nach Anweisungen, in Summe 73,427 Rthlr. 23 gr. 8 pf., an jenen gab, bey welchem der Factor für seinen Principal baares Geld erborgte, um jenen übrigen Theil der unbezahlten Waaren, wo nicht ganz, doch grösstentheils bezahlen zu können. Dieses erborgte Geld ist summarisch 250,761 Rthlr. 9 gr. 4¼ pf. angegeben, worauf aber der Factor 5642 Rthlr. 11 gr. 8¼ pf. an den Verleger gegen Quittung wieder baar bezahlt hat, indem er diese Summe anderwärts für den Principal verwendet hatte, wesshalb auch der Factor aus seinen Mitteln nach und nach in Summe 50,218 Rthlr. 16 gr. 9½ pf. Vorschuss geben musste.

Nebst diesem Hauptgeschäfte unternimmt der Factor ein vortheilhaftes Nebengeschäft, welches nach und nach eine reine Einnahme von 109,377 Rthlr. 13 gr. 6⅜ pf. gewährte, die der Factor nur erst gegen Ende des Rechnungsjahrs berechnen konnte, desswegen die Einnahme zu Tilgung der Mehrausgabe oder Schulden des Principals verwenden, und dadurch den eigenthümlichen Fonds desselben vermehren soll.

Diese Thatsachen gaben nun zu zwey Hauptrechnungen Veranlassung. Nach dem *ersten* Rechnungsschema verblieb eine Einnahme von 13,774 Rthlr. 21 gr. 7⅜ pf. als berechneter Cassenvorrath, und nach dem *zweyten* Schema wurde die Schuld des Verlegers zu 431 Rthlr. 5⅝ pf. berechnet. Man zog *diese* Summe von *jener* ab, und den Überschuss von 13,343 Rthlr. 21 gr. 2¾ pf. sollte der Factor dem Fiscus herauszahlen. Ob dieses *mit Recht* oder *mit Unrecht* gefodert wurde, ist hier die wichtige Frage, von deren Beantwortung Ehre und Wohlstand des Factors abhängt. Der Herausgeber dieser Schrift, dessen löbliches Streben wir wahrhaft ehren, hat die Schuldlosigkeit des Factors mit der grössten Wärme und mit so eindringenden Gründen vertheidigt, dass wir seiner Meinung durchaus beytreten. Da wir uns selbst aber in einem so verwickelten Falle kein durchaus entscheidendes Urtheil zutrauen mögen: so soll diese Anzeige dazu dienen, die Rechnungskundigen auf das dringendste aufzufodern, ihre Stimmen hierüber öffentlich abzugeben. Die Wahrheit zu Tage zu fördern in einer Sache, wobey Ehre und Glück des Lebens auf dem Spiele steht, ist dringende Pflicht jedes Menschenfreundes. Dem Vernehmen nach ist der Oberrechnungsdeputation allerhöchsten Orts eine abermalige genaue Untersuchung dieses besonderen Rechnungsfalles anbefohlen worden; allein dieselbe soll bis heute noch kein endliches Resultat haben auffinden können. Nach unserer Meinung sollte eine unparteyische Commission von sachverständigen Handelsleuten gebildet, und ihrem Ausspruche die Sache anvertraut werden.

A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

KOPENHAGEN, b. Popp: *Kiöbenhavns Merkvaerdigheder etc.* (*Kopenhagens Merkwürdigkeiten*, ein Handbuch, sowohl für die Einwohner der Stadt, als besonders für Fremde und Reisende). — Herausgegeben vom Etatsrath *Friedr. Thaarup.* 1821. VI u. 252 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Weder *Haubers*, noch *Nyerups* Beschreibung der dänischen Residenz, von welchen jene nahe an 40, diese bereits 20 Jahre alt ist, kann jetzt noch für brauchbar gelten, um daraus die Kunstmerkwürdigkeiten von Kopenhagen, die sie ohnehin nur im Allgemeinen berühren, nicht im Einzelnen beschreiben, gehörig kennen zu lernen. Hr. *Th.*, der auf dem Titel nur auf die *Herausgabe* der Schrift Anspruch macht, wahrscheinlich, weil er sich zu ihrer Ausarbeitung mehrerer gedruckter und ungedruckter Hülfsmittel; namentlich vom jetzigen Kunstkammerverwalter *Spengler*, bediente, deren Nachrichten er zum Theil nur sammelte, in Verbindung brachte, und übrigens unverändert abdrucken liess, hat daher für Jeden, der die Seltenheiten jener interessanten Stadt näher kennen zu lernen wünscht, ein verdienstliches Werk unternommen. Für brauchbarer zu seinem Zwecke würde es aber Rec. erklären, wenn der Vf. in *deutscher*, oder irgend einer anderen Sprache, welche bekannter ist, als die *dänische*, geschrieben hätte. Hat er doch seine Schrift *besonders* für Fremde und Reisende bestimmt; aber wie viele sind, ausser den Eingeborenen, der dänischen Sprache wohl mächtig? Der Däne aber hat gewöhnlich Mittel und Wege genug, um sich, ohne erst zu einem solchen Handbuche greifen zu müssen, im Voraus zu erkundigen, was an dem einen oder dem anderen Sammelplatze von Kunstsachen am meisten seine Aufmerksamkeit verdient. Dagegen findet Rec. die in der Schrift hie und da vorkommenden Winke und Hinweisungen auf literarische Aufzeichnungen, mittelst welcher man sich über manche Gegenstände, die es werth sind, nähere Auskunft verschaffen kann, wie auch die Mittheilung der Namen von manchen Schriftstellern über Werke der Kunst und den ausgezeichnetsten Künstlern, deren Werke die Residenz verschönern und interessanter machen, sehr beyfallswerth. Eine alphabetische Liste über die Namen aller der Künstler, deren Werke hier angeführt werden, würde, zumal wenn dabey die Hauptlebensumstände eines Jeden derselben kurz bemerkt wären, den Werth der kleinen Schrift allerdings erhöht haben. In einer Fortsetzung, wozu die Vorrede Hoffnung macht, wenn dieser Anfang Beyfall und Absatz findet, könnte diesem Mangel abgeholfen werden; man erhielt dadurch, woran es gänzlich fehlt, ein, wenngleich nicht ausführliches, doch auf den vornehmsten Theil von Dänemark sich beschränkendes, Künstlerlexikon; auch würden es die näheren und nächsten Umgebungen der Hauptstadt in dem reichen Schatze von Kunstwerken mannichfaltiger Art, den sie enthalten, nicht an Stoff zu einer solchen Fortsetzung fehlen lassen. — Eine kurze Übersicht der hier gelieferten Beschreibungen wird hinlänglich seyn, sich von dem Ganzen einen befriedigenden Begriff zu machen. *Die königl. Kunstkammer*, S. 1 f. Sie wurde von Friedrich III gestiftet, von Christian V vervollkommnet, und von allen späteren Königen bedeutend vergrössert. In neueren Zeiten erhielt sie u. A. eine Conchyliensammlung von 4684 Stück, welche dem Holländer *Nic. Andersen* mit 3000 Thaler bezahlt wurde; mehrere in des Cardinal *Valenti* Auction 1763 zu Amsterdam gekaufte Gemälde; die von dem Geh. Rath *Ove H. Guldberg* 1810 hinterlassene beträchtliche Sammlung ägyptischer, römischer und etrurischer Antiquitäten u. m. A. Von der vollständigen Gemäldesammlung sagt der Vf.: „Sie hat nicht die Festigkeit, welche ihr von Seiten der Kunst zu wünschen wäre, weil ihr oft viele schöne Stücke, wenn es an Decorationen königlicher Schlösser gebrach, entzogen wurden. So musste sie z. B. zur Verschönerung des Lustschlosses Friedrichsberg 34 Gemälde hergeben.“ Unter den Gemälden, welche das Eingangszimmer zieren, zeichnet sich aus: Das Porträt der 1436 verstorbenen Gräfin Jacoba von Holland, mit beiden Händen, gemalt von *Jan van Eyk*; *Albrecht Dürers* von ihm selbst gefertigtes Porträt; Venus und Amor, von *Luc. Cranach*; Luther und dessen Gattin, von Demselben; das heil. Nachtmahl, von *Gerh. Seghers*; eine nordische Landschaft, von *A. v. Everdingen*; Abraham und Hagar, von *Guercino*, in Kupfer von *Lalide*; die St. Peterskirche zu Rom, mit einer Procession des Papstes, von *Svan-*

borgh u. s. w. In der sogenannten *langen Gallerie*, welche 240 Fuss lang, 16 F. breit ist, befinden sich viele der vortrefflichsten Stücke sowohl von der italiänischen, als von der niederländischen Schule; z. B. zwey italiänische Wachstuben, von *Manfredo*; Cato's Selbstentleibung, von *C. Lotti*; die Kartenspieler im Streite, von *Mich. Angelo de Carravaggio*; Judas verräth Christum, von Demselben; Kain erschlägt seinen Bruder, und: Adam und Eva beweinen Abels Tod; zwey überaus schöne Stücke in Leibesgrösse, von *Luk. Giordano*; Fall der bösen Engel, von *Cornelius* von Harlem. *Ramdohr*, dessen Urtheilen da, wo sie öffentlich bekannt geworden sind, der Herausg. gemeiniglich beystimmt, hat diesem letzten Stücke (dergleichen sich hier überhaupt 115 befinden) den Namen: „Fall der Riesen" gegeben; er bezweifelt aber die Richtigkeit der Angabe des Künstlers. — Der *Antikensaal* enthält mehrere Gegenstände, die aus dem Gesichtspuncte des Alterthums, der Kunst, der Kostbarkeit und der Geschichte betrachtet, gleich merkwürdig sind. Die *nordischen* Antiquitäten sind jetzt zum Theil in das Museum auf dem runden Thurme abgegeben worden. Es befinden sich darunter 5 goldene Urnen, dergleichen man 6 in Fyen gefunden hat; verschiedene Glasurnen, gefunden in nordischen Grabhügeln, mehrere grosse, massiv goldene Armringe, alte Waffen, z. B. ein 22 Zoll langes Metallschwert, gegossen in einem Stücke, mit vergoldetem Griffe. Ausser diesen und anderen Denkmalen des Heidenthums befinden sich hier auch viele dergleichen aus den Jahrhunderten des Katholicismus. Unter den ägyptischen Alterthümern zeichnet sich aus eine Mumie, 6 Fuss lang, mit dazu gehöriger Kiste, welche *P. J. Carisius* unter Friedrich III nach Dänemark brachte. Der sogenannte indianische Saal enthält lappländische, grönländische u. a. nordische Sachen, z. B. ein grönländisches Kajak, 19 Fuss lang, 2½ Fuss breit, 1½ hoch, gebaut von Wallfischknochen, ganz überzogen mit Seehundsfell, mit Ausnahme des Loches, worin der Grönländer mit seinem Ruder eingeschnürt sitzt; ausserdem viele chinesische und japanische, afrikanische, amerikanische u. a. Sachen. In der *Artificielkammer* ist eine Menge von ausgeschnittenen oder gedrehten Kunstsachen in allen den Materialien, welche sich bearbeiten lassen, Holz, Elfenbein, Bernstein, nebst vielen Silberarbeiten. Zu den ältesten inländischen Kunstarbeiten gehört ein grosser, in vergoldetem Silber eingefasster elfenbeinerner Becher, von *Joh. Holländer*, welcher in sehr erhabenen Figuren die Bacchanalien vorstellt. Als sein grösstes Meisterwerk wurde dieser Becher dem Künstler, da er gezeichnet ward, in die Hand gegeben. Von dem Normannen *Magnus Berg* (geb. 1666 in Norwegen) befinden sich hier 25 Arbeiten in Elfenbein. Für ein Meisterstück, wovon es in Deutschland nichts Gleiches giebt, wird ein kleiner Altar gehalten, den der berühmte *Albr. Dürer*, ungefähr eine Handbreit hoch, in Holz ausgeschnitten hat. „Jede Figur, heisst es davon, ist von der schönsten Zeichnung, und dabey so künstlich ausgeschnitten, dass es fast unbegreiflich ist, wie Menschenhände ein zugleich so kleines und so grosses Werk haben verfertigen können." Von dem 1807 in hohem Alter verstorbenen königl. Kunstkammerverwalter *Lorenz Spengler*, Vater des jetzigen Kunstkammerverwalters *Joh. Conr. Spengler*, befinden sich hier mehrere, mit ausserordentl. Fleisse und seltener Kunst gearbeitete Kunstsachen, z. B. drey sehr grosse und einige kleinere Kronleuchter von Bernstein, unter denen Einer den Tempel der Minerva vorstellt, mit dem Bildnisse der Göttin, aufgestellt unter einer Kuppel; er hat 24 Arme und eine Menge geschmackvoller Verzierungen. *W. A. Müller* hat eine Abbildung von ihm in Kupfer gestochen. Verschiedene elfenbeinerne Kunstsachen *Spenglers* zeigen, dass dieser ausgezeichnete Künstler die in seiner Abhandlung: *Über die Eigenschaften des Elfenbeins und die Kunst, die davon gearbeiteten Werke weiss zu erhalten, und wenn sie gelb oder braun wurden, sie wieder schneeweiss zu machen* (1783), aufgestellten Grundsätze selbst zu befolgen verstand. An ihm besass Dänemark einen Kenner und Meister der Kunst, der es wünschen lässt, dass sein einsichtsvoller Sohn in jeder Hinsicht in seine Fussstapfen treten möge. Die übrigen nicht weniger schätzbaren Kunstsachen in diesem Zimmer muss Rec. übergehen. In dem *Naturaliensaale* sieht man in Spiritus aufbewahrte Missgeburten von Menschen und Thieren, ein petrificirtes Kind, welches eine Französin 22 Jahre lang getragen haben soll, Blasensteine, u. a. einen von 7 Loth Schwere, mit Adern, den man dem bekannten *Griffenfeld* ausschnitt; auch einen Rattenkönig mit 18 in ihren Schwänzen verwickelten jungen Ratten, wobey *Bellermanns* Schrift über den bisher bezweifelten Rattenkönig u. s. w. (1820) angeführt wird. Das Horn eines Pferdes. Dieses Pferd gehörte Friedrich III, war von hellgrauer Farbe, mittelmässiger Grösse, und hatte neben jedem Ohre ein krummes, spitzes, 2½ Zoll langes Horn, so dick, als ein Schwanenkiel; doch war das linke Horn stets etwas dicker, als das rechte; die Farbe war unten hellgrau, in der Mitte weisslich, an der Spitze schwarz. *Worm* und *Bartholini* haben dieses Naturspiel beschrieben. Eine Landschildkröte, von Ostindien nach Seeland gebracht, und hier vom J. 1670 bis 1706 am Leben erhalten. Zwey Krokodile, welche im Oct. [illegible] in Kopenhagen lebten, wovon man kein früheres, und kein späteres Beyspiel hat. — *Das Schloss Rosenborg*, S. 75 ff., von Christian IV 1604 angelegt, und zu einem Sommeraufenthalt für die königl. Familie ursprünglich bestimmt; erst als die Stadt erweitert wurde, erhielt das Schloss mit seiner nächsten Umgebung seinen Platz innerhalb der Wälle der Stadt. Unter den S. 76 f. erzählten Schicksalen dieses Schlosses hätte bemerkt werden sollen, dass dasselbe 1801, während Nelsons Angriff auf die Seevertheidigung der Kopenhagener Rhede, Christian VII und der ganzen

königl. Familie zu einem Aufsehtsorte diente; sonst war es 1746 der letzte Aufenthalt des Königs. *Thura* hat das Schloss in seiner *Hafnia hodierna etc.* ausführlich beschrieben; jetzt dient dasselbe hauptsächlich zur Aufbewahrung von einer Menge von Kostbarkeiten, zu deren näherer Kenntniss *H. Holk* eine Anleitung geschrieben hat, die aber, wegen der in neueren Zeiten damit vorgegangenen vielen Veränderungen, jetzt kaum noch brauchbar ist. Hr. *Steuenberg* setzte den Vf. in den Stand, in dieser Schrift zuverlässigere und vollständigere Nachrichten von dem Bemerkenswerthen, welches das Schloss enthält, zu liefern. Der Rittersaal, die Regalienkammer, das grüne Cabinet, das Glas- und Münz-Cabinet, die Spiegel-, die Elfenbein-Kammer u. s. w., Alles bietet dem Schaulustigen eine Pracht, einen Schatz von Kostbarkeiten dar, den kein reisender Beobachter ungesehen lassen darf, und von dem Rec. im J. 1793 den frommen *Lavater*, da er ihn in Augenschein nahm, sagen hörte: „Lauter herrliche Sachen, schön anzusehen — wegegen wir aber doch, als gegen der Welt Güter, predigen müssen.“ (*L.* predigte auch am nächsten Sonntage in der dem Schlosse nahe gelegenen deutsch-reformirten Kirche, aber nicht gegen der Welt Güter, sondern von des Gebetes übernatürlicher Kraft.) *Das Museum für die Aufbewahrung nordischer Alterthümer.* S. 111 ff. Prof. *R. Nyerup* hat das Verdienst, wie zur Niedersetzung einer königlichen *Commission für die Aufbewahrung der nordischen Alterthümer*, so zur Anlegung des *Museums* zu diesem Zwecke, im J. 1807 den ersten Anlass gegeben zu haben. Von der erfolgreichen Wirksamkeit jener Commission erhält man Nachrichten in *antiquariske Annaler*, wovon 1812 bis 1820 drey starke Octavbände mit Kupfern erschienen sind. Die ganze Sammlung von Antiquitäten, welche das Museum gegenwärtig besitzt, besteht aus etwa 6000 Nummern, die in einem, von der Universitätsbibliothek dazu eingeräumten, Locale aufbewahrt werden, und zu einer bequemen Übersicht aufgestellt sind. Es befinden sich hier unter Anderem viele sogenannte Donnersteine, d. h. Keile von Stein, theils in roher Form, theils behauen, theils halb, theils ganz geschliffen, nebst den zu ihrer Bearbeitung nöthigen Schleifsteinen, welche zum Theil in Irland, zum Theil auf Harald Hyldetands Hügel bey Lejre (Lethraborg) auf Seeland ausgegraben worden sind. Bemerkenswerth ist auch eine Sammlung von Äxten, Hämmern, Meiseln, Messern, und sogar einem Anker, Alles von Stein. Manches von Porphyr, Serpentin und anderen Steinarten ausgearbeitet. *Sammlungen von Gemälden.* S. 134 f. Ausser den in der Kunstkammer befindlichen Gemälden enthält auch die *königl. Bildergallerie* eine auserwählte Sammlung, welche *Lauber*, *Jorge*, *Ramdohr* u. A., der Letzte in seinen *Studien — auf einer Reise nach Dänemark* (Hannover, 1792), beschrieben haben. Manche verfehlte Darstellungen von ihm hat bekanntlich der als kunstverständige *L. Spengler* in *Eggers* deutschem Magazin (1792. S. 527 f.) berichtigt. Auch *Wests*, *Moltkes*, *Bugges*, *Bangs* u. A. Gemäldesammlungen verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden. *Kupferstichsammlungen.* S. 161 f. Man vermisst in Kopenhagen zwar noch ein Kupferstichcabinet, dergleichen sich zu Wien, Dresden u. s. w. befinden; aber an grossen und bedeutenden Sammlungen fehlt es nicht. Die wichtigste wird in der grossen königl. Bibliothek aufbewahrt; sie zerfällt in 3 Abtheilungen. Die älteste enthält, nach *Wiedewelts* Anordnung, in 56 Bänden überhaupt 47,228 Blätter, viele von der grössten Seltenheit; die neuere, von *Wasserschleben* gesammelt, in 212 Bänden 29,016 Blätter; die dritte heisst: *Pirotheca-Dano-Norvegica*, woran *Fr. A. Müller* 50 Jahre gesammelt hat, die für einzig in ihrer Art und für einen wichtigen Beytrag zur Beförderung der Kenntniss der Geschichte des Vaterlandes erklärt wird. Der Vf. liefert von diesen und anderen Privatsammlungen ein ausführliches Verzeichniss, angeordnet nach den verschiedenen Schulen, aus denen diese Werke der Kunst hervorgegangen sind. *Statuen und andere Bildhauer- und Sculptur-Arbeiten.* S. 184 ff. In dem Figursaale bey der Kunstakademie und in dem Versammlungssaale derselben befinden sich viele antike Figuren in Gipsabgüssen und andere Arbeiten von *Saly*, *Pezold*, *Wiedewelt*, *Thorvaldsen*, auch von *Canova*, *Sergel*, *Schado* u. A. Zu den Statüen, welche die Residenz verschönern, gehören die der Könige Christians V und Friedrichs V, beide zu Pferd, mehrere andere im Rosenburger Garten, in den Stadtkirchen, auf den Todtenhöfen, und die sogenannte *Freyheitssäule* vor dem Westthore, zum Andenken der dänischen Bauernfreyheit. *Medaillen- und Münz-Cabinette.* S. 200 f. Die grosse königl. Sammlung von Münzen und Medaillen besteht aus 3 Hauptclassen: der dänischen, der antiken, und der ausländischen, besonders schwedischen. Unter den bemerkten 25 Privatsammlungen behauptet Dr. *Münters* nach dem *Ekhel*'schen System geordnete in jeder Hinsicht den ersten Platz; wichtig sind auch die von *Timm*, *Thomsen*, *Frost* u. A. *Die Kunstakademie.* S. 212 f. Ihre neueste Fundation ist vom 28 Jul. 1814, wonach sie den Namen: *Königl. Akademie der schönen Künste* hat. Der Vf. beschreibt ihre jetzige Einrichtung ausführlich.

Gode V.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Danzig, in der Albertischen Buch- und Kunsthandlung: *Biblische Gemälde, Legenden, Balladen und vermischte Gedichte.* Von *Heinrich Doering.* 1820. VI u. 170 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die *biblischen Gemälde*, diessmal nur aus dem N. T. genommen, werden hier in einem Rahmen, d.

H. in einer dramatischen Form gegeben, auf welche die meisten unserer Leser wohl zuletzt gerathen haben möchten, wenn die Umfrage an sie geschehen wäre, welches poetische Gewand für die biblischen Erzählungen sie am angemessensten hielten. Und gewiss hat Hr. *D.* bey seiner Wahl nur den Geschmack seiner Zeitgenossen berücksichtigt, als er der einfachen, klanglosen, aber an innerer Kraft und wahrhaftem Gehalte alle Poesie weit zurücklassenden evangelischen Geschichte eine Einfassung zu geben suchte, welche hauptsächlich in die Zierlichkeit und genaue Künstlichkeit ihr Verdienst setzt, — das Sonett. Indess ist diese Unternehmung immer dankenswerth, indem sie zum Beweise dienen kann, dass das an sich wahrhaft Schöne und das Ewige in keiner Darstellung sich verleugne, vielmehr jede derselben noch zu erheben und zu begünstigen wisse. Die 40 Sonette, die hier unter der Aufschrift: *Biblische Gemälde*, vor uns liegen, haben Rec. mannichfaltig, aber immer freundlich angesprochen. Sie erfüllen nämlich ebenso treu die dem Sonette vorgeschriebenen Gesetze, als sie die hohe Einfachheit und stille Erhabenheit, die durch kein blosses Menschenwort zu verletzende oder zu trübende Wahrheit des Evangeliums, und seine hohe stille Würde sich zum Muster nehmen. Von einem Kunstjünger, wie Hr. *D.*, liess es sich auch gar nicht anders erwarten, als dass er, so viel ihm nur die nicht leichten Foderungen des Sonetts erlaubten, das Wort Christi mit zartem Sinne, und möglichst ursprünglich, selbst in den geringfügigsten Nebenumständen, wiedergeben würde. Und so ist es. Man hört überall den Matthäus, Marcus und Lukas (nur aus diesen dreyen hat Hr. *D.* seinen Stoff genommen) selbst wieder, wenn man in diesem klangreichen poetischen Garten zu wandeln Lust hat. Zum Beweise wählen wir dasjenige Sonett, welches in der Sprache und dem Wohlklange noch Einiges zu wünschen übrig lässt, und verbinden damit die Versicherung, dass die meisten übrigen hinsichtlich dieser Erfodernisse noch gelungener sind. S. 28:

XXIII. *Christus und die Pharisäer.* Matth. 9, 10 — 13.

Als Christus einst mit seinen Jüngern ass,
Da nahmen plötzlich, unter den Geweihten,
Auch Sünder Platz, und setzten sich zur Seiten
Des Tisches hin, an dem der Heiland sass.

Und eine Schaar von Pharisäern sah's,
Und frug (!) die Jünger: „Wie? was soll's bedeuten,
Dass euer Meister isst mit solchen Leuten,
An einem Tische hier? (Leerer Zusatz!) Erklärt uns das!" —

Da sprach der Herr mit ernstem Angesicht:
Der Kranke braucht den Arzt, der Starke nicht!
Ich will diess Wort euch deuten und erklären:

Wisst! Opfer nicht, nur Lieb' und Mitleid ehren.
Zur Busse nicht und Besserung der Frommen,
Die Sünder zu bekehren, bin ich kommen." —

Das Sonett S. 10: *Christi Erwählung der 12 Apostel,* enthält natürlich fast nur Namen. — An diese *biblischen Gemälde* schliessen sich hierauf 8 Legenden an, unter denen *der Wunderthäter*, S. 49, *die Wunderblume*, S. 66, und *St. Antonius und das Bäuerlein*, S. 72, uns vorzüglich angesprochen haben. Wir wünschen, Hn. *D.* öfterer auf diesem, noch immer zu wenig angebauten Felde zu begegnen, so sehr zufrieden wir auch mit den darauf folgenden *Balladen* und *Erzählungen* seyn können. Es sind ihrer 10, unter denen *Chlodwinde*, S. 83, *die Königswahl*, S. 96, *Schön Rosemund*, S. 106, den rechten Balladen- und Erzählungs-Ton haben, dagegen *Elwine*, S. 77, *Graf Udo*, S. 79, *der Schwanenritter*, S. 81, uns nicht genügten; noch weniger aber *König Radewich*, S. 89, und *Alexis*, S. 100. Unter den *vermischten Gedichten* geben wir der *Resignation*, nach einem alten Liede, S. 144, unbedingt den Preis, haben uns aber auch noch von manchem anderen Gedichte angesprochen gefunden, sowie namentlich *der Wanderer auf dem Kirchhofe* (Todtenacker), S. 152, das Gemüth tief ergreift. Dagegen hätten wir *die Unholde*, S. 146, und *Natur und Kunst*, S. 147, lieber ausgeschlossen gesehen. An *Göthe* mussten gehaltvollere Worte gerichtet werden, als S. 156 geschehen ist. Das letzte Gedicht: *An mich selbst*, S. 170, hat der Dichter wirklich *nicht an sich* gerichtet, sondern an die Natur, welcher er einige ihn betreffende Wünsche vorträgt. Von Herzen stimmen wir in den letzten derselben mit ein:

Erhalte stets den frisch lebend'gen Geist,
Empfänglichkeit für alles Schöne — ihm,
Und gönne freundlich, dass er lange noch,
Des Lebens wahre Lust und Heiterkeit
Sich schöpfe aus der Dichtung reinem Quell.

Dass einem nicht ganz selten Reminiscenzen begegnen, und eine ganz unnütze Wortfülle, z. B. S. 81: „Ging von Mund zu Mund Weingefüllt der goldene Pokal," erwähnen wir nur im Vorübergehen.

DRUCKFEHLERANZEIGE.

In dem Erg. Bl. Nr. 87 Jahrg. 1822 ist in dem Titel von *Penzenkuffers* „Beytrag zur endlichen festen Bestimmung des Rechtsverhältnisses zwischen Autor und Verfasser" statt des letzten Wortes *Verleger* zu lesen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

MEDICIN.

PARIS: *De l'inflammation de la membrane muqueuse gastro-pulmonaire chez les enfans nouveau-nés.* Thèse présentée et soutenue à la Faculté de Médecine de Paris. Par le Baron *Heurteloup*, Docteur en médecine. 1823. 60 S. 4.

So selten, wie bey uns, und vielleicht noch seltener, findet man unter den französischen Inauguraldissertationen etwas Ausgezeichnetes, — Eine rühmliche Ausnahme macht vorliegende Schrift, deren Vf. sich der Manen seines berühmten Vaters würdig zeigt. Den Schüler des trefflichen *Breschet* erkennt man in derselben auch bald genug. Mit Recht wirft der Vf. den Ärzten vor, dass sie unter dem Namen *Fieber* die verschiedensten Krankheiten der Kinder zusammengeworfen, und mit einander verwechselt hätten; indessen kann man dem Vf. wohl einen einigermaßen ähnlichen Vorwurf machen. Er hat nämlich den Fehler begangen, der zugleich der Grundfehler des *Broussais*'schen Systems ist, dem Worte *Entzündung* eine zu grosse Ausdehnung zu geben, und unter demselben zu verschiedenartige Zustände zu begreifen.

Der Vf. beginnt mit einer kurzen vergleichenden Semiotik des kindlichen und des erwachsenen Alters, die zwar nur Andeutungen, aber oft sehr treffende, enthält.

Ophthalmie. Die unter uns unter dem Namen der *Ophthalmia neonatorum* bekannte Krankheit wird sehr gut beschrieben. Interessant war uns die Bemerkung, dass Kinder, die an dieser Krankheit leiden, nicht selten an einer Entzündung der Schleimhaut des Darmcanals sterben, bey deren Entstehung die Augenentzündung verschwindet. Sehr richtig bemerkt der Vf. (S. 16), dass die Ursachen dieser Entzündung im Ganzen noch sehr dunkel und wenig bekannt sind. Als erstes und Haupt-Mittel empfiehlt der Vf., die Augen dem Zutritte des Lichts zu entziehen. Hr. *Breschet* hat daher einen eigenen Saal für die an Augenentzündung leidenden Kinder im Pariser Findelhause einrichten lassen, in welchem die Fensterscheiben mit einer grünen Farbe überstrichen sind. Rec. kam auf einen ähnlichen Gedanken, als er vor einiger Zeit bemerkte, dass man in einigen botanischen Gärten die Fensterscheiben der Treibhäuser mit einer weissen Ölfarbe überstrich, wo die Pflanzen die günstige Einwirkung des Lichts erhalten, ohne von der ungünstigen zu leiden. In manchen Augenkrankheiten, in denen der gänzliche Ausschluss des Lichtes nicht angezeigt ist, müssten solche Fenster sehr gut wirken. Die übrige Behandlungsart enthält zwar für deutsche Ärzte nichts Neues, aber es ist die, welche Rec. selbst aus Erfahrung als die vorzüglichste empfehlen kann. Die Einspritzungen fürchtet der Vf. zu sehr: mit der gehörigen Vorsicht angewendet, sind sie wohl sehr vortheilhaft. Beherzigungswerth ist die Bemerkung des Vfs. (S. 20), dass man die Wirkungen der Schwere nicht unberücksichtigt lassen, das Kind mit dem Kopfe hoch, auf die gesunde Seite u. s. w., legen soll. Hr. *Breschet* machte den Vf. auf eine eigene Form der Krankheit aufmerksam, in der die Bindehaut eine ähnliche Umwandlung in eine gallertartige Masse erleidet, wie die Schleimhaut des Darmcanals (s. unten).

Coryza. Einige schöne Bemerkungen über diese anscheinend geringfügige Krankheit. Aber gerade in der Beobachtung von anscheinenden Kleinigkeiten zeigt sich der Arzt oft am grössten.

Entzündung der Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre. Richtig bemerkt der Vf., dass sich bey Erwachsenen eine Entzündung der Schleimhaut des Mundes und des Oesophagus selten auf die Schleimhaut der Luftröhre fortpflanze, bey Neugeborenen soll diess dagegen, nach dem Vf., nicht selten seyn. In wie weit diese letzte Behauptung des Vfs. gegründet sey, vermag jedoch Rec. gegenwärtig nicht aus eigener Erfahrung zu entscheiden; aber die Bemerkung hat ihn sehr interessirt, und *a priori* ist sie sehr wahrscheinlich; denn im Neugeborenen sind die Schleimhäute der verschiedenen Organe einander noch viel ähnlicher, sowie überhaupt die verschiedenen Organe des Körpers noch viel weniger differenzirt sind. Croup wird nach dem Vf. bey Neugeborenen nie beobachtet, weil das Exsudat noch nicht Plasticität genug besitzt, um eine Membran zu bilden. Hr. *Lelut, Eleve interne* im *Hôpital des enfans trouvés*, öffnete eine grosse Anzahl von Cadavern, und beobachtete wohl in zwey

Fällen die Bildung einer Croup-Membran; aber dieſe Kinder waren auch ſchon 1½ bis 2 Jahre alt. — *Bronchitis* kommt in Neugeborenen vor, aber nie Keuchhuſten; dieſes hat Hn. *Breschet* veranlaſst (ſ. S. 25), beide Krankheiten für identiſch zu halten. Rec., der mehrere Keuchhuſten-Epidemieen aufmerkſam beobachtet hat, kann dieſe Anſicht auf keine Weiſe theilen; er iſt überzeugt, daſs die Zeichen von Lungenentzündungen, die man allerdings in den am Keuchhuſten verſtorbenen Kindern findet, nur Folgen der Anſtrengungen beym Huſten ſind. Tuberkeln ſollen in den Lungen der Neugeborenen nie vorkommen; die Hnn. *Baron*, *Breschet*, *Veron* und *Lelut*, öffneten im *Hôpital des enfans trouvés* 400 bis 500 Cadaver, aber nie fanden ſie Tuberkeln. Beſonders intereſſant war Rec. folgende Bemerkung (S. 26): „Oft findet man die Lungen roth, und von der Conſiſtenz der Milz oder Leber; dieſer Zuſtand trifft aber nicht immer zuſammen mit einer Entzündung der Luftröhre, man findet ihn immer in an Zellgewebsverhärtung geſtorbenen Kindern, *man findet ihn häufig in icteriſchen, beſonders in icteriſchen, die ſehr lange die gelbe Hautfarbe hatten.*“ Dieſe Bemerkung ſcheint dem Rec. eine Anſicht zu beſtätigen, die er vor einiger Zeit an einem anderen Orte aufſtellte, daſs nämlich bey der Abſetzung des gelben Pigments in der Haut, die Hautausſonderung die Stelle der Lungenausſonderung vertrete. Bemerkenswerth iſt auch, was der Vf. (S. 26) über die Ausdehnung der Bronchien (*dilatation des bronches*) ſagt.

Von der Entzündung der Schleimhaut des Magens und des dünnen Darms. Dieſes iſt der weitläuftigſte und mit vorzüglicher Vorliebe abgehandelte Gegenſtand in dieſer Schrift. Rec. hat ſich ſelbſt eine Zeitlang mit vieler Vorliebe mit der Behandlung der Kinderkrankheiten beſchäftigt, und hat ſich daher recht herzlich über den feinen Beobachtungsgeiſt des Vfs. gefreut. Von ſeiner Darſtellungsart hier nur folgende Stelle zum Beyſpiel: „*Le malade paroît souvent vouloir crier; sa figure indique ce besoin: il ouvre la bouche pour le satisfaire, mais il se tait, comme si le cri plaintif qu'il vouloit faire entendre avortoit. Cette grimace est le signe certain d'une grande souffrance des viscères; plus souvent elle se renouvelle, plus l'enfant est malade; elle est constituée par cette divergence des traits de la face dont la fréquence produit le sillon que M.* Jadelot *appelle naso-buccal, et qu'il regarde aussi comme l'indice de l'inflammation de la muqueuse digestive chez les enfans plus avancés en âge.*“ (S. 28.) — S. 29 bemerkt der Vf., daſs ſich die Entzündung der Schleimhaut des dünnen Darms oft über die Schleimhaut des dicken Darms ausbreite; daſs ihm aber ſelten eine Ausbreitung der Entzündung aus dem dicken Darme auf den dünnen Statt zu finden ſcheine. Rec. kann aus ſeiner Erfahrung dieſe Bemerkung auch in Beziehung auf dieſelben Krankheiten in Erwachſenen beſtätigen; überhaupt hat es Rec. oft überraſcht, in gewiſſen Epidemieen gerade gewiſſe beſtimmte Stellen der Schleimhaut des Darmcanals vorzugsweiſe entzündet zu finden. „Wenn einzelne Puncte der Schleimhaut eines neugeborenen Kindes ſich entzünden: ſo entſteht eine eigenthümliche Entzündung. Auf der Spitze einer kleinen rothen, nur während des Lebens ſichtbaren Erhabenheit, erblickt man einen weiſslichen Punct, der, indem er ſich vergröſsert, die Geſtalt einer kleinen Erhabenheit annimmt, die aus einer weichen, weiſsen oder gelben Materie beſteht, die man mit dem Namen *muquet* zu belegen pflegt.“ Alle Schriftſteller haben bis jetzt dieſe Abſonderung mit Aphthen verwechſelt, und Rec. geſteht ſelbſt, denſelben Fehler begangen zu haben; es iſt daher ſehr verdienſtlich, daſs der Vf. beide von einander unterſchieden hat. Wenn der abgeſonderte Stoff weiſs iſt: ſo iſt dieſes ein gutes Zeichen; iſt er gelb, ſo iſt es ein ſchlimmes. Der Stoff liegt nicht unter dem Epitelium der Zunge, ſondern darüber; er iſt ein Exſudat, wie die Pſeudomembran im Croup. Zuweilen wird dieſer Stoff (*Muquet*) in ſo groſser Menge abgeſondert, daſs man ihn in Geſtalt einer breyigten, krümligten Maſſe in den Excrementen wieder findet. Der Vf. ſah die Körnchen bey ſeinen Leichenöffnungen frey, anhängend, und im Begriff, ſich loszureiſsen, im Darmcanal. — S. 33 ſagt der Vf.: „Ganz junge Kinder, die an dieſer Entzündung (*gastro-enterite*) leiden, geben ziemlich oft Koth durch den Mund von ſich. Bey den an Zellgewebsverhärtung leidenden Kindern iſt dieſes Erbrechen von *Meconium* und von Koth nicht ſelten. Hr. *Breschet* glaubte, die Urſachen dieſes Erbrechens in Verengerungen des dünnen Darmes gefunden zu haben; allein die Leichenöffnungen des Vfs. beſtätigten dieſe Meinung durchaus nicht. Rec. glaubt, daſs vor allen Dingen zu erweiſen geweſen wäre, daſs das Erbrochene wirklich Koth war. Rec. hat ebenfalls ein ſolches *Meconium* ähnliches Erbrechen einige Male beobachtet, iſt aber geneigt, dasſelbe für eine kohlenreiche Abſonderung des Darmcanals und der Leber zu halten, durch welche der Organismus die durch die verhärtete Haut und die hepatiſirte Lunge gehinderte Entkohlung des [illegible] zu erſetzen ſucht; und wahrſcheinlich fand [illegible] Fällen gar keine Entzündung, ſondern eine [illegible] Venoſität der Schleimhaut des Darmcanals [illegible]. — S. 34 heiſst es: „Bey den zahlreichen Leich[illegible]gen im *Hôpital des enfans-trouvés* hat man [illegible]dern von einem, und ich glaube ſelbſt von [illegible]naten, *niemals* Würmer irgend einer Art ge[illegible].“ Es iſt bekannt, daſs ein paar andere Beo[illegible] Gegentheil verſichern. — S. 36 hören wir, [illegible] von Hn. *Breschet* ſelbſt eine Abhandlung [illegible] Entzündungen der Schleimhaut des Dar[illegible] Neugeborenen zu erwarten haben, wor[illegible] herzlich freuen. — Der Vf. unterſcheidet [illegible] dieſer Krankheit, die uns der Raum dieſ[illegible] nur kurz anzugeben verſtattet: 1) *Inflammation* [illegible]

epithelium. Die Schleimhaut ist allgemein geröthet, keine Secretion erfolgt. Rec. würde dieses die eigentliche, wahre Entzündung, oder erhöhte Arterialität der Schleimhaut des Darmcanals nennen, ein Name, der den meisten übrigen Formen nicht zukommen kann. 2) *Inflammation avec catarrhe.* 3) *Inflammation avec produits foliacés ou lamelleux.* „Wir bezeichnen mit diesen Worten die Gestalt der abgesonderten Materie, die sich auf der Oberfläche der Schleimhaut der Lippen, des Mundes, des Pharynx und des Oesophague findet.“ Hr. *Breschet* hat diese Form nur in den genannten Organen gefunden, und glaubt, dass dieses in der Verschiedenheit ihrer Textur begründet sey, die sich von der des übrigen Darmcanals unterscheidet. Er hat uns in der That gezeigt, dass bey der Insertion des Oesophagus in den Magen die Schleimhaut ihre Beschaffenheit ändert, und dass von dieser Stelle an die oberste Lage oder die Epidermis fehle. Rec. unterschreibt diese Angabe vollkommen. Die lamellösen Massen werden weitläuftiger beschrieben. 4) *Inflammation avec exsudation de matière pultacée lenticulaire.* Unter diesem Namen versteht der Vf. gerade den oben beschriebenen *muguet*. 5) *Inflammation avec produits crêmeux.* 6) *Inflammation avec produits pseudomembraneux.* 7) *Inflammation avec ramollissement de la membrane muqueuse.* 8) *Inflammation avec transformation gelatiniforme.* Die beiden letzten Formen beruhen auf einer mangelhaften Ernährung, einer mangelhaften Bildung der Schleimhaut, und wir begreifen nicht, wie man darauf verfallen kann, sie zu den Entzündungen zu rechnen. 9) *Inflammation avec formation de vésicules.* 10) *Inflammation avec perforation.* 11) *Inflammation avec ulcération.*

Die nähere Beschreibung dieser Formen muss in der Schrift selbst nachgelesen werden, von der wir überhaupt wünschen, dass sie in den Buchhandel kommen, und so auch deutschen Ärzten zugänglich werden möchte.

Zuletzt handelt der Vf. noch von der *Entzündung der Schleimhaut des dicken Darmes.*

Wir müssten uns sehr täuschen, wenn sich uns in dieser Probeschrift nicht ein sehr viel versprechender Arzt angekündigt hätte. Wir bedauern nur, dass dem Vf. die Lehren der höheren Physiologie noch etwas fremd sind, und wir wünschten wohl, dass er sich mit den Schriften unserer deutschen Physiologen und Pathologen, eines *Autenrieth*, *v. Walther*, *Meckel*, *Döllinger*, *Gruithuisen*, *Hartmann*, *Gmelin* u. A., bekannt machen möchte. Wenn ihm diese Anzeige, wie wir zu glauben Ursache haben, zu Gesicht kommt: so bitten wir ihn, dass er diesen Wunsch als weniger für ihn, als für uns und die Wissenschaft gethan betrachten möge. Denn mit vielem Vergnügen sehen wir aus der Schrift selbst, dass es seine Absicht ist, uns ferner mit den Resultaten seiner Untersuchungen bekannt zu machen.

Hsgr.

Paris, b. Cordier: *Mémoire sur la circulation du sang, éclairée par la physiologie et la pathologie, par J. B. Sarlandière, M. D.* 1829. 63 S. 8.

Nach Voranschickung einer sehr kurzen Geschichte der Theorie der Blutbewegung, behauptet der Vf., dass er sich durch mikroskopische Beobachtungen überzeugt habe, dass die Capillargefässe nicht nur die ihnen von *Bichat* überwiesene Rolle in dem Blutlaufe spielen, sondern eine noch viel bedeutendere, und dass die Versuche von *Magendie*, welche einen unmittelbaren Übergang aus den Pulsadern in die Blutadern beweisen, doch keineswegs darthun, dass *nur* auf diesem Wege der Blutlauf erfolge. Die Beobachtungen des Vfs. sind an serösen Häuten lebender Thiere, besonders am Mesenterium, und zwar auf folgende Weise angestellt. Man befestigt ein kleines, lebhaftes, warmblütiges oder kaltblütiges Thier rücklings, und zieht durch eine Öffnung, die man in den Unterleib gemacht hat, einen Theil des Mesenteriums mit einer Schlinge hervor; das hervorgezogene Stück wird nun ausgebreitet, und an verschiedenen Puncten über ein Glas befestigt. Je grössere Lebenskraft den Thieren inwohnt, je höher der Wärmegrad, in welchem die Versuche angestellt werden, je stärker die künstliche Reizung, und je geringer der Zeitverlust, desto vollkommener wird die Beobachtung; unter entgegengesetzten Umständen wird dieselbe oft ganz unmöglich. Da kaltblütige Thiere eine grössere Zähigkeit des Lebens besitzen, als warmblütige, und daher den zur Beobachtung nöthigen gewaltsamen Eingriffen in das Leben länger widerstehen: so sind dieselben zu den angegebenen Versuchen vorzüglich geeignet. Betrachtet man die auf die obige Weise ausgespannte Haut an den Stellen, wo sich viele Verzweigungen der Blutgefässe vorfinden, durch ein Vergrösserungsglas: so bemerkt man bald, dass die Blutbewegung in den kleinsten Gefässen sich nicht so verhalte, wie in den grossen. Während diese in gleichmässigen Stosse das Blut vorwärts bewegen, findet in den Haargefässen eine scheinbar sehr unregelmässige Bewegung Statt. In einigen Zweigen geht die Bewegung vorwärts, in anderen rückwärts, in beiden mit verschiedenen Graden der Schnelligkeit; in manchen zeigt sich ein völliger Stillstand. Die einzelnen Zweige sind ungleichmässig ausgedehnt. Die Ausdehnung, sowie die Bewegung, bleiben aber während der Beobachtung nicht gleichmässig; vielmehr wechseln Bewegung und Ruhe, Ausdehnung und Zusammenziehung in den Haargefässen aufs lebhafteste, während in den grossen Gefässen keine Veränderung wahrnehmbar ist. Auf diese sehr häufig und mit immer gleichem Erfolge wiederholten Beobachtungen gestützt, stellt der Vf. folgende Ansicht von der Blutbewegung auf. Der Einfluss des Herzens erstreckt sich vorzugsweise auf die grossen Blut-

gefäfse; jedoch haben diefe, und felbst die Venen, auch eine eigenthümliche Bewegkraft, wie fich durch die Zufammenziehung der unteren Hohlader nach Ausfchneidung des Herzens ergiebt; in den kleineren Gefäfsen herrfcht die Kraft des Herzens fchon nicht unbedingt, fondern durch die befondere Thätigkeit derfelben und durch ihre Beziehung auf beftimmte Organe, zu denen fie hingehen, verändert. Die kleinften Gefäfse, die Haargefäfse, vom Vf. nach feiner Anficht *réservoir général de l'économie* genannt, find hingegen in einer zwar nicht völligen, aber doch fehr bedeutenden Unabhängigkeit vom Herzen; das Blut, welches fie empfangen, wird nur zum Theil, und nach erfolgter Umwandlung in die venöfe Befchaffenheit, in die Venen getrieben; ein anderer Theil des Blutes wird unmittelbar zur Abfonderung und Ernährung verwendet; der Überreft des Blutes bleibt in den Haargefäfsen zur weiteren Beftimmung aufbewahrt, indem er je nach dem in den angrenzenden Theilen und in der Gefammtheit des Körpers herrfchenden Bedürfniffe fpäterhin zur Ernährung und Abfonderung verwendet, oder vermittelft der Blutadern wieder in den allgemeinen Kreislauf aufgenommen wird, fo dafs die Menge des in den Haargefäfsen befindlichen Blutes zu verfchiedenen Zeiten fehr ungleich ift. Eben daher wird es möglich, dafs die Verrichtungen der einzelnen Organe nicht unmittelbar vom Herzen abhängen, und viele Veränderungen ohne deutliche Theilnahme deffelben erfolgen. Die Entzündung, als ein Vorgang in den Haargefäfsen, bleibt in ihren einzelnen Graden ohne Theilnahme des Herzens, je höher fie fteigt, defto mehr zieht fie, nach dem Gefetze, *ubi irritatio, ibi affluxus*, Blut an fich, erregt die angrenzenden gröfseren Gefäfse, und erft zuletzt das Herz. Brand und Tod entfteht bey der Entzündung, wenn die Haargefäfse weder der Ernährung und Abfonderung, noch den Venen etwas mittheilen, und fo völlige Hemmung des Blutlaufs entweder nur im betroffenen Theile oder im ganzen Körper bewirken. Bey der Unterbindung grofser Gefäfse vertreten die Haargefäfse ihre Stelle, bis die Verzweigungen die nöthige Erweiterung erlangt haben. Die geringen Veränderungen der meiften Verrichtungen bey bedeutenden Herzkrankheiten find durch die Unabhängigkeit der Haargefäfse erklärlich. Der allgemeine Aderlafs ift bey Leiden des Herzens und der grofsen Gefäfse vorzugsweife anwendbar; bey der Entzündung ift örtliche Entziehung durch Blutigel am geeignetften zur Herftellung des gefunden Zuftandes der Haargefäfse; erft beym Ergriffenfeyn des Herzens und der Gefäfse ift allgemeiner Aderlafs paffend. — So wenig wir diefe Unterfuchungen und die daraus gezogenen Folgerungen in allen Beziehungen für neu und richtig anerkennen: fo liegt doch unftreitig fehr vieles Wahre und der weiteren Unterfuchung, die wir beftens empfehlen, Würdige darin, und der Vf. verdient daher den Dank der Phyfiologen, fowie der Therapeuten.

t.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *St. Gallen*, b. Wegelin u. Rätzer: *Flüchtige Bemerkungen auf einer Turnfahrt durch mehrere Cantone der Schweiz, im July und August 1822.* 1825. 117 S. 12.

Der heitere Sinn, mit welchem der Vf. (vermuthlich ein Würtemberger, wie fich aus mehreren Stellen, S. 10. 12. 53, fchliefsen läfst) die grofsen Geftalten, an denen er vorüberwandelte, betrachtete, wird gewifs auch den Lefer in eine heitere Stimmung verfetzen. Der Vf. ift keiner jener Ausfichtler, die fich in eine poetifche Aufwallung hineinarbeiten, und dann ein Heer gefuchter Worte und Redewendungen aufbieten, um jene auf dem Papiere feftzuhalten; noch einer von denen, welche ihre Reifebefchreibungen durch weitläuftige Gefchichten der Cantone, die fie durchftreifen, oft nur durchfliegen, zu verlängern pflegen. Nur hie und da giebt der Vf. eine, die Menfchen charakterifirende Anekdote (S. 68, vornehmlich S. 84. 85) zum beften. Übrigens ift das in diefem Bändchen Gegebene nur ein Fragment der ganzen „Thurnfahrt" (vermuthlich vom Vf. fo genannt, weil er über Alpengräte an Gletfchern vorbey und auf Bergesrücken mit gleich leichtem Schritt, wie durch Thäler und Gründe, ging), die über die Grimfel nach Oberġeftelen hinab, dann über die 7000 Fufs hohen Nufenen nach den Quellen des Teffins, und von diefen über den Gotthardt in das Thal des Vierwaldftätterfees auf den Rigi, und über den Sattel nach Einfiedeln ging, wo uns der Vf. mit dem Vorfatze, über den Bragel nach Glarus zu wandern, verläfst. Das Volk von Schwyz erklärt er S. 110 für „den Kern der Eidgenoffenfchaft;" etwas fo Freudig-Stolzes, einen fo muthigen Trotz, und zwar durchweg beym Volke, habe er nirgends gefunden. Infchriften, deren man in der [illegible] Schweiz fehr viele antrifft, mochte er nicht abfchreiben; er giebt nur die auf *Redings* Grabmahl zu Schwyz: [illegible] *Reding de Biberegg. Cujus nomen fumma laus.*" [illegible]liche Gefichter hat er überall gefunden; faft nirgends [illegible] übertheuert worden; die Urfache, dafs hierüber [illegible] geführt werde, liege meift in dem äufseren Prunke, der [illegible]lichkeit und den anmafsenden Federungen der [illegible] (S. 73); „wer aber ohne Träume von arkadifcher [illegible]heit und patriarchalifcher Gaftfreyheit — die [illegible] zu finden find — einfach und anfpruchslos in der [illegible] reift, und bedenkt, wie an manchen Orten die [illegible]tel fo weit hergeholt werden müffen: der wird gewifs über die Wirthe in der Schweiz wenig zu klagen haben." Was S. 65 über die (faulen) Früchte der fremden Kriegsdienfte der Schweizer gefagt wird, kann nicht oft genug wiederholt, nicht ftark genug ausgefprochen werden.

[illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

RELIGIONSGESCHICHTE.

Mainz, b. Kupferberg: *Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik*, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythe der berühmteren Völker der alten Welt, mit hieher gehöriger Literatur und Linguistik, von *Niklas Müller*. Mit 2 Tabellen und 7 Steindrucktafeln, welche mehr, als 170 noch nicht erschienene bildliche Darstellungen enthalten. *Erster Band*. 1822. XXX u. 630 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk, von welchem der erste Band, sowie die Inhaltsanzeige des zweyten Bandes, noch auf einen dritten schliessen lässt, welcher ohne Zweifel vorzugsweise die Kunst der alten Hindus behandeln wird, — ist seinem Umfange, und seinem Inhalte nach eine in der That überraschende Erscheinung in unserer orientalischen Literatur, und kann seiner tiefen Untersuchungen, seiner vielseitigen Anregungen und Vergleichungselemente, sowie seiner durchdachten Bearbeitung, zufolge als ein reeller Beytrag zur Erhellung der Urgeschichte des Glaubens, des Wissens und der Kunst der alten Hindus, ja der Urmenschheit im Allgemeinen, gewürdigt werden. Um einen vollständigen Begriff von demselben zu geben, müssen wir uns erlauben, seine wesentlichen Gesichtspuncte, seine Erklärungsprincipien, seine literarischen Mittel, und vor Allem den systematischen Gang der Unterordnung und Einfügung seiner verschiedenen Theile zu einem Ganzen, so vorzulegen, dass wir zugleich mit dem Vf. Meister dieses so reichen Stoffes werden.

Der Vf. stellt mit einer Glaubensfreudigkeit, die Bewunderung erregt, für das Ganze seiner Untersuchungen die eben jetzt zum Theil so lebhaft bestrittenen Ansichten und Behauptungen auf: „Das alte Hindostan sey die Wiege der historisch zu erreichenden Menschheit; die ersten Menschen seyen die vollkommensten gewesen, strahlend im Lichte göttlicher Schönheit, Wahrheit und Offenbarung; die Grundlehre ihres Glaubens sey reine Gotterkenntniss in All-Einheit gewesen, ohne alle Zulassung des Pantheismus und Fatalismus, mit voller Erhaltung des Glaubens an die sittliche Freyheit des Willens, an moralische Zurechnung, und mit der ganzen Kraft einer erhabenen Ethik. Die Einkleidung hoher metaphysischer Wahrheiten in das Gewand der Symbolik habe der jüngeren Menschenwelt, der von den Strahlen der Offenbarung mehr entfernten und abgewandten, die traurige Bahn zu den Irrsälen des polytheistischen Aberglaubens eröffnet; jedoch sey der reine Urglaube, die primitive Weisheit, nicht erstorben, sie existire noch bey und in den gelehrten Brahmanen, sie lebe hier noch in Gesetz, Schrift, Symbol und Bild; und alle Beschuldigungen gegen den Glaubens- und Sitten-Geist von Hindostan seyen nur auf dessen untersten Pöbel anwendbar, seyen zugleich Missverständnisse, oder auch bloss Verläumdungen."

In der *Vorrede* S. 5 sagt der Vf.: „Diese Bearbeitung der hinduistischen Glaubens- und Bilder-Lehre über dem dreykantigen Grundsteine eines geheiligten Urglaubens an *göttliche Einheit*, an *göttliche Emanation*, und an endliche *Remanation* und *Unification* in und mit dieser Gott-Einheit: diese Bearbeitung musste ihre Schwierigkeiten haben, und, trotz der benutzten Vorarbeiten in gleicher Untersuchung beschäftigter gelehrter Männer, auch ihre Lücken lassen, welche die Folgezeit, mit reicheren Mitteln versehen, ausfüllen wird. Bisher trieben die Bemühungen der meisten Gelehrten sich bloss in den Propyläen dieser Theomythik umher, und die Neugierde, welche sich hinter die Vorhänge des geweihten Heiligen trug, erwirkte blosse Notizensammlungen eines geistlosen Anstarrens des Nichtbegriffenen. Das christliche Vorurtheil machte jede Forschung einseitig und schielend, man wollte in Hindostan den Ursitz der Abgötterey, ein heidnisches Pantheon finden, und man fand es. Auch ein hellenischer Fanatismus existirt, welcher der Brahmantike den Fehdehandschuh vor die Füsse wirft, deren Staub Hellas gefeyerte Weise aufgeküsst, und im Vaterlande als Reliquie des Heiligen aufbewahrt haben. Einigen dieser vorbefangenen Forscher hat sich aber auch die Ahnung einer brahmanischen Gotteinheitserkennung aufgedrängt, und von dieser Idee ausgehend ward ihnen die älteste Dichtkunst, wie die älteste Bildnerey dieses bewundernswürdigen Volkes, nach allen Radien dieser Glaubensform, erklärbar. Wenige gingen noch weiter, und die völlig vorurtheilsfreye Beleuchtung dieser hochantiken Originalität Hindo-

ftans, im Vergleichung gebracht mit dem Geiste und den Formen der Glaubenslehren der anderen bemerkten Völker des hohen Alterthums, leitete sie zur Überzeugung, dass dieses Land die Urwiege alles Glaubens, alles Wissens und aller Kunst der uns bekannten Welt, gewesen seyn müsse. Einstimmend in die Meinung dieser Wenigen (das gelehrte Europa kennt ihre deshalb theils hochverehrten(!) theils fanatisch angefeindeten(!!) Namen), ja durch dieselben in meiner schon vor ungefähr dreyssig Jahren erfassten Idee über diese reine Gotterkennung des Brahmanismus bestärkt, sammelte ich mit beharrlichem Fleisse Notizen, Meinungen, Behauptungen, Fragen, Zweifel; aber auch originale Dichtkunstfragmente und zugleich archäologische Typenandeutungen dieses classischen Bodens, welche, geordnet und denkend benutzt, mir ein Gesammtbild erwirkten, dessen Geistigkeit bey reiner Originalität mich so gebietend zur Mittheilung drängte. Was ich hier vortrage, ist darum nicht neu dem Einzelnen nach, wohl aber ist, so viel mir bekannt, das ganze Glaubenssystem der Hindus, seinen wesentlichen Dogmen und Bildern nach, noch nicht in so gediegener Verbindung, als ein wirklich abgerundetes System vorgetragen worden. Ich weiss, dass ein vollständiges Werk dieser Art, von allen fremdartigen Beymischungen, deren ich mich keinesweges ganz entschlagen habe, befreyt seyn muss; ich weiss, dass ein solches Werk zwar eine räsonnirende Meinungensammlung, und Expositionen von Thesen und Antithesen, sowie die Vergleichungsmittel aller Zeiten und Länder enthalten darf und soll, dass aber der Gang eines Systems dadurch nicht unterbrochen und gehemmt werden darf; dennoch habe ich einigemal durch Zwischenvorträge dagegen gefehlt, und gelieferte Nachträge entschädigen nicht ganz gegen verbliebene Lücken des Hauptvortrages. Ich weiss ferner, dass derjenige, welcher ein angefeindetes Thema aufstellt, auch als Sachwalter desselben, besonders gegen jene Opponenten, auftreten muss, welche sich das Ansehen literarischer Dictatoren erworben haben, also die gefährlichsten sind. Aber ich fühle auch, dass ich hier nicht die nöthigen Unterordnungen getroffen, und vielleicht meinem Eifer zu viel Raum gegeben habe. So weiss ich endlich, dass ich ein sehr schwieriges Werk unternommen habe, dessen Ausführung einem stärker Ausgerüsteten hätte vertraut werden müssen; aber lagen nicht schon bedeutende Vorarbeiten mir dargeboten? und habe ich nicht mit Sammlereifer mich an selbsterworbenen Hülfsmitteln bereichert? Wie lange endlich sollte ich auf eine bessere Leistung harren, da ich selbst einem stärkeren Nachfolger als ein Vorläufer mit unverschmähbaren Beyträgen dienen konnte? Was ich begonnen, befestige ein Stärkerer, und setze ihm den goldenen Knauf der Meisterschaft auf."

Das Studium der indischen Literatur und der Hindu-Sprachen ist erst seit ungefähr vier Jahrzehenden von europäischen Gelehrten mit philosophischem Geiste betrieben worden. Die goldene, vielversprechende Periode des [illegible]*nes*schen Gelehrtenvereins ist leider nur allzu geschwind vorübergegangen, und kann, obgleich noch ein Schatten davon existirt, als beendet betrachtet werden. Dabey — sey's wirklich, dass die Lebensbilder, die Natur- und Religions-Ansichten der Griechen uns einer, der unseren ähnlicheren, Natur und Sphäre genommen, und die Grundlage der unserigen geworden sind: dabey existirt nach Rec. Überzeugung allerdings auch, zwar nicht, wie der Vf. sich ausdrückt, ein hellenischer Fanatismus, doch eine gewisse, mehr oder weniger einseitige, hellenische Überschätzung, wie wir uns aufs mildeste ausdrücken wollen. Rec. schätzt gewiss die klaren, heiteren, gemüthvollen hellenischen Ansichten, nicht allein von der sichtbaren Natur und ihren äusserlichen Erscheinungen, sondern auch von der in ihr waltenden geistigen Kraft und dem geheimnissvoll-unsichtbar sie beseelenden Göttlichen, um so mehr, als solche namentlich in unseren Tagen, als das sicherste Verwahrungsmittel gegen eine verkehrte Mystik (*verkehrt!* — ohne alle, und ohne die *wahre* Mystik giebt's keine Untersuchung über Religion und Heiliges!), sowie überhaupt gegen das Hinneigen zur romantischen Poesie und das Sich-Verlieren in ihren Phantasieenkreisen, kann betrachtet werden. *Überschätzungen* aber darf man's doch wohl nennen, wenn man *ausschliesslich* über Hellas den Pharus der Welt erbaut wissen will, und, gerade wie die Altgriechen selbst, alles Barbaren nennt, was über ihrer Reichsgrenze in der Nachtwelt zu wohnen das Unglück hat. Da möchten fast die früheren *christlichen* Vorurtheile verzeihlicher scheinen, welche ihre Dogmen- und Bilder-Welt in ähnlichen, oder verwandtschaftlichen Formen bey den seit anderthalb tausend Jahren in Hindostan wohnenden, völlig einheimischen Thomas-Christen, oder den mit Hindostan beynahe ganz amalgamirten schwarzen Juden, wie in so manchen schriftlichen und mündlichen Traditionen, religiösen Gebräuchen u. s. w., in diesem Lande fanden, die zum Theil von der Art sind, dass sie manches hindostanische Lehr- und Bilder-Stück als Ur-Erzeugniss dieses Landes verdächtig machen, und mosaisch-christliche [illegible] len vermuthen lassen, dabey mit Recht [illegible] auch einen eigentlich heidnischen, oft bis [illegible] desten und abentheuerlichsten Fanatismus [illegible] Natur- und Bilder-Dienst wenigstens da [illegible] lassen, wo er es, was immer die unterrichteten Brahmanen davon halten mögen, wirklich und in Wahrheit ist. — Doch über die in obiger Stelle [illegible] chenen Hauptansichten des Vfs. muss man [illegible] Werke selbst hören; was *Görres*, *Creuzer*, *Grotefend*, *Ritter* u. A., angedeutet haben, [illegible] ner reichen Umrahmung und vollständiger [illegible] stellt, als es bis jetzt geschehen; [illegible] bildliche Cyklus muss seiner Anordnung [illegible] höheres Interesse anregen, und das, was [illegible] nen den Verdacht einer blossen hyp[illegible]

Einbildungskraft erregen konnte, im Ganzen als ernſte, gründliche Forſchung bewähren, in ſofern hier eine in ſich ſelbſt abgerundete metaphyſiſche Typologie, welche aus der alten und älteſten heiligen Literatur ihre Überredungskraft erhält, alle ihre unter ſich homogenen Elementartheile zu einem Ganzen zu concentriren ſtrebt. Aber trotz aller dieſer Baumaterialien, deren Originalität dem Kenner der indiſchen Glaubensbilder keinen Zweifel laſſen würde, auch wenn der Vf. die Quellen, ſelbſt der geringſten, nicht angegeben hätte — trotz dieſer Baumaterialien, und trotz aller Conjecturen und mehr oder weniger glücklichen Combinationen, bleibt der Phantaſie immer noch ein weites Feld offen, dieſem Syſtem eine Beyhülfe zu leiſten; ein Streben, das freylich nur *dem* erſichtlich iſt, der die Mühe nicht ſcheut, das Ganze, wie das Einzelne ſeiner verſchiedenen Theile, mit zweifelndem Ernſt zu unterſuchen.

Was der Vf. S. XI der Vorrede ſagt: „Bis jetzt nur Wenige der heutigen Forſcher, und nur jene, welchen es ehrlicher Weiſe um Wahrheit zu thun iſt, ſtimmen dahin überein: Hindoſtan ſey die Urwiege der Menſchheit, das Mutterland alles Glaubens, alles Wiſſens und aller Kunſt. Die bedeutenden Fortſchritte in den Sprachen dieſes Wunderlandes, beſonders in der Gelehrtenſprache, der Sanskrita, der älteſten Menſchenſprache, welche wir kennen, haben uns mit der wunderbar hohen Ausbildung dieſes merkwürdigen Erdtheiles bekannt gemacht, und das beſonders in neueren Zeiten mit ſo glücklichem Fleiſse geſteigerte Studium der vergleichenden Sprachenkunde, ſowie der philoſophiſch-vergleichenden Länder- und Völker-Kunde, haben die Ahnung einer alten, für uns primitiven Urheimath aller Menſchencultur in Hindoſtan, ſowie die Verdunkelung einer *vorſündfluthlichen*, von daher in unerloſchenem Glimmer noch lebenden Offenbarung (ſobald man dieſes Wort in dem ihm vernünftiger Weiſe zu ertheilenden Sinn auffaſst) zur Wahrſcheinlichkeit erhoben; welche früher oder ſpäter, was auch die beſonderen Anhänger des Autochthonenſyſtems, oder die vorzugsweiſe China, oder Perſien, oder Äthiopien und Ägypten, oder das älteſte Hellas, oder gar die Teutonsländer, zum Urquell aller Humanität erhebenden Gelehrten und Weisheitsdünkler dagegen ſich ſträuben mögen, als eine allgemeine, unbeſtreitbar unbeſtrittene Überzeugung, ihre öffentliche Anerkennung erhalten muſs" — was der Vf. hier ſagt, und was gewiſs noch länger ausbleiben wird, als er wünſcht und denkt, iſt die Glaubens- und Überzeugungs-Freudigkeit, deren wir zu Anfange dieſer Recenſion erwähnten, und der nur feſte Grundlage zu wünſchen wäre. In der That, wie ſoll das, was ſich dem Vf. zur *Wahrſcheinlichkeit*, oder *individuellen Gewiſsheit*, erhoben hat, nun ſofort bey den Gegnern ſeiner Meinung eine „*allgemeine, unbeſtreitbar unbeſtrittene öffentliche Überzeugung*" werden? Was er im Folgenden von ſeinem Berufe ſagt, den Befeindungen der Hinduantike mit *Geiſsel und Keule* entgegenzutreten, iſt ohne Zweifel nur wieder ein Ausbruch dieſer individuellen Begeiſterung, und, wie wir hoffen, in keinem Falle buchſtäblich zu verſtehen. Selbſt der Geiſsel und Keule ungeachtet, dürfte das Reſultat des Kampfes für ſein Syſtem noch immer ungemein zweifelhaft ſeyn. Die Proben, welche der Vf. von dieſer bewaffneten Anwaltſchaft gegen die Widerſacher ſeiner Behauptungen bereits in dieſem erſten Bande gegeben hat, verdienen wegen ihrer Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe alles Lob; doch wünſchten wir für die folgenden Theile dergleichen polemiſchen Ausfällen mehr Mäſsigung und Ruhe, indem die Spuren des Eifers nicht zugleich Kriterien der Wahrheit ſind.

Was der Vf. S. XI u. XII zum Preiſe der Hindus und ihrer uranfänglichen reinen Gotterkennung bemerkt, und daſs der ſinnliche Pöbel ſich an dieſen ſublimen überſinnlichen Gotterſchauungen nicht habe feſthalten können u. ſ. w. (S. XIII f.), ſowie den ganzen übrigen Inhalt der Vorrede, von der Sorgfalt, womit er ſeine Vorgänger benutzt, von dem, was er neu hinzugethan (S. XVI f.); von der Nutzanwendung ſeines Werkes auf die Geſchichte der Philoſophie, auf die Studien der Freunde der Symbolik und der Mythe (S. XIX) u. ſ. w. — können wir nicht ausführlicher berühren. Nur *einer* Äuſserung müſſen wir noch gedenken, weil ſie mit der übrigen Rückſichtsloſigkeit des Vfs. einen Contraſt zu bilden ſcheint, und von einer gewiſs unnöthigen Sorge zeigt. Es iſt die folgende, S. XVIII: „Sollten ſich unter den Leſern dieſer Schrift ſolche Ehrenmänner befinden, welche es, von gewiſſen Anſcheinungen überraſcht, übel aufnehmen, daſs unter den altbrahmaniſchen Glaubensdogmen eine merkwürdige Ähnlichkeit zwiſchen denſelben und dem Chriſtenthume, ſelbſt die heiligſten Myſterien betreffend, ſich herausſtellt: ſo bitte ich dieſelben, ruhigen Betrachtungen über die geſchichtlich uns gegebenen Ähnlichkeiten Gehör zu geben, weil dem vom wahren Geiſte des Chriſtenthums beſeelten und durchleuchteten Chriſten, bey einer ganz genauen Sichtung, dieſe Ähnlichkeit doch, in einigen Stücken wenigſtens, als eine *ſchielende* vor Augen ſich ſtellen mag" u. ſ. w. Wie viele verdienſtvolle Theologen und Religionsphiloſophen, zumal unter den Proteſtanten, haben bereits lange vor dem Vf. der Ähnlichkeiten zwiſchen dem Brahmanismus, Budd'haismus, Lamaismus erwähnt, Parallelen zwiſchen einzelnen ihrer Glaubenslehren, oder Ritualen ihres Cultus gezogen u. ſ. f.! Dieſs befährdet die Sache des Chriſtenthums durchaus nicht, und auf keine Weiſe; umgekehrt vielmehr, würde es befremdend ſeyn, wenn ſich von den ewigen Ideen, die dieſer heiligſten aller Religionsformen zum Grunde liegen, bey anderen Völkern und Religionsſyſtemen keine Spur zeigte, da das, was als das ewig Göttliche *in* dem Menſchen iſt, wie verſchieden die *äuſserlichen* Einkleidungen davon auch in Dogmen und Ritualformen immer erſcheinen mögen, am Ganges und Jordan, überall und bey

chen Völkern, Indoscythen, Sinechriten, wie in den semitischen Stämmen u. s. f., im Wesentlichen dasselbe ist und seyn muss. Wir haben uns bereits, und zwar in diesen nämlichen Blättern, vor mehreren Jahren ausführlicher hierüber erklärt, und setzen daher hier weiter nichts hinzu, als dass wir den Vf. bitten, gerade solchen Puncten in den folgenden Theilen ungestört die freymüthigste Unbefangenheit und vorzügliche Sorgfalt zu widmen.

Wir gehen zum Werke selbst über, um die einzelnen Abschnitte desselben, wie es unserer Überzeugung nach die Wichtigkeit des Buches verdient, näher ins Auge zu fassen, und mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Erster Abschnitt. Allgemeiner Überblick über Sprache, Literatur und Steinbildercyklen der Hindus; über die Wichtigkeit dieser Alterthümer und über objective und subjective Falschmünzerey (wie sich der Vf. ausdrückt) in Beurtheilung derselben u. s. w. — „Die verflossenen Jahrhunderte versagten Hindostan mehr oder weniger eine gerechte Würdigung aus Selbstsucht, Beschränktheit und literarischer Unkunde. Von jeher, sagt der Vf. S. 2, mussten sich die schriftlichen und bildlichen Werke des Alterthums einander ergänzen und beleuchten, und nur erst seit unserer Zeit ist aus der uns bisher verschlossenen und mit argem Vorurtheile behandelten mythischen Gestaltenwelt dieses Landes ein Geist der Weisheit und der Weihe verherrlicht und siegreich uns entgegengetreten, und die vom Geiste der Sprache beleuchtete Forschbegierde, welche in den letzten Jahrzehenden die edlen Schachtgänge jener schwerbegreiflichen Urwelt bestieg, wiegt in den Resultaten ihrer Bemühungen alle halbblinden Arbeiten der verflossenen Jahrhunderte auf u. s. w. Was uns besonders aus jenen früheren Zeiten von dem Mythus und dem Cultus dieses Volkes mitgetheilt ward, das war Alles einseitig, schief, verzerrt, oft sich widersprechend, ohne alle Verbindung zur Einheit, und oft völlig unwahr, selbst in den äusseren Bezeichnungen. So falsch der Inhalt dieser Berichte war, so unedel waren auch oft dessen Formen: und nichts trat in lebendige Anschaulichkeit, als der christliche Zelotismus der Verfasser, welche dem Hindu einen bis zur Verrücktheit gesteigerten Glaubensunfug, einen wahren Belialsdienst zuschrieben“ u. s. w. Nun kommt der Vf. auf die räuberischen Einfälle der persischen Heerzüge; auf den Eroberungszug Alexanders des Grossen, den er, wie wir im Vorbeygehen bemerken, als warmer Hindu-Freund, streng und überstreng beurtheilt u. s. w.; auf die raubmörderischen und fanatischen Einfälle der arabischen Kalifen; zuletzt auf die europäischen Missionäre, wobey der Namen *Paulinus*, *Hanxleden*, *Ziegenbalg* und *Roth* ehrenvoll erwähnt ist. Das ganze Capitel ist eine blosse geschichtliche Skizze; an einigen wichtigen Stellen finden wir nur sehr flüchtige Andeutungen, an anderen selbst Übergehungen von Daten, welche auch dieser Skizze nicht hätten fehlen dürfen.

Zweyter Abschnitt. Der Hindus mythisch-ethisches Weltperiodenbild, ihre Gotteinheit unter symbolischer Formenhülle u. s. w., Gefühle an der Menschheitswiege in einer gottdurchlichteten Vorwelt. Ein Blick durch irredeutende Hüllen in die geistige Innerlichkeit, Vertrautheit mit dem antiken Geiste der Sanskritliteratur, verbürgen allein gerechte Urtheile. Schutzwort für die angefeindete Mittheilungsliebe der Brahmanen in Sachen ihrer Heiligthümer. Geist der Ausschliessung der Engländer aus Nationalstolz und National-Staatsklugheit. Die Erklärungen S. 8 f. zeigen, dass der Vf. seine Ansichten auch in Gefühle und Ideale verwandelt hat. Aber gerade durch solche Hingebung, welche hier bis zu einer reinen Poetik des Herzens gesteigert erscheint, unterbricht er den ernsten historisch-kritischen Gang der Untersuchungen auf eine, denselben mehr nachtheilige, als fördernde Weise. Dabey müssen wir gleichwohl diese schönen Gefühle, diese, wenn uns der Vf. den Ausdruck nicht allzu sehr verargen will, idealisirten *Träume* an sich ehren, indem wir in ihnen die Resultate *empfundener* Wahrheiten erkennen, auch wenn sie nicht für Jeden, wie für den Vf., eine unumstössliche historische Begründung zu ihrer Basis haben. S. 10 spricht der Vf. ein gutes Wort über und für die von einzelnen europäischen Gelehrten abgeleugnete, von den Engländern ungern gesehene Mittheilungsneigung der Brahmanen in Sache ihrer Heiligthümer, welches sich in eine lebhafte, aber gerechte Anklage gegen den Geist der Ausschliessung verwandelt, wie solcher aus Nationalstolz und einseitiger mercantilischer National-Staatsklugheit leider den Engländern in Hindostan eigen ist. Aber warum übergeht hier der Vf. die mannichfachen Anklagen mit Stillschweigen, welche *Langlès* gegen die Brahmanen ausspricht, und die er ebenso gut kennen musste, als er sie berichtigen oder widerlegen konnte? — Warum erwähnt er nicht der Brahmanen zu Benares, zu welchen *Anquetil du Perron* auf des Paters *Mozak* Rath in die Schule ging, und bey denen er Gelehrsamkeit mit freundlicher Bereitwilligkeit der Belehrung vereinigt antraf, obgleich selbst dieser Wackere späterhin, in Folge einer Reihe von Missverständnissen und Irrungen, die Zahl ihrer Ankläger auch mit vermehrt hat?

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

RELIGIONSGESCHICHTE.

Mainz, b. Kupferberg: *Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik* — — von *Niklas Müller* u. s. w. I Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Dritter Abschnitt. *Andere Vorwürfe gegen die Engländer in Ostindien*, als: literarische Trägheit; Ungründlichkeit ihrer Übersetzungen; Incorrectheit ihrer artistischen Hülfs- und Erklärungs-Werke u. s. w. Dazwischen ein Wort über die technischen und geistigen Schwierigkeiten der Übersetzungen aus der Sanskritta. Diese Vorwürfe sind mit Literatur- und Sach-Kenntniss motivirt. Dabey sind die Namen jener Engländer nicht unbemerkt geblieben, welche sich durch Fleiss und Gründlichkeit im Gebiet der Literatur über Hindostan, sowie durch schätzbare Werke hindnanischer Originalwerke ausgezeichnet haben. Besonders werden die Bemühungen von *Halhed, Jones, Carrey, Colebrooke, Forster, Wilkins* u. A., in dankbare Erinnerung gebracht.

Vierter Abschnitt. Übersicht deutscher Gelehrten um die Weisheit und den Glauben der Hindus, in directer und indirecter Weise. In diesem Abschnitte steht Manches, was man nicht darin erwartet, und fehlt Anderes, was man erwartet. Den meisten Verfassern der hier angeführten Schriften fiel es wohl schwerlich bey, durch dieselben Beyträge zur Aufklärung der Urgeschichte der Menschheit, und namentlich Hindostans, zu liefern; dagegen fehlen aus der früheren Periode Werke, welche hätten genannt werden können. Das Wichtigste ist, was der Vf. über die Wegbahnen in die Urgeschichte Hindostans durch die verdienstvollen Werke des vergleichenden Sprachstudiums von *Adelung, Vater* u. s. w., und die paläographischen Bemühungen v. *Murr's, Tychsen's, Grotefend's* u. A., sagt.

Fünfter Abschnitt. Abgenöthigtes Schutzwort für die Brahmanen gegen die Anfeindungen des reinen Glaubenssystems des Brahmanismus. Ein Wort gegen *Wieland*, über dessen Kritik von *Alexander Dow's* Nachrichten von der Religion der Brahmanen. (Dieser Aufsatz erschien zuerst im deutschen Merkur. (Sämmtliche Werke, Bd. 24. S. 92 ff.). Wir billigen den Ton, welchen der Vf. gegen *Wieland* anstimmt, nur in sofern, als sich dieser in seinem sarkastischen Witze gegen den brittischen Schriftsteller ebenfalls vergessen hat. Darauf S. 58 — 65 ein Wort für Hindostan gegen *Goethe*, d. h. gegen die in seinem west-östlichen Divan aufgestellten Beschuldigungen des Brahmanismus. Nun eine Vertheidigung *Carl Ritters* gegen eine Recension seiner Vorhalle europäischer Völkergeschichten (Berlin, 1820) im Hermes. Aber auch Hr. *M.* stellt unseres Erachtens den Budd'haismus, sowie den gesammten dunkelen Budd'hakreis, nicht in das genügende Licht. Indess hat die vom Vf. gemachte oder angenommene (auch von Anderen, *Stäudlin, Grotefend* u. A., findet man den Erklärungsversuch bereits angedeutet) Distinction zwischen dem Symbol Buddha und dem Collectivnamen Budd'ha, als dem Namen mehrerer sich geschichtlich folgender Religionsapostel, oder, wenn man lieber will, Religionsreformatoren, Vieles für sich, und dürfte vielleicht zur näheren Aufklärung der Sache leiten, sowie zur Erklärung der verschiedenen Ausdeutungsarten dieses Budd'ha auf Wodan, Odin, Thent, Thaut oder Thot, Hermes, Mercur, und von Letzterem auf den Planeten dieses Namens. Wir wünschen, dass der Vf. selbst noch einmal zu diesem Nebelgebilde zurückkehren möchte, um es zu enthüllen; gegenwärtiges Werk ist der rechte Platz dazu. S. 66 — 73 wird eine scharfe Lauge über die *Neue Berliner Monatsschrift* (Berlin, 1821) ausgegossen; darauf folgt eine Schutzschrift für *Creuzer* gegen *Voss*. Denn Hr. *M.* ist gar sehr für *Creuzers* Hypothesen eingenommen. Was er, auf dessen Ansichten (Symbolik und Mythologie, 2te Aufl. B. I. S. 646) fortbauend, im Folgenden über den Gegensatz zwischen den Kunstformen der griechischen Mythologie und der Symbolplastik des monotheistischen Brahmanismus bemerkt, kann gewissermassen als die brahmanische Theologie *in nuce* betrachtet werden. Inhaltreich ist, was vom Vf. S. 85 f. über die *mythische Plastik* der Hindus, und namentlich über *jene durch die Physik selbst begründete Ethik*, die nach ihm *als der herrschende Geist der Hindu-Religion* betrachtet werden muss, vorgetragen wird. S. 86 f. ist die Rede davon, wie sich das Dreyeinheits-Symbol, *Schaffen, Erhalten, Zerstören*, an das urheilige Bildlose, bildlich angefügt hat. „Die wechselnde, wundervolle Natur, sagt Hr. *M.* fort, gab

also dem ersten Glauben an Gottheit nicht allein das Leben, sondern sie gab ihm auch die Formen einer symbolischen Befestigung; und wie sie Offenbarungsgrund, Urkunde des Göttlichen, Lichtträgerin seiner Emanationskräfte ist: so ist sie auch ein Leiterbild der Vergeistigung und der Versinnlichung; der Höhe, der Tiefe; der Ferne, der Nähe; des Guten und Bösen, und im ethischen Kampfe zwischen denselben die grosse Basis des Begriffes von Gerechtigkeit mit Hinweisung auf Zukunft, auf Lohn und Strafe, auf Prüfung, Läuterung, Wiederverein, Centralität u. s. w. Die spätere Dichtung ging weiter. Sie erhöhte das Symbol der göttlichen Vatergüte in Theophanieen; Lebensbilder von Weltheilanden, von Gottheitsmittlern, in menschlichen Formen, wurden, von den Symbolgeweben hochfarbiger Legendenstücke umhangen, unter den Baldachin des Glaubens gestellt."

Sechster Abschnitt. Metaphysik brahmanischer Götterschauung im Allgemeinen. Das Brahm in den sieben vorschöpferischen Potenzen, oder in der grossen siebengliederigen kosmischen Präformation. Dieses *Brahm* (Parabrama, Brimha), der metaphysische Gottheitsbegriff der alten Wedalehre, ist die Gottheit vor Entfaltung ihrer genetischen Kräfte, also die Gottheit vor Naturoffenbarung. Es ist mit dem *Zorauarakerene* des Zoroastrismus oder vielmehr ältesten Magismus nahe verwandt, wo nicht identisch, auch den ältesten Religionsphilosophemen Ägyptens, sowie der späteren Kabbala, nicht fremd. Hier wäre ein weites Feld zu *Vergleichungen* gewesen, und unseres Erachtens würde das Ganze dieser Darstellung gewonnen haben, wenn solche vom Vf. berücksichtigt worden wären. Ohne Zweifel stand und steht die Menge tiefer, als dass sie dieses Ideal der Abstractionskraft in seiner sublimen Transcendalität je erfassen mochte. Für diese trat daher ein eigener ritualer Bilderkreis als Verständnissmittel in die Beschauung, während die in sich selbst verschlungene Gottheit jenseits alles Sinnlichwahrnehmbaren (d. h. der reine transcendente Gottheitsbegriff) darum den *Eingeweihten* nicht verloren ging, welche, wie sich der Vf. S. 91 ausdrückt, in ganz Asien, in Ägypten, in den asiatischen Cultpflanzungen Europas, sich als die Asyle der emancipirten höheren Wahrheit bewährt und befestigt hatten. — Dass dieses von aller Erfahrung abgezogene, alles Wissen und Erkennen übersliegende, rein-übersinnliche *Brahm* für Religion, wirkliches Leben und Moral an sich ohne Inhalt und Beziehung ist und war, entgeht dem Vf. keinesweges; es ist nach ihm gleichwohl aber nicht ohne praktische tiefere Bedeutung, wie er S. 92 — 97 zu zeigen sucht, welches man selbst nachlesen muss.

Brahmerkennung in den sieben vorschöpferischen Potenzen, oder in der metaphysisch erschauten siebenfachen ersten Selbstentfaltung. — Die *sieben mystischen Prodromen* der Genesis nach Ansicht der Brahmanen, wie solche aus dem Upnek'hat und anderen Originalschriften sich ergeben (worüber bereits *Görres* in seiner Mythengesch. der asiat. Welt einige der Hauptzüge veranschaulicht hat), sind die folgenden: *Maja, Oum, Häranguerbehah, Porsch, Pradjapat, Brishrat, Pran*. Zuerst über diese sämmtlichen vorschöpferischen Potenzen eine allgemeine kurze Einleitung, alsdann wird jede *einzeln* in Betrachtung gezogen, nämlich: I. *Brahmerkennung in Maja, der göttlichen Einbildungskraft, in dem Vermögen idealer Typisirung u. s. w.* — Auch die *ideelle* oder transcendente Zeugung setzt Liebe voraus, und Liebe Verlangen, darum ist *Kama Maja's* Sohn, und ist Liebessehnsucht. Warum der Vf. über das metaphysische *Kamadewa* der Hindus sich hier nicht mit einem Worte geäussert hat, begreifen wir nicht, und es scheint eine Lücke zu seyn. Wenigstens füllt das, was bey Erklärung der Kupfertafeln gelegentlich hievon gesagt ist, diese Lücke nicht aus. Auch hätte hier der Hymnen *W. Jones's* auf Kamadewa und Jajadewa Erwähnung geschehen können. II. *Brahmerkennung in Oum*, in der mystisch-vorschöpferisch — *im Worte* verkörperten Entschlussbefestigung des idealen und zugleich normalen Gestaltungswillens. Daher auch, dem männlichen Urlicht gegenüber, ideale Form des *Urwassers*, als des Grundelements der Genesis. S. 103. 104. Meistens aus und nach dem *Upnekhat*. Wir bedauern, dass der Vf. hier nicht auch *Manu* (besonders II, 84) näher berücksichtigt hat, da sich dieses mysteriöse *OUM*, so oder anders aufgefasst, bey fast allen bemerkbaren Völkern als kosmogenisches Princip, "Universale alles Seyns in Harmonie, schöpferisches Gottheitssymbol u. s. w. (*Ezour Vedam*, p. 110, *Ind. Ant.* II, 281. 397. *Wilkins* zu Gita, p. 74), festgesetzt hat, und vielleicht selbst das *Johanneische Logos* sein bestes Licht daraus erhält. III. *Brahmerkennung in Haranguerbehah.* Die vorschöpferische Normalität der *Welt-Seele*, das Vorbild von *Maha-Atma* (Welt-Seele, Seelen-Sammlung) in urschöpferischer Bestätigung der ersten Substanz. Daher *Brahma's* Vorbild, Ordnungsvermögen der Grundelemente, Productionsvermögen der Weltform-Typen. Zugleich mystischer Vater von Pradjapat, und selbst der symbolische Mensch mit oder nach brahmanischer [illegible] Urform, daher Productionskraft in der Scheinwelt u. s. w. So gedrängt, wie der Vf. diese metaphysischen Gott-Potenzen im Auszug aus den Originalien giebt (S. 105 — 107), waltet ein nicht sehr erquickliches mystisches Dunkel darüber. Aber auch bey grösserer und der grössten Ausführlichkeit lässt sich das ewig Dunkele, und wovon man nichts wissen kann, klar machen? Wir werden sogleich noch ein Wort über diese verschiedenen vorschöpferischen Götterkennungen aus diesem Gesichtspuncte sagen. IV. *Brahmerkennung in Porsch.* Die mystische Gottheitsqualität der Alldurchlichtung, Alldurchdringung und Allerfüllung; Gottheitslicht in den Grundkeimen des Geistigsten, wie in *Maja's* Scheingeweben u. s. w. (S. 107 — 109). V. *Brahmerkennung in Pradjapat.* Weltbildungstrieb mit Selbst-Ich-Erkenntniss (*Ahankar*); daher Vermögen der Abstraction, Combination, Individualisirung u. s. w., Intelligibles und organisches Medium des demiurgischen Brahma bey dem

Schöpfungsacte u. s. w. (S. 109 — 111). VI. *Brahmerkennung in Prakrit.* Der Urgrund des Wechsels, in den Erscheinungen im intellectuellen und physischen Sinne. Daher die mystische Stütze von Maja; daher die Normalidee der demiurgischen Dreyheit, der drey Welten u. s. w. (S. 111 — 115). VII. *Brahmerkennung in Pran. Pran* ist Urform des allbelebenden Welthauchs, wovon *Oum* zugleich der mystische Körper ist. Princip der Urbewegung der subjectiven und objectiven Entfaltung, in Urform des Raums und der Zeit vor der Schöpfung u. s. w. (S. 115 — 116). Die Wahrheit zu gestehen, so sehen wir in diesen sieben transcendenten vorschöpferischen Brahmerkennungen nichts weniger, als eine *erste* Gott- oder Natur-Offenbarung, wie wir uns solche von reinreligiösem Standpuncte aus etwa beym Urbeginn des Geschlechts denken können oder müssen, um mit dem Vf. im Brahmismus die Spuren einer uranfänglichen unmittelbaren Offenbarung anzuerkennen und zu bewundern. Es sind vielmehr blosse metaphysische *Verstandesspeculationen*, oder mysteriös-schwärmerische Anstrengungen eines sich selbst überspringenden Verstandes, wie wir solche *geschichtlich* in der zweyten Stufe der intellectuellen und religiösen Cultur, die sich zunächst mit dem Verstande befasst, und in der dieser vorherrscht, antreffen, denen wir mit Hn. *M.* gern Scharfsinn und Tiefe in ihrer Art zugestehen, aber auch weiter nichts, namentlich nicht die erhabene *Einfachheit* einer uranfänglichen, unmittelbaren göttlichen Offenbarung. S. 116 sagt Hr. *M.*, alle diese Brahmformen werden anderwärts eine Aufhellung ihres metaphysischen Dunkels erhalten. Abgesehen davon, dass an sich diess nicht möglich, und nur von deren historisch-literarischer oder kritischer Aufhellung zu verstehen ist — warum anderwärts und nur zerstreut an den später folgenden Stellen, und da, wo er die einschlägt, Abbildungen erklärt? Die Folge dieser sieben Potenzen in angegebener Ordnung verbreitet noch allein über den Sinn dieses speculativen Ultras, wenn wir so sagen dürften, das meiste Licht, worüber der Vf. selbst S. 118 — 124 viel Wahres und Durchdachtes bemerkt, wo er die Tiefe des transcendenten Brahmismus auf die, „*diese siebentheilige Kräftelöse vereinigende Monas*" auf das *Brahm* zurückzuführen strebt. Indess hätten, wo nicht genügendere, doch gewiss ausführlichere, literarische Erklärungen schon aus dem *Upnekhat* selbst genommen werden können, wenn *Anquetil du Perrons* und *Rixners* Bemerkungen hiebey vom Vf. mehr berücksichtigt worden wären.

Siebenter Abschnitt. Fortsetzung des vorigen. Die vier ersten altbrahmanischen Gotterschauungsbilder, welche auf die Bemengung oder Vermischung der Gottheitskräfte mit der Materie im Moment der materiellen Weltbauerrichtung bestimmt hindeuten. Demnach — *erstens*: Brahmerkennung im allgemeinen Princip der Doppelgeschlechtigkeit, dem Medium der Zeugung durch Geschlechtserkennung; *zweytens*: Brahmerkennung in der Symbolmythe der Maja-Vermählung; *drittens*: in jener der Paraschakti; *viertens*: in jener der göttlichen Drey-Einheit, mit dem einbedingten, durchherrschenden Grundsatze der Geschlechtszweyheit verbunden. Diese bilden demnach die 8te — 11te *Brahmerkennung* (von S. 130 bis 189), und zwar also: VIII. *Brahmerkennung im Princip der Doppelgeschlechtigkeit im Allgemeinen*, als dem Medium der Zeugung durch Geschlechtserkennung u. s. w. Der Vf. entwickelt hier die Idee, wie das Volk im Fortgang der sich immer mehr verdunkelnden und verschlimmernden Zeiten von der früheren reinen Brahmerkennung (nach der *siebenfachen* metaphysischen Erkennungsweise?!) abfiel, und wie nun die sichtbare Natur in ihren erschaulichen Bildern untergeschoben wurde, um eine empirische Gotterkennung als den Reflex des Schöpfers in den Werken zu vermitteln. So entstand denn nun der allerdings weniger transcendente *Schöpfer-Gott*, der zugleich wie ein Zeugendes und Gebärendes das grosse Welt-Ey, *Brahmandam*, von sich gab. Auch zu dieser Exposition hätte *Manu* I, §. 7 ff., der hiebey unberücksichtigt geblieben ist, verglichen werden können. IX. *Brahmerkennung in der Symbolmythe der göttlichen Zweyheit*, als Vermählung mit *Maja*, dem metaphysisch erdachten Grundprincip eines idealen Prototypos genetischer Erscheinungen der Gestaltenwelt. (S. 137 — 140.) Nach dem *Upnekhat*, mit Beziehung auf *Görres* Mythengesch. I, 78. 79, und *Creuzer* IV, 593 f. X. *Brahmerkennung in der Symbolmythe der göttlichen Zweyheit*, als Vermählung mit *Paraschakti*, dem metaphysisch construirten Grundprincip aller transcendentalen Erzeugung des Gottverstandes *vor* der Weltschöpfung, demnach in den gesetzgebenden Denkformen, den Vorbildern der menschlichen Ideen und Weisheit. (S. 140 — 143.) Erklärung dieser Brahmerkennung, mit Nachweisung und Unterscheidung der Momente des Schöpferwillens, nach Graden intelligibler Potenzen; ausführlich und genügend. XI. *Brahmerkennung in der Symbolmythe der göttlichen Dreyheit*, oder in jener metaphysischen Triplicität der mit dem wirklichen Weltschöpfungsacte befassten drey göttlichen demiurgischen Kräfte des *Schaffens*, *Erhaltens* und *Zerstörens*, sammt jener der göttlichen *Dreyfaltigkeit* (Trimurti), vom grossen alldurchwaltenden Princip der Geschlechtserkennung einbedingten Doppelgeschlechtigkeit oder mystischen Vermählung. Ein Capitalstück, wie sich der Vf. mit Recht ausdrückt, der indischen Glaubenslehre und Mythe, und der Grund einer durch die ganze alte Welt hindurchgreifenden Symboltypologie der Dreyeinheit oder Dreyfaltigkeit. Hier giebt uns der Vf. eine ausführliche Note von reichem, grosse Belesenheit und gesundes Urtheil bewährendem, jedoch im Einzelnen nicht immer kritisch streng genug gesondertem Inhalte. In ihr sind nämlich, wo nicht alle, doch die meisten Trinitäten (Trimurti's) der berühmteren Völker des Alterthums enthalten, wie solche sich vom hohen Gebirgsrücken Asiens herab verpflanzt haben, und eine dem ganzen Orient eigenthümliche Denkweise geworden sind, aber auch in den Norden von Europa, und selbst

nach Westindien verpflanzt, doch das Urgepräge ihres originalen Wurzelbodens nicht ganz verläugnen können. Beachtenswerth für den Inhalt dieser Darstellung ist S. 176 ein dialogisches Fragment (zwischen einem altindischen Lehrer und seinem Schüler) aus einer Sammlung brahmanischer Compilationen alter Schaster-Weisheit. Darstellungen der indischen Trias, Tab. II, Fig. 43. 44. 45. 58. Tab. IV, Fig. 37 (zugleich *Paraschakti-Bild* als *Trimurti-Mutter*) 38. 39. 40 — 49. 50. 51 u. s. w.

Achter Abschnitt. Wieder Fortsetzung des vorhergehenden. *Über brahmanische Gotterkennung in Seelenkenntniss. Altbrahmanische Seelenlehre*, mit Übergängen auf Plato, Pythagoras, Sokrates u. s. w. Keines Auszugs fähig; wir machen besonders auf S. 191 aufmerksam: In seiner Seele findet der Hindu *Gottheitslehre*, in seiner Gotterschauung findet er seine *Seelenlehre* u. s. f. — XII. *Brahmerkenntung im grossen Nara und Atma*. Als ein in die Materie eingreifender Theil von *Nara*, dem Allgeiste, und von *Atma*, der Allseele; daher der symbolische Reitvogel des mystischen *Oum* (das in männlichem Urlichte und weiblicher Urfeuchte doppelgeschlechtig zeugende *Brahmwort — Brahmwille*, als mystisches Schöpferwort in dem Belebungsact des Weltstoffes u. s. w.); daher auch, als Beleber der organischen Wesenformen — *Haranguerbehah*, in der tief gehaltenen Potenz der demiurgischen Materiebefassung; daher auch des Sinnebewegers *Prano* geistigere Potenz; *Prano*, sein Reitvogel (*Vahar*); und *Porsch*, der Wegebahner und Pförtner der sich individuell vertheilenden Seelensammlung. (S. 195 — 200.) Wie aus *Nara-Makat*, als Gottheitspartikel im Menschen, *Djiw-Atma*, die *vernünftige Seele des Menschen*, wird, als die sie sich in ihrer geistigen Productivität erweist, stellt Hr. *M.* S. 200 ff. auf, wo sonach auch die Distinctionen von *Djiw-Atma*, *Maha-Atma*, *Pram-Atma*, *Nara-Atma*, *Bhout-Atma*, *Beischwaur-Atma*, vorkommen, und mit Stellen aus dem *Upnekhata*, aus dem *Jajusch-*, *Risch-*, *Athervan-* und *Saman-Weda* belegt sind, welche das mystische Verhältniss der Gottheit zur *Menschen-Seele*, mithin einen der wesentlichen Theile der Brahmanischen Gotterkennung selbst, veranschaulichen. Eine sehr antike *theologische* Psychologie, welche die Aufmerksamkeit des Religionsphilosophen und Theologen in gerechte Ansprüche nimmt. — Hier musste der Natur der Sache nach von der *Emanations-Lehre* gehandelt werden, und so folgt nun S. 205 ff. ein Abriss dieser so wichtigen Lehre, welche, wiewohl in mannichfachen Modificationen, in der That das ganze Alterthum gleichsam gebietend durchherrscht, und selbst mehrere Weisen unserer Zeit nicht frey lässt, zwar gedrängt, aber doch ihrem wesentlichen Inhalte nach so vollständig, als es in Beziehung auf den Brahmaismus noch kaum geschehen. Vielleicht wäre Manches noch umfassender ausgefallen, wenn der Vf. die bekannte Schrift *Kleukers* (wenigstens zu historischen Vergleichungen mit dem späteren Kabbalismus) bey seinen Darstellungen benutzt hätte, deren Werth für seine Untersuchungen er S. 458 ohne *Zweifel* zu tief herabsetzte. Nach Bezeichnung der wesentlichsten allgemeinen Grundzüge folgen von S. 208 bis in funfzehn Nummern die Hauptgrundsätze der altindischen, auf Emanation gegründeten, *Seelenwanderungs-Lehre*, wobey jedoch nur von der Menschenseele die Rede ist. Am Schlusse dieser lesenswerthen Emanations- und Seelenwanderungs-Lehre sagt der Vf. S. 211: „So ist denn in dieser Lehre der Emanation, mit Seelenwanderung und Remanation verbunden, der Begriff von Göttlichkeit im Menschen, von Sittengesetzgebung, von sittlicher Willensfreyheit und Anreihung, und von der realen Unterscheidung des Guten und Bösen befestigt und geheiligt, und ihr wohlthätiger Einfluss auf das Menschenleben, daher auch ihre feuerbeständige Festigkeit in Hindostan seit *vielen* (?) Jahrtausenden erprobt." Zur Veranschaulichung des Systems der Seelenwanderung, auch in seiner *religiös-praktischen Typologie*, folgen nun S. 212 mehrere Anführungen über diese Grundlehren aus verschiedenen Werken der alten heiligen Originalliteratur. (Nach *Holwell*, aus seinem Schasta, aus dem Tscharta- und Atharvan-Weda.) Darauf S. 217 ff. *System der Seelenwanderung nach Manu*; im Wesentlichen mit den obigen Weda-Auszügen übereinstimmend. Dann S. 221 f. Einiges über *Maha-Atma*, *Djiw-Atma* und *Bhout-Atma*; ein Fragment aus einem Weda- oder Bedang-Schaster u. s. f. S. 226 ff. Auszug aus *Upnekhat* (nach *Görres* Mythengeschichte, I, S. 107 ff.) *über die verschiedenen Seelenzustände in den drey Welten*, in jener des *Wachens*, in jener des *Todes*, und in jener, welche diese beiden verbindet, oder gleichsam vermittelt, des *Schlafes*. S. 234 — 241. *Auszüge aus verschiedenen Schriften* (*Major's* myth. Lexikon, *Dow's* Abhandl., *Fra Paolino*, *Sonnerat* u. s. w.), welche die allgemeinen Grundsätze des Brahmanischen Religionssystems über die Zustände der Menschenseele nach dem Tode auf ihren Wanderungen in Gleichheit oder Folge der drey *Gun* oder Eigenschaften der vernünftigen Seele: *Satwa*, *Raja*, *Tama* (Neigung zur Güte, Neigung zur Leidenschaft, Neigung zur Finsterniss), als eine endliche weltrichterliche Vergeltung des guten oder bösen Erdenwandels, als Sühne, Reinigung, Läuterung, Weg zur Unification mit der Gottheit, kurz als Rückkehrmittel in das *All-Eins-Seyn* betrachtet. Dunkeler, unerheiterlicher, ob urweltlicher Mysticismus?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

RELIGIONSGESCHICHTE.

MAINZ, b. Kupferberg: *Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus in urſprünglicher Geſtalt und im Gewande der Symbolik* — — von *Niklas Müller* u. ſ. w. I Band.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

S. 241 ff. *Gemeiner Hindusglaube an die Thatenvergeltung in den verſchiedenen Höllenreichen*, wie er ſich nach dem Vf. groſsentheils *neu* gebildet hat unter brahmaniſchen Zeloten der niederen Fakirarten, wie er ſich des Pöbels bemeiſtert hat u. ſ. w., dagegen wie er von den aufgeklärteren Hindu jeder Caſte als Spiel der Einbildungskraft, und als ein triviales Werkzeug der Sittenlehre, betrachtet wird. Aber Hr. *M.* muſs doch ſelbſt geſtehen, daſs er ſich *zum Theil* auch aus den allegoriſchen und ethiſchen Gebilden *der alten Nationalliteratur*, beſonders aus dem *Bhagawadam*, materiell alſo abgelöſt habe, und man braucht wirklich auch nur das unmittelbar Vorhergehende (S. 234 ff.) zu leſen, um ſich hievon zu überzeugen. In der That, dieſes abſcheuliche Gemälde einer Höllen-Hierarchie und ſolcher menſchlich, oder vielmehr unmenſchlich ausraffinirter Höllenſtrafen, die der Phantaſie eines *Pater Kochem*, oder eines proteſtantiſchen Myſtikers aus dem 17 Jahrhundert, Ehre machen — ſie iſt in obigen Darſtellungen ſchon in vollkommen ähnlichen Typen ausgedrückt, und erſcheint bloſs als die gemeine oder vulgäre *Ausgabe* jener hölliſchen Ikonologie. Nun S. 246 ff. einige Schaſterauszüge über dieſe Gegenſtände. Gewiſs hat der edle *Georg Forſter* noch viele Freunde im Vaterlande, und es iſt ohne Zweifel intereſſant, noch nicht öffentlich erſchienene literariſche Nachläſſe von ihm hier zu finden, welche von ihm in unſeres Vfs., als Freundes, Hände übergegangen ſind (S. 247), und hier zum erſtenmale erſcheinen. Dieſe *Lehrſtunde in nächtlichen Tempelhallen zwiſchen Guru* (dem Lehrer) *und Schala* (dem Schüler) ſteht als ein paradieſiſches Lichtſtück zu den dunkelen Höllengemälden da. An der Aechtheit deſſelben *im Ganzen* dürfen wir nicht zweifeln, Interpolationen (vielleicht eine ſpätere gänzliche Überarbeitung?) vermuthet Hr. *M.* ſelbſt.

IX — XII Abſchnitt. Enthalten die Fortſetzung des vorhergehenden *über das in der Materie befangene Brahm-Bild*. Als Einleitung in dieſen Abſchnitt eine auf *Kants* Teleologie gegründete Abhandlung über die altbrahmaniſchen Anſichten von der Zweckmäſsigkeit der organiſchen Zeugungen, und (S. 269 ff.) wie hieraus den Hindu-Philoſophen das Syſtem einer ununterbrochenen groſsen Naturproduction hervorging. Was nun, wenigſtens logiſch conſequent und nothwendig, über dieſe von Urnormen bedingte Epigeneſis ſich als *Präſtabilismus* befeſtigt (nicht als Occaſionalismus), wozu das Syſtem der generiſchen Präformation nach prototypiſchen Grundbedingungen gehört; was hier ferner von Nichtannahme des Eductions- oder Evolutions-Syſtems, und in Folge deſſen auch von jener der individuellen Präformation geſagt iſt, muſs im Werke ſelbſt geleſen werden. S. 274 — 332. XIII. *Brahmerkennung in Egaſurunam oder Weltlingam*, im Symbolbilde der göttlichen Allerzeugung und des elementariſchen, dreyfachen Mediums derſelben, nämlich der *Urfeuchte*, *Wiſchnu*, des phalliſchen *Urfeuers*, *Schiwa* (als Lingam aus der Joni-Matrix hervorragend), und der das Zeugungsgeſchäft ſtützenden *Erde*, *Brahma*. Dieſe Brahmerkennung, als eine im Symbol des Weltlingams wiedergegebene Offenbarung der göttlichen Zeugungskraft, iſt, wie Hr. *M.* hier zu zeigen ſucht, nur eine *materiellere*, *jüngere* Ausbildung des Grundprincips der hermaphroditiſch in Symbolnorm eingetretenen Schöpferkraft, oder das Dogma der beiden Geſchlechter. Die *Trimurti* wird alſo, auf der höheren Stufe, in dieſer Anſicht die in *Brahm*, im myſtiſchen Weltlingam, aufgelöſte göttliche Trias. Hieraus wird zugleich klar, warum *Schiwa*, in jüngerer Anſicht als Feuerelement und zugleich als Sonnenſymbol gedeutet, ausſchlieſslich und allein von den jüngeren Reformationsperioden die Repräſentation des Weltlingams in entſprechenden Typen übernehmen konnte und muſste. Nun zeigt der Vf. ferner, wie ſich in der althinduiſtiſchen Welterſchauung *die Lehre der Emanation* in ihrem Bilde der *Zweyheit*, alſo in Schöpfung *guter* und *böſer* Geiſter (*vor* Welten- und Menſchen-Schöpfung), als bedingend und bedingt an die Lehre des Lingamismus anſchlieſst u. ſ. w. Hierauf folgen mehrere, dem Lingamismus angefügte, poetiſche Symbolfictionen, und verſchiedene Repräſentationsbilder deſſelben; S. 281 ein Fragment des Dichters *Pakunar* über Schiwa und Schiwa-Lingam; S. 283 *Scharmajaga*, der kuſchitiſche Schiwa; S. 284 *Schiwa*, der mit einem ſeiner groſsen Fingernägel Brahma einen von ſeinen

fünf Köpfen abreisst; als Ahriman; alle Dämonennamen gehören Schiwa u. s. w.; der dreyaugige *Mahadewa*, vom Sitz und der Familie Schiwa's nach *Schoumontu* u. s. w.; S. 287 f. Bemerkungen über *Kailassan*, *Ganesa*, *Kartiko*, *Dherma*, *Durga* u. m. dgl. S. 291 — 294 über das *Schiwa-Symbol*, dessen Nachahmungen im Thurm- und Höhen-Dienst u. s. w.; plastischer Schiwa-Cyklus; mystische Vermählungsbilder, wie im Christenthum (und schon, setzen wir hinzu, im *hohen Liede* Salomons, wenn man solches, wie wirklich zwey der neuesten Ausleger wieder thun, so erklären will); Monumente des Schiwadienstes in den Tempeln von Keneri, Salsette und Elephante u. s. w. — S. 299. *Schiwa-Incarnation* als *Rajahpatis* (Rajahpitris, grossmächtiger Welt-Herr!); die Schiwa-Waage; das kranke Schiwa-Auge, S. 300 — 317. Schiwa als Sonne, die zwölf Phallusstämme des *Kasi Kanda*, angewandt auf Dionysos und Phanes u. s. w.; über die ersten Menschenpaare der verschiedenen Weltschöpfungssagen; die mannichfachen Lingamformen der alten Welt; die Jungfernmütter u. s. f. Ein Auszug aus *Richters* Phantasieen (Bd. II, S. 86 ff.) über des Lingamentstehung, und (Bd. IV, S. 265 ff.) über das Lingamprincip. S. 318. *Dulaure's* Vermuthung über die Entstehung des Phallussymbols in: *Des cultes, qui ont précédé et amené l'Idolatrie*; S. 319 Bestreitung dieser Annahme; S. 320 — 332 über den Urbeginn des Lingams nach *Görres*; weitere Ausführung des Kreises der Lingammythe — *Bhawani*, *Lingam-Joni*, *Parwadi*, *Ganga* u. s. w.; auf böser Seite *Bhadrakalie*, *Rudrani*, *Pussa* u. s. w. Auszüge aus *Langlès Monumens*, aus dem *Discours sur la Religion etc.*; zuletzt einige Distichen aus brahmanischen Schriften. Letztere ächt altbrahmanisch und charakteristisch. Nach *Kant* ist der Mensch wo nicht der Schöpfung, doch der Erde Endzweck, dem die ganze Natur teleologisch untergeordnet ist. Nach den Hindus ist sich *Gott selbst Endzweck*, der Mensch aber, als das Band der Vermittelungen zwischen Geistigkeit und Natur, nur einer der Hauptmitzwecke des grossen göttlichen Endzweckes, *wie und in sofern dieser im Glauben erkannt wird*. (Den Sinn der letzten Worte findet man ächt brahmanisch erklärt in *Jajuschweda*, in *Majer's* Brahma, S. 50.) — XIVte *Brahmerkennung im Menschen selbst und in Menschengestalt*. Der Mensch, *Brahmas Haus*, der kleine Gott (Mikrotheos), die kleine Welt (Mikrokosmos) — *sich zum Bilde schuf ihn Gott!* — Der Mensch, im Gegensatz, aber auch der kleine *Satan*, Schiwa's Werkstätte des Bösen. Diese Ansicht hat sich dem ganzen Orient mitgetheilt; und in der That, das Menschengeschlecht konnte sich selbst keine höhere Ehrenstelle aneignen, als die, ein plastisches Seitenbild des allgemeinen Formgestalters selbst, und auch zugleich in geistiger und religiöser Hinsicht ein Wohnhaus *Ihm* zu seyn. Es ist ein ewiger Reflex beider Naturen, in seinen Göttern, sagt *Schiller*, malt der Mensch sich, und umgekehrt. *S.* 338. 339 ist die Rede davon, wie Selbsterforschung der Schlüssel zu den sublimsten Kenntnissen ist, wie Gott und Natur in den Reflexen der Seele erkennbar werden, wie der Selbstbeschauer die bliekumflorenden Gewebe der Maja trennt, und der Scheinwelt sich bemeistert, die er in seinem eigenen Ich zur Welt der Wirklichkeit erhebt. Dann stellt der Vf. die *typisirte Physiologie* der alten Hindus, als einen Theil ihrer bildlichen Anthropologie, unter den verschiedenen Bildern des Alterthums auf, wie uns diese aus dem Upnekhata, dem Ramaweda u. s. w. entgegentreten. Diese mythisch-bildliche Anthropologie ist wieder namentlich auf jenen Theil der Symbol-Psychologie gegründet, welcher in dieser Absicht in besonderen conventionellen Typen erscheint. Hier zugleich die Distinctionen von *Prajana Prana*, von *Dsjiwaja Dsjiva*, von *Hems* und von *Hickel*; die eilf Pforten des Menschenhauses; die Ordnung, in welcher dieser *Hickel* (der Eröffner des Organismus des Menschensitzes, gleichsam der Schlüssel zu der Harmonieenpforte des menschlichen Körpertempels) die Sinne aufschliesst. Interessant ist die *Gall'sche* Vermuthung, dass *Hems* die unter ein Bild gebrachte prädestinirte Individual-Seele eines Menschen (ähnlich ungefähr dem parsischen *Ferwer*) den *nisum formativum* des Embryo beherrsche, und dass die gröbere Umhüllung gleichsam gezwungen sey, nach der normalen feineren Organisation des inneren Seelensitzes ihr Gewebe zu spinnen, und, wie sich das Haus der Schnecke nach seiner Bewohnerin, auch der Menschenschädel nach der Gehirns-Qualität und Quantität in der äusseren Ausbildung seiner Cavationen, reguliren müsse. S. 342 ff. der Mensch, *Brahma's Haus* oder *Tempel*, nach dem Upnekhata u. s. w. Magisch-mystische Ansicht der körperlichen Menschengestalt. Der Mensch giebt die heilige *Sieben*, er ist *erste Hieroglyphe*, das Kreuz im Rade, und das *Viereck* in seinen Bezugswinkeln, ein *Klang*- und *Bilder-Spiel* u. s. f.; nun wird die Idee des höchstgesteigerten Anthropomorphismus ausgeführt; alle Menschenraçe Formabdruck von *Manu Swajambhuwa*; der Mensch ist *Brahm* ähnlich, er ist auch ähnlich dem *Brahma*, und verwandt mit beiden Symbolen. S. 356 ff. *Abfall* (rebellischer) *des Menschen vom Göttlichen*. Wo das Menschenbild in Gottähnlichkeit geweiht bleibt, da herrscht die Gottheit im Gesetze, im saturnalischen Frieden des dankbaren seligen Lebens: wo dieses hinabsinkt in willkührliche Herrschaft, in schimpflichen Knechtsinn, in Sieg der bösen Lust und der Selbstsucht, da zerrinnt alle Würde, alles Heil. S. 359. Die ersten Weltweisen und Könige — was waren sie? Hierauf S. 360 ein Schaster-Dialog, als Musterstück gegeben von einem Brahmanen; gleich dem oben angeführten von *Georg Forster* herrührend. Im Gange dieses Gedichts entfalten sich wahrhaft philosophische Betrachtungen über den ersten Menschen, Sprache, Offenbarung u. s. w. Nun S. 370 einige wichtige, hieher gehörige Worte von *Görres*, von *Herder* u. A. S. 373 — 378. *Nachtrag zur eilften Brahmerkennung* im Abschnitt VII, veranlasst durch *Fr. Leop.* Grafen *v. Stollberg*, in seinem *Opus posthumum: Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift* (Hamburg, 1821. II Th.) Über die Trinitäten der Vorzeit.

Zum XVten Abschnitte als Vorwort einige hieher gehörige Fragmente brahmanischer Weisheit. Aus diesen brahmanischen Gnomen erklärt es sich, wie die Hindus in ihren Geistern und Heiligen die Gottheit selbst, und die Wohnungen ihrer Lichtkräfte erblicken. Prophetenworte der heiligen Urväter, Büsser und Völkerlehrer; ihre Segenswünsche, ihre Verfluchungen, sind Orakel der Gottheit; ihr Musterleben auf Erden ist Gottheitswandel; der in den Strahlen der Gottheit ganz vergeistigte Mensch steht nur eine Stufe unter dem mystischen Bilde der Theophanie. XVte *Brahmerkennung im Menschlich-Heiligen.* 1) *In den Awataras der Trimurti-Intelligenzen;* 2) *in den göttlichen Symbolen eines der Trimurti untergeordneten zweyten Ranges; der Dejotas und Dejotanis;* 3) *in der Eingeistigung des Höchsten in heiligen Menschenvorbildern,* als: a) in den *sieben Munis;* b) in den *zehn Altvätern,* den Gesellschaftern der grossen *Pitris,* den funfzig *Dakscha-Töchtern;* c) in den *Halb-Dejotas,* und *guten,* wie *bösen Geistern;* d) in den *acht Wassus;* e) in den *eilf Rudras;* f) in den *zwölf Aditjas;* g) in den *heiligen Büssern, ihrem Fluch und Segen;* h) in den *göttlichen Künstlern.* — Nach dem Glaubenssysteme der Brahmanen wirkt die Gottheit in gewissen heiligen Menschen, oder in gewissen Wesengattungen von ungemeinen geistigen Kraftäusserungen, welche solche über den gewöhnlichen Menschen hinaus heben, zufolge geheimer Gesetze der speciellen Providenz, mit ganz eigentlicher *Wundermacht.* Hieraus hat die altbrahmanische Dichtung eine eigene Ikonologie von *Heiligen, Propheten, Gesetzgebern, Volksvormündern,* sowie von *dämonischen Wesengattungen,* gleichsam in einem „*dem Scheine nach*“ (diess behauptet wenigstens der Vf. bey seinem System!) *pantheistischen* Panorama aufgestellt. — Ausführlich und belehrend handelt der Vf. S. 386 ff. von den in der Hindu-Religion so wichtigen *Awataras,* Verkörperungen, Sichtbarwerdungen, körperlichen Herabsteigungen, Theophanieen der einzigen Gottheit. Sie sind nach Hn. *M.* im Grunde nur Gotthuldigungen reiner Pietät, *oder ethische Spiele einer allegorisirenden Poetik des Herzens,* und dürfen uns nach ihm keineswegs zu Vergleichungen mit den Incarnationen und Metamorphosen des griechischen Pantheons, noch zu historischen oder chronologischen Nachforschungen verleiten, indem nur einige derselben auf grosse tellurische Revolutionen, sowie andere auf wohlthätige, menschenbeglückende Gotteswerke, auf Dämpfungen verderblicher Kräfte der Glaubens- und Sitten-Befeindung im Allgemeinen hindeuten. Man muss den Vf. besonders S. 387 ff. selbst hierüber nachsehen. S. 407 f. werden die *Brahma-Awataras* als *Logophanieen,* als *Oum-Awataras, Wort-Gesetz-Verkörperungen* aufgestellt, worauf S. 408 die vier merkwürdigsten Brahma-Einkörperungen folgen, nach den vier Jugas gleich den *Wischnu-Awataras* geordnet, und als in den Geist derselben eingreifend dargestellt. S. 411 eine Bestreitung der *Creuzer*'schen Meinung über einen Unterscheidungscharakter zwischen den Wischnu- und Brahma-Incarnationen.

Nun folgt S. 422 die *Brahmerkennung in den göttlichen Symbolen eines der Trimurti untergeordneten zweyten Ranges,* in den verschiedenen *Dejotas* und *Dejotanis,* männlich und weiblich typisirten Gottheitskräften.

Der Centralpunct aller dieser personificirten Gottkräfte-Symbole ist nach Hn. *M.* allein die Monas *Brahm.* „Die grosse Lehre der Emanation, mit einer eigenen Typologie der Symbolik in Einklang gebracht, bietet der altbrahmanischen Exegesis die Leuchte, welche in allen Theilen der Theologie und Pneumatologie der Hindus keine Dunkelheit lässt (?). Eine Welt voll Gottheitskräfte, als Personen typisirt, ist das Pantheon der Hindus; diese Personen aber vereinen sich wieder alle als eine Symbolik des höchsten Wesens; sie sind Emanationsbilder des wahrhaftigen Einen und einzigen Gottes. Die Form der Genealogie löst sich in Traditionen auf, welche aus den für Natur und Menschheit wichtigeren Emanationen hervorstrahlen. In soweit also auch eine Art Hierarchie, eine Art Rangordnung u. s. w. Wenn wir nun von Djotas und Djotanis, von männlich und weiblich erfassten Gotteskräften reden, wie sie in Symbolformen vor die fromme Weisheit der Hindus getreten sind: so entfernen wir dabey, sehr rechtlich und der strengen Wahrhaftigkeit des brahmanischen Symbolgeistes gemäss, alle Nebenbegriffe von *selbstständigen Persönlichkeiten* von ausser der einzigen einen Gottheit in Eigenschaft gesetzten Göttern, Göttinnen, oder dämonischen Wesen, wie sie uns das classische Alterthum aus den Werkstätten der Homere und Hesiode darbietet“ u. s. w. — S. 424 a) die Kinder und Zeugungen oder Emanationen von *Brahma;* S. 425 b) dieselben von *Wischnu;* S. 430 c) dieselben von *Schiwa.* In diese drey Classen ist das zusammengefasst, was man, nach gewöhnlicher Art zu sehen und zu sprechen, mit Fug und Recht ein mythologisches Pantheon nennen würde, was man aber nach des Vfs. System und Behauptung nur ein grosses *Emanationsbild der Monas* heissen darf und soll. — S. 439. *Die Brahmerkennung in der Eingeistigung des Höchsten in den heiligen Menschenvorbildern und Lebensmustern.* Unmöglich können wir uns hier näher auf diese inneren und äusseren mythischen Reichthümer einlassen; aber gewiss ist dieser Gegenstand noch nie unter ähnlichem Gesichtspuncte der Einheit so wohlgeordnet und so anschaulich, wie hier, bearbeitet erschienen. Hiemit wollen wir jedoch keineswegs sagen, dass das Ganze ohne Lücken oder einzelne Missgriffe und unrichtige Behauptungen sey; es ist hier noch zu wenig vorgearbeitet, und wir sind noch lange nicht am Ziel einer über alle Zweifel erhobenen Gewissheit und Klarheit im Einzelnen dieser Untersuchungen und Annahmen.

Im 12 *Abschnitte* ist die Kehrseite von der Gotterkennung im friedlichen Menschenhause, nämlich jene *aus der inneren Entzweyung im Menschen,* aus dem ethischen Kampfe *mit dem dunkelen urfeindlichen Dränger und Entzweyer und seinem Anhange* u. s. w. hervorgehende. S. 460 f. ist von der Meinungsverschiedenheit zwischen *Fr. Schlegel* und *Görres* in

Betreff dieser Dualitätslehre die Rede. S. 461 — 462 nimmt der Vf. die brahmanische Dualitätslehre gegen die von *Fr. Schlegel* ausgesprochene Beschuldigung des Pantheismus in Schutz, und stellt die Zerduschtische Religionslehre, und namentlich den parsischen Dualismus, geschichtlich an ihre Stelle, nämlich nach seiner Ansicht unter den Brahmanismus. Wir können hier in Vielem dem Vf. unmöglich beystimmen. Aber die Sache ist zu dunkel und vielumfassend, als dass wir uns an diesem Ort darauf einlassen könnten. *XVIte Brahmerkennung*, aus der Lehre *der inneren Entzweyung*, oder der feindlichen Dualität im inneren Menschen, als des Kampfes der beiden Grundprincipien des *Ur-Guten* und des *Ur-Bösen*. Analogie zwischen dem grossen All der Natur und dem Menschen in dieser Ansicht. Die Befeindung des Guten wird Sieg desselben u. s. w. Verstehen wir den Vf. recht, so ist ihm der Dualismus des Brahmismus weiter nichts, als eine *mythisch-symbolisirte Empirik*, zum Quell regen Kampfes, sittlicher Erhebungen, höherer Kräfte geheiligt, vgl. S. 464, wo er sagt: „Die *ursprüngliche* Lehre der *Zweyheit* war heiliger Lebensborn sittlicher Kraft u. s. w., ohne Teufel, keinen Heiligen u. s. w.; im Brahmismus schmilzt die Lehre der Gottnatur und der Emanation mit jener des innerlichen Gegensatzes von *Urgut* und *Urböse*, von *Geist* und *Materie*, als wechselsweise bedingende Bedingtheit in einander" u. s. w. Der Stoff dieses Gegensatzes der Gottheit ist also nach dem Vf. im Grunde *kein Gegensatz*, sondern nur göttliche Einbedingung und das, was nach ihm der Urglaube als mit Gott gleich, ewige Substanz, betrachtet. So viel weiterer Prüfung Würdiges der Vf. hierüber sagt: so können wir doch, wie bereits bemerkt, in gar Vielem ihm nicht folgen, besonders, was das *Historische* betrifft, oder namentlich den Zoroastrismus; auch scheint uns die Frage, ob man den Dualismus aus *Gott*, oder aus der *Natur*, d. h. dem uranfänglichen Wesen der Dinge, oder aus dem *Menschen*, abzuleiten habe, nicht streng genug gesondert. Dann folgt S. 466 die Lehre vom *Gewissen*, von der sittlichen Anrechnung, der ethischen Freyheit des Menschenwillens, welche den praktischen Theil der Lehre der Dualität befasst. Hierauf S. 479 — 480 die aus *Majers* Myth. Lexikon bekannte Mythensage des Kampfes der Durga mit Moisasur, als einer Allegorie des Dualismus. Endlich S. 481 ff. ein ähnlicher Dialog, wie in den Abschnitten VII und X, aus gleicher Quelle und von gleicher Natur: eine Mosaik fragmentarischer Schasterweisheit; „*eine Lehrstunde im Abendroth auf der Höhe*" überschrieben, über die Lehre der Zweyheit im Geisterreich und in der menschlichen Seele, über die Freyheit des Willens, und das Gewissen. Voll trefflicher, für den Religionsphilosophen interessanter Stellen; auch in den Erklärungen zu diesem Dialog vom Vf. (S. 495 — 500) viel Schätzbares. S. 500 f. die *parsische* Geisterlehre in ihren Elementen, nach *Joseph v. Hammer*, als Parallele zu der altindischen, und zur Veranschaulichung der Dualitäts Lehre. S. 503 werden die über diesen Gegenstand Licht verbreitenden Schriften von *J. G. Rhode* berücksichtigt. S. 505 *Herders* Ansichten über Zoroaster; S. 508 der Kampf der *Rechtlosens* u. s. w. Einige altzendmanische und altparsische Fragmente von Gebeten gegen den *Urfeind*, den *Bösen*, und seine Teufel, beschliessen dieses reichhaltige Capitel.

XIII Abschnitt. Der *letzte* dieses Theiles. *Brahmantike*, erste Sammlung, aus verschiedenen Fragmenten der *Sanskritliteratur*, aus *Bhaguat-Dschita* (wir folgen hier, wie überall, des Vfs. Rechtschreibung; es ist zu beklagen, dass hierin noch so wenig Übereinstimmung Statt findet, so dass man oft in einem Buche Wischnu, Vhisnu, Schiwa, Shiwa, Shiwen, Gita, Dschita, Djeta u. s. f. liest), und handschriftlichen *Mantras* (Hymnen, Anrufungen) collectiv und zum Theil als Musivstücke gebildet. Brahmbild nach dem Vortrage der *Mimansa*, nach Schaster-Dialogen, nach dem Philosopheme des *Nyaga*. Zum Schluss drey *Mantrasfragmente* an Brahm, mit ihren terminologischen Erklärungen, deren Folge im *zweyten* Bande folgen soll, S. 515 — 544. Der Vf. endigt mit dem Glauben, womit er begann: „Über Asiens Höhen habe vor Mose, ja vielleicht vor Adam, eine Lichtwelt in Offenbarung geleuchtet, deren gebrochene Strahlen sich in tausend Reflexen über dem weiten Erdkreise einer geschichtlichen Vorwelt, und zum Theile selbst über jene der Gegenwart, wiederfinden."!?! —

Von S. 547 bis S. 615 folgen *die Erklärungen der Abbildungen*. Um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir uns aller Bemerkungen darüber enthalten.

Endlich einige *Nachträge*, S. 615 — 628. Der erste enthält Bemerkungen über *v. Chezy's Einsiedeley des Kandu*, und die von *v. Schlegel* mitgetheilte Einleitung dieses gelehrten Orientalisten zu diesem indischen Gedicht. Der *zweyte* enthält Bemerkungen über einige Stellen von *Fr. Schlegel*, in dessen sämmtlichen Werken (Bd. I, Wien, 1822). Das Wichtigste darunter ist das Schutzwort für die Ächtheit und den Werth des Upnekhata, welchem wir im Ganzen beystimmen. Es musste namentlich Hn. *M.* viel daran gelegen seyn, dieses Buch in Schutz zunehmen, und bey kritischem Ansehen zu erhalten, weil er in seinem Werk auf diesen persisch-indischen Fundamentstein selbst so Vieles aufgebaut hat. Der *dritte Nachtrag* enthält Ankündigungen aus der *Indischen Bibliothek*, B. I, Heft 3, und das Versprechen der Herausgabe einer hinduischen Symbolik.

Dass auch der Brahmismus *überschätzt* werden könne, wie es vor einigen Jahrzehenden der Parsismus und Zoroastriemus ward — davon hat der Vf. bis jetzt, wie's scheint, bey seiner lebhaften Vorliebe für Hindostan kaum eine Ahnung. Wir wollen seine Begeisterung nicht in Ansprache nehmen; sie gehört mit zur Originalität des gelehrten Werkes; vielmehr wünschen wir, dass Hr. *M.* auch die beiden folgenden Theile mit Unbefangenheit, jedoch ohne gehässige Seitenblicke auf Indikomanen, Griechenfeinde und Unfreye, wie er die Andersdenkenden nennt, ausarbeiten möge.

K. II.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 2 3.

HOMILETIK.

1) Bamberg u. Würzburg, in den Göbhardischen Buchhandlungen, u. Wien, b. Wimmer: *Predigten auf alle Sonntage des Jahres.* Von *Joseph Gehrig*, Pfarrer zu Neugereuth bey Ebern in Franken. Erster Theil. 1820. II u. 316 S. Zweyter Theil. 269 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Landshut, b. Krüll: *Volkspredigten und Homilien auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres*, von *Gottlieb Ackermann*, der Gottesgelahrtheit Licentiat (en). 1 Band. Predigten auf die Sonntage. 1821. XL u. 560 S. 2 Band. Predigten auf die Festtage. 1821. XII u. 578 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

3) Erfurt, in Commission der Keyserschen Buchhandlung: *Früchte meines Amtes und meines Gemüthes.* Von *D. J. A. Jacobi.* Hebr. XIII, 8. 1820. IV u. 356 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir fügen der Anzeige der Predigtsammlungen von zwey katholischen Geistlichen die Beurtheilung einer Schrift eines protestantischen Amtsbruders bey, die zwar nicht lauter Predigten, aber doch nur solche Arbeiten enthält, die sämmtlich auf Weckung und Belebung des religiösen Sinnes und Lebens abzwecken.

In No. 1 wird man sehr selten daran erinnert, dass der Vf. ein Katholik ist, und die meisten dieser Predigten könnten eben so gut von einem protestantischen Prediger und vor protestantischen Gemeinden gehalten worden seyn. Nicht ganz unglücklich hat der Vf. vernünftige, ächt christliche Begriffe, Fasslichkeit in der Darstellung, Anwendbarkeit auf das Leben und Herzlichkeit im Vortrage, zu vereinigen gesucht, warum es ihm auch nach der Vorrede hauptsächlich zu thun war. — Wenn er befürchtet, dass seine Predigten zu ausführlich seyn möchten: so finden wir diese Furcht nicht gegründet. Übrigens darf man hier von Seiten der Kunst keine glänzenden Vorzüge erwarten. Man sieht sich aber für den Mangel derselben durch eine dem Vf. eigene Treuherzigkeit entschädigt, die den Leser für ihn einnimmt. Eine gewisse natürliche Ordnung in den Dispositionen der einzelnen Predigten ist nicht zu verkennen, obwohl die Theile hin und wieder zusammenfallen. Mit lobenswürdiger Freymüthigkeit verbreitet sich Hr. G. über die unter dem gemeinen Manne herrschenden Vorurtheile und Untugenden, wie z. B. in folgenden Predigten des ersten Theils: *Was sollen Kinder und Eltern aus dem heutigen Evangelio lernen?* über Luc. 2, 52. — *Wodurch sollen sich Dienstboten zur treuen und gewissenhaften Erfüllung ihrer Standespflichten ermuntern?* über Matth. 8, 9. — *Warum sollen wir uns auch vor kleinen Fehlern hüten?* über Matth. 13, 31, und im zweyten Theile: *Eine Warnung vor der Ungerechtigkeit*, über Luc. 16, 6. — *Wie danken wir Gott durch die That für die Wohlthat des Gehörs und der Sprache?* über Marc. 8, 37. — Meistentheils sind auch die Texte gut benutzt. Nur möchten wir diess nicht von der Predigt am 22sten Sonntage nach Pfingsten behaupten, wo der Vf. von der Frage des Heilandes, Matth. 22, 20: „Wess ist das Bild und die Überschrift?" Veranlassung nimmt, *den Menschen als Gottes Ebenbild* darzustellen. — Wenn es in der Predigt am Sonntage nach Neujahr Jesu so sehr zum Verdienste angerechnet wird, dass er sich auf die weite Reise nach Jerusalem gefreut, wegen der Nahrung, die er sich dort für Geist und Herz und für seinen religiösen Sinn versprochen habe: so finden wir wenigstens in dem Evangelium von dieser Freude nichts; und wenn man sie auch zugiebt: so ist das ein Verdienst, welches die meisten Kinder mit Jesu theilen, die sich auch vor der weitesten Reise nicht scheuen. Eben so wenig möchte es sich beweisen lassen, dass die Eltern Jesu ihren Sohn bloss darum mit nach Jerusalem genommen hätten, um ihn frühzeitig zur Gottesfurcht zu gewöhnen. Sie können auch durch viele andere Ursachen dazu bewogen worden seyn. — Der fremde Ausdruck „Publican" möchte auf einer protestantischen Kanzel, selbst von ziemlich gebildeten Zuhörern, nicht verstanden worden seyn; den Zuhörern des Vfs. ist er wahrscheinlich weniger auffallend gewesen. — S. 5 des ersten Theils: „den blutbespritzten Tyrannen" hatte Rec. auf Napoleon gedeutet, und war schon im Begriff, den Wunsch zu äussern, dass man den todten Löwen endlich ruhen lassen möge, als er im Druckfehlerverzeichnisse sah, dass Kaiser Nero gemeint sey. Überhaupt wimmelt das Buch von Druckfehlern; ganze Sätze fehlen im Texte, oder sind versetzt.

In No. 2 bemerkt Hr. *Ackermann* in der Vorre-

de, dass er bemüht gewesen sey, in diesen Volkspredigten Stoff, Inhalt, Vortrag und Ausdruck so zu wählen und einzurichten, dass das Ganze dem in der Bildung Vorgerückten nicht widerlich scheinen, und dem in der Bildung weit Zurückgebliebenen doch auch verständlich seyn dürfte. Versteht man unter den Ersten nur nicht solche, deren Geschmack durch das Lesen unserer classischen Schriftsteller allzu sehr verwöhnt ist, und unter den Letzten nicht ganz rohe und ungebildete Zuhörer, für die überhaupt keine Predigten gehören: so muss man dem Vf. im Allgemeinen das Zeugniss geben, dass ihm sein Bemühen gelungen ist. Der Stoff ist grösstentheils aus dem Gebiete der christlichen Sittenlehre hergenommen, und der Vf. hat in mehreren Predigten das reine Moralprincip recht gut zu popularisiren gewusst. Man trifft nicht selten auf Materien, die nicht oft auf der Kanzel erörtert werden, und welche dennoch eine nähere Erörterung verdienen; z. B. Pr. VI des ersten Bandes: *Zur guten Erziehung gehört innere und äussere Bildung der Kinder*; Pr. XV: *Zwischen Herrschaften und Dienstboten und anderen Arbeitern soll Billigkeit herrschen*; Pr. XVIII: *Vom verdienstlichen Fasten*; Pr. XXI: *Über den Ausspruch: Man muss zu leben haben.* — Der Vf. kennt die Begriffe und Vorstellungsarten seiner Zuhörer sehr gut, und geht tief ins praktische Leben ein. Nur können wir es, wenn wir diese Predigten als wirklich gehaltene beurtheilen, nicht billigen, dass der Vf. in manchen derselben nur auf gewisse Stände und Classen Rücksicht nimmt, und die übrigen Zuhörer leer ausgehen lässt. Die Sprache, obgleich grösstentheils ruhig, und mehr auf den Verstand berechnet, ist doch zuweilen auch kräftig und ergreifend, und ähnelt an manchen Stellen der Sprache Luthers. Nur finden sich viele Provincialismen, wie: *auf Erde* st. auf der Erde oder auf Erden; *ober* euch st. über euch; seinen häuslichen Geschäften und Arbeiten fleissig abwarten u. s. w., und Ausdrücke und Redensarten, die durchaus unter der Würde der Kanzel sind. Rechnen wir auch nicht hieher, dass Hr. A. Gott „den allgemeinen Nähr- und Brod-Vater" nennt, oder sich des Ausdrucks bedient: „Jemandem sein kleines Stück Brod noch kleiner zuschneiden," den „Wirrwarr" und ähnliche; so sind doch folgende: die Lehre Jesu hat noch keine *Gährung* im Menschen hervorgebracht — *aus vollem Halse schreyen* — wider Sünden und Laster *losziehen* — Jemanden *zu Leibe gehen* u. s. w., durchaus verwerflich. — Wir erlauben uns noch einige Bemerkungen über einzelne Predigten. Pr. IV. *Der gute Christ wünscht und befördert das Wohl der Menschheit.* Schwerlich möchte es zu billigen seyn, dass der Vf. die Mythe vom goldenen Zeitalter mit namentlicher Anführung des Saturn erzählt, da dieser dem grössten Theile seiner Zuhörer unstreitig fremd war, und die namentliche Anführung desselben schwerlich zur Erbauung beygetragen hat. Übrigens wird in dieser Predigt dem Vorwande, dass man ohne Vermögen und in einem niedrigen Stande zum Wohl des Ganzen wenig beytragen könne, sehr gut entgegengearbeitet. Pr. XII. *Vom Vertrauen auf Gott.* Hier hätte auch wohl darauf aufmerksam gemacht werden sollen, dass ohne treue Erfüllung unserer Pflichten von keinem wahren Vertrauen auf Gott die Rede seyn könne. Pr. XVIII. *Vom verdienstlichen Fasten.* Hier sagt der Vf. viel Gutes wider das Vorurtheil, als ob das Fasten an sich verdienstlich seyn könne, und zeigt, dass es dabey hauptsächlich auf die Gesinnung ankomme. Aber obgleich wir es nicht tadeln wollen, dass er nach der Vorschrift seiner Kirche darauf dringt, dass man nicht bloss von Fleischspeisen in den Fasten sich enthalten, sondern auch des Tages nur einmal essen solle: so wäre er doch dem Geiste dieser Vorschrift nicht untreu geworden, wenn er hinzugefügt hätte, dass diese grössere Enthaltung von Nahrungsmitteln als Gebot der Kirche allerdings Achtung verdiene; dass aber im Allgemeinen für den Zweck dieses Gebotes genug geschehen könne, wenn man sich gewisser Lieblingsspeisen enthalte, und dass nicht Jedem, z. B. den Kranken, zugemuthet werden dürfe, dieses Gebot in seiner ganzen Ausdehnung zu erfüllen. — Pr. XIX, über Matth. 7, 4, geschieht dem Petrus wohl Unrecht. Schwerlich dachte er bey seiner Äusserung: „Hier ist's gut seyn!" Alles das, was der Vf. ihn denken lässt. Pr. XXVIII. *Wie wir um geistliche und um leibliche Güter beten sollen.* Hier hat uns besonders der zweyte Theil gefallen, und wahrhaft erbaut. Pr. XXX. *Was verkünden Donner und Blitz dem Menschen?* Der Übergang, den der Vf. vom Sonntagsevangelio und von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit auf sein Thema macht, ist gezwungen. — Der „Donnergott Jupiter" hätte auch füglich wegbleiben können. — Das Gebet beym Donnerwetter ist wohl am seltensten ein eigentliches „Maulgebet," obgleich sclavische Furcht vor Gott den meisten Antheil dabey haben mag. Pr. XXXIV, über Matth. 5, 24. *Eigenliebe hindert die Menschen, dass sie das ihrem Nächsten angethane Unrecht weder erkennen, noch vergüten.* „Max, ein Dienstbote u. s. w. [illegible]lie, ein zanksüchtiges Weib u. s. w. — [illegible], der Verläumder u. s. w." passt durchaus nicht [illegible] die Kanzel, und kann leicht Veranlassung geben, [illegible] das, was der Prediger von fingirten Personen [illegible], mit Unrecht auf Menschen gedeutet wird, [illegible] diese Namen führen. Pr. XXXV, über [illegible] *Woher kommt das Brod?* Hier behauptet der [illegible] Christus, obgleich der Evangelist davon [illegible] drücklich melde, doch, wie sich leicht [illegible] lasse, die Absicht gehabt habe, die Noth [illegible] steigen zu lassen, um zu zeigen, dass er [illegible] habe, auch aus dieser Noth zu erretten. — [illegible] durch nicht Jesus gegen seinen mehrmals [illegible] ausgesprochenen Grundsatz gehandelt: Du [illegible] nicht versuchen? — Auch hätte Hr. A. [illegible] sparen können, zu zeigen, wie der [illegible] Entstehung des Brodes erkläre, da [illegible] ist, dass unter seinen Zuhörern Keiner [illegible] werde, das Daseyn Gottes zu leugnen. — [illegible] sagt, dass gerade diejenigen, denen Gott [illegible] reichlich und im Überflusse gespendet habe, [illegible]

dankbarsten sind, und nun hinzufügt, dass es kein Wunder wäre, wenn Gott Theuerung und Hungersnoth sendete, um diese Menschen handgreiflich zu belehren, dass Er es sey, von dem diese Gaben kommen: so erinnern wir dabey nur, dass gerade die Wohlhabenden Theuerung und Hungersnoth am wenigsten fühlen. Pr. XLVIII. *Was für einen Messias die Juden verlangten, und was für einen Messias ihnen Christus seyn wollte* — wird Hr. *A.* ungerecht, indem er zu allgemein Allen, die eine Veränderung der Staatsverfassungen wünschen, unlautere Absichten zuschreibt. — Was er über die rechten Mittel, der Menschheit zu helfen, sagt, ist sehr richtig, und im Wesentlichen dasselbe, was *Dräseke (Christus an unser Geschlecht)*, nur in einer höheren Sprache, und in seiner originellen Manier, darüber gesagt hat.

Im zweyten Theile zeigt sich der Vf. mehr als Katholik, weshalb wir ihn nicht tadeln wollen. Nur hätten wir gewünscht, dass er in dem, was er zum Lobe der Jungfrau Maria und ihrer Mutter, so wie anderer Heiligen sagt, mehr bey dem Allgemeinen stehen geblieben wäre, und sich weniger auf die besonderen Tugenden derselben eingelassen hätte, da doch das Meiste, was er in dieser Rücksicht von ihnen erzählt, auf unsicheren Nachrichten beruht, und es auch scheint, als ob Charaktere, die gewissermassen als Ideale gelten sollen, immer in einer gewissen Allgemeinheit gehalten werden müssen. In den drey Weihnachtspredigten, die mit einander in Verbindung stehen, wird die Lehre von der Erlösung nach ihren verschiedenen Gesichtspuncten sehr gut abgehandelt; nur hätte wohl die 3te der 2ten vorangehen sollen, da in der zweyten vornehmlich gezeigt wird, was wir von unserer Seite zu thun haben, um von Sünden erlöst zu werden. Pr. VI. *Von den Weisen im Morgenlande.* Hier wollen wir nicht mit dem Vf. über seine Ansicht von dem Factum rechten; doch scheint es uns der Geschichte zu widersprechen, wenn behauptet wird, dass der Stern in Judäa nicht habe gesehen werden können. Auch möchte der Vf. den Weisen aus dem Morgenlande Manches nachrühmen, woran sie schwerlich gedacht haben. Pr. VIII. Am Charfreytage drückt sich der Vf. zuweilen so aus, als ob Jesus den Tod gesucht habe, was doch schwerlich behauptet werden kann, und ihn mit einer gesunden Sittenlehre in Widerspruch setzen würde. — Noch bemerken wir, dass im zweyten Theile die Sprache reiner von Provincialismen und niedrigen Ausdrücken ist, als im ersten Theile, und dass in der 13ten Predigt am Schlusse eine Anspielung auf die neben der Kirche, wo die Predigt gehalten wurde, vorbeyfliessende Donau vorkommt, die wahrhaft rednerisches Verdienst hat.

No. 5. Obgleich Hr. *Jakobi* jene katholischen Amtsbrüder an Geist und Talent wahrscheinlich weit übertrifft, so macht er doch in seinen homiletischen und ästhetischen Arbeiten von seinen Talenten einen solchen Gebrauch, dass wir gewünscht hätten, er möchte sich etwas von ihrer Simplicität angeeignet haben. Denn schwerlich können wir doch annehmen, dass die Gemeinde des Vfs. zu Waltershausen aus lauter so gebildeten Zuhörern bestanden habe, denen man, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, zumuthen könne, ihrem Prediger in seinem hohen Gedankenfluge nachzufliegen, und seine hochgebildete Sprache zu verstehen. Schon von der Abschiedspredigt (am 17ten S. n. Tr. geh. zu Gotha 1810) kann sich Rec. nicht überzeugen, dass selbst in der Residenz sein Vortrag von dem grösseren Theile der Zuhörer gefasst worden sey. Der Vf. redet von zwey *Rücksichten, die dem menschlichen Gemüthe in Stunden des Scheidens wohlthun.* 1) Die Rücksicht auf die Einheit in der ganzen uns umgebenden Schöpfung, und 2) die Rücksicht auf unsere Fähigkeit, mit der Vergangenheit in einiger Verbindung zu bleiben. — Hier scheint uns gleich der Ausdruck *Rücksichten* nicht glücklich gewählt. Und was mag sich wohl der nicht ästhetisch gebildete Zuhörer dabey gedacht haben, wenn diese Einheit die Lieblingin aller Denker und Dichter, die Mutter alles Heiligen und Schönen genannt wird? — Auch in der *Meineidswarnung*, in der Abendstunde auf dem Schlosse Tenneberg, den 20 Dec. 1814 gesprochen, geht der Vf. von Vorstellungen aus, die, so dargestellt, dem blinden Uhrmacher Heinz, wofern er nicht eine ausgezeichnete Bildung gehabt hat, wahrscheinlich zu hoch gewesen sind; und kaum dürfte die Anspielung auf seine Blindheit von ihm verstanden worden seyn. — Der Vf. gefällt sich in Ausdrücken, die theils für die religiöse Rede zu gesucht und geziert, theils in anderer Rücksicht nicht schicklich sind. So heisst das Gemüth „eine stille Habe, um deren Besitz die Freude des Empfangens und der Schmerz des Abschieds sich streiten," — die Vergangenheit, „eine Urkunde, die verwahrlich niedergelegt ist;" — so ist „von dem Prediger am Morgenthor seines Berufs, von Lauten der Allmacht, die dem reinen Geiste entwehen," die Rede; so hat Hr. *J.* „dem gefälligen Gehülfen in seinem näheren Lehramte Blumen zu bieten, aus dem Lande der Blumen u. s. w.;" — so wird Maria „eine stille, hohe Gestalt, im milden Schimmer aus den dunkeln Bogengängen der Jahrhunderte hervorgehend" genannt. In einer Traurede heisst das Gefühl der reinen Liebe „ein Lichtgeschöpf; — ein sanftes Zusammentönen mit dem heiligen Dreyklange des Weltalls," und dem Brautpaare wird ein Glück verkündigt, das aus der wechselseitigen Stimmung desselben „jugendlich, wie eine Frühlingsknospe, hervorängelt." — Solche gezierte Ausdrücke findet man auf allen Seiten, und auch die Homilien des Vfs., von denen uns die S. 322 über Luc. II, 48 am besten gefallen hat, sind nicht davon frey, obgleich man sonst diese Art zu predigen wegen ihrer grösseren Verständlichkeit zu empfehlen pflegt.

Mehr, als die prosaischen, haben uns die poetischen Arbeiten des Vfs. befriedigt, deren er eine Menge geliefert hat, die theils bey dem öffentlichen Gottesdienste gebraucht, theils von demselben unabhängig, jedoch sittlich-religiösen Inhalts sind. Man-

che derselben haben wahrhaft dichterischen Werth. — Der Vf. sagt in der Vorrede, der hin und wieder geäusserte Wunsch, dass er diejenigen seiner amtlichen und ausseramtlichen Herzensergiessungen, die theils in zerstreuten, und nur in seiner Gegend bekannt gewordenen, Blätter, theils in weiter verbreiteten Zeitschriften, bereits abgedruckt worden, sammeln, und vereinigt herausgeben möge, habe ihn zu der Herausgabe dieser Schrift veranlasst, und verspricht, wenn man es gern sehen sollte, ein zweytes Bändchen von gleichem oder mannichfaltigerem Inhalte, als das vorliegende ist, mit der nächsten Ostermesse, das aber, so viel wir wissen, nicht erschienen ist. Wir bedauern es, da seine gedruckten Arbeiten wohl eher ein für sie gebildetes Publicum finden möchten, als seine gehaltenen, und trotz aller von uns gerügten Verirrungen aus allen ein helldenkender und vielseitig gebildeter Geist hervorleuchtet. — Druck und Papier sind gut.

✝—m—✝

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres.* 1823. 45 S. 4. (14 gr.)

Diese Schrift des rühmlich bekannten Hn. *Zschokke* (er hat sich am Schlusse derselben als Vf. genannt) zeichnet sich durch liberale, aber gemässigte Gesinnung, durch Wärme für die Sache der Menschheit, ohne Heftigkeit oder einseitige Ansicht, durch Unparteylichkeit und Nüchternheit aus, so dass schwerlich ein Unbefangener Vieles auszusetzen finden dürfte.

Man fand es einst lächerlich, dass *Dante* seiner „*Divina Comedia*" die Verwahrung voransetzte: dass das Werk nichts enthalte, was den Lehren der *santa chiesa catolica* entgegen, und das Ganze ein blosses Gedicht sey;" schwerlich aber wird man es heut zu Tage lächerlich finden, dass Hr. *Z.* sich mittelst einer ähnlichen Verwahrung als einen Mann ankündigt, „der zu keiner Faction gehöre, welche eine Feindin öffentlicher Ordnung und der bestehenden Verfassungen geheissen werde, auch dass er nicht zu den Vergiftern der öffentlichen Meinung gezählt werden dürfe. Obgleich selbst Republicaner, habe er die menschen- und volksfreundlichen Könige und Fürsten jedes Zeitalters geehrt und geliebt, und wüsste nicht, warum er die guten Fürsten unserer Zeit nicht auch lieben und ehren sollte." — Er erklärt ferner seine Ehrfurcht „für jede Staatsverfassung, ihre Form sey, welche sie wolle, wenn sie bisher die Völker beglückte." Eigentlich ist so eine Erklärung freylich nicht nothwendig, indessen mag sie immer passiren, weil manche Leute nun einmal sich gar zu gern mit Gespenstern herumschlagen.

Die Schrift selbst besteht aus folgenden 14 Abschnitten: 1) *Parteyen des Zeitalters und Factionen. Ihr Herkommen und Ziel.* Die Parteyen sind die Höfe und Völker, wovon ein Theil zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, der andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfnisse und Recht der Nationen bezeugt. Genau genommen aber sind die Parteyen nicht die Höfe und Völker; sondern *an* den Höfen, und *in* den Völkern, — überspannte Tonangeber am Thron und im Volk, die immer die Mittelstrasse verfehlen. Die einen verhetzen die Fürsten, als sey das Volk immer zu Umwälzungen bereit, jeder helldenkende Schriftsteller ein Volksverführer und Revolutionär, jede sonst für unschuldig geachtete Gesellschaft eine Verschwörungsanstalt. Die anderen schreyen über Willkühr und Gewalt, Obscurantismus, Despotismusprediger u. s. w. Die Folgen sind Misstrauen und Unmuth auf beiden Seiten. — 2) *Was die Monarchen wollen?* „*Erhaltung des Bestehenden*"; aber die Leidenschaften derer, die sie umgeben, wollen noch mehr: „Wiederherstellung des *Gewesenen und Untergegangenen, absolute,* über die Gesetze erhabene, *Willkühr.*" 3) *Was die Völker wollen?* „Vertilgung der Willkühr, Gleichheit vor dem Gesetz, Beschränkung — nicht der Fürsten, sondern der Beamten, Berathung dessen, was dem Lande Noth thut, durch die Einsichtsvollesten des Landes." Wenn Fürst und Volk sich in Gerechtigkeit und Mässigkeit die Hand bieten: dann geht Alles gut; aber wenn sie Partey gegen einander machen: dann ist das Verderben vor der Thür. — 4) *Was der Veronesische Congress nicht wollte?* Er wollte sich nicht in die griechischen Angelegenheiten mischen, Spaniens Gährungen nicht völkerrechtlich anerkennen, wahre bedürfende Verbesserungen des Staats nicht hindern, nur sie nicht vom Volk, sondern vom Souverain, als dem dazu berechtigten, ausgehen lassen u. s. w. — 5) *Das politische Gleichgewicht, das Christenthum und das Staatsinteresse.* — 6) *Die politischen Staats-Gruppen des Welttheils.* — 7) *Die heutige Selbstthätigkeit der Nationen.* — 8) *Die Hof- oder Staatspartey und die Menschheit.* Wenn der Vf. hier — mit Recht — behauptet, dass die Sache Griechenlands als die Sache der Menschheit zu betrachten sey, und alle Gegenbestrebungen, dieser Meinung eine andere Richtung zu geben, vergebens seyn werden: so entschuldigt er dagegen mit Feinheit die Höfe, dass sie anders [illegible] — 9) *Die Abgeordneten der Griechen vor dem Congress zu Verona.* Dieser Abschnitt enthält vorzüglich [illegible] Stellen. 10) *Russland, Österreich und Preussen.* [illegible] zeigt Hr. *Z.* einleuchtend, warum gerade [illegible]ten Umwälzungen am wenigsten zu besorgen [illegible]. Auch giebt er Europa den Trost, dass die [illegible] dieser Reiche nichts weniger, als den Fort[illegible] Civilisation und der bürgerlichen Freyheit [illegible] thun wollen. — *Die europäischen Mittel-*[illegible] 12) *Die Gährungen Frankreichs.* — 13) *Die* [illegible] *Gährungen Spaniens.* — 14) *Die spanische* [illegible] *und Europa.* Wer sich für die abgehandelten [illegible] interessirt, wird diese Abschnitte, sowie [illegible] Schrift, selbst lesen; Andere würden [illegible] schwerlich durch einen Auszug [illegible]

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

PHILOSOPHIE.

Tübingen, b. Laupp: *Religionsphilosophie.* Erster Theil. *Rationalismus.* Von *C. A. Eschenmayer*, Professor in Tübingen. 1818. VIII u. 432 S. Zweyter Theil. *Mysticismus.* Von *C. A. Eschenmayer.* 1822. VIII u. 304 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Sowie es eins der ersten Gesetze des Instituts dieser A. L. Z. ist, dass die Kritik nicht ihre Würde vergesse, und die dem Gelehrten gebührende Achtung verletze: so ist es auch insbesondere Grundsatz des Rec., selbst das minder bedeutende Talent in seiner Sphäre ehrend anzuerkennen, Irrthümer mit der Fackel des Verstandes zu beleuchten, den Verirrten selbst aber ruhig auf den Weg der Wahrheit hinzuweisen. Nun weiss aber Jedermann, dass der Verstand, als das erste und nothwendigste Werkzeug aller Kritik, dem Mystiker ein verächtliches Ding ist, das sich nur zu ganz subalternen Arbeiten im Hause der Wissenschaft gebrauchen lässt. Daher würde ein Recensent, der sich darauf einliesse, mystische Thorheiten aus Gründen des Verstandes zu widerlegen, als ein Unsinniger erscheinen, der mit dem Schwerte in das Wasser schlägt. Diess zur Entschuldigung, wenn man in der Dialektik des Rec. das verständige Princip vermissen sollte. Nun zur Sache!

Hr. *E.*, dem Publicum schon längerher als Philosoph und achtungswürdiger Gelehrter bekannt, hat das Unglück gehabt (denn das ist es nach unserer Ansicht), in den Limbus der Mystik zu gerathen, und hat nun obengenanntes Buch in die Welt ausgesandt, die Weltkinder zur Busse zu mahnen, und der Seelen Seligkeit in dem Pfuhl der Gefühle zu schildern. Die Mystik der neuesten Zeit bildet zu den alten Mysterien darin den schroffesten Gegensatz, dass, sowie in diesen der Myste erst späterhin zum hellen Schauen gelangte, also in jener der Weg von der Helle des gesunden Menschenverstandes zur nächtlichen Hölle der Verstandesverleugnung hinabführt. Diesen Weg von oben nach unten stellt das obige Werk sehr schön dar. *Rationalismus* ist das erste Buch überschrieben, und es geht im Ganzen noch ziemlich vernünftig darin zu. Nach einigen Floskeln über das Verhältniss von Wissen und Glauben, die der Vf. schon mehrmals hat drucken lassen, kommt er S. 4 auf die *Theologie* zu sprechen, die er in drey Theile zerfallen lässt: I. In *natürliche Religion*, in welcher die reine Vernunfterkenntniss göttliche Wahrheiten noch ihrer Prüfung zu unterwerfen sucht; II. In den *mystischen Theil*, in welchem das Wissen und Erkennen mehr in ein Schauen übergeht; III. In die *geoffenbarte Religion*, welche man auch die positive nennt. Danach hat denn auch der Vf. seine Religionsphilosophie in drey Theile, *Rationalismus*, *Mysticismus* und *Supranaturalismus* eingetheilt.

Der erste Theil ist wieder in drey Abtheilungen unterschieden, von denen die erste sich mit der Prüfung der Beweise für das Daseyn Gottes beschäftigt, die zweyte die Meinungen anderer Religionsphilosophen, namentlich *Kant's*, *Fichte's*, *Schelling's*, *Weiss'ens* und *Spinoza's* einer Prüfung unterwirft, die der Vf. natürlich auf dem Probierstein eigener Ansichten anstellt, und die dritte noch einige rationalistische Begriffe und Schlüsse giebt. Der Vf. hat dasjenige, was er hier zusammenstellt, schon in Schriften mancherley Art früher zur Kenntniss des Publicums gebracht, wesshalb die Kritik nichts zu thun findet.

Die Einleitung zum zweyten Theil, der die Überschrift *Mysticismus* führt, besteht grossentheils aus Worten des unvergesslichen *Spittler*, eines Mannes, in dessen Seele bis zum Abend seines Lebens der hellste Tag war. Gleich hinter der Einleitung kommt der Leser, wie natürlich, in das Buch, aber noch keineswegs in die Tiefen der Mystik; vielmehr sind erst philosophische Sätze über die Ideen Platons, der hier recht wie Saul unter die Propheten kommt, vorausgeschickt. Nachdem sich nun der Vf. in der Mitte des Buches weitläuftig über Unnatur und Übernatur, Heilige und Dämonen, über Magie und Wundercuren, Zaubertränke und Hexensalben, und andere wichtige Gegenstände der Art, ausgelassen hat, scheint er am Ende erst zum eigentlichen Durchbruch der Gnade gelangt zu seyn. Hier ist ihm das Verständniss für die Schriften — man erschrecke nicht — *Swedenborgs* und des Schusters *Jakob Böhm* eröffnet, und zum Imbiss für heilsbegierige Seelen werden einige der „herrlichsten Sätze" daraus zum Besten gegeben. Auch wir geben einige der sublimsten Sätze aus der Schrift des Vfs. zur Probe. Zu den heut zu Tage möglichen Wundern rechnet der Vf. S. 195: „die Heilungen des thierischen Magnetismus und die Heilungen durchs Gebet im Namen Jesu, oder auch durch Exorcismus." Rec.

möchte fragen: wie kommen Christus und Belial so nahe zusammen? — S. 209. „Zauber. Der Aufklärling fertigt dieses Capitel mit den Worten ab: es giebt keinen. Der Obscurant dichtet die wunderlichsten Dinge hinein, und bevölkert die halbe Welt damit. Man kann wohl wenig Lust haben, zwischen jenem Absprechen und diesen Abgeschmacktheiten Vermittelung zu stiften; aber im Ernste muss doch die Behauptung erwogen werden, dass, wie aus der *Übernatur* das Heilige *besondere Erweckungen*, *Eingebungen* und *Erleuchtungen* in der menschlichen Seele bewirken könne, so aus der *Unnatur* die Sünde aufsteigen, und besondere *Scheusale*, *Teufeleyen*, *Teufelskünste* und *Besitzungen*, oder überhaupt den *Zauber* in der menschlichen Natur hervorbringen könne.“ — S. 213. „Wie schon im Lebensmagnetismus uns unleugbare (?) Thatsachen lehren, dass der Wille eine heilende Kraft in Natursubstanzen verpflanzen könne, für welche dann die Somnambüle auf die sublimste Art empfänglich ist, ja diese Substanzen durch Geruch, Geschmack und Auge auf das genaueste unterscheidet: so kann auch der vom Gifte der Unnatur geschwängerte Wille seine Macht den an sich unschuldigen Natursubstanzen (Zaubertränke, Hexensalben) mittheilen, und wie diejenigen Menschen, gegen welche die geheime(n) Verwünschungen gerichtet sind, mit ihnen in Contact kommen, dieselben in einen ausserordentlichen Zustand versetzen, der Körper und Seele ergreift.“ S. 215. „Die Volkssagen sind nie ganz aus der Luft gegriffen; ursprünglich stammen sie immer aus einem Factum ab, das aber im Verlaufe sich mit Aberglauben vermischt, immer weiter ausgebreitet und ausgesponnen, und zuletzt auf die ungeschickteste Weise angewandt wird, bis es zum Werth des blossen Mährchens herabsinkt. So verhält es sich mit den Zaubereyen, Behexungen, Besitzungen, Böses anthun, Böses anhaben, Böses anwünschen, und dann mit den verwandten Dingen, Schatzgräbereyen, Geisterbeschwörungen, Festbannungen und allen den Teufelskünsten.“ Hätte unser erleuchteter Philosoph die Geschichte studirt: so würde er wissen, dass der ganze Unflath aus der alten Heidenzeit stammt, und in der Folge nicht ausgesponnen, sondern durch die helleren Ansichten der christlichen Zeit ausgefegt worden ist; nur dass zuweilen ein Träumer den alten Kohl wieder aufkocht. S. 206. „Die Stellung, die wir der Natur zwischen der Übernatur und Unnatur eingeräumt haben, läst gleiche Beziehungen zu einer *Dämonpneustie*, wie zu einer *Theopneustie*, zu.“ Man fodere von dem Rec. keine Widerlegung. Wo der crasse, ungeschlachte Aberglaube so frech ist, aufzutreten, seinen Mund aufzuthun, anzuheben, und zu sprechen: er sey die Religionsphilosophie: da schüttele die ächte Wissenschaft den Staub von ihren Füssen, und gehe von dannen. — Überhaupt könnten wir, da der Welt wenig damit gedient seyn kann, zu wissen, was irgend ein Mystiker meint, hier die Anzeige des Buches schliessen, wenn sich nicht Hn. E. früher als Philosoph einen Namen erworben hätte, und, abgesehen von seinem Mysticismus, mit dem wir es allein zu thun haben, als religiöser Mensch Achtung verdiente. Damit in der Meinung des Publicums der *Eschenmayer*'sche Mysticismus nicht der Philosophie zur Last falle, ist für uns die unumwundene Erklärung nothwendig, dass wir Hn. *E.* nie als Philosophen im strengsten Sinne des Worts haben anerkennen können. Was eigentlich den Philosophen ausmacht, die Kraft und Schärfe des Denkens, das, alle Schemate und Formeln verschmähend, in das tiefinnerste Wesen der Dinge dringt, haben wir in den Schriften des Vfs. immer vermisst. Mit einer regen Einbildungskraft begabt, die ihm überall, wo er nach der Wahrheit und nach dem Wesen der Dinge trachtet, das Bild und den Schatten vorhält, hat er stets, wo es darauf ankam, den flüchtigen, farblosen Gedanken festzuhalten, nach algebraischem Formeln gegriffen, mit denen sich zwar rechnen, aber in aller Weise nicht denken läst. Eigentlicher Apostel des Verstandes, der uns für den Oberpriester im Tempel der Wissenschaft gilt, ist Hn. *E.* nicht; denn er hat nie viel auf ihn gehalten (vgl. f. Psychologie, S. 400 f.). Immerhin hätte er daher der Welt seine mystische Weisheit vorlegen mögen; nur hätte er diese Gedankentrübheit nicht Philosophie nennen sollen: denn die Philosophie, als die Wissenschaft der Weisen, ist so wenig an mystischen Verirrungen Schuld, als etwa der Rec. an dem Kindermord zu Bethlehem. — Nach dieser Erklärung weiss Rec. sich nicht besser von dem zweydeutigen Buche, bey dessen Inhalt ihn mehrmals ein Gespenstergrauen angewandelt hat, los zu machen, als indem er einen der obersten Teufel citirt, von dem unser herrlicher *Goethe* die Worte niedergeschrieben hat:

> Verachte nur *Verstand* und *Wissenschaft*,
> Des Menschen allerhöchste Gaben,
> So hast dem Teufel dich ergeben,
> Und musst zu Grunde geh'n.

Da wir bisher die Schrift und Tendenz des Vfs., als einzelne Erscheinung, noch nicht im Lichte des Allgemeinen gezeigt haben: so fehlt unserer Beurtheilung noch ein Moment, das wir ihr nicht anders zu geben wissen, als durch eine psychologische Erklärung der Mystik überhaupt, nach der wir dem Leser [illegible] *Fiat applicatio* aufzuerlegen haben. Jeder [illegible] kennt in seinem Inneren ein wunderbares V[illegible], das der Spiegel der Welt ist, und aus seinem [illegible] sse Welten gebiert; es ist die Einbildungskraft im [illegible] testen Sinne des Wortes, ein Vermögen, in dessen [illegible] sen uns Hören und Sehen vergeht, das [illegible] noch nicht ausgemessen ist. Dass dieses Vermögen uns da, wo der Verstand nicht an der Schwelle der Wahrheit wacht, die wunderlichsten Gestalten vorzaubern kann, ist eine so leichte Erfahrung, dass arbeitsame Leute sie nur im Schlafe machen. Wer an die Gestalten dieses zauberkräftigen Vermögens das Richtscheit der Wahrheit legt, ist der Meister Verstand. Obwohl nun verständige Leute bey wachen Augen nicht träumen: so sind doch alle Gestalten, die vor unserem Bewusstseyn stehen, aus dem Schoosse der Einbildungskraft geboren, und auch im Zustande der

wachen Besonnenheit werden wir durch unsere Einbildungskraft unmerklich bestimmt, wie denn Jedem bekannt ist, dass uns, je nachdem dieser innere Spiegel durch eine glückliche oder unglückliche Stimmung rein oder getrübt ist, die Welt heiter oder dunkel erscheint. Erklärbar ist es daher, dass Menschen, die wenig Verstandes, d. i. des glücklichen Vermögens, sich in der Wirklichkeit zu orientiren, haben, gern in dem grossen Reich der Einbildungskraft schweben und *schwärmen*; dort ist das Feld der inneren *Beschauung*; dort sind die herrlichen Siebensachen der *Mystik*, die schon dem Wortverstande nach ein Munkeln im Dunkeln ist, zu finden. — Besonders ausgesetzt sind der Gefahr, von dem Zauber der bunten Gestaltung in diesem Reiche bestrickt zu werden, alle Menschen, die eine einseitige Bildung empfangen haben, und der Cultur des Verstandes ermangeln, wie *Swedenborg* und *Jakob Böhm*; speculative Denker, deren Sinn für das Wirkliche abgestumpft ist, wie z. B. *Spinoza* in sofern Schwärmer genannt werden kann, als er seine Subjectivität aufgab, und sich in dem Unermesslichen der Substanz versunken wähnte. Die probabelsten Candidaten der Mystik aber sind Menschen, die ihre Nervenkraft durch ein ausschweifendes Leben geschwächt haben; vornehmlich auch die vom Sprichwort berufenen Thränenschwestern, bey denen, um mit dem geistreichen *Hegel* zu sprechen, die feste Gestaltung des Bewusstseyns in den Brey des Herzens zerflossen ist.

Nach diesem bleibt Rec. noch die Erscheinung der Mystik in unseren Tagen zu erklären. Wer von uns Allen aber hätte nicht die allgemeine Klage über Nervenschwäche vernommen? Einem entnervten Geschlechte sind Erscheinungen im Völkerleben vorübergegangen, wie die Weltgeschichte wenige aufzuweisen hat, und eine Spannung ist gewesen, auf die Abspannung folgen musste; Hoffnungen und Träume sind geweckt worden, gegen welche die Wirklichkeit protestirt hat; darum mussten die, welche das Wirkliche nicht als das Wahre und Vernünftige nehmen wollen, mit ihren Träumen in sich selber flüchten. Dazu kommt noch, dass die Philosophie, nachdem sie lange bey der Theologie Magddienste verrichtet, endlich frey geworden ist, aber mitunter sich einem unsauberen Leben ergeben hat.

Rec., welcher der Meinung ist, dass dem sich als Wissenschaft gebährdenden Mysticismus von der Kritik sein Recht widerfährt, wenn sie ihn nicht widerlegt, sondern psychologisch und historisch erklärt, hält sich hiemit seiner Pflicht ledig, glaubt es aber in anderer Hinsicht nicht undienlich, noch auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche von dieser Seite her nach seiner Ansicht droht. Jedoch kann er sich dabey, da bereits *Hegel* in der Vorrede zu seiner Philosophie des Rechts das Wesen derer, die in der Meinung, im Gefühl und in trüber Begeisterung das Höchste zu haben vermeinen, mit Meisterhänden gezeichnet hat, mit der Andeutung begnügen, was wir zu erwarten hätten, wenn es gelänge, den Blick des Menschen von der Wirklichkeit abzulenken, und dem Aberglauben, der sich schon hin und wieder so laut vernehmen lässt, das Zepter zu geben. Jedenfalls würden die Zeiten wiederkehren, wo man den Abt *Gerbert*, bloss weil er eine plumpe Uhr nach dem Polarstern gerichtet hatte, für einen Hexenmeister hielt, wo man einen *Galiläi* auf den Knieen Abbitte thun liess, wo man ehrliche Weiber in Menge als Hexen verbrannte.

Dass wieder Religion und sittliches Leben und Zucht unter das Volk komme, und die Bande der Gesellschaft sich fester knüpfen: dafür lasst uns wirken, Männer von Kraft und Verstand! Dass es Licht werde und bleibe in dem Reiche der Wissenschaft, sey unser Bemühen; denn nur, wo Licht ist, ist auch Leben und Luft; in der Finsterniss aber hausen die Gesellen des Bösen und alles Gespüke des Teufels. Gegen die unsauberen Geister, die da Zizania streuen in die Saat des Guten; gegen die Irrlichter, die uns vom Wege abführen möchten, nehmt die Waffen, die Gott, als der Vater des Lichts, Jeglichem beschieden, das Schwert des Verstandes, das in das Mark der Dinge schneidet und scheidet, und die Hechel der Kritik und die Geisseln des Spottes, und treibt sie aus den Tempeln der Wissenschaft! Das aber haltet fest: Es ist keine Wahrheit, als die Wahrheit, und der Verstand ist ihr Prophet.

F. r.

PÄDAGOGIK.

STUTTGART, in Comm. d. Metzlerschen Buchhandlung: *Neue Anweisung zum Lesenlernen*, mit einer noch nie so beobachteten Stufenfolge und Behandlung der Wörter, von M. *Gottfried Heinrich Neuffer*, Pfarrer in Kochersteinsfeld. I Abtheilung. Darstellung der Lehrart. 136 S. II Abtheilung. Nahmenbuch (Namenbuch). 188 S. III Abtheilung. Sätze und Erzählungen. 1817. 279 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *N.* sagt in der Vorrede zur Rechtfertigung seiner neuen Anweisung zum Lesenlernen: „Männer, die sich lange Zeit mit dem Elementarunterrichte beschäftigten, werden gefunden haben, dass die Kinder, wenn sie durch irgend eine Lehrweise so weit gebracht sind, dass sie lesen können, doch gewöhnlich keine verhältnissmässigen Fortschritte in dieser Kunst machen, sondern vielmehr geraumere Zeit einer Nachhülfe bedarfen (bedürfen). Diesem Uebelstande soll nun dieses Buch abhelfen, und durch dasselbe (sollen) manche der Ursachen wegfallen, aus welchen die Kinder keine bedeutenden Fortschritte machen." — Es fragt sich, wie Kinder, „*welche lesen können*," noch Fortschritte in dieser Kunst machen sollen. Der Vf. will nur in seiner unbehülflichen Schreibart sagen: dass die Kunst, zu lesen, den Kindern nur mit Überwindung grosser Schwierigkeiten beygebracht werden könne. Sein Buch soll nun diese Schwierigkeiten beseitigen. Und da es eine *neue* Anweisung zum Lesenlernen, mit einer noch nie so beobachteten Stufenfolge und Behandlung der Wörter verspricht: so müssen wir angeben, ob der Vf. diese Erwartungen

befriedigt. Nach seinem „Dafürhalten" erschweren vorzüglich folgende fünf Ursachen die Wirkung des Unterrichts im Lesen: „1) Die Kinder sind noch nicht unterrichtsfähig, wenn sie in die Schule kommen, und der Unterricht im Lesen gewöhnlich angefangen wird. 2) Bey dem Lesenlehren wird der Verstand der Kinder zu wenig in Anspruch genommen, und diese werden nicht zum deutlichen Bewusstseyn dessen, was sie thun, indem sie lesen, gebracht. 3) Durch das bisherige Zerreissen der Wörter in sinnlose Sylben wird die Gedankenlosigkeit genährt. 4) Die gehörige Stufenfolge von leichten zu schweren Wörtern wird nicht genug beobachtet. 5) Die Sammlung derjenigen Wörter, die als Lesestoff dienen sollen, ist viel zu dürftig." Dass mit dem Unterrichte im Lesen der Anfang des Unterrichts überhaupt gemacht wird, ist allerdings eine Ursache von dem langsamen Fortschreiten der Leseschüler; aber man hat diesen Unterricht desswegen vorausgestellt, weil er Kindern, deren sämmtliche Geistesfähigkeiten noch nicht entwickelt sind, ertheilt werden kann, indem nur das Gedächtniss dabey erfodert wird. Ein jeder anderer Unterricht für solche Kinder würde mit noch mehreren Schwierigkeiten verbunden seyn. Am wenigsten sind Kinder in dem Alter, in welchem sie gewöhnlich lesen zu lernen anfangen, im Stande, den Unterricht über die Sprache zu fassen, welchen unser Vf. als Vorbereitung zum Unterricht im Lesen vorgehen lassen will. Auch die Massregel: „dass die Kinder mit dem, was sie thun, wenn sie sprechen oder lesen, bekannt gemacht werden, und ihr Verstand in beständiger Thätigkeit erhalten werden soll," wird unseren Vf. von seinem Zwecke, die Fertigkeit im Lesen schneller zu bewirken, mehr entfernen. Es sollen nach seiner Vorschrift nicht bloss alle Terminologieen, durch welche unverständige Lehrer der Lautmethode bey Vielen das Zutrauen geraubt haben, den Kindern beygebracht werden; sondern sie sollen auch wissen, aus welchen Linien die Buchstaben zusammengesetzt sind, welche Buchstaben z. B. aus lauter krummen Linien bestehen, welche aus krummen und geraden zugleich, welche aus senkrechten und schrägen Linien zusammengesetzt sind. Rec. hält eine solche Vergleichung verschiedener Figuren und eine bestimmte Aussage dessen, was in der Anschauung enthalten ist, für die intellectuelle Erziehung überhaupt sehr zweckmässig. Nur würde er dazu nicht die Lautfiguren wählen, weil die einzelnen Charaktere der Buchstaben dem Anfänger im Vergleichen nicht deutlich genug in die Augen springen; aber am allerwenigsten würde er eine solche Zersplitterung der einzelnen Linien, aus welchen ein Buchstab entsteht, als einen Unterricht oder als eine Uebung ansehen, durch welche das schnellere Lesenlernen befördert werden könne. Denn es ist genug, wenn der Leseschüler bey der Lautfigur sich ihres Lautes erinnert, und denselben ertönen lässt. Die Kenntniss, ob diese Figur einen Hauch- oder Zischlaut, einen Gaumen- oder Lippenlaut u. s. w., bezeichnet, ist zum Lesen nicht nöthig, noch weniger die Kenntniss von den geraden und krummen, von den senkrechten und schrägen Linien, welche die Lautfigur enthalten sind. Der kürzeste Weg des Unterrichts im Lesen bleibt immer der, dass der Lehrer eine Lautfigur nach der anderen dem Schüler anschauen, und dabey den vorgesprochenen Laut mechanisch nachsprechen lasse. Alles das, was unser Vf. zur Beseitigung der in No. 2 angegebenen Ursache der unbedeutenden Fortschritte der Leseschüler weitläufig auseinandergesetzt, ist ein Abweg, welcher die vom Ziele entfernt, die ihn betreten.

Der Vf. will ferner eine neue Abtheilung der Sylben einführen, und erwartet davon eine grosse Hülfe für den Unterricht im Lesen. Er verlangt, die Stammsylben von den Vor- und Nachsylben gehörig zu trennen, und theilt: statt Läh-mung, Lähm-ung, wenig statt we-nig, geloff-en (gelau-fen) statt gelof-fen u. s. w. — Wir zweifeln sehr, dass diese Art, die Sylben abzutheilen, dem Leseschüler eine Erleichterung verschaffen werde. Da aber unser Vf. dadurch eine der Ursachen zu entfernen glaubt, welche die Fortschritte der Leseschüler verhindern: so müssen wir ihn darauf aufmerksam machen, dass die Lautmethode gar keiner Sylbenabtheilung bedarf. Denn wenn der Leseschüler die Laute eines Wortes nach einander schnell ertönen lässt: so spricht er das ganze Wort aus, ohne eine Abtheilung der Sylben bemerkbar zu machen.

Was nun die gehörige Stufenfolge von leichten zu schweren Wörtern betrifft, welche nach der Meinung des Hn. *Neuffer* bisher nicht genug beobachtet seyn soll: so muss ihm Rec. bey dieser angeblichen Thatsache geradezu widersprechen. Diese Stufenfolge vom Leichten zum Schweren ist fast in jeder Fibel beobachtet, da sie auf ganz einfachen Grundsätzen beruht, die Jeder kennt, der eine Fibel verfertigt. Uebrigens kann man auch behaupten, dass bey der Lautmethode wenig auf diese Stufenfolge ankommt, weil der Leseschüler sogleich liest, so bald er im Anschauen der Lautfiguren die Laute bey sich hervorbringt, und jeder Laut einzeln ertönt, ohne dass die Zusammensetzung der Laute Schwierigkeiten verursacht.

Eben so wenig kann Rec. eine Schwierigkeit, welche das leichtere Lesenlernen bis jetzt [illegible] habe, darin finden, dass die Sammlung [illegible] Wörter, welche als Lesestoff dienen sollten, [illegible]tig gewesen sey. — Soll denn jedes [illegible] Wort, welches in der Sprache sich befindet, in [illegible] vorkommen? Wenn unser Vf. eine solche [illegible] an eine Fibel macht, so dürfte auch sein [illegible]menbuch weit hinter derselben zurück[illegible] Leseschüler, der die Laute richtig und [illegible] spricht, wird auch jedes Wort lesen, [illegible] ersten Mal vorkommt.

Nach dieser Auseinandersetzung dessen, [illegible] sem Buche hat geleistet werden sollen, [illegible] sere Leser selbst beurtheilen, ob diese [illegible] Lesenlernen mit Recht eine neue [illegible] durch der Zweck, künftig beym Lese-Un[illegible] ler zum Ziele zu gelangen, erreicht [illegible]

…lich *Herrschaft*, durch … Diogenes konnte auch Ari… Polit. III, 10. 11, wo es so… …ους. Die Griechen nann… …συμνήτας, die auf ihre ganze …den, oder auf eine bestimmte …r gewisse Zwecke nöthig wa… …n Dictatoren bey den Römern. …h besonders eine Person be… …he die Herrschaft über gewisse … wird, hätte etwa auch noch zur … angeführt werden können. Nach …eles hiess der Vorsteher eines Kam… …hat hier die zugegebene Bedeutung: …e. Wenn aber dieses Wort überhaupt … *Ali*, bezeichnet: so ist *Epheuranke* kei… Bedeutung — es gehört ja in die Gat… …ειγ. Sonst hätte noch eine Bedeutung … als neu angegeben werden können, näm… …*gelchen am Fenchel*, Diosk. L. 3. Bey …*ne Grund* — fehlt die Bedeutung: *heim*… …*ermuthet*, *unerwartet*, wie Polybius sagt: …ς κατὰ τὸν θόρυβον ἀπέῤῥευσε — *er entwischte in* …*unvermutheten Tumulte heimlich*. Zu ἀλεία, …λειάω, konnte neben der Autorität des Diogenes … die des Homers angeführt werden. Das Wort …α, von Epikur gebraucht, und von *Cic. de Fin.* … *et M.* 1, 6 angeführt, ist nicht ganz richtig über…zt durch: *Unendlichkeit*, *Zahllosigkeit*, z. B. τῶν …σμων. Unter ἀπειρία verstand Epikur, dem das Wort in diesem Sinne eigen zu seyn scheint, und das Cicero a. a. O. durch *infinitio* erklärt, jenen unendlich leeren Raum, wo die Atomen von Ewigkeit her im perpendicularer Richtung sich bewegten, und endlich, um den kleinsten denkbarsten Grad von derselben abweichend, sich vereinigten, und die Welt bildeten. Dass *diese* Unendlichkeit in diesem Sinne durch jenes Wort bezeichnet werde, erhellt aus *Cic. de Fin.* a. a. O., wo von dieser ἀπειρία unterschieden werden, *innumerabiles mundi, qui et oriantur et intereant quotidie*. Gewisse Stellen von citirten Autoren sind hier oft recht gründlich erklärt, und die irrige Ansicht im *Schneider*'schen Wörterbuche ist berichtigt, z. B. bey ἀποβατικὸς u. a. — Ἀπόδειξις übersetzt unser Vf.: *die Conclusion eines Schlusses* — aber Conclusion und Schluss ist Eins. Vielmehr: *der Schluss eines Arguments*, der *aus den Prämissen folgende Satz*. Dieses Wort kommt häufig vor in der Bedeutung: *Beweisführung*, bey Demosthenes, Äschylus, Thucydides. Bey Aristoteles bezeichnet es einen ordentlichen Syllogismus — συλλογισμὸς ἐπιστημονικός — auch heisst es wirklich die *Conclusion*. *Cic. Ac.* 2, 8 gebraucht also nur das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung, und ist in sofern keine besondere Autorität. — Dass ἄπορος *sc.* λόγος bey Diog. 7, 44 eine besondere Art von Syllogismus sey, liegt nicht in dieser Stelle. Das Wort drückt eine besondere Art von Streit aus, aus dem man sich nicht leicht loswickeln kann. *Aul. Gell.* L. IX c. 15 nennt es *controversiam parum consistentem*, und

Grundlage dieser Beyträge ausmachen, sondern nur etwa bey denen, die er nebenher, vorzüglich in den Noten der *Meibom'schen* Ausg. des Diogenes, als Gewährsmänner so citirt gefunden habe. Gleichwohl aber hätte auch bey solchen Wörtern die Stelle des Autors genau vom Vf. nachgesucht und angeführt werden sollen. Diess wäre wenigstens für Genauigkeit im Ganzen, und in Hinsicht auf seinen Tadel einer solchen Citationsweise, von Seiten *Schneiders*, consequent und gerecht gewesen. — In dem *Schneider'schen* Wörterbuche fehlen ferner nicht selten die Wörter, welche die Geographie und die Eigennamen betreffen. Die rhetorischen, technischen Ausdrücke, wie die philosophischen, sind ebenfalls entweder ganz weggelassen, oder nicht gründlich und deutlich erklärt. In den vorliegenden *Beyträgen* kommen nun absichtlich Namenbildungen und Anwendungen der Eigennamen zu Wortspielen, deren sich viele bey Diogenes finden, auch Ableitungen und Zusammensetzungen vermittelst der Eigennamen vor. Ebenso werden Bedeutungen der Beywörter, die, aus der persönlichen Bedeutung abgeleitet einen etwas allgemeinen Begriff geben, dargelegt. Z. B. S. 1 ἀγαμεμνόνειος: *dem Agamemnon an Herrschsucht ähnlich.* Diog. 2, 51. — Dass aber vornehmlich die philosophische und rhetorische Terminologie von unseren Lexikographen bisher vernachlässigt worden, liegt am Tage. Es scheint, dieselben haben diese eigenthümliche Sprachart nicht als so ganz geeignet für ein Wörterbuch angesehen, weil die Kunstausdrücke im Griechischen oft von der Bedeutung des allgemeinen Sprachgebrauchs, wenigstens in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, abweichen, und erst in dieser bestimmten Wissenschaft oder Kunst eine eigene oder andere modificirte Bedeutung erhalten haben. Allein für das Studium der griechischen Rhetoriker und Philosophen wäre dennoch die Erklärung und deutliche Auseinandersetzung der Begriffe in der Kunstsprache nöthig gewesen. Das *lex. septem virorum* hat hierin Mehreres geleistet. Es wäre daher zu wünschen, dass Männer, die mit der erfoderlichen Kenntniss der griechischen und lateinischen Sprache (weil die Römer aus den Griechen auch hierin schöpften, und ihre Ausdrücke in der lateinischen Sprache oft darlegten, wodurch sie häufig den griechischen Ausdruck aufhellten), als auch der alten Rhetorik und Philosophie, ausgerüstet sind, dieses Gebiet besonders bearbeiteten, und die hieher gehörigen alten Autoren zum Grunde legten. Verdienstlich ist es daher, dass unser Vf. Einiges für die genannten Fächer darlegt und berichtigt, vornehmlich in der philosophischen Terminologie, wenn auch das Meiste aus der *Meibom'schen* Ausg. des Diogenes, und aus *Ernesti's Clav. Cic.* entlehnt ist. Sodann wollte der Vf. die Freunde des lexikographischen Studiums noch in anderen Beziehungen auf den Diogenes aufmerksam machen, weil noch Vieles aus ihm benutzt werden kann, z. B. in Ansehung der Constructionen, die vom Gewöhnlichen oft abweichen. Dieser Punct eignet sich zwar zunächst für die Grammatik; allein dem Wörterbuche bleibt dennoch Vieles hievon vorbehalten, in sofern sich jene mehr mit dem Allgemeinen und Gewöhnlichen, dieses zugleich mit den Particularitäten, abgeben soll. Auf Präpositionen und Conjunctionen hat der Vf. keine Rücksicht genommen: was wir nicht loben können. Zwar hat Hr. *Passow* Vieles hierin ergänzt und berichtigt, aber gleichwohl bliebe für solche Beyträge noch einige Nachlese übrig; und wenn auch diess zunächst der Grammatik und den für solche Partikeln bestimmten Büchern zugehört: so soll doch der Lexikograph auch dergleichen Bemerkungen in möglichster Kürze beyfügen. Ebenso ist es bekannt, dass die *modi* und *tempora* in neueren Zeiten besonders bearbeitet, und nähere Bestimmungen der in denselben liegenden Begriffe gegeben worden sind. Auch diess kann der Lexikograph kurz beyfügen, weil Alles diess in die Grammatik nach ihrer erfoderlichen Gedrängtheit und steter Rücksicht auf Allgemeinheit nicht wohl immer aufgenommen werden kann.

Rec. will nun in seiner Beurtheilung der vorgebrachten Wörter sich nur auf den Buchstaben A einschränken. [illegible], *dumm, unverständig*, [illegible], *eine Dummheit. Cic. ad Attic.* 7, 7. Dass *Schneider* dieses und ähnliche bey Cicero vorkommende Wörter nicht hat, ist daraus erklärbar, weil er zunächst für die Leser griechischer Schriftsteller ein Wörterbuch geben wollte, unbekümmert um die von einer anderen Nation griechisch gemachten oder geformten Ausdrücke. Daher findet sich dieses Wort auch nicht in anderen Wörterbüchern, und daher stehen in *Ern. Ind. gr. lat.* manche Wörter, die weder *Schneider*, noch ein anderer Lexikograph, hat, weil solche mehr zum Verständniss des Römers, als der Griechen gehören, wie z. B. [illegible]. [illegible] kommt bey *Cic. ad Attic.* 12, 5 richtig in der Bedeutung vor: *redlich — ohne Schminke oder Trug.* Die Form eines Adjectivs [illegible] wird nun vom Vf., wie er sagt, vorausgesetzt, findet sich aber nirgends. Eben diese Voraussetzung nimmt er an bey [illegible] — *nicht schmeichelnd*, *Cic. Att.* 13, 51. Dieses Adverbium setzt nach seiner Äusserung das Adjectivum [illegible] voraus, aber es wird nirgends [illegible]. Cicero machte solche Adverbien, ohne auf eine [illegible] eines Adjectivs Rücksicht zu nehmen. Besser [illegible] es: *wie wenn dieses Adv. von der Form* [illegible] *herkäme.* Solche griechische Wörter, [illegible] u. dgl., hat Cicero selbst gebildet, so, dass wir die Bedeutung theils aus dem Zusammenhange, theils aus dem Grundworte, von welchem sie herkommen, nehmen müssen; oder hat er sie aus griechischen Schriftstellern, die für uns verloren gegangen sind (was sehr unwahrscheinlich ist), oder aus dem Umgange mit gebildeten Griechen (was wieder sehr zu bezweifeln ist). Daher gehören sie zunächst auch in kein Lexikon, sondern in ein griechisches Wörterbuch aus Cicero, wie *Ernesti's Index* ist, ungeachtet ihrer in einem Lexikon [illegible] wähnung geschehen kann. Zwar ist diese [illegible] allen von Cicero gebrauchten Wörtern der Fall [illegible]

bey [illegible] ([illegible]). Dieses und mehrere solche kommen auch bey griechischen Autoren bey in der Bedeutung, in welcher sie Cicero gebraucht, und sollten im Lexikon nicht fehlen. Auch ist zuweilen ein Anderer der Erfinder eines griechischen Wortes, das Cicero hat, z. B. ἀμαλθεῖον (*Cic. ad Att.* 1, 16. 2, 1). Atticus selbst nannte sein Landgut so. Bey dem Worte ἀφαίρεσις, das *Schneider* hat, führt unser Vf. an: ἐξ ἀφαιρέσεως (*Cic. ad Att.* 6, 1), und zwar so, dass es eine Zugabe der Bedeutung erhalten habe. Allein es ist eine von Cicero willkührlich gemachte Anwendung des bekannten Wortes ἀφαίρεσις — und gehört also nicht unter die Wörter, deren Bedeutungen vermehrt worden sind. Ἀφαίρεσις ist nämlich: das *Weg- oder Herausnehmen* — in der Landwirthschaft und Medicin gewöhnlich. In der letzten ists eine Curart, wenn nämlich dem Körper Blut weggenommen wird. *Sanguis* heisst aber bey den Römern zuweilen soviel, als *pecunia*. (*Cic. Verr.* III, 36. *Sext.* 36.) Cicero will nun sagen: *Appius habe die Provinz erschöpft, ausgesogen, Alles aus ihr weggenommen*, und drückt sich in boshaftem Scherz so aus: *Appius ἐξ ἀφαιρέσεως provinciam curavit* (s. *Ind. gr. lat.*). — Unter die mit neuen oder besseren Citaten versehenen Wörter werden andere bey *Cic. ad Att.* vorkommende aufgenommen, und die Stellen bey Cicero angeführt. Z. B. ἀντιφώνησις (*ad Att.* 15, 13), ἀντιφώνητος (*ad Att.* 6, 1). Allein Cicero hat hier keine Autorität, weil er dergleichen griechische Wörter, besonders in seinen Briefen, oft in einem anderen oder anders modificirten Sinne gebraucht, bald im Scherz, mit Zufügung einer komischen Idee, bald tropisch. Man könnte etwa nur sagen: *Cicero habe dieses Wort auch in dieser oder jener Bedeutung*, wobey wir uns aber irren würden, wenn wir dasselbe als dem griechischen Sprachgebrauche angehörend nehmen wollten. So kommt [illegible] vor (*ad Att.* 5, 11); allein wenn dieses Wort kein Grieche hat: so ist Cicero kein Ersatz einer solchen Autorität. So auch ἄνθος — *die schönen, blühenden Stellen einer Schrift* (*ad Att.* 16, 11). Wenn hiebey die Bedeutung: *das Vollkommenste, Schönste, Geschmackvollste*, besonders bey Dichtern im Griechischen gewöhnlich ist, wie im Deutschen: *blühen — blühender Stil*: so ist diess keine Zugabe der Bedeutung — sowie *blühen* beym Stil im Deutschen keine neue Bedeutung, sondern eine *Übertragung* ist. Wenn es aber auch so wäre: so könnte aus der Stelle Ciceros diese neue Bedeutung nicht bewiesen werden, aus den obigen Gründen. Hiezu kommt, dass bey manchen solchen von Römern gebrauchten griechischen Ausdrücken verschiedene Lesearten oft statt finden, und man also schon in sofern ein Wort von der Art nicht wohl als ein bestimmt bey *Schneider* fehlendes angeben kann, wie z. B. [illegible]. Übrigens wird damit nicht geleugnet, dass solche Ciceronische Ausdrücke da, wo von den Wortbedeutungen die Rede ist, füglich wenigstens bemerkt werden können. Bey αἰσυμνήτης — αἰσυμνητεία, wo in den Beytr. blos steht: *Herrschaft*, fehlt ein in diesem Worte noch liegender Begriff, nämlich *Herrschaft, durch Wahl übertragen*. Neben Diogenes konnte auch Aristoteles angeführt werden, *Polit.* III, 10. 11, wo es sehr gut ausdrückt, als [illegible]. Die Griechen nannten diejenigen Herrscher αἰσυμνῆται, die auf ihre ganze Lebenszeit gewählt wurden, oder auf eine bestimmte Zeit, so lange, als sie für gewisse Zwecke nöthig waren, wie die ehemaligen Dictatoren bey den Römern. Dass αἰσυμνήτης auch noch besonders eine Person bezeichnet, durch welche die Herrschaft über gewisse Gegenstände geführt wird, hätte etwa auch noch zur deutlichen Erklärung angeführt werden können. Nach Homer und Aristoteles hiess der Vorsteher eines Kampfes so. — Ἀκρέμων hat hier die zugegebene Bedeutung: eine *Epheuranke*. Wenn aber dieses Wort überhaupt einen *Zweig, Ast*, bezeichnet: so ist *Epheuranke* keine besondere Bedeutung — es gehört ja in die Gattung von *Zweig*. Sonst hätte noch eine Bedeutung eben sowohl als neu angegeben werden können, nämlich: *Stängelchen am Fenchel*, Diosk. L. 3. Bey ἀλόγως — *ohne Grund* — fehlt die Bedeutung: *heimlich, unvermuthet, unerwartet*, wie Polybius sagt: ἀλόγως πῶς κατὰ τὸν θόρυβον ἀπέδρασε — *er entwischte in einem unvermutheten Tumulte heimlich*. Zu ἀλοία, ἀλοιάω, ἀλοιάω, konnte neben der Autorität des Diogenes noch die des Homers angeführt werden. Das Wort ἀπειρία, von Epikur gebraucht, und von *Cic. de Fin. B. et M.* 1, 6 angeführt, ist nicht ganz richtig übersetzt durch: *Unendlichkeit, Zahllosigkeit*, z. B. τῶν κόσμων. Unter ἀπειρία verstand Epikur, dem das Wort in diesem Sinne eigen zu seyn scheint, und das Cicero a. a. O. durch *infinitio* erklärt, jenen unendlich leeren Raum, wo die Atomen von Ewigkeit her in perpendicularer Richtung sich bewegten, und endlich, um den kleinsten denkbarsten Grad von derselben abweichend, sich vereinigten, und die Welt bildeten. Dass *diese* Unendlichkeit in diesem Sinne durch jenes Wort bezeichnet werde, erhellt aus *Cic. de Fin.* a. a. O., wo von dieser ἀπειρία unterschieden werden, *innumerabiles mundi, qui et oriantur et intereant quotidie*. Gewisse Stellen von citirten Autoren sind hier oft recht gründlich erklärt, und die irrige Ansicht im *Schneider*'schen Wörterbuche ist berichtigt, z. B. bey [illegible] u. a. — Ἀπόδειξις übersetzt unser Vf.: *die Conclusion eines Schlusses* — aber Conclusion und Schluss ist Eins. Vielmehr: *der Schluss eines Arguments*, der *aus den Prämissen folgende Satz*. Dieses Wort kommt häufig vor in der Bedeutung: *Beweisführung*, bey Demosthenes, Äschylus, Thucydides. Bey Aristoteles bezeichnet es einen ordentlichen Syllogismus — συλλογισμὸς ἐπιστημονικός — auch heisst es wirklich die *Conclusion*. *Cic. Ac.* 2, 8 gebraucht also nur das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung, und ist in sofern keine besondere Autorität. — Dass ἄπορος *sc.* λόγος bey Diog. 7, 44 eine besondere Art von Syllogismus sey, liegt nicht in dieser Stelle. Das Wort drückt eine besondere Art von Streit aus, aus dem man sich nicht leicht loswickeln kann. *Aul. Gell.* L. IX c. 15 nennt es *controversiam parum consistentem*, und

er meint, es werde im Lateinischen am sichersten durch: *inexplicabile* übersetzt. Die ganze Stelle bey Gellius klärt den Begriff von ἄπορα so ziemlich auf. Aporia, ein bey *Schneider* fehlendes Wort, gebraucht *Cic. ad Att.* 10, 5 in der Bedeutung: *etwas Unmögliches, Schweres.* Allein Cicero nahm das Wort aus dem bekannten griechischen Vers, der sprichwörtlich gebraucht wurde, und ein Theil jenes pythischen Orakels ist, das Herodot I, 66 vollständig anführt, so, dass diesem, nicht dem Cicero, hier die Autorität zukommt. Ἄρκτοι erhält die Zugabe der Bedeutung: *das Gestirn des grossen und kleinen Bärs.* Allein wenn ἄρκτος der Bär heisst: so ist es nur eine besondere Anwendung dieser Bedeutung auf dieses Gestirn, keine neue Bedeutung, so wenig, als im Lateinischen *ursus. Cic. de nat. D.* 2, 41 nahm den Ausdruck aus dem Griechischen in der Bedeutung *Bär* — der Context muss nun zeigen, ob von den Bären am Himmel, oder auf der Erde die Rede ist. Bey ἀρχίτυπον — das *Original* — könnte deutlicher bestimmt werden, was für ein Original, nämlich *das erste ursprüngliche Exemplar einer Schrift,* bey *Cic. ad Att.* 16, 3. Aristoteles gebraucht dieses Wort in dem Sinne: *die erste Form, Gestalt,* von welcher alsdann eine Figur, Abbildung, gemacht werden kann. Diese letzte Bedeutung wird von Cicero bloss angewendet auf eine Schrift. Der Anhang: *Cujus generis* ist *pentateuchus?* verräth gleichfalls eine gute Kenntniss der griechischen Sprache, besonders der Grammatik. — Die Behauptung, die *G. D. Theod. Friedr. Stange* in *Keils und Tzschirners Analekten für das Studium der exeget. und systemat. Theologie,* St. 1, S. 22 f., aufgestellt hat, ist diese: πεντάτευχος sey als ein eigenes Substantiv *gen. neutr.* anzusehen, ohne dass man βίβλος oder dergleichen Etwas verstehen dürfe. Sollte man, meint er, das Wort πεντάτευχος zur 2ten Declination bringen wollen, so wäre es lieber nicht mit lateinischen Buchstaben, oder wenn man diess nicht wolle, besser *pentateuchum* zu schreiben. *Scheller,* der *pentateuchus* als *masc. gen.* 2ter Decl. angegeben, und sich auf Tertullian berufen hat, worüber *Stange* den verdienten Lexikographen unbillich anspricht, wird vertheidigt. Unser Vf. verweist ihn auf das grosse lateinische Lexikon in mehreren Bänden, wo die Stelle bey *Tertull. adv. Marc.* 1, 10 angeführt, und der hämische Ausfall eben dadurch widerlegt, auch beygesetzt ist: *pentateuchum, i, n.* Hr. *Preiss* hält nach der vorangegangenen philologischen Entwickelung der Sache für das Passendste, auf den Vorgang der Alten hin *pentateuchus* als *femin.* zu gebrauchen; übrigens wäre bey demjenigen, der *liber* oder *volumen* darunter verstehen, mithin das *gen. masc.* oder *neutr.* annehmen wollte, nicht zu verdenken, wenn er nur nicht diesen seinen eigenen Gebrauch als den einzig wahren geltend machen wollte. Wenn *Stange* behauptet, auch *pentateuchum* sey ehemals üblich gewesen: so wird mit Recht gefodert, dass dieser Gebrauch nachgewiesen werde. Übrigens gebraucht Hieronymus das Wort auch in *gen. masc.* Die Stelle wird hier von unserem Vf. angeführt, und mit Recht sieht er es als einen weiteren Beleg dafür an, dass die Lateiner öfters ein Wort ihrer Sprache von anderem *genus,* als bey den Griechen, zu einem griechischen Adjectiv subintelligirt, und dem nach diesem Substantiv gebrauchten Adjectiv ein anderes *genus* gegeben haben. Ob die Form *pentateuchum* irgendwo vorkommt, ist sehr zu bezweifeln. Das *lex. septemvir.* hat zwar: πεντάτευχον, ου, τὸ — aber ohne beygefügte Autorität. Dass an sich bey Griechen oder Lateinern auch ein selbstständiges Substantiv: πεντάτευχον, τὸ, *pentateuchus, gen. neutr.,* nicht unmöglich wäre, ist richtig, aber noch nicht wirklich gefunden. Da τεῦχος *gen. neutr.* ist: so wäre es sehr natürlich, und befremdend ist's, dass nicht von Anfang her aus dem letzten Grunde τὸ πεντάτευχος in den biblischen Sprachgebrauch aufgenommen worden. — Übrigens erhellt aus Allem diesem, dass Hr. *Pr.* durch die Behandlung dieses Gegenstandes seine Fähigkeit zu solchen philologischen Untersuchungen hinreichend erprobt hat. Ähnliche Arbeiten von ihm werden daher künftig gewiss mit Beyfall aufgenommen werden.

F.

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENVERFASSUNG. *Nürnberg,* b. Monat u. Kussler: *Ein Wort über die seit einiger Zeit viel besprochenen und nach dem allerhöchsten Auftrag zu errichtenden Presbyterien,* von *Joh. Gottl. Pius Jübitz,* Pfarrer zu Markt Schwand. 1822. 29 S. 8.

Mit auffallender Keckheit spricht der Vf. S. 28 von dem scharfen *Abstich* seiner Vor- und Nachgänger in den Gemeinden zu Vorra und Entenberg, weil er (der Vf.) dort die gewichtigsten Männer öfter in seinem Hause hatte, nicht um über sie zu herrschen, ob er gleich *herrschte.* Er spricht S. 16 von morschen Lehrvorschriften und Gebräuchen seiner Kirche, S. 14 von den, mit finsterer Seele ausgeheckten, für das sittliche, geistige und bürgerliche Leben gleich wenig Interesse verrathenden und darbietenden Entwürfen und Projecten zu weitläuftigen Presbyterialverfassungen, und S. 25 von der Anordnung der Presbyter *durch den Staat* im Einklang mit der Kirche. Ein solches herrschendes Presbyterium würde freylich den Vorwurf der kleingeisterischen Zwingherrschaft verdienen.

M.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1823.

RÖMISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Dümmler: *Lateinische Grammatik*, von *C. G. Zumpt*, Professor am königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Dritte, vermehrte und berichtigte Ausgabe. 1823. VIII u. 556 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Auflagen dieser Grammatik sind so schnell auf einander gefolgt, dass wir unsere Beurtheilung, statt mit der ersten, mit der dritten Ausgabe zu beginnen genöthigt sind.

Wir glauben zuerst die Bemerkung vorausschicken zu dürfen, dass für die lateinische Grammatik in unseren Tagen verhältnissmäſsig weit weniger gethan worden ist, als für die griechische. *Seifferts* ausführlichere lateinische Grammatik war eine für ihre Zeit sehr brauchbare und fleiſsige Sammlung; nur fehlte ihr eine zweckmäſsige Anordnung, und überhaupt eine leitende Idee. *Conr. Leop. Schneider's* lateinische Grammatik ist bey dem frühen Tode des Verfassers leider schon mit dem dritten Bande abgebrochen worden, ohne dass irgend eine Aussicht auf die Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werkes vorhanden zu seyn scheint, und die, freylich schon seit einem Jahrhundert vorhandenen, mit musterhafter Gründlichkeit gearbeiteten, *Grammaticae Latinae Institutiones* des Engländers *Thomas Ruddiman* (Edinburg, 1726—1731. 2 Vol.) fangen erst in diesem Augenblicke an, in Deutschland bekannter zu werden. Das groſse Heer der in Deutschland während der letzten Jahrzehende erschienenen lat. Schulgrammatiken können wir hier füglich mit Stillschweigen übergehen, da keine derselben dem gegenwärtigen Standpuncte des lateinischen Sprachstudiums und der Sprachforschung angemessen ist. Selbst der beliebtesten und brauchbarsten unter denselben, wir meinen die *Wenk-Grotefend*'sche, fehlt es an einer bequemen Anordnung und Übersicht, ja sie trägt schon in ihrem ersten Zuschnitte den Keim zu einer Verwirrung, die mit jeder neuen, vermehrten Ausgabe nothwendig steigen muss. Unter diesen Umständen glauben wir der vorliegenden lat. Grammatik des Hn. Prof. *Zumpt* den ersten Platz unter den bisher erschienenen lat. Schulgrammatiken einräumen zu dürfen, sowohl wegen der klaren und lichtvollen Anordnung, als wegen der Vollständigkeit der darin abgehandelten Materien, besonders aber wegen der kritischen Genauigkeit und Gründlichkeit, womit alle, auch die feineren Eigenthümlichkeiten der lat. Formenlehre und Syntax behandelt sind.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, eine vollständige Inhaltsanzeige aller in dieser Grammatik enthaltenen Materien zu geben; noch weniger aber will Rec. den vergönnten Raum durch Hinzufügung neuer Beweisstellen zu den im Buche bereits gegebenen ausfüllen; sondern er wird sich bloss darauf beschränken, die Puncte anzugeben, wo er von dem Vf. abweichender oder vielleicht entgegengesetzter Ansicht ist.

S. 1—24. Die Lehre von den *Buchstaben* und *Sylben*, ihrer Länge und Kürze, und dem Wortaccent, — ein sehr fleiſsig gearbeiteter Abschnitt. — S. 25—30. *Allgemeine Geschlechtsregeln.* — S. 30 ff. Die *Declinationen.* Bey der Gründlichkeit, womit der Vf. dieses ganze Capitel behandelt hat, muss Rec. sich wundern, dass eine Eigenthümlichkeit Cicero's unbeachtet geblieben ist, welcher die griechischen Eigennamen, die sich auf *es* endigen, im Genitiv auf *i* flectirt, z. B. *Theophani*, *pro Balbo*, c. 25; *Themistocli*, *ep. ad Brut.* 15, *de orat.* II, 74; *Aristoteli*, *ad Att.* 13, 28; *Thucydidi*, *Brut.* 7, 83; *Ulyxi*, *Tusc.* I, 41; *Demostheni* und *Pericli*, *de or.* II, 22. 25. *Brut.* 15, 83; *Archimedi*, *Cic. de republ.* I, 14, eine Form, die sich bey Vergleichung älterer Handschriften Cicero's noch weit häufiger finden würde. — S. 90 f. *Comparation der Adjectiva.* — S. 97 f. *Zahlwörter.* — S. 107 f. *Pronomina*, ihre Bedeutung und Gebrauch. — S. 121—210. Die Lehre vom *Verbum.* — S. 219—275. Die Lehre von den *Adverbien*, *Präpositionen* und *Conjunctionen*, ihrer Bedeutung, Construction, Gebrauch u. s. w. Einer der vorzüglichsten und gründlichsten Abschnitte des ganzen Buches, für welchen der Vf. um so mehr Dank verdient, je oberflächlicher und ungenügender diese Seite von den meisten Verfassern lateinischer Grammatiken behandelt worden ist. Wir bemerken hier bloss Einiges. S. 259 ist der Unterschied zwischen *etiam* und *quoque* nicht angegeben. Unseres Bedünkens heiſst *etiam* ursprünglich so viel, als *et jam*, „*und ferner*," und wird überall da gesetzt, wo zu dem bereits Genannten und Angegebenen noch etwas Neues hinzu-

gefügt wird; *quoque* dagegen wäre in der Bedeutung ursprünglich gleich *et eodem modo*, „*und ebenso auch*,“ und stände folglich in allen den Fällen, wo die Ähnlichkeit eines Falles, einer Handlung, oder eines Gegenstandes angedeutet wird. — S. 272, bey der Partikel *an*, wird vom Vf. sehr fein und richtig bemerkt, daſs *an* immer nur im Hintersatze einer Doppelfrage, niemals an der Spitze eines einfachen directen oder indirecten Fragesatzes stehen kann, in welchem letzten Falle durchaus *num* oder das angehängte *ne* gesetzt werden muſs. Daſs *an* ursprünglich nur *oder* bedeutet habe, bezeugen die von *Gesner* und *Scheller* unter diesem Artikel angeführten Stellen, denen noch die Stellen Cicero’s *de republ.* I, 12. II, 15. beygefügt werden können. — S. 278 f. *Regeln der lat. Syntax.* Dieser Theil der Grammatik ist mit ganz besonderer Gründlichkeit bearbeitet, und Vieles ist hier mit kritischer Schärfe erörtert, was andere Verfasser von Grammatiken nicht einmal angedeutet haben. S. 302 hätte bey der Regel über die Städtenamen noch bemerkt werden können, daſs Cicero selbst Ländernamen auf die Frage wo? in seltenen Fällen in den Genitiv setzt, vgl. *Cic. de republ.* III, 9: *Graeciae* st. *in Graecia.* — S. 341. Zu der Regel über *utor, fruor, fungor* etc. ist zu bemerken, daſs selbst Cicero, obwohl höchst selten, *utor* mit dem Accusativ setzte; s. *Cic. de republ. Tarquinius, non novam potestatem nactus, sed, quam habebat, usus injusie*, wofern hier nicht etwa hinter *sed* der Ablativ *ea* hinzuzudenken ist; ebenso *Cic. Attic.* XII, 22 *extr.*, wo vielleicht ebenfalls ein Ablativ in Gedanken zu ergänzen ist. — S. 384. Daſs auch Cicero wohl nach *non dubito, ich zweifle nicht*, den *Acc. c. Inf.* statt *quin* setzte, beweiſt auſser der Stelle *Ep. ad Attic.* VII, 1, auch noch eine andere: *Epist. ad famil.* XVI, 21: *Gratos tibi optatosque esse, qui de me rumores afferuntur, non dubito.* — Über den Conjunctiv in Zwischensätzen ist überhaupt viel Gutes bemerkt; so z. B. über die Spracheigenthümlichkeit Cicero’s, den *Conjunctiv* in abhängigen Relativsätzen anzuwenden, wo nach der strengen Regel der Indicativ stehen müſste. Als Beyspiel für das Letzte hätte der Vf. die merkwürdige Stelle in Cicero’s Philippischen Reden II, 4, anführen können: *At etiam literas, quas me sibi misisse d i c e r e t, recitavit.* Bey *sunt, qui* (S. 396 f.) hätte bemerkt werden sollen, daſs nicht bloſs gräcisirende Dichter damit den *Indicativ* verbunden haben, sondern auch Prosaisten, z. B. *Sallust. Cat.* 19: *sunt, qui ita d i c u n t. Catil.* c. 39: *fuere complures, qui ad Catilinam initio profecti sunt.* — *Mela* I, c. 16: *alii indigenas, s u n t q u i Pelasgos, quidam Cretas e x i s t i m a n t.* — S. 402 ff. Die in der Erzählung eingeschobenen, mit *als* oder *da* anfangenden, Zeitsätze werden nach ihrer verschiedenen Constructionsart gut erklärt. Rec. würde, da die Construction derselben ganz von dem *Tempus* des Hauptsatzes abhängt, zur leichteren Übersicht folgende kleine Tabelle aufstellen:

1) Hauptsatz steht im *Praesens.*	Zeitsatz mit den Partikeln *postquam, ubi, ut,* und dem *Perf. Indicativi.*
2) Hauptsatz im *Imperfectum* (dauernde Handlung).	Zeitsatz mit *quum* (da) und dem *Imperf. Indicativi.*
3) Hauptsatz im histor. *Perfect.*	Zeitsatz mit *quum* und dem *Plusquamp. Conjunctivi.*

Daſs *postquam* gegen die Regel auch wohl mit dem *Plusquamperf.*, ja sogar mit dem *Imperf. Indicativi* (*Sallust. Cat.* 6 und 56, *Tacit. annal.* VI, 51. XII, 15. XIV, 44) vorkommt, beweiſt nichts gegen den allgemeinen Sprachgebrauch. Ebenso fest steht die Regel, daſs *quum* den *Indicativ Imperfecti* nach sich habe, wenn die Haupthandlung als eine *dauernde* dargestellt wird. Unter den zahllosen Stellen, die sich Rec. für diesen Fall aufgezeichnet hat, mögen hier bloſs einige stehen: *Majus quiddam v i d e b a m, cum c e n s e b a m, oratorem .... oportere. Cic. de oratore* I, 62. — *Cum L. Opimii causam defendebat apud populum, audiente me, C. Carbo consul, nihil de C. Gracchi nece n e g a b a t. Cic. de orat.* II, 25. — *Nam et referta quondam Italia Pythagoreorum fuit* (für *e r a t*) *t u m, c u m e r a t in hac gente magna illa Graecia. Cic. de orat.* II, 37. — *Legibus enim annalibus q u u m grandiorem aetatem ad consulatum c o n s t i t u e b a n t, adolescentiae temeritatem v e r e b a n t u r. Cic. Philipp.* V, 17. — *Pansa et Hirtius, qui quasi cornua duo tenuerunt* (statt *t e n e b a n t*) *Caesaris t u m, q u u m illae verae partes vocabantur. Cic. Phil.* XIII, 20. — *Quum vero fontes ferro d e p u g n a b a n t; auribus fortasse multae, oculis quidem nulla p o t e r a t esse fortior contra dolorem et mortem disciplina. Cic. Tuscul.* II, c. 17. *extr. Cf. Cic. de offic.* III, 9. *Cic. ep. ad divers.* V, 12. *initio. Livii* lib. 44, 10 u. a. St. — S. 416 hätte bey der Lehre vom Gebrauch des Infinitivs noch hinzugefügt werden können, daſs Sallust nach griechischer Weise gern den *Infinitivus* statt des Genitiv des *Gerundii* setzt, z. B. *Catil.* 4: *non fuit consilium ..... otium d e t e r e r e. Cat.* 17: *quibus ... vel magnifice vel molliter v i v e r e copia erat.* [illegible] *potestas .... permittitur, exercitum p a r a r e,* [illegible] *g e r e r e, c o e r c e r e etc. Jugurth.* 3: [illegible] *quem lubido tenet, potentiae paucorum* [illegible] *libertatem suam g r a t i f i c a r i. Jug.* 89: [illegible] *magis aspera a d g r e d i tempus visum st.* [illegible] *Jug.* 102: *simul nobis demeres acerbam necessitudinem pariter te errantem et illum sceleratissimum* [illegible] *q u i.* Während Tacitus umgekehrt da das Gerundium in *di* setzt, wo der Regel nach der Infinitiv stehen müſste, s. *Tacit. annal.* 15, 5: *Vologesi* [illegible] *penitus infixum erat, arma Romana* [illegible] *Annal.* 15, 21: *maneat provincialibus,* [illegible] *suam tali modo o s t e n t a n d i.* Wofern man [illegible] etwa an diesen und ähnlichen Stellen ein [illegible] nes Substantiv in Gedanken ergänzen will [illegible] ff. Die *Syntaxis ornata*. Es finden sich [illegible] Einzelnes manche sehr gute Bemerkungen, z. B. [illegible] die Bedeutung und den Gebrauch des [illegible]

fei; wo der Vf., anstatt mit anderen Grammatikern hinter *non modo* ein *non* zu ergänzen, dieses *non modo* vielmehr durch *non dicam* erklärt, und zugleich zeigt, dass diese Ausdrucksweise nur gebraucht wird, wenn man vom *Grösseren* zum *Kleineren* fortgeht, sowie umgekehrt *non modo .... sed etiam*, wenn eine Steigerung vom *Kleineren* zum Grösseren Statt findet. — Der *Anhang* (S. 515 ff.) enthält eine kurzgedrängte, aber sehr klare und gute Übersicht der lat. Metrik und der Versarten der lat. Dichter. Den Beschluss macht ein Register, das freylich bey dem reichen Sachinhalt dieser Grammatik noch ausführlicher und specieller seyn müsste, wofern es seinem Zweck völlig entsprechen sollte.

Ci.

Giessen, b. Heyer: *Probe einer vorbereiteten neuen, mit kritischen Forschungen über den Text verbundenen Verdeutschung des Geschichtschreibers C. Cornelius Tacitus, nebst den, wie der Verfasser glaubt hoffen zu dürfen, befriedigenden Erklärungen mehrer* (mehrerer) *bisher nur wenig oder ganz und gar nicht aufgehellten Stellen: Anal. L. III, 1. — III, 5. — III, 14. — III, 28. — III, 35. — III, 55.* ein Geschenk für die zahlreichen Freunde dieses römischen Classikers, von *Georg Christian Herrmann*, Schul-Inspector und Pfarrer im Herzogthume Nassau. 1819. VI u. 34 S. 8. (4 gr.)

Welch ein Titel zu einem blossen Probestück von wenigen Blättern! Eine ganze Vorrede steckt in demselben. Und doch steht vor diesem so kleinen Schriftchen noch ein grosses *Vorwort*. In diesem klagt zuerst der Vf. darüber, dass die neuesten Übersetzungen römischer Autoren die glückliche Mitte „zwischen dem der Vergangenheit angehörigen, in Übertragungen hergebrachten, mit Geschmacklosigkeiten aller Art gepaarten Umschweife in deutschen, den Sinn des Autors keineswegs wiedergebenden Redensarten, und — zwischen einem neuerlich aufgebrachten, den Genius unserer Sprache der Tortur Preis gebenden, Latein-Deutsch, eben im Dienste eines um nichts weniger verwerflichen Latein-Deutschthums, so weit verlassen, dass sie die der alten Sprache eigenen Satzverbindungen, Wortstellungen u. s. w., auf das ängstlichste nachzumodeln sich abmühen, um auf diesem Wege steifholperig und zerbröckelt zu geben, was in seiner Art und Weise der römische Mund so gelenk, geglättet und schön verbunden ausgeströmt hat." — Welch' eine verworrene, undeutsche, dunkle Periode! Und so läuft es dann fort. Dieser Stil des Vfs. läst in Hinsicht auf die folgenden Übersetzungs-Proben weniger Gutes erwarten, als man wirklich findet. Nach jenen Klagen sagt nun Hr. *H.* „wie weit es mir gelingen werde, den lateinischen Tacitus treu, und doch deutsch schöne Latinismen, in so weit sie insonderheit dazu beytragen, der deutschen Nachbildung das Gepräge des Alterthums nach seiner classischen Aussenseite aufzudrücken, liebe ich auch) wiederzugeben, wird sich aus nachstehender Probe ungefähr schon abnehmen lassen." — Wenn diese Proben Kennern gefallen, so will er dieses Unternehmen fortsetzen — aber ein *gerechter Tadel* wird ihn, seiner Äusserung nach, erinnern, von dieser Arbeit abzulassen.

Die Probestücke sind das IIIte Buch der Annalen Cap. 1—7, vom letzten bloss die erste Periode. Die Übersetzung selbst ist meistens getreu, genau, in ziemlich gutem Stil, auch drückt sie mehrere Charakterzüge des Originals aus. Aber gleichwohl fallen einzelne Fehler und Unvollkommenheiten bey näherer Prüfung auf. Z. B. Cap. 1 *quod naviganti celerrimum fidissimumque adpulsu erat*: „Wo die reisende am schnellsten und sichersten an's Land steigen konnte." *Navigare* sollte hier durch ein entsprechendes deutsches Wort ausgedrückt seyn — *reisen* ist zu allgemein — wenn beygesetzt wäre: *zur See* (reisende) oder statt reisende, *da sie zur See kam*, so wäre es getreu gegeben. Cap. 1 S. 2 *feralem urnam tenens*: „Die Todtenurne tragend (die Todtenurne im Arm)." Jenes ist besser, als das letzte, oder es sollte statt *im Arm* gesetzt werden: *in der Hand*. Die Natur der Sache und das Wort *tenere* fodert diess. Cap. 3 *inferius majestate sua rati*: S. 3 „sey es, dass sie unter ihrer *Würde* u. s. w." Wie es im Original heisst, so sollte es auch in der Übersetzung: *Majestät* heissen; jener Ausdruck entspricht diesem bey weitem nicht. Ebd. S. 4 ist *consanguinei* gegeben durch: „Anverwandte," da es doch offenbar *Blutsverwandte* heissen sollte. Cap. 4 *dies, quo reliquiae tumulo Augusti inferebantur*: „Der Tag, an welchem die Asche in dem Grabmal August's beygesetzt wurde;" *reliquiae* hätte sollen dem Wort nach durch *Überreste*, *Überbleibsel*, übersetzt werden. Cap. 6 *ereptis nepotibus*: „Beym unerwartet frühen Tod seiner Enkel" sollte heissen: *Neffen*, was oft durch *nepos* ausgedrückt wird, z. B. Ann. L. III, 30. Ebd. *divus Augustus*: „der himmlische August", schicklicher *der vergötterte*. — In Ansehung der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit erlaubt sich der Übersetzer zu viel, wenn er z. B. eigene Ausdrücke bildet, wie Cap. 1 *proxima maris*: S. 2 „Meeres Nächste"; die Note hält nicht Stich: „Nachgebildet den von deutschen Beywörtern gebildeten Hauptwörtern, welche im Lateinischen durch *neutra Pluralis* ausgedrückt werden, wie z. B. *deserta, orum*, die Oede, die Einsame (Gegend)." Jene Hauptwörter sind nun einmal angenommen, und nur, wenn die ersten deutschen Schriftsteller einen solchen neuen Ausdruck gebildet haben, darf er ohne Anstoss und Tadel aufgenommen werden. Undeutsch ist ebend.: „*von woraus* recht weit in die Ferne gesehen werden konnte," besser noch: *von wo aus*; doch auch diess wäre zu trivial und schleppend. — Das 2 Cap. fängt in der Übersetzung an: „*Der* Cäsar hatte" — der Artikel thut den Ohren weh. In der Note vertheidigt ihn der Übersetzer, nachdem er auch das 3 Cap. angefangen hatte: „*Tiberius* und *die Augusta*". *Tiberius*, sagt er, sey ein Eigenname, also ohne Artikel; als Subject des Satzes — *Augusta* hingegen, obwohl auch Subject, sey kein Eigenname, sondern der

einer [illegible] und [illegible] schreibe er nicht den *Cäsar*. An sich mag das richtig seyn, allein der Sprachgebrauch ist dagegen, und beide Ausdrücke gelten auch [illegible] Eigennamen. Wer sagt: *Die Augusti?* — Unrichtig ist schon auf dem Titelblatte *mehrere* st. *mehrere*, welches öfters vorkommt, z. B. im Anfang des *Vorworts*. — Cap. 1 *plures*, S. 1: „mehre noch“. Undeutsch und ungewöhnlich sind die Worte: S. 2 „mählich“ st. *allmählig*. Ebd. „*allesammt*“, *planctus* „*Leidwuth*“. Cap. 2. *officium*, S. 4 „*Treupflicht*“. Cap. 4. S. 5 „*männiglich*“ S. 6. „*billiglich*“. Und welch' ein überflüssiges Epytheton Cap. 4 *Silentium* S. 5 „*stummes Schweigen*“. Fehlerhaft ist Cap. 1, S. 2 „die aussteigende“ st. *die aussteigenden*, in der Mehrzahl — dieser Fehler kommt etlichemal vor. Cap. 5 *quoquo modo* — „so gut geschehen können.“ Ohne allen Sinn. Cap. 2 *recentes in dolore*, S. 2 „die im Schmerze (Schmerzen) noch Frischen“ ist zwar in Bezug auf den Ausdruck *frisch* ganz richtig, aber es fragt sich, ob nicht für das Ohr und die Deutlichkeit besser gewesen wäre: *Die im Schmerzen noch frisch waren.* Ferner, so wenig die Bemühung des Übersetzers zu verkennen ist, das Original auch in Hinsicht auf seine Kürze, Bündigkeit, Stärke des Ausdrucks, nachzuahmen, und so oft auch diess wirklich gut gelungen ist: so hat doch Rec. bemerkt, dass zuweilen Etwas mit allzu vielen Worten gegeben ist, z. B. Cap. 1 *cunctis ad tristitiam compositis*: „Unter Vorkehrungen, welche allesammt das Gepräge der Trauer trugen“. Auch liegt ja in diesen Worten mehr, als im Original. Warum nicht: *bey allgemeiner Stimmung zur Trauer* oder: *bey allgemeiner trauriger Gemüthsstimmung*. im Cap. 1 Anfang: *illic paucos dies componendo animo insumit violenta luctu, et nescia tolerandi*: „daselbst wendet sie — vom Grame heftig bewegt, und ohne Fähigkeit, ihn standhaft zu tragen — einige wenige Tage an, um Fassung für ihr Gemüth zu erringen.“ Allzu viele Worte, und die Trennung der letzteren Prädicate, die wie Einschiebsel hingelegt werden, schwächt die Kraft und entfernt die Kürze des Originals. Warum nicht: *daselbst verwendet sie wenige Tage auf die Beruhigung* (*Sammlung*) *ihres Gemüths, heftig im Kummer, und unerfahren* (*unwissend*) *im Dulden*. Ebd. *Interim adventu ejus audito*, S. 1 „da unterdessen ihre Ankunft ruchbar geworden war,“ kürzer wäre: *auf die Nachricht ihrer Ankunft*. Ebd. *multique etiam ignoti*, „Viele sogar, die ihn nicht gekannt, kürzer: *viele Unbekannte*. Cap. 3 *facile crediderim*, S. 4 „leichter fühlte ich mich zu glauben versucht“. Wie leicht hätte auch diess kürzer gesagt werden können? Cap. 4 *clamitabant*, S. 5 „männiglich ergossen sie das kummerbelastete Herz in die trostlose Weise u. s. w.“ Die Note will diese Umschreibung durch den Umfang des Begriffs *clamitare* vertheidigen; allein, so müssten viele lateinische Ausdrücke umschrieben werden, und am Ende hätten wir keine getreue Übersetzung. Man nimmt, auch bey einem solchen breiten Umfang der Bedeutung, den entsprechenden deutschen Ausdruck, wie hier *schreyen*, und überlässt es dem Leser, das Wahre und Vollständige dabey zu denken. Überhaupt hätte das Original nach seinen Eigenthümlichkeiten hie und da lassen ausgedrückt werden können, so, dass die Übersetzung näher beym Worte, selbst bey der Wortstellung und Construction des Originals geblieben wäre, ohne, wie das Vorwort S. 1 sich ausdrückt, in das verwerfliche Latein-Deutschthum zu verfallen. Z. B. L. III Cap. 1, S. 7: „legt Agrippine bey der den Ufern Calabriens gegenüber gelegenen Insel Corcyra an,“ der Text hat: *insulam advehitur, litora Calabriae contra sitam.* Es wäre dem Tacitus ähnlicher, wenn die letzten Worte hier auch die letzten in der Übersetzung wären, etwa so: *legt Agrippina an der Insel* Corcyra *an (landet), Calabriens Küsten gegenüber.* Dass hie und da in die Übersetzung eine andere Übersetzung eines Wortes oder einer Redensart eingeklammert hineingefügt wird, gefällt nicht. Z. B. Cap. 3, S. 4: „die Grösse des Übels (Unglücks).“ So Cap. 1 S. 2: „die Todtenurne tragend (die Todtenurne im Arm).“ Etwa in einer Note unter dem Text könnte so Etwas stehen. — Es fragt sich, ob nicht die Wörter Cap. 1 S. 1: *municipia* durch: *Municipilstädte* st. „Municipien,“ Cap. 2, S. 3: *coloniae*, durch: *Pflanzstädte* st. „Siedelstädte“, deutlicher und dem Sprachgebrauch gemässer ausgedrückt würden.

Unter d[illegible]heiten des Übersetzers ist Einiges, das Beyfall verdient, z. B. Cap. 1 *neque discerneres proximos etc.*, „auch konntest du keinen Unterschied machen“. Die Note sagt ganz gut: „Die Gewohnheit, vermöge deren die Alten den Leser durch Anrede auf den Schauplatz des Erzählten hinstellen, um ihn selbst gewissermassen Beobachten zu lassen, scheint mir auch im deutschen Ausdruck beybehalten werden zu müssen. — Nun folgen die Stellen, welche nach dem Titelblatt eine befriedigende Erklärung erhalten sollen, da sie bisher wenig oder gar nicht aufgehellt worden. 1) Annal. III, 1 S. 8. Der Vf. spricht Vieles über die Beziehung des Worts *anteibant* — über *recentes in dolore* — Alles richtig; aber die meisten Übersetzer und Erklärer haben es bis jetzt so angesehen. Diese Stelle hat keine Schwierigkeiten. 2) L. III, 5, S. 9 ist richtig erklärt, und der volle Sinn erschöpft; aber gesucht scheinen die angeführten sogenannten Antigegensetzungen von a — ff. Übrigens ist auch diese Ansicht nicht neu. Auch in dem, was der Vf. zur Aufhellung der übrigen Stellen (zum Theil mittelst veränderter Interpunction) beybringt, stimmt Rec. ihm bey. Am Ende steht ein *Nachtrag*, in welchem die *Strombeck'sche, Bahrdt'sche, Woltmann'sche, Becher'sche* Übersetzungen kurz gewürdigt werden. Der Vf. vergleicht S. 24 ff. seine Arbeit mit jenen, und glaubt sich derselben, dieser Vorgänger ungeachtet, nicht schämen zu dürfen. Er stellt nun zur bequemeren Übersicht das 4 und 5 Cap. des 3 Bds. der Annalen aus jenen Übersetzungen neben einander, um dem unbefangenen Urtheil der Kenner, wie er sagt, nicht selbst vorzugreifen. — S. 30 stehen noch einige Bemerkungen, jene Übersetzungen, besonders die *Strombeck'sche* betreffend. Die zum Theil nicht zugehörigen Gedanken konnten wegbleiben.

Th. T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, in der Calve'schen Buchhandlung: *A. W. Griesels Neuestes Gemälde von Prag.* 1823. Erste Ausgabe, auf gewöhnlichem Schreibpapier, kl. 4., mit 1 Titelvign. und Plan der Umgegend, XVI u. 236 S. (geb. 1 Rthlr. 8 gr.) Zweyte Ausgabe, auf feinem Schreibpapier, kl. 4., mit 1 Titelvign., 7 Kupfern, 1 Grundriss von Prag, und 1 Plan der Umgegend, XVI u. 236 S. (geb. und im Futteral, 4 Rthlr.) Dritte oder Pracht-Ausgabe, auf Imperial-Velin, gr. 4., mit denselben Kupfern und Plänen, gleichfalls auf Velin, XVI u. 292 S. (geb. 6 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *Griesel* hat durch dieses Gemälde nicht nur allen Fremden, die künftig Prag besuchen wollen, sondern auch gewiss seinen Landsleuten und Mitbürgern, ein sehr erfreuliches Neujahrsgeschenk gemacht. Wenn wir etwa Nürnberg ausnehmen, so dürfte jetzt keine Hauptstadt Deutschlands eine so vollständige, und dabey doch so gedrängte, Beschreibung aufzuweisen haben, als sie hiervon *Prag* geliefert worden. Man muss diese alte Königsstadt so genau kennen, und so oft besucht haben, wie Rec., um die Geschicklichkeit nach Verdienst zu würdigen, mit welcher Hr. *G.* den so reichen Stoff in einen verhältnissmässig so engen Raum zusammenzudrängen gewusst hat. Es ist nur zu verwundern, wie eine so merkwürdige und vielbesuchte Stadt so lange auf ihren Topographen warten musste. Ausser *Schiesslers* Beschreibung von Prag (bey Enders, 1811, worin sich allerdings eine nicht unzweckmässige Zusammenstellung der Hauptmerkwürdigkeiten befindet, die aber mit dem gegenwärtigen Zustande der Stadt nicht überall mehr übereinstimmt), und *Schallers* längst vergessener und unbrauchbar gewordener Topographie, kennt Rec. kein neueres, über Prag erschienenes Werk. Rec. glaubt, das oben über Hn. *Griesels* Neuestes Gemälde ausgesprochene Lob nicht besser begründen zu können, als durch Mittheilung einer allgemeinen Übersicht des reichen Inhaltes.

Erster Abschnitt. Geographische Bestimmungen und Beschreibung im Allgemeinen. I. *Lage* — unter 50° 5' 18" nördl. Br. und 32° 5' östl. L. von Ferro — zu beiden Seiten der Moldau, in einem von Bergen und Anhöhen eingeschlossenen Kessel, und zum Theil an und auf den ersteren selbst hingebaut. — Seehöhe = 551,05 Pariser Fuss, nicht, wie durch einen Druckfehler steht, 55,105) über der Nordsee. Klima, mild, mittlere Wärme + 7,86° R. — Die herrschenden Winde NW und W; — die Moldau, welche Prag von S gegen N durchströmt, bildet innerhalb derselben 3, und ausserhalb derselben, nördlich, 2 Inseln, und nimmt rechts die Botiz, links die Bruska auf. II. *Grösse;* grösste Länge 2100, grösste Breite 1900 Wiener Klaftern, deren 3911 eine geographische Meile ausmachen; Flächeninhalt zusammen 2,115611 Wiener □ Kl., oder fast ⅕ geogr. □ M. — Die Stadt wird in 4 Hauptviertel (Altstadt und Neustadt am rechten, Kleinseite und Hradschin am linken Moldauufer) getheilt, wozu noch der Wischehrad und die Vorstädte Smichov und Karolinenthal kommen. Zusammen 54 Plätze und 217 Gassen mit 3382 Häusern. (Die Festungswerke umschliessen die 4 Hauptviertel, nebst dem Wischehrad); ferner hat Prag 8 Thore, 1 grosse steinerne Brücke, 3 Überfuhren. III. *Kurze Schilderung der vier Stadtviertel.* (Scheint Rec. überflüssig, da der 2te Abschn. ohnehin eine umständlichere Beschreibung der Stadt liefert.) IV. *Die Judenstadt.* Sie gehört zur Altstadt, und hat 279 meist kleine Häuser, mit mehr, als 6000 Einwohnern. „Manches unbedeutende Haus zählt mehr, als 10 Besitzer, und oft dient Ein Zimmer zwey Familien zur Wohnung." V. *Vorstädte.* 1. Der Smichow, sehr alt, zum Theil von Juden bewohnt; am Moldauufer liegt der botanische Garten der Universität; die zahlreichen Obst- und Wein-Gärten dienen den Pragern zu Sommerwohnungen. 2) Das Karolinenthal, vor dem Spittelthore, nördlich von der Neustadt, am rechten Moldauufer; hiess sonst *Bischofshof;* der gegenwärtige Name ist ihr zu Ehren der jetzigen Kaiserin beygelegt; sie ist noch im Werden, soll aber eine grosse Ausdehnung erhalten. VI. *Der Wischehrad*, auf einem steilen Felsen, südlich der Neustadt, einst die Residenz der alten böhmischen Herzoge; doch ist keine Spur der alten Gebäude mehr vorhanden, da die Hussiten Alles im J. 1420 zerstörten. Die jetzige Befestigung ist dem Einfalle der Franzosen 1741 und 1792 zu verdanken. Dass am Fusse liegende Städtchen Wischehrad gehört in administrativer, oder, wie man in Österreichischen sagt, „politischer," Hinsicht nicht zu Prag, sondern zum Kaurschimer Kreisamte. (Rec. wünschte, dass Hr. *G.* eine Erklärung des erwähnten Wortes

einer Würde, und dessen bediente er sich der Cäsar. An sich mag diess richtig seyn, allein der Sprachgebrauch ist dagegen, und beide Ausdrücke gelten auch [illegible] Eigennamen. Wer sagt: Der August? — Unrichtig ist schon auf dem Titelblatte: mehre st. mehrere, welches öfters vorkommt, z. B. im Anfang des *Vorworts.* — Cap. 1 *plures*, S. 1: „mehre noch“. Undeutsch und ungewöhnlich sind die Worte: S. 2 „mäglich“ st. *allmählig*. Ebd. „*allesammt*“, *planctus* „*Leidwuth*“. Cap. 2 *officium*, S. 4 „*Treupflicht*“. Cap. 4 S. 5 „*männiglich*“ S. 6. „*billiglich*“. Und welch ein überflüssiges Epytheton Cap. 4 *Silentium* S. 5 „*stummes Schweigen*“. Fehlerhaft ist Cap. 1, S. 2 „die aussteigende“ st. *die aussteigenden*, in der Mehrzahl — dieser Fehler kommt etlichemal vor. Cap. 5 *quoquo modo* — „so gut geschehen können.“ Ohne allen Sinn. Cap. 1 *recentes in dolore*, S. 2 „die im Schmerze (Schmerzen) noch Frischen“, ist zwar in Bezug auf den Ausdruck *frisch* ganz richtig, aber es fragt sich, ob nicht für das Ohr und die Deutlichkeit besser gewesen wäre: *Die im Schmerzen noch frisch waren.* Ferner, so wenig die Bemühung des Übersetzers zu verkennen ist, das Original auch in Hinsicht auf seine Kürze, Bündigkeit, Stärke des Ausdrucks, nachzuahmen, und so oft auch diess wirklich gut gelungen ist: so hat doch Rec. bemerkt, dass zuweilen Etwas mit allzu vielen Worten gegeben ist, z. B. Cap. 1 *cunctis ad tristitiam compositis*: „Unter Vorkehrungen, welche allesammt das Gepräge der Trauer trugen“. Auch liegt ja in diesen Worten mehr, als im Original. Warum nicht: *bey allgemeiner Stimmung zur Trauer* oder: *bey allgemeiner trauriger Gemüthsstimmung.* im Cap. 1 Anfang: *illic paucos dies componendo animo insumit violenta luctu, et nescia tolerandi*: „daselbst wendet sie — vom Grame heftig bewegt, und ohne Fähigkeit, ihn standhaft zu tragen — einige wenige Tage an, um Fassung für ihr Gemüth zu erringen.“ Allzu viele Worte, und die Trennung der letzteren Prädicate, die wie Einschiebsel hingelegt werden, schwächt die Kraft und entfernt die Kürze des Originals. Warum nicht: *daselbst verwendet sie wenige Tage auf die Beruhigung (Sammlung) ihres Gemüths, heftig im Kummer, und unerfahren (unwissend) im Dulden.* Ebd. *Interim adventu ejus audito*, S. 1 „da unterdessen ihre Ankunft ruchbar geworden war,“ kürzer wäre: *auf die Nachricht ihrer Ankunft.* Ebd. *multique etiam ignoti*, „Viele sogar, die ihn nicht gekannt, kürzer: *viele Unbekannte.* Cap. 5 *facile crediderim*, S. 4 „leichter fühlte ich mich zu glauben versucht“. Wie leicht hätte auch diess kürzer gesagt werden können? Cap. 4 *clamitabant*, S. 5 „männiglich ergossen sie das kummerbelastete Herz in die trostlose Weise u. s. w.“ Die Note will diese Umschreibung durch den Umfang des Begriffs *clamitare* vertheidigen; allein, so müssten viele lateinische Ausdrücke umschrieben werden, und am Ende hätten wir keine getreue Übersetzung. Man nimmt, auch bey einem solchen breiten Umfang der Bedeutung, den entsprechenden deutschen Ausdruck, wie hier *schreyen*, und überlässt es den Lesern, das Wahre und [illegible]

ständige dabey zu denken. Überhaupt hätte das Original nach seinen Eigenthümlichkeiten hie und da besser ausgedrückt werden können, so, dass die Übersetzung näher beym Worte, selbst bey der Wortstellung und Construction des Originals geblieben wäre, ohne, wie das Vorwort S. 1 sich ausdrückt, in das verwerfliche Latein-Deutschthum zu verfallen. Z. B. L. III Cap. 1, S. 7: „legt Agrippine bey der den Ufern Calabriens gegenüber gelegenen Insel Corcyra an,“ der Text hat: *insulam advehitur, litora Calabriae contra sitam.* Es wäre dem Tacitus ähnlicher, wenn die letzten Worte hier auch die letzten in der Übersetzung wären, etwa so: *legt Agrippina an der Insel Corcyra an (landet), Calabriens Küsten gegenüber.* Dass hie und da in die Übersetzung eine andere Übersetzung eines Wortes oder einer Redensart eingeklammert hineingefügt wird, gefällt nicht. Z. B. Cap. 3, S. 4: „die Grösse des Übels (Unglücks).“ So Cap. 1 S. 2: „die Todtenurne tragend (die Todtenurne im Arm).“ Etwa in einer Note unter dem Text könnte so Etwas stehen. — Es fragt sich, ob nicht die Wörter Cap. 1 S. 1: *municipia* durch: *Municipilstädte* st. „Municipien,“ Cap. 2, S. 3: *coloniae*, durch: *Pflanzstädte* „Siedelstädte“, deutlicher und dem Sprachgebrauche gemässer ausgedrückt würden.

Unter d[illegible]nheiten des Übersetzers ist [illegible]ges, das Beyfall verdient, z. B. Cap. 1 *neque di[illegible]neres proximos etc.*, „auch konntest du keinen U[illegible]schied machen“. Die Note sagt ganz gut: „Di[illegible]wohnheit, vermöge deren die Alten den Leser [illegible] Anrede auf den Schauplatz des Erzählten hin[illegible] um ihn selbst gewissermassen beobachten [illegible] scheint mir auch im deutschen Ausdruck [illegible] werden zu müssen. — Nun folgen die St[illegible]che nach dem Titelblatt eine besondere [illegible] erhalten sollen, da sie bisher wenig [illegible] aufgehellt worden. 1) Annal. III, 1 S. 8. D[illegible] Vieles über die Beziehung des Worts [illegible] *recentes in dolore* — Alles richtig [illegible] Übersetzer und Erklärer haben [illegible]hen. Diese Stelle hat keine Schwie[illegible] 5, S. 9 ist richtig erklärt, und [illegible] aber gesucht scheinen die angefü[illegible] gegensetzungen von a — ff. [illegible] Ansicht nicht neu. Auch [illegible] Aufhellung der übrigen Stell[illegible] veränderter Interpunction) [illegible] ihm bey. Am Ende steht [illegible] die *Strombeck'sche, Bahrdt[illegible]cher'sche* Übersetzungen [illegible] Vf. verglich S. 24 ff. [illegible] sich derselben, die[illegible] schämen zu dürfen. [illegible] Übersicht das 4 und [illegible] aus jenen Übersetz[illegible] unbefangenen Urthe[illegible] selbst [illegible]

UNG.

n- und
and-
üler

an
und
Zeitschriften
rt sich,
hat.) II.
iener nicht
m Jahr 1810
Schlachtthieren;
ern 42259. In Prag
oft schon mit 8
bfleisch-Speisen und
auch schlechte Schuhe
nde thut wohl, wenn er sich
zuhalten gedenkt, sich vorher
zu versorgen); an Schweinen und
Lämmern und Schöpsen 57062,
Stück. Hiebey fehlen die Tausende von
Fasanen nebst dem übrigen Wildprete,
usende von Fischen, so wie die noch
e zahmen Geflügels. Von Gänsen wird al-
eine Million verzehrt!" (Dem Fremden
vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in
den überhaupt im Österreichischen, ver-
en. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an
nd Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035½
Metzen (1 = 1⅔ Berliner Scheffel), worun-
blofs an Gerste, der starken Bierbrauerey
An Getränken wurde eingeführt: Wein
Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E.,
selbst gebrant. Branntwein 23,419 E., Bier
E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein
nd Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine
ung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder
wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jähr-
jeden Prager kommen, möchten hingehen,
h der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte
n sehr gebildeten Personen in Prag über die
n Jahren zunehmende Verschlechterung des
en Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

ichte
aste
ey
nzweck
rdig
n Zus
mmt),
auchbar
teres,
oben
rochene
durch
reich
Erste
d Be

„*Politisch*“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*“ geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schlosskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der gröste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rosmarkt, Graben (sonst alte Allee), [illegible] neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Au[illegible] Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schlosskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grosen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grosen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle blos mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlossberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 3 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normalschule, nebst einem kleinen Garten, 5 grosen H[illegible] und zwey grosen Kirchen enthält. Ein wahres „[illegible]chen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevi[illegible]ons-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-Gefängnissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible]selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible]marktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubern[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Oberstburggrafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständischen* zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stosenden Nikolauskirche ein „[illegible]mal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische [illegible] Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche [illegible] Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herr[illegible] aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldstein'sche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledesour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Aussichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 15 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge 1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14—1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchten, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörte, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch mit gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unpartheyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42259. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 57052, zusammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035½ Wiener Metzen (1 = 1⅝ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer

„*Politisch*“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*“ geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schlosskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der grösste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rossmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Auf der Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schlosskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grossen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grossen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle bloss mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlossberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 5 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normal-schule, nebst einem kleinen Garten, 5 grossen Höfen und zwey grossen Kirchen enthält. Ein wahres „Städtchen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-[illegible]nissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible] selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible]marktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubernial[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Oberstburggrafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständischen* zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „Denkmal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische Damenstift (für Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche Privat[illegible]. Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herrliches Gebäude, aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldstein'sche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledesour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Aussichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 13 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 123, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14—1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchten, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch mit gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unpartheyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42939. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 57052, zusammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035⅝ Wiener Metzen (1 = 1⅛ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

„*Politisch*“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*“ geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schlosskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der grösste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rossmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Auf der Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schlosskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grossen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grossen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle bloss mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlossberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 5 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normalschule, nebst einem kleinen Garten, 5 grossen [illegible] und zwey grossen Kirchen enthält. Ein wahres „[illegible]chen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte [illegible] dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-[illegible]nissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible] selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible]marktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubern[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Oberstburggrafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständischen* zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, [illegible] Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „Denkmal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); [illegible] Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische Damenstift [illegible] Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche [illegible] Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herrliches [illegible] aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldstein'sche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledesour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Aussichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 13 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14—1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchten, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch mit gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unpartheyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42239. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 37052, zusammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035½ Wiener Metzen (1 = 1⅛ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer

„*Politisch*" mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*" geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schloßkirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der gröste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rossmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Auf der Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schloßkirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grossen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grossen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle bloss mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlossberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 3 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normalschule, nebst einem kleinen Garten, 5 grossen Höfen und zwey grossen Kirchen enthält. Ein wahres „Städtchen in der Stadt," wie es Hr. G. treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-Gefängnissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible] selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible]marktes ein;" es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubern[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Ober[illegible]grafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständ*[illegible] zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „Denkmal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens"); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische Dam[illegible] (für Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche [illegible]. Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herr[illegible], aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldsteinsche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledebour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Ansichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 15 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14—1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchen, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch mit gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unparteyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3355, Kälbern 42259. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 37052, zusammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,055½ Wiener Metzen (1 = 1¼ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

„*Politisch*“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*“ geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schlosskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. Vorzügliche Plätze und Gassen. 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der grösste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rossmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Auf der Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schlosskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grossen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grossen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle bloss mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlossberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 5 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normalschule, nebst einem kleinen Garten, 5 grossen [illegible] und zwey grossen Kirchen enthält. Ein wahres „Städtchen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-Gefängnissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible] selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible] marktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubern[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Oberstburggrafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständischen* zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „Denkmal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische Damenstift [illegible] Adelige mit 16 Ahnen). 4) *Vorzügliche* [illegible] Der gräfl. Clam-Gallassche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herr[illegible] aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldstein'sche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledesour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Ansichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 15 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14 — 1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchten, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch in gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unpartheyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42259. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 57052, zusammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035½ Wiener Metzen (1 = 1⅛ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5021 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

„Politisch“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke *„Norma-Tage“* geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schloskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der gröste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rosmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Au[illegible] Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schloskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarr-Kirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grosen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grosen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle blos mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schlosberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 5 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniss für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der [illegible]schule, nebst einem kleinen Garten, 5 grosen [illegible] und zwey grosen Kirchen enthält. Ein wahres „[illegible]chen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-[illegible]nissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, [illegible]selbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „[illegible] ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des [illegible]marktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, [illegible] Klafter Länge); c) Kleinseite: das Guberni[illegible] (Sitz des Guberniums und Wohnung des Ober[illegible]grafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständ*[illegible] zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des [illegible] Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „[illegible]mal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die [illegible]che Residenz (mit einer Bibliothek, worunter [illegible] Manuscripte); das Theresianische [illegible] für Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche [illegible] Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der [illegible] (im älteren italiänischen Stile; ein herr[illegible] aber leider in einer schmalen Gasse, so [illegible]

Ansicht im Grossen gewährt; der gräfl. Waldstein'sche Pallast auf der Kleinseite (vom Herzog Albr. Waldstein 1630 erbaut; „hundert Privathäuser mussten dem Colosse Platz machen"); der gräfl. Ledesour'sche, ebendaselbst; das fürstl. Schwarzenberg'sche Majoratshaus, auf dem Hradschin (im erhabenen, altflorentinischen Stile); das gräfl. Czernin'sche Majoratshaus (ebendaselbst, die Vorderseite 76 Klaftern lang; über der Hauptstiege ein schönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorstellend). (Vergessen ist auf der Kleinseite das gräfl. Thun'sche Haus in der Spornergasse, in demselben Stile, wie das Clam'sche, und von demselben Meister). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erst 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuss lang und 35 breit, 42 Fuss hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildsäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmischen Landespatrons. Die Aussichten von dieser Brücke sind treffend geschildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, so alt, wie die Brücke selbst, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altstädter geniesst man von der Jesuitengasse aus einer herrlichen Ansicht der Kleinseite. 2) Der Pulverthurm, wahrscheinlich aus dem 15 Jahrh.; er gehörte zu den Festungswerken der Altstadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag besuchte, bemerkte er, dass man damit umging, dieses ehrwürdige Überbleibsel altdeutscher Baukunst durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entstellen. Hr. *Gr.* hat davon — absichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Ansicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Wasserthürme an den Moldauufern, mit Wasserkünsten im Inneren zur Verbreitung des Flusswassers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abschnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Christen und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zusammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermissen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beschreibung des Gebärhauses, dass „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle sind Pragerinnen) jährlich 14—1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem ersten Jahre, 6 Selbstmörder, und nur 14 an Menschenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäusern und Spitälern. Das Klima ist gesund. Rheumatische und Lungenkrankheiten sind am herrschendsten (auch Wassersuchten, tödtliche Schlagflüsse und Geisteskrankheiten sind nicht selten); der Nationalität nach sind die Einwohner Tschechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutsche (die meisten sogenannten Utraquisten, wie Rec. sie scherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutsch und Böhmisch mit gleicher Geläufigkeit sprechen); die ersten Deutschen sind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Dass es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unparteyischer leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, ist diese Nation indess daselbst eben so wenig beliebt, als anderwärts. Ein sehr gebildeter Israelit erzählte Rec. einige in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälsche Colonie giebt es seit dem 17ten Jahrh. in Prag; meist Kaufleute. Ausserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzosen, die sich grösstentheils als Hofmeister, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeister ernähren (Rec. hat während seines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, dass im Ganzen keine grosse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daselbst herrscht. Er entsinnt sich nicht, selbst an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Ross, von gebornen Pragern Französisch sprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfnisses willen; junge Kaufleute wegen der Correspondenz, Studierende das Italiänische, um Anstellungen im österreichischen Italien zu erhalten. Aber dafür ist die tschechische Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Muttersprache erfüllt worden, und die Regierung hat selbst eine eigene Lehrkanzel an der Universität dafür errichtet. Man versucht sich in rednerischen und poetischen Arbeiten, und die zu Prag erscheinenden tschechischen Zeitschriften werden fleissig gelesen. Rec. wundert sich, dass Hr. *G.* diesen Punct so kurz abgefertigt hat.) II. *Consumtion.* Hierin steht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochsen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42239. In Prag werden die Kälber sehr jung, oft schon mit 3 Tagen geschlachtet, was schlechte Kalbfleisch-Speisen und schlechtes Kalbleder, folglich auch schlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er sich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, sich vorher in Berlin oder Breslau zu versorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpsen 37052, zusammen 132284 Stück. Hiebey fehlen die Tausende von Hasen und Fasanen nebst dem übrigen Wildprete, und die Tausende von Fischen, so wie die noch grössere Menge zahmen Geflügels. Von Gänsen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, sondern überhaupt im Österreichischen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülsenfrüchten zusammen: 1,026,035½ Wiener Metzen (1 = 1 [illegible] Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloss an Gerste, der starken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag selbst gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zusammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünschen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von sehr gebildeten Personen in Prag über die seit vielen Jahren zunehmende Verschlechterung des böhmischen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

„*Politisch*“ mitgetheilt hätte, dessen ganz eigene Bedeutung im Österreichischen Anfangs den Fremden unbekannt zu seyn pflegt. Ebendasselbe hätte weiter unten S. 164 mit dem Ausdrucke „*Norma-Tage*“ geschehen sollen.) VII. *Bauart und Stadt-Ansichten.* Die schönsten bietet der Hradschin mit der Kleinseite und dem Lorenzberge dar; den umfassendsten Überblick hat man vom Thurme der Schloſskirche.

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Stadt. I. *Vorzügliche Plätze und Gassen.* 1) Auf der Altstadt: der grosse Ring, der kleine Ring, der Kohlenmarkt, Brückenplatz, die Jesuitengasse, Ritter- oder Königs-Strasse, Zeltnergasse u. a. 2) Auf der Neustadt: Hiberner- und Josephs- oder Kapuziner-Platz, Viehmarkt (der gröſste Platz in Prag, 280 Wiener Kl. lang, und 80 breit), Rosſmarkt, Graben (sonst alte Allee), die neue Allee, Heinrichsgasse, Pflastergasse. 3) Auf der Kleinseite: Kleinseitner Ring, Wälscher Platz, Waldsteinscher Platz, Spornergasse. 4) Auf dem Hradschin: Hradschiner und Loretto-Platz. II. *Merkwürdige Gebäude.* 1) Kirchen: zusammen 46 katholische, und 2 protestantische, wovon 1 für die deutsche, und 1 für die böhmische Gemeinde. Ausgezeichnet: a) auf dem Hradschin: die Metropolitan- oder erzbischöfliche Kirche zu St. Veit, gewöhnlich die Schloſskirche genannt, auf dem Hradschin, ein (leider unvollendetes) Meisterwerk altdeutscher Baukunst, mit der ehemaligen königl. Gruft (wo die Kaiser Karl IV, Wenzel IV, Ferdinand I, Maximilian I und Rudolph II ruhen), den Grabmählern mehrerer Fürsten aus dem Prschemislischen Stamme der böhmischen Herzoge (worunter Ottokar II), dem aus Silber gegossenen Denkmahle des heil. Johann von Nepomuk, und mehreren anderen Denkmählern und Merkwürdigkeiten, Gemälden von *Holbein* und *Cranach* u. s. w.; ferner die Strahofer Stifts- und Pfarrkirche (mit dem Grabmahle des heil. Norbert, und einer grossen Orgel von 50 Registern), die Loretto-Capelle (mit der reichen Schatzkammer), die St. Georgskirche (mit dem Grabmahle der heil. Ludmilla); — b) auf der Altstadt: die Hauptpfarrkirche am Thein, am grossen Ring, auch von altdeutscher Baukunst, aber durch davor stehende Privathäuser fast ganz versteckt, und durch zwey unter Georg von Podiebrad hinzugekommene Thürme entstellt, wovon der eine 1819 durch den Blitz fast ganz eingeäschert worden ist. (Rec. fand bey seiner letzten Anwesenheit in Prag im Sommer 1821 diesen Thurm noch nicht wieder hergestellt, sondern die Brandstelle bloss mit Bretern überdeckt, was einen sehr widrigen Anblick gewährte.) In dieser Kirche verdient das Grabmahl des berühmten Astronomen *Tycho de Brahe* Beachtung; die Kreuzherrenkirche am Brückenplatze, mit einer schönen Kuppel; die St. Clemens- und die St. Salvator-Kirche, einst zum Jesuitencollegium gehörig; die wälsche Capelle; die Pfarrkirchen zu St. Galli u. a. m.; — c) auf der Neustadt: die Stiftskirche des heil. Hieronymus, auch Emmaus-Kirche genannt; die Kirchen zu Himmelfahrt Mariä, St. Stephan, St. Ignaz, St. Johann Nepomuk in Skalka, die Piaristenkirche, mehrere Pfarrkirchen, und die protestantische Kirche der deutschen Gemeinde (welche sie durch Kaiser Joseph II seit 1790 besitzt); d) auf der Kleinseite: die Kirchen zu St. Nikolaus (eine der prächtigsten in Prag, von den Jesuiten im 17ten Jahrh. erbaut), St. Maria Victoria u. a. — 2) Die königl. Burg. Sie liegt auf dem Hradschin oder Schloſsberge, und ist in ihrer jetzigen Gestalt ein Werk neuerer Zeit, nämlich von Maria Theresia 1756 begonnen und 1774 vollendet; das Ganze bildet ein ungeheures Viereck, mit 3 Höfen im Inneren, wovon der letzte die in Erz gegossene Bildsäule des heil. Georgs zu Pferde enthält; zu beachten sind die königl. Gemächer, der spanische Saal, die königl. Stallungen (für mehr, als 200 Pferde), die Landstube. Aus dem Alterthume ist noch übrig: der weisse Thurm (sonst ein Gefängniſs für adliche Verbrecher) und das Oberstburggrafen-Amthaus. An der südlichen Seite vor dem Schlosse steht ein Denkmal des bekannten Prager Fenstersturzes (23 May 1618). — 3) Sehenswerthe öffentliche Gebäude. a) Altstadt: das Rathhaus, mit der kunstreichen Thurmuhr (die aber jetzt sehr schadhaft geworden ist); das erzbischöfliche Seminarium (das vormalige Jesuiten-Collegium, ein ausserordentlich weitläuftiges Gebäude, das gegenwärtig die Wohnungen der Seminaristen, die zur Universität gehörigen Hörsäle der theologischen und philosophischen Facultät, das Altstädter Gymnasium, die königl. Bibliothek, die Sternwarte, das Naturaliencabinet, die Maler-Akademie, die Wohnungen des k. Bibliothekars, Astronomen, Akademie-Directors u. s. w., die erzbischöfliche Buchdruckerey, die Buchdruckerey und Buchhandlung der Normalschule, nebst einem kleinen Garten, 5 grossen Höfen und zwey grossen Kirchen enthält. Ein wahres „Städtchen in der Stadt,“ wie es Hr. *G.* treffend nennt, und ein Beweis des vormaligen Reichthums der Jesuiten). b) Neustadt: das k. k. Hauptzollamts-Gebäude auf dem Hiberner Platze (mit der Bancal-Administration, Hauptpostwagen-Expedition und dem Bücherrevisions-Amte); das Rathhaus auf dem Viehmarkte (mit dem Criminalgericht, Civil- und Criminal-Gefängnissen u. s. w.); das Militär-Krankenhaus, ebendaselbst (ehemals auch ein Jesuitencollegium; „dieses ungeheure Gebäude nimmt die halbe Ostseite des Viehmarktes ein;“ es hat, ohne die St. Ignazkirche, 104 Klafter Länge); c) Kleinseite: das Gubernialhaus (Sitz des Guberniums und Wohnung des Oberstburggrafen); das k. k. *Landhaus* (vom *ständischen* zu unterscheiden; Sitz des Appellationsgerichts, des Landrechts, der Staatsbuchhaltung und des Beranner Kreisamts; vormals auch ein Jesuitencollegium, und nebst der daran stossenden Nikolauskirche ein „Denkmal der Bau- und Pracht-Liebe dieses Ordens“); das Artillerie-Zeughaus; d) Hradschin: die erzbischöfliche Residenz (mit einer Bibliothek, worunter seltene Manuscripte); das Theresianische Damenstift (für Adelige mit 16 Ahnen). 4) Vorzügliche Privatpalläste. Der gräfl. Clam-Gallas'sche Pallast auf der Altstadt (im älteren italiänischen Stile; ein herrliches Gebäude, aber leider in einer schmalen Gasse, so dass er keine

Anſicht im Groſsen gewährt; der gräfl. Waldſtein'ſche Pallaſt auf der Kleinſeite (vom Herzog Albr. Waldſtein 1630 erbaut; „hundert Privathäuſer muſsten dem Coloſſe Platz machen"); der gräfl. Ledeeour'ſche, ebendaſelbſt; das fürſtl. Schwarzenberg'ſche Majoratshaus, auf dem Hradſchin (im erhabenen, altflorentiniſchen Stile); das gräfl. Czernin'ſche Majoratshaus (ebendaſelbſt, die Vorderſeite 76 Klaftern lang; über der Hauptſtiege ein ſchönes Plafondgemälde, den Gigantenkrieg vorſtellend). (Vergeſſen iſt auf der Kleinſeite das gräfl. Thun'ſche Haus in der Spornergaſſe, in demſelben Stile, wie das Clam'ſche, und von demſelben Meiſter). — III. *Die Moldau-Brücke*, von Karl IV 1358 zu bauen angefangen, aber erſt 1507 unter Wladislaw II vollendet. 1790 Wiener Fuſs lang und 35 breit, 42 Fuſs hoch, 16 Bogen. Zur Zierde dienen 26 Bildſäulen und Gruppen von Heiligen, worunter die bronzene des heil. Johann v. Nepomuk, des böhmiſchen Landespatrons. Die Anſichten von dieſer Brücke ſind treffend geſchildert. IV. *Einzelne Thürme.* 1) Die beiden Brückenthürme, ſo alt, wie die Brücke ſelbſt, und zu ihrer Vertheidigung erbaut. Durch das Thor des Altſtädter genieſst man von der Jeſuitengaſſe aus einer herrlichen Anſicht der Kleinſeite. 2) Der Pulverthurm, wahrſcheinlich aus dem 15 Jahrh.; er gehörte zu den Feſtungswerken der Altſtadt. (Als Rec. im Sommer 1821 Prag beſuchte, bemerkte er, daſs man damit umging, dieſes ehrwürdige Überbleibſel altdeutſcher Baukunſt durch ein modernes Uhrwerk mit 4 Zifferblättern zu entſtellen. Hr. *Gr.* hat davon — abſichtlich? — nichts erwähnt; auch das Kupfer giebt uns nur die Anſicht des alten unverhunzten Thurmes). 3) Die Waſſerthürme an den Moldauufern, mit Waſſerkünſten im Inneren zur Verbreitung des Fluſswaſſers durch alle Theile der Stadt.

Dritter Abſchnitt. Einwohner; I. Volksmenge (1820. 80,794 Chriſten und 7824 Juden, 6500 Militär, 1500 Fremde, zuſammen 96618. Ehen 736, Geburten 4199 (die Zahl der unehelichen vermiſſen wir, erfahren aber S. 125, bey der Beſchreibung des Gebärhauſes, daſs „die Zahl derer, die hier ihre Niederkunft halten (nicht alle ſind Pragerinnen) jährlich 14 — 1600" betrage). Tode: 3683, worunter 191 Todtgeborne und 1328 vor dem erſten Jahre, 6 Selbſtmörder, und nur 14 an Menſchenblattern. Hiebey fehlen aber die in den Krankenhäuſern und Spitälern. Das Klima iſt geſund. Rheumatiſche und Lungenkrankheiten ſind am herrſchendſten (auch Waſſerſuchen, tödtliche Schlagflüſſe und Geiſteskrankheiten ſind nicht ſelten); der Nationalität nach ſind die Einwohner Tſchechen (im Auslande Stock- d. h. Stamm-Böhmen genannt) und Deutſche (die meiſten ſogenannten Utraquiſten, wie Rec. ſie ſcherzhaft in Prag nennen hörten, d. h. Leute, die Deutſch und Böhmiſch mit gleicher Geläufigkeit ſprechen); die erſten Deutſchen ſind von Karl IV nach Prag gezogen worden. Daſs es unter den Juden „an wahrhaft Gebildeten nicht fehle, wird kein Unparteyiſcher leugnen." (Sehr richtig; im Ganzen genommen, iſt dieſe Nation indeſs daſelbſt eben ſo wenig beliebt, als anderwärts. Ein ſehr gebildeter Iſraelit erzählte Rec. einige in dieſer Hinſicht ſehr bemerkenswerthe Züge.) Auch eine wälſche Colonie giebt es ſeit dem 17ten Jahrh. in Prag; meiſt Kaufleute. Auſserdem noch einige Schweizer, Niederländer und Franzoſen, die ſich gröſstentheils als Hofmeiſter, Sprachlehrer, Fecht- und Tanzmeiſter ernähren (Rec. hat während ſeines mehrmaligen Aufenthalts in Prag gefunden, daſs im Ganzen keine groſse Neigung, fremde Sprachen zu erlernen, daſelbſt herrſcht. Er entſinnt ſich nicht, ſelbſt an feineren Wirthstafeln, wie z. B. im Schwarzen Roſs, von gebornen Pragern Franzöſiſch ſprechen gehört zu haben; man lernt fremde Sprachen nur um des Bedürfniſſes willen; junge Kaufleute wegen der Correſpondenz, Studierende das Italiäniſche, um Anſtellungen im öſterreichiſchen Italien zu erhalten. Aber dafür iſt die tſchechiſche Jugend neuerlich von einem wahrhaft glühenden Eifer für die alte Mutterſprache erfüllt worden, und die Regierung hat ſelbſt eine eigene Lehrkanzel an der Univerſität dafür errichtet. Man verſucht ſich in redneriſchen und poetiſchen Arbeiten, und die zu Prag erſcheinenden tſchechiſchen Zeitſchriften werden fleiſsig geleſen. Rec. wundert ſich, daſs Hr. *G.* dieſen Punct ſo kurz abgefertigt hat.) II. *Conſumtion.* Hierin ſteht der Prager dem Wiener nicht nach. Wir geben den Küchenzettel vom Jahr 1820 im Auszuge: „Eingeführt wurde: an Schlachtthieren: Ochſen 22215, Kühen 3353, Kälbern 42259. In Prag werden die Kälber ſehr jung, oft ſchon mit 3 Tagen geſchlachtet, was ſchlechte Kalbfleiſch-Speiſen und ſchlechtes Kalbleder, folglich auch ſchlechte Schuhe und Stiefeln giebt; der Fremde thut wohl, wenn er ſich nicht lange in Prag aufzuhalten gedenkt, ſich vorher in Berlin oder Breslau zu verſorgen); an Schweinen und Ferkeln 27525, Lämmern und Schöpſen 57052, zuſammen 152284 Stück. Hiebey fehlen die Tauſende von Haſen und Faſanen nebſt dem übrigen Wildprete, und die Tauſende von Fiſchen, ſo wie die noch gröſsere Menge zahmen Geflügels. Von Gänſen wird allein über eine Million verzehrt!" (Dem Fremden fallen die vielen jungen Thiere auf, die nicht nur in Prag, ſondern überhaupt im Öſterreichiſchen, verzehrt werden. Ob zum Vortheil der Viehzucht?); an Getreide und Hülſenfrüchten zuſammen: 1,026,035⅝ Wiener Metzen (1 = 1⅛ Berliner Scheffel), worunter 285,468 bloſs an Gerſte, der ſtarken Bierbrauerey wegen. An Getränken wurde eingeführt: Wein 18899½ Eimer, Branntwein 5022 E., Bier 89,899½ E., in Prag ſelbſt gebraut. Branntwein 23,419 E., Bier 472,642 E., zuſammen Wein 18,899½, Branntwein 28441, und Bier 562541½ Eimer. (Hier wäre eine Vergleichung mit früheren Jahren, etwa mit 1810 oder 1811 zu wünſchen! Die 6 Eimer Bier, welche jährlich auf jeden Prager kommen, möchten hingehen. Aber auch der Viertel-Eimer Branntwein? Rec. hörte (1821) von ſehr gebildeten Perſonen in Prag über die ſeit vielen Jahren zunehmende Verſchlechterung des böhmiſchen Biers klagen, ungeachtet die Prager Brauer-

ihre Söhne an [illegible] polytechnischen Institute Chemie studieren lassen. Rec. selbst fand den guten Ruf, in welchem das böhmische Bier im ganzen Auslande steht, wenigstens in Prag nicht gerechtfertigt. III. *Classen der Einwohner:* Prälaten (Fürst-Erzbischof, Grossprior der Malteser, Grossmeister der Kreuzherren, Dompropst, die Äbte von Strahof u. s. w.); Herren (höherer Adel), Ritter (niederer Adel), Bürger (Beamten, Gelehrten, Künstler u. s. w.). Der Adel hat seinen eigenen Gerichtsstand (die Landrechte), geniesst das Recht des (sogenannten landtäflichen) Güterbesitzes, der Freyheit vom Militärzwang u. s. w. (aber nicht von Steuern!). „Die höchsten 7 Stellen und Ämter, sowohl im Civile, als im Militär, sind keineswegs dem Adel ausschliesslich vorbehalten; der Staat nimmt hiebey bloss auf die dazu eignenden Fähigkeiten und Kenntnisse Rücksicht." IV. *Militär-Garnison* zus. 6000 Mann: 12 Casernen, 1 allgem. Zeughaus auf dem Wischehrad und ein Artillerie-Zeughaus der Kleinseite. Das Invalidenhaus steht ausserhalb der Stadt, ¾ Stunde vom Porschitzer Thore an der schlesischen Strasse; ist gross und regelmässig gebaut, aber unvollendet; der alte und neue Invalidenfonds besteht aus fast 2 Mill. G. in Einlös.-Scheinen. In Kriegszeiten verrichten die Bürgergarde und das Scharfschützen-Corps Garnisonsdienste. V. *Geistlichkeit.* Das erzbischöfliche Consistorium ist die höchste Instanz; Prälaten s. oben; die herrschende Religion, wie in ganz Böhmen, die katholische; aber die Protestanten (Lutheraner und Reformirte) haben seit Kaiser Joseph II gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken, und zu Prag einen Superintendenten und 2 gemeinschaftl. Kirchen, eine deutsche und eine böhmische. — Die Juden haben einen Ober-Rabbiner und 9 Synagogen. Klöster: 11 Mönchs- und 4 Nonnen-Klöster. Pfarreyen 20. Die feyerlichsten kathol. Kirchenfeste sind das Frohnleichnams- und das Aller-Seelen-Fest (nicht auch das Johannisfest, wegen dessen so viele Tausend Wallfahrer nach Prag strömen?). — VI. *Charakter, Lebensweise und geselliger Ton.* An dem Adel wird ausgezeichneter Wohlthätigkeitssinn und edle patriotische Freygebigkeit mit Recht gerühmt. Diess gilt aber auch vom Mittelstande. Bey dem weiblichen Theile des letzteren ist „Schönheit kein seltenes Erbtheil." Grosse Liebe zum physischen Wohlleben und Tanz, Mangel an geistiger Regsamkeit und lebhafter Theilnahme für Wissenschaft und Kunst, wenig Geselligkeit; an öffentlichen Orten geht es kalt und steif zu.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENVERFASSUNG. *Sulzbach*, b. Seidel: *De presbyteriorum s. senatuum ecclesiasticorum constitutione eorumque in ecclesiam evangelicam, quae in Bavaria viget, restitutione*, auctore *Georgio Christophoro Gack*, philos. doct. et concionatore oppidano Solisbaci. 1823. 79 S. 8.

Mit siegreichen Waffen kämpft Hr. *Gack* gegen das Antipresbyterium in Baiern, die Herrn *Örtel*, *Hagen* und *Vogel*. Der erste Abschnitt handelt von der Verfassung der ersten christlichen Kirche, der andere vom Begriffe der Presbyterien. Aber irrig definirt Hr. *G.* die Presbyter als Organe der Gemeinden, dagegen die eigentlichen geistlichen Behörden als Organe der ganzen christlichen Kirche (S. 24). Im dritten Abschnitte wird die Kirchenzucht vertheidigt; aber den Presbyterien der einzelnen Gemeinden mit Recht abgesprochen. Sie kommt den höhern geistlichen Behörden (warum aber nicht auch den Generalsynoden, als den höheren Presbyterien?) zu. — Dem Kirchenbanne aber ist der Vf. überhaupt nicht günstig. Der vierte Abschnitt verbreitet sich über die Pflichten der Presbyter. Sonderbar ist es, dass im Widerspruche mit dem vorigen Abschnitte die Kirchenzucht unter die Pflichten der Presbyter gerechnet wird, und völlig unverständlich ist S. 57 die Behauptung: *disciplina ecclesiastica et ordo solum disciplinam civilem ac ordinem restituere et retinere potest.*" Der Vf. hätte überhaupt deutsch schreiben sollen, da er des lateinischen Stils noch nicht mächtig ist, dadurch dunkel wird, und den Gegnern zum Spott Anlass giebt. Im fünften Abschnitte wird der Hauptgesichtspunct gezeigt, aus welchem gerade in unserer Zeit die protestantischen Presbyterien betrachtet werden müssen, nämlich als ein Palladium gegen die jesuitische Proselytenmacherey, gegen katholische Concordate u. s. w. Der Vf. glaubt dadurch die Ansicht der Sache auf einen höheren Punct zu heben, nach dem Vorgange *Kaiser's*. S. dessen Presbyterien S. 1. S. 14. S. 25. S. 38 und S. IV Vorr. Mit rühmlicher Freymüthigkeit werden S. 65 die höhern und niedern geistlichen Behörden zurechtgewiesen, welche sich nicht so, wie sie sollten, gegen ihre protestantischen Gemeinden betrugen, wi[illegible] man aus ihrer zweydeutigen Theilnahme an der Sache de[illegible] Presbyterien, wohl gar aus ihrer Theilnahme an dem ungesalzenen Witze und Spotte der Gegner, sieht (s. *Vogel's* Antipresbyterialbriefe), die von ihrer Behörde eher zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Nur harmonirt es nicht mit dieser Ansicht, wenn der Vf. den Presbytern durchaus kein Recht zugestehen will, darauf zu dringen, dass die Prediger von ihren geistlichen Behörden auf den biblisch-protestantischen Lehrbegriff verpflichtet werden. Es ist ja etwas Anderes, selber einen Lehrbegriff zu bestimmen (das kommt den Laien freylich nicht zu), und etwas Anderes, als Repräsentant der Kirchenrechte (so nennt später der Vf. selbst die Presbyter) einen festgesetzten Lehrbegriff geltend zu machen, besonders wo der Kirche Gefahr droht. In einen [illegible] Widerspruch verwickelt sich der Vf. dadurch, dass er [illegible] den Professoren und Doctoren der heil. Schrift die [illegible] über diese wichtige Angelegenheit freygebig als [illegible] und Recht zukommen lässt, aber ein neues symbolisches Buch nach S. 46 bloss von dem Oberconsistorium, den [illegible] und Pastoren erwartet. Ein neues symbolisches Buch [illegible] haupt gegen den Zeitgeist, gegen die Klugheit, und [illegible] eine Veranlassung zu einer gänzlichen intellectuellen und politischen Auflösung des kirchlichen und Staats-[illegible] Die Protestanten haben ein symbolisches Buch, [illegible] die Bibel. Der Vf. klagt selbst S. 47 über [illegible] *anten viguit, cogitatio in literarum universitate*, [illegible] That eine grobe Anmassung, zu schreyen: die reine [illegible] re muss man vortragen! und dennoch die mit bibl[illegible] ten vorgetragene Lehre von dem Versöhnungstode, [illegible] erstehung und Verklärung des Erlösers, von [illegible] der durch die Liebe thätig ist, von der Rechtf[illegible] die Gnade, von der wunderbaren Stärkung des [illegible] der Tugend, von der Sündenvergebung im [illegible] u. s. w., für Mysticismus zu erklären. Hierüber [illegible] Männer urtheilen, welchen die Kritik und [illegible] ist, um das Wesentliche vom Unwesentlichen, [illegible] wahrhaft Christliche von dem zu unterscheiden, [illegible]sche Kritik bisher eingeschwärzt hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

Prag, in der Calve'schen Buchhandlung: *A. W. Griesels Neuestes Gemälde von Prag* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vierter Abschnitt. Die bedeutendsten Civil- und Militär-Stellen, vorzüglich in Beziehung auf Fremde. Das Landes-Gubernium, dessen Präsident der Oberstburggraf ist; — die Landrechte; Behörde des Adels und der Geistlichkeit; — das General-Commando; höchste Militärstelle für Böhmen; das Stadt- und Festungs-Commando; der Stadtmagistrat; Gerichtsbehörde des Bürgerstandes u. s. w.; das Wechsel- und Mercantil-Gericht; das Hauptzoll-Amt; das Bücherrevisions-Amt.

Fünfter Abschnitt. Erziehung, Wissenschaft und Kunst. — I. Öffentliche Lehr-, Bildungs- und Erziehungs-Anstalten. 1) Die Karl-Ferdinands-Universität, von Karl IV gestiftet, und von Ferdinand III 1644 mit der von Ferdinand I als Damm gegen den Protestantismus errichteten zweyten hohen Schule vereinigt; 4 Facultäten; Kanzler und Protector ist der jedesmalige Erzbischof; der akademische Senat besteht aus dem *Rector magnificus* und Vicecanzler, den 5 Studiendirectoren, und aus den Dekanen und Senioren der 4 Facultäten; Professoren, zusammen 38 ordentliche, mit 3 Supplenten und Adjuncten, 7 Assistenten (sämmtlich vom Senate besoldet), und 6 ausserordentliche Professoren. Das philosophische Studium zählt 3, das theologische 4, das juristische 4, das medicinische 5, und das für Stadt- und Landwundärzte 2 Jahrgänge, jeder zu 2 Cursen. Zur Universität gehört noch a) die Thierarzneyschule, und b) die Hebammenschule. — 2) Gymnasien: das Altstädter, Kleinseitener (diese beiden mit weltlichen) und Neustädter (mit geistlichen Professoren, nämlich Piaristen, besetzt). Die Lehrgegenstände sind in 6 Jahrgänge zu 2 Cursen vertheilt. — 3) Das polytechnische Institut (oder, wie es nach dem Druckfehlerverzeichnisse heissen soll: das ständisch-technische Institut; Rec. entsinnt sich aber, es in Prag nie anders, als das polytechnische Institut, nennen gehört zu haben), dessen Zweck Emporbringung der vaterländischen Industrie durch wissenschaftlichen Unterricht ist. Von dem Director, 4 Professoren und 2 Adjuncten wird Arithmetik und Geometrie, Mechanik im weitesten Umfange, bürgerliche Strassen- und Wasser-Baukunst, technische Chemie und Landwirthschaft gelehrt. Ausserdem können die Schüler die mathematischen, physikalischen, naturhistorischen und technologischen Vorlesungen an der Universität besuchen. Es ist ein in jeder Hinsicht vortreffliches Institut, um welches andere Länder Böhmen in der That beneiden müssen. — 4) Die Hauptmusterschule (gewöhnlich Normalschule genannt), eine höhere Bürgerschule, womit zugleich eine Art Seminar für Landschullehrer verbunden ist. — 5) Hauptschulen, drey: 2 christliche und 1 jüdische — ebenfalls Bürgerschulen. — 6) Pfarr- (oder Trivial-) Schulen, zusammen 17. — 7) Besondere Mädchenschulen, 1 bey den englischen Fräulein, 1 bey den Ursulinerinnen. (Hier vermisst Rec. eine Angabe der Schülerzahl aller dieser öffentlichen Schulen; sie war zur Beurtheilung des Culturzustandes der Stadt noch nöthiger, als oben die Consumtionstabelle.) — 8) Die Maler-Akademie, von der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde (zu der fast der ganze hohe Adel gehört) im J. 1800 gegründet; mit Preisaufgaben und jährlichen Ausstellungen im März, wohin auch andere Künstler ihre Arbeiten bringen können. — 9) Das Conservatorium der Musik, von dem Verein zur Beförderung der Tonkunst im J. 1810 gegründet. Eine nicht minder vortreffliche Lehranstalt, worin 78 Schüler in 2 Classen 6 Jahre hindurch unentgeltlich Unterricht in der praktischen und theoretischen Musik, sowie in einigen wissenschaftlichen Gegenständen, erhalten. Es ist eine Bildungsschule für den höheren Gesang damit verbunden. — 10) Das Militär-Erziehungshaus, für Söhne der Unterofficiere und Gemeinen bis zu den Jahren der Dienstfähigkeit, wo sie nach gemachten guten Fortschritten gleich als Unterofficiere eintreten. — 11) Die Schwimmschule, im J. 1812 durch den Hauptmann v. *Pfuel* gegründet; sehr zweckmässig eingerichtet. 12) Die ständischen Landschaftsschulen. Unter dieser unverständlichen Benennung begreift man a) die ständische Reitschule, b) die Landschaft-Fechtschule, und c) die Landschaft-Tanzschule, sämmtlich auf Kosten der böhmischen Stände zum Besten mittelloser Jünglinge aus dem adeligen und höheren Bürgerstande schon seit 1659 errichtet. — II. *Häusliche Erziehung und Hauslehrer.* „An ausgezeichneten Privat-Erziehungsanstalten mangelt es." So weit Rec. Prag kennt, mangelt es *überhaupt* an

dergleichen Anstalten. Er empfand diesen Mangel sehr schmerzlich, als er sich im Winter 1813 und 1814 mit seiner Familie in Prag aufhielt. Um so zahlreicher sind die sogenannten Kosthäuser, wo grösstentheils Studirende vom Lande in Kost, Wohnung und leitende Aufsicht genommen werden. — III. *Gesellschaften für Wissenschaft oder Kunst.* 1) Die kön. Gesellschaft der Wissenschaften; sie zählt jetzt über 30 ordentliche, ausserordentliche und auswärtige Mitglieder, kann sich aber meist nur mit Geschichte und Naturwissenschaften beschäftigen. 2) Die k. k. patriotisch-ökonomische Gesellschaft, bezweckt die Verbesserung der vaterländischen Landwirthschaft, giebt jährlich einen populären Wirthschaftskalender in beiden Sprachen fürs Volk heraus, und besteht aus 140 wirklichen, Ehren- und correspondirenden Mitgliedern. — 3) Die Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde, beabsichtigt die Aufnahme der Kunst und die Verbesserung des Geschmackes, und zählt jetzt über 100 Mitglieder. Unter ihrer Aufsicht steht, als ihr Eigenthum, die ständische Gallerie. 4) Der Verein zur Beförderung der Tonkunst, der das Conservatorium gegründet hat (s. oben). — IV. *Öffentliche und Privat-Sammlungen.* 1) Die k. k. Universitätsbibliothek, über 100,000 Bände und 4000 Handschriften, aus der vormaligen Jesuitenbibliothek entstanden, mit der die Bibliotheken mehrerer aufgehobener Klöster und einiger Vaterlandsfreunde (z. B. die gräfl. Kinsky'sche Familienbibliothek) vereinigt worden sind. 2) Stifts- und Privat-Bibliotheken. Es werden deren 9 angeführt, zu welchen jedem gebildeten Fremden der Zutritt offen steht. (Rec. zeichnet die *gräfl. Nostiz'sche* aus, in welcher er 1815 von dem jetzt verstorbenen Besitzer gütig aufgenommen ward. 3) Das k. k. Naturaliencabinet; — „es ist nicht zu verkennen, dass es schon seit langer Zeit keinen bedeutenden Zuwachs erhielt." Auch aus Brasilien nicht? — 4) Privatsammlungen von Naturalien: a) Mineraliensammlungen; b) Anatomische Cabinette. 5) Maschinensammlungen; die des polytechnischen Instituts ist die ansehnlichste. 6) Gemäldesammlungen; ausser der vorerwähnten ständischen Gallerie sind noch 8 angeführt, worunter die fürstl. *Colloredo'sche* ausgezeichnet ist. — 7) Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen; zusammen 6. — 8) Sammlungen von Antiken und Gypsabgüssen; nur 2. — 9) Sammlung von geschnittenen Steinen und Siegelabdrücken; auch 2. — 10) Münzsammlungen, in Allem 8. — 11) Kunstcabinette, nur 2. (Rec. wünschte, dass Hr. *Gr.* alle diese Sammlungen etwas umständlicher beschrieben, und die Merkwürdigkeiten angegeben hätte, deren sich jede erfreut, damit der Fremde doch wenigstens wüsste, ob es der Mühe werth sey, dieses oder jenes Cabinet zu besuchen.) — V. *Das böhmisch-vaterländische Museum*; gestiftet vom jetzigen Oberstburggrafen, Grafen *Kalowrat* (dem überhaupt Prag viel zu verdanken hat, besonders die neue Pflasterung der Strassen und der Brücke, das Trottoir der letzteren, die Canäle u. A., worauf der Vf. mehr hätte aufmerksam machen sollen); es hat bereits eine schöne Mineraliensammlung und Bibliothek. — VI. *Die Sternwarte.* — VII. *Botanische Gärten;* der Universitätsgarten und der des Grafen Canal. VIII. *Gelehrte und Künstler.* Wenig Schriftstellerey, aber gleichwohl keine Vernachlässigung der Literatur. Gewisse Zweige derselben können indess im Österreichischen, wegen der strengen Censur, und da die Censoren zugleich Recensenten sind, und die Erlaubniss haben, Alles, was nicht mit ihren Privatansichten übereinstimmt, unbedenklich wegzustreichen, selbst wenn es in Bezug auf Staat, Religion und gute Sitten ganz gleichgültig wäre, nicht gedeihen; daher denn auch nur die sogenannten exacten Wissenschaften vorzüglich gepflegt werden. — Unter den bildenden Künstlern ist der in Rom gebildete Director Bergler der erste. Von der Tonkunst würde man sagen müssen, dass sie in Verfall sey, wenn nicht das Conservatorium dem Musikfreunde herrliche Aussichten in die Zukunft eröffnete. — IX. *Journalistik:* 1 politische Zeitung (die sich aber meist an die Wiener halten muss), *André's* Ökonomische Neuigkeiten (rühmlichst bekannt; sein Hesperus, der 6 oder 8 Jahr lang auch in Prag herauskam, hat, seit er nach Wirtemberg versetzt worden, gewonnen), der Schulfreund, und der Kranz (ein populäres belletristisches Blatt von *Schiessler*); auch 3 böhmische Zeitschriften (worunter 1 politische, welche mehr Censurfreyheit geniessen soll, als die deutschen Blätter). Von ausländischen Blättern findet man an öffentlichen Orten die Allgemeine Zeitung, den Hamburger Correspondenten, die Wiener Hofzeitung und den Österreichischen Beobachter, den Sammler, Wanderer, Abendzeitung, Zeitung f. d. eleg. Welt, und noch einige andere. (Wer sie durch das Oberpostamt erhält, dem kommen sie sehr theuer zu stehen; die Allgem. Zeit. z. B. halbjährlich auf 24 fl. Conv. M. Auch muss sich der Pränumerant gefallen lassen, dass ihm von der Censur anstössig gefundene Blätter gar nicht verabfolgt werden, und dass er auf diese Art ein unvollständiges Exemplar bekommt. Beglaubte Männer erhalten indess dergleichen verbotene Nummern, und ganze verbotene Zeitschriften und andere Werke für ihre Person *erga schedam.*) — X. *Buchdruckereyen*, zusammen 8, die aber denen in Wien nachstehen; Buchhandlungen, zus. 5; Antiquare, keinen, bloss ein paar „jüdische Krämerbuden;" 2 Leihbibliotheken; 3 unbedeutende Kunsthandlungen.

Sechster Abschnitt. Anstalten für Sicherheit und öffentliches Wohl. I. *Die k. k. Stadthauptmannschaft und Polizey-Oberdirection.* Wirkungskreis wie anderwärts. II. *Die Polizeywache;* eine Art Gensd'armerie, gegen 250 Mann. III. *Das Pass- und Zoll-Wesen* u. s. w. wird, sowie IV. *Allgemeine polizeyliche Vorschriften* u. s. w., der Fremde am besten im Buche selbst nachlesen. V. *Canäle, Strassenpflaster und Beleuchtung.* (Zu kurz behandelt, wie schon oben bemerkt. Dem Tadel der Beleuchtung stimmt Rec. bey; sie dient, mit Ausnahme der Strassen, durch welche der Oberstburggraf aus dem Theater fährt, wirklich nur dazu, die Finsterniss recht sichtbar zu

[illegible] VI. *Thorsperre.* Die *Todtenbeschauung* (durch den Bezirks-Wundarzt, damit Niemand scheintodt begraben werde), *Begräbnisse.* (Rec. vermisste dabey, ausser bey sehr ausgezeichneten Personen, Würde und Feyerlichkeit), *Kirchhöfe* (zusammen 8, 2 katholische, 1 protestantischer, 2 militärische und 1 jüdischer, seit Joseph II alle ausserhalb der Stadt; (Hr. *Gr.* sagt bey dieser Gelegenheit viel Wahres über bessere Einrichtung derselben.) — VIII. *Straf- und Besserungs-Anstalten.* 1) Das Arbeitshaus (für Landstreicher, Bettler u. s. w.). 2) Das Zucht- und Spinn-Haus (für schwere Polizey- oder geringe Criminal-Verbrecher. Hiebey die nachahmungswerthe Einrichtung, dass Solchen, die Besserung zeigen, gestattet wird, in der Stadt manche Handarbeiten zu verrichten; der Lohn dafür wird gesammelt, und ihnen nach überstandener Strafzeit baar ausgezahlt. Dadurch ist dafür gesorgt, dass der Mann bey seiner Entlassung nicht wieder von Neuem stehlen muss). 3) Das Provinzial-Strafhaus (für schwere Criminalverbrecher). 4) Das Militär-Stabs-Stockhaus.

Siebenter Abschnitt. Heilungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten. Eine Rubrik, worin sich Prag vor vielen anderen Städten auszeichnet. I. *Stadt-Physici, Physikats-Wundärzte* und *Impf-Institut.* Prag hat 4 Stadtärzte nebst 3 Adjuncten und 6 Stadt-Wundärzte; sie sind zugleich die Gerichts- und Armen-Ärzte. — II. *Kranken- und Siechenhäuser.* 1) Das allgemeine Krankenhaus (auf der Neustadt, in einer hoch gelegenen, gesunden Gegend; sehr gut eingerichtet; gegen 300 Betten, worin jährlich 15—1600 Kranke behandelt wird. Bemittelte Personen erhalten ein eigenes Zimmer, wofür nach Beschaffenheit täglich 1 fl. oder auch nur 36 kr. Conv.-Geld bezahlt wird. Die ersten Ärzte sind zugleich Professoren an der Universität, und geben im Krankenhause praktischen Unterricht. 2) Das Irrenhaus, zählt gegen 80 Geisteskranke, und in einem benachbarten Gebäude noch besonders 30 stille Gemüthskranke. 3) Das Gebärhaus, eine zugleich als Findelhaus dienende, von Kaiser Joseph II zur Verhütung des Kindermordes gestiftete Anstalt; arme Mädchen werden unentgeltlich aufgenommen; für Bemittelte bestehen 2 Classen, welche nicht einmal Namen und Familie anzugeben brauchen, sondern ihn bloss auf einen versiegelten Zettel schreiben, der nur bey einem eintretenden Todesfalle eröffnet, ausserdem beym Austritt unerbrochen zurückgegeben wird. Die Zahlenden der ersten Classe können verlarvt eintreten, und die Larve während ihres ganzen Aufenthalts beybehalten. Die Kinder werden auf Verlangen gegen eine mässige Summe von der Anstalt auf ihre Kosten zur Verpflegung übernommen, die sie dann säugenden Weibern, meist Handwerkerinnen, übergiebt. — 4) Das Curhaus; für mit der Lustseuche behaftete Frauenspersonen; jährlich an 400—500, wovon 300—400 als geheilt entlassen werden. 5) Das Spital und Kloster der barmherzigen Brüder; ganz vortrefflich (es ist nicht angegeben, wieviel Kranke jährlich hier verpflegt werden). 6) Das Spital und Kloster der Elisabethiner-Nonnen (von gleichem Zwecke, wie das vorige, nur für weibliche Kranke). 7) Das Garnisonspital. 8) Das Artillerie-Spital. 9) Das allgemeine Siechenhaus, worin mit unheilbaren Krankheiten behaftete Arme, Lahme, Blinde, Taube u. s. w., aufgenommen und verpflegt werden. 10) Das Armen-Hospital der Kreuzherren. 11) Das israelitische Krankenhaus. (Auch die barmherzigen Brüder und das allgemeine Krankenhaus nehmen Israeliten auf. 12) Das israelitische Spital-Armenhaus. — III. *Die Privat-Gesellschaft zur Rettung scheintodter oder in plötzliche Lebensgefahr gerathener Menschen;* seit [illegible], 40 Mitglieder; die Stadt ist zur Beförderung ihres Zwecks in 14 Bezirke getheilt, und in jedem ein besonderes Häuschen mit vollständigem Rettungs-Apparat; für jeden sind auch 1 Wundarzt und 4 Mitglieder bestimmt. IV. *Allgemeine Armen-Anstalten.* 1) Das allgemeine Armen-Institut. Es besteht durch Beyträge, die von den Einwohnern gesammelt, und von welchen dem Dürftigen nach Verhältniss 2, 4, 6 bis 8 Kreuzer täglich gereicht werden. Die Anstalt nimmt auch Lebensmittel und Kleidungsstücke als Almosen an. — 2) Das neue Armenhaus zu St. Bartholomäi. 3) Der Privat-Verein zur Unterstützung der Hausarmen; seit 1801; sehr nachahmungswerth. Eine Übersicht von dem, was er in einem bestimmten Jahre geleistet hat, wäre hier zu wünschen gewesen. — V. *Der Frauenverein, zur Unterstützung weiblicher Kunstfertigkeiten und zur Besorgung des Waisenmädchen-Instituts;* seit 1815; besteht aus adeligen und bürgerlichen Frauen. Auch hier wäre eine Übersicht des Geleisteten angenehm. VI. *Lehr- und Erziehungsanstalten für Waisen, Taubstumme und Blinde.* 1) Das Privat-Waisenhaus bey St. Johann dem Täufer (zu kurz behandelt). 2) Das italiänische Waisen-Institut; besteht durch Unterstützung der in Prag ansässigen italiänischen Kaufleute. 3) Das israelitische Waisenhaus. 4) Das Privat-Taubstummen-Institut; seit 1786. 5) Das Privat-Institut für blinde Kinder und Augenkranke; seit 1807. (Alle diese Anstalten sind zu unbefriedigend beschrieben). VII. *Pensions-Institute.* 1) Die Versorgungs-Anstalt für schuldlos verunglückte Männer und für Witwen und Waisen; seit 1804. Im J. 1821 zählte es 6765 Mitglieder aus allen österreichischen Ländern, und hatte ein Stammvermögen von 998754 fl. 13 kr. Wiener Währung. 2) Das allgemeine Wittwen- und Waisen-Institut; seit 1793; von geringerem Umfange, als jenes. 3) Das Wittwen- und Waisen-Institut des Prager Handlungsstandes; seit 1796; hat jetzt 110000 fl. W. W. Capital. 4) Die Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt für gewerbführende Bürger; seit 1803. — 5) Die Wittwen- und Waisen-Gesellschaft der juridischen (juristischen) und 6) der medicinischen Facultät. 7) Die Wittwen- und Waisen-Versorgungsanstalt der Prager Tonkünstler. 8) Das Pensions-Institut für Schauspieler des ständischen Theaters. VIII. *Begräbniss-Brüderschaften;* sorgen für die Beerdigung der verstorbenen

Mitglieder, und zahlen auch der Wittwe noch besondere Geldbeträge von 20—40 fl. W. W. aus.

Achter Abschnitt. Handel und Gewerbe. I. *Die Kaufmannschaft;* bildet ein besonderes Gremium, welches seine Vorsteher, Ausschussmänner u. s. w. hat. Eine Angabe der Zahl der Bankiers, Grosshändler, Specereyhändler u. s. w., wäre zu wünschen gewesen. II. *Manufacturen und Fabriken;* zusammen 53. III. *Bürgerliche Gewerbe und Handwerke.* Die in Prag betriebenen Gewerbe werden in bürgerliche, gezünftete und ungezünftete eingetheilt. Jede Gewerbsverleihung begründet nur ein persönliches Recht, und kann nicht vererbt, oder sonst veräussert werden; doch kann die Wittwe das Gewerbe ihres verstorbenen Gatten fortführen. Auf Häuser radicirte Gewerbe giebt es nicht in Prag. IV. *Jahrmärkte;* drey unbedeutende. V. *Mass und Gewicht;* seit 1765 ist überall das niederösterreichische oder Wiener Mass und Gewicht gesetzlich vorgeschrieben. Alles ist befriedigend angegeben; doch scheint S. 144 Z. 5 v. o. die Zahl 345 ¾ ein Druckfehler zu seyn. — VI. *Geldwesen.* Eben so befriedigend behandelt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Offenbach a. M.,* in der Expedition des Staatsmannes: *Über die Revolution in Spanien, ihren Gang und die jetzige Krisis derselben.* Von einem Augenzeugen. 4 Bogen 8. (8 gr.)

Rec. muss darauf Verzicht leisten, den Lesern den Gang, welchen der Vf. dieser Flugschrift die spanische Revolution nehmen lässt, darzulegen. Er ist eines Auszugs nicht wohl fähig, da kein Glied der Kette fehlen darf, wenn man ihm mit Sicherheit folgen will, Alles aber genau auszuziehen, zu grosse Weitläuftigkeit für die Anzeige einer Schrift von vier Bogen verursachen würde. Indessen den Geist dieser Piece wird man aus Folgendem hinreichend errathen. Denn wer sollte diesen Geist misskennen, wenn er S. 18 liest: „Der *Friede* (in Spanien) ist nur entflohen, wo die Nacht *unserer* hoffnungslosen Aufklärung hindrang, die *Treue* nur gewichen, wo *unsere* Philosophie die Grundfesten der Religion erschütterte, die *Empörung* konnte nur auf demjenigen Boden gedeihen, den *unsere* Unsittlichkeit und Gottlosigkeit gedüngt hat, das Reich der Verruchtheiten, Grausamkeiten und Tyranney ist erst dann angebrochen, als die *Lucifere* des neuen Tages der Zerstörung und Verödung die Strahlen ihrer Verblendung hingeworfen hatten." — (Wenn, wie es scheint, der Vf. von Deutschland spricht: so hätte er eine solche Verläumdung billig beweisen sollen.) Die aus öffentlichen Zeitungen bekannt gewordenen vielen blutigen Hinrichtungen nach Ferdinands VII Rückkehr sind nach diesem Vf. entweder nicht wahr, oder sie haben nur höchst Schuldige betroffen. Der König hat sich gegen seinen alten Vater nicht im mindesten vergangen. Der spanische Adel ist nichts weniger, als stolz (soll wahrscheinlich *hochmüthig* heissen?), die Geistlichkeit nicht nur nicht unwissend, sondern sehr wohl unterrichtet, und zum Theil wohl gar gelehrt, denn ein Glied derselben, P. *Joachim de San Miguel*, hat sogar mit Hn. *d'Hautefort*, der unter Napoleon Intendant von Saragossa war, Pindars Oden gelesen; — die Kirche war weniger reich, als man glaubte, und folglich waren diejenigen, welche Spanien eine neue Verfassung zu geben dachten, nichts, als *treubrüchige, empörte Horden.*" — „Die Freunde der spanischen Revolution in Deutschland schöpfen ihre Kenntnisse von derselben bloss aus *Venturini's „Neuester Geschichte von Spanien,"* und den „*Tageblättern.*" Jenes Werk ist in den Literatur-Zeitungen — wo nach dem Vf. S. 19 „*die Unwissenheit über die Unwissenheit urtheilt*" — gelobt worden, und doch versteht *Venturini* kein Wort spanisch, ist ein Mann „ohne alle Überlegung und Umsicht, ein bloser Zusammenstoppler." Die deutschen Zeitungen sind nach S. 20, mit einziger Ausnahme der Allgemeinen (deren Redacteur doch schon auf der ersten Seite als ein Mann, den „die Gewöhnlichkeit oder Mittelmässigkeit seiner *Vernunft* und *Politik* irre führt," seinen Hieb erhalten hat), „*alle* mehr oder minder *reine Ableitungscanäle*, welche das Gift in tausend und tausend Adern in den Geist und das Herz ihrer Leser hinableiten." Was uns die *Neckarzeitung* und der *Correspondent von und für Deutschland* berichten, ist „*eitel Lüge.*" — In ganz Spanien ist nicht eine einzige Stadt (? Und diess war geschrieben und gedruckt zur Zeit, ehe die Franzosen nach Spanien kamen), die sich nicht schon „gegen die neuen Despoten empört hat." Wer das Gegentheil behauptet, sucht „Deutschland zu betrügen, blind zu machen, und statt Thatsachen zu erzählen, sich hinter Lug und Trug zu verstecken." Die bessere Quelle ist (nach S. 24) das „geistreiche Werk: *Spanien und die Revolution,*" das man aber „kaum einmal genannt, geschweige gewürdigt oder verstanden hat" — dessen Verfasser (ebendaselbst) ein österreichischer Diplomate, der Freyherr von *Hügel*, seyn soll. Die „Celebrität eines *Krug, Tzschirner, Murhard*" u. s. w., wäre (nach S. 25) die „schlechteste Empfehlung für ein solches Werk."

Wenn man dem Vf. glauben dürfte: so befände man sich heut zu Tage, so bald man von Achtung für die Gesetze, Gerechtsame und Herkommen, oder für Monarchie und Souveränitätsrechte spräche, bey der „jetzt herrschenden Ansicht, Gesinnung und Denkweise" fast in eben derselben Lage, in welcher sich Einer befinden würde, der — „in einem H — — hause von Unschuld und Reinheit der Sitten sprechen wollte." (S. 58.) Und diese Gesinnung und Denkweise soll sogar die „*allgemein herrschende*" seyn (ebendaselbst). Das wäre freylich sehr arg! Ein Glück, dass es nicht wahr ist.

Der Ausdruck S. 49: „Die Bajonette auf der Brust, nahm der König die Revolution unter dem Bilde der Constitution der Cortes an," ist wohl nur eine *licentia poetica*, welcher der Vf. dadurch zu begegnen sucht, dass er sagt: „Der König glaubte wirklich, im Interesse seines Volkes zu handeln, wenn er die Constitution annähme." Wir wollen zugeben, dass die Constitution von 1812 einen wesentlichen Fehler hatte, indem sie die Cortes gleichsam zu Mitregenten erhob, und dadurch die Kraft der monarchischen Regierung zu sehr beschränkte; allein wir glauben, durch weises Nachgeben auf beiden Seiten würden vielleicht Modificationen eingetreten seyn, die vieles nachherige Unglück erspart hätten. — Wir könnten noch Manches bemerken, glauben aber, dass das Vorstehende einen hinlänglichen Begriff von der Denkungsweise des Vfs. dieser Flugschrift geben wird.

G — r.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 2 3.

ERDBESCHREIBUNG.

Prag, in der Calve'schen Buchhandlung: *A. W. Griesels Neuestes Gemälde von Prag* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Neunter Abschnitt. Anstalten für Bequemlichkeit und Geselligkeit. (Hierin steht Prag verhältnissmässig sehr zurück, und wird selbst von mancher kleineren Stadt übertroffen.) I. *Gasthöfe und Lohndiener;* ausgezeichnete Gasthöfe nur wenige; das Schwarze Ross steht fast allein da. II. *Wohnungen in Privathäusern.* III. *Traiteure, Weinzimmer, Bierschenken und Kaffeehäuser;* in grosser Anzahl. Das eleganteste Kaffeehaus ist unstreitig die blaue Weintraube beym Theater. Vergessen sind die zahlreichen Punschschenken (gewöhnlich Punschkneipen genannt), von welchen sich 1821 in einer einzigen Strasse, deren sich Rec. nicht mehr erinnert, sieben befanden. IV. *Bäder;* nur 3 Badehäuser, die, wie der Vf. mit Recht bemerkt, an Eleganz und Bequemlichkeit Vieles zu wünschen übriglassen. V. *Das k. k. Pfand-, Leih- oder Versetz-Amt;* sehr zweckmässig eingerichtet. VI. *Fiaker und Lohnkutscher;* ihre Zahl ist nicht angegeben. *Tragsessel* findet man nicht in Prag. VII. *Auctions-Institut und Waaren-Niederlage des Ritters v. Schönfeld.* VIII. *Trödler* (oder *Tandler*, wie sie in Prag heissen. IX. *Frag- und Kundschafts-Amt* (was wir bey uns *Adress-Comtoir* nennen), und *Intelligenzblatt der Prager Zeitung.* (Rec. hörte öfters über die hohen Insertionsgebühren des letzteren klagen.) X. *Schematismen* (Adreskalender, zusammen 3: a) der Hof- und Staats-Sch. für den ganzen Kaiserstaat; b) der Militär-Sch., und c) der Sch. für Böhmen insbesondere). XI. *Postwesen.* Für Fremde sehr befriedigend bearbeitet.

Zehnter Abschnitt. Vergnügungen. I. *Theater.* Gegenwärtig nur noch eins, das sogenannte ständische. Es heisst hier: „Gegen das Ende der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts bestanden in Prag drey Theater, ein deutsches Nationaltheater, ein böhmisches Theater und eine italiänische Operngesellschaft (die berühmte Seconda'sche, deren Reste sich jetzt am Dresdner Hoftheater befinden)." Das Letzte ist falsch, so viel Rec. weiss. Die Seconda'sche Gesellschaft in Dresden ist und war von jeher eine deutsche Schauspieler-, und keine italiänische Opern-Gesellschaft. Den obigen Irrthum veranlasste wahrscheinlich der Umstand, dass die Seconda'sche Gesellschaft in den achtziger und neunziger Jahren jährlich im Sommer einige Monate nach Prag ging, und dort Vorstellungen gab. Das Prager Schauspielhaus gehört übrigens unter die mittelmässigen, und das Schauspiel, sowie die Oper selbst, haben seit *Liebichs* Tode sehr verloren. Rec., der es 1815 in seiner schönsten Blüthe gesehen hatte, empfand schmerzlich den Abstich 1821. Etwas mehr hätte S. 163 über die dramatischen Vorstellungen des hohen Adels im Hause des Grafen Clam-Gallas gesagt werden können, deren Einnahme (gewöhnlich mehrere Tausend Gulden) wohlthätigen Anstalten gewidmet ist. II. *Tanz und Redoute;* 16 Tanzsäle in der Stadt, und 15 in den nächsten Umgebungen. Von der Redoute war allerdings nicht viel Erhebliches zu sagen. III. *Musik;* jährlich an 30 öffentliche Concerte und Akademieen. Lästig sind die vielen *Orchestres ambulans* an öffentlichen Orten, und unausstehlich die Drehorgeln auf allen Spaziergängen vor der Stadt, vorzüglich in den Wimmerischen Anlagen. Jeder Naturgenuss wird einem gebildeten Ohre dadurch vergällt. Zahlreich sind an Sommerabenden die Ständchen, zu welchen es jedoch einer besonderen Erlaubniss der Stadthauptmannschaft bedarf. IV. *Die Moldau-Inseln;* 4 dienen zur Belustigung des Publicums, die Färber-Insel (Sammelplatz der eleganten Welt), Schützen-Insel oder Klein-Venedig (wo die Schützengesellschaft nach der Scheibe schiesst); die Hetz- und Köpel'sche Insel (welche beide ausserhalb der Stadt liegen). V. *Wirthshausgärten.* VI. *Spaziergänge und Lustgärten in der Stadt;* sehr wenige. 1) Der Schlossgarten, und 2) der Waldstein'sche Garten sind die bedeutendsten, aber für die Bewohner der Alt- und Neu-Stadt zu entlegen. — VII. *Volksfeste.* „Eigentliche Nationalfeste zur Feyer einer wichtigen vaterländischen Begebenheit, die segensreich auf die folgenden Geschlechter wirkte, giebt es nicht." (Der 18 Oct. wird nur durch ein *Te Deum* in der Schlosskirche gefeyert, an dem das Publicum im Grossen keinen Antheil nimmt.) Die Volksfeste fallen hier mit Kirchenfesten zusammen. Das Wichtigste ist 1) das St. Johannisfest, am 16 May, zu welchem aus allen Kreisen Böhmens viele Tausend Fremde nach Prag wallfahrten; es ist gut geschildert. 2) Das Fest in Emaus, am Ostermontage. 3) Das Fest im

Dorfe Bubenetsch und im Baumgarten (am Osterdienstage), vom Volke die Ochsenpredigt oder der Strohsack genannt, ohne dass man über den Ursprung dieser Benennungen etwas Sicheres wüsste. Man geht spaziren, isst und trinkt, tanzt und spielt, und begiebt sich dann wieder nach Hause. 4) Das Fest in Nussel, einem Dorfe in der Nähe der Neustadt, am Ostermittwoch. Es verdankt sein Daseyn der Schuhmacherzunft, und heisst auch, nach der böhmischen Benennung eines gewissen Schusterwerkzeugs, die *Fidlowatschka*. Die Schustergilde „lässt es sich auch nicht nehmen, die Hauptrolle dabey zu spielen, was nicht selten Misshelligkeiten und handgreifliche Erörterungen herbeyführt. Doch wird gewöhnlich die Versöhnung durch die anwesenden Schönen, als ebenso viele achtbare Friedensrichterinnen, bald wieder herbeygeführt, und die frühere Zwietracht im Bierkruge ertränkt.“ Von den übrigen Festen verdienen nur das St. Prokopiusfest (4 Juli), das St. Wenzelsfest (am 28 Sept.), und die Kirchweihe (am 15 Oct.) noch eine Erwähnung.

Eilfter Abschnitt. Kurze Geschichte von Prag, ist sehr gut bearbeitet, aber bey ihrer Gedrängtheit keines Auszugs fähig. Die Hauptepochen sind: Die Gründung (um 723) auf der jetzigen Kleinseite, die Anlegung der Altstadt (795), und der Neustadt (1348), die Verwüstungen durch die Hussiten-Unruhen (von 1420 an), furchtbare Feuersbrünste 1501, 1504, 1506, 1541, 1653, 1707, 1753 und 1773, mehrere Belagerungen, besonders 1648 von den Schweden, 1741 von Franzosen, Baiern und Sachsen, 1744 und 1757 von den Preussen, die grosse Hungersnoth 1771, der fürchterliche Winter von 1783—84, und der schreckliche Eisgang 1784, der Congress 1813, und der Besuch des Kaisers und der Kaiserin 1820.

Zwölfter Abschnitt. Umgebungen von Prag. In der Einleitung wird gezeigt, wie der Fremde in einem oder zwey Tagen am bequemsten das Merkwürdigste davon besuchen könne. Von den I. *Näheren Umgebungen* verdienen die Hetz-Insel oder Gross-Venedig, die Köpel'sche Insel, der Schischka-Berg, der gräfl. Canal'sche Garten, die freyherrl. Wimmer'schen Anlagen, das Dorf Podol, das Kuchelbad, die Zibulka, der weisse Berg mit dem Stern, der Baumgarten, das Schloss Troja, die Butschekischen Anlagen und das Thal Scharka, ausgezeichnet zu werden. II. *Ein Gang rings um die Stadt*, der sich in 4 Stunden beendigen lässt, gewährt reichen Genuss. Für III. *Entferntere Ausflüge* sind das alte Schloss Karlstein (von Karl IV 1348 bis 1357 erbaut), St. Iwan und der englische Park in Weltrus die besten Zielpuncte.

Man sieht, wie sehr Hr. *Gr.* bemüht gewesen ist, seinen interessanten Gegenstand zu erschöpfen. Was die Darstellung betrifft: so ist sie im Ganzen ziemlich fliessend. Hie und da, z. B. bey der Beschreibung der Stadt im Grossen, wird man jedoch den Stil eines Gemäldes, das der Titel verspricht, allerdings vermissen. Hr. *Gr.* sagt freylich in der Vorrede (S. XII), „dass er absichtlich auf jene bekannte witzig oder gemüthlich seyn sollende Darstellungsweise Verzicht gethan habe, indem er die Wahrheit jedem erborgten Schimmer vorzog, und den Beschauer nicht in seinem unbefangenen Anschauen hindern wollte.“ Damit hätte sich aber recht gut hie und da mehr Lebendigkeit, und sorgfältige Vermeidung österreichischer Provincialismen, wie *laufst* (S. 10, Z. 5 v. u.), *belauft* (S. 51, Z. 5 v. o.), *Verwendung* (S. 85, Z. 16 v. o.), *betreffend* (S. 77 und anderwärts), *dortmalige* (S. 119 Z. 2 v. o.) u. a. verbinden lassen. — Die böhmischen Namen sind so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden, was dem Fremden sehr angenehm seyn muss. Als eine Ungleichförmigkeit hierin bemerkt indess Rec. das mehrmals vorkommende Wort *Smichor*, während an anderen Orten *Brzetislaw*, *Wratislaw* steht. Auch sollte es S. 7, Z. 12 heissen *Ojesden* statt *Aujesder*, da, so viel Rec. weiss, *au* im Böhmischen wie *o* ausgesprochen wird.

Das Papier, besonders das der 2ten und 3ten Ausgaben, ist vortrefflich; der Druck nimmt sich zwar im Ganzen nicht schlecht aus; betrachtet man aber einzelne Seiten genauer: so bemerkt man krumme Zeilen, und schief stehende Buchstaben in Menge; in manchen Wörtern kommt sogar zweyerley Schrift vor. Auch sind nicht alle Druckfehler angezeigt. Rec. fand noch *Battaillons* st. *Batallions* (S. 68, Z. 9 v. o.), *Incunnabeln* st. *Incunabeln* (S. 94, Z. 2 v. u.), *Mignatur* st. *Miniatur* (S. 95, Z. 15 v. o.), 1283 st. 1783 (S. 183, Z. 11 v. u.), XI st. I (S. 184, Z. 17 v. o.).

Die der ordinären Ausgabe beygefügte Charte, welche Prag und seine Umgebungen vorstellt, ist genau und sauber gezeichnet und gestochen, und umfasst einen Raum von 3 Stunden im Durchmesser. In einer Ecke ist auf einem Raume von nicht mehr, als etwa 4 Zoll ins Gevierte eine sehr niedliche Postcharte vom ganzen Königreiche Böhmen angebracht. Die feineren Ausgaben enthalten ausser dieser Charte noch folgende treffliche Kupfer: 1) Plan von der Stadt Prag (äusserst vollständig); 2) Ansicht der Kleinseite und des Hradschins (gez. von *Schembera*, gest. von *Duttenhofer*), 3) Ansicht der Altstadt und Neustadt, 4) und 5) Zwey Ansichten von der Schlossstiege, 6) des Altstädter Brückenthurm, 7) der Pulverthurm (alle von Demselben), 8) Ansicht einer Partie im Baumgarten (gez. von *Postel*, gest. von *Döbler*). Die Titelvignette zeigt das Prager Stadtwappen, der Umschlag auf der Rückseite eine Partie aus dem Schlossgarten.

v. — r.

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Charakteristik der Felsarten.* Von *C. C. v. Leonhard*, Geh. Rathe und Professor zu Heidelberg. 1ste Abtheilung. *Ungleichartige Gesteine.* 1823. 230 S. gr. 8.

Der Vfs. Absicht ist, eine dem gegenwärtigen Standpuncte der wissenschaftlichen Geognosie entsprechende Zusammenstellung aller Thatsachen zu geben, welche auf die Charakteristik der Felsarten Beziehung haben. Wenn in den vorhandenen gedruckten Materialien nicht so viel Schwankender, vieldeutiger ...

druck in Beziehung auf Benennung der Felsarten berichte, wodurch alle übrigen Begriffe und Beziehungen unsichere Folgen zulassen: so würde die gegenwärtige Ausarbeitung nicht so vielen Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn. Indessen liegen die grössten Schwierigkeiten in der Natur der Felsarten selbst, die in ihren vielen Mittelgliedern und zahllosen Übergängen eine strenge *mineralogische* Classification nicht wohl zulassen, welche aufzustellen, mit zur Absicht unseres Vfs. gehörte. Die von demselben vorgezeichnete Reihenfolge der Felsarten ist in *vier* Abtheilungen gebracht. *Erste Abtheilung*: I. *Körnige Gesteine*. II. *Schieferige Gesteine*. III. *Porphyre*. *Zweyte Abtheilung*: a) *Eigentlichen Mineralgattungen zugehörige Gesteine*. I. *Körnige Gesteine*. II. *Schieferige Gesteine*. III. *Dichte Gesteine*. b) *Nicht als Glieder oryktognostischer Gattungen zu betrachtende* (scheinbar gleichartige) *Gesteine*. I. *Dichte Gesteine*. II. *Schieferige Gesteine*. III. *Porphyre*. IV. *Glasartige Gesteine*. V. *Schlackenartige Gesteine*. *Vierte Abtheilung*: *Lose Gesteine*. *Anhang*: *Kohlen*. — „Die *mineralogische* Classification, Beziehungen nicht berücksichtigend, die mehr dem Geschichtlichen der Gebirgsarten angehören, bietet (wieder Vf. sagt) eine bleibendere Norm; denn Bestand und Structur sind keinen so veränderlichen Ansichten unterworfen, als die Meinungen über Lagerungsverhältnisse. Darum müsse eine mineralogische Classification in jedem Falle der geognostischen Anordnung vorangehen. Die Aufgabe, obgleich schwierig, dürfe nicht als unlösbar gelten.“ Indessen ist der Vf. viel zu reich an Kenntnissen, und daher viel zu bescheiden, als dass er uns die Überzeugung geben wollte, ein solches vollständiges System geliefert zu haben, indem derselbe an einem anderen Orte selbst sagt: „Während im Gebiete der Oryktognosie die Grenzen wahrer Gattungen sehr bestimmt abgemarkt erscheinen, und von gegenseitigen Übergängen zweyer Gattungen nicht die Rede seyn kann, treten solche Erscheinungen ungemein häufig und in zahllosen Wechselgraden bey den Felsarten auf.“ Wenn nun nach Hn. *L.* eigener Ansicht (S. 20) diese Übergänge zum Theil durch Änderungen in der Structur herbeygeführt werden, so dass reinkrystallinisch-körnige Gesteine in körnig-schieferige, und diese in dichte sich verlaufen: so scheint obige Abtheilung der Felsarten in *körnige*, *schieferige* und *dichte* Gesteine keine sicheren Grenzpuncte zu verschaffen, um die zarten Übergänge von einander zu scheiden. Wenn S. 39 wegen der vielen Mittelglieder und der zahllosen Übergänge manche gleichartige Gesteine nach dem Äussersten ihrer Glieder gewissermassen eine doppelte Einschaltung bey den körnigen und bey den dichten Felsarten, je nach den Abweichungen ihrer Structur verlangen, und in solchem Falle jener Beziehung vorzügliche Rücksicht vergönnt werden soll, die als die wichtigste zu achten sey: so wird nicht selten die Frage entstehen, welche unter dieser oder jener Rücksicht die wichtigste sey; so muss es am Ende zweifelhaft werden, wo man den echten Standpunct finde, oder jeder sucht ihn nach seiner Ansicht an einem anderen Orte im System. Wenn der Vf. das System der Felsarten durchgeführt haben wird, lässt sich darüber mehr sagen. Unter der Aufschrift: *Geognostische Thatsachen zur Charakteristik der Felsarten*, handelt der Vf. §. 22 u. f. von Schichtung, Abländerung, Zerklüftung, Gangarten, untergeordnete und fremdartige Lager; welche Gegenstände ins Gebiet der allgemeinen Geognosie gehören, und hier nur kurz berührt werden, weil die Beschreibung jeder einzelnen Felsart den geognostischen Thatsachen und geologischen Ansichten der IIte Abschnitt so wie der Physiognomie der Berge, und der Verbreitung der IIIte Abschnitt, gewidmet ist. Die Überlagerung und das Alter der Felsarten ist hier Nebensache, und die eigentliche Charakteristik nächster Zweck. Unter *Gebirgsgesteinen* oder *Felsarten* versteht der Vf. sämmtliche, das Feste der Planetenrinde ausmachende, Mineralmassen, von mehr oder minder beträchtlicher Verbreitung. In mehr geognostisch beschränktem Sinne versteht *L. v. Buch* unter dieser Benennung nur die Theile der festen Erdrinde, deren räumliche Ausdehnung so beträchtlich ist, dass in ihr allgemeine Gesetze der Verbreitung sich nachweisen lassen. Dieser sehr folgereichen und genauen Bezeichnung hat Hr. *v. L.* als dem ausgedehnten Begriffe den Vorzug gegeben, um die Massen der untergeordneten und fremdartigen Lager in seinem System mit aufführen zu können. — Auf die *Haupt*abtheilungen des Systems scheint es uns dermalen noch am wenigsten anzukommen, sondern auf möglichst genaue Bestimmung und feste Benennung der einzelnen Gebirgsarten und ihrer Übergänge. Hier hat der Vf., so weit er vorgerückt ist, das Mögliche geleistet, so wie derselbe auch in seinem oryktognostischen Handbuche vor allen seinen Vorgängern sich unbestrittene Vorzüge erworben hat. Unter der Ersten Abtheilung: *ungleichartige Gesteine*. I. *Körnige Gesteine*, sind aufgeführt S. 42, 1 Granit. S. 87, 2 Syenit. S. 104, 3 Diorit. S. 118, 4 Dolerit. S. 131, 5 Gabbro. S. 137, 6 Eklogit (Smaragditfels, aus Diallagon und Granat im krystallinisch-körnigem Gefüge verbunden). S. 139, 7 Hornfels. S. 141, 8 Pyromerid (die wesentlichen Theile sind Feldspath oder Feldstein und Quarz. Der Teig ist Feldstein mit sehr wenigen quarzigen Einmengungen, und in ihm liegen, oft von besonderen Umhüllungen eingeschlossen, Kugeln aus Feldspath oder aus Feldstein und Quarz gebildet. II. *Schieferige Gesteine*. 145, 9 Gneis. S. 174, Glimmerschiefer. S. 197, 11 Itakolumit (der Name nach dem erhabensten Gebirge Brasiliens, dem hohen Itakolumi, unserem Villa-Rica, welcher aus diesem Gestein besteht. Aus Quarz und Talk oder Chlorit in körnigschieferigem Gefüge verbunden). S. 200, 12 Eisenglimmer-Schiefer. (Die wesentlichen Gemengtheile sind Eisenglimmer und Quarz; das Gefüge ist körnig-schieferig. S. 202, 13 Turmalinschiefer. Früher wurde dieses Gestein bald dem Gneise, bald dem Glimmerschiefer beygezählt. Auch galt es selbst für Thonschiefer. Der Turmalinschiefer erhält eine besondere Wichtigkeit dadurch, dass er eine der vorzüglichsten Lagerstätten des Zinn-Erzes ist. S. 204, 14 Dioritschiefer, Grünsteinschiefer, Hornschiefer zum Theil, Syenitschiefer zum Theil.

Humboldt betrachtet den Dioritschiefer als eine Feldstein-Formation, deren Selbstständigkeit noch zweifelhaft ist. S. 207, 15 Topasfels. Als eigenthümliche Gebirgsart wurde der Topasfels, dessen ausgezeichnete Beschaffenheit schon dem scharfsinnigen *Henkel* nicht entgangen war, zuerst durch *Werner* aufgeführt; von Anderen wird seine Selbstständigkeit in Zweifel gezogen, und in einer geognostischen Classification dürfte auch wohl diesem Gestein nach der Meinung unseres Vfs. keine besondere Stelle zu vergönnen seyn. Manchem Geognosten gilt der Topasfels als eine Nebenbildung des Granits oder als ein nicht mehr im ursprünglichen Zustande befindlicher Granit; Andere wollen ihn als dem Gneise näher verwandt betrachtet wissen. III. *Porphyre*. S. 210, 16 Feldstein-Porphyr. Der Vf. bezieht sich auf *L. v. Buch*, wenn er S. 212 sagt: Vielleicht ist die Grundmasse vieler Porphyre nur scheinbar einfach, indem sie Einmengungen enthält, die jedoch durch ihre Kleinheit, so wie durch das Innige ihres Verbundenseyns mit dem vorherrschenden Teige, sich jeder Beobachtung entziehen. *D'Aubisson* glaubt, dass die Hauptmasse der Porphyre von feldsteinartiger Natur, ein dichter Granit sey.

Mit Beschreibung dieser wichtigen Felsart endigt der 15te Bogen dieses Werks, und damit unsere Anzeige. Wir wollen nur noch einige Bemerkungen aus der Vorrede zur Kenntniss unserer Leser bringen, welche genügende Ursache finden dürften, der Fortsetzung dieser mühsamen und gehaltvollen Arbeit mit Vergnügen entgegen zu sehen. „In der Charakteristik der Gebirgsarten ist, dem Zwecke des Buchs gemäss, das eigentlich Mineralogische mehr abgeschieden worden von den geognostischen Eigenschaften der Gesteine und von den bestehenden geologischen Meinungen. Die Unbefangenheit angehender Forscher wird auf solche Weise weniger gefährdet; durch den fremdartigen Anstrich, welchen gar viele Gegenstände erhalten, glaubt man sich genöthigt, sie nur im Sinne der Schule betrachten zu dürfen. Um grösserer Vollständigkeit willen wurden jedoch die wichtigsten Angaben über ausgemittelte oder muthmassliche Lagerungs-Verhältnisse beygefügt, desgleichen Andeutungen über das Genetische der Felsarten." — Der Vf. bedient sich öfters bey ungleichartigen Gesteinen des Ausdrucks: stellvertretende Gemengtheile; so findet man bey dem Granit als Stellvertreter bildender Theile aufgeführt den Talk, Chlorit, Lepidolith, Speckstein, Diallagon, Hornblende, Turmalin u. s. w. „Dass durch solche Erscheinungen (sagt Hr. *v. L.*) Felsgebilde etwas ganz Eigenthümliches, Fremdartiges erhalten, ist nicht zu leugnen; aber das System würde einen nutzlosen Zuwachs erhalten, wollte man alle Gemenge der Art als selbstständige Gebirgsgesteine betrachten."

„Viele Felsarten mussten mehrmals angeführt werden, in sofern sie nämlich bald selbstständig erscheinen, bald als untergeordnete oder fremdartige Lager, bald endlich als Ausfüllungen gangartiger Räume. Unvermeidlich waren darum manche Wiederholungen."

Sbst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, in der Metzler'schen Buchhandlung: *Der Geist Wilhelm Ludwig Wekherlins*, von *Wekherlin jun.* 1823. 20½ Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der berüchtigte Verfasser der Chronologen u. s. w., *W. L. Wekherlin*, war bekanntlich ein vorzüglich guter Kopf, der Mancherley wusste, und es mit zu seiner Zeit beliebter französischer Leichtigkeit vorzutragen verstand, so dass der über eine an sich unwichtige Anekdote ergossene Witz den inneren Gehalt der Hauptsache oft vergessen liess. Wenn man sich erinnert, dass die kurze Nachricht von seinem eben nicht rühmlichen Leben und Charakter in *Schlichtegrolls* Nekrolog, Supplem. B. I, S. 250 ff., sich mit den Worten schloss: „Man hat den Gedanken geäussert, dass seine Zeitschriften es wohl verdienten, von einem Manne durchlaufen, von den Schlacken des Tages gereinigt, und das Beste daraus in ein paar Bändchen für die Nachwelt gesammelt zu werden, welches unstreitig eine unterhaltende Lectüre geben würde": so muss man sich in der That wundern, dass dieser 1798 hingeworfene Gedanke erst im J. 1823 ausgeführt worden ist. Der angenommene Name „*Wekherlin* der Jüngere" hat seinen Ursprung einem Recensenten in der Götting. gel. Zeit. No. CXXIII von 1822 zu danken, wie aus der diesem „*Geist Wekherlins*" auf 20 Seiten vorgesetzten Dedications-Epistel erhellt; und wenn Gemeinheit, Unsittlichkeit, Zweydeutigkeit, Halbheit, französische Flüchtigkeit, Witzjägerey, Persiflage u. s. w., des alten *Wekherlins* Geist ausgezeichnet haben: so müssen wir dem Herausgeber das Zeugniss geben, dass er denselben ziemlich richtig dargestellt habe. Freylich meinte es der Vf. der kurzen Lebensgeschichte bey *Schlichtegroll* nicht so, denn er sagte, dass die „Schlacken des Tages" weggeschnitten werden müssten; aber deren sind wahrlich nur zu viele stehen geblieben. Wir rechnen dahin: die Hofnarren — der Beichtvater Gasparo — den Ausspruch, dass Charlatanerie in der Natur der Arzeneykunst liege, dass London ein grosses Bedlam sey, — den elenden Spott auf die deutsche Musik, zu einer Zeit, zu welcher doch schon *Graun*, *Haydn*, *Benda*, *Mozart* u. s. w. lebten — die hundertmal erzählte Anekdote von dem *là le chemin des ânes* — die Impertinenzen, genannt Witzworte — der Mademoiselle Arnoux — die Armseligkeiten, Windskeim betitelt — Nutzen der Lesegesellschaften — und (das schmutzige) Leichen-[illegible] zu Vay. Rec. erinnert sich, das nämliche von einer Kirche in Sachsen und einer am Rhein erzählen [illegible] zu haben). — Diese Proben aus einem Buche, [illegible] Auslassung solcher Gemeinheiten nicht übel, [illegible]lich unterhaltend wäre, werden genügen, [illegible] Geist zu bezeichnen. — Übrigens finden [illegible] auffallende Druckfehler, z. B. 167 *Zabulant* [illegible] *Zabuesnig*. Es ist der ehemalige Affiliirte [illegible] Burgemeister und Kauffmann *Zabuesnig*, [illegible]priester zu Augsburg, gemeint. S. 312 [illegible] *Schröpfer*, der bekannte Kaffeeschenk [illegible] und mehrere andere.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 8.

PHYSIK.

1) Jena, b. Frommann: *Lehrbuch der Physik.* Von *Friedr. Kries*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. Zweyte, neu bearbeitete und verbesserte Auflage. 1816. XIV u. 107 S. 8. Mit 59 eingedruckten Holzschnitten. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Landshut, b. Weber: *Vom dynamischen Leben der Natur überhaupt, und vom elektrischen Leben im Doppelelektrophore insbesondere.* Von *Jos. Weber*, der Philos. u. Theol. Doct. u. Prof. der Physik in Dillingen. (Jetzt Domcapitular zu Augsburg.) 1816. 151 S. kl. 8. (10 gr.)

3) Dorpat, b. Grenzius: *Über Gasometrie, nebst einigen Versuchen über die Verschiebbarkeit der Gase.* Eine von der philos. Facultät der kaiserl. Universität zu Dorpat gekrönte Preisschrift. Von *Friedr. Parrot*, Medicin Studirendem. Ohne Jahrzahl. 89 S. 8. Mit 5 Kupfertafeln. (18 gr.)

Das Lehrbuch No. 1 hat sich bereits in der ersten Auflage als einen brauchbaren Leitfaden bey dem Elementarunterrichte in der Physik bewährt. Als solchen können wir dasselbe nun um so mehr aufführen, da der Vf. viele Materien nicht nur neu umgearbeitet, sondern dieselben auch wirklich zweckmässiger dargestellt hat. Auch sind die neueren Erweiterungen der Naturwissenschaft gehörig benutzt, und wenigstens in der Kürze beygefügt worden. Die Ordnung der §§. ist hiedurch nicht gestört worden, da die Zusätze durch beygefügte Buchstaben bezeichnet wurden. Für solche Leser, welchen der Inhalt dieser Schrift noch unbekannt seyn sollte, bemerken wir, dass der Vf. das Wort Physik in einem weiteren Sinne nimmt, als solches gewöhnlich, zumal in der neuesten Zeit, genommen wird. Er handelt von den Körpern überhaupt, von festen Körpern, wobey etwas aus der Mechanik vorkommt, von liquiden Körpern, von festen und liquiden Körpern in Verbindung; vom Schalle, von den allgemeinsten chemischen Wirkungen, von den einfachen Körpern, von Salzen und Erden, vom Wasser, von den Luftarten, vom Lichte und Feuer, von der Elektricität und vom Magnete; wozu noch eine kurze Darstellung der Lehren der Astronomie, der physischen Geographie und der Meteorologie kommt. Bey dieser Reichhaltigkeit des Stoffes konnten manche Materien freylich nur sehr kurz behandelt werden. Es wird daher dem Lehrer noch Manches zu ergänzen übrig bleiben. Auch werden die Beweise nicht immer mit voller Schärfe geführt, was ebenfalls noch zur Vollständigkeit des Ganzen gehört. Ins Einzelne einzugehen, verbietet der beschränkte Raum dieser Blätter. Wir schliessen daher diese Anzeige mit der Bemerkung, dass die ersten Anfänger recht wohl nach diesem Lehrbuche unterrichtet werden können, zumal unter Leitung eines sachkundigen Lehrers, welcher im Stande ist, das oben Bemerkte beyzufügen.

In No. 2 erscheint der bekannte würdige Vf. wieder auf seinem Lieblingsgebiete, in den Regionen der Dynamik, worin derselbe den Schlüssel zur Erklärung aller Erscheinungen der Natur gefunden zu haben glaubt. So sehr wir aber die dynamische Ansicht verehren, indem jedes Phänomen unserer Sinnenwelt nur durch Kraft und Gegenkraft, nur durch Wirkung und Gegenwirkung, sein Entstehen erhält: so erkennen wir demungeachtet in diesem dynamischen Gesetze nichts, als die ganz allgemeine Formel, unter welcher jede Handlungsweise der schaffenden Natur steht; nicht aber einen Erklärungsgrund, welcher uns auch bey verschiedenartigen individuellen Erscheinungen vollkommene Befriedigung gewähren könnte. Hier muss zu jenem Allgemeinen noch etwas Besonderes oder Individuelles hinzutreten, wenn der Verstand volle Überzeugung finden soll. Wenn daher der Vf. am Schlusse des I Abschnittes seiner Schrift, welcher vom dynamischen Leben in der Natur überhaupt handelt, mit den Worten schliesst: „Die dynamische Kraft ist in ihrem letzten Grunde, und heilig benennt, die schöpferische Kraft; sie erweist sich selbst als solche dadurch, dass sie ist: überall ausgegossen, allgewaltig, allwirksam, und zum Verstehen der Naturerscheinungen allgenügsam“: so haben wir gegen die drey ersten Prädicate der dynamischen Kraft nichts zu erinnern; müssen aber hinsichtlich des vierten bemerken, dass das blos allgemein aufgegriffene dynamische Kräfteverhältniss keine befriedigende Erklärung der natürlichen Phänomene im Einzelnen sey, und dass man immer noch das Band vermisse, welches die Erscheinung mit dem Gesetze verknüpft. Die II Abtheilung der Schrift handelt von den Erscheinungen des Doppelelektrophors und von ihren Erklärungen. Der Vf. beschreibt diesen Doppelelektrophor

aus Harz auf folgende Weise: „Man lässt aus Sturzblech einen Reif (Ring) machen, der im Durchmesser 14 Zolle hält, einen halben Zoll hoch, und auf beiden Seiten ein paar Linien breit einwärts geklopft ist; setzt ihn auf einen glatten, etwas erwärmten Schieferstein, den man vorher mit feinem Papier belegt hat; drückt ihn durch aufgelegtes Gewicht genau an die Steinfläche, und giesst zerlassenes, mit weissem Harze und venetianischem Terpentin gemischtes Colophonium in die Form, dass sie ganz voll wird. Nachdem das Harz erstarrt ist, nimmt man den Harzkuchen, der nun vom Ringe gehalten wird, vom Steine weg, löst das Papier ab, und giebt dem Harze durch Annäherung eines rothglühenden Eisens einen Schmelz. Dieser Harzkuchen ohne Schüssel ist nun ein *Doppelelektrophor aus Harz*.“ Wird derselbe, auf einer leitenden Fläche sitzend, mit Katzenfell gerieben: so zeigt diese geriebene Seite — E, und die Verrichtung kann als gewöhnlicher Harzelektrophor dienen. Wird aber der Harzkuchen nunmehr herumgedreht: so zeigt sich die Elektricität der nicht geriebenen Fläche als + E, und sowie diese Flächen abwechselnd untersucht werden, zeigt sich — E und + E auf immer gleichbleibende Weise. — Dass diese Einrichtung für den Naturforscher überhaupt, und den Liebhaber der Elektricitätslehre insbesondere, sehr interessant sey, bedarf keiner Erinnerung. In Hinsicht der weiteren Versuche, welche der Vf. hier mittheilt, müssen wir auf die Abhandlung selbst verweisen.

Die Schrift No. 3 erhielt den Preis der goldenen Medaille von der kaiserl. russ. Universität zu Dorpat, und es wurde ihr noch die Ehre zu Theil, auf Kosten dieser hohen Schule gedruckt zu werden. Da ihr Gegenstand von entschiedenem Interesse für alle Naturforscher ist, und die Abhandlung in Deutschland nicht gehörig bekannt geworden zu seyn scheint: so theilen wir hier eine kurze Anzeige ihres Inhaltes mit. Begriff und Zweck des Gasometers. Physikalische Grundsätze der Gasometrie. Allgemeine Betrachtung des Gasometers. Darstellung und Prüfung der wichtigsten bisher erfundenen Gasometer. Beschreibung des Gasometers von *Lavoisier*, *van Marum*, *von Hauch*, *Cuthbertson*, *Séguin*, *Joh. Tob. Mayer*. Der *Anhang* enthält den Vorschlag zu einem neuen Gasometer. — Beygegeben sind noch die Resultate der vom Vf. mit diesem neuen Werkzeuge angestellten Versuche über die Ausfliessungen einiger Gase aus einer Öffnung von ungefähr 0,2''' par. — Wir halten diese Schrift für einen wohlgerathenen Beytrag zur Geschichte der Gasometrie, und können sie als solchen den Freunden der Naturwissenschaften empfehlen. Die fünf Kupfertafeln sind gut ausgeführt.

△

MATHEMATIK.

1) BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Auflösungen der in Meier Hirsch's Sammlung von Beyspielen u. s. w. enthaltenen Gleichungen und Aufgaben.* Zum Selbstunterrichte bestimmt von *S. Sachs*, Königl. Ober-Hofbauamts-Inspector. Zweyte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1817. XII u. 456 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) ERLANGEN, b. Palm: *Übungsbuch zum schriftlichen Rechnen.* Enthaltend die nöthigsten Rechnungsregeln, sehr viele Beyspiele und eine Menge Übungs-Aufgaben. 1817. VIII u. 290 S. 8. (14 gr.)

3) LEIPZIG, b. Köhly: *Beyspiel-Sammlung, sowohl zur gemeinen Algebra, als auch zur Differential- und Integral-Rechnung*, als Fortsetzung des selbstlehrenden Algebraisten, von *Abel Burja*. Herausgegeben von *J. G. C. Kiesewetter*. Erster Theil, enthaltend: Die Aufgaben. 1818. VI u. 230 S. gr. 8. Zweyter Theil, enthaltend: Die Auflösungen. 1819. 258 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

4) BERLIN, in der Maurerschen Buchhandlung: *Rechnenbuch oder Stufenfolge zur theoretischen und praktischen Erlernung der Rechnenkunst.* In 4 Cursus. Zum Gebrauche für Schulen, zum Privat- und Selbstunterrichte. Von *H. F. G. Grangé*, Oberlehrer der franz. Sprache am königl. Pädagog. zu Züllichau. *Vierter Cursus.* 1819. XIV u. 430 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra von *Meier Hirsch* sind als nützliches Hülfsbuch für die Anfänger dieses Studiums bekannt; auch ist die erste Auflage von No. 1 mit Beyfall aufgenommen worden. Wir haben daher bey dieser zweyten Auflage nur kürzlich zu bemerken, dass dieselbe nach der dritten Auflage der Beyspielsammlung von *Meier Hirsch* bearbeitet worden ist. Die ersten fünf Abschnitte, nämlich die Auflösungen der Gleichungen vom ersten Grade mit einer und mit mehreren unbekannten Grössen, die Auflösungen vom zweyten Grade mit einer und mit mehreren Unbekannten, und die Auflösungen der Gleichungen von höheren Graden durch die [illegible]sche Formel, durch Aufsuchung ihrer rationalen [illegible]zeln, und durch Annäherung, sind für die Li[illegible] des algebraischen Calculs, auch ohne die Sch[illegible] *Meier Hirsch*, lehrreich und brauchbar, w[illegible] zulösende Gleichung jedesmal an der Spitze [illegible]lösungen steht. Mit den sogenannten Auf[illegible]che die IV, VI — XIV ausfüllen, ist di[illegible] der Fall. Doch sind viele so beschaffen, [illegible]ge, worauf sie sich beziehen, leicht [illegible] dieselbe gebildeten Gleichung aufge[illegible] kann, was ebenfalls als eine Übung für [illegible] erscheint. — Hr. *S.* hat zu Anfange jedes [illegible]schnitts das Capitel und die Seitenzahl aus der [illegible] Auflage von *Hirsch's* Schrift citirt, wor[illegible] ben beziehen. Sehr zweckmässig wäre [illegible] wenn dieses auch in Bezug auf die zweyte [illegible]selben geschehen wäre, in welcher [illegible] XIV mit dem Abschnitte XV der dritten [illegible] Hiedurch würde der Gebrauch dieser [illegible]

auch für [illegible] die zweyte [illegible] erleichtert. — No. 3. ist nicht immer bloss praktischen Rechnen, sondern streut auch öfters Bemerkungen ein. Zweckmässig wäre es gewesen, alle bloss in Buchstaben erhaltenen Resultate in Zahlenbeyspielen zu erläutern; auch bisweilen eine und dieselbe Aufgabe auf mehr, als eine Art aufzulösen. Druck und Papier dieser sehr zu empfehlenden Schrift sind gut.

Der ungenannte Vf. von No. 2 theilt dem grösseren Publicum eine Anleitung zum schriftlichen Rechnen mit, welche unter den besseren ihrer Art eine Stelle verdient. Wenn die Schüler in dem Kopfrechnen, womit nach unserer Überzeugung jeder gute Rechnungs-Unterricht beginnen muss, einige Fertigkeit erreicht haben, dann werden sie dieser Anleitung zum Tafelrechnen um so sicherer folgen. Bey solchen aber, welche durchaus Neulinge sind, muss die Nachhülfe des Lehrers Vieles erläutern und ergänzen. Die Schrift behandelt das Numeriren, die vier Rechnungsarten in reinen und benannten Zahlen, so wie in gemeinen Brüchen; die Verhältnisse und Proportionen mit mancherley Anwendungen auf praktische Rechnungsarten. Als Anhang erscheint die Eintheilung der Münzen, Gewichte, Masse und anderer zählbarer Dinge, worauf die Beantwortung der 1776 Übungs-Aufgaben folgt. Das Buch wird vorzüglich in Volksschulen und in höheren Bürgerschulen mit Nutzen gebraucht werden können. Für eigentlich gelehrte Schulen ist der Vortrag nicht wissenschaftlich genug. Die grosse Menge der Übungsbeyspiele, welche im Ganzen recht zweckmässig gewählt sind, giebt dieser Schrift vorzüglichen Werth für Lehrer, welche sich ihrer zum Unterricht bedienen. Doch werden diese auch Mancherley zu verbessern finden, wovon wir nur Einiges hier ausheben wollen. — Die Rechenkunst lehrt nach dem Vf. aus gegebenen bekannten Zahlen die unbekannten herausbringen. Dass diese Erklärung nicht bestimmt genug ist, springt von selbst in die Augen. — Ebenso diese: Addiren heisst: Mehrere Summen in eine bringen. — Die Division wird am schicklichsten als jene Verminderungsweise erklärt, wodurch eine kleinere Zahl von einer grösseren (als der einfachste und gewöhnlichste Fall) so oft hinweggenommen wird, als dieses geschehen kann. Hieraus folgt unmittelbar, dass dividiren auch so viel heisse, als bestimmen, wie viel Mal eine Zahl in einer anderen enthalten sey, und hieraus wieder, dass es soviel sey, als den sovielten Theil der grösseren Zahl suchen, als wie viele Einheiten die kleinere enthält. — Die Erklärung der ächten Brüche als jener, deren Nenner grösser, als der Zähler ist, erscheint uns, als blosse Worterklärung, und bloss mechanisch; sie muss demnach mit einer Sacherklärung vertauscht werden. — Den Bruch S. 76 $\frac{\frac{1}{2}}{\frac{3}{4}}$ würden wir nicht mit: *Ein Halb drey Viertel*, aussprechen, weil der Schüler nun leicht denken wird, dass dieses soviel als $\frac{1}{2}$ von $\frac{3}{4}$ d. h. $\frac{3}{8}$ sey, was irrig ist. — Der Satz S. 77: Brüche haben gleichen Werth, wenn die Zähler in ihren Nennern gleich oft enthalten sind, steht hier nicht an der rechten Stelle, und ist auch nicht gehörig begründet. — Das Schätzen des Werthes solcher Brüche, deren Zahlen und Nenner aus vielen Ziffern bestehen, durch paarweises Wegwerfen der niedrigsten Stellen aus beiden möchten wir den Anfängern, der häufigen bedeutenden Unrichtigkeit wegen, nicht empfehlen. — Der Grund davon, dass der Nenner bey dem Addiren gleichartiger Brüche nur einmal gesetzt wird, ist fasslicher dieser: weil er die Art der Bruchtheile bezeichnet, welche bey der Addition des Gleichartigen natürlich dieselbe bleibt. — Bey der Division der Brüche mit Brüchen S. 112 fehlt der Grund des Verfahrens, welcher sehr fasslich angegeben werden kann. Eben dieses gilt auch von dem Satze §. 107, als dem Hauptsatze der geometrischen Proportionen. — Der Vf. theilt die Regel de tri in die gerade und umgekehrte. So wenig wir diese Eintheilung, welche ganz überflüssig ist, billigen, so wenig können wir damit einverstanden seyn, dass der Vf. nicht erklärt, was er (S. 152) unter der geraden Regel de tri versteht. — Die Gesellschaftsrechnung erstreckt sich auf mehrere Fälle, als der Vf. S. 226 in seiner Erklärung derselben angiebt. Sie findet überhaupt da Statt, wo entweder die natürliche Billigkeit, oder eine willkührliche Bestimmung, die Eintheilung einer Zahl nach dem Verhältnisse mehrerer gegebenen gebietet. — Auch hat der Vf. seine Regeln zur Auflösung gar nicht begründet, was doch sehr leicht hätte geschehen können. — Dass in der ganzen Schrift gar nichts von der Rechnung mit zehntheiligen Brüchen vorkommt, können wir desshalb nicht billigen, weil dieselbe so höchst einfach, und die Anwendung dieser Brüche so bequem ist. — Die angezeigten Druckfehler füllen zwey Seiten.

Die Schrift No. 3 kann als ein reichhaltiges Magazin von Aufgaben aus der Buchstaben-Rechnung, Algebra, Analysis und der Differential- und Integral-Rechnung angesehen werden. Obwohl sie sich auf die Einrichtung von *Burja's* selbstlehrenden Algebraisten gründet, so wird sie doch Lehrern und Schülern dieser mathematischen Wissenschaften, auch wenn sie jenes Werk nicht besitzen, mehrfachen Nutzen gewähren. Jene finden darin reichlichen Stoff zur Beschäftigung ihrer Zuhörer bey dem öffentlichen oder Privatunterrichte, und diese mögen ihre Kräfte zuerst für sich selber an den mannichfaltigen Aufgaben versuchen, ehe sie zum zweyten Bande, welcher die Auflösungen theils nur nach ihren Hauptresultaten, theils auch in ihren Entwickelungen, angiebt. Mit Vergnügen fanden wir diese letzteren bey schwierigen Problemen ziemlich ausführlich beygefügt, wodurch das Werk einen noch grösseren Werth erhält. — Für die Besitzer des selbstlehrenden Algebraisten sind S. VII bis XX die Druckfehler und Verbesserungen angegeben, welche sich in dessen beiden Theilen befinden. — Eine ähnliche Sammlung von algebraisch-geometrischen Aufgaben (im weiteren Sinne des Wortes) und deren Auflösungen wären zum Besten der Anfänger ebenfalls zu wünschen. Die zu IV — 4 gehörigen drey Curse haben wir bereits in diesen Blättern (Jahrgang 1819, Erg. Blätter No. 51) beyfällig angezeigt. Dieser vierte

Curfus, womit das Werk [illegible] ist, enthält die Anweifung zum [illegible] Anfatze, zur [illegible], zur Gefellfchafts-, [illegible]-, Zins-, [illegible] Justi- und Tarafchrechnung in der erften Abtheilung. Die zweyte Abtheilung ist fodann den eigentlichen kaufmännifchen Rechnungen gewidmet, und handelt ausführlich von der Wechfel-, Reductions-, Disconto-, Rabat-, Pari-, Gold- und Silber-, Gewinn- und Verluft-, Wechfelarbitrage-, Wechfelcommiffions-, und Calculations-Rechnung. Dann folgen tabellarifche Gegenftände, für die wirkliche Praxis diefer Rechnungen, von vielfachem Gebrauche. S. 421 — 430 befinden fich die Auflöfungen mehrerer Übungs-Aufgaben nach ihren Hauptrefultaten. — Wir können diefen vierten Curfus, wegen der Reichhaltigkeit des darin bearbeiteten Stoffes, und wegen der Ordnung und Genauigkeit, womit er behandelt ift, allen praktifchen Rechnern, und insbefondere auch den angehenden Handlungs-Befliffenen, beftens empfehlen. Sie werden fich in den meiften Fällen darin Raths erholen können, wenn fie es in kaufmännifchen Rechnungen noch nicht zur Vollendung gebracht haben. Der Druck ift gut; aber das Papier follte weniger grau feyn.

Δ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Jena, in der Bran'fchen Buchhandl.: *Rückflüge durch zwey verfloffene Jahrhunderte*, aus Manufcripten und gedruckten Memoiren der Zeitgenoffen. Erfte Sammlung. 8. 1818.

Der Vorrede zufolge ift die Abficht des ungenannten Sammlers, Gelegenheit zur Rückerinnerung an intereffante Vorfälle der letztverfloffenen zwey Jahrhunderte zu geben, und zwar mehr in leichten Umriffen, als in vollendeten Gemälden. Solche Bücher laffen fich freylich ohne grofse Anftrengung machen; wenn indeffen die Verfaffer nur in der Auswahl nicht ganz unglücklich find, und man am Vortrage nichts Wefentliches auszufetzen hat: fo kann man fie als Lectüre zum Zeitvertreibe für diejenigen, die dergleichen bedürfen, immer paffiren laffen. In wiefern das hier angezeigte Buch diefer mäfsigen Foderung entfpreche, mag folgende, mit einigen Bemerkungen begleitete, Anzeige des Inhalts darlegen. I. *Audienz beym Papft Urban VIII*, aus einer handfchriftlichen Reifebefchreibung durch Italien, von einem gewiffen *Georg Schmidt*, von deffen Leben und Thaten übrigens nichts gefagt ift. Die Audienz an fich ift ziemlich unbedeutend; das einzige Factum, dafs nach derfelben der Papft dem Reifenden habe antragen laffen, er wolle für feine Anftellung forgen, wenn derfelbe geneigt fey, fich in der katholifchen Lehre unterrichten zu laffen, giebt Anlafs zu Betrachtungen über den unermüdlichen Eifer des römifchen Stuhls [illegible] Titel: „[illegible] Curiofa, und [illegible] Reifebefchreibungen durch Italien, u. f. w., Freyburg 1705," von einem Ungenannten. — Die Krankheit, der Tod und das Leichenbegängnifs find ganz kurz behandelt, und vom Conclave erfährt man, aufserdem dafs Innocenz XII gewählt worden fey, fehr wenig. — III. *Der fpanifche Hof und Madrid* 1654 — 1679, aus den Memoiren der Gräfin *d'Aunoy* und der franzöfifchen Reifebefchreibung eines holländifchen Negotianten. Diefe Nummer ift etwas intereffanter, als die beiden vorhergehenden, befonders rückfichtlich der Anekdoten, den Jefuiten *P. Nithart*, Beichtvater der Königin Maria Anna von Öfterreich, betreffend, den fie unter Anderem zum Grofsinquifitor und Erzbifchof von Toledo, welcher ein jährliches Einkommen von 336,000 Rthlr. hatte, erhob. — IV. *Regenten, Höfe, Städte verfchiedener Staaten* 1708 — 1735, aus den Memoiren des bekannten Barons *Pöllnitz*. Vieles, ja das Meifte unbedeutend. — V. *Der Dresdner Hof, feine Ergötzlichkeiten, und die Regenten-Liebfchaft* 1690 — 1694, aus einem Bande handfchriftlicher Nachrichten u. f. w., unter der Auffchrift: *Saxonica et Rochlitziana*, 1694 — 1697. Das Meifte diefer Nachrichten betrifft die berüchtigte Maitreffe des Churfürften Johann Georgs IV, Gräfin von Rochlitz. — VI. *Der preuffifche und fächfifche Hof* von 1709 — 1735, aus den Memoiren der Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Baireuth, geb. Prinzeffin von Preuffen. Was aus der Regierungs- und häuslichen Gefchichte Friedrich Wilhelms I hier erzählt ift, weifs man längft aus den Biographieen und den [illegible] Schriften feines Sohnes, Friedrichs II. Wir [illegible] nicht das Geringfte gefunden, das uns nicht fchon bekannt wäre. — VII. *Ludwigs XIV Aufnahme eines deutfchen Fürften und die ihm ertheilte Audienz*, 1687 und 1688. Der deutfche Fürft war der [illegible] Friedrich I von Gotha, aus deffen [illegible] Emmerling Reifejournal diefes angezogen [illegible] Auffallendfte mag wohl feyn, dafs der König [illegible] reich fich in Gegenwart des deutfchen [illegible] Bart abnehmen, Oberhemd, Wefte [illegible] und anziehen liefs, ehe er zur [illegible] gen Audienz in ein anderes Zimmer ging. [illegible]

Von des Vfs. Schreibart [illegible] nichts fagen, da die fämmtlichen [illegible] Sprache der Werke, deren er fich [illegible] fchrieben find. Sollte die Sammlung [illegible] und Käufer findet [illegible] fortgefetzt [illegible] ten wir dem Vf. [illegible] Hinficht [illegible] ftrenger zu feyn, [illegible] allgemeine Gegenftände aufzunehmen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Neues vaterländisches Archiv (,) oder Beyträge zur allseitigen Kenntniss des Königreichs Hannover (,) wie es war und ist.* Begründet von *G. H. G. Spiel* (,) weil. Stadtsecretär und Justiz-Canzley-Procurator zu Zelle. Fortgesetzt von *Ernst Spangenberg* (,) Dr. d. R. und Königl. Grossbritt. Hannoverschem Hof- und Canzley-Rathe in der Justiz-Canzley zu Zelle. Erster Bd. Heft 1 u. 2. 1821. X u. 352 S., mit einem Kupfer. Zweyter Bd. Heft 1 u. 2. 1822. VIII u. 406 S., mit 4 Abbildungen in Steindruck. Dritter Bd. Heft 1 u. 2. 1823. 410 S. 8., mit einem Kupfer und zwey Steindrücken.

Nach dem Absterben des in mehr als einer Rücksicht verdienstvollen *Spiel*, des ersten Begründers und Herausgebers des vaterländischen Archivs für das Königreich Hannover, welches derselbe bis zur Vollendung des fünften Bandes fortgeführt hatte, hat der durch eine Reihe geschätzter Werke der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Hr. Hof- und Canzley-Rath Dr. *Spangenberg* zu Zelle die Fortsetzung desselben unter dem Titel: „Neues vaterländisches Archiv,“ in einer neuen Reihenfolge von Bänden übernommen. Zugleich mit dem Herausgeber hat auch die Verlagshandlung gewechselt, indem an die Stelle der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover die Herold- und Wahlstab'sche Handlung zu Lüneburg getreten ist. Gewiss wird Jeder dem neuen Herausgeber um so mehr Dank wissen, dass er die Fortsetzung eines Unternehmens übernommen hat, das, trotz seiner in die Augen fallenden Nützlichkeit, dennoch, wie diess auch schon bey dem alten vaterländischen Archive der Fall war, keinesweges gewinnbringend ist, so dass nur reiner Eifer für die Sache selbst zur Übernahme bestimmen konnte. Die Einrichtung der Zeitschrift ist auch jetzt dieselbe geblieben; nichts ist ausgeschlossen, was irgend zur Bereicherung der Vaterlandskunde von Interesse ist. Auch die vorliegenden Bände enthalten wieder eine Reihe von Aufsätzen, sowohl von dem rastlos thätigen Herausgeber selbst, als auch von manchen patriotisch gesinnten Männern, deren Anzahl eher zu-, als abgenommen hat, über vaterländische Statistik, Politik, Geschichte, Natur- und Alterthums-Kunde, Literatur und sonst den gebildeten Hannoveraner interessirende Gegenstände und Ereignisse, welche als treffliche Materialien für den vaterländischen Geschichtschreiber und Statistiker dienen können. Eine kurze Aufzählung der in diesen drey Bänden enthaltenen Aufsätze mag das hier Gesagte bestätigen. Der erste Band enthält im ersten Hefte: 1) Überschriften für das neue vaterländische Archiv, oder was eignet sich darin vorzugsweise niedergelegt zu werden? Von dem verstorbenen Herausgeber, dem Justiz- und Canzley-Procurator und Stadtsecretär *Spiel*. Unter folgenden Überschriften sind die in dieser Zeitschrift zu berücksichtigenden Gegenstände zusammengefasst. I. Geographie; Naturkunde; Charten; Territorium; Statistik. II. Geschichte. Mittheilungen und Nachrichten für die ältere Landesgeschichte; Regentengeschichte; Erbtheilungen; Verhältnisse zum Auslande, Annalen, Zeitgeschichte (mit Ausschluss politischer Zeitungen); Specialgeschichte einzelner Provinzen, Städte, Klöster u. s. w.; Geschichte der Verfassung, der Ausbildung des wissenschaftlichen Zustandes u. s. w.; Biographieen (Nekrolog). III. Staatsverfassung und Staatsverwaltung. 1) Im Allgemeinen. Hannoversches Staatsrecht; Hannover, als deutscher Bundesstaat; Verhältnisse zum Auslande; Regent, Hausgesetze, Hofstaat; Staatsdienerschaft und Landstände; Zusammensetzung, Repräsentationsrecht, Protokolle, Provinciallandschaft; Justiz und Administration; Grenzen der einzelnen Staatsbehörden; Adel, Bürger, Bauer (Lehen, Meier). 2) Insbesondere: Rechtspflege, civil- und criminelle; geltende Rechte in den einzelnen Landestheilen und Städten; Strafanstalten, (Zuchthäuser, Festungsarbeiten u. s. w.); Instanzenzug; Polizey; Wasser (Deichwesen); Forsten, Jagd; Leben und Gesundheit; medicinische Polizey auf dem Lande; Irrenhäuser; Masse, Gewichte, Münzwesen; Militärorganisation, Contingent, Verpflegung, Hospitäler; deutsche Legion. IV. Wohlstand: Handel, Schiffahrt; Landwirthschaft, Ackerbau; Fabriken, Manufacturen (Leinwand); bürgerliche Gewerbe, Gilden u. s. w.; Landesmagazine, Brandcassen; Salz- und Berg-Werke; Lotterie; Leihhäuser; Armen- und Waisen-Wesen, Wittwencassen; Brennmaterial. V. Cultur. Kirchenwesen — tolerirte Confessionen (Katholiken, Reformirte, Juden); Verhältnisse zum Staate; Consistorien, Klöster, Stifter, Pfründen

u. s. w.; Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten — Akademie Göttingen; Pädagogien, Gymnasien, Seminarien; Schulen; Besserungsanstalten; literarische Bildung: Sprachkunde und Sprachforschung; Buchhandel und Buchdruckereyen; gelehrte Gesellschaften; Blätter und Schriften zur Verbreitung der Cultur und Wissenschaft; Bibliotheken, Museen, Kunst- und Gemälde-Sammlungen; Musik; Theater; Lebensweise; Umgang; Sitten; gesellschaftliche Bildung; Nationalgeist einzelner Provinzen; Provincialsitte, Volkstracht, Volksfeste, Volkslieder; besondere Gebräuche; häusliches Leben; Aberglaube. Es ergiebt sich aus diesem Verzeichnisse, wie wohl an der Ordnung und Stellung der verschiedenen Materien Manches auszusetzen seyn möchte, dass hier so ziemlich Alles zusammengefasst ist, was zur Erhaltung und Verbreitung einer genaueren Kunde des Vaterlandes gewünscht werden kann. II. Der Feldzug der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen gegen die Türken in Morea, in den Jahren 1685 bis 1689. Nach einer gleichzeitigen Handschrift. (Eingesandt.) Grösstentheils Auszug aus dem Tagebuche von *Dietrich Joachim Zehn*, der als Unterofficier im J. 1685 unter dem hannoverschen Regimente Pedewills nach Morea zog, und dort bald zum Officier befördert wurde. Das Corps war 6700 Mann stark, welches der nachmalige Kurfürst Ernst August der Republik Venedig in den Jahren 1685, 1686 und 1687 von Hannover aus zu Hülfe sandte. In den Jahren 1688 und 1689 kehrten die Truppen wieder nach Hause zurück. III. Nachricht von den Lehrgegenständen und Gesetzen der Johannisschule zu Lüneburg im J. 1570. Vom Hn. Dompastor Dr. *A. W. Rottermund*, in Bremen. IV. Statistische und historische Nachrichten über das Amt und Städtlein Gifhorn. Vom Hn. Amtmann *Friedrich v. Uslar*, in Gifhorn. (Vgl. Vaterl. Archiv, Bd. IV, No. XX.) Eine interessante Erzählung der ungemessenen Kriegsdrangsale, welche dieser Strich von Hannover sowohl in früheren Kriegen, als auch namentlich in den Jahren 1813 und 1814, zu tragen gehabt hat. V. Nachricht, die Armenanstalt der Stadt Zelle betreffend. Die hier angegebene Einrichtung des Armenwesens, an welcher der erste Herausgeber des vaterländischen Archivs selbst rühmlichst thätigen Antheil nahm, kann mit vollem Rechte als ein nachahmungswerthes Muster empfohlen werden. VI. Die Einbecker in Erfurt. Vom Hn. Advocat(en) *Friedr. Ant. Klinkhardt*, in Einbeck. Vor und auch noch nach der Reformation fand zwischen Erfurt und Einbeck eine lebhafte Verbindung Statt, indem die Einbecker gewöhnlich an ersterem Orte zu studiren pflegten, und Mancher von ihnen bey der Erfurter Universität oder den Erfurtischen Stiftern in der Folge eine Anstellung fand. VII. Anlegung eines schiffbaren Hauptcanals und mehrerer Communicationscanäle im Fürstenthum Ostfriesland. Vom Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. Nachricht über den Plan, durch Anlegung eines schiffbaren Hauptcanals und mehrerer Nebencanäle nicht allein eine directe Wassercommunication zwischen der Nordküste und der Ems, sondern auch eine planmässige Wasserverbindung im Inneren von Ostfriesland selbst zu bewirken. VIII. Nachträgliche Bemerkungen über von *Estorfs* Auszug alter Landesconstitutionen u. s. w. (S. vaterl. Archiv, Bd. IV, No. VII.). Vom Hn. Advocaten Dr. *J. A. E. L. Duve* in Lauenburg. Nachrichten über die Veranlassung des *Estorf*'schen Werkes, und über die Person des Verfassers selbst. IX. *Johann Georg Boeving*, Missionär und nachheriger Prediger zu Timbke im Herzogthum Bremen. Vom Hn. Dompastor Dr. *H. W. Rottermund* in Bremen. Erinnerung an einen, selbst von *Pratje* nicht angeführten Gelehrten. *Boeving*, geboren zu Hattingen, in der Grafschaft Mark, den 12 Nov. 1676, studirte zu Giessen und Kiel, auf welcher letzten Universität er eine Zeit lang Privatdocent war; er ging dann als Informator nach Kopenhagen, ward dem Könige empfohlen, und von ihm zum Missionär nach Ostindien ernannt. In Gesellschaft zweyer anderer Missionarien schiffte er sich gegen das Ende des Jahres 1700 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein; beschäftigte sich dort eine Zeit lang mit Bekehrung der Hottentotten, und langte endlich im Jul. 1709 zu Tranquebar an; schrieb während seines dasigen Aufenthalts verschiedene, zur Bekehrung der Heiden bestimmte, Schriften in malabarischer Sprache, und begab sich dann im Sept. 1711, da er mit seinen beiden Collegen schon länger im Streit gelebt hatte, nach Bengalen, wo er das Bekehrungswerk mit grossem Eifer trieb. Um die nöthige Unterstützung für seine Absichten zu erhalten, reiste er im J. 1712 nach Kopenhagen zurück, erlangte aber seinen Zweck nicht; er begab sich daher wieder nach Kiel, und wurde, nachdem [illegible] der Druck seiner Reisebeschreibung untersagt [illegible], als Pastor zu Kirchtimbke im Herzogthum Br[illegible]gestellt; gerieth wegen der ohne sein Vorwi[illegible] seinen Briefen verfälscht bekannt gemacht[illegible]richten über die Hottentotten in einen hefti[illegible] mit dem Dr. *Joachim Lange* zu Halle, und [illegible]lich am 28 Jan. 1728. X. Einige Urkunden, [illegible]zogin Clara betreffend. Vom Hn. *Hoffm*[illegible] *Fallersleben* in Bonn. Diese Urkunden [illegible] 1) aus einer Münzordnung der Herzogin [illegible] ihrem Wittwensitze Fallersleben, im J. 1566, [illegible]nem Briefe des Grafen Antonius von Olden[illegible] Delmenhorst an die Herzogin Clara, von 1553. [illegible]schichte des Amts Neuhaus an der Oberel[illegible] Hn. Zöllner *Maneke* in Lüneburg. XII. [illegible] *Georg Spiel*. Vom Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. *Georg Heinrich Gerhard Spiel*, geboren zu Nordheim den 30 May 1786, studirte zu Göttingen 1805 bis 1807, ward Advocat zu Zelle 1807, Senator daselbst 1809, Procurator bey dem Tribunale erster Instanz zu Nienburg 1810, in demselben Jahre Procurator bey dem Appellationshofe zu Zelle, 1813 wiederum Procurator bey der Justizcanzley und Senator, 1820 Stadtsecretär daselbst, starb am 5 Febr. 182[illegible]. XIII. Über das ehemals in Neustadt am Rübenberge gehaltene Echteding. Vom Hn. Geh. Rathe, Ritter [illegible] *Spilker* in Arolsen. XIV. Miscellen. 1) Belohnung

eigenen Gefahr das *Schröter*'sche Observatorium zu Lilienthal rettete, erhielt dafür die goldene Verdienstmedaille. 2) Etwas über eine unerkannte Steuer. Der Vf. schlägt die Errichtung von 6 Arbeitshäusern zur Unterbringung der Bettler vor, deren Unterhaltungskosten er dermalen auf mehr, als 760,000 Rthlr. berechnet, und meint, dass Anlage und Unterhalt jedes Arbeitshauses zu 10,000 Rthlr. gerechnet, dadurch 600,000 Rthlr. erspart werden könnten. 3) Über eine Prediger-Chronik der Hannoverschen Lande. 4) Bitte und Auffoderung, von *Haake*, um Beyträge zu einer geschichtlich-malerischen Darstellung des Königreichs Hannover. 5) Handbrief Herzog Wilhelms des Jüngeren an den Generalsuperintendent(en) Martin Audermark, wie die Fürbitte für seine schwangere Gemahlin in den Kirchen geschehen sollte. 6) Zuwachs der Bevölkerung im Königreiche Hannover. Im Verlauf des Jahres 1821 überstieg die Zahl der Geborenen die der Gestorbenen um 19,316. 7) Brand in Dipenau. XV. Kurze Darstellung der Armen- und Arbeits-Anstalten in Hildesheim. (Eingesandt.) Ein höchst lehrreicher Aufsatz über eine musterhaft geordnete Localarmenpflege. XVI. Von dem Meierdinge zu Sersum unter Wittenburg. Von dem (seitdem verstorbenen) Obercommissär *Westfeld* in Weende. XVII. Anderweite Nachricht von Münzen des Domcapitels in Verden, nebst einer Zugabe von Münzen der Stadt Verden. Vom Hn. Geh. R., Ritter v. *Spilker*, in Arolsen. (Vgl. vaterl. Archiv, Bd. III, S. 313.) XVIII. Die Dransfelder Hasenjagd, ein plattdeutsches Spottgedicht. (Vgl. vaterl. Archiv, Bd. III, No. XVIII.) Mitgetheilt vom Hn. *Hoffmann von Fallersleben* in Bonn. XIX. Chronik der Universität Göttingen von Ostern 1821 bis dahin 1822. XX. Tabellarische Generalübersicht der seit Errichtung des Königl. Grossbrittannisch-Hannoverschen Landes-Ökonomie-Collegii zu Zelle bis zum Schlusse des Jahres 1822 bey demselben verhandelten General-, auch Special-Theilungen, Verkoppelungen und Zusammenlegung der Grundstücke. Mitgetheilt vom Hn. Oberlandes-Ökonomie-Commissär, Rath *Ziegler* in Zelle. Theils wirklich vollendet, theils noch unvollendet, ist die Theilung von nicht weniger, als 1,508,245 Morgen und 18 □ Ruthen! XXI. Über die römische Brücke, welche im J. 1818 in Holland, in der Nachbarschaft des Kreises Meppen, aufgedeckt ist. Vom Hn. Bürgermeister Dr. *Behnes* in Lathen. XXII. Über die Meierverfassung im Amte Hersberg. (Eingesandt.) XXIII. Versuch einer *Fauna Goettingensis*, als Materialien zu einer *Fauna Hannoverana*. XXIV. Geschichte und Verfassung des *Lycei Ulrico Georgii* in Aurich, gezogen aus *Pommers* Nachricht von der Ulrichsschule zu Aurich. Vom Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. Das Lyceum *Ulrico Georgium* verdankt seine erste Stiftung dem Grafen Ulrich II von Ostfriesland im Jahre 1646. Im J. 1775 wurde für dasselbe eine neue Schulordnung entworfen; in dem Jahre 1812 ward dasselbe der französischen Kaiserl. Universität einverleibt, dagegen aber seit der Vereinigung Ostfrieslands mit Hannover für dasselbe auf eine höchst liberale Weise gesorgt; ein neues Schulgebäude aufgeführt, die Lage der Lehrer verbessert, und die innere Organisation des Lyceums neu geordnet. Am 22 April 1822 ward das so wiederhergestellte Lyceum feyerlich eingeweiht. XXV. Nachricht von den bey Abbruch des ehemaligen Franciskanerklosters zu Göttingen im J. 1820 entdeckten Merkwürdigkeiten (nebst einer Kupfertafel). Vom Hn. Regierungsrath *Blumenbach* in Hannover. Bey der Aufnahme des Fussbodens der Kirche fand man die Gräber verschiedener Glieder des fürstl. braunschweigischen Hauses. Die Überreste der fürstlichen Leichname wurden zu Hannover in der fürstlichen Gruft beygesetzt. XXVI. Anzeige von vaterländischen Schriften; nämlich: Almanach der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen auf das Jahr 1821. Mit fünf Kupfern. Erster Jahrgang. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab. 1821. X und 119 S. 12. Auf das J. 1822. Zweyter Jahrg. XII und 216 S. 12. 2) Verhandlungen der ostfriesischen Stände, die in dem Fürstenthume Ostfriesland anzulegenden Vereinigungstiefen betreffend. Emden, 1821. X u. 84 S. 8. 3) Ein Blick auf die Geschichte des Königreichs Hannover. Von *Karl Christian v. Leutsch, stud. juris.* Leipzig, bey Serig. 1822. 92 S. 8. 4) Nachricht von der Ulrichsschule zu Aurich; nebst einer Rede bey Legung des ersten Steins zum neuen Schulgebäude und einigen Bemerkungen, den öffentlichen Unterricht betreffend. Von *Cornelius Pommer*, Director und erstem Lehrer dieser Schule. Aurich, 1821. 100 S. 8. 6) *Memoirs of the last ten Years of the reign of George the second. By Horace Walpole, Earl of Oxford. From the original MSS.* Vol. I. London, 1822. L u. 536. Vol. II. XI u. 536 S. in 4. 6. 7. 8. *Ceremonial of the coronation of his sacred majesty King George the fourth in the abbey of St. Peter Westminster.* Westminster, 1822. 4 Blätter in Fol. *Key to the pictural representation of the procession at the coronation of His Majesty George IV on the* 9 *July* 1821. S. 13. *Coronation of his most gracious majesty King George the IV.* Published by Humphrey 1821. XXVII. Miscellen. 1) Neuentdeckte Stahlquelle im Dorfe Heddingen, Amts Rothenburg. 2) Anfrage. 3) Herzogs Christians Schreiben an König Gustav Adolf von Schweden, wegen Einräumung der Stadt Duderstadt. (Ungedruckt). 4) Nachricht von einer Reliquie des Feldzugs in Morea. 5) Angetriebene Mumien (aus einem Briefe aus Stade). Zweyter Band. I. Einige Beyträge zu einer Lebensbeschreibung des Ernst Conrad von Brinken, gewesenen Pastors zu Gross-Tmülzstedt, Erfinders mehrerer Instrumente, wodurch die Meereslänge gefunden werden sollte, vom Herrn Domprediger Dr. *H. W. Rotermund* in Bremen. II. Heinrich Brun, der allererste ostfriesische Reformator, vom Hn. Pastor Dr. *Gittermann* in Emden. Heinrich Brun (*Henricus Brunó* oder *Brunius*), vor der Reformation katholischer Priester, trug zuerst im J. 1519 unter der Regierung

des Grafen Edzard I zu Aurich, die evangelische Lehre vor; im J. 1526 oder 1527 starb er. III. Denkmahle des friesischen Königs Radbod I, noch jetzt in Ostfriesland vorhanden, vom Hn. Pastor Dr. *Güttermann* in Emden. IV. Noch Etwas über das Justizwesen der Stadt Buxtehude, vom Hn. Stadtsecretär *Meyer* daselbst. V. Über einen in Ostfrieslands Möören ausgegrabenen uralten Leichnam. (Nebst einem Steindrucke Taf. I.) Vom Hn. Justiz-, Canzley- und Consistorial-Director, Ritter *von Vangerow* in Aurich. Der hier erwähnte Leichnam ward im Juny 1817 im Bezirke des Amts Friedeburg in Ostfriesland beym Ausgraben des Moores aufgefunden, nachdem er wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte unter der Erde gelegen hatte. VI. Über die ehemaligen Grosvögte in Calenberg, vom Hn. Geh. Rathe, Ritter *von Spilker* in Arolsen. VII. Zur Kunde des Aberglaubens im Fürstenthume Lüneburg. Mitgetheilt vom Hn. Zöllner *Manecke* in Lüneburg. 1) Hexen in Hitzacker (aus einer ungedruckten Chronik der Stadt Hitzacker). Im Jahre 1610 wurden 10 Personen wegen Hexerey und Zauberey zu Hitzacker verbrannt. 2) *Sectio fabulosa*, von den Zwergen. 3) Von der Wiege. VIII. Einige Beyträge zur älteren Geschichte des Amts und der Stadt Nienburg, vom Herrn Cammersecretär *Dommes* in Hannover. IX. Erinnerung an den Maler Georg Brandt, vom Hn. *Georg Haake* in Zelle. Georg Brandt war zu Lüneburg 1622 geboren, hielt sich vorzüglich in Zelle auf, und malte nicht nur einzelne Bildnisse, sondern auch Gastmähler, mit vielem Fleiſs und prachtvoller Farbengebung. X. Versuch einer Geschichte des Kirchen-, Schul- und Armenwesens der Stadt Münden, vom Hn. Pastor *F. G. F. Schläger* in Lauterberg. (Die Fortsetzung folgt). XI. Zur Biographie des Stadthalters Friedrich Schenk von Winterstedt. Aus archivalischen Nachrichten gezogen, und mit einigen ungedruckten fürstlichen Handschreiben begleitet, vom Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. Das interessante Gemälde eines merkwürdigen Charakters aus der Zeit des 30jährigen Krieges. XII. Der Lauf der Weser, dargestellt vom Hn. Regierungs- und Wasserbaurath *Nauk* in Minden. (Mit einer lithographirten Charte. XIII. Das Bützenbette bey Sievern, im Amte Bederkesa. (Nebst einer Abbildung in Steindruck). Vom Hn. Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. Das Denkmahl gehört in die Classe der Hünengräber, und besteht gleich diesen aus rohen, unbearbeiteten Granitblöcken. XIV. Verhandlungen der dritten Diät der zweyten allgemeinen Stände-Versammlung des Königreichs Hannover, vom Hn. Hof- und Canzley-Rathe Dr. *Spangenberg*. Ein kurzer, zweckmäſsiger Auszug aus den gedruckten Acten der Ständeversammlung für das gröſsere Publicum. XV. Miscellen. 1) Errichtung einer Creditanstalt für die Herzogthümer Bremen und Verden, und des Landes Hadeln. 2) Errichtung eines Schullehrer-Seminars zu Stade. 3) Hans Raphon, der Maler aus Einbeck. 4) Johannes Kleckereyen aus Einbeck. 5) Reliquie des tapferen Herzogs Christian von Braunschweig. Diese Reliquie besteht in der vollständigen Rüstung des Herzogs, welche in dem gräflich Veltheimischen Schlosse zu Harpke aufgestellt ist. 6) Die Feyer des 72sten Geburts- und des 50sten Doctor-Promotionstages des Hn. Hofraths und Leibmedicus Stromeyer zu Göttingen, den 4ten Jun. 1822. 7) Volkssagen. *a*) Die Nonne; *b*) der schwarze Hund. 8) Samuel Christian Pape, Prediger zu Nortleda im Lande Hadeln, ein ausgezeichneter Dichter, vorzüglich im Fache der Romanze und Ballade. XVI. Über das neue Universitätsgericht in Göttingen, von dem Hn. Universitätsrath Dr. *Österley* daselbst. Eine bündige Darstellung der seit dem 1 Octbr. 1821 eingeführten neuen Organisation des Göttingischen Universitätsgerichts, welches gegenwärtig aus dem jedesmaligen Prorector, zwey Universitätsräthen und einem Secretär besteht. XVII. Ueber die neu angelegte Speiseanstalt für kranke Studirende zu Göttingen, von Demselben. XVIII. Badeanstalt zu Göttingen, von Demselben. XIX. Über ein in Brüssel in der Beguinenkirche befindliches Denkmahl, das durch Inschrift und Wappen der Landesgeschichte anzugehören scheint, vom Hn. Geh. Rathe Ritter *von Spilker* in Arolsen. XX. Geschichte und gegenwärtige Verfassung des evangelischen Gymnasii zu Osnabrück, vom Hn. H. und C. R. Dr. *Spangenberg*. Das evangelische Gymnasium zu Osnabrück ward gegründet von dem dortigen Stadtmagistrate 1595, und erhielt 1798 eine neue verbesserte Ordnung. Ein neues Gebäude erhielt dasselbe 1817; auch ward die Bibliothek desselben ansehnlich vermehrt. XXI. Beyträge zur Kenntniſs des hannoverschen Wendlandes im Fürstenthume Lüneburg, vom Hn. H. und C. R. Dr. *Spangenberg*. Ist gleich die wendische Sprache seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts im Lüneburgischen völlig ausgestorben, so hat sich dennoch bey den Nachkommen der Wenden daselbst noch manche eigenthümliche Sitte erhalten, worüber hier einige interessante Nachweisungen gegeben werden. XXII. Einige historische Bemerkungen über die vaterländische Rechtspflege älterer Zeiten, besonders im Amte Gifhorn, vom Hn. Amtm. *von Uslar* daselbst. XXIII. Skizzirte Geschichte des Landes Hadeln, vom Hn. Gerichtsverwalter *Dannenberg* in Rotenburg. XXIV. Übersicht der vaterländischen Gesetzgebung des Jahres 1821 bis 1822, vom Hn. H. und C. R. Dr. *Spangenberg*. Gleichwie die oben angeführte Übersicht der Verhandlungen der allgemeinen Ständeversammlung, für das gröſsere Publicum bestimmt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 2 3.

GESCHICHTE.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Neues vaterländisches Archiv* (,) *oder Beyträge zur allseitigen Kenntniss des Königreichs Hannover* (,) *wie es war und ist.* Begründet von *G. H. G. Spiel*(,) u. s. w. Fortgesetzt von *Ernst Spangenberg* (,) u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

XXV. Über die ehemalige Reichsunmittelbarkeit der Stadt Verden, vom Hn. Senator *Pfannkuche* daselbst. XXVI. Aus dem Leben des Obersten Georg von Holle. Ein Beytrag zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts, vom Hn. *Drosten v. Holle* zu Burgdorf. In den Zeiten der Condottieri machte sich auch Georg von Holle als ein solcher bekannt, der mit selbst geworbenen Truppen den Fürsten zu Hülfe zog. Von 1542 bis 1564 diente er verschiedenen Fürsten und Herren, und nahm gleich wie Hilmer von Münchhausen, ein ebenfalls berühmt gewordener Anführer, an den meisten Händeln in Deutschland, den Niederlanden und Dänemark, thätigen Antheil. Im J. 1576 starb er, nachdem er die letzten Jahre auf seine Güter in der Nähe von Minden sich zurückgezogen. XXVII. Kurze geschichtliche Darstellung und Beschreibung des jetzigen Zustandes des Bades zu Hiddingen, Amts Rotenburg. (Eingesandt). XXVIII. Noch etwas über die römische Brücke. Vom Hn. Bürgermeister Dr. *Behnes* in Lathen. (Mit einem Steindrucke.) Zugleich Nachricht von mehreren in der Nähe der holländischen Grenze gefundenen Münzen aus dem 14ten Jahrhundert. XXIX. Versuch einer Geschichte des Kirchen-, Schul- und Armenwesens der Stadt Münden. Vom Hn. Pastor *Schläger* zu Lauterberg. (Fortsetzung von No. X.). XXX. Nekrolog. 1) Johann Dominicus Fiorillo, durch seine Schriften allgemein bekannt, starb zu Göttingen den 10 Sept. 1821, 73 Jahr alt. Seine vornehmsten Lebensumstände und seine Schriften sind verzeichnet in Pütter's akademischer Gelehrtengeschichte von Göttingen, fortgesetzt von *Saalfeld*. S. 370. 2) *Friedrich Benjamin Osiander*, gleich dem eben genannten in der ganzen literarischen Welt einer der berühmtesten Namen, starb den 25 März 1822, 63 Jahr alt. S. über ihn Saalfeld a. a. O. S. 309. 3) *Dietrich Heinrich Stöver*, geb. zu Verden den 19 Jul. 1769, seit 1793 Redacteur des hamburgischen unparteyischen Correspondenten, starb zu Hamburg den 13ten April 1822. 4) *Wilhelm Herschel*, geb. den 15 Nov. 1733 zu Hannover, durch eigenen Fleiss und eifriges Studium einer der ersten Astronomen seiner Zeit, starb zu Slough den 27 Aug. 1822, im 89 Jahre seines Alters. 5) *Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr*, geb. zu Dübber in der Grafschaft Hoya den 21 Jul. 1752, 1787 Oberappellationsrath in Zelle, 1806 preussischer Kammerherr und Legationsrath, dann als preussischer geheimer Legationsrath Resident zu Rom, 1816 aber preussischer Gesandter zu Neapel, wo er am 26 Jul. 1822 starb. Seine verschiedenen berühmt gewordenen Schriften über die Kunst sind hier sorgfältig verzeichnet. XXXII. Übersicht der vaterländischen Literatur von Ostern 1821 bis Michaelis. (Vergl. N. V. Archiv Bd. I, S. 338 f.). *Memoirs from 1758 to 1765, by James Carl Waldegrave, K. G. etc.* London, 1821. 4. 2) Geschichte und Beschreibung der Stadt Helmstädt, von *Friedr. Aug. Ludowig*. 1821. 8. 3) Verzeichniss der im hannoverschen Magazin vom Jahre 1821 enthaltenen, zur Vaterlandskunde gehörenden Aufsätze. 4) Gutachtliche Vorschläge über die Einrichtung einer Spar- und Creditanstalt für die Herzogthümer Bremen und Verden und das Land Hadeln. Stade, 1822. 4. 5) Kurze Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Lycei zu Aurich, von *C. Pommer*. Aurich, 1822. 8. 6) Beyträge zur chorographischen Kenntniss des Flussgebiets der Innerste, in den Fürstenthümern Grubenhagen und Hildesheim. Eine gekrönte Preisschrift von *Meyer* u. s. w. Göttingen, 1822. 8. 7) Vollständige Sammlung der Gedichte, welche Sr. Majestät Georg IV im Königreiche Hannover überreicht wurden u. s. w. Hannover, 1822. 4. 8) Authentische und vollständige Beschreibung aller Feyerlichkeiten, welche in den hannoverschen Landen bey Anwesenheit Sr. Maj. George IV veranstaltet sind, von *Dittmar*. Hannover, 1822. 9) Beschreibungen der Feyerlichkeiten, welche bey der Anwesenheit S. M. George IV von der Stadt Göttingen begangen worden. Gött., 1822. 4. 10) *Arend's* Ostfriesland und Jever u. s. w. 3 Theile. Hann., 1822. 8. 11) Von *Halem* die Insel Norderney und ihr Seebad. Hann., 1822. 8. 12) Grundsätze der Geographie von Ostfriesland, von *G. Ch. H. Gittermann*. Emden, 1822. 8. 13) Zellische Nachrichten für Landwirthe u. s. w., von *L. O. R. Meyer* und *O. B. C. Schaake*. Bd. I. Hann., 1820. 4.

14) Zeitschrift für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege im Königreiche Hannover u. s. w., von *Duve*. Bd. I. Heft 2. Lüneburg, 1822. 8. 15) Actenstücke der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover. Hann., 1822. 4. 16) Verbesserungen und Zusätze zum *Hagemannschen* Commentar über das Zellesche Stadtrecht. Zelle, 1822. 8. 17) Tabellarische Zusammenstellung der in den althannov. Provinzen, insbesondere in dem Fürstenthume Lüneburg und Calenberg und in dem Herzogth. Bremen und Verden, auf die einzelnen Verbrechen gesetzten Strafen. Stade, 1822, in Fol. 18) *Weidmanns* Geschichte des Klosters Loccum, herausgegeben von *Küster*. Gött., 1822, in 4. 19) Abriss einer Geschichte des Königreichs Hannover und des Herzogth. Braunschweig. Von Dr. *P. von Kobbe*. Gött., 1822, in 8. 20) Dr. *C. Venturini*, Umriss der Hannov. Braunschweig. Volks- und Fürsten-Geschichte. Helmst., 1822. 8. 21) Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. Von *A. C. Wedekind*. Hamb., 1822. 8. 3tes Heft. 22) Feyer des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule der Julia-Carolina zu Helmstädt, im May 1822 u. s. w., Helmst., 1822. 4. 23) Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des Hannov. Staats bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind; herausgegeben von *Spangenberg*. 4ter Theil, 2te Abtheilung. Hannover, 1822. 4. 24) Leitfaden zum Confirmandenunterricht über den Hannov. Landeskatechismus, von *C. F. Kolbe*. Gött., 1822. 8. XXXIII. Miscellen. 1) Über eine nothwendig scheinende Verbesserung des Notariatssignets, von Hn. Dr. *Beste*. 2) Capitalwerth von Ostfriesland. Der Totalwerth des gesammten unbeweglichen und beweglichen Eigenthums wird berechnet zu 64,904,383 Rthlr. 3) Verbesserung der Pfarren in Ostfriesland. 4) Englische Medaille auf die Wiedervereinigung Hannovers. 5) Herzog Ottos Schreiben an den berühmten *Caselius*, wegen des Unterrichts seiner Prinzen (ungedruckt). 6) Herzog Heinrichs von B. L. Zelle Gerechtigkeitsliebe. (Aus *Korns* ungedruckter Chronik von Zelle.) 7) Bemerkungen zu dem 2ten Bande dieses Archivs, von mehreren Vaterlandsfreunden mitgetheilt. 8) Noch Etwas über den *Estorff*'schen Begriff der Lüneburgischen Landesprivilegien. Vom Hn. Zöllner *Manecke* in Lüneburg. 3ter Band: I. Die Prinzessin von Stargard. Aus einem alten *Chronicon coenobii Monialium Hinhusen*; mitgetheilt vom Hn. Regierungsrath *Blumenbach* in Hannover. II. Versuch einer historischen Entwickelung der Verfassung der Grafschaft Hohenstein. (Eingesandt.) Eine vorzüglich gründliche Abhandlung. Möchten wir viele solche Bildungsgeschichten deutscher Verfassungen erhalten! III. Beytrag zu der früheren Geschichte und Universität zu Göttingen, (Correspondenz des Ministers *von Münchhausen* mit *Abr. Gotth. Kästner*.) IV. Versuch des Kirchen-, Schul- und Armen-Wesens der Stadt Münden. Vom Hn. Past. *Schläger* in Lauterberg (Schluss). V. Aufhebung der Universität zu Lingen, und Verwandlung derselben in ein Gymnasium. Vom Hn. H. und CR. Dr. *Spangenberg*. Die am 14 Sept. 1697 zu Lingen gegründete, seit 1806 kränkelnde Universität ward am 19 April 1820 in ein Gymnasium verwandelt. VI. Einige Beyträge zu einer Geschichte der Stadt Zelle (nebst einem Steindrucke und einem Kupfer). Vom Hn. H. und CR. *Spangenberg*. VII. Hodecke von Winzenburg, dessen Thaten und ehemalige Existenz. Vom Hn. Amtmann *Schuch* in Hildesheim. Über die Volkssage von dem Hausgeiste Hodecke oder Hutchen zur Winzenburg. VIII. General-Übersicht der Ellenzahl und des Werths der in den Jahren 1821 und 1822 auf dem sämmtlichen Leggen in dem Göttingischen, Grubenhagenschen, Lüneburgischen, Hoyaischen und Hildesheimischen gezeichneten Linnen. Mitgetheilt vom Regierungsrath, Ritter *Dommes* in Hannover. Im J. 1821 belief sich die gesammte Zahl der Ellen auf 5,530,606, im J. 1822 auf 5,863,863, der Geldwerth in letzterem Jahre auf 458,817 Rthlr. 18 gr. XI. *Carl Adolph*, Freyherr v. *Ompteda*. (Eine biographische Skizze.) Geb. zu Hannover den 6 Jan. 1771, starb derselbe als Oberappellationsrath zu Zelle am 15 May 1817. X. Übersicht des vom 1 Jul. 1821 bis ult. Jun. 1822 aus der Saline zu Lüneburg abgegangenen Salzes. (Eingesandt) Im Ganzen wurden von der Saline abgesetzt: 5087 Last und 3 Säcke. XI. Über ein verlorenes bremisches Todtenbuch, und die Möglichkeit, in Rom, Stockholm und Kopenhagen noch unbekannte Quellen zur bremischen Geschichte zu finden. Eine Auffoderung an alle Freunde der Geschichtsforschung. Von dem Hn. Geh. R. Ritter *von Spilker* zu Arolsen. XII. Miscellen. 1) Herzog Heinrichs des Jüngeren Rescript an den Rath Platen von Helmersen, dass er statt Wein Wasser trinken solle. (Ungedruckt.) 2) Berichtigung. 3) Reorganisation des Universitäts-Gottesdienstes in Göttingen. Am 30 Dec. ward daselbst die neue Universitätskirche feyerlich eingeweiht. 4) Die Hespine. 5) Funfzigjähriges Dienstjubiläum des Hn. Hofraths und Landsyndicus Dr. *Jacobi* in Zelle. 6) Wassermangel im Januar d. J. 7) Beschreibung eines im Herzogthume Bremen und Verden im Amte Rotenburg, in einem herrschaftlichen Forstorte stehenden Denksteins. 8) Ablieferung von zwey Hahnen, jeder in einem Strohhute, am heiligen drey Königstage vor Sonnenaufgang an die Stadt Walsrode. 9) Anfrage. 10) Anzeige von Dr. *Hünes* demnächst zu erscheinender Geschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig. XIII. Ein paar Vermuthungen über die zu Brüssel begrabenen *Demoiselles de Brunsvic et Lunebourg*. Vom Hn. Cammerrath Dr. *Lüdersen* in Braunschweig. XIV. Bemerkungen über denselben Gegenstand. (Eingesandt.) XV. Vom vormaligen *Bot-ding* zu Stade. Vom Hn. Dr. *Freudentheil* zu Stade. XVI. Über das ehemalige, nachdem in ein Domanialgut verwandelte Kloster Wittenburg. Von dem Hn. Geh. Rath Ritter *von Spilker* zu Arolsen. XVII. Erinnerungen an *Abr. Gotth. Kästner*. Nebst einigen ungedruckten Sinngedichten und Auszügen aus seiner Correspondenz. Mitgetheilt von Hn. *Volkmar* in Göttingen. XVIII. Aufbindung alt-

deutscher Begräbnisse aus der heidnischen Zeit, in der Gegend von Göttingen. Vom Hn. Hofr. und Prof. *Hausmann* daselbst. Entdeckung eines wahrscheinlich zum Verbrennen der Leichen bestimmt gewesenen Heerdes am Hainberge im Sommer 1822. XIX. Das Gefecht bey Lüneburg am 2 Apr. 1813. (Mit einem Steindrucke. Eingesandt.) XX. Beyträge zur Geschichte und Verfassung der Stadt und des Amtes Burgdorf. Vom Hn. Drost *von Holle* zu Burgdorf. XXI. Christian Daniel von Finkh, der Märtyrer deutscher Freyheit. Vom Hn. Landrath und Bürgermeister *Johann Kobbe* in Stade. Erinnerung an eine der vielen Opfer der Tyranney aus der letzten Zeit der französischen Herrschaft in Deutschland. Bekanntlich wurde der damalige Tribunalrichter von Finkh, weil er an der Spitze einer von dem Unterpräfecten Frochet selbst bey seiner Flucht ernannten Regierungs-Commission während der ersten Anwesenheit der Russen gestanden, auf Vandammes Befehl als Urheber und Beförderer der Oldenburgischen Volksbewegungen vor ein Kriegsgericht gestellt, und am 10 Apr. 1813 erschossen. XXII. Generalextract aller Geborenen, Confirmirten, Copulirten und Gestorbenen im dem Königreiche Hannover, vom 1 Jan. 1822 bis dahin 1823. Geboren wurden überhaupt 52,404; es starben 31,573; confirmirt wurden 33,952; copulirt wurden 12,412 Paare. XXIII. Skizze des Kreises Meppen und der Bewohner desselben. Vom Hn. Bürgermeister Dr. *Behnes* in Lathen. XXIV. Miscellen. 1) Noch Etwas über *Otto von Estorff* und dessen Auszug der Landesconstitutionen. 2) Anfrage, die Lauenburgische Geschichte, besonders den Kanzler Goeckhusen betreffend. 3) Bemerkungen zum zweyten Bande des neuen vaterländischen Archivs. 4) Etwas über einige wünschenswerthe Verschönerungen der Stadt Zelle. 5) Ankündigung einer neuen Ausgabe von *Strubens* rechtlichen Bedenken. — Aus den angegebenen Überschriften der in den vorliegenden drey Bänden des neuen vaterländischen Archivs enthaltenen Aufsätze geht schon hinreichend hervor, dass dieselben den früheren Bänden in nichts nachstehen, und gewiss wird jeder Freund der Hannoverschen Staatskunde mit uns in den Wunsch einstimmen, dass sich diese gehaltvolle Zeitschrift einer langen, ungetrübten Fortdauer erfreuen möge.

A. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Merseburg, b. Sonntag: *Meine Reise durchs Leben, oder die Kunst, in bona pace zu leben.* Herausgegeben von *D. C. M. Rittler.* 1823. 16 Bogen in 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Nachsatz: „oder" auf dem Titel schien Rec. etwas auf etwas Burschikoses zu deuten, und er nahm daher das Buch mit einigem Misstrauen in die Hand, kann aber versichern, dass er manches Gute und Nützliche, wenngleich wenig Neues, darin gefunden hat. Die Vorrede des Hn. Doctors hat wieder einige von den Geniezügen, welche schon früher von dem Recensenten des Trenk'schen Lebens in diesen Blättern gerügt worden sind. Dieselbe Affectation und Bizarrerie in Sprache und Wortfügungen, dieselben Wunderlichkeiten, wovon wir nur Weniges ausheben wollen. S. VII heisst es: „Sollte auch nur Einer meiner Reisegefährten (das ist ohne Figur: *meiner Leser*) nach jenen unbekannten Regionen aus diesem in aller Stille zwischen den Strömen *Knigge* und *Pockels* hinrieselnden Bächlein schöpfen zur Beförderung seiner Wohlfahrt und Ruhe: so will ich gern mein Haupt neigen ins kühle Grab, und, guter That bewusst, frohen Muthes hinüberschreiten ins lichte und dornenlose Gebiet der Verklärten." Der Stationen dieser Reise sind vier, mit den Überschriften: 1) *Des munteren Kindes unschuldsvolle Jahre.* — 2) *Herkules am Scheidewege, oder des Jünglings schwerer Prüfung Tage.* — 3) *Der Ernte goldene Zeit*, und 4) *Das Abendglöcklein tönt dem müden Wanderer.* (Kürzer: Das Kind — der Jüngling — der Mann — der Greis.) Es ist möglich, dass es eine wahrhafte Reisegeschichte sey, obgleich auch, wie z. B. S. 196, manche Erdichtungen mit unterlaufen mögen. Wenn nur der Greis in 66 Jahren natürlich schreiben gelernt hätte, und sich nicht noch im Alter in Affectationen gefiele! Auch Verse sollte er nicht machen wollen; denn die gereimten Überschriften der Stationen sind in Wahrheit von geringem Werth. Die erste Station ist die unbedeutendste, und erzählt Dinge, die wir nicht glauben können. So heisst es z. B.: „Ich habe mir beständig Mühe gegeben, es mit Niemand zu verderben." Wenn aber der Hr. Doctor, während seine Mitschüler in der Schule lose Knabenstreiche machten, zum Fenster hinaussah, damit der Lehrer sie tapfer durchprügeln, ihn aber, als den Gesittetsten, verschonen sollte: so zweifeln wir, dass die Anderen damit zufrieden, und dass er *darum* allgemein geliebt gewesen sey, weil er immer den ersten Platz behauptet habe. — Schwerlich wird ein verständiger Rector am Grabe eines Schülers so malerisch von „Onanie" sprechen, als hier S. 12 und 13 — und wenn der Vf. S. 171 so züchtig schreibt: warum that er es nicht auch S. 57, wo ein Ausdruck vorkommt, den wir nicht erwartet hätten. — Wenn der kaufmännische Lehrherr *Reinike* (S. 46) sagt: „Ich will Leute von festem Charakter haben": so hätte er bedenken sollen, dass ein fester Charakter sich selten vor dem Mannesalter bildet, und dass Lehrlinge von 16 — 18 Jahren ihn noch nicht haben können. — Das Beyspiel S. 47, um vor der Spielwuth zu warnen, ist gut gewählt. — Die Geschichte des jungen Triestiners aber glaubt Rec. schon öfter gelesen zu haben. — *Lavatern* gebührte wohl (S. 71) wegen seiner Physiognomik nicht das Prädicat: „der hellsehende," denn seine Einbildungskraft hat ihm bekanntlich manchen schlimmen Streich gespielt. Wenn er den tölpischen *Gassner* für einen *Auserwählten Gottes*, und eine *Viehmagd* für eine Prophe-

nsah: so beweist diess hinlänglich, dass ihm das iognomische Gefühl betrogen habe. — Der von m unbesonnenen Spieler gebrauchte Ausdruck: Ausgeflöhter" ist gemein, sowie die Warnung lem Reisen in Bäder höchst einseitig. Über die Pflicht, sich in die Gebräuche und Sitines Landes zu schicken, das man durchreist, — die Bewahrung der Geistesgegenwart — über Nothwendigkeit, sich der Begierde zu entwöhnen, jenseits ferner Meere sein Glück zu suchen u. s. w., findet man, sowie über das häusliche Leben, viele brauchbare Vorschriften. — Die 4te Station ist — wie die erste — schwach, denn der Vf. lässt sich in die Erörterung von Dingen ein, von denen entweder kein Mensch etwas Bestimmtes weiss, oder von denen man in manchen anderen Büchern ungleich Gediegeneres findet.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Über Alter und die Unsterblichkeit der Seele*, nach dem Cicero bearbeitet, und mit eigenen Zusätzen vermehrt. Von *Gottfr. v. Wehren.* 1819. 77 S. 8. (6 gr.)

Der Titel dieser Schrift ist sehr täuschend und unverlich. Die Worte: *Über das Alter* — mit dem Beysatze: *dem Cicero frey bearbeitet* — führen natürlich zuerst auf Gedanken, dass hier eine freye Übersetzung des Ciceroren *Cato major*, etwa mit einer Erklärung oder mit Beyn, anzutreffen sey. Diese Erwartung wird aber wieungewiss durch die beygefügten Worte: *und die Unsterbkeit der Seele*, weil sie der Titel *der Ciceronischen* Schrift t hat, und überhaupt diese Materie in der Schrift: *de ctute* nicht ausgeführt ist. Nun lese man also selbst, um dem Inhalte der Schrift den Sinn des Titels abzunehmen. rst findet sich eine kurze Zueignung an den Fürsten Blü-. Hierauf die Vorrede, welche sagt: „Beym Hinscheigewährt uns nichts einen grösseren Trost, als der Gete an die Unsterblichkeit; da es aber eine grosse Anzahl gter Menschen giebt, die über die Fortdauer der Seele rankend sind: so habe ich mein Scherflein für Seelenbegung des Alters beytragen wollen." (Zu den hie und da nmatisch- oder logisch-unrichtigen Redeformeln und ih- Verbindungen mit einander gehört schon dieses: *Seelenhigung des Alters.* Wie wenn das Alter *in abstracto* eine e hätte, die beruhigt werden könnte.) „Meines Dafürens habe ich in meinem Werkchen manchen kühnen Geken erregt, der den Forscher zum Nachdenken führt." folgt der Aufsatz selbst, in Form einer Epistel, mit Anrede: „Mein Freund!" Gleich im Anfange giebt der einen Aufschluss über den Titel, wenn er sagt: „Ich will mit dem bekannt machen, wie die Weisen der Vorzeit r das Alter und über die Unsterblichkeit der Seele gedacht, davon geurtheilt haben." — Die gute Absicht des Vfs. nicht zu verkennen. Auch werden seine Bemerkungen von achen nicht ohne Erbauung und Beruhigung gelesen wer-. Er spricht mit voller Überzeugung, und verräth, dass über seinen Gegenstand nachgedacht, und Mehreres darüber esen habe. Aber tadelnswerth ist, dass Titel und Vorrede ausführliche Darstellung und Entwickelung derjenigen ndsätze und Meinungen erwarten lässt, welche die alten losophen, besonders unter den Römern Cicero, in Beziehg auf Alter und Fortdauer der Seele nach dem Tode, get haben. Diese Erwartung wird wenig erfüllt, da der nur hie und da aus der griechischen und römischen Geichte Beyspiele von einzelnen Äusserungen und Thaten bemter Männer kurz anführt, die überhaupt in einer näheren oder entfernteren Beziehung auf die vorliegende Materie stehen. Etwas Weniges ist aus Cicero's *Cato M.* genommen. — Vornehmlich aber ist der Mangel an logisch-genauer Verbindung auffallend. Der Vf. geht oft von einer Materie, die kaum berührt, oder wenigstens nicht ausgeführt worden war, zu einer anderen über, und sogleich kommt oft wieder etwas Anderes, das zum vorliegenden Zweck entweder gar nicht, oder nur auf eine ganz entfernte Weise gehört. Manches Unlogische in der Gedankenreihe, in den Beweisen und Beyspielen — Inconsequenzen, einseitige, halbwahre, auch ganz falsche und triviale Bemerkungen, finden sich hier, und keine Spur von kühnen Gedanken, die im Anfang versprochen werden. — Auch sollten die Urtheile zum Theil richtiger gefällt und ausgedrückt seyn. Z. B. S. 15: „Das verlebte Alter, wiewohl es andauernd gewesen, ist ein dumm verlebtes Alter, wenn es uns keinen Trost und Zurückblick in unser zurückgelegtes Leben gewährt." Der Ausdruck *dumm*, der mehrmals vorkommt, wie *Dummheit*, muss hier pöbelhaft erscheinen, und überdiess sagt er nicht genug. Denn *wer* keinen Trost hat beym Rückblick in sein zurückgelegtes Leben, der hat nicht nur *dumm*, sondern *unsittlich*, *schlecht*, *unthätig für Gute* gelebt. Welch' ein Mangel an Ordnung und Verbindung S. 16: „Winter, Frühling, Sommer und Herbst wechseln stets regelmässig auf ihr (der Erde) ab; sie bringt mit jedem Jahre oft reichlich, und zuweilen kärglich, die Nahrung für Menschen und Thiere hervor. In einem wohleingerichteten Staate sollten Magazine seyn, die die Noth der Menschen abwehrten." Wie gehört das Letzte hieher? S. 19 scheint nach der Verbindung mit dem Vorhergehenden die Sittenverbesserung, Treue und Frömmigkeit befördert zu werden, wenn der Mensch vor Allem genügsam, der Unterthan nicht mit zu grossen Abgaben belegt, und eine Kleidertracht in allen Ständen eingeführt würde. Welche Absprünge vom Wesentlichen! Welche wirkende Ursachen einer so grossen Wirkung, wie Sittenverbesserung ist? Über Kleidertracht und Kleiderpracht kommt hier manches Triviale, auch Einseitige und Halbwahre vor, das Rec. nicht ausheben will. Nun kehrt der Vf. wieder zum Alter zurück; aber welcher Zusammenhang! S. 21 nach dem Satze: „Würdige Alte sind gemässigt, nicht lästig, gütig und menschlich gesinnt, nicht grausam," kommt unerwartet die Äusserung: „Die Unschicklichkeit des Betragens junger Menschen und das Benehmen derselben gegen die Menschenpflicht — empfindet das Alter tief." Und so geht es fort, ohne logische Ordnung, oft ganz verworren, auch nicht selten sprachwidrig. Jedoch Obiges wird genügen; zu einer weiteren Exposition fehlt es diesen Blättern an Raum.

Th. T.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.





